Digitized by Google

18 ml

Unterhaltungsblatt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

Jahrgang 1861.

Redigirt

von

Daniel Kranzbühler jun.

Neustadt a. d. H.

Buchdruckerei von D. Kranzbühler jun.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalts-Verzeichniß.

Gedichte.

	Nro.
Zum neuen Jahre	1
Klage, nur verzage nicht	3
Des Weibes Schöpfung	6
Die Wunderblume	9
Relles Heirathsgesuch	12
Das schönere Geschlecht	15
Die Zeit und der Mensch	18
Gaslied	19
Die Heldin von Gaeta	21
Lob der Gäsen	24
Hans und Käthe	27
Mein Herr	30
O lerne lieben	33
Die erste Blüthe	36
Ostern	39
An die Pfalz	40
Die Ehekämpen	41
Nachwinter	45
Warum weinen denn die Reben?	51
Lenz und Erde als Wiedervermählte	54
Elias Himmelfahrt	56
Das Reich Gottes	57
Frühling	60
Frühlings-Trauer	63
Die deutsche Linde	66
Mathäi am Letzten	69
Aesthetisches Leben	72
Turner-Wahlspruch	75
Lampus' Testament	78
Das weinende Mädchen	79
Der Bareplee	81
Die Winde	84
Sehnsucht nach Licht	87
Kampf und Sieg	90
Elias	93
Nachtwächterruf	96
Zum Säcularfest der Domweihe in Speyer	98
Zum erschte Johrmark in Neuschtadt	102
Beilag zum Ehkuntrakt	105
Zum 1. pfälz. Turnfest	108
Gut Heil	111
Der Adler und die Eule	114
Es Herz	117
An Frau Elise Billner	119
Wer ist ein deutscher Mann	123
Sonst und Jetzt	126
Der Geist	129
Vivat der Einundsechsziger	131
Allerseelen	132
Glosse über „Vivat der 61er"	135
Wem gilt dein Lied	138
Die Frauen	141
Das Lied	144
Eine Fußparthie	147
Steter Kreislauf	150
Advent	153
Christnacht	154
Weihnachtsabend	155
Rückblick	157

Digitized by Google

Novellen, Erzählungen, Schilderungen ꝛc.

	Nro.
Das Neustadter Thal	1
Der Collaborator	2
Eine Nacht auf Stenzliewo	2
Kaiserslautern, wie es war ꝛc.	6
Kriegsscenen aus China	7
Die europäischen Großstädte	10
Landwirthschaftliche Zeitschrift	10
Dampf und Schnee	11
Wo im Winter die Schwalben bleiben	13
Ein eifersüchtiger Mann	16
Der Traum eines Speculanten	16
Strenge Winter	17
Aus Garibaldi's Leben	18
Zwei Schwestern	19
Staatenverhältnisse	19
Die Familienbälle in Paris	20
Das Kaffee-Edict	22
Washington's Nebenbuhler, General Lee	23
Ein Göttinger Pereat	25
Die Mutter	27
Peking	28
Louis Napoleon und Louis Philipp	29
Napoleons Winterfeldzug in Rußland.	30
Ein Kopf	33
Ein Abenteuer bei der Perlenfischerei.	35
Ledig oder verheirathet	36
Notizen über die Präsidenten der Vereinigten Staaten	37
Chr. F. D. Schubart	38
Die Spieler	40
Klassischer Mahnbriefsteller	42
Eine räthselhafte Geschichte	43
Ein Abend im Irrenhause	45
Die geheimnißvolle Braut	48
Erhebung einer Stadt	55
Der Hund des Gastwirths	56
Moderne Nibelungen	58
Ein Claqueur	60
Des Malers Schatz	61
Genossenschaftswesen	63
Der Geisbock von Lambrecht	65
Der Föhn	66
Aussehen der Stadt Washington	68
Napoleon I. als Gönner der Tonkunst	69
Eine Hochzeit in Paris	77
Rechenschaftsbericht einer Mutter an ihre Tochter	78
Deutsche Männer-Gesangs-Ztg.	79
Aus der Natur	80
Ein Springbrunnen von brennendem Oel	83
Boxer und Robler	84
Sind Kometen gefährlich	85
Bestrafter Vorwitz	87
Der Thierbändiger	88
Der Pantherjäger	94
Entdecken von Londoner Sträflingen	95
Der Luxus im alten Rom	96
Die Schwester der Kaiserin	97
Ein moderner Selbstmörder	101
Frauenregiment	106
Die verhüllte Hand	107
Lola Montez	109
Thue Gutes, wo sich die Gelegenheit bietet	110
Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs	114
Das Alter der europäischen Kronen	125
Ein Bittgesuch	126
Nordamerikanisches Kriegswesen	127
Amerikanische Studien nach der Natur	128
Eine Einladung	129
Spät, doch nicht zu spät	130
Zu spät	130
Der Schatten	132
Der Goldklumpen	136
Fahnenweihe des Gesangvereins in Mußbach	141
Eine hübsche Belohnung	142
Naivetät oder Unverstand	147
Philadelphia	148
Das unterlassene Testament	149
Die atmosphärische Briefpost in London	150
Sag's deiner Frau	151
Tanne und Pappel	153
Photographische Leiden	153
Weihnachtfrühfeier	154
Geschwisterliebe unter Vögeln	154
Beethoven und die Mondschein-Sonate	155
Das Haberfeldtreiben	155
Der Gorilla	157

Digitized by Google

Gemeinnütziges und Landwirthschaftliches.

	Nro.
Unverbrennliche Kleidungsstoffe	4
Mistverbesserung	5
Bienenzucht	6
Die Gasmaschine	7. 54
Ein neues Loth	8
Sparheerde	11. 48
Flaschenreinigung	13
Frostsalbe	15
Ein Wetterglas	17
Reinigung der Thüranstriche	24
Schonung der Maulwürfe	25
Stubenkehricht	26
Zusatz zum Leberthran	28
Schutz vor Hasen	29
Putzen der Kuh	30
Gegen Feldmäuse	31
Chloroform	33
Die rothe Luzerne	37
Verfälschtes Knochenmehl	40
Raupenvertilgungsmittel	44. 70
Mittel gegen Fliegen, Mäuse ꝛc.	49
Milchbeförderndes Mittel	51
Gummi-Mundstücke	54
Tapetenkleister	55
Förderung des Baumwachsthums	59
Für Spargel-Liebhaber	66
Vertilgung des Unkrautes	67
Wasserglas zum Oculiren	68
Gegen Phosphor-Brandmale	69
Rhabarber als Küchenpflanze	72
Verbesserung des Obstweins	76
Gegen das Dickwerden des Rindviehs	80
Gegen die Klauenseuche	81
Maschinenschmiere	82
Repsstengel zur Fütterung	83
Melken von Erstlingskühen	85
Ertragserhöhung der Kartoffeln	87
Düngen der Weinberge	88
Milchtransport	89
Vertilgung der Feldmäuse	91
Für Maurer und Töpfer	93
Hühnerfutter	96
Vertilgung der Wanzen	98
Gegen aufgesprungene Hände	100
Kartoffelprobe	101
Geronnene Milch brauchbar zu machen	104
Bienen-Pflanzen	105
Futter für Hausgeflügel	106
Gegen die Kartoffelkrankheit	108
Salz-Fütterung	109
Gegen Gift	111. 121
Ausgelassener oder Rosenhonig?	113
Anstrich von Holzwerk	113
Prüfung der Dachschiefer	114
Gegen das Selbstaussaugen der Kühe	115
Den Hühnern den Pips zu vertreiben	116
Reinigung der Erbsen und Linsen	117
Oelkuchen-Fütterung	118
Praktische Goldprobe	120
Schweinezucht	122
Eierproduction	124
Sauerkraut	125
Prüfung der Seide	128
Conservirung der Weintrauben	129
Vertreibung der Ameisen	136
Begießen der Bäume	140
Gegen das Abstoßen der Hörner	141
Krankheit immergrüner Topfgewächse	142
Die italienische Biene	143
Bewahrung des Waizens	144
Unverbrennlichkeit der Spitzen ꝛc.	146
Vergilbte Wäsche weiß zu machen	148
Schutz des Holzwerkes	149
Steinsprengungen mittelst Schießwolle	151
Die Fledermaus	152
Gegen den Magenkrampf	154
Mästung durch Oelkuchen	155
Gegen Rheumatismus	156

Denksprüche und Verschiedenes, Räthsel u. s. w. in fast allen Nummern.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 1. Dienstag, den 1. Januar **1861.**

Zum neuen Jahre!

Seid mir gegrüßt, des Jahres erste Stunden,
Gegrüßt, du holdes neues Jahr!
Dem neuen wandelt sich zur Lebenswiege
Des hingeschied'nen Todtenbahr.
Wer weilet nicht mit Ernst bei dem Gedanken:
Wie Zukunft und Vergangenheit
In stillen Augenblicken sich vereinen
Und wieder trennen? Wie die Zeit
In Jahren und Jahrhunderten entfliehet?
Ein Tropfen jeder Augenblick
Im nie gehemmten Strom vorübergleitet —
Und kehrt nun ewig nicht zurück?
Und wie im Strom der Zeit auch 's Menschenleben
So schnell und unbemerkt enteilt,
Wie selbst der Greis nur wen'ge kurze Jahre
Im Thal der Sterblichkeit verweilt?
Wie Vor- und Nachwelt sich umschlingt und trennet,
Und Tausende, geboren kaum,
Eh' sie mit Selbstbewußtsein noch erwachten,
Vollenden schon des Lebens Traum?

Wie? Traum! Nur solcher wäre 's Menschenleben?
Von Wieg' und Grab umgrenzt das Sein?
Geboren würden wir, zu sterben — blühten
Nur für den Staub? Nein, wahrlich nein!
Nein, Menschen, segnet euer Loos! Unsterblich,
Unsterblich für die Ewigkeit
Seid ihr durch das Gesetz, das Geister adelt,
Schon hier auf Erden eingeweiht.
Gott leitet seine Sonnen, seine Sterne
Jahrtausende auf gleicher Bahn
Und führet durch den Wechsel aller Zeiten
Die Geisterwelt zum höhern Ziel hinan.
Erlöschen mögen Sonnen, mag zertrümmern
Der Welten Bau: ihr, mehr als sie,
Von Gott Beseelte und der höhern Geister
Verwandte, ihr vergehet nie!

Zwar jede Gegenwart eilt unaufhaltsam
Zu der Vergangenheit hinab;
Es sinken fliehend Stunden, Tage, Jahre
Und selbst Jahrhunderte ins Grab:
Doch Menschenkraft bezeichnet sie mit Thaten;
Die Vorwelt wird die Lehrerin
Der Nachwelt; und die Menschheit strebt und ringet
Nach einem höhern Ziele hin.
Und Gottes Reich wird immer näher kommen:
Die heil'ge Wahrheit macht uns frei —
Frei von des Wahns und Irrthums Sklavenbanden,
Frei von des Lasters Tyrannei.

Laß, Ewiger, das Jahr, das wir beginnen,
Der Menschenliebe heilig sein!
Laß Menschen sich dem himmlischen Berufe
Der Wahrheit und der Tugend weih'n!
Religion, so wie der Herr sie lehrte,
Erleucht' und heil'ge Herz und Sinn,
Stärk' uns zum Edlen und sei bis zum Grabe
Uns immer treue Führerin!
Heil allen Guten! Reu' und Bess'rung Jedem,
Der sklavisch noch dem Bösen fröhnt,
Und Jeder, der noch Haß und Feindschaft fühlet,
Sei mit dem Feinde ausgesöhnt!
Trost jedem Leidenden und Hilf' und Rettung!
Und wenn des Geistes Hülle fällt,
Der Todesschlaf das Auge schließet —
Ein sanfter Uebergang zur bessern Welt!

Das Neustadter Thal.

Durch ihre Fülle von Naturschönheiten hat unsre Pfalz bei den Touristen solche Berühmtheit erlangt, daß sie sehr häufig von diesen nach allen Richtungen durchstreift wird. Besonders der Saum des Haardtgebirges sowie die zahlreichen Burgruinen — es sind deren

Digitized by Google

gegenwärtig 62, von denen viele in ihren Trümmern noch großartig — erregen in hohem Grade die Aufmerksamkeit des reisenden Publikums. Faßt man hingegen einzelne Gegenden genauer in's Auge und zieht eine Parallele zwischen Sonst und Jetzt in dem, was sie waren und nun durch des Menschen Hand geworden, so ist der Unterschied ein staunenswerther. In erster Linie steht in dieser Beziehung das Neustadter Thal da. Versetzen wir uns nur etwa 50 Jahre zurück, wie finden wir dasselbe? Wenn nicht gerade verödet, so doch in industrieller Hinsicht noch ganz in seiner Kindheit. Der Hochspeyerbach mit seinen Nebenbächen durchfließt es wild und regellos, an ihm liegen zwischen Frankenstein und Neustadt, einer Strecke von vier Wegstunden, etwa ein Dutzend Mühlen, darunter Mahl-, Säg-, Oel- und Walkmühlen nebst zwei Hammerschmieden; von Fabriken und Maschinen dagegen keine Spur. Der damalige Thalweg zwischen Neustadt und Kaiserslautern ist kaum mit einem unserer heutigen Waldwege zu vergleichen. Der Transport auf demselben war darum ungemein beschwerlich und zeitraubend. Bei nur mittelmäßiger Befrachtung mußte Vorspann requirirt werden. Die Cultur der Wiesen im engen Thalgrunde wie die der Gelände an den Gebirgsabhängen war eine sehr dürftige und armselige; Handel und Industrie waren nach unsern heutigen Begriffen gleich Null, Holzhandel etwa ausgenommen. In pecuniärer Hinsicht herrschte bei den Thalbewohnern mehr Dürftigkeit als Wohlstand.

Sehen wir uns aber einmal heute dieses Thal an. Welcher Contrast! Der Hochspeyer- nebst dem Speyerbach und deren zahlreichen Nebenbächen sind in möglichst schmale Bette eingeengt. Auf der Strecke von Frankenstein bis Neustadt zählt man jetzt 38 und, rechnet man das Elmsteiner Seitenthal hinzu, 47 Mühlen und Fabriken. Auf beiden Seiten des Baches liegen die üppigsten Wiesen, die Bergabhänge rechts und links sind, soweit das Terrain es zuläßt, in fruchtbares Ackerland umgewandelt. Der früher durch Hecken und Stauden führende Thalweg wurde um das Jahr 1824 in eine Kunststraße umgewandelt, welche die wichtigste Verbindungslinie zwischen dem Westrich und der Vorderpfalz wurde und darum bis zur Eisenbahneröffnung (26. August 1849) zu den frequentesten der Pfalz gehörte. In gleicher Weise wurde seit einer Reihe von Jahren die Kanalisirung des Hochspeyer- und Speyerbachs sammt deren Seitenbächen durch das kgl. Triftamt in höchst anerkennungswerther Weise betrieben, um das Brandholz aus den verschiedenen Revieren des Forstamts Elmstein auf genannten Bächen nach den einzelnen Holzhöfen der Vorderpfalz schneller und bequemer flößen zu können. So werden jährlich 19000 Klafter Triftholz als etatsmäßiges Quantum durch das Thal nach der Ebene verbracht. Zu diesem Zwecke wurden in den letzten 30 Jahren gegen 150,000 fl. für Kanalisirung der Thalbäche und sonstige damit in Verbindung stehende Arbeiten verausgabt und werden noch jährlich für deren Unterhalt und Fortsetzung 5—6000 fl. verwendet.

Da die Werkbesitzer durch die Flößerei sich stark beeinträchtigt fühlen, so haben sie in jüngster Zeit auf's Neue Schritte gethan, daß dieser Holztransport zu Wasser in solchen per Achse und Eisenbahn umgewandelt werden möge, wozu die Vollendung der Elmsteiner Thalstraße ungemeinen Vorschub leisten würde. Dem Vernehmen nach aber wurden die Bittsteller abschläglich beschieden.

Als mächtigster Hebel der Industrie des Thales erweist sich aber zweifelsohne die pfälzische Ludwigsbahn, welche es in der Richtung von Osten nach Westen durchläuft. Sie erst gibt dem Handel und Verkehr den rechten Aufschwung, nicht blos in unserm Thal, sondern allerwärts, wo man ihr Netz ausdehnt. Nichts läßt sich dieser höchsten Culturlinie der Gegenwart, diesem Titanenwerk der Neuzeit, an die Seite stellen. Als Maßstab ihrer Beurtheilung erlauben wir uns auf einen Vergleich hinzuweisen zwischen ihr und der Gedenktafel, welche beim Bau der Chaussee zur Erinnerung an den Durchstich eines Bergvorsprungs zwischen Weidenthal und Frankenstein, wobei gewaltige Felsen gesprengt werden mußten, errichtet wurde und folgende Inschrift trägt: Maximilianus Josephus Rex Bavariæ rupem pandit, viam condidit MDCCCXVIV. Schon ihre Anlage durch das mitunter sehr enge und mannichfaltig gewundene Thal, in dem an manchen Stellen Bach und Straße

Digitized by Google

kaum Platz haben, ist in eben so kühner als solider Weise ausgeführt. Man möchte fast sagen, in brüderlicher Einigkeit laufen diese drei in ihrer Art wieder so verschiedenen Transportwege durchs Thal, bald neben, bald über einander und umschlungen, wobei doch wieder die Eisenbahn, als die gewaltigere, dominirt und die beiden andern mehr als Trabanten erscheinen. Sehr malerisch nimmt sich hier der Silberfaden des Baches aus mit einem Streifen schönen Wiesengrüns, dort die Straßenkurve mit ihrem Steingitter neben dem mächtigen Eisenbahndamm, auf dem eben die dampfenden Rosse daherbrausen, über die kolossale Brücke rollen und im nahen Tunnel verschwinden; ferner hier das bunte Gemisch der Waldbäume auf den Höhen, aus denen hie und da die Ruine einer alten Burg hervorschaut, während dort im Thale ein Dörflein sich am Abhange hinschmiegt, oder eine Mühle ihre eintönige Melodie hören läßt.

Genannte Bahn hat auf ihrer 26000 Meter langen Strecke durch das Thal 12 Tunnels, darunter hat der am Heiligenberg eine Länge von 1300 Meter; 16 Mal kreuzt sie die Straße und zwar 3 Mal in gleicher Höhe und 13 Mal durch Brücken von der verschiedenartigsten Construction; der Bach mußte durch vielfache Correctionen geregelt werden und wird 29 Mal, dagegen Wald- und Feldwege wie einzelne Pfade 65 Mal von ihr überschritten, der einzelnen Durchlässe, Abzugskanäle ꝛc. nicht zu gedenken. Außerdem hat die Bahn eine Menge Kunstbauten, großartige Aufdämmungen, eine Masse Einschnitte in Bergvorsprünge ꝛc. aufzuweisen. Auf erwähnter Strecke zwischen Kaiserslautern und Neustadt, welche nach dem jüngsten Fahrplan täglich 26 Züge passiren, haben 104 Bahnwärter die engere Aufsicht über den Bahnkörper.

Dem Alterthumsforscher bietet das Thal folgende elf historische Punkte: die Wolfsburg bei Neustadt, die im reinsten gothischen Style erbaute Klosterkirche in Lambrecht, ferner die Bergruinen Neidenfels und Lichtenstein bei dem Dörfchen Neidenfels, Frankenstein bei Frankenstein, etwa 10 Minuten davon entfernt hinter der ersten Windung eines Nebenthales die Reste der Burg Diemerstein, welche der frühere Besitzer, Herr v. Denis, 1852 mit herrlichen Anlagen schmückte und ein hübsches Landhaus dabei bauen ließ; — im Elmsteiner Thal die Ruinen der Schlösser Erfenstein, Spangenberg, Breitenstein und Elmstein, sowie den Apolloniathurm bei dem Dörfchen Appenthal. Die Gebrüder Wolff von Wachenheim haben als Eigenthümer des Esthaler Privatwaldes vor einigen Jahren am Fuße des Bergkegels, auf dessen Spitze die Burg Erfenstein thront, vis-à-vis von Spangenberg, ein prachtvolles Landhaus erbaut, welches theils als Forsthaus, theils als Absteigequartier für die Besitzer bei Jagden ꝛc. dient und mit beiden sich gegenüber liegenden Burgen dem engen Thale einen höchst angenehmen Reiz verleiht.

Was die Thalbewohner betrifft, so sind sie bei dem wenigen Land, das der Cultur zugänglich ist, schon durch die Natur mehr auf Industrie hingewiesen. Dazu eignet sich aber das Neustadter Thal ganz besonders. Der Eisenbahn in demselben ist bereits gedacht. Die Waldbäche, welche es durchströmen, haben viel Gefälle und großen Wasserreichthum und ermöglichen so leicht die Anlagen von Mühlen und Fabriken, wozu die angrenzenden Gebirge das nöthige Material liefern. So sehen wir, daß auch hier die Natur mit ihren Kräften und Gaben bereit ist, im Interesse des Menschen ihre Schätze zu bieten.

Oben wurde erwähnt, daß im Thale 47 Werke etablirt sind. Sehen wir uns diese genauer an, so sind darunter 19 Sägmühlen, die den vorher etwas gesunkenen Holzhandel wieder auf eine bedeutende Höhe treiben. Unter den 15 Mahlmühlen steht die Achatmühle von K. Knöckel oben an. Die Goßler'schen und Knöckel'schen Papiermaschinen sind durch die Güte ihres Fabrikats allenthalben rühmlichst bekannt. Von den übrigen Werken, als: Oel-, Farbholz-, Fournierschneidmühle, Kupferhammer, Hammerschmiede und mechanische Werkstätte, verdient die Lambrechter Tuchfabrikation noch besonderer Erwähnung. Diese bildet gleichsam den Gipfel der Thalindustrie. Der Fabrikort Lambrecht ist überdies in historischer Beziehung zu merkwürdig, als daß wir nicht zuvor einen kurzen geschichtlichen Rückblick auf denselben werfen sollten. Lambrecht verdankt seinen Namen dem heiligen Lambertus, dem zu Ehren der rheinfränkische Herzog Otto 977 in dem Dorfe „Greven-

Digitized by Google

hufe" ein Kloſter baute, das er den Benedictinern widmete mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß immer der Aelteſte ſeines Geſchlechts Schutz- und Schirmvogt darüber ſein ſoll. Sein Urenkel Heinrich IV. ſchenkte es mit allem Zugehör 1065 dem Biſchof von Speyer als Eigenthum. Zwiſchen 1250 und 1270 wurde daſſelbe mit ſeinen Gütern und Gefällen den Benedictinern abgenommen und in ein Nonnenkloſter verwandelt. 1550 kam es an die Univerſität Heidelberg und wurde endlich 1553 ganz aufgehoben.

Schon damals fanden zwiſchen Deidesheim und gedachter Univerſität wegen den zum Kloſter in Lambrecht gehörigen Waldbeſitzungen ſehr häufig Proceſſe ſtatt, die ſpäter, als durch den Frieden von Luneville 1801 das ganze linke Rheinufer an Frankreich kam und ſomit die Univerſität aufhörte, Eigenthümerin von Lambrecht und deſſen Beſitzungen zu ſein, von dieſem Orte fortgeſetzt wurden und in der ſattſam bekannten Bocklieferung, zu der Lambrecht ſich vertragsmäßig für ſein Weiderecht in den Waldungen Deidesheims dieſer Gemeinde verpflichtete, reichliche Veranlaſſung fanden. Bis zur Zeit der Aufhebung des Kloſters wurden die zu Lambrecht gehörigen Güter von einigen Beſtändern gebaut. Die damaligen Wohngebäude beſtanden nur in wenigen ſchlechten Häuſern. Erſt als der Pfalzgraf Johann Caſimir die aus Frankreich und den Niederlanden um ihres Glaubens willen vertriebenen Hugenotten und Wallonen um 1577 hier aufnahm, fingen ſolche, welche meiſtens Tuchmacher waren, an, Lambrecht durch ihr Gewerbe ſo berühmt zu machen, daß es ſchon vor dem 30jährigen Kriege 400 größtentheils Tuchmacherfamilien zählte. Dieſer Krieg veranlaßte jedoch Viele zur Fortwanderung, und nach demſelben erholten ſich die Zurückgebliebenen nur ſehr langſam. 1785 zählte man in Lambrecht 264 Familien, 1020 Seelen, 173 Häuſer und nebſt den beiden Kirchen 2 Schulen.

Da Lambrecht ganz nahe bei dem Dorfe Grevenhauſen lag, blos durch den Speyerbach davon geſchieden und die Scheidungslinie nur dem Einheimiſchen bekannt war, ſo vereinigten ſich beide Gemeinden im Jahre 1838 und führen ſeitdem den Namen Lambrecht-Grevenhauſen, deſſen Geſammtbevölkerung ſich gegenwärtig auf 540 Familien mit 2175 Seelen beläuft. Es hat 306 Häuſer und zählt außer den 2 Kirchen noch 4 Schulen. In der neueſten Zeit nun hat die Tuchfabrikation daſelbſt ſich ſehr geſteigert. Noch vor vier Decennien wurde alles Wolltuch mit der Hand verfertigt, während jetzt nicht weniger als acht größtentheils auf Actien gegründete Tuchfabriken daſelbſt beſtehen, von denen bei vier außer der Waſſerkraft auch noch je eine Dampfmaſchine thätig iſt, um die Triebkraft zu erhöhen. Das Fabrikat Lambrechts, deſſen Güte und Solidität in der kaufmänniſchen Welt ſehr vortheilhaft bekannt iſt, wird ſehr geſucht und hat ſich darum eines raſchen Abſatzes zu erfreuen. Der Verſandt deſſelben erſtreckt ſich nicht nur über ganz Deutſchland, ſondern hat ſich auch ſeit mehreren Jahren ſchon Bahn nach Amerika gebrochen.

Indem wir hier unſere Mittheilungen ſchließen, wollen wir einer ſpätern Feder überlaſſen, dem kommenden Geſchlecht zu berichten, wie das Neuſtadter Thal nach weitern fünfzig Jahren ausſehen wird. Möge es einer glücklichen Zukunft entgegen gehen!

Lambrecht. H.

Vierſilbige Charade.

1. 2.

Es iſt im ganzen Vaterland
Kein Bürgersmann von mir verſchont;
Das Staatsſchiff in dem Gang zu halten
Und Alles ehrbar zu verwalten,
Muß Jedermann mich willig tragen,
Nicht aber über Laſten klagen.

3. 4.

Ich trage meiſtens neue Mähr'
Auf meinen Touren hin und her;
Steh' immerdar im Dienſte Andrer,
Bin gleichſam nur ein ſteter Wandrer.

Das Ganze.

Mein Ganzes iſt dazu beſtellt,
Bei Jedem, dem es nicht gefällt,
Die Erſte zeitlich darzubringen,
Durch Mancherlei dies zu erzwingen.
Bringt jene aber Jeder willig,
So hab' ich leider Feiertage;
Wenn dann die Nahrung noch ſo billig,
Bin ich doch ſtets in ſchlimmer Lage.

Elmſtein. . . . X

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neuſtadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 2. Donnerstag, den 3. Januar **1861.**

Der Collaborator.

In einer kleinen Stadt am Fuß des Harzgebirges lebte vor mehreren Decennien ein Mann von fünfzig bis sechzig Jahren, dessen frühere Schicksale dort Allen ein Geheimniß waren, da er sich von den übrigen Bewohnern des Ortes stets entfernt gehalten und alle Versuche Einzelner, mit ihm in gesellschaftlichen Verkehr zu treten, durch sein kaltes, abstoßendes Wesen vereitelt hatte. Man wußte nur, daß er Georg Reimann hieß; wenigstens lautete so die Adresse auf den Briefen, welche er dann und wann aus der Universitätsstadt des Landes oder aus einer großen Hauptstadt Deutschlands erhielt. Sein tiefgefurchtes, bleiches Gesicht zeigte einen schwermüthigen und oft finsteren Ausdruck, der jedoch durch den sanften, ruhigen Blick seiner braunen Augen gemildert wurde; die hohe, freie Stirne und die Schläfen waren von dichtem grauen Haar umgeben. Seine Kleidung war überaus einfach und von altmodischem Schnitt. Er wohnte in einem kleinen Häuschen am äußersten Ende des Ortes, das auf drei Seiten von einem großen Garten umschlossen war, aus dem man unmittelbar in den herrlichen dunkeln Buchenwald gelangte, welcher den Abhang eines hohen Berges bedeckte. Diesem Garten und den Bäumen und Blumen darin widmete er eine ganz besondere Sorgfalt. Während des Frühlings, des Sommers und des Herbstes arbeitete er täglich vier bis fünf Stunden in demselben; den übrigen Theil des Tages brachte er auf seinem hübsch eingerichteten und mit einer ziemlich reichhaltigen Bibliothek versehenen Zimmer zu, aus dessen Fenstern man den Garten und einen Theil des Gebirges überschauen konnte. Im Winter verwendete er die Zeit, welche er sonst den Gartenarbeiten widmete, zu Spaziergängen in der Umgegend. Eine bejahrte Magd besorgte das Hauswesen, dessen Führung ihr keine besondere Mühe verursachte, da ihr Herr sehr wenig Bedürfnisse hatte.

Früher war dann und wann ein junger Mann bei ihm erschienen und hatte jedes Mal mehrere Tage oder Wochen bei ihm zugebracht; seit zwei Jahren aber war derselbe nicht ein einziges Mal gekommen. Ueber das Verhältniß Reimann's zu diesem jungen Mann circulirten mancherlei Gerüchte; von der alten Marianne hatte man nur erfahren können, daß der letztere zur Zeit, wo er seinen Oheim (denn so pflegte er Reimann zu nennen) noch besuchte, Student gewesen, daß er sich jetzt aber auf Reisen befinde.

Als Reimann an einem stillen Juliabend unter dem schattigen Kastanienbaum saß, welcher neben der Gartenthüre stand, trat von der Straße her ein stattlicher junger Mann von sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Jahren mit seinen, geistvollen Zügen, dunkeln Augen und braunen Haaren ins Haus und fragte die alte Marianne lächelnd, ob ihr Herr zu sprechen sei.

Die letztere schaute den Ankömmling eine Weile mit forschenden Blicken an und rief dann mit lautem, freudigem Ton:

„Herr Ferdinand! Ja, wahrhaftig Sie sind's! Hätt' ich Sie doch fast nicht wiedererkannt! Aber wo sind Sie denn so lange gewesen? Es ist mancher Tag seit dem Morgen vergangen, an welchem Sie mit Ihrem großen Hector von hier fortwanderten, und mein guter Herr ..."

„Wo ist mein Onkel?" unterbrach Ferdinand

Digitized by Google

die redselige Alte etwas ungeduldig, indem er ihr die Hand zum Gruße reichte. „Ich kann dies Mal nur höchstens zwei Tage bleiben und habe sehr viel mit dem Onkel zu reden."

„Herr Reimann sitzt unter dem Kastanienbaum vor der Gartenthür," erwiderte Marianne. „O, wie wird er sich freuen, Sie zu sehen!"

Jener eilte raschen Schrittes nach dem Lieblingsplätzchen seines Oheims und begrüßte diesen mit der größten Herzlichkeit.

Reimann blieb ruhig sitzen, reichte seinem Neffen die Hand und sagte, indem ein ungewöhnlich freundliches Lächeln über seine Züge glitt:

„Es freut mich, daß Du endlich kommst, lieber Ferdinand; ich habe Dich schon lange erwartet."

Die letzten Worte schienen jenen in einige Verlegenheit zu setzen; er faßte sich aber schnell und erwiderte:

„Ich bin länger, als ich dachte, in B. aufgehalten worden. Meine dortigen Freunde wollten mich nicht ziehen lassen und veranstalteten mir zu Ehren ein Fest nach dem andern."

Diese Entschuldigung ward von Reimann nicht beachtet. Er bat seinen Neffen, neben ihm Platz zu nehmen, befahl der in der Gartenthür stehenden neugierigen Marianne, einige Erfrischungen zu bringen, und begann darauf verschiedene Fragen in Betreff seiner Reise an den ersteren zu richten, ohne die geringste Spur von Mißvergnügen blicken zu lassen.

Ferdinand schilderte seine Fahrten und Abenteuer, und sein Oheim hörte mit sichtlichem Interesse zu; es schien, als ob die fröhliche Stimmung des frischen, kräftigen jungen Mannes ihn sehr erheitere und erfreue.

Als Ferdinand längere Zeit hindurch erzählt hatte und endlich schwieg, fuhr sich Reimann mit der Hand über die Stirn und sagte nach einer kurzen Pause mit bestimmtem, aber freundlichem Ton:

„Du hast nun vier Jahre Medicin studirt, lieber Ferdinand; hast drei Jahre hindurch in einigen der größten Städte Europa's gelebt, um Dich in Deinem Fach zu vervollkommen, und hast eine mehrmonatliche Reise gemacht, um Dich recht in der Welt umzusehen — welche Pläne hast Du für die nächste Zukunft entworfen?"

„Ich will von hier nach der Hauptstadt reisen und mich um die vor einiger Zeit vacant gewordene Stelle eines Arztes in D. bewerben."

„Was? Du willst Dich in ein elendes kleines Loch verkriechen?" fuhr Reimann zornig auf. „Ist das Dein Ernst oder redest Du nur im Scherz?"

„Es ist mein voller Ernst."

Der Alte machte eine heftige Bewegung, faßte sich aber und fragte nach kurzem Schweigen mit möglichster Ruhe:

„Was hat Dich denn bewogen, den Plan, Dich als Arzt in der Hauptstadt niederzulassen, so plötzlich aufzugeben? Du weißt, mit welcher Freudigkeit ich diesem Vorhaben beistimmte, und wie all mein Dichten und Trachten während der letzten Jahre darauf hinausging, Dir bei Ausführung Deines Planes förderlich zu sein: — es würde mich tief, sehr tief schmerzen, wenn die Hoffnungen, welche ich auf Dich gesetzt, nicht in Erfüllung gingen!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf Stenzliewo
unweit des Kaukasus.

Von Dr. E. Sander.

In der Nähe des Kaukasus-Gebirges, zwischen Pätigorsk und Georgiewsk in einer sehr romantischen Gegend, am Flusse des Kuma, wo solcher sich in den Caspischen-See ergießt, liegt ein Dorf mit Namen Berdseo, das um das Jahr 1784 von einem Grafen aus der Familie von Dcekiewski bewohnt wurde. Das Dorf besteht aus nicht mehr als 14 Häusern, außer denen das gräfliche wie eine Pyramide gearbeitet, mit den schönsten Kunstmalereien und Steinhauereien ausgeschmückt, von Innen und von Außen mit verschiedenen Inschriften, in arabischer, persischer und russischer Sprache gezieret, wie ein Licht in einer Finsterniß leuchtet. Um das gräfliche Schloß herum zieht sich ein breiter Graben, über welchen mehrere Brücken führen, die jedoch zu jeder Zeit, wenn Gefahr vorhanden, abgehoben werden können. Unweit dem Dorfe

Digitized by Google

Vordseo hatte der Graf von Dzekiewski sich in einem großen Walde ein Lustschloß bauen lassen, das er zum Lieblingsaufenthalte seiner Gemahlin zu machen wünschte. Das Schloß erhielt den Namen „Stenzliewo", was im Polnischen ungefähr „Glück" heißen soll. An einem Abend, als die Gräfin dieses Schloß für sich und ihre Familie eingenommen, für die Zeit der Abwesenheit ihres Gemahls, der sich am selben Tage, als sie in das Schloß übersiedelte, nach Athen begeben hatte, pochte es plötzlich gegen 10 Uhr an der Hausthür, die schon geschlossen war, erst etwas leise, dann immer stärker und heftiger, und da die Thür nicht sogleich geöffnet wurde, mit großem Getöse. Der gräfliche Diener, aus dem Schlafe geweckt durch das heftige Pochen und Klopfen an der Hausthür, eilte schnell herbei und war nicht wenig erschreckt, als er beim Oeffnen der Thür plötzlich einen riesengroßen Menschen, in Begleitung mehrerer Anderer, vor sich stehen sah. Auf die Frage: was ihn und seine Begleiter so spät in's Schloß geführt, erhielt er die Antwort mit der Weisung, ihn sofort in das Gemach der Gräfin zu führen. Jener riesengroße Mann war ein Räuber-Hauptmann und hatte unter seinem Befehle 24 Mann, die voll Raubbegierde waren. Von frühester Jugend her verlassen von Eltern und Verwandten in Italien, leitete er das Geschäft einer Räuber-Legion in den dortigen Wäldern und hatte jetzt, nachdem er Kunde von den Vermögensverhältnissen jenes Grafen erhalten hatte, beschlossen, sich sammt seinen Untergebenen zu einer sehr gelegenen Zeit nach Stenzliewo zu begeben, um in Abwesenheit des Grafen die Gräfin plötzlich zu überfallen und ihr alle Kostbarkeiten, Schmucksachen u. s. w., welche einer russischen Gräfin nicht fehlen, abzunehmen. Er hatte gut berechnet! — Der Graf war, wie schon gesagt, abwesend und die Gräfin hatte sich sammt ihrer Familie in größtem Pomp nach Stenzliewo begeben. Der Diener, ein Mann voll Muth und Tapferkeit, wies jene Räuber mit der Bemerkung zurück, die Zeit sei eine zu ungelegene, um die Gäste der Gräfin anzumelden; auch sei es schon zu spät, da die Gräfin sich bereits in ihrem Schlafzimmer befinde. — „Führ Er mich nur zu ihr, ich habe dringende Angelegenheiten, die ich noch heut der Gräfin kund thun muß! Hat Er mich verstanden?" war die unerwartete Antwort des Fremden. „Es ist unmöglich," sprach der Diener: „ich fürchte die Gräfin zu stören und außerdem darf ich es nicht wagen, so spät bei der gnädigen Frau einzutreten. Kommen Sie also morgen wieder und überlegen Sie indeß noch ein Mal Ihr Anliegen —." Jener Räuber, durch sein Handwerk, das er schon länger als seit 12 Jahren — mit dem besten Erfolge — trieb, nicht an solche Außerung gewöhnt, wie sie ihm von dem Diener geworden, drohte ihm mit dem Tode, wenn er nicht die Vorthüre vor dem gräflichen Schlafzimmer öffne. Kutasaw, — so hieß der Diener — mußte sich der Uebermacht ergeben und versprach ihn in das Gemach der Gräfin zu führen, wenn er ihm erst Zeit lassen wollte, seine Anwesenheit der Kammerjungfer mitzutheilen. Der Räuber, der einen Verrath befürchtete, winkte seinen Begleitern und diese ergriffen ihn ohne Erbarmen, rissen ihm den Mund auf und steckten ihm gewaltsam ein in Spiritus getauchtes Taschentuch hinein, um ihn so durch Ersticken unschädlich zu machen. Nach 5 Minuten verschied jener arme Diener unter den schrecklichsten Leiden, um so mehr, als es ihm nicht gelungen war, die Gräfin von der Gefahr, die ihr drohe, zu rechter Zeit noch zu unterrichten. Der Räuber begab sich nun ungestört in das Vorzimmer des gräflichen Schlafgemaches und begehrte sofortigen Einlaß. Die Gräfin, die sich eben zu Bette begeben hatte, erschrack nicht wenig, als sie plötzlich eine ihr unbekannte rauhe Stimme im Vorzimmer vernahm. Schnell die Gefahr, in die sie jetzt so unerwartet gelangt, ahnend, faßte sie sich, warf sich ein Kleid über und binnen 10 Secunden, entschlossen wie sie immer war und in keiner Gefahr verzagend, stand sie majestätisch dem Räuber Gesicht zu Gesicht. „Was führt Sie so spät und so ungelegen zu mir, mein Herr?" redete ihn die Gräfin an: „Bringen Sie mir, oder holen Sie sich Etwas? ich bin neugierig!" „Nie habe ich Jemanden außer Furcht, Angst und Unglück Etwas gebracht; stets holte ich mir Etwas und auch heut, vom Glücke begünstigt, gedenke ich mir Etwas zu holen", erwiederte der Räuberhauptmann keck.

(Fortsetzung folgt.)

An Hans Freimund.

Du Sänger hier — du Dichter dort,
Du bist die Hüll und Füll!
Mit hellem Geist und Biedersinn
Erreichest du das Ziel.

Daher vergönn', daß Einer heut'
Im Namen Vieler spricht:
Daß du den Pegasus auch lenkst
Auf Sagen und Geschicht'.

Wie reich ist unsre Gegend doch
An solchem Material;
Gedenke nur der Wolfsburg dort,
An Knapp' und Rittersaal!

Erzähle von der Ritterfrau,
Wie sie ihr Fräulein pflegt,
Indeß der Ritter mit dem Sohn
Sich gegen Feinde schlägt.

Geh' — zeichne die Marientraut
Und das Kasimirian,
Das Nonnenthal, den Seufzerwald,
Kapell' und Guardian.

Die Kestenburg, die Schuh' von Blei,
Den Geist als schwarzer Bock,
Den Rittergartenbrunnen auch,
Das Sauloog mit der Glock'.

Vergesse nicht die alte Kirch',
Mit Ruprecht's Grab geziert,
Und Neustadt's alte Druckerei,
Geb' Ehr' dem Ehr' gebührt!

Besinge das Winzinger Schloß,
Das Jesuitenhaus,
Das Heideloch am Königsberg, —
Ruf alte Mährchen aus.

Führ' uns zurück in jene Zeit,
Wo Minnesang erklang,
Als auf den Burgen Freiheit war,
Im Thale — Klosterzwang.

In Lieder- und Balladenform,
Mit freiem Mund gelehrt,
So gib uns bald die Sagen all.
Wie man sie gerne hört.

G.

Schreiben des Herzogs von Coburg-Gotha an den Wiener Männer-Gesang-Verein.

Wien, 17. Dez. In seiner Liedertafel vom 3. Nov. hatte der Männer-Gesangverein eine Hymne vom Herzog von Coburg-Gotha zur Aufführung gebracht, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde. Nun besteht bei diesem Verein das Statut, dem Componisten eines jeden mehrstimmigen Gesangstückes, das der Verein zum ersten Male zur Aufführung bringt, einen Ducaten Ehrenhonorar zu überreichen. Dieser Ehrensold wurde denn auch dem Herrn Herzog übersandt, worauf dem Vereine folgende vom „Wanderer" mitgetheilte Nachricht zukam:

„Geehrte Herren!

Meinen freundlichen Sängergruß als Erwiederung. Lassen Sie mich Ihnen, meine Herren, die freudige Ueberraschung aussprechen, die Sie mir durch Ihre Mittheilung vom November und das beigefügte Goldstück bereitet haben. Wenn ich je den niederschlagenden Gedanken hätte hegen können, daß es vorzugeweise die Autorschaft des Fürsten sei, welche meiner vaterländischen Hymne eine so allseitige Anerkennung verschafft, so haben Sie mir den schlagendsten, wohlthuendsten Beweis vom Gegentheil geliefert, indem Sie mir denselben Preis übersandten, den jeder deutsche Componist, welch' gesellschaftlichen Ranges er auch sei, nach Ihrem Satut für eine erste Aufführung eines gelungenen mehrstimmigen Gesangstückes zu erwarten hat. Durch Uebersendung dieses einfachen Goldstückes haben Sie mich (lassen Sie es mich Ihnen offen bekennen) höher geehrt, als die prunkendste Huldigung es vermocht hätte, und unter allen Denkzeichen, die ich besitze, und mit Gottes Hülfe als Sohn meines Vaterlandes noch erringen möchte, soll es sicherlich nicht den letzten Platz einnehmen. Sie selbst aber, meine Herren, stehen in meinen Augen nicht minder hoch durch das ächt deutsche Vertrauen, mit welchem Sie mich als den angesehen haben, der ich in Wahrheit sein möchte: ein Gleicher unter Gleichen. Und als solcher biete ich Ihnen mit freundlichem Sängergruß und in der aufrichtigsten Hochachtung die Hand, mit welcher ich stets verbleibe

Ihr ergebener

Coburg, 4. Dez. 1860. Ernst."

Auflösung der viersilbigen Charade in Nro. 1:

Steuerbote.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 3. Samstag, den 5. Januar **1861.**

Klage, nur verzage nicht.

Wenn dich, o Mensch! auf diesem Lebensmeere
Der Sturm des Schicksals grausam oft umtos't;
Wenn niederdrücket dich des Unglücks Schwere,
Und nirgends sieht dein Auge Hilf' und Trost;
Wenn in der Brandung schaumbedeckten Wogen
Die Hoffnung auch, dein letztes Steuer, bricht;
Du dich schon sieh'st zum Strudel hingezogen:
So klage, nur verzage nicht!

Wenn du mit einem liebevollen Herzen
Hier ganz allein auf dieser Erde stehst;
Wenn warm du fühlst bei And'rer Freuden, Schmerzen,
Und doch umsonst, daß man dich liebe, flehst;
Ja liegst du darum seelenkrank darnieder,
Und ach! kein Mund dir Trostesworte spricht,
Ja dich noch d'rob verhöhnen deine Brüder:
So klage, doch verzage nicht!

Wenn menschlich man nicht denkt bei deinen Schwächen
Und du es doch bei And'rer Schwächen bist;
Man jedes Fehl dir stempelt zum Verbrechen
Und ach! kein Freund, der dich vertheidigt, ist;
Wenn man dein Höchstes dir, will deine Ehre rauben;
Wenn deinen Ruf dir schmält ein niederträcht'ger Wicht;
Wenn man nicht mehr will deinen Worten glauben:
So klage, doch verzage nicht!

Wem noch ein Herz im Männerbusen glühet,
Das warm noch schlägt für's deutsche Vaterland,
Und es entzweit und d'rum ohnmächtig siehet,
Wenn es bedroht Gefahr von Feindeshand;
Wenn es dann sieht zu schwach die Ein'gen, Guten,
Wenn bald der Krieg in unf're Marken bricht,
Den Rhein bedroht und Schleswig-Holstein bluten:
Der klage, doch verzage nicht!

Ihr Alle, die ihr von der Bahn des Wahren
Für Erdensold auch nicht ein Haarbreit weicht,
Obgleich ihr — leider — oftmals schon erfahren,
Daß darum euch das Glück den Rücken zeigt:
Seht ihr das Recht vom Unrecht überlistet,
Daß Lüge höhnt die Wahrheit in's Gesicht,
Daß Tugend weint und frech sich's Laster brüstet:
So klaget, nur verzaget nicht!

Nein, zaget nicht! Noch lebt ein Gott dort oben!
Er ist und bleibt der Wahrheit ehrner Schild,
Und darum auch die Hand zum Schwur gehoben,
Wenn es den Kampf für's Wohl der Menschheit gilt.
Laßt hoch voran der Wahrheit Banner fliegen!
Die Loosung heiße: „Liebe! Leben! Licht!"
Und wenn wir auch im Kampfe unterliegen:
So klaget, doch verzaget nicht!

Der Collaborator.

(Fortsetzung.)

Den Vorwurf, welcher in diesen Worten lag, fühlte Ferdinand nur zu sehr. Er verdankte Alles, was er war und was er besaß, einzig und allein seinem Oheim — war es nicht seine Pflicht, dessen Wünsche zu berücksichtigen und Alles zu thun, was ihm Freude machen konnte? Der Gedanke an dies Verhältniß zu jenem fiel ihm mit Centnerschwere auf's Herz, so daß er keine Sylbe hervorzubringen vermochte.

„Nun, was hat Dich bewogen, Deinen Entschluß zu ändern?" wiederholte Reimann, indem er seinen Neffen forschend anblickte, in gespannter Erwartung.

„Ich fürchte," versetzte Ferdinand zögernd, „daß ich in einer großen Stadt kein Glück

Digitized by Google

machen werde — es scheint mir, als ob ich in einer beschränkten Sphäre am meisten wirken könne. Lasse ich mich in der Hauptstadt nieder, so wird es vielleicht lange dauern, eh' ich bekannt werde und mir das zum Leben Nothwendige verdiene. Da Du mir so viele und so große Opfer gebracht hast, lieber Onkel, so . . ."

Der Greis ließ ihn nicht ausreden. Er sprang zornig auf und rief in heftiger Bewegung:

„Das hätte ich nicht von Dir erwartet, Ferdinand! Vertraust Du so wenig Deinem Talent und dem Glück, das Dir bisher stets günstig gewesen ist? Du darfst Dein Licht nicht unter den Scheffel stellen! Laß Andere eine beschränkte Sphäre aufsuchen — Du sollst, Du mußt in das Leben und Treiben der großen Welt hinein — das ist das rechte Feld für Dich! — Es ist wahr, Deine Studien und Reisen haben mich viel gekostet — aber meinst Du, daß ich Dich jetzt im Stiche lassen würde, jetzt, wo es gilt, der Welt den Beweis zu liefern, daß Du Etwas gelernt hast? Nein, nein — es muß bei unserem ursprünglichen Plane bleiben!"

Ferdinand blickte eine Weile verlegen vor sich nieder, ohne ein Wort zu erwidern; endlich aber faßte er Muth und sagte mit äußerer Ruhe:

„Höre mich einige Minuten geduldig an, lieber Onkel. Was ich Dir mitzutheilen habe, wird Dir erklären, warum ich so plötzlich anderes Sinnes geworden bin. Du wirst mir vielleicht zürnen, daß ich Dir erst heute Etwas vertraue, was ich Dir schon vor drei Monaten hätte sagen sollen — allein ich glaubte, daß ich diese Angelegenheit nur mündlich mit Dir besprechen könne. Als ich mich zu Anfang des Frühlings in B. befand, lernte ich die Tochter eines unbemittelten Beamten kennen, deren Bruder einer meiner besten Universitätsfreunde ist. Ihr anspruchsloses, anmuthiges Wesen, ihre feine Bildung und ihr poetisches Gemüth machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich den festen Entschluß faßte, nach Beendigung meiner Reise nach B. zurückzukehren und ihr mein Herz und meine Hand anzutragen. Diesen Vorsatz hab' ich auch ausgeführt — vor acht Tagen hab' ich mich mit meiner Bertha verlobt und ihr Vater hat mit Freuden seine Zustimmung zu unserer Verbindung gegeben. Da es nun mein innigster Wunsch ist, meine Braut so bald als möglich zum Altar zu führen, so hab' ich geglaubt, mich um die vacante Stelle in D. bewerben zu müssen, wo mir Gelegenheit geboten ist, so viel zu verdienen, daß ich einen eigenen Herd gründen kann."

Gegen alle Erwartung Ferdinands ließ sein Oheim kein Zeichen der Unzufriedenheit oder des Zorns blicken; tief in Gedanken versunken, saß der letztere da und starrte regungslos zu den goldenen Abendwolken hinüber, die langsam am westlichen Himmel dahinzogen.

„Wie so wunderbar sich doch das Schicksal des Menschen gestaltet!" sprach er endlich mit leiser Stimme wehmüthig vor sich hin. „Wie so ganz anders war mein Leben und wie ist es dem seinen doch in einem Punkte so ähnlich! — Es ist meine Pflicht, ihm den Weg zu zeigen, den er zu gehen hat — er wird es mir gewiß einst noch danken!"

Während dieses Selbstgesprächs saß Ferdinand mit beklommenem Herzen da. Es wäre ihm fast lieber gewesen, wenn sein Oheim in heftigen Zorn gerathen wäre — dieses starre Hinbrüten machte ihn unruhig — er glaubte darin das Anzeichen zu erblicken, daß der letztere sich gänzlich von ihm lossagen wolle. Er hielt ihn für einen Weiberfeind und mußte daher annehmen, daß sein Oheim ihm wegen seiner unerwarteten Verlobung grolle.

Der letztere schien jetzt plötzlich einen Beschluß gefaßt zu haben. Er stand auf und sagte zu seinem Neffen:

„Ich habe jetzt einige Geschäfte zu besorgen; nach dem Abendessen reden wir mehr von der Sache. Sieh' Dich unterdessen im Garten und im Walde drüben um, an dessen westlichem Rand ich einen hübschen Rasensitz habe anlegen lassen. Man hat dort eine schöne Aussicht auf einen Theil des Gebirges, der sonst durch hohe Baumgruppen verdeckt war."

Nach diesen Worten ging er ins Haus, und Ferdinand wanderte in großer Aufregung durch den sorgsam gepflegten Garten nach dem Walde, dessen wunderbare Stille einen

Digitized by Google

schneidenden Gegensatz zu den Gefühlen bildete, welche seine Brust bewegten. Er warf sich auf die Rasenbank und blickte in die dämmernden Gründe hinab, aus denen das Geläute der Glocken der heimziehenden Heerden herüberschallte.

Der Friede, welcher ringsum herrschte, beschwichtigte allgemach seine Aufregung; je länger er über das ganze Benehmen seines Oheims nachdachte, desto größer ward sein Vertrauen zu ihm und er gewann mehr und mehr die Ueberzeugung, daß der letztere nicht von ihm verlangen werde, einer Verbindung zu entsagen, die sein höchstes Glück ausmachte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf Stenzliewo
unweit des Kaukasus.

Von Dr. E. Sander.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin, die sich jetzt eines Bäuerleins erinnerte, der sich ihr vor Kurzem hatte vorführen lassen und ihr mitgetheilt, es scheine ihm, als habe sich seit einiger Zeit eine gefährliche Mannschaft in den Wald gezogen, um durch ihre Raubthaten die ganze Gegend in Schrecken zu setzen, faßte den Beschluß, entweder durch Güte, oder durch Gewalt sich zu retten. Sie wendete das Erstere an, indem sie von dem Gedanken ausging: „ein gutes Wort findet eine gute Stelle," und wir werden bald hören, wie weise und überlegt sie zu Werke gegangen, und wie gute Worte selbst in dem verwildertsten Herzen Gefühl erregen können. — „Wollen Sie mir nicht Ihren Namen nennen, damit ich weiß, mit wem ich die Ehre habe jetzt zu sprechen?" begann die Gräfin. „Mein Name ist: Josepho, Vorsteher einer engverbrüderten Gesellschaft, deren einzelne Personen ich heute das Vergnügen haben werde, der gnädigen Frau Gräfin vorzustellen!" „Ich danke bestens, Herr Josepho, seien Sie jetzt auf meinem Zimmer willkommen und vergönnen Sie mir das Vergnügen Ihrer werthen Gegenwart auf einige Zeit." Bei diesen Worten faßte die Gräfin diesen fürchterlichen Menschen bei der Hand, führte ihn dem Sopha näher und bat ihn, Platz darauf zu nehmen. Erstaunt über die Zuvorkommenheit der Gräfin und verwundert über ihre Schönheit und Gastfreundschaft, ließ sich jener Herr Räuber auf dem Sopha nieder und befahl seinen Leuten, näher zu treten.

„Die gnädige Frau Gräfin handelt mit mir gar zu gütig, und ich weiß nicht, wie ich es nehmen soll?" — sprach der Räuber, nachdem er sich recht gemüthlich mit dem Rücken an die Hinterwand des Sopha's gelehnt hatte: „Die Güte der Frau Gräfin macht mir heute die Ausführung meines Vornehmens recht unbehaglich und heute ist es zum ersten Male, daß ich bedaure, kein anderes Handwerk gelernt zu haben, als Menschen unglücklich machen." Bei diesem Worte schauderte förmlich die Gräfin zusammen, während sie doch genug Grund hatte, vorläufig zufrieden zu sein, da die Rolle, welche sie zu spielen sich vorgenommen, vortrefflich begann und außerordentlich auf das böse Gemüth des Räubers zu wirken anfing. „Wo haben Sie sich, mein Herr, bisher aufgehalten? Finden Sie nicht unsere Gegend hier am Kaukasus recht romantisch schön? Wie gefällt Ihnen die russische Sitte? Sie ist gewiß nicht so sehr ausgebildet, als die in Ihrer Heimath? — Sie sprachen vorhin von Menschen unglücklich machen —, wie könnten Sie wohl es fertig bringen, nachdem Ihr Auge nichts als Klarheit und Ihre Worte nichts als Freundlichkeit sprechen. Sie haben gespaßt, Herr Josepho, nicht wahr, ich irre doch nicht?" „Doch, gnädige Frau, dem ist nicht so; was ich sprach, sprach ich im ächtesten Sinne des Wortes und bedaure, darauf beharren zu müssen." „Brechen wir von diesem Thema jetzt ab, Herr Josepho," fuhr die Gräfin fort: „Ich glaube, Sie schenken mir nicht die Ehre Ihres Besuches hierzu, Sie sind vielleicht hierher gekommen, um mich von unendlichen Leiden zu befreien." Nachdem sie ausgeredet, ergriff sie die Schelle, und kaum war der Schall durch die Mauern gedrungen, als auch schon eine Dame erschien, welche eine feine seidene Serviette auf den Tisch ausbreitete und ein goldenes Theeservice aufstellte. „Der Herr Josepho wird mir das Vergnügen schenken, mit mir eine Tasse ächten russischen Thee's zu trinken." Obwohl der Räuber gedankt und in den höflichsten Worten

Digitized by Google

um Zurücknahme dieses Wunsches bat, erschien doch wieder jene Dame mit einem Krug Thee in der Hand und füllte das Service. „Sie wollen mir das Vergnügen gönnen, mit Ihnen eine Tasse zu leeren, und damit ich mich überzeugen kann, ob die Speise nach dem Gaste gerathen, werde ich den Anfang machen.“ — Die letzte Aeußerung der Gräfin wollte dahin deuten, daß der Thee nicht mit Gift versetzt und daß sie nicht im Entferntesten gesonnen sei, diesen Räuber aus der Welt zu schaffen. Sie griff nach der Tasse Thee und schlürfte sie auf das Wohl des Räubers aus, worauf sich dieser zur Annahme des Trankes verstand. Mit vieler Geschicklichkeit und Reverenzen griff er nach dem Thee, und indem er der Geberin desselben einen Toast in den Worten: „Auf Gesundheit und Glück, auf Leben und Freude Ihrer gnädigen Frau Gräfin!“ brachte, leerte er die Tasse in einem Zuge. „Jetzt, Herr Josepho, nachdem Sie mir das Vergnügen gemacht, Etwas in meinem Hause genossen zu haben, bitte ich, mir Ihr Anliegen, das Sie zu mir hergeführt, zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Gegen vier Dinge muß man zu Felde ziehen: gegen die Krankheit des Körpers, die Unwissenheit des Geistes, die Leidenschaften und die Zwietracht in Familien.

Dankbarkeit ist die Musik des Herzens, dessen Saiten durch Güte gerührt sind.

Verschiedenes.

Die Kaiserin Eugenie, schreibt man aus Paris, in ihrem gutmüthigen, verschwenderischen und namentlich toilettesüchtigen Temperament, wird von den Lieferern auf das Unerhörteste ausgebeutet. Innerhalb zweier Monate hat sie für Toilette und Ausschückung ihrer Gemächer 4 Millionen Franken an die verschiedenen Lieferer bezahlen müssen. Als einen Beweis des raffinirten Luxus kann dienen, daß zu ihren Gemächern eine kleine Gallerie, rechts und links mit Glasschränken versehen, gehört. Darin stehen lauter bewegliche Wachsfiguren von ihrer Gestalt, ihrem Teint ꝛc. Ist man in Verlegenheit, welche Toilette man für eine bestimmte Veranlassung wählen soll, so wird eine der Wachsfiguren mit dem Prachtgewande bekleidet, ein Räderwerk wird aufgezogen und die herrlich geschmückte Puppe wandelt majestätisch in dem Zimmer herum, um Farbe, Faltenwürfe ꝛc. des Gewandes von allen Seiten und in der gewünschten Haltung und Beleuchtung zu zeigen. Es stehen deren immer mehrere fix und fertig angezogen zum Herumgehen in den Glasschränken.

(Die eifrige Künstlerin.) Herr: Na, Du Junge, siehst Du's nicht, da läuft Dir ja eine von Deinen Ziegen davon? — Junge: Lassen Sie's nur laufen, die hat halt Clavierprob' von der Wallfahrt nach Ploërmel.“

(Katechisation über die Vorsehung Gottes.) Bibelspruch: „Warum sorget ihr für die Kleidung? ꝛc. ꝛc.“ Pfarrer: Das Hemd, das Du anhast, aus was ist es gemacht? — Kind: Aus Nichts. — Pfr: Gib einmal Acht: das Hemd ist allerdings aus einem Stoffe verfertigt. Nun, so sag mir einmal, wer es gemacht hat? — K.: Niemand. — Pfr.: Das ist auch nicht wahr. Die Näherin wird es gemacht haben? — K.: Nein. — Pfr.: Oder vielleicht Deine Mutter oder Schwester? — K.: Nein. — Pfr.: Dummes Ding, ist denn Dein Hemd auf einem Baum gewachsen? — K. (weinend): Ich hab' keins an!

Dem bekannten deutschen Violinspieler Becker aus Mannheim, gegenwärtig in Straßburg angesiedelt, ist das Unglück widerfahren, daß eine Saite seiner Geige riß und ihm das rechte Auge so arg beschädigte, daß sein Erblinden zu befürchten war. Er befindet sich jedoch bereits auf dem Wege der Besserung.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 4. Dienstag, den 8. Januar **1861.**

Der Collaborator.

(Fortsetzung.)

Als Ferdinand nach Verlauf einer Stunde in den geräumigen Gartensaal trat, fand er seinen Oheim daselbst bereits vor, der ihn bat, mit dem frugalen Abendessen vorlieb zu nehmen, welches die alte Marianne aufgetragen hatte. Beide setzten sich zu Tische, sprachen jedoch während des Essens nur von gleichgiltigen Dingen, da Reimann, wie sein Neffe wußte, es nicht liebte, sich bei einer solchen Beschäftigung von wichtigen Angelegenheiten zu unterhalten. Sobald aber Schüsseln und Teller abgeräumt waren, füllte der Erstere von Neuem die Gläser und hob nach kurzem Nachsinnen an:

„Was ich Dir zu sagen habe, hätte ich Dir eigentlich schon früher mittheilen sollen; es ist mir aber jetzt lieb, daß ich es nicht gethan habe, denn heute wird mir jedes Wort so recht von Herzen kommen. Laß mich zuerst von mir selber und meinen Schicksalen reden; hernach eröffne ich Dir, in welchem Verhältniß Du zu mir stehst — — es ist ein ganz anderes, als Du glaubst und glauben mußt.

Als ich meine philologischen Studien beendet und ein Examen gemacht hatte, welches von Allen ein glänzendes genannt wurde, erhielt ich auf meine Bitte eine Anstellung als Collaborator an dem Gymnasium einer Provinzialstadt meines Vaterlandes, in welcher meine bejahrte Mutter von einer kleinen Pension und den Zinsen ihres geringen Vermögens lebte. Meine Gönner, die meine Fähigkeiten stets hoch gepriesen, hatten mich auf alle Weise zu überreden gesucht, eine mir angetragene bedeutendere Stelle in der Hauptstadt anzunehmen; da ich jedoch eine unüberwindliche Scheu vor dem Leben und Treiben in einer großen Stadt hegte und meinen Anlagen und Fähigkeiten allzusehr mißtraute, so hatte ich ihren Bitten und Vorstellungen kein Gehör geschenkt.

Meine Mutter bewohnte den untern Stock eines kleinen Hauses in einer hübschen Vorstadt, deren Gebäude von ausgedehnten Gärten umschlossen waren. Sie war überglücklich, daß ich eine Anstellung in dem Orte gefunden, welcher ihr von Jugend auf so lieb geworden, räumte mir zwei Zimmer in ihrer Wohnung ein und sorgte mit der größten Zärtlichkeit für alle meine Bedürfnisse. Wir führten ein sehr eingezogenes Leben und fühlten uns in unserer Einsamkeit unendlich glücklich. Ich gab des Morgens und Nachmittags meine Stunden und verbrachte die übrige Hälfte des Tages theils mit Studien, theils in der Gesellschaft meiner Mutter, die sich jedes Mal von Herzen freute, wenn meine Arbeiten beendet waren, und ich mit ihr im Garten umherwandeln, mit ihr plaudern oder ihr einen Abschnitt aus irgend einem interessanten Buche vorlesen konnte.

Dies stille, friedliche Leben in der Heimath beglückte meine Mutter in einem so hohen Grade, daß sie mehr als ein Mal zu mir sagte, sie flehe Gott täglich an, sie bis zu ihrem seligen Ende auf diesem trauten Plätzchen zu lassen; es würde ihr unendlich wehe thun, wenn dies herzliche Zusammenleben mit mir einmal aufhöre.

Wenn ich an jene glückliche Zeit zurückdenke, so überkommt mich oft ein tiefes Weh über die Veränderung, welche binnen wenigen Tagen mit dem Menschen vorgehen kann.

Zwei Jahre waren so in ungetrübtem Frieden

dahingegangen, als mir eines Morgens der Amtmann Wartow begegnete und mich bat, ihn gegen Abend mit einem Besuch zu erfreuen; er beabsichtige, seinem Sohn Privatstunden ertheilen zu lassen, und ich würde ihm einen großen Gefallen erweisen, wenn ich dieselben übernähme. Da der Sohn des Amtmanns die Klasse des Gymnasiums besuchte, in welcher ich am meisten unterrichtete, und mir ein kleiner Nebenverdienst ganz willkommen war, so erklärte ich mich bereit, den Wunsch Wartow's zu erfüllen, und versprach, um die sechste Abendstunde auf dem Amte zu erscheinen.

Das Amthaus lag mit den dazu gehörigen ausgedehnten Oeconomiegebäuden eine Viertelstunde vom Städtchen entfernt, mit dessen Honoratioren Wartow in einem regen gesellschaftlichen Verkehre stand. Ich war mit dem Amtmann nur zwei oder drei Mal bei dem Director des Gymnasiums zusammengetroffen, kannte ihn aber als einen sehr wohlwollenden, biedern Mann und freute mich, in nähere Beziehung zu ihm zu treten.

Um die bestimmte Stunde wanderte ich wohlgemuth durch die hohe Pappelallee, welche vom Städtchen nach dem Amte führte, dem stattlichen Wohnhause Wartow's zu, das von einem umfangreichen Park und einem reizenden Blumengarten umschlossen war. Ein tiefblauer Juniabendhimmel lag über den blühenden Gärten, den grünen Wiesen und dem klaren Flusse, welcher sich durch die letzteren vom Städtchen nach dem Amtssitz hinschlängelte; die dichtbelaubten hohen Pappeln rauschten im frischen Sommerwind, und der tausendstimmige Jubel der Lerchen in den lichten Himmelsräumen mischte sich mit dem Gesang und dem Gezwitscher der Vögel rings in den Wipfeln. Wie freudig schlug mein Herz an diesem schönen Abend! Mir war es, als müsse es ewig Frühling bleiben — in der Natur wie in meinem Innern.

Der Amtmann empfing mich ungemein freundlich und stellte mich seiner Frau und seiner Nichte Josephine vor, deren Vater ein reicher und angesehener Gutsbesitzer in der Nähe der Hauptstadt war. Da er den Besuch eines Freundes erwartete, mit dem er in die Stadt fahren wollte, so besprachen wir rascher, als es sonst der Fall gewesen sein würde, die Angelegenheiten wegen der Stunden und kamen überein, daß ich seinem Sohne täglich eine Stunde geben solle und zwar in meiner Wohnung in der Stadt. Daneben mußte ich sowohl dem Amtmann als auch seiner Frau versprechen, sie mehrmals in der Woche zu besuchen und den Abend bei ihnen zuzubringen — ein Versprechen, welches ich nur zu gern gab, denn ihre Nichte Josephine hatte während der kurzen Zeit, die ich auf dem Amte zugebracht, einen Eindruck auf mich gemacht, der mich selber überraschte. Auf dem Heimwege schwebte mir ihr Bild fort und fort vor Augen, und mir war's, als vernehme ich noch immer den Klang ihrer klaren Stimme.

Josephine war eine schlanke, zarte Gestalt mit feinen blassen Gesichtszügen, gegen welche die feurigen dunkeln Augen und die rabenschwarzen Haare scharf abstachen. Sie mochte etwa zwanzig Jahre zählen und besaß eine nicht gewöhnliche Bildung, hatte aber in ihrem ganzen Wesen etwas ungemein Natürliches und Kindliches, das im Gegensatz zu dem affectirten und blasirten Gebahren so vieler andern jungen Mädchen eine ungemeine Anziehungskraft auf mich ausübte.

Von dem Tage an gestaltete sich mein Leben anders. Ich ward unvermerkt in einen Kreis hineingezogen, dessen Treiben mir ganz neu war, der aber in vielen Stücken wohlthätig auf mich wirkte. Bis dahin hatte ich, fern von allem gesellschaftlichen Verkehr, meine ganze Zeit meinen Studien und meiner Mutter gewidmet, und auf diese Weise die Welt fast gar nicht kennen gelernt. Dadurch hatte mein Auftreten etwas Unsicheres bekommen — einer meiner Freunde, ein junger Arzt Namens Melinger, behauptete sogar, ich sei menschenscheu.

In wie weit mein Freund Recht hatte, vermag ich jetzt nicht mehr genau zu sagen; ich weiß nur, daß ich nach Verlauf von einigen Wochen meinem eigenen Dafürhalten nach schon mit ziemlicher Sicherheit auftrat und mit einiger Lebhaftigkeit an der allgemeinen Unterhaltung Theil nahm, so oft irgend eine größere Gesellschaft in den eleganten Räumen des Amthauses versammelt war.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf Stenzliewo
unweit des Kaukasus.

Von Dr. E. Sander.

(Fortsetzung.)

„Gnädige Frau!“ begann der Räuber, „mich führt zu Ihnen mein Räuberhandwerk her und es thut mir unendlich leid, schon jetzt, denn die Uhr ist vollständig Eins nach Mitternacht und der Morgen bleibt nicht mehr lange aus, meine für mich ruhmvolle That ausführen zu müssen.“ „Herr Josepho,“ erwiderte die Gräfin verlegen, „ja, Sie haben Recht, wohl ist es Zeit, daß wir beiderseitig beginnen auszuführen, was das Schicksal will; bevor indeß der Anfang gemacht wird, bitte ich, mir noch 10 Minuten lang Gehör zu schenken.“ „Gern bereit, gern bereit! Bitte, beginnen Sie Ihren Vortrag, denn der Klang Ihrer schönen Worte macht mir so in diesem Augenblick mein Leben und mein Dasein schwer; ich wollte, ich dürfte von meinem Vorhaben abstehen, dann würde ich auf meinen Knieen die gnädige Gräfin wegen Allem um Verzeihung bitten.“ Bei diesen Worten will die Gräfin gesehen haben, wie dem Josepho unwillkürlich Thränen über die rothen dicken Wangen geflossen, und wie er mit sich selbst im Kampfe über die Ausführung seines Vorhabens gewesen sei. „Herr Josepho,“ begann die Gräfin wieder, „vor 12 Jahren bin ich an meinen Mann verheirathet worden, zu dem ich nicht die geringste Neigung hatte. Seit dem Tage meiner Verheirathung verachte und verabscheue ich meinen mir aufgedrungenen Gemahl und wenn er sich mir nahen will, überfällt mich eine Angst, wie man sie nicht vor dem unmenschlichsten Räuber haben kann. Ich suchte Alles das, was er behaupten oder ausführen wollte, zu vereiteln, trat ihm jedes Mal in den Weg, wenn er sich Etwas zu gut thun wollte, sprach nur sehr selten zu ihm und wenn ich ihm als Frau gedient, so war ich ihm niemals eine Lebensgefährtin. Die Kinder, die ich ihm gebahr, suchte ich seinem Herzen zu entfremden und Alles dies gelang mir auf eine vortreffliche Weise. Allein mein Benehmen machte meinen Gemahl rasend, denn er liebte mich sehr, und als er sah, daß all sein Schönthun und all sein Bemühen um mein Herz erfolglos blieb, ergab er sich dem Trunke und dieser Schritt entfernte ihn noch mehr von meinem Herzen. Ich ließ ihn von nun an ohne jegliche Achtung, warnte ihn nicht vom zu vielen Trinken und mein Mann ist jetzt nur noch dem Namen und der Geburt nach der Graf von Dcekiewicz. Sie begreifen nun, Herr Josepho, daß ich unter solchen Umständen lange gewünscht habe, auf eine Art aus dem Hause zu kommen, die von Jedermann gebilligt werden kann. Ach, sehr oft sehnte sich mein Herz nach Freiheit! oft und genug flehte ich den Allmächtigen um Beistand an, denn zu oft wurde ich von meinem unmenschlichen Gemahle in seinem trunkenen Zustande gemißhandelt und mußte Schande und Schmach, Qual und Elend erdulden. Mein Mann wurde ein Ungeheuer, und ich habe Furcht, seine Beute zu werden. Die Vorsehung wollte jedoch, daß mir eine unerwartete Hülfe werde, eine Hülfe, die eben so passend als erwünscht kommt. Herr Josepho,“ fuhr die Gräfin mit großer Ruhe und mit majestätischer Stellung fort, „wenn Sie Derjenige sind, welcher mich lieben und vor der Hand meines einstigen Verfolgers beschützen kann, so zögern Sie nicht, Alles das, was ich Ihnen zur Aufbewahrung geben werde, sofort in Sicherheit bringen zu lassen, denn lange haben wir bis zur Rückkehr meines Gemahls und seines Gefolges nicht mehr Zeit; es ist bereits 2 Uhr vorbei und binnen 2 Stunden müssen wir gespornt und gesattelt sein; ich gehe mit Ihnen, entsage meinem schrecklichen Manne und nehme meine Familie, die ich um mich habe, mit. Sind Sie damit einverstanden, Herr Josepho?“

Der Räuber wußte in diesem Augenblicke nicht, wie ihm geschehen, und nachdem er eine kleine Pause beobachtet hatte, sagte er: „Gnädige Frau, ich kam hierher, um als Räuber wieder fortzugehen, allein Ihre Güte, die ich nicht verkenne, will mich wieder zum sittlichen und Ihre Liebe zum glücklichen Manne machen. Ich nehme mit großer Bereitwilligkeit Ihren Vorschlag an und verspreche Ihnen nicht allein ein treuer Lebensgefährte, sondern auch ein gehorsamer Diener zu sein. Gestatten Sie mir demnach, meine gnädige Frau, meinen Leuten die nöthigen Befehle zur Herbeischaffung von Emballagen zur Aufbewahrung der Werthstücke, welche Sie freiwillig herzugeben sich

bereit erklärten, zu ertheilen, und indem ich Ihnen nochmals die Versicherung gebe, Ihnen ein treuer Diener und liebender Gemahl zu werden, bitte ich, für Ihre Mitreise mit mir die nöthigen Vorbereitungen unverzüglich zu treffen." „Ganz wie Sie wünschen und befehlen, Herr Josepho," erwiderte die Gräfin.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Als wirksamstes Mittel, Kleidungsstoffe unverbrennlich zu machen, ergab sich aus einer Reihe von Versuchen, die auf Befehl der Königin von England von den Chemikern Versmann und Oppenheim in London angestellt wurden, das wolfromsaure Natron. Dasselbe hält sich selbst beim Bügeln der Stoffe indifferent und ist weder der Farbe noch den Stoffen schädlich.

Lesefrüchte.

Der kleinste Feind ist der, der dir von außen droht,
Der dir im Busen wohnt, verursacht größ're Noth

Vergebung gleicht dem Dufte, den die zertretene Blume ausströmt.

Verschiedenes.

Im Londoner Adreßkalender für das Jahr 1860 finden sich folgende statistische Angaben. London zählt gegenwärtig an dritthalb Millionen Einwohner, die in 300,000 Häusern leben. Ihre kleinen Streitigkeiten werden von 6000 Herren des Advocatenstandes bereitwillig verwickelt und gelegentlich geschlichtet, während 930 Pastoren in 429 Kirchen und 423 kleineren Bethäusern für ihr Seelenheil sorgen. Unter den Gotteshäusern gehören 121 den Independenten, 100 den Baptisten, 77 den Wesleyanern, 29 den Katholiken, je 10 den Calvinisten und Presbyterianern, 7 den Quäkern und 10 den Juden, denen sich noch zahllose kleinere Bethäuser anderer Secten anschließen. Ist Einer durstig, so hat er die Wahl zwischen 4000 Schenken und 1000 Weinverkäufern. Ist Einer hungrig, so findet er 2500 Bäckerläden, 1700 Fleischer, 2600 Specereihandlungen, 1260 Kaffeeschenken und gegen 1500 Milchverkäufer zu seiner Verfügung. Sollte er sich aber unglückseligerweise eine Unverdaulichkeit zuziehen, so findet er 2400 gehörig registrirte Aerzte und unzählige unregistrirte, nebst 500 Todtengräbern. Für die Bedeckung und Verzierung des äußern Menschen sorgen 3000 Schuster-, 2950 Schneider- und 1560 Putzmacherläden, welchen letzteren 1080 Modehandlungen und 290 Leihämter hülfreich zur Seite stehen. Die geistige Erziehung des innern Menschen aber zu fördern bestehen 1500 Schulen.

Ein französischer Gelehrter, Guerin, berichtet, daß er in Tunis Gefahr gelaufen sei, gesteinigt zu werden, als bei seiner Anwesenheit die diesjährige Sonnenfinsterniß eintrat. Die Tunesen schrieben die Abnahme des Lichtes der Anwesenheit des Christen zu. Ueberhaupt halten sie Alles, was ein Christ nur berührt hat, für unrein.

Als Fenelon Hofcaplan Ludwigs XIV. war, fand dieser an einem Sonntag nur eine sehr kleine Anzahl Zuhörer in der Kirche. „Was hat das zu bedeuten?" fragte der König. „Monsieur Fenelon hat das Gerücht verbreiten lassen," antwortete man ihm, „daß Ew. Majestät heute nicht die Kirche besuchen würden, damit Sie sähen, wer hieher kommt, um Gott zu verehren, und wer hieher kommt, um dem König zu schmeicheln."

Ein weibliches Individuum wurde jüngst als Zeugin vorgeladen. „Wie ist Ihr Name?" fragt der Untersuchungsrichter. „Was geht's mich an," lautet die Antwort. „Ihren Namen sollen Sie sagen!" „Was geht's mich an," sagt hörbarer als zuvor die Gefragte. „Aber so hören Sie doch; nicht was es Sie angeht, frag' ich Sie, sondern wie Sie heißen?" Da kommt denn heraus, daß die Zeugin in der That den Namen Antonie Wasgehtsmichan führe.

Redaction Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 5. Donnerstag, den 10. Januar **1861.**

Der Collaborator.

(Fortsetzung.)

Am liebsten war es mir jedoch, wenn ich Wartow und die Seinen allein antraf, weil ich dann Gelegenheit fand, ein längeres Gespräch mit Josephine anzuknüpfen, für welche ich mich je länger je mehr interessirte. Daß auch sie sich gern mit mir unterhielt, fand ich anfangs sehr natürlich, da ich der Einzige war, der ihr in Betreff ihrer Liebhaberei an Botanik und an Astronomie auf alle Fragen Auskunft geben konnte. Der Amtmann und seine Frau, welche mich sehr liebgewonnen hatten und mir dies auf alle Art zu beweisen suchten, legten uns kein Hinderniß in den Weg, wenn wir im Garten und im Park spazieren gehen wollten, und so kam es denn, daß wir oft Stunden lang allein beisammen waren und bald ohne alle Förmlichkeit mit einander verkehrten.

Es verging fast keine Woche, in welcher nicht irgend eine Partie nach einem der benachbarten öffentlichen Vergnügungsorte oder nach einem schönen Punkte der Umgegend unternommen wurde, und so oft es meine Zeit nur irgend erlaubte, schloß ich mich der fröhlichen Karawane an, welche vom Amte oder von der Stadt aus zu Wagen, zu Schiffe oder zu Fuß dorthin zog. Auf diesen Fahrten und Wanderungen war ich stets der Begleiter Josephinens; den andern unverheiratheten jungen Herren, welche im Hause Wartow's aus- und eingingen, schien die Vorliebe des feingebildeten, poetischen Mädchens für Wissenschaft und Kunst, so wie ihre Abneigung gegen rauschende Lustbarkeiten nicht besonders zu gefallen: einer derselben war wenigstens offenherzig genug, mir zu gestehen, daß er sich ungern mit der „Alles wissenden sentimentalen Nichte des Herrn Amtmanns", unterhalte.

Ehe ich Josephine kennen gelernt hatte, war es mir unter meinen philologischen Büchern immer so vorgekommen, als seien die in Romanen und Gedichten geschilderten Stimmungen und Situationen von Anfang bis zu Ende reine Phantasiegebilde der Dichter; wenn ich aber jetzt mit ihr unter einer der hohen weitästigen Eichen saß, welche am Ende des Parkes unweit des Flusses standen, und sie dann mit Begeisterung von ihren Reisen durch romantische und idyllische Gegenden, von dem stillen, poetischen Leben auf ihres Vaters Gute und von allem Schönen und Herrlichen erzählte, was sie gelesen hatte, ich ihr dann lauschend in die glänzenden dunkeln Augen schaute, und außer ihrer klaren Stimme nichts zu vernehmen war, als der Gesang der Vögel rings in den Bäumen und hoch in den Lüften, das Rauschen des Windes in den Blättern und das leise Geflüster der Wellen im Uferschilf — da däuchte es mir, als sei mein Leben nur selber ein schönes Gedicht.

In diesem neuen Leben würde ich mich ganz glücklich gefühlt haben, wenn mich nicht dann und wann der Gedanke an meine Mutter beunruhigt hätte. Bisher war ich ihr Eins und Alles gewesen; sie hatte nur für mich, ich nur für sie gelebt — das war nun plötzlich anders geworden. Während ich früher fast alle meine Mußestunden in ihrer Gesellschaft zugebracht hatte, saß sie jetzt des Abends gar manches Mal allein in ihrem kleinen Stübchen und las und strickte. Obgleich sie mir nie auch nur den leisesten Vorwurf über meine häufige Abwesenheit

Digitized by Google

machte, sondern sich im Gegentheil über meinen Verkehr mit dem Amtmann und seiner Familie freute, so schien es mir doch, als sei sie nicht mehr so fröhlich wie sonst und suche ihren Schmerz hinter einer heitern Miene zu verbergen.

Wenn ich mir jene Zeit so recht wieder vergegenwärtige, so vermag ich durchaus nicht zu begreifen, daß ich dazumal nie an die Zukunft gedacht und mir nie die Frage gestellt habe, was ich beginnen werde, wenn mir ein anderer Wirkungskreis zugewiesen oder Josephine von ihren Eltern zurückgerufen werden sollte. Wenn ich bei ihr war, so lebte ich so ganz in der schönen, beseligenden Gegenwart, daß jeder Gedanke an eine Veränderung meines Geschickes gar nicht in meiner Seele auftauchte, und wenn ich fern von ihr war, so dacht' ich nur an den Augenblick, wo ich sie wiedersehen würde.

Josephine deutete, falls ich mich nicht irre, einige Male leise darauf hin, daß unser poetisches Zusammenleben über kurz oder lang wohl einmal aufhören könne, allein in meiner Freudigkeit beachtete ich derartige Andeutungen nicht.

Ich ward nur zu unsanft aus meinem wonnereichen Traum geweckt.

Als ich mich eines Abends wieder auf dem Amte befand und mit Josephinen und ihrer Tante in der Weinlaube neben der Gartenthüre saß, kehrte Wartow mit einem sehr vergnügten Gesicht von der Stadt zurück und rief lachend, indem er seiner Nichte einen Brief überreichte, den er von dort mitgebracht hatte:

„Hier hast du ein billet doux von einem deiner Verehrer in der Heimath, liebe Josephine!"

„Gott sei Dank, daß mein Vater endlich schreibt!" erwiderte das Mädchen mit freudestrahlenden Augen, nachdem sie rasch einen Blick auf die Adresse geworfen und die Handschrift ihres Vaters erkannt hatte. „Ich habe diesmal vierzehn Tage länger auf einen Brief warten müssen als sonst!"

Nach diesen Worten öffnete sie das Schreiben in fröhlicher Hast, um Gewißheit darüber zu erlangen, ob ihr Vater, der an einem Gichtanfalle gelitten, vollständig wieder hergestellt sei; aber kaum hatte sie die ersten Zeilen gelesen, als sie einen dumpfen Schrei ausstieß und das Gesicht mit den Händen bedeckte.

Erschrocken raffte der Amtmann den Brief, der ihren Fingern entglitten war, vom Boden auf; er meinte nicht anders, als daß seinem Bruder ein großes Unglück zugestoßen sei.

„Um Gotteswillen — so sprich doch — was steht in dem Brief?!" rief die Amtmannin ihrem Gatten zu, der schweigend und finster dastand und regungslos auf das Papier starrte.

„Mein Bruder verlangt, daß Josephine so bald als möglich zu ihm zurückkehre," versetzte Wartow; „ein angesehener und reicher Mann in der Residenz, der sie vor einem Jahre dort kennen gelernt, hat vor einigen Tagen bei ihm um ihre Hand angehalten."

Das war ein Donnerschlag aus heitrem Himmel! Da ich nie an die Möglichkeit eines derartigen Falles gedacht hatte, so war ich so bestürzt, daß ich kein Wort hervorzubringen vermochte. Das stille Weinen Josephinens und das Wehklagen ihrer Tante, welche sie wie ihre eigne Tochter liebte und eine so baldige Trennung von ihr durchaus nicht erwartet hatte, vermehrten meine Verwirrung und meinen Schmerz noch um ein Bedeutendes; mir war's, als stehe ich mit blutendem Herzen mitten in einer nachtumhüllten Wüste.

Als der Amtmann gewahrte, welchen traurigen Eindruck die unerwartete Nachricht auf uns hervorgebracht hatte, suchte er Alles auf, was zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther dienen konnte. Er meinte, das Ganze sei nur eine Grille seines Bruders, und versprach, auf der Stelle an den letzteren zu schreiben und ihn auf's Dringendste zu bitten, Josephine nicht zu einer Heirath zu überreden oder zu zwingen, welche ihrem innersten Wesen widerstrebe.

„Ja, thu' das, lieber Onkel," bat Josephine mit flehender Stimme; „thu' es so bald als möglich! Ich bin nicht im Stande, einem Manne meine Hand zu reichen, dessen ich mich kaum entsinne!"

„Hast du denn eine Vermuthung, wer es sein könnte?" fragte die Amtmannin.

„Wahrscheinlich wird es der Baron v. Stelben sein," versetzte Josephine. „Der hat mir wenigstens vor einem Jahr in der Residenz einige Schmeicheleien gesagt und ist während

Digitized by Google

unseres Aufenthaltes daselbst mehrmals zu meinem Vater gekommen. Er mag ein ganz guter Mensch sein — aber wenn er auch der beste von allen wäre — heirathen werd' ich ihn nicht, so lange ich noch freien Willen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht auf Stenzliewo
unweit des Kaukasus.

Von Dr. E. Sander.

(Schluß.)

Der Räuber unterhielt sich einige Augenblicke mit seinen Begleitern und nicht wenig zitterte die Gräfin, als sie folgende Worte, welche Josepho zu einem derselben sprach, vernahm: „Du bist ein Narr!" sprach er in ächtem Italienisch, „die Gräfin ist voller Güte und voller Liebe für mich und ich werde handeln, wie sie es wünscht; sei aber versichert, daß ich wohl auf meiner Hut sein und durch das Vorgefallene die trefflichste Gelegenheit haben werde, Euch und mich in solchen Reichthum zu versetzen, daß weder ich noch Ihr nöthig haben werdet, das gefährliche Handwerk, das wir mit vieler Mühe und großer Besorgniß so lange getrieben, fortzusetzen. Die Gräfin ist, hat sie erst ihr Haus verlassen, in meinen Händen, und sollte sie dann, wenn es ihr bei uns nicht mehr gefällt, Anstalten zur Flucht oder zu unserer Entdeckung treffen, dann endet ein Dolch ihr Leben, und wir sind die reichsten Menschen auf Erden." „Gebieter und Herr!" erwiderte hierauf der eine Begleiter, „ich fürchte nur, die Gräfin habe etwas Anderes im Spiele und wer weiß, ob sie nicht eben durch ihr Schönthun und ihre Zuvorkommenheit uns in ein Netz zu spinnen sucht, das wir nicht wieder zerreißen können. Seien Sie, mein Herr und Gebieter, nur vorsichtig auf Ihrer Hut und überlegen Sie Alles ganz genau, was Sie jetzt zu thun sich entschlossen haben." „Höre!" begann auf's Neue der Räuberhauptmann, „schicke einen von unsern Leuten als Wache an die Thüre und befehle ihm, Jedem, der ohne mein Wissen während unseres Aufenthaltes sich vom Hause entfernen will, den Garaus zu machen. Binnen 2 Stunden sind wir auf unsrer Reise." — Josepho kehrte ihm den Rücken und ersuchte die Gräfin, sich zur Flucht baldmöglichst bereit zu machen. „Kommen Sie mit mir an diesen Schrank, ich werde Ihnen einige Goldgeldrollen geben." Die Gräfin suchte nun alles Werthvolle heraus, und nachdem sie im Zimmer fertig war, bat sie ihn, mit ihr in den Keller zu gehen, der, bedeckt von einer furchtbar schweren eisernen Thüre, tief unterhalb des Schlosses führte. „Dort, Herr Josepho, habe ich einen eisernen Kasten voll Gold und Silber, den müssen wir noch leeren, bevor wir von dannen ziehen." Sogleich nahm sie ein Licht in die Hand und bat, es möchten Alle sie hinunter begleiten. Josepho befahl jetzt einem seiner Mannen, jene Wache an der Hausthür abzurufen und am Eingange des Kellers Wache zu halten, bis sie alle wieder heraufkommen. Die Wache trat näher und nun befanden sich die übrigen Räuber alle im Keller. Jetzt richtete sich mit Staunen Aller Blick auf den großen mächtigen Kasten, der da unbeweglich stand, und wie hungrige Löwen betrachteten sie ihn, um dessen Inhalt zu verschlingen. Nun hieß es, den Kasten öffnen; allein die Gräfin suchte vergebens den Schlüssel in ihrer Tasche.

„Ach, meine Herren," begann sie in verstellter Verlegenheit, „ich habe den Schlüssel dazu vergessen, entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich verfüge mich nach oben und hole den Schlüssel. Ich muß eilen, denn sonst wird es spät und wir Alle sind verrathen." Josepho bat sie, so schnell als möglich von dannen zu eilen, um den Schlüssel zum Kasten zu bringen. „Wie erwünscht," dachte die Gräfin, „nur das wollte ich haben!" Sie zündete schnell noch ein Licht an und eilte, die Räuber alle zurücklassend, die Treppe hinauf und stammelte vor Freude, als sie auf den Posten traf, einige Worte der Entschuldigung. „Ich — habe — den Kastenschlüssel auf meinem Zimmer — vergessen." Die Wache, die nichts Böses von der Gräfin ahnte, wendete ihr den Rücken und richtete ihr Auge wieder in die Tiefe des Kellers hinab. Als die Gräfin dies bemerkte, wendete sie sich um, und ein einziger Stoß genügte, um jenen mächtigen, riesengroßen Menschen die Treppe hinab in den Keller zu stürzen. Ueber alle Erwartungen gelang es

Digitized by Google

ihr, denn der wachhabende Mensch stand ganz am Rande der Treppe. Trirr! trirr! und der Räuber lag regungslos im Keller! Schnell wurde die Thür jetzt von der Gräfin zugeschlagen, verriegelt und die ganze Räuberbande befand sich ohne Aussicht auf Rettung im Keller gefangen. Wie mag jetzt das Herz des Josepho geschlagen haben, als er sich so getäuscht fand!

Die Gräfin eilte jetzt, schnell Vorkehrungen zur Rettung und Hülfe zu treffen. Im ganzen Schlosse befand sich nur noch eine einzige Mannsperson, denn zu ihrem Schreck bemerkte sie jetzt, daß ihr treuer Diener Kutasaw ein Opfer der Raubgier jener Männer geworden war. Was nun beginnen? — Sich fern von jeder Hülfe wissend, eilte sie schnell in den Hofraum und zündete einen mit Stroh bedeckten Stall an. Binnen Kurzem loderte die Flamme fürchterlich auf, und kaum war eine halbe Stunde vergangen, so strömten von allen Seiten Menschen herbei, um der rasch um sich greifenden Feuersbrunst Einhalt zu gebieten. Die Gräfin, die unweit des Feuers stand, sah jetzt ihr Werk gekrönt, denn kaum waren einige Menschen an dasselbe geeilt, so rief sie ihnen zu: „Hier, die Räuberbande, die ich im Keller gefangen halte, bewachet! lasset den Stall herunterbrennen, das thut mir und der Umgegend nichts; denn wisset, ich war die Brandstifterin; ich zündete den Stall an, um Hülfe zur Gefangennehmung jener Räuberbande zu bekommen."

Binnen einer Stunde war der Stall in Asche verwandelt, dagegen die Umgebung von raubsüchtigen Menschen gesäubert.

Landwirthschaftliches.

(Saurer phosphorsaurer Kalk.) Es ist mehrfach darauf aufmerksam gemacht worden, daß das Bestreuen des Mistes mit Gyps keinem verständigen Landwirthe erlassen werden kann, zumal viele hundert Versuche vorliegen, welche beweisen, daß der Mist, dessen flüchtige Theile durch das Bestreuen mit Gyps erhalten würden, größere Erträge liefert, als der nicht so behandelte Mist. Während nun Tausende von Landwirthen von diesem unzweifelhaften Fortschritte noch keinen Gebrauch machen, sind manche andere schon wieder einen Schritt weiter gegangen und wenden statt des Gypses saureu phosphorsauren Kalk an. Derselbe ist zwar viel theurer, als Gyps; allein er hat auch nicht blos die Eigenschaft, die flüchtigen Substanzen zurückzuhalten, sondern er ist zugleich eines der vorzüglichsten Pflanzenernährungsmittel. Es liegen mehrere Versuche vor, welche beweisen, daß der mit saurem phosphorsaurem Kalke behandelte Mist per 400 Klafter einen um 18 fl. höheren Ertrag brachte, als der mit Gyps behandelte, und einen um 25 fl. höheren Ertrag, als der pure Mist auf dem nämlichen Felde und zu der nämlichen Fruchtart. Es darf mit gutem Gewissen jedem Landwirthe angerathen werden, stets sauren phosphorsauren Kalk vorräthig zu halten und nach jedem Misten solchen aufzustreuen. Ein jeder Kreuzer, der für die Anschaffung von saurem phosphorsaurem Kalke ausgegeben wird, trägt reichliche Zinsen

Verschiedenes.

An der Thüre eines schwedischen Wirthshauses fand ein Reisender folgende Worte in englischer Sprache: „In B**** findet man ganz ausgezeichneten Braten und Wein — wenn man beides selber mitbringt."

Der im Verlage der Jäger'schen Buchhandlung in Frankfurt herausgekommene „Verloosungs- und Actien-Kalender für 1861" verdient, als praktischer Leitfaden für jeden Capitalisten und Handelsmann, besondere Empfehlung, da solcher nicht allein das Verzeichniß der in diesem Jahre vorkommenden Verloosungen sämmtlicher Anlehens-Loose und die Nummern der seither gezogenen Serien, sondern auch eine Statistik der Actiengesellschaften, eine Uebersicht der Prioritätsanlehen und die Pläne der neuesten Lotterie-Anlehen enthält, somit ein ganz unentbehrliches Hülfsbüchlein genannt werden darf. Der Preis von 35 kr. ist billig.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 6. Samstag, den 12. Januar **1861.**

Des Weibes Schöpfung.

Als Gott am sechsten Schöpfungsabend
Vor seinen Werken sinnend stand,
Und, sich an seinen Wunden labend,
Sie alle gut und herrlich fand:

Da zog ein Lächeln sel'ger Wonne
Verklärend auf sein Angesicht,
Belebend wie die Frühlingssonne
Und lieblich wie das Morgenlicht.

Von dieses Lächelns Strahlengrüßen
Erblühten dann in Wald und Flur,
Auf Berg und Thal die holden, süßen,
Anmuthigen Kinder der Natur,

Die bei der Liebe süßem Kosen
Die Schönheit gern zum Kranze flicht,
Die Primeln, Veilchen, Lilien, Rosen,
Maiblümchen und Vergißmeinnicht.

Und auf des Frührothes Purpurschwingen
Die Englein flogen dann herab,
Mit Silberlilien zu umschlingen
Des Friedens heil'gen Hirtenstab.

Auch wollten sie die Blümlein schmücken
Mit Perlenthau im Morgenschein,
Und an die sel'ge Brust sie drücken
Als gute liebe Schwesterlein!

Dann wollten sie zusammen reden
Und in des Lenzes grünem Hag
Andächtig zu Jehovah beten
Am lieben, heil'gen Sabbathtag.

Jetzt nahten sie den Blümlein plaudernd,
Doch diese lächelten nur still.
„Wie schad' ist's," sprachen sie dann zaudernd,
„Daß keins von ihnen reden will!"

Und Gott vernahm der Engel Klage
Und gab der Ros' und Lilie Leib:
Sein Lächeln schuf am Sabbathtage
Die Blume, die da spricht — das Weib!

Der Collaborator.

(Fortsetzung.)

Die wiederholten Versicherungen des Amtmannes, daß sein Bruder vernünftigen Vorstellungen Gehör schenken werde, beruhigten seine Nichte und seine Frau einigermaßen, während ich es ihm nur zu deutlich ansah, daß er an seine Versicherungen selber nicht glaube und jede Hoffnung auf die Erfüllung unser Aller Wünsche aufgab.

Halb betäubt ging ich heim. Die widersprechendsten Gefühle und Gedanken stürmten so auf mich ein, daß ich kaum wußte, was ich that. Nur Eins war mir klar geworden: ich fühlte, daß ich unaussprechlich unglücklich werden müsse, wenn Josephine für immer von mir getrennt werde.

Es konnte nicht fehlen, daß meine verstörte Miene sogleich die Aufmerksamkeit meiner Mutter erregte, und auf ihre wiederholten dringenden Fragen erzählte ich ihr mit möglichster Ruhe, was vorgefallen war.

„Du liebst also Josephine?" forschte sie mit zögernder Stimme und ängstlichem Blick.

„Ja — so ist es," erwiderte ich.

„Ich hab' es längst vermuthet," entgegnete meine Mutter schmerzlich lächelnd; „ich hielt

Digitized by Google

es aber für besser, nicht eher davon zu sprechen, als bis Du mich in dies Geheimniß eingeweiht."

„Was ich für Josephine empfinde, ist mir erst in der Stunde klar geworden, in welcher ich das Verlangen ihres Vaters vernommen habe," antwortete ich. „Wäre ich mir dessen früher bewußt gewesen, ich würde es Dir nicht verschwiegen haben; ich habe nie ein Geheimniß vor Dir gehabt."

„Und was gedenkst Du nun zu thun?" fragte meine Mutter in ängstlicher Spannung.

„Ich weiß es nicht — ich habe noch nicht darüber nachgedacht," versetzte ich. „Meine Aufregung ist zu groß, als daß ich einen bestimmten Entschluß fassen könnte."

„Wird denn aber möglicherweise nicht Alles für Dich verloren sein?"

„Der Amtmann will noch heute seinem Bruder schreiben; die Antwort des letzteren wird meinen Entschluß bestimmen. Bis dahin laß uns nicht mehr über die Sache reden."

Vier Tage vergingen mir in der peinlichsten Ungewißheit; daß auch Josephine unaussprechlich litt, sagten mir ihre verweinten Augen und der tiefschmerzliche Ausdruck ihres bleichen Angesichtes. Auf den besonderen Wunsch des Amtmanns sprach ich indessen mit ihr nur über andere Dinge. Wartow motivirte diesen Wunsch durch die Hoffnung auf eine günstige Erwiederung von Seiten seines Bruders.

Als ich am fünften Tage gegen Abend auf dem Amt erschien, fand ich Josephine und ihre Tante in Thränen; Wartow ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder.

„Vor einer Stunde ist die Antwort meines Bruders eingetroffen," sagte der Amtmann zu mir. „Er versichert, daß Josephine keinen besseren Gatten finden könne als den Baron von Stelben — denn dieser hat sich in der That um sie beworben — und er verlangt, daß sie schon übermorgen von hier abreise."

Während dieser Worte verließen Josephine und ihre Tante das Zimmer, und ich blieb allein mit dem Amtmann zurück.

„Und was hat Josephine — — was haben Sie beschlossen?" stieß ich mit kaum vernehmbarer Stimme hervor.

Wartow schaute mich mit einem durchdringenden ernsten, fast unwilligen Blick an und erwiderte: „Zuerst wünsche ich zu wissen, was Sie beschlossen haben — denn es will mir doch scheinen, als ob das Interesse, welches Sie für meine Nichte gezeigt haben und zeigen, mehr als ein oberflächliches Gefallen an der Unterhaltung mit ihr ist. Seien Sie offenherzig gegen mich, lieber Herr Reimann," fuhr er bittend fort; „es handelt sich hier um das Lebensglück Josephinens. Ich vermag viel über meinen Bruder, — vielleicht kann sich noch Alles zum Guten wenden."

(Fortsetzung folgt.)

Kaiserslautern,

wie es war, wie es ist und was es litt.

Unter diesem Titel erschien unlängst im Buchhandel bei Tascher und Menth in Kaiserslautern ein Büchlein von Dekan, Schulinspektor ꝛc ꝛc. Hollensteiner, das einer Erwähnung und öffentlichen Empfehlung wohl werth ist. Der Herr Verfasser nennt es einen Versuch einer Beschreibung dieser Stadt in historisch-topographischen Bildern aus der Vergangenheit und Gegenwart. Er reicht es als freundliche Gabe den Bewohnern und Besuchern der alten Barbarossastadt dar und hat sich damit, kaum ein Jahr in Kaiserslautern lebend, den Dank aller Geschichtsfreunde erworben. Lagen die historischen Facta und Data auch vor, die die Geschichte dieser Stadt angehen, so hat er durch seinen Fleiß und seine Sorgfalt das Verdienst, dieselben in angenehmer und lehrreicher Lectüre an die Oeffentlichkeit gebracht zu haben. Irren aber möchte sich Jeder, der diesem Schriftchen nur localen Werth beimessen wollte, vielmehr läßt sich daraus ein gut Stück Pfälzer Geschichte überhaupt lernen. Es umfaßt 150 Seiten in 90 kurzen Abschnitten, deren nur wenige mehr als eine Seite oder ein Blatt einnehmen. Das Taschenformat hat auch sein Empfehlendes. Niemand legt das Büchlein unbefriedigt aus den Händen. Er findet darin des interessantesten geschichtlichen Stoffes so viel, daß er sich ein Studium daraus machen muß und doch nicht ermüdet, sondern nur von Neuem angeregt und erfrischt sich fühlt. Zum Vorlesen im Familienkreise ist es vornehmlich

Digitized by Google

geeignet, gerade um des reichen und anziehenden Inhalts, seines leichten und fließenden Stils und seiner gefälligen Zusammenstellung und Eintheilung willen. Von der Gründung der Stadt durch Kaiser Friedrich I. Barbarossa 1153 beginnt das Werkchen und führt dem Leser in historisch-topographischen Bildern die Geschichte der Stadt — in der mehr oder wenig auch andere Pfälzer Städte und Gebiete die ihre erkennen werden — als freie Reichsstadt, als churfürstlich pfälzische Stadt vor. Hier ist besonders des edlen Johann Casimir ausführlich gedacht, der auch in Neustadt die Denkmale seiner weisen Regierung zurückgelassen hat. Was Kaiserslautern gelitten in dem 30jährigen, dem Orleans'schen, dem spanischen Successionskriege und hauptsächlich in der französischen Revolution, ist in wirklich trefflicher Weise geschildert. Die Beschreibungen der Schlachten 1793 und 1794 mit ihrem mitfolgenden Jammer sind besonders gelungene Partieen. Zwei Kriegshelden und edle Deutsche, Wurmser und Pfau, sind — um Vaterlandsliebe zu lernen — schön beschrieben. Wie sich nach den Freiheitskriegen unter der wohlwollenden bayerischen Regierung die Verhältnisse in der Pfalz — nicht allein in der so oft und schwer heimgesuchten Stadt — zum Bessern gestalten, ist sehr lehrreich. Abschnitte 70 bis 90 dienen dem Besucher der Stadt als sicherer Wegweiser durch die geschichtlich merkwürdige Stadt. Kurz er findet Aufschluß über Alles, was er aus alter Zeit wie aus späterer und neuerer, über die Stadt, ihr bürgerliches und kirchliches Leben, Zunft-, Gerichtswesen ꝛc. ꝛc. wissen möchte. In keiner Schulbibliothek sollte es fehlen.

Landwirthschaftliches.

(Zur Bienenzucht.) Leider höre ich auch aus andern Gegenden die Klage, daß das Bienenjahr 1860 zu den schlechtesten gehört, die selbst alten Bienenzüchtern gedenken. Ich glaube daher im Interesse vieler Bienenhalter und zum Wohle Millionen armer Bienchen zu handeln, wenn ich alle verehrlichen Zeitungsredactionen bitte, die Beantwortung nachstehender Frage in ihren Blättern baldmöglichst aufzunehmen.

„Wie erhalte ich am besten und wohlfeilsten meine volks- und honigarmen Bienenvölker während des Winters?" Ein volksarmes Bienenvolk kann für sich allein nicht mit Vortheil überwintert werden, weil die Trachtverhältnisse in der Pfalz im Frühjahr volksstarke Bienenvölker erfordern, wenn anders eine Honigernte gemacht werden soll. Es ist daher die Herbstvereinigung bei schwachen Völkern zu empfehlen. Ich verfahre dabei also:

1. In Dzierzons Bienenwohnungen.

Ich nehme einen volksarmen Stock und vereinige denselben mit einem überwinterungsfähigen Stocke. Demjenigen von beiden Stöcken, welcher die älteste Königin hat, fange ich dieselbe heraus, lege jedem Stock für 3 kr. Moschus — der in einer Papierkapsel verwahrt ist — auf das Bodenbrett unter die Waben und nach 24 Stunden, also am andern Abend, hänge ich das eine Bienenvolk zum andern. Die Waben des einzuhängenden Volkes stoße ich nicht fest an die Waben des Volkes, welches bereits in der Wohnung ist, sondern lasse zwischen beiden Völkern einen handbreiten Zwischenraum, damit die Königin desto weniger in Gefahr kommt. Am andern Morgen hänge ich alle Waben der beiden Völker fest zusammen und regelrecht ein und die Vereinigung ist vollkommen gelungen.

2. In Strohkörben.

Ich lege Abends den zwei zu vereinigenden Stöcken den Moschus ein. Am andern Abend nehme ich den Stock mit der ältesten Königin — wenn ich dies weiß — und stelle denselben auf den Kopf, so daß das Unterste zu oberst kommt. Das Bodenbrett nehme ich dann ab und stelle den andern Stock auch ohne Bodenbrett darauf, so daß die beiden Körbe, wenn es Stülpen sind, in der Mitte mit den weiten Oeffnungen auf einander stehen. Passen die Körbe nicht genau auf einander und können Bienen heraus, so wickle ich ein Handtuch um die Stelle, wo die beiden Körbe auf einander stehen. Während der Nacht zieht das Volk aus dem untern Stock in den obern und in der Regel büßt die untere Königin beim Aufsteigen in den obern Korb das Leben ein und die im obern Korbe ist Alleinherrscherin. Hat man zwei

Digitized by Google

entlegene Bienenstände, wie ich, so verstelle man den vereinigten Bienenstock, damit sich keine Bienen verfliegen; ist dies nicht der Fall, so vereinige man zwei Stöcke, die neben einander stehen und stelle dann den vereinigten Stock in die Mitte der Stellen, wo die beiden Völker vor der Vereinigung gestanden. Geht auch dieses nicht an, so bleibt noch übrig, das vereinigte Volk zu einem Freunde auf ein benachbartes Dorf zu tragen. Zur jetzigen Jahreszeit ist übrigens kein Verfliegen mehr zu befürchten, daher nur rasch an's Werk!

Den Meschus kann man sich in einer gut verschlossenen Schachtel Jahre lang zum Gebrauche aufbewahren.

Die Fütterung in Dzierzonsstöcken geht am besten, wenn man starken Völkern von ihrem Ueberflusse nehmen und denselben armen Völkern einhängen kann. Hat man keine solche Honigwaben, so muß eben so lange mit flüssigem Honig oder aufgelöstem Kandis gefüttert werden, bis das Volk etwas Vorrath hat. Flüssiges Futter aber gebe ich meinen Bienen nur dann, wenn sie ausfliegen können. In den Monaten November, December und Januar aber beunruhige ich meine Bienen durchaus nicht und sorge dafür, daß jedes arme Volk auch feste Nahrung hat. Ich nehme dafür auf jeden Stock 1 bis 2 Pfund Kandiszucker, je nach der Stärke des Volks, zerstoße denselben zu Mehl, lege mir eine leere Tafel auf den Tisch und streue das Zuckermehl in die Zellen. Ist dies geschehen und belege ich die gefüllte Seite mit nassem Fließpapier, so kann ich auch die andere Seite der Tafel noch mit Zuckermehl anfüllen. Die gefüllte Tafel hänge ich fest an den Winterplatz der Bienen. Das Ganze wird dann für den Winter recht gut verschlossen und verschmiert, je dicker, desto besser. — In Strohkörben mache ich über das Spundloch auf und schneide so viele Rosen heraus, bis ich den nöthigen Zucker einlegen kann. Ich nehme dazu nur Rodenstücke, weil diese sich leichter auflösen lassen, tauche jedes Stück in Wasser und lege so viel in die gemachte Oeffnung, bis dieselbe voll ist. Legt man ein mit Wasser getränktes Kinderschwämmchen auf den Zucker, so können ihn die Bienen noch leichter auflösen. Das Spundloch muß wieder gut verschlossen werden. Zu Weihnachten sehe man nach, ob ein oder das andere Volk aufgezehrt hat, und helfe nach, wo es fehlt.

So gefütterte Bienenvölker müssen recht warm eingewintert werden, wenn die Bienen von dem Zucker leben sollen; daher es nothwendig ist, dieselben bei strenger Kälte — aber nur nicht früher — in eine dunkle Kammer oder in einen trocknen Keller zu bringen. Das Flugloch aber muß immer offen bleiben.

Lauterecken, den 17. October 1860.

Max Zimmermann.

Verschiedenes.

Ein Wiener Fiaker mißhandelte ungerechter Weise einen Knaben. Die Umstehenden wollten sich eben an ihm vergreifen, als ein feiner Herr einstieg und fortzufahren befahl. Wohin Ew. Gnaden? rief der Kutscher. — Nach der Polizei. — Was krieg' ich? — Fünf und zwanzig. (Der Herr war ein Polizeibeamter. Das Publikum gab sich zufrieden.)

Der englische Dichter Pope war der Erste in Europa, welcher die Trauerweide pflanzte. Er hatte nämlich einst ein Körbchen mit Feigen aus der asiatischen Türkei erhalten, die mit dünnen Zweigen bedeckt waren. Er steckte einen dieser Zweige, an welchem sich Knospen befanden, in die Erde, und aus denselben ward die erste Trauerweide.

Unter den vielen guten Witzen, die der diesjährige Glasbrennersche Volkskalender enthält, ist auch folgender: „Auf eine Anfrage, ob Kaiser Napoleon wirklich daran denke, Frankreich eine parlamentarische Vertretung zu geben, antwortete derselbe: „Bevor ich nicht vollständig mit der Wiege, dem Stuhl und dem Ofen fertig bin und das Bett (des Rheines) nicht habe, kann ich keine Kammer einrichten."

Redaction, Druck und Verlag von D Kranzbühler jun in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 7. Dienstag, den 15. Januar **1861.**

Der Collaborator.

(Fortsetzung.)

Ich suchte meinen Schmerz, so gut es ging, zu bemeistern, und versetzte nach einer Pause mit äußerer Ruhe:

„Da Sie mir allezeit mit solcher Herzlichkeit entgegengekommen sind, so ist es meine Pflicht, aufrichtig gegen Sie zu sein und Ihnen Nichts zu verschweigen, was auf meine Gefühle für Ihre Nichte und auf meine Verhältnisse Bezug hat. Ich liebe Josephine mehr als mein Leben, und ich würde der glücklichste Mensch auf Erden sein, wenn ich sie mein nennen könnte, — aber da ich in meiner bescheidenen Stellung nicht die geringste Hoffnung hegen darf, daß ihr Vater mich einem so reichen und angesehenen Bewerber vorziehen wird, welcher im Stande ist, seiner künftigen Gattin Alles zu bieten, was das Leben zu verschönern vermag, so muß ich auf das Glück, Josephine zu besitzen, mit blutendem Herzen verzichten. Aus mehreren Anzeichen glaube ich schließen zu dürfen, daß ich Ihrer Nichte nicht gleichgiltig bin, und ich erkenne es mit dem innigsten Dank, daß Sie mir Ihre Fürsprache bei Ihrem Herrn Bruder zugesagt haben; — — allein es würde meinen Stolz zu tief verletzen, wenn ich von dem Vater Derjenigen, welche ich über Alles liebe, nur deßhalb abgewiesen würde, weil ich ein armer Collaborator bin. Und daß ich dies zu erwarten habe, glaube ich nach Allem, was ich über Ihren Herrn Bruder gehört, als gewiß annehmen zu dürfen.

„Also nicht einmal einen Versuch, Josephinens Herz und Hand zu erlangen, wollen Sie wagen?“ rief Wartow zürnend. „Wahrlich, das hätt' ich nicht von Ihnen erwartet! Daß mein Bruder Bedenken tragen wird, seine Tochter einem unbemittelten Unterlehrer an einem Provinzialgymnasium zur Gattin zu geben, glaube ich selbst, da er etwas hochmüthig ist und stets davon geredet hat, daß Josephine einmal eine glänzende Partie machen müsse; auf der anderen Seite kann ich Ihnen aber auch versichern, daß er durchaus nicht hartherzig ist und sein einziges Kind nicht zu einer Verbindung zwingen wird, welche diesem widerstrebt. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich etwas über ihn vermag; folgen Sie daher meinem Rathe und suchen Sie so bald als möglich eine bedeutendere Stellung zu gewinnen, so daß Sie dreist als Mitbewerber um Josephinens Hand auftreten können. Ihre vielseitigen gediegenen Kenntnisse und Ihre allgemein anerkannten Talente werden Ihnen sehr bald zu einer hervorragenden einträglichen Stellung in der Hauptstadt verhelfen. Ihr jetziger Wirkungskreis ist viel zu beschränkt für Ihre Fähigkeiten — ich und viele Andere haben Ihnen das schon oft und mit Recht gesagt. Die Hauptstadt ist der beste Schauplatz für Ihre Thätigkeit — verlassen Sie Ihre gegenwärtige Laufbahn — — in dieser werden Sie nie das erreichen, was Sie erreichen können. Sie haben so manche hochstehende Gönner und Freunde — nehmen Sie deren Verwendung in Anspruch, und es kann Ihnen in der Hauptstadt nicht fehlen. Wenn ich Ihnen nicht so von Herzen zugethan wäre und nicht so gewiß wüßte, daß Sie sich rasch emporschwingen, so würde ich Sie nicht auf eine so dringende Weise auffordern, eine andere Bahn zu betreten.“

„Sie überschätzen meine Fähigkeiten, Herr

Digitized by Google

Amtmann," versetzte ich; „aber selbst wenn ich so begabt wäre, wie Sie und Andere wähnen, ich würde den Anforderungen eines neuen, umfassenden Wirkungskreises nimmermehr genügen können: — ich fühle es nur allzu sehr, daß ich nicht für das Leben in der großen Welt tauge."

„Das ist eben Ihr Irrthum," entgegnete der Amtmann mit steigendem Unwillen; „Sie mißtrauen Ihren Fähigkeiten und Kräften. Wenn Sie einige Zeit in einem größeren Wirkungskreis thätig gewesen sind, werden Sie Selbstvertrauen gewinnen, und dies ist Ihnen vor allen andern Dingen nöthig. Der Minister v. Wolmar ist mein Jugendfreund und stets bereit, mir und meinen Bekannten förderlich zu sein, in so weit er es kann und darf. Ich will an ihn schreiben und ihn bitten, daß er Ihnen eine Ihren Fähigkeiten entsprechende Stelle verschafft. Ich bin fest davon überzeugt, daß er Alles thun wird, um meinen Wunsch zu erfüllen. Wollen Sie meinem Rathe folgen, so wird es mir nicht schwer fallen, es bei meinem Bruder durchzusetzen, daß er auf die sogenannte glänzende Partie für Josephine verzichtet, und wär' es auch nur auf ein Jahr: — bis dahin haben sich Ihnen vielleicht schon die besten Aussichten eröffnet."

Die herzliche Theilnahme, welche Wartow mir bewies, rührte mich mehr, als ich es sagen kann; und als er so sprach, überkam mich zum ersten Mal in meinem Leben ein Gefühl von Selbstvertrauen, das wunderbar auf mich wirkte — allein in demselben Augenblick tauchte auch der Gedanke an meine Mutter in meiner Seele auf, und ich erwiderte:

„Hätt' ich nur allein auf mich Rücksicht zu nehmen, Herr Amtmann — wäre das eigene Glück mein einziges Ziel, so würd' ich auf Ihr freundliches Anerbieten mit tiefgefühltem Dank eingehen; da aber meine Mutter so unendlich viel für mich gethan hat, und da ich weiß, daß sie keinen höheren Wunsch hegt, als bis zu ihrem Tode drüben im Städtchen mit mir zusammen zu leben, so ist es meine Pflicht, bevor ich einen entscheidenden Entschluß fasse, zu erforschen, ob ihr eine Veränderung unserer jetzigen Situation nicht allzu schmerzlich sein würde. Morgen Abend werde ich Ihnen die Antwort bringen, welche über mein Lebensglück entscheidet. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie bis dahin mit Josephinen nicht über meine Wünsche, Pläne und Hoffnungen sprechen wollten."

Wartow gab mir dies Versprechen und ich schritt äußerlich gefaßt nach dem Städtchen zurück. Natürlich fragte mich meine Mutter sogleich, ob eine Antwort von Josephinens Vater eingetroffen sei, worauf ich ihr deren Inhalt mittheilte und mit ruhigem Ton hinzufügte, daß mir der Amtmann gerathen habe, meine gegenwärtige Laufbahn zu verlassen und mir einen neuen Wirkungskreis in der Hauptstadt zu suchen, damit ich nach Verlauf einiger Zeit dreist als Mitbewerber um seine Nichte auftreten könne.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsscenen aus China.

Unter dieser Ueberschrift bringt die Köln. Ztg. sehr unterhaltende Mittheilungen eines französischen Offiziers von der chinesischen Expedition, die sich über Menschen und Sitten in China in der ungezwungensten Weise verbreiten. Wir theilen daraus das Unterhaltendste mit.

„Die ersten wirklichen und wahren Chinesen, die wir in Hongkong sahen, wurden von unsern Soldaten mit einem gar nicht enden wollenden Gelächter begrüßt. „In diesem Lande ist doch Alles ganz anders, wie bei uns in Frankreich, die Weiber tragen Hosen und die Männer Zöpfe", meinten unsere Soldaten. Was haben diese armen Chinesen ihrer Zöpfe wegen schon von den Neckereien unserer Leute leiden müssen! Ein Hauptvergnügen besteht immer darin, einen daherlaufenden Chinesen plötzlich an seinem langen Zopf von hinten anzupacken und dann mit einem derben Ruck zum Stehen zu bringen. Die gefangenen Chinesen wurden auch zu Dutzenden mit ihren Zöpfen in einen Knäuel zusammengebunden, so daß sie einem Neste von Ratten, die sich mit ihren langen Schwänzen unlöslich in einander verwickelt haben, glichen. Es ist wirklich die praktischste Weise, Gefangene zu bewachen, denn Hunderte von

Digitized by Google

Leuten, die mit den Zöpfen an einander gebunden werden, sind vollkommen wehrlos. Anfänglich wollten unsere Soldaten aus reinem Uebermuth auch manchen gefangenen Chinesen die Zöpfe abschneiden, um mit solchen dann als Siegestrophäen allerlei Scherz zu treiben. Die armen Kerle, mit denen diese Procedur vorgenommen werden sollte, warfen sich aber auf die Kniee und schrieen so jämmerlich, daß wir Offiziere bald dem Treiben Einhalt thaten und unsere Dolmetscher nach dem Grunde fragten, weßhalb denn ein Chinese den schmerzlosen Verlust eines Zopfes beklage. Wir erfuhren nun, daß das Abschneiden eines Zopfes in China als große Schande gelte und ein zopfloser Chinese als ehrlos betrachtet werde. Natürlich ward das unseren Leuten mitgetheilt und eine derartige Behandlung der Gefangenen strengstens verboten. In den Barbierläden, die in China überhaupt eine große Rolle spielen, kann man übrigens gut geflochtene Zöpfe von allen Farben und Größen kaufen, und kostet das Stück ungefähr nach französischem Gelde einen Franken. Viele von meinen Voltigeurs haben sich dergleichen Zöpfe gekauft, sich solche hinten am Kopfe angebunden und treiben nun allerlei Unsinn damit.

Die vornehmeren Frauen werden hier fast eben so abgeschlossen gehalten und eifersüchtig bewacht, wie dies im Orient der Fall ist. Die aus den untern Volksklassen laufen dagegen ohne Scheu mit unverhüllten Gesichtern umher und müssen oft bei geringer Nahrung sehr hart arbeiten. So werden z. B. die zahllosen Boote, die bei Kanton auf dem Chukiang-Fluß umherfahren, und in denen oft ganze Familien Jahr aus Jahr ein leben, fast nur von Weibern gerudert. Unter diesen chinesischen Ruderinnen trifft man oft recht hübsche frische Gesichter, die zwar arg von der Sonne verbrannt sind, aber sonst ganz angenehme Formen zeigen. Das Betragen aller Chinesinnen der unteren Stände ist nicht im Mindesten scheu und zurückhaltend, und sie benehmen sich auch den Galanterieen unserer Soldaten gegenüber nicht allzu spröde. Die Lüderlichkeit ist bei einem so durchweg zur Wollust geneigten Volke, wie dies die Chinesen im Allgemeinen sind, überhaupt ungleich verbreiteter, als es bei uns in Frankreich der Fall ist. . .

Eine scheußlichere Verunstaltung menschlicher Formen, wie die künstliche Verkleinerung der Füße bei den vornehmeren jungen Mädchen in China, ist mir noch niemals vorgekommen. Die armen Personen können kaum stehen und nur mit Mühe eine kurze Strecke ganz wie eine Ente einher watscheln, da die Zehen vorn übergebogen und auf die Fußsohle zurückgewachsen sind. Dabei ist der Fuß eben so breit und dick als lang und sieht deßhalb trotz seiner Kürze plump und ungefällig aus, obgleich es erwachsene Frauen gibt, deren Füße nicht länger sind, als die eines achtjährigen Kindes in Frankreich. Diese Verkleinerung wird durch stetes Zusammenschnüren der Füße besonders in der Zeit vom achten bis fünfzehnten Lebensjahre bewirkt und soll sehr schmerzhaft für die armen jungen Mädchen sein. Es gibt in den größeren chinesischen Städen förmliche Pensionshäuser, deren Vorsteherinnen den Ruf besitzen, ihren Pensionärinnen die kleinsten und zwerghaftesten Füße zu besorgen.

Unweit der Stadt Tientsin erlebte ich bei dieser Gelegenheit eine unbeschreiblich komische Scene, die mir nachher zwar einen derben Verweis von dem General Collineau zuzog, über die wir Alle aber unendlich viel gelacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Die Lenoir'sche Gasmaschine. Im württembergischen Gewerbeblatte gibt Schwarz einige weitere Mittheilungen über die Lenoir'sche Gasmaschine. Die Gasmaschine scheint hiernach den wichtigsten Entdeckungen des Jahrhunderts schon jetzt angereiht werden zu dürfen. Lenoir ist jetzt mit dem Maschinenbauer Hyp. Marinoni verbunden. Eine Gasmaschine von 8 Pferdekräften ist seit 5 Wochen in ihrer Maschinenwerkstätte im Gange, welche sämmtliche Arbeitsmaschinen in Bewegung setzt. Ihr Verbrauch an Leuchtgas ist 800 Liter per Stunde und Pferdekraft; 1000 Liter Leuchtgas kosten 30 Centimes. Zwölf kleinere Gasmotoren von 1 — 4 Pferde-

Digitized by Google

kräften sind bereits abgeliefert, darunter einer nach Petersburg, einer nach Amsterdam und 4 nach Madrid. Dreißig neue von 1 — 4 Pferdekräften sind im Bau begriffen und 64 anderweitige Bestellungen liegen bereits vor. Die Gasmaschine wird zwar schwerlich die Dampfmaschine in allen Beziehungen ersetzen und übertreffen, aber ihr unvergleichlicher Vorzug ist darin begründet, daß sie in jeder Werkstätte eines Handwerkers Eingang finden kann, während die Dampfmaschine nur für den Großbetrieb anwendbar ist. Die Gasmaschine fordert weder Feuer, noch einen Kessel. Es genügt, den Hahn des Gasleitungsrohres zu öffnen, um sie unmittelbar in Gang zu setzen; es genügt, ihn zu schließen, um sie außer Gang zu setzen. In zwei kleinen Handwerkerwerkstätten in Paris ist die Gasmaschine bereits in Thätigkeit und bewährt sich vollkommen, und zwar in dem Posamentirgeschäft von Barbajel (22 rue St. Sauveur) und bei dem Elfenbeindrechsler Cummin (34 rue des Marais, Saint Martin). Welcher Umschwung wird sich in dem ganzen industriellen Betriebe nach und nach geltend machen, wenn in dem Zimmer jedes bescheidenen Arbeiters ein mechanischer Moter von 1 — 2 Pferdekräften sich aufstellen läßt, der nur so lange und so viel Material verbraucht, als er arbeitet. Ein größerer Beitrag zur Lösung der socialen Frage läßt sich kaum ersinnen.

Verschiedenes.

Das in Darmstadt erscheinende „Kirchenblatt für das Großherzogthum Hessen" bringt folgende Mittheilung: „Instanzenzug in Hessen. Wer ist die höchste Instanz und Autorität in Hessen? Zu einem gräflichen Beamten in X. kam ein Bauersmann und verlangte zum Herrn Grafen. Beamter: Was wollt Ihr beim gnädigen Herrn? Bauer: Ich will mei Rächt: ich habb ein Prozeß mit der Rentkammer. Beamter: Aber den hat ja das Landgericht zu N. entschieden. Bauer: Des hot mer awwer mei Rächt net gäwwe. Beamter: So appellirt an's Hofgericht. Bauer: An des habb ich schun appellirt, des hot mer mei Rächt ach net gäwwe. Beamter: So geht an's Appellationsgericht, das wird Euch aber wahrscheinlich auch keinen andern Bescheid geben. Bauer: Dann gehn ich an den Großherzog. Beamter: Der wird nicht anders entscheiden, als die ordentlichen Gerichte entschieden haben. Bauer: Dann gehn ich an's Frankforter Schornal."

Das Verhältniß des Geldwerthes der Vorzeit zu dem der Gegenwart erhellt recht deutlich daraus, daß ein ausgewachsener Ochse in dem Zeitraum vom 5. bis zum 8. Jahrhundert 2 Silberschillinge galt, während derselbe jetzt ungefähr 80 rheinische Gulden kostet. Ein Silbergulden war daher in der Zeit vom 5. bis zum 8. Jahrhundert ungefähr so viel als heute 40 rheinische Gulden, und es hatte das Gold also damals den 40-fachen Betrag des gegenwärtigen Geldwerthes.

Als Füllmaterial für Gasuhren wird statt des Wassers „Glycerin" empfohlen. Dasselbe empfiehlt sich hierzu durch seine Eigenschaften, nur wenig zu verdunsten und dann nicht zu gefrieren, und ist somit vollständig im Stande, den theuren Weingeist zu ersetzen.

Palindrom.

Als Göttin schufen mich die Griechen,
Doch was ich schaffe ist nicht gut.
Durch mich kommt es zu blut'gen Kriegen,
Wo Mancher fällt mit Heldenmuth.

Der Erdball wär' ein Paradies,
Der Menschen Herzen rein, wie Engel,
Wenn mich der Mensch zur Hölle stieß'
Und mit mir alle meine Mängel.

Zwar haßt mich auch mit Recht ein Weiser,
Der fliehet meines Lasters Bahn;
So liebt doch König mich und Kaiser,
Spricht man retour sie mit mir an. —

ß. ir.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 8. Donnerstag, den 17. Januar **1861.**

Der Collaborator.

(Fortsetzung.)

Während ich diese Worte sprach, blickte ich meine Mutter scharf an, um zu erspähen, welchen Eindruck dieselben auf sie machen würden. Die Bestürzung, welche sie ergriff, als sie nur von der Möglichkeit hörte, daß unser bisheriges stilles, friedliches Leben ein Ende haben könne, fiel mir so auf's Herz, daß ich den festen Entschluß faßte, meiner Liebe zu entsagen.

„Gedenkst du denn dem Rathe des Amtmanns zu folgen?" fragte meine Mutter mit zitternder Stimme.

„Ich habe beschlossen, hier zu bleiben und auf den Besitz Josephinens zu verzichten," erwiederte ich anscheinend ruhig.

„Und weßhalb denn?" forschte jene, indem sie sich bemühte, die Freude zu verbergen, welche mein Entschluß in ihr erweckt hatte.

„Wenn ich ein neues Leben beginne, wer bürgt mir dafür, daß ich es zu Etwas bringe, und daß Josephinens Vater sich überhaupt gnädig herabläßt, mich zu seinem Schwiegersohn anzunehmen?!" versetzte ich mit erheucheltem Stolz.

„Ist das der einzige Grund?" fragte meine Mutter.

„Du weißt, daß ich eine unüberwindliche Scheu vor dem Treiben der großen Welt hege," entgegnete ich rasch; „auf die Hoffnung hin, Josephine die Meine nennen zu können, würde ich jedes Opfer gebracht haben; da ich aber dazu keine Aussicht habe, oder wenigstens nur eine sehr geringe, so wär' es thöricht von mir gehandelt, wollt' ich dem Orte, wo mir so manche Freude geblüht, und an den mich so manche Bande knüpfen, geringschätzig und kalt den Rücken wenden."

Es schien, als ob meine Mutter mit dieser Erklärung zufrieden sei, denn sie erwiederte keine Sylbe darauf; ich aber begab mich unter dem Vorwande, daß ich sehr ermüdet sei, auf mein Zimmer, um ihr meinen aufgeregten Gemüthszustand zu verbergen.

Jenen Abend und jene Nacht werd' ich Zeit meines Lebens nicht vergessen. Es war in der zweiten Woche des Monats September, wo schon die ersten leisen Klänge des Herbstes durch die Natur wehen. Die weiten Gärten, welche ich aus meinem Fenster überschauen konnte, lagen mit ihren kleinen Häuschen, ihren Bäumen und Blumen im dämmernden Halbmondlicht da; über den tiefblauen Himmel zogen einzelne dünne Wolkenschichten, die dann und wann die glänzende Mondscheibe verschleierten, und der frische Südostwind, der durch die Blätter der hohen Linden vor der Thür rauschte, trug den kräftigen Duft von dem großen Eichwald herüber, welcher sich auf den Hügeln jenseit der Gärten erhob, und dessen dunkle Wipfel scharf gegen den hellen Himmel abstachen. In den Straßen der Stadt war längst Alles still; der Glockenton, der von den Thürmen hallte, der Ruf der Schildwache, welche am Thor auf- und abwandelte, und das Gebell der Hunde hie und da in den Gartenhäusern waren die einzigen vernehmbaren Laute, welche dann und wann das tiefe herbstliche Schweigen unterbrachen.

Draußen so wunderbarer, tiefer Friede und in mir ein so wilder Kampf! Die Stille ringsum kam mir bei meiner furchtbaren Aufregung fast unheimlich vor — es wäre mir lieber gewesen, wenn der Sturm mit rasender Macht die Kronen der Bäume durch-

wühlt hätte; — — ich würde das Pochen meines von so widerstreitenden Gefühlen bestürmten Herzens dann doch wenigstens nicht vernommen haben!

Nachdem ich eine Zeitlang heftig im Zimmer auf und nieder gegangen war, warf ich mich auf einen Stuhl neben dem Fenster und starrte auf die hohe Rosenhecke unweit der Gartenthür, die noch so wunderschön blühte, als gäb' es keinen Herbststurm und keinen Winter.

Ich hatte den Entschluß gefaßt, Josephinen zu entsagen — aber als nun all' die wehvollen Scenen der letzten Tage und Stunden wieder an meinem Geist vorüberzogen, drängte sich mir unwillkürlich die Frage auf, ob diese Entsagung denn durchaus nothwendig sei, — ob die Wünsche meiner Mutter sich nicht erfüllen ließen, ohne daß ich ihr meine Liebe zum Opfer brächte. In fieberhafter Aufregung suchte ich nach einem solchen Ausweg, aber ich fand keinen. Den Rath Wartow's, der mir in einem immer günstigeren Licht erschien, konnt' ich nicht befolgen, ohne mich von meiner Mutter zu trennen oder sie aus ihrer gegenwärtigen Lage zu reißen, und Beides glaubte ich nicht vor meinem Gewissen verantworten zu können.

Sie wandelt vielleicht nur noch wenige Jahre auf dieser Erde, sprach ich bei mir selbst; es wäre ein Frevel, wenn ich das stille Glück ihrer letzten Lebenstage vernichtete! Und wenn dann Alles umsonst gewesen wäre, — wenn Josephinens Vater mich nach allen den Kämpfen höhnisch abwiese, — — nein, nein, ich darf dem stürmischen Drange meines Herzens nicht folgen! Das Glück meiner Mutter gilt mir höher, als das meine. Vergib mir, Josephine, daß ich mich scheinbar kalt von dir abwende — aber ich kann nicht anders! Bei den Sternen, die dort so ruhig am blauen Himmel glänzen, schwör' ich dir, daß ich deiner nie vergessen werde, und daß nie eine Andere mir angehören soll.

Am andern Morgen in aller Frühe hatte ich einen neuen Kampf zu bestehen. Mein vertrauter Freund, der Doctor Mellinger, dem ich alle Vorfälle der letzten Tage mitgetheilt und der mir einen ähnlichen Rath wie der Amtmann Wartow gegeben hatte, kam voller Freuden zu mir und brachte mir die Nachricht, daß die sehr einträgliche Stelle eines der oberen Lehrer an einer großen Erziehungsanstalt in der Hauptstadt vacant sei. Er versicherte mir, daß ich mich in jeder Beziehung für dieselbe eigne, und bat mich dringend, ich möge mich sofort um sie bewerben; bei meinen Fähigkeiten und Kenntnissen und bei der kräftigen Fürsprache meiner Gönner könne es nicht fehlen, daß ich die Stelle erhalte.

Als ich ihm darauf all die Gründe wiederholte, welche mich bestimmten, seinen Rath nicht zu befolgen, und hinzufügte, daß ich gestern Abend den unwiderruflichen Entschluß gefaßt habe, Josephine zu entsagen, rief er mit vorwurfsvollem Tone aus:

„Und du behauptest, Josephine zu lieben?! Für ein so herrliches Mädchen ging' ich durch Wasser und Feuer! Ich ehre die Rücksichten, welche du auf deine Mutter nimmst, aber meinem Dafürhalten nach gehst du darin zu weit. Sie wird und kann es selber nicht wünschen, daß du ihr dein Lebensglück opferst. Als eine einsichtsvolle Frau wird sie die Trennung von dir mit Ergebung und mit dem Bewußtsein ertragen, daß dieselbe zu deinem Glück unerläßlich ist — falls sie es nicht vorzieht, dich nach der Hauptstadt zu begleiten. Außerdem kannst du als Staatsdiener jeden Tag versetzt werden, und dann würdest du doch gezwungen sein, diesen Ort allein oder mit deiner Mutter zu verlassen. Gib vernünftigen Vorstellungen Gehör und bewirb dich um den erledigten Posten in der Hauptstadt — du wirst es mir vielleicht dereinst noch danken, daß ich so dazu gedrängt habe."

Je mehr Gründe er hervorsuchte, um mich zur Aenderung meines Entschlusses zu bewegen, desto mehr ward ich in diesem bestärkt, und ich erklärte ihm nach längerer Debatte endlich mit der größten Entschiedenheit, daß ich selber wisse, was ich zu thun habe.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsscenen aus China.

(Fortsetzung.)

Ich bivouakirte nämlich mit meiner Compagnie auf einem schönen freien Platze, in dessen Nähe mehrere Landhäuser vornehmer

Digitized by Google

Chinesen, die mit all dem phantastischen Ungeschmack, welcher diesem Volke eigen ist, verziert waren, umher lagen. Da es bekannt war, daß feindliche tatarische Reiterei umherschwärme, so schickte ich vorsorglich mitunter Patrouillen von 10—12 Mann zur Recognoscirung der Gegend aus. Eine dieser Patrouillen, von einem lange gedienten Corporal commandirt, kam plötzlich zurück und meldete, daß in einem Landhause, welches wohl 10 Minuten von uns entfernt war, besondere Grausamkeiten verübt werden müßten, da ein Gejammer und Geheul vieler menschlichen Stimmen aus dem Innern desselben hervorgedrungen sei. Da die Chinesen das grausamste Volk sind und an dem Martern von Unglücklichen förmlich ein Vergnügen finden, so dachte ich, daß irgend eine Scheußlichkeit in diesem Landhause vorgehen müsse, und beschloß nun deren Verhinderung. Ich nahm 25 Voltigeurs mit mir und ließ noch eine zweite gleich starke Patrouille in gemessener Entfernung sich aufstellen, um nöthigen Falls als Reserve dienen zu können. Vorsichtig und geräuschlos näherten wir uns dem bezeichneten Landhause. Der Corporal hatte richtig gemeldet. Ein Schreien, Schluchzen und Weinen, als wenn einige Dutzend Menschen arge Qualen erlitten, drang aus dem Hause hervor. Hier Hülfe zu bringen, war nun sogleich mein Entschluß. Ich ließ meine Leute das Haus umstellen, so daß Keiner aus demselben entwischen konnte, ohne von Gewehrschüssen getroffen zu werden, und hieb dann selbst mit einem Feldbeil, welches wir vom Bivouakplatz mitgenommen hatten, das leicht gearbeitete Thor auf, welches in den Garten führte, in dessen Mitte das Landhaus lag. Von dem Geräusch dabei müssen die Bewohner des Hauses erwacht sein, denn 3 bis 4 fast nackte Chinesen, die als Diener und Arbeiter angestellt zu sein schienen, kamen uns schreiend, mit den Händen gestikulirend und in ihrer uns gänzlich unverständlichen Sprache lange Reden haltend, entgegen gelaufen und schienen den Eingang in das Haus selbst verhindern zu wollen. Nun, wir machten mit diesen kahlköpfigen Kerlen kurzen Prozeß, schleuderten sie unsanft zur Seite, drangen in das Haus ein und eilten in das Zimmer, aus dem das Gejammer hervortönte. Welch überraschender Anblick ward mir aber, als ich zuerst, den Säbel in der Faust, in dieses Gemach stürzte. In einem ziemlich großen Saale, der durch mindestens ein Dutzend bunter chinesischer Papierlampen, in denen kleine Oelflammen glühten, hell erleuchtet war, hockten auf breiten Divans, die längs den Wänden angebracht waren, an 14 bis 16 junge Mädchen verschiedenen Alters. Von diesen armen Geschöpfen rührte das klägliche Geschrei her, denn ihre Füße waren durch starke Binden so zusammengeschnürt und die Zehen ganz unter die Fußsohlen herabgebunden, daß hiedurch sehr empfindliche Schmerzen hervorgebracht werden mußten. Wir waren nämlich in eine Art von Pensions-Institut, in dem junge Mädchen für die Harems reicher Mandarinen erzogen und zugerichtet wurden, gerathen. Die würdige Vorsteherin dieser Anstalt, das scheußlichste Weibsbild, welches ich je sah, ein wahrer Fettklumpen, der mehr einem riesigen Mopse, als einem menschlichen Wesen glich, dazu im tiefsten Negligee, welches ihre kolossalen Reize mehr als meinen Augen angenehm war, enthüllte, kauerte in einem Polsterstuhl in der Mitte des Saales. Neben ihr lag ein Instrument, ungefähr von der Art einer tüchtigen deutschen Fliegenklappe, wahrscheinlich zur Züchtigung der unglücklichen Pflegebefohlenen bestimmt. Der Ausdruck von Wuth, Haß, Zorn, und dabei wieder zugleich von äußerster Furcht, der sich in den dicken Gesichtszügen dieser alten Hexe, die jetzt ein durchdringendes Zetergeschrei erhob, ausprägte, war so unbeschreiblich komisch, daß wir Alle sogleich in das lauteste Gelächter ausbrachen. Recht hübsche Dingerchen waren übrigens unter den jungen Mädchen, deren ganzer Anzug ebenfalls nur in einem leichten, vorn offenen Hemde und kurzen Unterhöschen von ungebleichtem Seidenzeug bestand. Die armen Geschöpfe schienen instinktmäßig zu fühlen, daß französische Soldaten niemals jungen hübschen Mädchen ein Leid zufügen werden; denn obgleich die meisten von ihnen sich schüchtern die Gesichter mit den Händen verhüllten, so konnte man doch bemerken, daß sie mit ihren hellen, nußbraunen Augen ziemlich neugierig dazwischen hindurch blinzelten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

(Ein neues Loth.) Appelbaum in Königsberg empfiehlt zum Löthen langer Messingröhren, wie sie z. B. für musikalische Blechinstrumente gebraucht werden, welche nachher ein anhaltendes Hämmern oder Ziehen aushalten müssen, eine Legirung von 78,3 Messing, 17,4 Zink und 4,3 sechszehnlöthiges Silber. Dieses Loth fließt sehr leicht und gleichmäßig, und ist fast so dehnbar als Silberloth.

Verschiedenes.

(Der Unglückstag.) Gutsherr. Ich habe mit Bedauern gehört, daß Euch Euer schöner Ochse crepirt ist. Wie lange ist das eigentlich schon her? — Bauer. Das ist schon — (in's Haus rufend) Frau, wann is mein Bruder gestorbe? — Richtig: morge wird's g'rad drei Woche. Das war Ihne ein Unglückstag für uns, mit mei'm Bruder hab'n wir auch unsern Ochs verlor'n am nämlichen Tag.

Die Zeiten, in denen die deutsche Journalpresse nur mit Neid auf ihre englische oder amerikanische Collegin sehen konnte, dürften vorüber sein. Die in Leipzig erscheinende illustrirte Wochenschrift „die Gartenlaube" ist augenblicklich unter allen Zeitschriften, zwei englische und amerikanische vielleicht ausgenommen, die verbreitetste. Nicht nur ganz Deutschland, Rußland, England, Schweden, Dänemark, Schweiz und Frankreich consumiren Massen dieses beliebten Blattes, auch in Amerika, Australien, Asien, Ost- und Westindien hat sie zahlreiche Abnehmer. Die Verlagshandlung läßt augenblicklich 110,000 Exemplare abziehen, zu deren Druck 4 Doppelschnellpressen, durch eine calorische Maschine getrieben, Tag und Nacht arbeiten. Trotz Alledem erfordert die Herstellung einer Nummer incl. Satz achtzehn bis zwanzig Tage. Die große Verbreitung des Blattes erlaubt der Redaction ungewöhnliche Honorare zu zahlen, die sich in einzelnen Fällen bis zu 100 Thalern für den Bogen steigern. Von allen Illustrationen werden galvanische Kupferniederschläge abgenommen, um sofort vom Cliche zu drucken, sobald der Stock zerspringt. Die Kosten dieses im Verhältniß zu seiner glänzenden Ausstattung und seinem gediegenen Inhalt äußerst billigen Blattes sind bedeutend: man berechnet die Herstellung einer Nummer — ohne Expeditions- und Handlungsspesen — auf 2200 bis 2400 Thaler. Es werden diese Unkosten begreiflich, wenn man weiß, daß jährlich allein nahe an 12 Millionen Bogen starkes Papier verdruckt werden und einige Illustrationen 130 bis 150 Thaler kosten. Sehr bedeutend werden die Kosten noch durch die Freiexemplare erhöht, welche der Verleger den Sortimentsbuchhändlern gewährt, die auf 12 eins, auf 100 zehn, auf 1000 hundert erhalten, so daß bei 100,000 Exemplaren Absatz nahe an 10,000 Freiexemplare zu gewähren sind. In welcher Weise die Zeitschrift verbreitet ist, geht daraus hervor, daß viele deutsche Sortimentshandlungen 600 und 700 Exemplare empfangen, die Leipziger Zeitungsexpedition aber allein 13,000 Exemplare bezieht.

Der Director einer Eisenbahngesellschaft — ein reich gewordener Schmied — affectirte stets Kränklichkeit, um sich ein vornehmes Air zu geben, obgleich er einer ausgezeichneten Gesundheit sich erfreute. — „Doctor, mein Magen ist in einem erbärmlichen Zustande," sagte der feine Herr zu seinem Arzte. „Ich glaube, es ist nothwendig, daß Sie mir eine strenge Diät verordnen." — „Nun," antwortete der Arzt, „hüten Sie sich vor schweren und blähenden Speisen." — „Die Frage wäre, welche Speisen sind schwer und blähend?" fragte der Kranke sehr wichtig. — „Nun, ein Ambos ist schwer und ein Blasebalg ist blähend. Wenn Sie nicht gerade eins von diesen Nahrungsmitteln wählen, so schadet Ihnen Nichts."

Auflösung des Palindroms in Nro. 7:

Eris — Sire.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 9. Samstag, den 19. Januar **1861.**

Die Wunderblume.

Des Herren Hand verpflanzte, segensvoll,
Aus seinem Himmel in das Erdenleben
Ein Blümchen, das zum Heile und zum Wohl'
Der Mensch in's Band der Herzen ein soll weben.
Es leidet nicht Parteilichkeit, nicht Groll,
Es heiligt der Gemüther rastlos Streben.
Der liebevollste Herr hat es geweiht;
Die Wunderblume heißet: Einigkeit.

Ihr Zauber zwingt, voll süßer Harmonie,
Den Geist zum Geiste ganzer Nationen;
Befestiget den Thron der Dynastie,
Und in den Hütten vieler Millionen
Keimt Glück und Friede blühend auf durch sie.
Den Huldigenden weiß sie zu belohnen.
Mein Vaterland! aus Sclaverei befreit
Hat dich schon oft die Blume Einigkeit.

Sie ist das Heil, das Deutschlands Herrscherstab
Mit Friedenspalmen schmückt und Lorbeerkränzen.
Sie schüttelte der Römer Joch einst ab
Im Teutoburger Wald, in blut'gen Tänzen,
Zu welchen mancher Römer fand sein Grab,
Wie es die Zeitgeschichten uns ergänzen:
Das deutsche Banner hält im Sturm der Zeit
Stets frei und hoch die holde Einigkeit.

Auf Leipzigs Fluren, die mit Blut getränkt,
Schoß sie vergnügt empor nach langem Siechen;
Hat Muth und Kraft in Deutschlands Herz gesenkt
Zum Freiheitskampf und neuen Heldensiegen.
Nur sie allein hat uns ein Gut geschenkt,
Um das sich jetzt noch Fesseln würden schmiegen.
Mein deutsches Volk, das Eris oft entzweit,
O pflege doch die Blume Einigkeit.

Sie in der Brust, in starker Faust das Schwert,
Im liebewarmen Herzen Gottvertrauen,
Entwinden wir, der tapfern Ahnen werth,
Die Fackel Mars, wenn er sie schwingt mit Grauen.
Die Einigkeit schützt unsrer Lieben Herd!
O laßt uns ihr den Hochaltar erbauen,
Wo mahnend prangt den Enkeln einst — uns heut:
„Vor Sclaverei schützt nur die Einigkeit."

Frankeneck. H. Schlicher.

Der Collaborator.

(Fortsetzung.)

Er ging zürnend fort, und ich begab mich nach dem Schulgebäude, um meine Berufspflichten zu erfüllen.

Als mein Tagewerk vollbracht war, und ich daheim eine kleine Erfrischung zu mir genommen hatte, ergriff ich Hut und Handschuhe und schritt schweigend der Thüre zu.

„Wohin gehst du, lieber Georg?" fragte meine Mutter mit ängstlichem Blick.

„Ich will nach dem Amte gehen," versetzte ich ruhig. „Ich will dem Amtmann sagen, daß ich fest entschlossen bin, hier zu bleiben, und will von Josephine Abschied nehmen."

Ein Freudenstrahl flog über das bleiche Antlitz meiner Mutter, als ich diese Worte sprach; aber gleich darauf fing sie heftig an zu weinen, fiel mir um den Hals und bat mich schluchzend, ihr nicht mein Lebensglück zum Opfer zu bringen.

„Ich muß doch bald sterben," rief sie aus; „denke nicht an mich — ich bin ja vollkommen glücklich, wenn du dich glücklich fühlst! Gib Josephine nicht auf — du wirst es sonst bitter bereuen!"

„Laß mich thun, was ich thun muß, Mutter," erwiderte ich, meine Bewegung

Digitized by Google

niederkämpfend. „Es ist für uns Alle besser, wenn ich Josephine entsage. In einer Stunde bin ich wieder bei dir — dann ist der kleine Schmerz der Trennung überwunden. Ich hoffe zu Gott, daß uns noch recht viele Freuden hier erblühen werden!"

Mit diesen Worten wand ich mich sanft aus ihren Armen und eilte davon.

Der Amtmann empfing mich mit einer erwartungsvollen Miene und rief mir gleich beim Eintreten hastig die Frage zu:

„Nun — was haben Sie beschlossen?"

„Ich habe den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, meine Mutter und meine jetzige Laufbahn nicht zu verlassen," entgegnete ich mit fester Stimme. „Vergönnen Sie mir nur, daß ich von Ihrer Nichte für immer Abschied nehme — diese Bitte werden Sie mir gewiß nicht versagen."

Wartow stampfte zornig mit dem Fuße und wollte noch ein Mal in mich dringen, meinen Vorsatz aufzugeben, allein ich fiel ihm in die Rede und erklärte ihm, daß keine Macht der Erde im Stande sein werde, mich in meinem Entschluß wankend zu machen.

„Führen Sie mich so bald als möglich zu Josephinen, damit ich ihr Lebewohl sage," bat ich mit gepreßter Stimme; „ein Hinausschieben der Abschiedsstunde würde meinen Schmerz nur vermehren."

Der Amtmann erfüllte meine Bitte — in der nächsten Minute stand ich vor derjenigen, von welcher ich für immer scheiden sollte.

Es sind schon viele, viele Jahre seit jenem Tage vergangen — aber wenn ich an den Augenblick denke, wo ich Josephinen zum letzten Male die Hand reichte, ihr das letzte Lebewohl zurief und ihr den ersten und letzten Kuß auf die Lippen drückte, so durchzuckt mein Herz noch derselbe Schmerz, der es dazumal durchwühlte.

Josephine schaute mich starr an, als ich auf sie zutrat — mein todtenbleiches Gesicht sagte ihr, weßhalb ich kam. Den Blick werde ich nie vergessen, und wenn ich noch hundert Jahre lebte: es lag ein so unsäglicher Schmerz und zugleich ein so bitterer Vorwurf für mich darin, daß ich anfangs kein Wort hervorzubringen vermochte und ihr nur stumm die Hand reichte. Die Erinnerung an all die glücklichen Stunden, welche ich an ihrer Seite verlebt, und der Gedanke, daß ich nun ohne sie mein Leben hinbringen solle, wollten mir das Herz abdrücken.

Endlich gewann ich so viele Fassung wieder, daß ich einige Abschiedsworte an sie richten konnte. Ich ergriff die Hand der leise Weinenden und sagte mit schmerzerstickter Stimme:

„Von einem schönen Traum befangen, wähnte ich, daß ein gütiges Geschick mir vergönnen werde, Hand in Hand mit Ihnen durch's Leben zu gehen. Der schöne Traum ist nur zu schnell entflohen: — die Ueberzeugung, daß ein Herz — das Herz meiner Mutter, sehr unglücklich werden würde, wenn ich sie verließe und in eine fremde Welt hineinzöge, gebietet mir, dem Glück, welches ich an Ihrer Seite finden würde, zu entsagen. Das Bewußtsein, daß Ihr Herz warm für mich geschlagen hat, und die Hoffnung, daß Sie meiner auch in der Ferne nicht vergessen, werden meinen einsamen, dunkeln Lebenspfad wie zwei freundliche Sterne erhellen. Ich werde den Himmel allezeit anflehen, daß er seinen reichsten Segen auf Ihr Haupt ausschütte."

Noch ein letztes Lebewohl und ein Kuß — dann stürmte ich, meiner Sinne halb nur mächtig, von dannen. Mehrere Stunden wandelte ich ziellos auf den todtenstillen, mondbeschienenen herbstlichen Gefilden umher, um einigermaßen meine äußere Ruhe wieder zu gewinnen, bevor ich vor meiner Mutter erschien.

Meinen Zustand während der nächsten Tage vermag ich nicht zu beschreiben. Nur der Gedanke, daß ich die letzten Lebensjahre meiner betagten Mutter durch mein Entsagen erheiterte, war im Stande, mich aufrecht zu erhalten.

In meinem thörichten Sinn hatte ich dann und wann noch gedacht, daß aus der Vermählung Josephinens mit dem Baron v. Stelben vielleicht nichts werden würde; allein schon nach vierzehn Tagen empfing ich von dem Amtmann Wartow die Nachricht von ihrer Verlobung, und damit war mir jede Hoffnung auf ihren Besitz abgeschnitten.

Als ich etwas ruhiger geworden war, glaubte ich, das Schmerzlichste überwunden zu haben, allein ich sollte des Schicksals Tücke so recht in vollem Maße erfahren.

Digitized by Google

Vier Wochen später ward meine Mutter von einem Schlaganfall getroffen, der sie in einen so traurigen Zustand versetzte, daß sie wenige Tage darauf starb. Welche Gefühle ihr Tod in mir erweckte, brauche ich wohl nicht zu erörtern, — ich stand nun allein, ganz allein auf Erden. Die Zukunft lag so gräßlich leer und öde vor meinen Blicken da, daß ich mitunter der Verzweiflung nahe war.

In dumpfer Betäubung verlebte ich einen Tag nach dem andern; es war ein Glück für mich, daß meine Berufspflichten mich zwangen, mit der Außenwelt in einiger Berührung zu bleiben, ich würde sonst eine unnütze Last der Erde geworden sein.

Mehrere Monate waren so dahin gegangen, — da erhielt ich eines Tages wie zum Hohn die Nachricht, daß mir eine alte geizige Tante, die ich ganz vergessen, eine sehr bedeutende Summe vermacht habe. Hätte ich dies Geld ein halbes Jahr früher — doch nein, ich will mich nicht in Betrachtungen verlieren, sondern zum Schluß meiner Lebensgeschichte eilen. Da das Vermächtniß so groß war, daß ich als ein einzelner Mann von den Zinsen desselben auf glänzende Weise leben konnte, so gab ich meine Stelle an dem Gymnasium auf und beschloß, einige Jahre hindurch meinen Wohnsitz bald hier und bald da aufzuschlagen und während der schönen Jahreszeit längere Reisen durch die vornehmsten Länder Europa's zu machen. Es war mir erwünscht, einen Ort verlassen zu können, wo ich so unendlich viel Schmerzliches erfahren hatte.

(Schluß folgt.)

Kriegsscenen aus China.

(Schluß.)

Dem Rechte nach hätten wir nun zwar das Haus schleunigst wieder räumen sollen; doch französische, ohnehin schon etwas angetrunkene Voltigeurs, die in ein chinesisches Mädcheninstitut eingedrungen sind, sogleich wieder daraus fortzubringen, dies ist eine Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen fühlte.

„Ah, mein Kapitän, den armen kleinen Mädchen hier muß geholfen werden!" riefen sogleich meine Soldaten, und bevor ich es noch recht verhindern konnte, war ein Dutzend von diesen Kobolden in den Saal gehüpft und hatten mit schneller Behendigkeit die Binden und Riemen von den nackten Füßen der jungen Chinesinnen abgeschnitten, wobei es an Lachen und Scherzen der Soldaten und auch Sträuben der Mädchen nicht fehlte. Letztere wurden dabei von den Voltigeurs mit allen möglichen Liebesworten in französischer Sprache, die ihnen natürlich ganz unverständlich blieben, überschüttet, und auch einige Küsse und zärtliche Umarmungen der sich sträubenden Schönen — aber, parole d'honneur, Alles in Ehren — fielen bei dieser Gelegenheit vor. „Jean le Chinois" (der Bruder Lustig dieser Compagnie), der niemals fehlen kann, wenn es eine Tollheit auszuführen gilt, hatte inzwischen das alte Weib vom Stuhle aufgerissen und wollte sie zwingen, mit ihm zu tanzen. Als ihm dies nicht gelang, wirbelte er die keifende und hochroth im Gesicht vor Zorn gewordene Fettmasse einge Mal in tollen Kreisen umher und schleuderte sie zuletzt ziemlich unsanft auf einen Winkel des Divans, wo sie keuchend und schnaubend liegen blieb. Ein Voltigeur hatte aus einem Nebenzimmer inzwischen ein Gong, wie diese lärmenden chinesischen Becken oder Tambourins genannt werden, herbeigeholt und schlug eine Art von Tanz auf diesem so laut tönenden Instrumente, nach dessen Takte nun ein Dutzend meiner Soldaten zu tanzen und dabei die ausgelassensten Capriolen zu machen anfingen. Selbst die jungen Chinesinnen, die sich alle wie ein Häuflein Küchlein in einer Ecke zusammengedrängt hatten, konnten diesem ausgelassenen Treiben nicht zusehen, ohne mitunter in ein lautes Gelächter darüber auszubrechen. Es war aber auch Alles zu komisch, und die ganze Scene wird mir stets unvergeßlich bleiben. Und nun dazu diese fremdartige Umgebung, diese flimmernde und schillernde Beleuchtung durch die bunten Papierlaternen, die an den Wänden hingen, diese lichernden und lustigen und dabei wieder schüchternen jungen chinesischen Mädchen, die gewiß auch ihr ganzes ferneres Leben hindurch an diesen Abend denken werden; dann meine bärtigen Voltigeurs in ihrem mehr malerischen, als gerade

Digitized by Google

eleganten Feld-Anzuge; kurz, es war ein Bild, das für einen Genremaler den dankbarsten Stoff abgegeben hätte.

Ich fühlte zwar, daß ich dieses tolle Treiben eigentlich schleunigst hätte verbieten sollen, allein ich konnte vor Lachen und innerem Ergötzen an dem ganzen Auftritt auch nicht sogleich den erforderlichen Ernst gewinnen. Endlich faßte ich mich wieder, und nachdem dieses Tanzen und Tollen ungefähr eine halbe Stunde gedauert haben mochte, rief ich mit Commandostimme: „Finissez — aux armes!“ Dies wirkte denn auch natürlich, denn jeder Voltigeur wußte, daß von nun an die rücksichtsloseste Dienststrenge von meiner Seite sogleich wieder eintreten würde. In aller Eile raubten die keckſten Burschen noch den jungen Chinesinnen einige Küsse, die, wie es mir schien, auch gar nicht ungern gegeben wurden. „Jean le Chinois“ umarmte die alte Wirthin zum Abschied noch ein Mal zärtlich, und fünf Minuten darauf stand meine Patrouille wieder marschfertig im Hofe, und singend und lachend marschirten wir zu unserm Bivouakplatze zurück, um unsern Kameraden, die schon über unser langes Ausbleiben unruhig geworden waren, das kleine Abenteuer zu erzählen.

Verschiedenes.

(Wohl bekomm's!) Zwei Herren speisten recht fröhlich und ganz comfortable an einem Tische, als auf Einmal eine recht hübsche junge Dame, die sehr bescheiden gekleidet war, aber etwas blaß und angegriffen aussah, mit zwei kleinen Kindern an der Hand, eintrat und an einem andern Tisch Platz nahm. „Was befehlen Sie zu speisen?“ fragte der Kellner. „Das, was von dem Essen dieser beiden Herren übrig bleibt,“ antwortete die Frau mit lauter Stimme. Der eine jener lustigen Sybariten war der Gatte der unglücklichen Frau und der Vater der beiden armen Kinder!

Aus der Oberpfalz wird von einem neuen Industriezweige berichtet. Es wandern nämlich seit einiger Zeit auf dem Lande Personen herum, welche mit alten Bettfedern handeln. In ihren Päcken aber haben sie meistens Stroh oder Moos. Ueber Nacht nun trennen sie in den Wirthshäusern, die sie mit ihrer Einkehr beglücken, die Betten auf, nehmen die Federn heraus und füllen sie statt deren mit dem heimlich mitgebrachten Stroh oder Moos wieder ein. Sie entfernen sich bei Zeiten, und bis die Wirthsleute dazu kommen, das Bett zu machen und den Betrug entdecken, sind diese Gauner bereits über alle Berge.

Am Vorabend des Neujahrstages beschloß eine Lehrerin die Schule an ihre Schulmädchen: „So, ich wünsche Euch Glück zum neuen Jahr und daß ihr fleißiger und braver werdet, als im vergangenen Jahre.“ — „Ich danke“, erwiederte eines der kleinen Mädchen ganz schüchtern, „wünsch' ebenfalls.“

Räthsel.

Fünf Schwestern sind wir alle gleich,
Ein wie die andre arm und reich,
Gleich stark, gleich hager,
Gleich dünn, gleich mager,
Gleich schön geputzt und ausgeschmückt.
Wir schaffen scheinbar friedlich stets zusammen,
Doch in uns lodern nur des Neides Flammen.
Die eine läuft stets hinter der andern her
In ewigem Drehen, ewiger Wiederkehr.
Wir klappern — wir plappern,
Wir sticheln — wir weben,
Gleich Sicheln wir schweben
Bald auf und bald nieder; —
So fügen die Glieder
Wir künstlich zusammen zu unserm Haus,
Und sind wir fertig, treibt man uns hinaus.
Wir werden so eng zusammen gezwängt
Und auf die höchste Spitze gedrängt.
Wir armen fünf Jungfern wir dürfen nichts sagen,
Wir können höchstens die jungen Mädchen plagen,
Und später im Alter beim ästhetischen Thee
Die Langeweile bemänteln! — O weh! O weh!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 10. Dienstag, den 22. Januar **1861.**

Der Collaborator.

(Schluß.)

Ich führte meinen Plan auch aus. Im ersten Jahr besuchte ich die Schweiz, Italien, Spanien und Frankreich, im zweiten England, Irland und Schottland und im dritten Norwegen, Schweden und Dänemark. Ich, der ich einst eine so große Scheu vor dem Leben in der Hauptstadt eines kleinen deutschen Landes gehegt, — ich stürmte nun so recht in das Weltgetümmel hinein, konnte aber die quälende Erinnerung an die Vergangenheit nicht aus meiner Seele verbannen. Auf den Gletschern der Schweiz, unter den jahrtausendalten Tempeltrümmern des ewigen Roms, in den zerfallenen maurischen Palästen Granada's, in dem tollen Treiben der Pariser Welt, am Strand der Themse, auf den grünen Fluren Erins, auf den nebelumhüllten schottischen Haiden, an den brausenden Strömen und Wasserfällen Skandinaviens — allüberall standen die Bilder jener Stunde, in welcher ich für immer Abschied von Josephinen genommen hatte, vor meinen Augen. Nur in der tiefsten Einsamkeit der Natur löste sich dann und wann mein bitterer Schmerz in stille Wehmuth auf; der heilige Friede, welcher im schweigenden Waldesgrund, im quellendurchrauschten Gebirgsthal herrschte, stahl sich auf einige Stunden auch in mein Herz hinein.

Des ziellosen Umherschweifens müde, kehrte ich endlich nach dem Vaterland zurück, um mir einen bestimmten Wirkungskreis zu suchen, denn ich fühlte, daß ein geistig unthätiges Leben mich zu einem Misanthropen machen werde. Ich nahm die Stelle eines Bibliothekars in der Residenz eines kleinen Fürsten an und legte mich wieder mit Eifer auf die Wissenschaften. Mehrere Werke, die ich unter einem angenommenen Namen veröffentlicht habe und die von der Kritik über Gebühr gelobt worden sind, stammen aus jener Periode. Daß sie einigen Nutzen gestiftet haben, erfüllt mich noch heute mit einer stillen Freude.

Meine damaligen Bestrebungen aber waren nicht allein auf die Wissenschaften gerichtet. Die Geldmittel, welche ich besaß, setzten mich in den Stand, Hilfsbedürftige zu unterstützen und für eine gute Erziehung talentvoller Kinder armer Eltern zu sorgen. So lernte ich unter anderen auch einen Lehrer an einer Volksschule kennen, der einen einzigen Sohn hatte, dessen Einkommen aber so gering war, daß er für die Ausbildung des letzteren wenig oder nichts thun konnte. Der arme Knabe hatte schon im dritten Jahr seine Mutter verloren, und als nun auch sein Vater starb, nahm ich mich des Verwaisten an und ließ ihn erziehen, als ob er mein eigener Sohn gewesen wäre."

„Und wer ist dieser verwaiste Knabe?" fragte Ferdinand in athemloser Spannung.

„Du bist es, lieber Ferdinand," versetzte Reimann mit bewegter Stimme, dem Ueberraschten die Hand drückend. „Als ich mich deiner annahm, standest du noch im zarten Jugendalter, und so gab ich dich für meinen Neffen aus, um wenigstens dem Scheine nach einen Angehörigen auf Erden zu haben. Deine schnellen Fortschritte in den Wissenschaften, dein offenes, treuherziges Wesen und deine Anhänglichkeit machten mir große Freude, und ich war stolz in dem Gedanken, daß du dereinst eine hervorragende Rolle in der Welt spielen werdest. Als du deine Studien auf der Universität begannst, legte ich, wie du

gitized by Google

weißt, meine Bibliothekarstelle nieder und zog hieher, um mich ganz ungestört meinen Lieblingsbeschäftigungen hingeben zu können."

Hier machte Ferdinand einen Versuch zu reden, allein sein Wohlthäter ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort:

„Zwanzig Jahre lang ist es mein einziges Streben gewesen, dir eine Stellung zu verschaffen, in welcher du deine Talente zur vollen Geltung bringen könntest; — glaubst du, daß ich dich jetzt deinem Schicksal überlassen werde? O nein — ich bin im Stande, dir auch in materieller Beziehung zu einer Stellung zu verhelfen, um welche dich Tausende beneiden dürften. Sieh', hier ist eine Abschrift meines Testaments," fuhr er fort, indem er Ferdinand ein Papier überreichte; „ich habe dich zu meinem Universalerben eingesetzt. Von den Zinsen des Vermögens, welches ich dir hinterlasse, kannst du in der Hauptstadt auf's Anständigste leben. Zwei Drittel dieser Zinsen stehen von heute an zu deiner Verfügung; ich brauche bis zu meinem Tode jährlich nur ein Drittel derselben. Reise nun so bald als möglich nach der Hauptstadt und hole dir die Erlaubniß ein, dich daselbst als Arzt niederlassen zu dürfen. Richte dich dort ein und führe deine Bertha zum Altare; wenn das geschehen ist, komm' ich zu euch, um zu sehen, wie es euch geht."

Ferdinand war außer sich vor Ueberraschung, Freude und Dankbarkeit und umarmte seinen Wohlthäter mit jubelndem Ungestüm; Reimann aber wehrte ihn von sich ab und sagte:

„Wenn du der Welt gezeigt hast, daß du etwas Ordentliches verstehst, und dein Name einen guten Klang gewonnen hat, dann will ich deinen Dank annehmen. Jetzt gehe nur auf dein Zimmer und packe rasch deine wenigen Sachen zusammen — ich habe in dem Postwagen, welcher in zwei Stunden nach der Hauptstadt abfährt, einen Platz für dich bestellt: — es ist besser, wenn wir noch heute Abend scheiden. Ich kann es kaum erwarten, bis du an deinem Bestimmungsort eintriffst. Dort bist du auch deiner Bertha näher und kannst mündlich oder schriftlich alles Nöthige mit ihr vereinbaren. Hier hast du eine Summe, mit welcher du vorläufig alle deine Ausgaben bestreiten kannst."

Mit diesen Worten händigte Reimann seinem Schützling eine kleine Rolle von Goldstücken ein und drängte ihn in sein Zimmer, damit er seine Sachen packe.

„Wenn du reisefertig bist, komm' sogleich zu mir," rief er ihm nach; „die Zeit, welche uns dann noch übrig bleibt, wollen wir zu einem Spaziergang auf dem freien Platze vor dem Postgebäude benutzen."

Eine Stunde später schritt Ferdinand mit seinem Wohlthäter durch die stille Nacht dem andern Ende des Städtchens zu, wo sich das Postgebäude befand. Die schmalen Gassen mit den hohen, dunkeln Giebelhäusern lagen in tiefer Ruhe da, hin und wieder an den Straßenecken plätscherten die immerquillenden Brunnen, und durch die Wipfel der Lindenbäume, welche vor den Hausthüren standen, ging dann und wann das leise Rauschen des Nachtwindes, der den würzigen Waldesduft vom Gebirge herübertrug. Schon oft hatte Ferdinand diesen Weg gemacht, wenn er von dem Besuch bei seinem Oheim nach der Universitätsstadt zurückreiste, — aber noch nie hatte er sich in einer so freudigen, wunderbar gehobenen Stimmung befunden. Es war ihm, als sehe er hinter dem Schleier der Nacht all die sonnenhellen, freudevollen Tage, denen er entgegenzog.

Nachdem beide eine Zeitlang auf dem großen freien Platze vor dem Posthause hin und her gewandelt waren, rollte der Postwagen heran, Ferdinand nahm mit bewegtem Herzen Abschied von dem äußerlich so kalten und doch so warm empfindenden Greise, und fünf Minuten später fuhr er unter fröhlichem Posthorngeschmetter davon.

Reimann stand lange in Gedanken versunken da und blickte dem Postwagen nach, bis derselbe verschwunden war.

„Werde glücklicher, als ich es gewesen bin!" rief er dem Scheidenden leise mit gepreßter Stimme nach, indem er sich auf den Heimweg begab. Und als er sein stilles, kleines Häuschen wieder betrat, sprach er bewegt vor sich hin:

„Es ist ein gar wundersames Gefühl, einen Menschen glücklich gemacht zu haben."

Digitized by Google

Die europäischen Großstädte.

Bei den nachfolgenden vergleichend statistischen Betrachtungen, deren Zahlengrundlagen dem Gothaer Almanach für 1861 entnommen sind, ist der Zustand vor dem Frieden von Villafranca zur Richtschnur genommen, weil die Mehrzahl der Zählungen vor demselben fallen, und weil jedenfalls die Bedingungen des Wachsthums der Städte nicht in so kurzer Zeit sich ändern. Europa zählt 57 Städte über 100,000 Einwohner, davon 1 über 2 Mill. (London mit 2,950,000 in 1859), 1 über 1 Mill. (Paris mit 1,525,535 am 1. Januar 1860), 1 zwischen ½ und 1 Mill. (Konstantinopel), 5 zwischen 4 und 500,000 Einw. (Petersburg mit 494,656 in 1857, Wien mit 476,222 in 1857, Berlin mit 438,961 am 1. Januar 1859, Neapel mit 413,920 in 1856 und Manchester mit Salford mit 401,321 in 1851), 4 zwischen 3 und 400,000 (Liverpool mit 375,955 in 1851, Moskau mit 368,765 in 1856, Glasgow mit 329,097 in 1851, Madrid mit 301,660 in 1857), 8 zwischen 2 und 300,000 Einw., (Lyon mit 292,721 in 1856, Lissabon mit 275,286 in 1857, Brüssel mit den Vorstädten mit 263,481 am 1. Jan. 1860, Dublin mit 258,361 in 1851, Barcelona mit 252,015 in 1857, Marseille mit 250,000 in 1856, Amsterdam mit 243,755 am 1. Jan. 1860, Birmingham mit 232,841 in 1851) und 37 zwischen 100,000 und 200,000 Einw. Es sind 29 davon Seehäfen, 17 Residenzen, 7 Residenzen und Seehäfen zugleich. Wenn wir ihre Zahl ohne Rücksicht auf ihre Größe zu der Gesammtbevölkerung der betreffenden Länder, und andererseits die Summe der Bevölkerung dieser Städte zu der Gesammtbevölkerung des Landes, dem sie angehören, in zwei verschiedenen Tabellen in Verhältniß setzen, so erhalten wir etwas abweichende Ergebnisse, welche aber doch manche Hauptzüge gemein haben und im Großen und Ganzen ein Ueberwiegen der Großstädte im Westen und Süden und bei den unzersplitterten Nationen nachweisen.

Landwirthschaftliches.

Seit dem 1. Juli l. Js. erscheinen, ½ Bogen stark, alle 14 Tage: „Berichte über Ackerbau, Weinbau, Gartenbau, Viehzucht und landwirthschaftliche Gewerbe.“ Von Dr. H. K. Schneider.“ Seit der kurzen Zeit ihres Bestehens haben diese Berichte es zu einer Auflage von 2500 Exemplaren gebracht, ein Erfolg, den diese landwirthschaftliche Zeitschrift nicht allein ihrem Inhalte, sondern auch dem auffallend billigen Preise (15 kr. per Quartal) zu verdanken hat. Alle Postämter nehmen Bestellungen an. Diese Berichte werden seit 1. Januar im Inlande (in Kirchheimbolanden) gedruckt, so daß dieselben in ganz Bayern ohne Postaufschlag bezogen werden können. Von großem Nutzen sind diese Berichte namentlich für alle Landwirthe, die sich mit dem Lesen größerer landwirthschaftlicher Zeitschriften oder Zeitungen nicht befassen können. Die Sprache dieser Berichte ist sehr kurz und faßlich und auch dem weniger Belesenen zugänglich. Es sind insbesondere alle dem gewöhnlichen Manne nicht verständlichen Fremdwörter möglichst vermieden worden. Die Angabe des Hauptinhaltes der beiden uns zugesandten Hefte dürfte vielleicht auch nicht wenig dazu beitragen, diejenigen unserer Leser, welche sich für die Sache interessiren, auf diese Berichte aufmerksam zu machen. Das Heft vom 22. October enthält u. A. folgende Artikel: 1) über die Bildung des Landwirthstandes; 2) Regeln über die Weinlese; 3) über Erdgruben (Mieten); 4) über Winterstallfütterung; 5) über wichtige Punkte beim Dörren des Obstes; 6) über Compot u. s. w. Das Heft vom 4. December enthält u. A. Artikel: 1) über das Erdmischen, Kalken und Mergeln; 2) über die Mastung der Schweine; 3) über Hühnerzucht; 4) über neue Verhaltungs-Regeln beim Setzen der Bäume; 5) über Schutzmittel gegen Faulen des Holzes; 6) Gewinnung des Fleisch-Extractes und des Salzes aus der Salzlate des Fleisches in Form von Salz u. s. w. Den Berichten sind noch am Schlusse kurze Notizen über Markt- und Ernte-Berichte beigefügt.

Digitized by Google

Verschiedenes.

(Monolog eines Kleinen.) Ich bin doch ein großer Mann, ich Kleiner ich! Ohne mich gäb' es kein Mein und kein Dein! Ich bin zwar nicht groß, aber ich dränge mich überall ein und auf. Ich setze mich Dir auf die Stirne, dem Kaiser auf die Nase und der Kaiserin auf den Fuß! Jedes Ding wird nur durch mich. Du kannst nicht drei zählen ohne meine Hilfe, und wohin Du gehest, ich begleite Dich. Kein Mädchen wird ein Weib, ohne daß ich dabei bin. Kein Jude wird ein Christ, wenn ich fehle; zu Krieg und Fried braucht man mich, und beim jüngsten Gericht bin ich keiner der Letzten. Es gäbe keinen Wein, wenn ich nicht wäre. Die Philosophie verlöre Kopf und Fuß an mir. Der Himmel finge ohne mich nicht an und das Paradies käme ohne mich nicht zu Ende. Die Juden nehmen ohne mein Hinzuthun keinen Rabbi und die Christen hören keine Predigt, wenn ich nicht dabei bin. Der Haß kann mich entbehren, aber die Liebe nicht; ich fädle jede Intrigue ein, bewirke Brief und Ring, bin Zeuge bei der Hochzeit und Gevatter beim Kinde.

So klein ich auch bin, springe ich doch drei Mal in die Höhe, wo dirigirt wird, und habe bei der Regie das letzte Wort. Geklatscht wird ohne mich, doch gepfiffen und gezischt wird nur, wenn ich dabei bin. Das Parquet, das Parterre und die Logen können mich leicht entbehren, nur bei der Galerie komme ich zuletzt noch recht. Beim Applaudiren verliere ich mich unter die Menge und beim Singen und Spielen ist es derselbe Punkt. Der Kritik bin ich doppelt auffäßig und dennoch ist mein Ruhm so weit verbreitet, daß kein Kurier abgeht, ohne etwas von mir mitzunehmen. Ja ich Kleiner bin ein großer Mann! Meine Firma kennt man in Berlin, Paris und China und meine Werke werden dauern, so lange eine Milbe existirt und so lange Käskrämer Papier suchen. Darum zieht den Hut ab, denn ich bin ein großer Mann, ich kleines „Tüpfelchen auf dem i." (Ein noch wenig bekanntes Produkt von Saphir.)

Leipzip, im Dec. Prof. Dr. Zenker in Dresden hat bei einem im dortigen Krankenhause vorgekommenen Erkrankungs- und daraus erfolgten Todesfall nachgewiesen, daß die betreffende Krankheit, deren Symptome denen des Typhus sehr ähnelten, durch eine Unmasse von Trichinen (kleinen mikroskopischen Thierchen, die sich häufig im rohen Schweinefleisch finden und bei dem Genuß von solchem sich in den Eingeweiden des Menschen in Unzahl vermehren und von da aus im übrigen Körper desselben weiter verbreiten) erzeugt war. Ein dem erwähnten ähnlicher Fall, der eben jetzt wieder vorliegt, mag zur Warnung gegen den Genuß ungekochten Schweinefleisches, es sei in welcher Gestalt es wolle, dienen. Herr Prof. Zenker hat nämlich dieser Tage von dem Doctor Waldeck zu Corbach im Waldeck'schen eine Mittheilung erhalten, wonach daselbst vom 3. bis 5. d. M. eine aus drei Personen bestehende Familie, alle jung, rüstig und bisher völlig gesund, plötzlich unter Symptomen heftig erkrankten, die völlig den Symptomen der von Zenker entdeckten Trichinen-Krankheit entsprechen. H. D. Waldeck hatte die Vermuthung aufgestellt, daß eine Infection mit Trichinen vorliege, und auch wirklich in Erfahrung gebracht, daß alle drei ungekochtes Schweinefleisch genossen hatten. Um völlig vergewissert zu werden, sandte er nun Proben von Wurst und Fleisch des Schweins an Professor Zenker und bat um deren mikroskopische Untersuchung. Diese ergab sofort, daß sich Trichinen in großer Menge vorfanden. Obgleich dies Resultat schleunigst durch den Telegraphen nach Corbach gemeldet wurde, so bezweifelt man doch, daß es gelingen werde, die Trichinen aus den Därmen zu entfernen und so die schwer Erkrankten vom Tode zu retten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 9:
Die fünf Stricknadeln.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 11. Donnerstag, den 24. Januar **1861.**

Dampf und Schnee.

I.

Leicht, flüchtig und fast geräuschlos gleitet auf der Eisenbahn ein Courierzug über die winterliche Ebene dahin.

Der Schnee ist über Nacht unablässig bei vollkommener Windstille herabgerieselt und dämpft den Schall auf der schweigenden Winterfläche.

Wie Schaum, leicht, flockig deckt er fußtief den Boden wie mit einem zarten Daunenbette, daß die dürren Halme und Aeste zu frieren scheinen, wie aus der weichen Hülle herausragen in die bitterkalte, stille Winterluft.

Selbst die scharfen mathematischen Linien und Flächen der Bahn sind unmerklich mit der weichen, großen Masse verschwommen, und präcis und schwarz laufen nun die Linien der Geleise durch die glitzernde Fläche. Hellblau liegt der Himmel über dem makellosen Weiß der Erde, die Strahlen der Wintersonne kommen wärmelos wie blitzende Eisnadeln durch den kalten Aether daher, und wärmelos flimmern Millionen Eissternchen in dem kaltweißen Lichte.

Hellblau liegen die weichen Schatten an den Hügeln, hellblaue Töne weben sich duftig durch das kühle Gefieder der Birken, bläuliche Streifchen säumen die Contouren der schneebedeckten Aeste und Höhen, wo sie sich gegen den fernen, weiten, kalten Himmel abscheiden; ein bläuliches, mit Silberflittern durchwebtes Wölkchen stiebt auf, wo der Aufflug eines Vogels oder der Fall eines Eiszapfens den Schnee von einem Aste schüttelt; hellblau fliegt auch der Schatten des Courierzugs über die blitzende Fläche.

Emsig begleitet er die Maschine, huscht bald fern tief unten und undeutlich über die kandirten Dächer von Dörfern oder die leuchtende Ebene gefrorener Bäche, bald ist er nahe und dunkel und scharf auf der sammetnen Fläche einer Einschnittsböschung, schrumpft und schreckt, dehnt und verzerrt sich eilig und gehorsam, wie es ihm Höhe und Tiefe, Fläche und Welle vorschreiben; immer aber schwebt über dem Eiligen, Beweglichen, Hellblauen noch ein eiligeres, beweglicheres Etwas — der Schatten des Dampfes, der rasch und puffig, mit seinem Glanz den weißesten Schnee beschämend, aus dem Schornstein der Maschine wirbelt. Das steigt und hüllt und streift und wallt, und kaum ist's zu unterscheiden, was ist der Dampf und was ist sein Schatten!

Ein Stück unendlich kräftigen Lebens, rollt der heiße Mechanismus mit seiner Last von warmen Menschen, seinem keuchenden, eilenden Athem, seinem leuchtenden Metall, seinen farbigen, goldverzierten Fuhrwerken durch die schweigende, weiße, todte Winterwelt dahin. Die Fenster der Wagen sind gefroren und schließen wie Vorhänge das Innere ab. Nur hier und da wird eins geöffnet und ein ernster Männerkopf in dicker Pelzumhüllung schaut auf die leuchtende Gegend hinaus, oder ein paar rosige Mädchengesichter lichern aus ihren koketten Kapuzen mit blauem oder rosa Futter über die alten Männer, Nonnen, Eremiten oder Eisbären, in die der Schnee die Büsche, Bäume und Steine maskirt hat. Das dauert aber nie lange; bald schließen sich die großen Spiegelscheiben wieder und nichts Lebendiges bleibt auf dem eilenden Zuge sichtbar, als die rothgefrorenen Nasen der

Digitized by Google

Schaffner oder Conducteure, die aus den dicken Mänteln und Mützen hervorschauen, und die beweglichen Gestalten des Locomotivführers und des Heizers, die auf der Maschine ihren harten und das Menschenleben rasch abnutzenden Dienst thun. Auch sie sind dick in gewaltige Röcke, Pelzstiefel und Pelzmützen verpackt, und dennoch schneidet der kalte, durch die schnelle Bewegung erzeugte Luftzug bis auf die Haut. Was weiß der Passagier, der wohlverwahrt, mit Pelz und Fußsack, in den Wagenkissen liegt, von den Leiden dieser armen Leute in einer kalten Winternacht! Pfeifend dringt der schneidende Wind durch alle Kleidung, findet durch die kleinste Oeffnung den Weg zu dem erstarrenden Körper und führt den feinen Schneestaub mit sich bis auf die bloße Haut. Der gefrierende Dampf der Maschine, das spritzende Wasser incrustirt die Kleider zu einer fast unbeweglichen Eismasse, der Bart friert mit dem Rockkragen schmerzend zusammen, der in das Gesicht gepeitschte Schnee sticht die frostentzündete Haut wie mit tausend Nadeln, und häufig führt die Wirkung der Kälte auf die Kopfnerven einen apathischen Zustand herbei, der den Locomotivführer stehend schlummern läßt. Dann gilt es der großen, auf ihm ruhenden Verantwortlichkeit recht bewußt zu bleiben, die Augen mit Aufwand aller Kraft offen zu halten und das Gesicht, trotz dem stechenden Schnee und schneidenden Winde, auf die Fahrbahn und auf die Signale gerichtet zu halten. Auf den Stationen wird ihm keine Ruhe; er muß den Zustand seines Feuers auf dem Roste untersuchen und sich in das fast erstarrte Gesicht die strahlende Glut der großen Brandmasse schlagen lassen, muß oft in tiefem Schnee seine Locomotive umgehen, die Wirksamkeit ihrer Theile prüfen, und Alles dies fast steif und betäubt von Frost; Nichts darf versäumt werden, denn an jedem übersehenen Bolzen kann ein Dutzend Menschenleben hängen. Und doch darf er, wenn er nicht feig werden will, sich nicht ausmalen, wie vielleicht der leine Sprung in einem Radreifen, das Rißchen in einer Achse, die eben vielleicht seinem noch so sorgsam prüfenden Auge entgehen, Ursache sein können, daß statt des brausenden, dröhnenden Zugs, der fröhlich in den Bahnhof rollt, eine leise klappernde, unheimliche telegraphische Depesche ankommt, und die Frau und die Kinder, die mit warmer Suppe in heimlicher Stube auf den Vater warten, Nichts erhalten als diese gespenstische Nachricht: „Achse bei Station 120 gebrochen, Zug ausgegleist, Locomotivführer todt, Heizer verletzt, kein Passagier beschädigt."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Speyer, im Jan. (Neue holzersparende Kochherde nach der Construction des k. Oberbaudirectors v. Pauli in München.) Die in neuerer Zeit überall gestiegenen Holzpreise haben den kgl. Oberbaudirector v. Pauli in München veranlaßt, einen neuen holzersparenden Kochherd zu construiren, und es ist ihm bei der vortheilhaftesten Einrichtung des neuen Herdes gelungen, mehr als die Hälfte des Holzes, welches zu den bisherigen gewöhnlichen Kochherden erforderlich war, zu sparen, was in jeder großen Familie jährlich mindestens 30 bis 40 fl. ausmacht.

Nach Beobachtungen an den in München und auch hier bereits ausgeführten neuen Herden kann auf denselben mit 8 bis 9 Pfund trockenem Holz ein vollständiges Mittagessen für 12 bis 20 Personen gekocht und zubereitet werden.

In dem Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen Vereins für das Königreich Bayern (Mai- und Octoberheft 1860) ist der fragliche neue Herd genau beschrieben und durch Zeichnungen dargestellt, sowie auch durch Berechnung nachgewiesen, daß, wenn nur 1/20 der im Königreich Bayern wohnenden 1,000,000 Familien ihre Herde verbessern, jährlich 128,333 Klafter Holz im Geldwerthe von mindestens 1,800,000 fl. gespart werden.

Die sehr zweckmäßige Einrichtung dieses Herdes gefällt Jedermann; es ist dazu kaum ein Quadratmeter Flächenraum nöthig und sind unter einer entsprechend großen Kochplatte Wasserschiff und Bratofen angebracht.

Digitized by Google

Das Feuer kann mit Klappen je nach Bedarf regulirt und nicht nur Holz, sondern auch Steinkohlen und Koaks gebrannt werden, worauf jedoch beim Legen des Rostes Rücksicht genommen werden muß.

Beim Aufsetzen eines solchen neuen Herdes ist vorderhand nöthig, daß ein Sachverständiger die Arbeiten leitet.

Herr Friedrich August Hoffmann, Buchbinder und Kunsthändler, dann Frau Wtb. Bernatz, Maurermeistersgattin dahier, haben diesen Herd nach spezieller Anordnung des Herrn Schlotterer aufsetzen lassen, wovon ersterer zu Holz und Kohlen, letzterer zu Koaksfeuerung eingerichtet ist. Die genannten Familien können die Vorzüge dieses Herdes nicht genug loben, so daß die Einführung desselben allerwärts empfohlen zu werden verdient. Herr J. Grohe dahier hat bereits die Modelle für die nöthigen Eisengußtheile anfertigen lassen und können letztere baldigst bei ihm bezogen werden.

Ebenso vortheilhaft und zweckmäßig ist aber auch für den bürgerlichen Haushalt die Einführung besserer Zimmer-Kochöfen, welche mit Koaks geheizt werden können, da Koaksfeuerung hier noch mehr als um die Hälfte billiger ist, wie Holzfeuerung.

Nach den hierüber gemachten Beobachtungen ist zur guten Erwärmung eines mittelgroßen Wohnzimmers von circa 20 Quadratmetern mit den hier gebräuchlichen Eremitageöfen bei der jetzigen kalten Witterung täglich (von Morgens 6 bis Abends 10 Uhr) ein großer Korb voll Holz von 50 bis 60 Pfund nöthig. Der Centner Holz kostet hier mit Macherlohn, Octroi und Transport circa 48 kr., und es kostet demnach die Heizung eines Familienzimmers mit Holz täglich 24 bis 28 kr.

Bei Koaksheizung genügen zur guten gleichmäßigen Erwärmung eines solchen Familienzimmers bei gleicher Witterung und in derselben Zeit 20 bis 23 Pfund Koaks. Diese kosten hier bester Qualität circa 8 bis 9 kr., und es werden sonach bei Koaksfeuerung in jedem Familienzimmer täglich 16 bis 20 kr. gespart, was per Wintermonat 8 bis 10 fl. ausmacht.

Herr Schlotterer von hier hat sich einen Koaksofen als Kochofen zweckmäßig eingerichtet und sich bereit erklärt, auf Verlangen hierüber Auskunft zu geben, sowie auch andere bereits in Gebrauch stehende Oefen zu Kochöfen mit Koaksfeuerung einzurichten.

Denksprüche.

Wer trägt ein gutes Schwert, den fragt man wohl:
wofür?
Der Kampf ist seine Pflicht, der Kampf gen Ungebühr.

Unsterblichkeit der Seele glaubt die Seele,
Die Anspruch macht auf sie, die and're glaubt
sie nicht.

Verschiedenes.

(Der Unterschied.) Einem überlästigen Gesellen, der sich in eine Gesellschaft eingedrängt hatte und durch keine Anspielung, ebensowenig wie durch fortgesetztes Hänseln und Necken zur Einsicht des Störenden seiner Gegenwart gebracht werden konnte, stellte endlich Einer in der größten Verzweiflung die Frage: „Welcher Unterschied besteht zwischen einer Uhr und Ihnen?“ Er wußte es nicht. „Sehen Sie, wenn man eine Uhr aufzieht, so geht sie, Sie aber kann man aufziehn, wie man will, Sie gehen doch nicht.“ Da ging auch er.

Die Ureinwohner von Hayti hatten, als Columbus die Insel entdeckte, naive Vorstellungen über die Schöpfung. Sie glaubten, die Menschen seien aus einer Berg-Höhle hervorgegangen, die dicken Menschen aus einer großen Oeffnung und die dünnen aus einer kleinen Spalte. Sie seien lange Zeit ohne Weiber gewesen, aber als sie einstens an einem kleinen See hingegangen, seien sie gewisse lebendige Geschöpfe zwischen den Zweigen der Bäume gewahr geworden, welche sich als Weiber ausgewiesen hatten. Versuchend, sie zu fangen, hätten sie gefunden, daß sie so glatt wie Aale seien, so daß es unmöglich gewesen, sie festzuhalten. Endlich aber wären Männer mitgegangen, die ihre Hände mit einer Art von Kruste rauh gemacht hätten.

Digitized by Google

Diese seien so glücklich gewesen, vier dieser schlüpferigen Weibchen zu fangen, und von diesen sei sodann die Welt bevölkert worden.

(Scene auf einem australischen Theater.) Der „Liverpool Merkury" bringt die Beschreibung eines Vorfalls, der sich vor einiger Zeit auf einem Theater in Melbourne ereignete: „Der Vorhang wurde in die Höhe gezogen. Eine französische Tänzerin — elegante, gelenke, doch keineswegs sehr schöne junge Dame, doch mit viel Ausdruck in ihrem Gesichte und offenbar sehr von sich eingenommen — erschien auf der Bühne in ihrem kurzen Spitzenkleide, und sie wurde von einem Beifallssturme und den kriegerischen Trompetentönen des Orchesters empfangen. Von der andern Seite kam aber eine jugendliche, blühende spanische Kreolin mit schönen, großen, sanften Augen, einer rosenrothen Gesichtsfarbe, einer schlanken Figur, kurz eine personifizirte Terpsichore. Sie beugte sich bescheiden — sie trat in Melbourne zum ersten Mal auf — und der Enthusiasmus des Publikums, das von ihrer Schönheit überrascht wurde, gab sich in sehr lebhaften Beifallsbezeugungen kund. Die beiden Tänzerinnen kämpften um den Palmzweig des Sieges in einer reizenden Tarantella. Gleich zwei glänzenden Schmetterlingen drehten sie sich, von der Musik und Beifallszeichen begleitet, im Kreise herum. Die lebhafte Pariserin machte von ihren verführerischsten Schalkheiten, ihren schönsten Pirouetten, ihren bezauberndsten Stellungen Gebrauch; doch die Kreolin schien von den Grazien selbst patronisirt zu werden. Ein donnernder Beifall ermuthigte sie, und so oft sie mit ihrer lieblichen Bescheidenheit auftrat, wurden ihr Blumensträuße, Ringe, Armbänder zugeworfen. Die französische Dame kämpfte mit der größten Anstrengung gegen den Triumph ihrer Nebenbuhlerin, bis sie zuletzt entmuthigt und erschöpft auf der Bühne niedersank. Die Kreolin näherte sich ihr voller Mitleiden, um ihr aufzuhelfen, als die Pariserin plötzlich aufsprang und mit Mienen voller Haß und Wuth ihrer Nebenbuhlerin Ohrfeigen versetzte. Die Zuschauer zischten und schrieen, als sie leidenschaftlich ausrief: „Die Elende schlug mir ein Bein unter!" Die arme Kreolin erklärte voller Würde, daß sie an einer solchen Gemeinheit unschuldig sei; doch ein gemeiner Ausdruck, welcher den Lippen der französischen Tänzerin gegen sie entschlüpfte, erweckte plötzlich alle Leidenschaften des Südens in ihrem Busen und ein eigenthümlicher Kampf begann. Die beiden erzürnten jungen Damen stürzten sich aufeinander los, balgten sich, faßten sich bei den Haaren und rissen sich dieselben aus, während der Donner auf den Gallerien die ganze Atmosphäre in eine zitternde Bewegung versetzte. Ich sah nie eine natürlichere Vorstellung. Die bessere Klasse der Zuschauer schritt nicht ein, sondern schien sich weit eher an diesen olympischen Uebungen zu belustigen, bis die Kreolin blutend und fast ohnmächtig von der Bühne fortgeführt wurde. Einige Beamte, welche in einer Loge Augenzeugen des Kampfes gewesen waren, schickten, empört über das Betragen der Pariserin, nach der Polizei, die sie verhaften sollte, doch ihre Anhänger sammelten sich um sie und leisteten den Konstablern Widerstand. Eine Schlägerei folgte; ein Theil des Publikums sprang durch das Orchester auf die Bühne, wobei Geigen und Violen zerbrochen wurden; die Damen fielen in Ohnmacht, die Kinder schrieen und ich ergriff mit meiner Geige die Flucht und hörte erst zu laufen auf, als ich mein Hotel glücklich erreicht hatte."

Räthsel.

Das Ding schmückt manchen großen Herrn,
Und Mancher sieht's und hätt' es gern;
Und Mancher, der's nicht hat noch mag,
Macht's sieben Mal in Einem Tag;
Und Mancher setzt sich selber drein
Und säuft darin Liqueur und Wein.
Doch spricht's bei Dem und Jenem an,
So sagt man: O du armer Mann!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 12. Samstag, den 26. Januar **1861.**

Reelles Heirathsgesuch!

Mir ist durch Eingebung von Oben
Der Wunsch gekommen über Nacht,
Mich zu verlieben, zu verloben
Und zu vermählen, wenn sich's macht.

Da es mir nun, dies zu vollführen,
An Damen-Connaissancen fehlt,
Die mir gerade conveniren,
So hab' ich einen Weg gewählt,

Den And're schon vor mir betraten,
Und wie ich hörte, oft mit Glück;
Wer also Lust hat, zu heirathen,
Der werf' auf dieses seinen Blick.

Ich weiß, es schlummern in den Betten
So manche Mädchen, schön und jung,
Die auch so gerne Männer hätten
Und grollen mit der Vorsehung.

So manche Blum' auf stillem Pfade
Blüht im Verborg'nen ungeseh'n,
Haucht ihren süßen Duft — wie schade!
Umsonst und stirbt — vergebens schön.

Drum hat man diesen Weg ersonnen,
Der es den Schönen möglich macht,
Zu treten an das Licht der Sonnen,
Wo ihr ein Herz entgegen lacht.

So will ich denn den Weg beschreiten,
Ganz schnell und ohne Ziererei,
Um kurz und bündig anzudeuten,
Wer, was und welcher Art ich sei:

Ich steh' im Juni meines Lebens,
Bin gut gewachsen, kerngesund,
Und schmeichle mir wohl nicht vergebens,
Es mache sich ein Liebesbund.

Ich bin, daß ich ein Bild hier schaffe
In aller Kürze, von Gestalt
Zwar kein Adonis, auch kein Affe,
Von Temperament eh'r heiß als kalt.

Mein Herz ist gut, sagt mein Gewissen:
Ich schlafe sanft zu jeder Frist,
Auch Bildung wird Dir nicht vermissen,
Die eben nicht Minerva ist.

Mir wurde des Gesanges Gabe
Nicht kärglich für den Hausgebrauch,
Doch fordr' ich keineswegs, es habe
Dieselbe meine Gattin auch.

Treibt sie nur nicht zu weit die Prose,
Dann seh' ich ganz gewiß, das glaubt,
Die Lorbeerblätter in der Sauce
Weit lieber, als auf ihrem Haupt.

Hab' meine Schwächen auch und Blößen,
Und ob ich gleich ein Dichter bin,
Eff' ich doch gerne Speck mit Klößen
Und hab' für manche Prosa Sinn. —

Nun will ich gern' noch ein paar Worte
Den heirathsluft'gen Damen weih'n,
Wie die, die ich zu Hymens Pforte
Soll führen, möcht' beschaffen seyn!

Ich sehe mehr auf Herzensgüte,
Auf stillen Sinn für Häuslichkeit
Und auf ein zärtliches Gemüthe,
Als äußern Reiz, den Raub der Zeit.

Drum keine Venus, keine Hebe —
Ich bin ja auch kein junger Gott —

Digitized by Google

Braucht Die zu sein, nach der ich strebe:
Schönheit verfliegt wie Rauch im Schlot.

Sollt' es indeß der Zufall fügen,
Daß eine Jungfrau, groß und schlank,
Brünett und voll, mit holden Zügen,
Sich mir gesellt, wüßt' ich's ihm Dank.

Doch keineswegs hab' ich genommen
Das Dunkle nur zu Norm und Ziel,
Auch eine Blonde ist willkommen,
Jedoch, wo möglich, nicht zu kühl!

Ich habe eine schöne Rente,
Die gut und gern ein Weibchen nährt,
Doch wär' auch wohl, wenn es sein könnte,
Etwas Vermögen wünschenswerth.

Und wär' es nur der Kinder wegen,
Die uns der Himmel einst bescheert.
Geld weiß ich sicher anzulegen —
Zwölf Tausend sind beachtungswerth.

Man würde dann die Zahl der Jahre
Und manches And're übersehn;
Der beste Reiz ist doch der — baare . . .
Damit wir's offen nur gesteh'n. —

Es steht so manche Georgine
Im Schmuck des Herbstes, gelb und roth . . .
Sie öffne ihre Silbermine,
Ich rette sie vom halben Tod;

Sie soll nicht mehr im Sturme wanken
Wie eine Rebe ohne Stab,
Sie soll an mir empor sich ranken
Für das, was ihr Fortuna gab.

Adressen unter X A 7,
Worin bemerkt Ort, Zeit und — Geld,
Mag man mir senden nach Belieben.
(Das Häubchen hab' ich schon bestellt.)

Dampf und Schnee.

(Fortsetzung.)

Doch daran denkt kein braver Locomotivführer, und wenn ihm auch einmal eine ähnliche Anwandlung in stürmischer Nacht kommen sollte, bei dem heitern Winterwetter, durch das wir unsern Zug hinfliegen sehen, stehen die abgehärteten, kernigen Leute munter ihrem Amte vor und lassen sich den Dampf von Cigarren, deren Qualität und Preis ihnen keine Sorge zu machen braucht, da man von ihnen bei dem raschen Luftdurchschneiden weder etwas schmeckt noch riecht, um die halberfrorene Nase wehen. Schweigend (es wird überhaupt wenig auf Locomotiven gesprochen, am wenigsten aber bei harter Kälte) rückt der Führer zuweilen an den Griffen, durch die er auf das Wirken der Maschine Einfluß übt; von Zeit zu Zeit wirft der Heizer Brennmaterial nach. Die Fahrt geht rasch, die Luft ist ruhig und der Locomotivführer belustigt sich damit, Wettlauf mit den kleinen Wolken zu halten, die sich am klarblauen Himmel zu zeigen beginnen und ihren Schatten auf die Bahn werfen. Diese Schatten laufen schnell; es bedarf eines Kraftaufwandes der Maschine, mit ihnen Schritt zu halten oder sie zu überholen.

Jedoch gibt es wenig Stürme, mit denen eine gute Schnellzugmaschine nicht um die Wette zu laufen im Stande wäre.

Bald aber gesellen sich am Himmel zu den einzelnen hintreibenden Haufen Wolken Streifengebilde von Nordosten her, die unheimliche, weißgraue, spitzgeblasene Strahlen emporstrecken. Die Strahlen wachsen, rasch auseinanderfahrend, bis in den Zenith und kriechen dann auf der andern Seite, eilig sich nähernd, in einen Punkt die spitzen Köpfe zusammensteckend, nach dem Horizont herab, nehmen an Zahl und Dichte zu, werden immer grauer und fahler, ziehen einen kalten Florstreif nach dem andern vor das schräge Sonnenlicht, bis es droben aussieht, als wäre ein Sturmbesen durch die dichte, kalte Dunstmasse gefahren, und das Sonnenauge nur noch wie einschlummernd auf den Schneefeldern ruht.

Da zittert auch der erste Lufthauch durch die überreiften Bäume und Halme — zuerst nur so leicht, daß nur die feinsten Aestchen glitzernd ihren Silberstaub abschütteln und fliegen lassen; der nächste Zug, schon munterer, regt die Halme alle und die schwanken

Digitized by Google

Zweige der Birken, alle Wolken stieben empor von den leise geregten Bäumen, die noch lautlos der Hauch verstreut, aber plötzlich treten ganze Baumgruppen schwarz und ernst gegen den schneeigen Hintergrund hervor. Leise beginnt der Wind in den Aesten zu singen, die Weiden beugen ihre kahlen Ruthen, die Birken lassen ihre dunkeln Haare fliegen und einzelne dürre Blätter hüpfen über den Schnee. Noch achtet Niemand im Zuge des heranschleichenden Feindes.

Aber der Wind steigt! Flüsternd und seufzend kommt er jetzt durch das entkleidete Ried und das dürre Laubholz daher und fährt in das tiefe Dunkel des schneebelasteten Tannenforstes. Die schlanken Gipfel, die schwanken Zweige der Nadelhölzer beugen sich weiß und massig, lassen ihre Last fallen und schnellen dunkel und elastisch zurück. In dichtem Nebel füllt der niederströmende Schnee die Luft und zieht wie Geschützdampf über dem Forst empor. Hoch in der Luft, die immer mehr von ihrer Bläue verliert, sieht man die Vögel schon mit dem kommenden Sturme kämpfen.

„Wenn es mehr Wind gibt" — sagt der schweigsame Locomotivführer und knöpft sich den Rock noch fester — „so trinken wir morgen nicht zu Hause Kaffee", ergänzt der noch schweigsamere Feuermann, indem er die Feuerthür öffnet, um zu feuern.

Immer heller pfeifend streicht der Wind über die Schneefelder. Wo er ein Hügelchen trifft, setzt er dessen Schneehülle in Bewegung; von den Höhen treibt er die leichtesten Flocken vor sich her am Boden hin, die Schneedecke der Wälder weht er über die Fläche, ohne sie ruhen zu lassen. Soweit das Auge sieht, stieben kleine Wölkchen auf und der dahingleitende Schnee sucht sich Rinnen und kleine Vertiefungen für seine raschen Bewegungen. Millionen kleine, wie Wasser fließende Silberfäden überziehen, anscheinend harmlos, in einer Richtung schießend, die Felder, sammeln sich zu kleinen, silbernen Bächen in Ackerfurchen, immer eilig vom emsigen Winde getrieben. Der wunderschöne Anblick der tausendfachen, zierlichen Bewegung erregt die Aufmerksamkeit der Passagiere, welche die tückische Kobolds-natur der Nymphen jener Quellchen und Bächelchen nicht kennen, zu lauter Bewunderung, und wirklich kann Der, welcher noch nie den Beginn eines Schneesturms auf großen Ebenen gesehen hat, nicht sagen, daß er die Pracht des nordischen Winters kenne.

Immer wuchtiger streift der Wind am Boden hin. Die schnellfließenden Bäche von gleitendem Schnee sind zusammengeronnen und fallen wie stiebende Wasserfälle in windstille Tiefen, die sie schnell anfüllen, um dann eilig ihren Weg darüber fortzusetzen; an jedem Körper, den der Wind trifft, bilden sich Wirbel, in denen Schneesäulen wie rasende Gespenster tanzen und emsig den störenden Gegenstand mit Schnee umschütten, bis ein sauber gedrehter, blendender Grabhügel ihn bedeckt; an den Rändern der Gräben und Hohlwege stiebt es wie Brandung empor und drängt sich hinab und lagert sich, in zierlicher Form erstarrter Meereswellen von Zucker, die höher und höher schwellen, immer feinere alabasterne Kämme bekommen, immer tiefer und massenhafter darin ab.

Doch unser Kurierzug durchschneidet noch kräftig die weichen Wogen. Hell stiebt hoch auf vor seinen Bahnräumen der getheilte Schnee, noch höher schleudern rechts und links die Räder fester geballte Massen empor, wenn die Speichen im windschnellen Drehen von der flüssigen Schneefluth gefüllt werden. Als Regen, Staub und in gröbern Stücken umgibt die Maschine ein Wirbel von Schnee. Geblendet müssen die Leute oft das allzu sehr gepeitschte Gesicht abkehren; die Theile der Maschine überzieht angesetzter Schnee, daß sie wie aus Zucker geformt erscheinen. Noch bis vor wenig Augenblicken spürte man nicht, wenn die Maschine die niedern Schneewellen durchschnitt, doch dort vor dem tiefen Einschnitte liegt schon ein knietiefer, breiter Wall. „Die Klappe des Aschekastens zu," ruft der Führer, damit der Schnee beim Durchbrechen nicht von unten durch den Rost verlöschend in das Feuer der Maschine dringe, und gibt volle Dampfkraft. Pfeilschnell saust die Maschine in die tiefe Schneewehe hinein, hellauf wirbelt, sprüht und dampft die wild angepackte Masse, kräftig fällt sie in die mächtigen Räder, die Schnelligkeit nimmt rasch ab beim Durchpflügen und alles Lebende auf dem Zuge fühlt, wie einen starken Druck nach

Digitized by Google

vorn, daß eine gewaltige verzögernde Kraft sich der flüchtigen Bewegung entgegengestellt hat. Die Fenster öffnen sich eilig, besorgte Gesichter schauen blinzelnd in die mit Eisnadeln erfüllte Atmosphäre hinaus, doch schließen sie sich rasch wieder, da die Maschine die Woge durchbrochen hat, stolz ihre Schnelligkeit wieder aufnimmt und der Sturm heulend Schneewolken in die gepolsterten Räume schleudert. Doch die Luft ist mit Eisnadeln und Schneestaub gefüllt, die Signale verschwinden und die Beamten des Zugs sind nicht mehr im Stande, vorwärts zu sehen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Es ist kein klein Verdienst und wird mit Recht geschätzet,
Ganz aus sich selbst herauszugehn;
Doch wer sich immerfort in fremde Lagen setzet,
Wird der zuletzt nicht unterm Galgen stehn?

Sich stärker fühlt der Mensch in Ungemach-Abwechslung,
Als in unthätigen Genusses Selbstverzehrung.
Darum hat Gott dir nicht verliehen reines Gut,
Damit du fühlst im Kampf mit Uebeln deinen Muth.

Verschiedenes.

Kürzlich erstieg ein Soldat vom zehnten Regiment zu Straßburg die höchste Spitze des Münsters und vollbrachte daselbst mehrere gymnastische Uebungen. Die Polizei verbot nun sogleich die Wiederholung eines so gefährlichen Spieles, aber Sonntags darauf täuschte derselbe Mann, der früher Matrose auf der „Belle Poule" gewesen war, die Aufmerksamkeit derselben und erstieg verkleidet mit mehreren Personen die Plattform, von welcher die Spitze aufsteigt. Als der Meßner die Thüre zur Treppe sich aufzuschließen weigerte, klimmte der Exmatrose außen am Blitzableiter hinauf und gelangte so wiederum zum Wetterhahn. Hier zog er den Rock aus, den er, um den Meßner zu täuschen, angelegt hatte, warf ihn seinen Kameraden auf dem Platze hinunter, machte wieder einige gymnastische Uebungen durch und stellte sich am Ende auf dem Wetterhahn auf den Kopf. Als er jedoch vom Münster herunterstieg, nahm ihn ein Polizeicommissär in Empfang und schickte ihn wegen Uebertretung einer gegebenen Vorschrift in's Gefängniß.

Einem alten Offizier wollte Kaiser Franz Joseph zur Unterhaltung dessen kranken Frau und Tochter die letzten 24 Souverain'or geben. „Das ist zu viel", unterbrach ein Höfling, „24 Dukaten sind genug!" — „Haben Sie diese?" Der Dienstfertige zieht solche emsig aus der Börse; Joseph nimmt sie, fügt seine 24 Souverain'or hinzu und gibt sie dem Offizier zusammen mit den Worten: „Bedanken Sie sich bei dem Herrn, der sehr vergnügt darüber ist, auch Etwas zur Linderung Ihrer Noth beigetragen zu haben."

Der Bauer Feodor Wassiliew im schinkischen Kreise in Rußland hat mit zwei Frauen siebenundachtzig Kinder erzeugt. Seine erste Frau gebar siebenundzwanzigmal und brachte bei vier Geburten Vierlinge, bei sieben Geburten Drillinge und bei sechszehn Geburten Zwillinge, also niemals ein einzig Kind zur Welt. Die zweite Frau gebar in acht Kindbetten achtzehn Kinder. Als Wassiliew 73 Jahre alt war, lebten noch 83 von seinen Kindern. Hier hätte das Gebet: Herr, höre auf zu segnen, wohl kaum schaden können.

In einer Gesellschaft von Musikern wurden die üblichen Toaste ausgebracht. Einer der Gäste rief: „Mozart soll leben!" — „Incommodiren wir uns nicht," bemerkte ein Anderer, „lassen Sie uns unsere eigene Gesundheit trinken, Mozart wird länger leben, als wir Alle!"

Auflösung des Räthsels in Nro. 11:
Das Kreuz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 13. Dienstag, den 29. Januar **1861.**

Dampf und Schnee.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte, wir wären durch den großen Einschnitt", sagt der Führer, als eben die Maschine eine hohe Schneewelle durchschneidet und einen mehr als zuvor verzögernden Druck erhalten hat; von Minute zu Minute mehren sich an den Einschnitten die Schneewehen, so daß nur auf den kahlgefegten Dämmen die Geschwindigkeit noch zu halten ist. „Die Prämien für Zeithalten und Coakserspariß sind beim Teufel!" antwortet der sehr praktische Heizer und versucht nach dem bezeichneten Einschnitte auszuschauen, den sie gleich erreichen müssen. Eine mächtige, mannshohe Schneemauer sperrte ihn auf dem Geleise, auf dem der Zug rollte, ab, um die in glitzernden, wirbelnden Wolken der Schneesturm, immer höher bauend, raste.

„Donnerwetter, hier wird's wohl zu Ende gehen!" ruft er aus, als er diesen glatten, weißen, dampfenden Feind erblickt, auf den sich die Maschine mit Berserkerwuth losstürzt. „Ja, wenn die Wehe lang ist, ist's aus!" rief der Führer und duckte sich, denn in diesem Augenblicke trifft die Maschine den Schneewall mit voller Schnelligkeit in gerader Linie. Dumpf schlägt sie in die weiche Masse hinein, die sich, wie ein riesiger weißer Pfauenschweif auseinanderfahrend, vor ihr bis zur Höhe des Schornsteins erhebt und polternd und brausend die Maschine überschüttet, daß die Leute sich festhalten müssen, um von der Fluth nicht niedergerissen zu werden. Noch zwei Augenblicke behält sie die Geschwindigkeit, wie Wasser schießen die gespaltenen Schneemassen rechts und links vorbei, der verzögernde Druck nach vorn wird so mächtig gefühlt, daß die erschreckten Passagiere sich anklammern, um nicht aufeinandergeworfen zu werden, dann wird das Athmen der Maschine kürzer und schwerer — die bis an die Achsen im Schnee mahlenden Räder drehen sich langsamer und langsamer — das Gespaltene fließt wieder zusammen und verschüttet sie tiefer und tiefer — endlich erliegt der gewaltige Apparat — — noch ein tiefer schwerer Hauch und der Zug — steht.

„Zurück, zurück! Schnell, schnell!" commandirt der Zugführer.

„Zurück!" schreien die Schaffner und springen von ihren Sitzen herab bis über den halben Schenkel in den Schnee, der sie überfluthet wie Wasser und flüssig mit dem Sturme unter den Wagen durchschießt.

Schwerstöhnend bewegt die Maschine sich zurück.

Die Räder wühlen bis an die Achsen in einem unheimlichen, halbfesten und doch so geschäftig fließenden, stiebenden Medium, das ihre Spur augenblicklich ausfüllt.

Trotz Schneewirbel und Sturm öffnen sich jetzt die Wagenfenster wieder und ängstliche Gesichter beugen sich daraus, die bald die Gegend voll hüpfender und schleichender Schneegespenster, voll pfeifender, stiebender Windgeister erblicken, bald das langsame Durchwühlen der Räder im tiefen Schneemorast, der von Secunde zu Secunde höher um den kaum mehr bewegten Zug aufffließt, betrachten. Mühsam sich im Schnee fortschiebend, waten die Schaffner nebenher.

Einen Augenblick scheint es, als würde die matter und matter werdende Maschine doch den Zug, wenigstens rückwärts, wieder aus der tiefen Schneewehe herausschieben können;

Digitized by Google

aber die Sturmluft ist voll von Massen Schnees, die rasend daherbrausen und, an den Wagen niederfallend, den Mechanismus tiefer und tiefer begraben.

Schon wühlt die Dampfmaschine selbst im Schnee, die Kolben kriechen langsamer auf und nieder, noch einige Rucke und Alles steht wieder still, und gerade als sei das Sterben der gewaltigen Maschine ein Signal für die rasenden Elementargeister gewesen, doppelt wüthend über den nun wehrlosen Feind herzufallen, brüllt der Sturm doppelt durch die Luft daher, und zu dem aufgejagten Schnee gesellen sich Massen; die schwere, graue, schnell heraufgejagte Wolken vom Himmel mehr herabschleudern als streuen.

„Es ist aus!" seufzt der Oberconducteur.

„Es ist aus!" seufzt der Locomotivführer nach —

„Aus! — Aus!" wiederholen die Schaffner.

Auf der Seite unterm Winde rufen die Passagiere aus den Fenstern nach den Conducteuren. „Warum halten wir um Gottes willen in dem Wetter?"

„Weil wir im Schnee stecken!"

„Wann kommen wir nun nach der nächsten Station?"

„Das weiß Gott allein."

„Doch wohl heute noch?"

„Vielleicht, vielleicht auch erst übermorgen."

„Ach Gott! Ach Gott! Ist denn keine Rettung?"

„Von welcher Gefahr, Madame?"

„Ich muß morgen vor dem Gericht in L. sein, es kommt mir auf Geld nicht an! —" ruft ein reicher Grundbesitzer.

„Geld kann viel, aber nichts gegen Schnee und Sturm."

„Der Teufel ist los im Wetter, ihr Herrschaften!" reißt endlich dem Oberconducteur die Langmuth. „Sie müssen Geduld haben in Ihren warmen Wagen, wir können auch hier außen in Schnee und Sturm nichts Anderes thun! Es geschieht Alles, um Sie weiter zu bringen!"

Rath wird gepflogen; wie wandelnde große Eiszapfen wühlen sich die armen Leute durch den Schnee, schräg gegen den rasenden Sturm gestemmt; ihre Gesichter glühen wie entzündet vom Schneepeitschen, ihre Augen sind thränend verschwollen. Eilend wird durch die Flügeltelegraphen das Signal nach der nächsten Station gesendet: „Hilfsmaschine soll auf dem linken Geleise kommen!" d. h. dem andern, als auf dem der Zug eingeschneit ist, denn jenes scheint weniger tief bedeckt zu sein.

Ein Segenswunsch wird dem Signal mitgegeben, das, wie die meisten dieser Art, in der undurchsichtigen Schneeluft stecken zu bleiben droht.

Dann geht Botschaft nach dem nächsten Dorfe durch die Bahnwärter, die von Posten zu Posten, so gut es geht, eilend laufen nach Schlitten und Pferden, so viel immer aufzutreiben sind. Das Feuer der Maschine wird ausgegossen und Vorkehrung getroffen, daß der Frost nicht Röhren und Pumpen sprenge.

Nachdem das Alles geschehen, wird es todtstill um den Zug. Die Fenster sind geschlossen, die Passagiere schweigen beklommen im Halbfinstern, da der Tag nur spärlich durch die dick mit Schnee und Frost belegten Scheiben dringt. Die Schaffner kriechen in ein Coupee, und nur die Wachen oben auf den Wagen und tausend Ellen vor und hinter dem Zuge auf der Bahn umheult fortan der rastlose Sturm.

(Fortsetzung folgt.)

Wo im Winter die Schwalben bleiben?*)

Von Dr. E. Baldamus.

Da ist einmal wieder eine Frage aufgetaucht — und sogar in politischen Zeitungen besprochen, die längst ihre Beantwortung gefunden hat.

Wo die Schwalben im Winter bleiben?

Freilich interessant ist diese Frage, das ist nicht zu leugnen. Von allen den befiederten Frühlingsboten, die uns gar lieb und freundlich das Morgenlied des erwachenden Frühlings singen: keiner ist Jung und Alt, dem Städter und dem Landmanne bekannter und

*) Aus dem schon öfter empfohlenen Volksblatte „Die Maje", herausgegeben von dem Spinnstubenschreiber W. O. von Horn. Dasselbe erscheint nun im vierten Jahre und verdient durch seine vielseitigen, gediegenen und volksverständlichen Erzählungen und Schilderungen die weiteste Verbreitung, zu der auch wir durch Abdruck obiger Probe ein Kleines beitragen möchten.

Digitized by Google

vertrauter, als die Schwalbe. Ist sie doch oft genug des letztern gehegte und geschätzte Haus- und Stubengenossin, überall da in seiner unmittelbaren Nähe sich ansiedelnd, wo der Mensch sie nicht ausweis't, und die Duldung durch gar fleißigen und nützlichen Dienst dankbar vergeltend. Dann hat man auch Jahrhunderte lang recht absonderliche Antworten auf unsere Frage gegeben — und endlich ist sie noch vor zwei Jahren einem der größten Naturforscher und Gelehrten vorgelegt worden, und seine Antwort darauf gibt denn allerdings so Mancherlei zu denken und hat gewiß nicht wenig dazu geholfen, daß die Frage jetzt wieder viel besprochen worden und — interessant ist.

Alexander von Humboldt — der große Naturforscher Humboldt erhielt vor zwei Jahren einen Brief aus Nebraska mit der Bitte, dem Briefschreiber zu sagen, wo im Winter die Schwalben blieben. Nun muß man wissen, daß der in allen Welttheilen hochberühmte Gelehrte in seinen letzten Lebensjahren anfing, auch in seinem Vaterlande und zwar allgemein berühmt zu werden: zu seinem großen Aerger und Verdruß! — Der hochbetagte Gelehrte, der gern seine letzten Lebensjahre zur Vollendung eines großartigen Werkes benutzen wollte, das die Erfahrungen und Kenntnisse seines ganzen langen Forschens und Studirens umfaßte, wurde in dieser Arbeit durch Nichts so sehr als durch seinen eigenen Ruhm gestört. Alle Zudringlichen wollten den großen Mann sehen und sprechen, oder wollten ein paar geschriebene Worte von ihm haben, oder hielten sich wenigstens verpflichtet, ihre Verehrung ihm schriftlich auszudrücken. So arg wurden diese Zudringlichkeiten in den letzten Jahren, daß der arme berühmte Mann in den Zeitungen die Leute bitten mußte, seine letzten Tage und Kräfte nicht durch Briefelesen und Briefschreiben in Anspruch zu nehmen. Zumal zu seinem Geburtstage erhielt Humboldt eine große Menge Gratulationen, Zuschriften, Pakete, so daß er sich ordentlich vor diesem „langweiligen Tage", wie er ihn selbst nennt, fürchtete. Kein Wunder; schreibt er doch, daß er im Jahre 1857 „seinem Geburtstage nahe" in fünf Wochen über 300 Briefe und Pakete erhalten hat!

Zu den Neugierigen oder Wißbegierigen, jedenfalls zu Denen, die da meinten, Humboldt müsse Alles wissen, gehörte auch der Briefsteller aus Nebraska. Humboldt erzählt davon einem seiner Freunde. Dieser fragte, „ob dies nicht fortwährend eine schwebende Untersuchung sei?" Und Humboldt antwortete: „Freilich, ich weiß es so wenig wie ein Anderer; aber, setzte er mit scherzender Wichtigkeit hinzu, das hab' ich den Leuten in Nebraska nicht geschrieben, weil man dergleichen nie eingestehen darf."

Das ist also Humboldts Antwort auf die Frage: wo die Schwalben im Winter bleiben. Außer manchem Andern, was diese Antwort zu bedenken gibt, zeigt sie uns auch einmal wieder recht klar und deutlich, daß alles menschliche Wissen, selbst das reichste und ausgebreitetste, Stückwerk ist. Denn diese Antwort des großen Naturforschers auf eine vielbesprochene Frage der Naturkunde ist falsch! Man weiß längst, wo die Schwalben im Winter bleiben, d. h. die Naturforscher wissen's, und wo ein Naturforscher von „Wissen" spricht, da verläßt er sich nicht auf Vermuthungen und Schlüsse, wie's wohl sein könnte, sondern da hat er seine Kenntniß aus Beobachtungen und Erfahrungen; nur vor Thatsachen, nicht vor Meinungen hat er Respekt.

Nun und wo bleiben sie? die Schwalben nämlich. Ueberwintern sie wirklich im Schlamme der Teiche und Seen? fragt wohl einer der Leser. Welche Frage! denkt der Andere. Wie können Vögel — Thiere, welche warmes Blut und Lungen haben, — im Schlamm und Wasser auch nur zehn Minuten lang liegen, ohne zu ersticken? Und doch, mein Lieber, ist diese Meinung Jahrhunderte lang allgemein verbreitet gewesen, und Du kannst sie heute noch mit der größten Bestimmtheit aussprechen hören, und wenn Du Glück hast, findest Du vielleicht gar einen Augenzeugen, der selber „bei der Fischerei im Herbste ganze Klumpen von Schwalben im Teichschlamm gefunden hat, die mausetodt waren, aber in der warmen Stube wieder auflebten — und munter davon flogen und — o nein, gleich wieder starben und nun wirklich todt waren." Schreiber dieses hat das Glück gehabt, auf seine öffentliche Anfrage solche Zeugnisse zu

Digitized by Google

erhalten, aber leider nicht das Glück, einen Zeugen zu finden, der seine Aussage zu beschwören geneigt gewesen wäre. Wenn's Ernst wurde, ja da zogen sie sich zurück, aber ihre Behauptung gaben die Meisten darum doch nicht auf.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Um Flaschen zu reinigen, nimmt man für 2 — 3 kr. Chlorkalk, gibt zu 1 Loth davon 3 — 4 Schoppen Wasser und füllt damit die zu reinigenden Flaschen bis oben, läßt sie 2 — 5 Tage stehen, gießt das Chlorwasser ab (das wieder verwendbar ist) und spült einfach die Flaschen mit frischem Wasser aus.

Denksprüche.

Nicht Der ist glücklich, den ein Unglück nie geschlagen
Wer weiß, wenn es ihn trifft, wie er es wird ertragen.
Nur Der ist glücklich, der mit Fassung eines trug
Und noch manch' andres ist zu wagen stark genug.
Denn mancher Sturmwind tobt, der unser Schifflein probt,
Und wenn die Prüfung wir bestehn, sei Gott gelobt.

Verschiedenes.

In einem „Nürnberger" Blatt steht folgendes Inserat: „Anzeige und Anose. Ich die untens unterzeichnete, bin ein Gebildetes Frauenzimmer lieber Herr Redaktör! und weiß mir nichts Libers als das Theater. Deswegen schickte ich ihnen auch einen Artigel aber sie könnten leicht glauben, daß ichs nur meines Geschäfts wegen thu. Nemlich wegen die Handschuh! Nein ich will gewis keinen Künstler zu nah treten und kommt mir auch nicht darauf an. Denn mein Geschäft geht doch fort. Aber weil ich doch gesehen hab, daß der Vicekönigssohn und auch gestern der Otto von Windsbach so schmuzige Handschuh angehabt. Ich weiß schon auf der Revoluzion und bei den Rauch von Vesuff kann man sich mit die weisen Handschuhe nicht so in acht nehmen und mit die Schwerter wenn man einen König umbringt gehts auf die Handschuh nicht zsamm. Deswegen empfehle ich mich zum Waschen angelegentlich und billige Bedienung. Anna Weidmoserin, Handschuhwäscherin ohne Geruch."

In München hat sich jüngst ein hübsches Gaunerstückchen zugetragen. Ein Bräuer zog in einem Gasthaus bei der Schranne seine silberne Dose aus der Manteltasche, schnupfte, steckte sie wieder hinein und ging auf den Markt. Als er zurückkam, war die Dose gestohlen. Er kommt heim, und die Dose liegt auf dem Tische zu seinem Erstaunen. „Wie kommt die Dose hieher, die mir gestohlen wurde?" „Ei," sagte seine Frau, „Du hast mir sie ja durch einen Mann geschickt mit dem Auftrage, Dir 400 fl. zu senden, da Du noch Einkäufe zu machen hast!" Der Bräuer wußte nichts davon, — der Gauner, der auf diese Weise zu einer hübschen Summe kam, hat sich aber noch nicht sehen lassen. —

Dreisilbige Charade.

Blumen, welche bunt die Wiesen kleiden,
Sterben sammt dem Grase von den beiden
Ersten in der schönen Sommerzeit.
Nach der Letzten, ist sie ächt und edel,
Blickt verstohlen manches schöne Mädel,
Das ihr Herz der zarten Liebe weiht.

Ein Soldat war oftmals schon das Ganze
Fürchterlich im blut'gen Todestanze,
Auch ein Gast ist's, der dem Menschen naht,
Wenn verglimmt des Lebens Abendröthe,
Der an kalter Hand, thut er auch spröde,
Stumm ihn führt den letzten Trauerpfad.

F. — lr. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 14. Donnerstag, den 31. Januar **1861.**

Dampf und Schnee.

II.

(Fortsetzung.)

Unabläſſig aber ſind die entfeſſelten Dämonen der bewegten Luft und des in Sternen kryſtalliſirten Waſſers beſchäftigt, die gewaltige Leiche des Kurierzugs zu begraben; ſie ſchütten von oben, ſie umhäufen ihn von unten, ſie machen die feſten Wagen im Strome des wilden Sturms ſchüttern, daß nur in den Pauſen der Windſtöße das knirſchende Zittern des niederſchlagenden Schnees auf die Dächer, Wände und Fenſter unbehaglich hörbar wird, und als nach zweiſtündigem trüben Harren von fernher leiſes Schellengeklingel das Nahen der Schlitten ankündigt und die Schaffner aus den Wagen ſpringen, um die Hilfeleiſtung zu leiten, ſind die Wagenthüren ſchon ſo verſchüttet, daß ſie ſich nur ſchwer öffnen und die Leute bis an den Gürtel im Schnee ſtehen.

Nur zwei kleine Bauernſchlitten, von denen bloß der eine mit durchlöcherter Plane bedeckt iſt, ſind im Dorfe aufzutreiben geweſen; ſie halten vor der Windwehe, in die ſie ſich mit ihren dürftigen Pferden nicht hineinwagen dürfen. Die Schaffner öffnen mühſam die Thüren und künden den Paſſagieren an, daß Gelegenheit bis zum nächſten Dorfe beſchafft ſei und es frei ſtehe, dieſelbe zu benutzen; doch faßten die Schlitten höchſtens zehn Perſonen; auch wiſſe man nicht, wie vom Dorf aus weiter zu gelangen ſei.

Die Paſſagiere ſtrecken die Hälſe, das Fuhrwerk zu ſehen, das ſchneebedeckt kaum aus dem Schnee ragt. Doch ſchauend und kopfſchüttelnd ziehen ſie die Häupter aus dem Wirbel bei dem Anblick deſſelben zurück. Nur drei ängſtliche Damen, die um jeden Preis aus dem unheimlichen Zuge kommen wollen, ein übermüthiger junger Mann, der ſich zum Cavalier der jüngſten aufgeworfen, und ein alter Herr ziehen Schlitten und Dorf den verſinkenden Eiſenbahnwagen vor.

„Wie ſollen wir aber hinkommen durch den meerestiefen Schnee? O Gott, o Gott!“ jammern Mutter und Tante, während die Tochter die Entwickelung ahnt und ihr kälterothes Geſicht noch purpurner anlaufen läßt. „Sie werden getragen, meine Damen!“ commandirt der Oberconducteur, ein gewaltiger, ehemaliger Corporal der reitenden Artillerie, mit dicken Eiszapfen an ſeinem dichten rothen Barte. „Jawohl, getragen!“ ruft der Cavalier und ſpringt in langen Pantalons und Tuchpaletot aus dem Wagen in den Schnee, in den er bis an die goldene Kette ſeiner Uhr einſinkt. Sofort dringt auch maliciös wie Millionen Nadeln der feine Schneeſtaub durch die dünne Kleidung ihm bis auf die Haut, ſo daß ihm die Zähne klappern und die Kniee ſchlagen, als er die Arme emporſtreckt, um die junge Dame zu empfangen, die ſchüchtern in der Wagenthür ſteht und ſich erſt entſchließt, ſich von den Armen des Paladins faſſen zu laſſen, als ſie Mutter und Tante in den Pranken mächtiger Eisbären, die des klappernden Jünglings lachen, an ſich vorbeiwanken ſieht. Bis zum halben Leib im Schnee waten und dabei eine ſchöne, aber doch reichlich einen Zollcentner wiegende Laſt zu tragen, iſt nicht Sache jedes „flüchtig Reiſenden.“ Wer verdenkt es ihm daher, daß er, ſtatt den Schaffnern zu folgen, den möglich kürzeſten Weg nach den Schlitten ſucht, nicht ahnend, daß ein ſechs Fuß tiefer, ſchneegefüllter Bahn-

Digitized by Google

graben auf dieser Route liege. Die Leute sehen die Gefahr. Lachend und doch ängstlich rufen sie dem Keuchenden zu. Der Sturm läßt keinen Ton zu seinem Ohr dringen, und plötzlich sehen die halb erschreckten, halb belustigten Zuschauer den Paladin mit seiner Last wie in einer Theaterversenkung lautlos verschwinden und den baumwollenweichen Schnee sanft und spurlos über dem Paar zusammenschlagen. Fluchend und lachend arbeiten sich der Oberconducteur und der Locomotivführer zur Stelle hin und ersterer wickelt, wie aus Watte, die zum Tod erschrockene Schöne aus der Schneetiefe, während der riesige Locomotivführer den sprudelnden, halberstickten Paladin dem Grabe entzieht, emporhebt, ihn kräftig schüttelnd den Schnee von ihm abstieben macht und ihn mitleidig, der Wärme wegen, im Schlitten zwischen die Damen pfercht. Nachdem der alte Herr nachgeholt ist, setzt sich die kleine Karavane in Bewegung und bald verschwindet sie im Schneegestöber.

Die Stunden rinnen, der Oberconducteur läßt die halberstarrten Passagiere III. Klasse in die wärmern gepolsterten Coupees II. Klasse steigen und der kurze Wintertag beginnt, die trostlosen Tinten eines Wintersturm-Abends dämmernd anzunehmen. Immer peinlicher wird die Stimmung; der Schneestaub dringt durch die feinsten Spalten, die Kleider werden in den Wagen feucht, die eingefrorenen Lampen wollen nicht brennen. Die Wärme verläßt immer mehr den thierischen Organismus, die Verwünschungen, das Bitten, Lachen über die Fatalität verwandelt sich in wirkliche Klagen, und die Unannehmlichkeit beginnt bei den an Beschwerden nicht gewöhnten Passagieren in wirkliches Leiden überzugehen, vermehrt noch durch den tief deprimirenden Eindruck einer hereinbrechenden Winternacht auf öder Fläche ohne Menschenwohnung, des forttobenden Sturms und des Gefühls der Machtlosigkeit dem gewaltigen Element gegenüber. Viele verzagen vor der Aussicht, so die lange Winternacht bis zum fernen dämmernden Morgen zubringen zu müssen. Der oft gerufene Oberconducteur klettert von Coupee zu Coupee, tröstet, so gut er kann, erklärt, daß es vielleicht möglich sei, einen Zug auf dem weniger zugewehten zweiten Gleise zu senden, daß jedoch vorläufig nichts weiter geschehen könne als zu warten — zu warten — zu warten!

(Schluß folgt)

Wo im Winter die Schwalben bleiben?

Von Dr. E. Baldamus.

(Fortsetzung.)

Etwas Wahres ist freilich auch daran. 's ist gewiß öfter vorgefallen, daß so ein ganzer Trupp Schwalben in's Wasser geworfen worden ist. Wenn im Herbste so ein recht heftiger Sturm den Rohrwald, in dem die armen kleinen Dinger so gern übernachten, durcheinander wirrt und bis auf's Wasser niederbeugt, was Wunder, daß sie zu Hunderten elend ertrinken müssen? Und wenn man sie dann beim Rohrschneiden oder beim Schlämmen und Fischen der Weiher und Teiche klumpenweis findet, so geht das auch ganz natürlich zu. Aber daß die Ertrunkenen, Erstickten wieder aufleben — nein, das geht nicht mit rechten Dingen zu; das ist gegen ein ganz bestimmtes Naturgesetz, von dem man keine Ausnahme kennt. Und gerade unsere Schwalben sollten eine Ausnahme machen? Die Vögel, die von allen am meisten auf das Element der Luft angewiesen sind, die eigentlichen Luftvögel, sie, deren kleine aber kräftige Lunge so heißblütig ist, durch deren Knochenbau sogar die Luft strömt, sie sollten ihres Elementes monatelang ungefährdet entbehren können? Sie, deren Magen immer hungrig ist, die ein kalter Regentag schon zu tödten vermag, sie sollten fast ein halbes Jahr ohne Nahrung am Leben bleiben können?

Ja freilich, die Natur ist außerordentlich mannichfaltig, aber in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit ist Regel und Ordnung, ist Einheit: die Regel und Ordnung und Einheit dessen, der die Natur geschaffen und ihre Gesetze geschrieben hat. Wir kennen noch lange nicht alle Naturgesetze? Sicher nicht! Jahrtausende angestrengter Forschung werden sie noch nicht aufzudecken vermögen; aber das wissen wir, daß die Naturgesetze nicht wie menschliche ein Hinterthürchen für gelegentliche Ausnahmen haben!

Und dennoch, und dennoch! Ihr seid Eurer so viele, die Ihr den Beweis in Händen ge-

habt? Meldet Euch nur! Ich will Eure Stimmen redlich zählen; aber ich sage Euch im Voraus: auf jede Eurer Stimmen lasse ich Euch zehn antworten, die was ganz Anderes gesehen haben, als Ihr! Und Ihr werdet selbst finden: wackre Namen darunter, die Euch sagen:

„Gut, Ihr habt einmal Schwalben im Herbste im Schlamme gefunden, wir aber, wir haben sie jährlich sehen abziehen, über's Meer fliegen, wo sie auf unsern Schiffen ermüdet sich niederließen, um nach kurzer Rast ihre Reise über's Meer fortzusetzen; wir haben sie an den Küsten Afrika's und sogar tief im Innern dieses großen Winterquartiers der Vogelwelt ankommen und rasten, und sich zur Rückkehr in die alte liebe Heimath — ihr Geburtsland — sich anschicken, die Rückkehr wirklich antreten sehen; wir haben wiederum ihre Züge auf dem Mittelländischen Meere hoch in den Lüften und auf unsern Schiffen beobachtet, haben ihnen sogar Grüße an unsere fernen Lieben im schönen Deutschland und auch sonst wohin aufgetragen! —

Seht, das sind bestimmte, sichere Beobachtungen! Die gelten dem Naturforscher allein! Und nun wollen wir diese Zeugnisse einmal näher ansehen und unsere eigenen Beobachtungen, wie wir sie wohl alle gemacht haben, hinzufügen.

Daß von den beiden fast überall in unserm lieben Deutschland vorkommenden und bekannten Schwalbenarten — man kennt bis jetzt gegen 60 Arten der Familie, von denen 4 unserm Vaterlande angehören — die größere sogenannte Rauchschwalbe (hirundo rustica) um etliche Tage früher bei uns eintrifft, als die schwächere und noch zärtlichere Hausschwalbe (Hirundo urbica), ist männiglich bekannt. Ebenso daß sich beide mit ihrer Ankunft nach der Frühjahrswitterung richten, wie mehr oder weniger alle, besonders die zeitig ankommenden Zugvögel. Je nachdem sich das Wetter anläßt, kommen sie von Ende des März bis Ende des April an, durchschnittlich jedoch in der ersten Hälfte dieses Monats. Die ersten Ankömmlinge, die oft 8 bis 14 Tage früher erscheinen, aber selten hier bleiben, sondern gewöhnlich weiter nach Norden und Nordosten ziehen, sind immer einzelne, welche wie die später eintreffenden Hauptzüge in kleinern oder größern Gesellschaften, meist im Laufe eines schönen April-Vormittags aus hoher Luft sich plötzlich herablassen, ihre alten Wohnungen fröhlich begrüßen und sich alsbald häuslich einrichten, oder wenn ihre Heimath noch ferner liegt, nach kurzer Nahrungsjagd sich wieder hoch empor schwingen und eilig weiter wandern selbst einen Theil der Nacht hindurch. Man kann diese „Durchzügler", selbst wenn sie sich mit den „Bleibenden" vermischen, doch gar leicht von diesen „herauskennen": sie geberden sich etwas scheuer und flüchtiger und kennen nicht so alle „Gelegenheiten" wie diese. Daß diese „Fremden" ihre Heimath weiter nördlich und besonders nordöstlich von uns haben — einzelne Paare, und das sind wahrscheinlich jene ersten Ankömmlinge, von denen alle Sprachen Europa's sprichwörtlich sagen: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer", einzelne Paare gehen sogar bis an die Gebirge jenseits des Polarkreises hinauf — geht daraus hervor, daß sie sich, wenn sie sich der Nahrung halber einige Zeit bei uns niedergelassen haben und sich zu ihrem hohen Wanderfluge erheben, regelmäßig nach dieser Richtung wenden, selten oder nie rückwärts, d. h. nach Süden zu fliegen. Umgekehrt ist es beim Wegzuge im Herbste. Nachdem sie sich gehörig dazu vorbereitet und die Jungen namentlich an das Kommando „aufgesessen" und „abgesessen" gewöhnt haben, erheben sie sich gleich nach Sonnenuntergang in vollen Schaaren und sind im Nu verschwunden. Wer hätte das nicht an einem stillen September- oder October-Abende mit einem Gefühle von wehmüthiger Freude bewundert, wenn sie zu Hunderten und Tausenden auf hohen Dächern sich dicht zusammen schaaren, auf ein gegebenes Zeichen blitzschnell sich erheben, in gedrängten Haufen die schönsten Schwenkungen machen, um sich wieder ebenso eng geschaart niederzusetzen. An die Stelle des abgezogenen Schwarmes treten einige Tage hindurch oft neue, die aber immer kleiner werden und die man am Tage oft nur in hoher Luft vorüberziehen sieht oder Nachts hört. Die letzten Nachzügler sind wieder einzelne, die Bewohner des Nordens.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Denksprüche.

Dies auch lerne von mir: Nie suche der Bösen Gesellschaft,
Sondern dem Guten vielmehr schließe mit Eifer dich an.
Sitze mit solchen zu Tisch und erfreue dich trinkend und essend.
Wenn du den Guten gefällst, hast du es großen Gewinn
Rechtliches lernest du nur von den Rechtlichen; aber wofern du
Dich zu den Bösen gesellst, weichet das Gute von dir.

Verschiedenes.

(Das größte Hotel der Welt.) Dieses erstaunliche Etablissement, das nicht weniger als fünf Millionen Franks gekostet hat, liegt in Broadway, der Hauptstraße von New-York. Es ist ein siebenstöckiges, 33 Metres hohes Gebäude, und bildet ungefähr ein Quadrat, dessen Seiten je 60 Metres messen Die Gesammtoberfläche, welche das Hotel einnimmt, beträgt noch mehr als 3600 Quadratmetres. Der Spielsaal ist 24 Metres lang, 19 Metres breit und 6 Metres hoch. Es befinden sich im ganzen Hotel 8 große öffentliche Salons, 120 Privatsalons, 4 Säle, wo man speisen und den Thee nehmen kann, und 420 Zimmer ungerechnet die der Dienerschaft vorbehaltenen. Das Wasser ist in allen Gemächern vertheilt, deren wichtigste mit Badestuben versehen sind. Der Verkehr des einen Stockwerkes mit dem andern ist durch eine besondere Einrichtung erleichtert, die in einer Art Wagen besteht, welcher von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird und die ganze Höhe des Gebäudes in einem Schraubengehäuse durchläuft. Der Wagen kann sechs Personen aufnehmen. In einem besondern Gebäude befindet sich eine kleine Gasanstalt mit einem Gasometer, der 1800 Kubikmetres Gas enthält und die 3000 Röhren speist, welche das Hotel erhellen. In demselben Gebäude befinden sich die Heizvorrichtungen, die aus vier Dampfkesseln bestehen. Die Heizung geschieht aber durch dampferhitzte Röhren. In einen andern ebenfalls vom Hotel getrennten Bau sind die Waschanstalten, Küchen ꝛc. verwiesen. Man sieht darin zehn Fleischkessel, deren jeder ungefähr 500 Kilogramme wiegt, und welche zur Bereitung der Nahrung für tausend Personen dienen können.

(Heilung der Taubheit.) Eine brasilianische Jungfrau, Namens Cleret, ist die Entdeckerin eines Heilmittels gegen Taubheit, das, wenn es sich bewährt, von außerordentlicher Tragweite sein wird. Dasselbe besteht in dem Schwefeläther, der in einer Dosis von 4—10 Tropfen in den äußeren Gehörgang getröpfelt wird, und womit man 14 bis 20 Tage fortfährt, dann eine Pause von einigen Tagen macht und hierauf die Behandlung wieder fortsetzt. Eine Kommission brasilianischer Aerzte soll mit ihren desfallsigen Prüfungen ein sehr befriedigendes Resultat aufgestellt haben. Ein Arzt spricht sich für Anwendung des Schwefeläthers, oder besser Chloroform, auf Baumwolle getröpfelt und so drei Mal täglich frisch ins Ohr gebracht, aus. Cleret, früher an Dürftigkeit und Namenlosigkeit gewöhnt, wurde in Folge der vielen Ehrenbezeigungen und Anerkennungen ihrer Verdienste um das Menschenwohl — wahnsinnig.

Die Gesammtbevölkerung der Erde beträgt, nach den neuesten Angaben, in runder Summe 1288 Millionen Seelen. Davon kommen auf Europa 272, auf Asien 755, auf Afrika 200, auf Amerika 59 und auf Australien 2 Millionen.

Poesie und Prosa. Junger Mann: „Fräulein, ich liebe Sie! Wollen Sie Ihr Loos mit mir theilen?" Fräulein: „Welche Nummer spielen Sie denn?"

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 13:

Sensemann.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 15. Samstag, den 2. Februar **1861.**

Das schönere Geschlecht.

Das schönere Geschlecht, den Titel laß' ich gelten,
Allein warum das schwächere es schelten?
Wenn Weiberlist sich regt und Weiberschönheit lacht,
Sinkt aller Männer hochgepries'ne Macht.

Wie sehr ist doch — wir hören's oft so sagen —
Das weibliche Geschlecht wohl zu beklagen.
Es ist so schwach, bald ist die Ohnmacht da,
Wenn einer Frau das Kleinste nur geschah,
Das g'ringste Uebel kann das Weib verdrießen,
Und bald seh'n wir die Thränenquelle fließen.
Geschaffen ist zum Dulden nur das Weib,
Zum Kampfe nicht, doch wohl zum Zeitvertreib.
Dem Mann gebührt's zu kämpfen und zu wagen;
Das schwache Weib kann nicht die Waffen tragen.
Und ruft der Mann als Sieger laut: Triumph!
Sitzt sie daheim und näht und — flickt den Strumpf.
Der Mann, er trotzet jeglicher Beschwerde,
Die schwache Frau, die kocht auf ihrem Herde,
Führt über ihre Magd das Regiment
Und schaudert, ist die Suppe angebrennt.
Der kleinste Unfall macht sie zittern, beben,
D'rum ward der Mann zum Schutz ihr beigegeben.
Man nennt daher das schwächere Geschlecht
Die Weiberwelt, doch nicht mit Fug und Recht.
„Das schönere Geschlecht, den Titel laß' ich gelten,
Allein warum das schwächere es schelten?"

Wer führt denn wohl das Regiment im Haus,
Wer setzt die Männer oft in Furcht und Schrecken,
Daß sie wohl gar vor Furcht und Graus
In alle Winkel sich verstecken? —
Wer schwingt denn rüstig den Pantoffel auch
Und läßt, das böse Müthchen abzukühlen,
Die arme Magd es auf der Wange fühlen,
Macht so von seiner schönen Hand Gebrauch? —
Wer ist's, der oft den Herrn Gemahl kuranzt,
Wenn er nicht, wie man pfeift, gebührend tanzt?
Es ist das Weib, das wir das schwache nennen,
Doch aus Erfahrung als das starke kennen.
Ihr wendet zwar dagegen ein,
Als wahre ächte Weiberkenner:
Es wären nur die feigen Männer,
Die der Pantoffel so regiert,
Und wo die Herrin trumphirt.
Das mag wohl sein,
Doch hat das Weib auch and're Waffen,
Womit die Männer sie bekriegt
Und selbst den Tapfersten besiegt,
Ja Fürsten macht zu ihrem Sclaven,
Zu ihrem Spiel und Zeitvertreib.
Ein listiges und schönes Weib,
Ach! kann den schwersten Sieg erringen,
Und immer wird es ihr gelingen.
Was nimmer rühret die Gewalt,
Weicht einer reizenden Gestalt,
Dem Blick aus ihrem Augenpaar,
Und ewig, ewig bleibt es wahr:
„Wo Weiberlist sich regt und Weiberschönheit lacht,
Sinkt aller Männer hochgepries'ne Macht!"

Dampf und Schnee.

(Schluß.)

Mitten in diese tief herabgezogene Stimmung fällt während einer Pause des Sturmtobens wie ein Jubelton der Ruf: „Ein Licht, ein Signal!" Eilend schwingt sich der Oberconducteur auf den Wagen und betrachtet den rothen, hoffnungbringenden Purpurstern, der zitternd durch die Schneewirbel daherdämmert. Der Stern verschwindet oft, aber, ist's Täuschung oder nicht, er kommt immer heller und heller wieder zum Vorschein, wächst an Glanz und Größe, wird bleibender und

gitized by Google

endlich trennt er sich in drei feine Purpurpunkte. „Nein, kein Signal!“ schreit der Oberconducteur, „es ist die Hilfsmaschine selbst, die mit ihren rothen Laternen herankommt!“

Der Ruf bringt neues Leben in Passagiere und Personal. Man öffnet die Fenster und beugt sich weit hinaus, um das freundliche, rasch herankommende Dreigestirn zu sehen. Jetzt werden auch beleuchtete Wagenfenster an dem herankommenden Zuge sichtbar und erwecken ein Gefühl unbeschreiblicher Befriedigung nach achtstündigem Harren im Schneesturm. Jetzt ist er bis auf tausend Schritt heran! — Signale werden dem Hilfszuge von dem todten Courierzuge gegeben, über deren Erkennen er mit einem Pfiff quittirt, der den Passagieren wie ein Jauchzen erscheint.

Er kommt auf dem zweiten Gleise majestätisch heran.

Man hört den dröhnenden, mächtigen Dampfschlag zweier gewaltiger, voreinander gespannter Remorqueure — aus den geöffneten Feuerthüren fährt zuweilen ein Glutstrahl in ihre mächtigen Dampfschweife und das Schneetreiben hinaus, daß es scheint, als kämen sie in Feuerwolken gehüllt, die die ganze Gegend erleuchten, vor Allem aber die Gesichter vieler Männer umglühen, die auf den Maschinen stehen. Purpurn geht den kraftvollen Maschinen das Licht ihrer Signallaternen auf der wirbelnden Schneefläche voraus und läßt den Schneepflug sehen, mit dem die erste ausgerüstet ist. Jetzt sind sie an der Schneewehe, die allerdings auf jenem Gleise flacher ist.

Mit Riesenmacht faßt der Pflug die Schneemassen, mit 300 Pferdekräften schieben die Maschinen nach.

Wie ein mannshoher Katarakt steigt der Schnee empor, roth durchglüht von den Reverberen, und schüttet sich über die wackern Maschinen aus, über die er schaumig und massig herabrieselt, die aber nicht ablassen, vorzudringen, bis der Zug neben dem verunglückten steht, lebendig, hell, brausend, kraftvoll neben dem dunkeln, todten, gestorbenen.

Mit hellen Laternen springen die Leute vom Hilfszuge, eilig werden die Wagenthüren aufgerissen. „Geschwind! Geschwind!“ ruft es von allen Seiten herüber und hinüber, „und dann schnell zurück, ehe auch wir einschneien!“

Die Passagiere werden schnell in die hellen Wagen hinübergehoben und der Oberconducteur öffnet eben ein Coupee I. Klasse, von dem aus sich den ganzen Tag noch kein Lebenszeichen kundgegeben hat.

Ein wunderlicher Anblick bietet sich ihm hier dar; ein appetitlicher Geruch dringt ihm entgegen. Vier Engländer sitzen darin, ernst auf einen eigenen Altar niedergebeugt. Mit hellbrennender Spiritusflamme steht mitten auf dem Boden, der vom Teppich befreit ist, eine Beefsteakmaschine, auf der Schinkenschnitte schmoren; Weißbrod liegt dabei, ein dampfender Theekessel steht daneben, Groggläser mit duftigem Inhalt haben drei der seltsam praktischen Reisenden in den Händen, während der vierte sich eben anschickt, mit einem Schneeball den Theekessel zu speisen.

„Why do you trouble us?“ (Warum stören Sie uns?) fragen sie zornig den erstaunten Oberconducteuer, der kaum im Stande ist, ihnen zuzurufen, daß der Hilfszug da sei.

„Wohin werden wir heute noch kommen?“ fragen sie ihn.

„Nach N. zurück.“

„Da haben wir gestern geschlafen, das Hotel ist schlecht und theuer; wir wollen hier bleiben im Wagen.“

„Sie werden ganz einschneien; es kann morgen Mittag werden, ehe man Sie befreien kann.“

„Das ist gleich, wir befinden uns ganz gut hier.“

„Sie dürfen kein Spiritusfeuer haben“ —

Da mischt sich der Locomotivführer ein: „Lassen Sie die närrischen Kerls doch! Ich muß ohnehin hier bleiben, vielleicht kann ich als Wächter mit zu ihnen kriechen.“

Der Oberconducteur lacht und läßt die kleine Unregelmäßigkeit geschehen unter der Bedingung, daß sie den Locomotivführer als Wächter mit ins Coupee nehmen.

„Warum nicht den braven Mann?“ sagen sie und reichen dem bescheiden Einsteigenden ein Glas zur Herzstärkung.

„Geben Sie uns nur Licht!“

Eine Laterne wird hineingereicht, die Thür zugeschlagen — sie sind ihrem Schicksal überlassen; der Hilfszug pfeift zur Abfahrt, wühlt sich vorsichtig rückwärts durch den Schnee

Digitized by Google

und verschwindet in der Ferne. Die ganze Nacht bläst der Sturm, schüttet das Gewölk Schneemassen herab.

— — Der Courierzug wird eingeweht, daß buchstäblich Nichts von ihm sichtbar bleibt als die Schaffnersitze und ein Theil des Schornsteins der Maschine. Erst am Mittag des andern Tags kann an das Ausschaufeln desselben gegangen werden, das der Oberconducteur, da er um die Folgen seiner Gestattung bange ist, mit wahrer Todesangst betreibt.

Mehrere hundert Mann Truppen, alles disponible Bahnpersonal wird aufgeboten und auf Dampfzügen hinausgefahren.

Um 2 Uhr Nachmittags gelangt man mit einem tiefen Stollen an die Thür des betreffenden Coupees.

Mit Angstschweiß auf der Stirn hat der Oberconducteuer gearbeitet, mit rasenden Schaufelstichen macht er die Thür frei und reißt sie auf; doch keine Todten birgt dies neue, ganz und gar moderne Pompeji! — Ein wärmer Dunst kommt ihm entgegen, der Grogkessel kocht noch, und roth und gesund schlafend liegen die Insassen in den Ecken.

„Why do you trouble us?“ fährt der eine, sich reckend, in die Höhe.

„Wollen Sie ein Glas Grog? Wir haben sehr gut geschlafen!“

Wo im Winter die Schwalben bleiben?

Von Dr. E. Baldamus.

(Schluß.)

Dieselben Beobachtungen sind von Naturforschern an den europäischen und afrikanischen Küsten des Mittelländischen Meeres und auf diesem selbst gemacht worden, und zwar unter noch günstigern Umständen. An der Südküste besonders des westlichen Europa kommen die ungeheuren Schaaren des ganzen Erdtheils zusammen. Sie würden die Luft verfinstern, wenn sie alle zugleich ankämen. So ist es aber nicht. Täglich und nächtlich ziehen neue Haufen über's Meer, und die sich der Nahrung halber niederlassen mußten, räumen hüben und drüben den spätern Ankömmlingen den Platz. So geht es fort, bis Alle ihre Winterunterkommen im ungeheuren Festlande Afrika's gefunden haben. Trotz des ausgezeichneten Flugvermögens — die Schwalben sind die eigentlichen Flugvögel, sie nehmen sogar ihre Nahrung im Fluge — werden einzelne Trupps auf dem Meere oft von Stürmen überrascht und lassen sich dann im Takelwerk der Schiffe zu kurzer Rast nieder. Das weiß jeder Matrose, der das Mittelländische Meer befuhr. Auch in Afrika selbst kennen nicht nur die europ. Naturforschen die fremden Schwalben sehr gut, auch die Eingebornen wissen sie von den einheimischen Schwalben zu unterscheiden. So z. B. in Aegypten und Algerien. Die erstern aber, ich meine die Naturforscher, und will darunter nur zwei jüngere Landsleute nennen, Dr. A. Brehm und Dr. R. Bierthaler — das Tagebuch des Letzteren, der leider dem bösen Klima Afrika's erlag, liegt im Manuscripte vor mir — beobachteten Ankunft und Aufenthalt und Wegzug der europäischen Schwalben in Afrika, die dort wie alle anderen Zugvögel nicht nisten und — ja eben noch Eins!

Ihr, die ihr selber Schwalben aus dem Teichschlamm genommen oder gesehen habt, gebt Acht! habt ihr sie auch recht genau angesehen, ich meine, die Beschaffenheit ihres Gefieders? Nicht! Nun es thut Nichts! Ihr habt im nächsten September Zeit genug zu untersuchen — lieber wäre es mir freilich, ihr thätet's nicht, wenn das Leben der lieben Schwalben dabei in Gefahr kommt: es sind ihrer seit Menschen Gedenken so schon auffallend weniger geworden; denn neben den vielen Feinden, die sie in der zunehmenden Cultur finden, werden sie von den Italienern jährlich zu vielen Tausenden gefangen und — gespeist! — Item, es wäre mir lieber, ihr glaubtet mir und vielen Naturforschern auf's Wort, wenn ich euch sage: im Herbste haben die Schwalben gar ein abgetragen und abgestoßen Röcklein, mit dem sie über's Meer ziehen, und siehe da, mit einem feinen und von glänzender Art kehren sie zurück. Sollten sie den im Schlamme und im Schlafe angezogen haben? Oder ist es Luft und Wärme, ist es die Sonne Afrika's, die diesen neuen prächtigen Glanz des Gefieders geschaffen? „Es kann sein!“ Lieber Freund, es ist: man hat die Mauser in Afrika beobachtet, und

Digitized by Google

in europäischen Sammlungen finden sich Schwalben aus Afrika in allen Uebergängen und Beschaffenheiten des Gefiederwechsels.

„Und Humboldt, der große Humboldt sollte das nicht gewußt haben?" So frug mich verwundert einer meiner Bekannten, der die „Anekdote", bei welcher das „Nichtwissen" eigentlich nicht der Hauptpunkt ist, in den Zeitungen und dann den Briefwechsel des großen Naturforschers mit Varnhagen selber gelesen. Ja, da steht's! Aber in diesem Briefwechsel steht leider Manches, was zur Ehre des großen Mannes besser ungedruckt geblieben wäre! Nicht gerade dies Bekenntniß des Nichtwissens. Wer das Hauptwerk dieses vielseitigen Gelehrten, seinen Kosmos, kennt, der staunt über den Umfang und die Tiefe menschlichen Wissens. Aber Humboldt war mit allen weiten Fächern der Naturwissenschaft vertrauter, als mit der Thierkunde, und kein Menschengeist ist im Stande, alle Einzelnheiten auch nur dieser einen, freilich umfangreichen Wissenschaft zu umfassen! Aber gerade diese Frage —? Nun, ich will's nur gestehen, es gibt Augenblicke, wo ich mich denn doch auch darüber gewundert habe.

Gemeinnütziges.

(Vorzügliche Frostsalbe.) Als solche wird angegeben: Glycerinsalbe 1 Loth, Jodtinctur 1 Quentchen, innig gemischt und aufgelegt.

Verschiedenes.

Unteroffizier: „Was muß der Soldat zuerst thun, wenn er Morgens aufsteht?" — Erster Rekrut: „Sich anzieh'n!" — Unteroff.: „Falsch!" — Zweiter Rekrut: „Sich waschen!" — Unteroff.: „Falsch, Kerls! Er muß am Abend vorher seine Sachen so hingelegt haben, daß er sie am Morgen gleich findet."

In Paris, dem „Hauptsitz der Civilisation", ist der Aberglaube noch keineswegs ausgerottet. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Omnibus an einem Freitag 15 pCt. weniger einnehmen, als an den übrigen Wochentagen; fällt ein Freitag auf den dreizehnten eines Monats, so beträgt die Mindereinnahme der Omnibus 50 pCt.

Man hatte bis jetzt die Verwendung der Politik zu industriellen Reclamen noch nicht entdeckt. Diese Ehre war einem Arzte von Neuyork vorbehalten. Der famose Dr. Brandreth erließ folgende Proclamation am Vorabend der Präsidentenwahl an seine Mitbürger: „Wähler! Es ist nöthig, daß ihr eure Stimmzettel für die guten Candidaten abgebt. Um dies thun zu können, muß der Kopf klar sein, und dies erreicht ihr durch eine reichliche Dosis der Universal-Brandreth Pillen. Sind die Eingeweide in gutem Stand, so müssen es auch Kopf und Urtheil sein. Jeder Wähler nehme also vor dem nächsten Dienstag eine Dosis von wenigstens vier Pillen ein, und seine Abstimmung wird mit der Gerechtigkeit im Einklang stehen."

Im Monat März soll mit der Aushändigung der Gewinne der Schiller-Lotterie begonnen werden. Die Procedur der Aushändigung der Gewinne wird eine überaus langsame und schwerfällige sein. Die Direction hat nämlich angeordnet, daß täglich nicht mehr als 1200 Loose zur Prüfung und Abstempelung angenommen, resp. die darauf gefallenen 1200 Gewinne verabfolgt werden sollen. Täglich 1200 Gewinne gibt wöchentlich 7200, monatlich 30,000 und wird also zur Aushändigung der gegen 660,000 Gewinne wiederum ein Zeitraum von ungefähr 2 Jahren erfordert, so daß die letzten Gewinne erst im Jahre 1863 ihren Eigenthümern zukommen dürften. Man möge also diese Zeiträume beachten und sich nicht durch wiederholte Anfragen unnöthige Kosten und Versäumnisse verursachen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 16. Dienstag, den 5. Februar **1861.**

Ein eifersüchtiger Mann.

„Percy, lieber Percy, nimm die bittern Worte zurück. Der Himmel ist mein Zeuge, ich verdiene sie nicht. Siehe, ich schlage meine Augen nicht nieder vor den Deinigen, meine Wangen erbleichen nicht! So wahr ich vor Dir stehe, habe ich noch keines der Gelübde, die ich am Altare ablegte, weder in Worten noch in Gedanken gebrochen."

Sie trat näher zu ihm und legte ihre zarte Hand auf seine breite Brust.

„Thue mir nicht Unrecht, Percy, auch nicht in Gedanken."

Der harte Mann wurde unschlüssig; konnte er sich nicht getäuscht haben? Er las Wahrheit und Reinheit in der Tiefe ihrer klaren blauen Augen, welche so fest in die seinigen blickten. Einen Augenblick behielt dieser Gedanke die Oberhand, dann aber stieß er die kleine Hand auf die Seite und verließ sie rasch, indem er einen Fluch vor sich hinmurmelte.

Marie Lee hatte das Unglück, sehr hübsch zu sein, und war um so unglücklicher, da sie mit einem eifersüchtigen Manne verheirathet war. Bei raschem, fertigem Witz und viel Unterhaltungsgabe, vereinigt mit persönlichen Reizen, wurde ihre Gesellschaft eifrig gesucht.

Sobald ihre Augen für die Fehler ihres Mannes geöffnet waren, suchte sie sorgfältig die Klippen und Sandbänke im ehelichen Meere zu vermeiden. Sie gab einen der Männer nach dem andern auf, sobald sie Percy mißfielen.

Marie war nicht gefallsüchtig, die Natur hatte ihr ein Herz gegeben, und obwohl sie ihrem Manne geistig überlegen war, liebte sie ihn aufrichtig.

Die meisten Frauen hätte seine Unbilligkeit zum Coquettiren angespornt, aber die nachgiebige, sanfte Marie zeigte auch nicht einen Schein von Widerspruch bei den albernsten Beschuldigungen. Doch alle diese Opfer vermochten nicht, den Geist der Eifersucht zu bannen. Sie saß, nachdem ihr Gatte sie verlassen hatte, die Hände fest zusammengepreßt, bleich und thränenlos da und bemühte sich vergebens, die Ursache seiner Verstimmung zu errathen.

Stunde auf Stunde verrann und er kam immer nicht. Mit müden Füßen stand sie unter dem Fenster. Der Lärm der großen Stadt hatte aufgehört; Schweigen und Dunkelheit bedeckte die schlafenden Einwohner.

Marie konnte es nicht länger ertragen. Sie schlug den Vorhang zurück, ließ ihn wieder fallen und preßte ihr Gesicht fest gegen die Fensterscheiben, als könnten ihre ermüdeten Augen die Finsterniß der Mitternacht durchdringen. Sie hörte rasche Tritte! Er ist's!

Zitternd sank sie auf das Sopha, um seine Ankunft zu erwarten, und nahm ihre ganze Seelenkraft zusammen, um seine bittere Härte ertragen zu können.

Er kam munter zu ihr herauf und küßte sie auf die Stirne; Marie strich mit der Hand über die Augen und sah ihn nochmals an. Nein, er war nicht vom Weine aufgeregt. Was konnte wohl diese plötzliche Sinnesänderung bewirkt haben? Sie war aufrichtig und lauter und dachte nicht an Verrath.

„Percy bereut seine Ungerechtigkeit," sagte sie zu sich selbst. „Männer wollen selten einsehen, daß sie Unrecht hatten." Und mit der Großmuth eines edlen Herzens beschloß sie, ihn weder durch Wort noch durch Blick daran zu erinnern, daß seine Worte wie giftige Pfeile in ihre Seele gedrungen waren.

Digitized by Google

Den nächsten Tag schlug Percy ihr vor, eine kleine Fahrt in eine benachbarte Stadt mit ihm zu machen, und Marie, glücklich, ihn zu überzeugen, wie aufrichtig sie ihm vergeben, willigte freudig ein.

Es war ein lieblicher Morgen; frische Luft und wohlriechende Blüthen können auch über die traurigsten Herzen einen Schauer von Vergnügen ausgießen.

„Welch schöner Platz!“ sagte Marie. „Welch ein geräumiges Haus und wie geschmackvoll der Bau ist! Hältst Du hier an?“ sprach sie noch, als ihr Mann das Pferd in die Allee lenkte.

„Einige Augenblicke. Ich habe hier Geschäfte,“ erwiederte Percy, sein Gesicht kurz abwendend. „Und Du wirst besser daran thun, auch abzusteigen, weil das Pferd scheu ist und Dich beängstigen könnte.“

Marie sprang leicht aus dem Wagen und stieg die geräumigen steinernen Stufen hinauf.

Sie traf an der Thür einen ehrwürdigen, grauhaarigen Diener, welcher sie in das Empfangszimmer geleitete. Bald erschien ein Mann von dunkler Gesichtsfarbe, die ihm Aehnlichkeit mit einer vertrockneten Orange verlieh, warf einen Blick mit seinen kleinen, blinzelnden, schwarzen Augen auf Marie, welcher ihr das Blut in die Wangen trieb, und entschuldigte sich, daß er wegen Geschäften mit ihrem Manne auf einige Minuten das Zimmer verlassen müsse!

Als sie fortgingen, trat eine anständige Frau von mittlerem Alter ein, welche Marie einlud, ihren Hut abzulegen.

Marie verbeugte sich und erwiederte, sie werde in wenigen Minuten mit ihrem Manne weitergehen. Die Frau zog eine Glocke und eine zweite Wärterin trat ein.

„Besser ist es, keine Gewalt zu gebrauchen,“ sagte sie leise. „Armes Ding und noch dazu so hübsch! Sie sieht nicht aus, als solle sie eine Zwangsjacke tragen.“

Jetzt wurde Marie auf Einmal Alles klar. Sie befand sich in einem Irrenhaus! Voll Schrecken verlangte sie, ihren Mann zu sehen, versicherte, sie sei ganz gesund; zu Allem aber lächelte die Frau ruhig mit einer Miene, welche sagte: „Wir sind an solche Reden gewöhnt.“

Bald kam der vertrocknet aussehende Doctor wieder herein und hörte ihre beredten Betheuerungen mit zerstreuter Miene an, wie man das Geschwätz eines kleinen Kindes hinnimmt, fühlte ihren Puls und gab den Wärterinnen die Weisung, sie in ihr Zimmer zu führen.

Erschöpft von dem Aufruhr der Gefühle folgte sie, ohne sich im Geringsten zu weigern. Aber wer kann den Todesschauer beschreiben, welcher zu ihrem Herzen drang, als sie in das ihr angewiesene Gemach kam. Da stand ein schneeweißes Bett, ein Tisch, ein Stuhl, Alles nett und rein; der Duft der lieblich riechenden Blüthen drang durch ein vergittertes Fenster herein.

Einige Erfrischungen wurden ihr gebracht, doch weigerte sie sich, davon zu nehmen. Sie konnte nicht weinen; ihre Augen schienen zu Stein erstarrt zu sein. Sie hörte das wahnsinnige Gelächter ihrer Mitgefangenen; — sie sah einige der harmlosesten in düsterer Ruhe mit ihren aufmerksamen Wärtern vorüberwandeln.

Arme Marie! Sie fühlte ein erstickendes und erdrückendes Gefühl des Schmerzes in ihrem Halse, als ob die Luft, die sie einathmete, Gift wäre, und in ihrer Aufregung war sie in Gefahr, das zu werden, für was man sie hielt. Auf alle ihre eifrigen Fragen erhielt sie nur ausweichende Antworten; oder es wurde von dem Gegenstande ihrer Frage abgegangen und ein anderer zur Sprache gebracht, für welchen sie kein Interesse hatte.

Der kleine Doctor Van Brün fühlte täglich ihren Puls und sprach die Hoffnung aus, daß sie auf der Besserung sei, oder wenn dem nicht so wäre, verlangte sein Vortheil, es in Aussicht zu stellen, und jede Gesellschaft war der Patientin als aufregend und nachtheilig verboten.

So verfloß langsam Tag um Tag. Und mit der Niederträchtigkeit eines rachesüchtigen Geistes wünschte Percy die Zeit herbei, wo die Strafe so gewirkt habe, daß er ihre Zurückberufung wagen konnte. Während er ruhig das Gelingen seines Planes erwartete, kam ein Freund der lebensmüden Marie zu Hilfe.

„Haben Sie die Güte, mich zu verlassen,“ sagte Marie zu der Wärterin, indem sie ihren Kopf auf das Kissen legte wie ein Kind; „ich wünsche allein zu sein.“ Die Frau

nahm ihre Näherei und setzte sich vor die Thüre, in der Meinung, Marie wolle schlafen. Nach einigen Minuten blickte sie vorsichtig durch die offene Thür. Mrs. Percy lag noch gerade so da, ihre Wange war in der Höhlung ihrer kleinen Hand verborgen.

„Sie schläft sanft," murmelte sie, indem sie ihre Arbeit wieder aufnahm.

Ja, Frau Ursula, sie schläft, aber den „Schlaf", aus welchem nur die Posaune sie erwecken wird!

Marien's Geheimniß starb mit ihr und die Gewissensbisse Percy's kennt nur sein Schöpfer.

Der Traum eines Spekulanten.

Ich erzähle euch das Seltsamste und Tollste, was mir in meinem Geschäftsleben begegnet ist.

Vor ungefähr zwanzig Jahren ging ich eines Abends die große Hauptstraße der Stadt entlang, nach meinem ziemlich entlegenen Wohnhause. Es war gegen Ende Decembers. Ich war noch einige Zeit nach dem Schlusse der Börse in meinem Geschäftslokal geblieben, um meine Rechnungen in Ordnung zu bringen. Der Abend war kalt und von einem ziemlich starken Nebel noch mehr verdunkelt. Ich trug in der Brusttasche meines vorsichtig zugeknöpften Ueberrocks eine werthvolle Brieftasche, denn ich hatte an diesem Tage fünfhundert Aktien der westlichen Kanäle verkauft, und trug nun die dafür erhaltenen Banknoten heim, da mir mein Kunde seinen Banquier nicht namhaft gemacht hatte und ich der Meinung war, daß sie in meinem Hause sicherer als in meinem Geschäftslokal sein würden. Ich wandelte meines Wegs, indem ich die an diesem Tage gemachten Geschäfte und die wahrscheinlich am folgenden vorkommenden im Geiste musterte, dabei in die Fenster aller Zeitungsverkäufer blickte, um die Abendblätter zu finden, die mir die zuverlässigsten schienen, und gelegentlich nachsah, ob mein Ueberrock auch fest zugeknöpft sei.

Letzteres hatte ich eben gethan, als ich bemerkte, daß mir ein Mann beharrlich folgte und mich nicht aus den Augen ließ. Seine Kleidung und sein ganzes Aussehen hatten etwas armselig Ehrwürdiges, und er selbst und Alles um ihn und an ihm deutete darauf hin, daß er bessere Tage gesehen hatte. Er war von Gestalt groß und hager, hatte ein langes, scharf geschnittenes Gesicht und ganz graues Haar, schien mir aber doch nicht älter als ich, der ich damals nicht weit über die fünfzig war. Seltsam war es auch, daß er es gar nicht verbarg, wie er mich verfolgte. In seinem Gesicht lag kein Ausdruck von Schlauheit oder Gaunerei, dennoch hielt ich für gut, auf meine Brieftasche zu achten, und beschloß, als wir in einen stillen Theil der Straße gelangten, mich plötzlich umzudrehen und ihm beim vollen Lichte einer Laterne in's Gesicht zu sehen, um ihm zu zeigen, daß ich ihn beobachtete. Hätte ich es mit irgend einem Andern, als einem grauhaarigen, offenbar verdächtigen Subjekte zu thun gehabt, so wäre ich eitel und etwas aufgeblasen heim zu Mrs. Rugley, meiner Frau, gegangen, denn das glänzendste Musterbild der Schönheit und Mode, die auf Belgravia erscheint, wird nicht mit der Bewunderung und Freude angestaunt, mit welcher mein Unbekannter meinen braungefärbten Backenbart und mein fast gelbes Haar zu betrachten beliebte. War der Mensch wahnsinnig oder spottete er meiner? Doch in seinem ganzen Wesen lag ein tiefer Ernst und eine gewisse Aufrichtigkeit, die meinen Verdacht wieder zerstreuten.

„Haben Sie, mein Herr, mit der Stockbörse zu thun?" fragte er, ehe ich mich noch entschließen konnte, wie ich gegen ihn verfahren solle.

„Ja," sagte ich erstaunt, „warum fragen Sie?"

„Weil ich dort ein Geschäft abmachen will. Es ist unbedeutend, aber ich will Ihnen eine so große Provision zahlen, als ich vermag."

Dabei kam er mir so nahe, daß ich die Hand auf die Brustknöpfe meines Ueberrockes legte.

„Wenn Sie so gütig sein möchten, mir Ihr Geschäftslokal oder einen andern Ort zu nennen, wo Sie mich sehen wollen, so will ich morgen Vormittag zu Ihnen kommen."

„Hier ist meine Geschäftskarte," antwortete ich. „Ich sehe gern Leute in Geschäften, jetzt

Digitized by Google

aber muß ich eiligst nach Hause und wünsche Ihnen eine gute Nacht."

Nach dieser Erklärung eilte ich rasch von ihm hinweg, denn der armselige, mich bewundernde Mann konnte Bundesgenossen haben, und die Straße war hier ziemlich einsam. Als ich bei der nächsten Ecke zurückblickte, stand der Mensch noch auf demselben Fleck und starrte mir nach, als ob ich sein Schutzengel sei, der ihn verließ.

Mrs. Rugley und ich lachten herzlich über diese Begegnung, als wir, nachdem unsere Kinder zu Bett gebracht waren, traulich am Kaminfeuer saßen. Sie hielt den Mensch für einen Gauner, der mir Geld oder Werthpapiere abschwindeln wolle, und zuletzt kamen wir überein, daß er wahnsinnig sei.

Am folgenden Tag ging ich in mein Geschäftslokal, an dessen Thür der Mann, offenbar mich erwartend, auf- und abging. Als wir in das Heiligthum des Geschäftes getreten waren, zog er, ohne mir Zeit zu lassen, nach seinem Anliegen zu fragen, seine Brieftasche hervor, die, wie er selbst, Merkmale besserer Tage und harter Dienste zeigte, nahm einige Banknoten heraus, überlas zu seiner eigenen Orientirung ein Memorandum und ersuchte mich darauf, für ihn dreihundert Aktien einer gewissen schottischen Eisenbahn zu kaufen.

Diese Bahn, welche zur Zeit des großen Eisenbahnfiebers begonnen wurde, war keineswegs ein unvortheilhaftes Projekt, aber ihre Aktien waren theils aus lokalen Ursachen, theils weil zeitweilig der Enthusiasmus für Eisenbahnen sich abgekühlt hatte, in Mißkredit gekommen und sanken schnell in den Börsenlisten. Ich selbst hielt nichts von diesen Papieren und rieth ihm daher in allem Ernst ab, sie zu kaufen. Er hörte mich mit der Miene ruhiger, aber unerschütterlicher Beharrlichkeit an.

„Das Alles, mein Herr, mag wahr sein, denn ich habe dasselbe von allen Seiten gehört; aber kaufen Sie dennoch die dreihundert Aktien für mich. Sie sind jetzt um fünfzig Prozent gefallen; ich habe hier hundert Pfund und werde Ihnen den Rest in vierzehn Tagen geben."

„Sie werden Ihr Geld verlieren, die Bahn wird sich nie rentiren."

„Sie wird sich rentiren," sagte der Mann, und dabei glühte sein Auge von einem so wilden Feuer, daß ich wieder geneigt war, ihn für wahnsinnig zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

„Nun, wie hat mein Mittel gewirkt?" fragte ein Arzt seinen Patienten. „So vortrefflich," erwiederte dieser fein, „daß Nichts hätte heilsamer sein können."

(Kurzer Bescheid.) Käuferin: „Wie viel gibt man hier Aepfel um einen Kreuzer?" — Obstlerin: „Hier kostet das Stück zwei Kreuzer." — Käuferin: „Was, zwei Kreuzer? und ist doch alles Obst so gerathen dieses Jahr!" — Obstlerin: „Das sind ja „Lederäpfel! Haben Sie denn nicht in der Zeitung gelesen, daß das Leder in Leipzig um 20 Prozent gestiegen ist?"

Silbenräthsel.

1. Silbe.

Neu oder alt, wird's, wohlbedacht!
An jedem Tage frisch gemacht.

2. u. 3. Silbe.

Der Wirthin lieblich Töchterlein
Hat Manchen schon verführt.
Ihr Leib so schlank, ihr Hals so fein
Wird öfters engagirt.

Ein offner Kopf ist's, das ist wahr,
Macht ihrem Liebchen warm.
Was sie ihm gibt, ist's hell und klar,
Vertreibt es Gram und Harm.

Das Ganze.

Bist ledig du und schläfst allein,
Verschaff' das Ganze dir,
Bring's in die erste keck hinein
Und wärme dich an „Ihr".

thal. K.

Redaktion, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 17. Donnerstag, den 7. Februar **1861.**

Der Traum eines Spekulanten.

(Fortsetzung.)

„Wenn auch manche Leute," fuhr er fort, „es abgeschmackt halten, an solche Dinge zu glauben, so nehme ich keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß ich von dieser Bahn geträumt habe. Mein Onkel war einer der ersten Spekulanten in Eisenbahnaktien. Sie haben vielleicht von ihm gehört?"

Hier nannte er mir einen Mann, der in dem ersten Eisenbahnkriege unter der Anführung von G. Stephenson wohl bekannt, aber schon seit einigen Jahren gestorben war.

„Er erzog mich," fuhr der Mann fort, „und würde mir alle seine Aktien hinterlassen haben, hätte ich nicht gegen seinen Willen geheirathet; denn mein Onkel vergab nie Jemand, von dem er sich beleidigt glaubte. Ich bereue nicht, was ich that, denn meine Frau ist die beste auf der Welt, und ich sah nie ein hübscheres Gesicht; wir waren arm, sehr arm, mein Herr, und so viel Geschäfte ich auch unternahm, keins glückte. Als mein Onkel starb, hinterließ er seiner Haushälterin sein ganzes Vermögen. Ich hatte ihn seit siebzehn Jahren nicht gesehen, als ich ihn in einer Nacht des letztverflossenen Monats erblickte. Ich hatte da einen Traum, es muß gegen Anbruch des Tages gewesen sein. Der alte Mann trat in mein Zimmer, freundlich blickend, wie zur Zeit, wo wir noch in voller Harmonie lebten, und brachte eine Person mit, die ich früher nicht gesehen. „„Thomas,"" sagte er, „„dieser Mann ist ein Börsenmakler, laß Dir von ihm dreihundert Aktien der — Eisenbahn kaufen, und Du wirst, ehe sieben Jahre vergehen, ein reicher Mann sein."" Er sagte noch einige Worte, die hier nicht in Betracht kommen, und entfernte sich dann. Ich erwachte und war so erfüllt von dem, was ich sah und hörte, daß ich Licht machte und den Mann, den er mitbrachte, im Zimmer suchte, bis meine Frau glaubte, daß ich den Verstand verloren habe. Der Traum wiederholte sich allnächtlich eine ganze Woche hindurch. Ich raffte alles Geld zusammen, das ich auftreiben konnte, und kam nach London, wo ich den Börsenmakler suchte, den ich gestern am Abend, als ich nach Hause ging, entdeckte. Sie, mein Herr, sind der Mann, den mein Onkel mit sich brachte; ich wollte Sie unter zwanzigtausend Menschen herausfinden, und um so besser für uns Beide, wenn Sie mir die Aktien kaufen."

Diese höchst seltsame Geschichte, die Thatsache, daß er mich erkannt hatte, und der feste Glaube des Mannes an seinen Traum bestimmten mich, die Aktien nach seinem Wunsch zu kaufen. Sie fielen an demselben Tage abermals, und da ich wußte, daß sie noch mehr an Werth verlieren würden, so kaufte ich sie langsam ein und am Ende der Woche waren die dreihundert Aktien mit wenig mehr, als dem Inhalt der Brieftasche angekauft. Der Mann hatte meine Theilnahme gewonnen. Ich hatte mich inzwischen nach ihm erkundigt; es gab keinen Makler an der Börse, der nicht etwas von ihm zu erzählen wußte, und alle bestätigten seine Angabe, daß er nämlich eine Menge Geschäfte angefangen hatte, ohne in einem einzigen Glück zu haben. Es gab auch gar kein Papier, in welchem er nicht spekulirt hätte, und es war ein allgemein in der Börsenwelt verbreiteter Aberglaube, daß jede Unternehmung, deren Aktien er kaufe, zu Grunde gehen

Digitized by Google

müsse, es sei denn, daß er sie sogleich wieder verkaufe, worauf es eben so sicher war, daß sie sogleich wieder in die Höhe gehen würden. Man nannte mir Makler, die ihr eigenes und das Glück ihrer Kunden machten, indem sie sich nach dieser sonderbaren Regel richteten. Niemand konnte sagen, woher der unglückliche Spekulant die hundert Pfund erhalten hatte; man meinte jedoch, er werde sie wohl unter der Bedingung, mit seiner Frau nach Australien zu gehen, von seinen Verwandten erhalten haben; denn diese hatten sich seit zehn Jahren vergeblich bemüht, das ihnen lästige Paar weit hinweg zu schicken. Ich hörte auch, daß er Raxworth heiße, keine Kinder habe und mit seiner kleinen Frau, die, wie er, vor der Zeit grau geworden und eben so dünn war, wie ihr Mann, in liebevollster Harmonie lebte.

Glaube steckt an. Als ich die Aktien gekauft und Herrn Raxworth übergeben hatte, waren ich und meine Frau, mit der ich oft über die Sache sprach, so überzeugt, daß aus dem Traum etwas werden müsse, daß wir Raxworth im Auge behielten, an ihrem Schicksal innigen Antheil nahmen und auch in vertrauten Verkehr mit ihnen getreten wären, wenn nicht ein unerwarteter Vorfall diese unsere Absicht vereitelt hätte.

An einem Abend, wo ich im Hinterzimmer eines Kaffeehauses mit Herrn Raxworth abrechnete, bestand er darauf, mich mit Beefsteak und Porter frei zu halten, weil ich, wie er sagte, keine Provision von ihm annehmen wolle. Ein Töpfchen Porter folgte dem andern, bis meines Freundes Augen zu blitzen begannen und seine Worte rasch aufeinander folgten. Er sagte mir, was er Alles thun wolle, wenn die gekauften Aktien sein Glück gemacht hätten; wie er dann die Verwandten beschämen würde, die auf ihn und seine Nelli so stolz herabblickten; wie er ein Haus bauen wolle, das Birkenhead überrage, und wohin er sie in seiner eigenen Equipage bringen wolle, den Leuten zum Aerger, die sie gering schätzten, weil sie ein Schneidermädchen war, da doch Jeder, der Nelli sah, wissen mußte, daß sie geboren wurde, um eine vornehme Dame zu sein.

„Ohne Zweifel," sagte ich, denn mein Herz wurde warm. „Meine Frau wünscht, sie kennen zu lernen, und wir wollen Sie diese Woche besuchen."

„Nein, ich bitte!" versetzte Raxworth, indem er ganz erschrocken zurückfuhr. „Ohne Zweifel würde Ihr Besuch mein Weib und mich sehr erfreuen; aber kommen Sie auf keinen Fall in unser Haus, vermeiden Sie es, denn es könnte sich sonst eben so gut als der Rest des Traumes bewähren, was mir der alte Mann gesagt hat und was ich Ihnen verschwiegen habe."

„Nun, Herr Raxworth?" fragte ich, indem ich mein Glas mit aller Entschiedenheit vor mich hinstellte, „und was sagte denn der alte Mann sonst noch?"

„Wohlan, mein Herr, ich hätte es Ihnen schon früher gesagt, allein ich fürchtete, Sie würden sich dann weigern, die Aktien für mich zu kaufen. Nachdem mein Oheim mir gesagt, wie ich mein Glück machen werde und welche Rolle Sie dabei spielen würden, sagte er noch einige Worte, die das Stärkste enthielten, was er mir mittheilte: „„Nimm Dich in Acht vor ihm, denn er wird Dein Weib tödten!"" warnte er, ehe er mich verließ. Nun glaube ich keineswegs, mein Herr, daß Sie so Etwas thun könnten; aber es kam doch in dem Traume vor, und ich bitte Sie inständig, kommen Sie nicht in unser Haus und haben Sie auch nichts mehr mit uns zu thun."

Raxworth glaubte an das, was er mir sagte, und ich versprach ihm feierlich, sein Haus zu vermeiden, was ich auch buchstäblich hielt.

(Schluß folgt.)

Strenge Winter.

Man hat schon oft die durchaus begründete Bemerkung gemacht, daß die Winter durchschnittlich an Strenge nachgelassen haben. Selbst der gegenwärtig ziemlich heftig auftretende Winter straft jene Beobachtung nicht Lügen, wie ein Blick auf das vorige Jahrhundert zeigt.

Der uns am nächsten liegende strenge Winter war im vorigen Jahrhunderte der von 1798 und 1799. Die größere Kälte fing gegen Ende December 1798 an und

Digitized by Google

endete in den ersten Tagen des April. In Wien sank der Reaumur'sche Thermometer am 28. April 1798 auf 18° 3', der tiefste Stand, der seit 60 Jahren auf der Sternwarte beobachtet wurde.

Der Winter von 1788 und 1789 war durch ganz Europa sehr kalt. Im mittleren Deutschland war das Eis der größeren Flüsse mehrere Fuß dick, das Meer an den nördlichen Küsten Frankreichs wurde fest und die reißende Rhone trug Lastwagen.

Die Winter von 1782, 1783 und 1784 zeichneten sich durch ihre lange Dauer und den sehr häufigen Schnee aus, daher im letzten Jahre die verheerenden Ueberschwemmungen.

Der seit einem Jahrhundert heftigste Winter war der von 1739 und 1740. Auf den vorhergehenden ungemein heißen Sommer folgte zu Ende des Octobers die Kälte fast unmittelbar. Schon am 5. Nov. waren alle Flüsse Deutschlands fest gefroren und die Newa bei St. Petersburg stand bis zum 26. April durch 162 Tage. Mehr als zwei Monate fuhr man auf der Ostsee mit schweren Wagen, im südlichen Deutschland froren alle Teiche bis an den Boden und in Spanien lag selbst in den Ebenen der Schnee zehn Fuß hoch. Noch in der Mitte April war die Kälte in England und Deutschland sehr heftig. In diesem Jahre wurde auf der Newa der bekannte Eispalast errichtet.

Der Winter von 1728 und 1729 zeichnete sich durch strenge Kälte und lange Dauer aus. Er währte vom 25. November 1728 bis zum 1. Mai 1729, also 157 Tage. Noch in der Mitte des März war die Ostsee ganz mit Eis bedeckt. Im Frühjahr hatte man in Deutschland überall verheerende Ueberschwemmungen zu beklagen.

Der stärkste Winter endlich, von welchem wir noch nähere und verläßliche Nachrichten haben, ist der von 1708 und 1709. Ueber fünfzig Jahre nachher war er allgemein unter der Benennung „der kalte Winter" bekannt. In ihm vereinigten sich alle drei Eigenschaften, welche einen Winter verderblich machen können: eine sehr intensive Kälte, eine lange Dauer durch mehr als 130 Tage und einzelne Thauwetter, zwischen kalten Tagen eingeschlossen, wodurch vorzüglich Pflanzen und Bäume zu Grunde gehen und unter Thieren und Menschen verheerende Krankheiten erzeugt werden. Die strengere Kälte dieses Winters fing am 3. Nov. 1708 an und dauerte bis Mitte April 1709. Die Ostsee war über zehn deutsche Meilen von den Küsten noch mit dickem Eis belegt, das adriatische Meer war fest gefroren und auf dem Golf von Genua fuhr man mit Lastwagen. Die Flüsse Frankreichs und Spaniens waren alle verschlossen, und auf dem Canal von Calais reiste man zu Fuß und zu Pferde von Frankreich nach England. Jede Gegend Europas zählte Tausende von ihren Bewohnern, die auf den Landstraßen erfroren und selbst in ihren Wohnungen der grimmigen Kälte unterlagen. Allein in dem Weichbilde des Bisthums von Paris sollen über zwanzigtausend Menschen der Kälte und bei der Theuerung aller Nahrungsmittel dem Hungertode zum Opfer gefallen sein. Unzählige Obstbäume starben aus und ganze Waldungen wurden vernichtet. Zahme und wilde Thiere schienen den Anfällen der Kälte nicht mehr widerstehen zu können. Hunde und Katzen wurden vor Kälte wüthend, und ganze Heerden von Wölfen drangen in die Dörfer und Städte, um ihre Bewohner anzufallen. Die Vögel fielen todt aus der Luft zur Erde, und in den Vorstädten Wiens fand man alle Morgen Hirsche, Rehe und Hasen, die Hunger und Kälte aus ihren Lagern vertrieben, und welche sich wie zahme Hausthiere mit den Händen fangen ließen. Als endlich mit dem kommenden Mai die Noth des Winters ein Ende nahm und die so lange geängstigten Menschen sich wieder neuen Hoffnungen hingeben wollten, folgten verheerende Viehseuchen und ansteckende Krankheiten, welche einen großen Theil Derjenigen, die der Wuth der Kälte entflohen waren, dem Hunger und der Pest zum Opfer brachten.

Gemeinnütziges.

(Ein Wetterglas.) Dem „Bad. Centralbl." wird geschrieben: Die geehrten Leser dieser Zeitschrift mache ich hiermit auf ein sicheres und dabei wohlfeiles Wetterglas aufmerksam, denn obgleich ich in meinem Stüblein einen Barometer hängen habe, so habe ich doch auch seit Jahren das wohlfeilere

Digitized by Google

Wetterglas daneben, und es hat stets das Wetter auf das Untrüglichste angezeigt. Wie wichtig aber ein sicheres Wetterglas vorzüglich zur Zeit der Erndte ist, weiß jeder Landwirth; denn hört man nicht gerade zur Zeit der Erndte oft und vielfach die Frage: Wie wird das Wetter? — und wie oft wird nicht nach dem Wetterglase gesehen? Es ist darum gut, wenn man neben dem künstlichen Wetterglase auch ein natürliches hat; man kann dann gar interessante Beobachtungen anstellen. Ein solches natürliches Wetterglas gibt aber der Blutegel ab. Ich habe stets einen Blutegel in einer ein Pfund Wasser haltenden Flasche in meinem Fenster stehen und kann versichern, daß derselbe das Wetter stets untrüglich angezeigt hat. Die Flasche ist drei Viertel hoch mit Wasser angefüllt und wird mit dem Wasser im Sommer alle 8, im Winter alle 14 Tage gewechselt. Die Oeffnung der Flasche ist mit einem Stückchen grober Leinwand verschlossen. — Liegt der Blutegel früh ohne alle Bewegung auf dem Boden des Glases und rollt sich wie eine Schnecke zusammen, so tritt anhaltend schönes und heiteres Wetter, sowohl heiteres Sonnenwetter, als heiteres Frostwetter ein. Ereignet sich Regen oder Schnee, so kriegt der Blutegel bis in den Hals der Flasche und bleibt daselbst so lange sitzen, bis die Witterung wieder heiter wird. Tritt Wind ein, so schwimmt das Thier außerordentlich geschwind im Wasser her und hin und wird nicht eher wieder ruhig, bis der Wind wirklich eintritt. Einige Tage vor einem starken Donnerwetter, mit Sturm und Regen verbunden, hält sich der Blutegel stets außer dem Wasser auf, ist äußerst unruhig und wirft sich heftig, gleichsam als hätte er convulsivische Anfälle, hin und her.

Denksprüche.

Die Wißbegierde trägt hier Ketten an den Füßen;
Ihr Durst bleibt immer groß, ihr Becher nimmer voll.
Dem Menschen ist's nicht gut noch möglich, Alles wissen:
Doch möglich ist's und gut, zu wissen, was er soll.

Die Welt ist eine Schlange und ihre Haut das Jahr;
Die neue, wenn sie wechselt, wird, wie die alte war.

Verschiedenes.

Bei den Tschuktschen im nordöstlichen Asien wird bei festlichen Tänzen nicht gewalzt, sondern gewälzt. Tänzer und Tänzerinnen werfen sich zu Boden und wälzen eng umschlungen über den Rasen, bis sie ermüdet sind. Europäische Besucher waren oft nicht wenig erstaunt, wenn die Tschuktschenfrauen und Mädchen sie erfaßten und sich mit ihnen auf der Erde umherwälzten.

Zur Gedächtnißfeier am 7. Februar.

Rasch im bunten Wechselkreise
Floh die leichtbeschwingte Zeit.
Einem Wandrer gleich, zur Reise
Wohl gerüstet und bereit,
Schifftest Du auf ihren Fluthen
Unter Sturm und Sonnenlicht,
Schautest manchem schönen, guten,
Trüben auch ins Angesicht.
Doch das Schlimme, das Dich quälte,
War für Dich nur ein Gewinn,
Weil die Kraft daran erstählte
Und erstarkte Geist und Sinn.
Sei darum willkommen heute,
Wie vor Jahren. Deine Hand,
Die so manches Saatkorn streute,
Das nicht fiel auf leeren Sand,
Sei von Freunden treu ergriffen;
Biederherzig sei der Gruß,
Den wir senden — die begriffen,
Wie der Künstler streben muß.
Strebe weiter und verweile
Lange noch in unserm Kreis,
Säe, wie die Zeit auch eile,
Deine Saat mit edlem Fleiß.

Auflösung des Silbenräthsels in Nro. 16:
Bettflasche.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 18. Samstag, den 9. Februar **1861.**

Die Zeit und der Mensch.

Ewig ohne Rast und Säumen stürzen Jahre auf und nieder,
Und des Lebens Glocke läutet Morgengruß und Abendlieder.
Hoch empor zum Sternendome steigt der lust'ge Freudenklang, —
Tief hinab in's Herz der Erde dringt Choral und Grabgesang.
Ja, so ist's, — hier wird gejubelt, — und dort gibt es bange Klagen,
Hier scheint heiter stets die Sonne, — dort liegt Nacht, sie will nicht tagen,
Hier der Reiche mit dem Glücke, — dort der Arme mit der Noth,
Hier: Genuß und Ueberflüsse, — Thränen dort und kärglich Brod.
Gold'ne Bilder seh'n wir glänzen, gold'ne Bilder seh'n wir bleichen —
Und die Monde und die Jahre würfeln still um ihre Leichen.
Menschen kommen, Menschen gehen, — Anfang, Mitte, Schluß und Ziel —
Alles treibt sich durcheinander in dem großen Trauerspiel.
Sieh' denn still und blicke ruhig in des Herzens klare Tiefen,
Höre wiederum die Stimmen, die dich oft nach Oben riefen,
Sieh' denn still und ordne wieder Erdenhaus und Erdensinn,
Und dann blicke fest und muthig auf den Markt der Tage hin.
Wie die Zukunft dir erscheine, ob sie Kranz und Sonne bringe,
Oder ob sie scharfe Dornen schmerzlich um die Schläfe schlinge —
Nur getrost, nur stark und wacker! Beuge nicht dein freies Haupt,
Niemals ist der Mensch verloren, wenn er an das Heil'ge glaubt!

Der Traum eines Spekulanten.

(Schluß.)

Ich sah Raxworth darauf nur zufällig in Chapel Court, oder traf ihn, wenn er nach Hause ging. Von Leuten, die ihn kannten, hörte ich bald, daß er Agent für den echten Kaffee von X., bald, daß er mit Patentpillen eines Andern im Lande herumreise, und zuletzt, daß er sich eine noch bescheidenere Wohnung genommen habe und daß seine Frau für die Leute nähe.

Ich wünschte, um die Wahrheit zu sagen, gar nicht, den armen Mann zu sehen.

Trotz seines Traumes hatten die Papiere der Eisenbahn, die ich für ihn kaufte, allen Werth verloren, und lange Zeit beklagten ich und meine Frau des armen Raxworth's Geschick.

In den Familiensorgen eines Mannes, in den bunten Wechselfällen des Geschäftslebens entflieht die Zeit wunderschnell.

Fünf Jahre waren verflossen, seit ich die 300 Aktien gekauft hatte, und in diesem Zeitraum gab es eine Finanzkrisis und schlechte Zeiten, in welchen manches Handelshaus fiel, als zum Erstaunen der ganzen Börse die werthlose — Eisenbahn wieder vielversprechend wurde. Ein reicher Kapitalist von Glasgow, der reiche Vettern hatte, nahm die Sache in die Hand, die Zeitungen schrieben, welchen unermeßlichen Nutzen diese Bahn bringen würde, man fragte lebhaft nach ihren Aktien und sie stiegen mit jedem Tage.

Digitized by Google

Wo war Raxworth? Ich konnte ihn nicht ausfindig machen; doch eines Tages trat er, grauer und armseliger aussehend als sonst und ernst wie immer blickend, in mein Geschäftslokal.

„Sie gehen in die Höhe, Herr Rugly," lautete sein erster Gruß.

„Ja," sagte ich, „Sie werden Ihre hundert Pfund zurückerhalten."

„Meine hundert Pfund zurückerhalten!" kreischte er mit einer Stimme, die seltsam gellend geworden war. „Ich will mein Glück machen. Sagte es nicht der alte Mann? Lebten etwa ich und Nelli arm und traurig, ohne Kohlen im Winter, ohne Bier im Sommer, blos um 100 Pfund zurück zu erhalten? Nein, Herr Rugly, ich will meine Aktien nicht verkaufen, bis sie wenigstens um 100 Prozent gestiegen sind."

Ich suchte ihn nicht von diesem Entschlusse abzubringen, denn kein Argument hätte seinen Glauben erschüttert. Diesmal aber hatte sich Raxworth nicht getäuscht. Die Aktien stiegen immer mehr und erreichten zuletzt das Doppelte ihres ursprünglichen Werthes.

Jetzt schrieb mir Raxworth, sie zu verkaufen und ihm 600 Aktien der südwestlichen Bahn zu kaufen. Von jetzt an vollzog ich seine Aufträge, die er mir mit der Post sandte, ohne zu untersuchen, und er hatte Glück in allen seinen Spekulationen.

In einem Jahre gewann er bei einer einzigen 5000 Pfund und im folgenden erhöhte er diesen Gewinn um das Doppelte. Sein Glück wurde nun, eben so wie früher sein Unglück, sprichwörtlich, und er wurde ein reicher Mann

Als ich wieder persönlich mit ihm zusammentraf, sah er so armselig, sorgenvoll und ernst aus, wie damals, als ich ihm sagte, daß er seine 100 Pfund zurückerhalten werde.

Er rechnete auf liberale Weise mit mir ab, versprach mir für die Zukunft seine Gönnerschaft und theilte mir mit, daß er den Bauplatz für das Haus, das Birkenhead überragen solle, gekauft habe, daß Nelli und er ihren Reichthum nun genießen wollten, daß er sie jedoch nicht verstehe, indem sie immer seltsamer werde und sonderbare Dinge thue.

Um zum Schluß zu kommen, bemerke ich, daß der nach so langer Armuth und so vielen bitteren Täuschungen plötzlich erlangte Reichthum den Verstand der armen Frau Raxworth verwirrte.

Zuletzt wurde sie wahnsinnig und starb vor einigen Jahren in einem Privat-Irrenhause. Ihr Gatte lebt noch und spekulirt. Er besitzt jetzt ein unermeßliches Vermögen; sein Haus ist aufgebaut, aber er selbst bewohnt es nicht.

Einst fragte er mich nach einer langen Abrechnung, ob der alte Mann im Traume nicht Recht gehabt habe. „Nur verstanden wir nicht recht in Bezug auf das, was er von Nelli sagte," setzte er hinzu.

„Doch das kann nicht wieder gut gemacht werden. Berücksichtigen Sie das nicht weiter, ich habe große Achtung vor Ihnen, weiß ich doch, daß Sie eine glückliche Hand haben."

Das war Alles, was ich ihn über eine Sache, die ihn in den Tagen seiner Armuth so bekümmert hatte, äußern hörte. Er gewann Geld, und das macht, daß die Leute alles Andere sehr leicht nehmen.

Ich kümmerte mich jetzt nicht mehr darum, für ihn Geschäfte zu machen, und er selbst braucht meine Dienste blos, weil er glaubt, daß ich meinen Kunden Glück bringe, eine Eigenschaft, die vielleicht nirgends größeren Werth hat, als auf dem ewig schwankenden Papiermarkt.

Aus Garibaldi's Leben.

Rom war in der dunkeln Regennacht des 30. Juni 1849 durch Ersteigung der Breschen in die Gewalt der Franzosen gefallen. Garibaldi beschloß mit der Mannschaft, welche ihm freiwillig folgen würde, sich durch die Oesterreicher, welche Toscana und den Kirchenstaat stark besetzt hielten, nach dem ihnen noch trotzenden Venedig durchzuschlagen. Von feindlicher Uebermacht umrungen, gelangte er über den wildesten Apennin nach S. Marino; diese kleine Republik bot ihm nach einem blutigen Kampfe Vermittlungsanträge an. Allein er wies die ihm angebotene Capitulation zurück, da seine Mannschaft nach Hause nicht frei entlassen, sondern escortirt werden sollte; und entrüstet wies er den Antrag eines Passes nach England ab, da man dafür von ihm sein Ehrenwort, Italien zu verlassen, verlangte.

Digitized by Google

So zog er denn bei einbrechender Nacht des 1. August mit mehr als hundert der Getreuesten oder Compromittirtesten auf Fußwegen gegen Cesenatico, unweit Rimini, wo zwölf kleine wehrlose Fahrzeuge seiner harrten. Aber während der Fahrt Venedig zu wurden sie durch das Feuer einiger leichten österreichischen Kriegsschiffe zerstreut und genöthigt, auf den Strand zu laufen. Dies geschah nördlich von Ravenna.

Anita, Garibaldis treue, sonst so heroische Gattin, schon in vorgerücktem Stande der Hoffnung, hatte während des rastlosen Rückzugs aus Rom sich kaum mehr zu Pferde halten können. Die Seefahrt hatte ihre Kräfte, ihren Muth vollends gebrochen und vernichtet. Sie war von furchtbaren Schmerzen und Wehen gefoltert. Nur Ein Mann war bei dem durch die Sümpfe watenden, nothdürftig bekleideten Ehepaar geblieben; das wenige Geld war ihnen gestohlen worden. Wer ihnen Hülfe oder Obdach gewährte, konnte dem Tode durch das Standrecht verfallen; ein Preis war auf ihre Einbringung gesetzt, die Gegend wimmelte von Kroaten.

Indessen suchte und fand ein Kriegskamerad, Bonnet aus Comacchio, die Verlassenen, an die sich bereits verdächtige Personen gehängt hatten. Er entfernte dieselben und brachte seine Freunde zuerst nothdürftig in einem Bauernhause unter. Aber die Bewohner desselben ahnten, wen sie beherbergten, und wollten flüchten, um nicht von den Oesterreichern erschossen zu werden. Da der Zustand der armen Frau die Rettung Garibaldis unmöglich zu machen drohte, suchte Bonnet sie zu dem Entschlusse zu bewegen, sich zu trennen, und erbot sich, die Kranke in sein eigenes Haus aufzunehmen. Allein Anita wollte sich durchaus nicht von ihrem Manne trennen. Durch großen Lohn, durch Drohungen und durch Anregung ihres Ehrgefühls wurden endlich einige Schiffer bewogen, die Flüchtlinge durch Sümpfe in ein Pächterhaus zu bringen, das einem Schwager Bonnets gehörte. Dies gelang nur durch den uneigennützigen Muth eines Mannes aus dem Volke, der für die Sache sein Leben in die Schanze schlug.

Kaum war Anita — es war der 4. August — in dem Pachthause angekommen, als sie in den Armen ihres Gatten verschied. Garibaldi riß sich von ihrer Leiche los, und eben hatte er das Haus verlassen, als es schon von den Oesterreichern umzingelt wurde.

Die päpstlichen Behörden, der Delegat von Ravenna wollten die unwissenden Pächter zu schwerem Gefängniß verurtheilen, weil sie der Unglücklichen einen Schluck Wasser und das Begräbniß gewährt hatten. Der österreichische General Marziani dachte edler als der Delegat. In Erwägung, daß die vorübergehende Aufnahme des flüchtigen Ehepaars aus Gefühlen der Menschlichkeit und am Tage vor Erlaß des Verbots geschehen war, verfügte er die augenblickliche Freilassung der Pächtersleute aus dem Gefängnisse.

Während über Garibaldi's Leben noch immer Stunde für Stunde an einem dünnen Faden das Schwert des Standgerichtes hing, wurde sein Schmerz über den Verlust Anita's durch Gewissensbisse verstärkt. Sie hatte in ihrer südamerikanischen Heimath schon mit einem jungen Manne in einem nähern Verhältnisse gestanden, als sie Garibaldi kennen lernte und ihr Herz und ihre Hand als Sieger davontrug. Er glaubte die Strafe für das an jenem begangene Unrecht jetzt auf seinem Haupte zu tragen.

Die Gefahr, gefangen zu werden, war um so größer, als sein etwas röthliches Haar und seine markirte, längliche Physiognomie, von welcher viele treffende Abbildungen in den Händen der Oesterreicher waren, ihn leicht kenntlich machten. Und doch konnte er es nicht immer vermeiden, mit ihnen das Lager und den Tisch zu theilen, während sie Alles nach dem „rothen Teufel" ausforschten. Die erste Nacht brachte er bei einem armen Schuhflicker zu. Als Garibaldi zehn Jahre später, im Herbst 1859, als Sieger aus der Lombardei in die Romagna kam und den Freund in der Noth besuchte, soll dieser eben die letzte Oelung erhalten haben, aber vor Freuden genesen sein.

In dem von den Oesterreichern stark besetzten Ravenna hielt der Flüchtling sich bei einem Freunde verborgen; von hier wurde er über Forli und Modigiliana mit jenen getreuen Soldaten weiter befördert. Dies geschah nächtlicher Weise auf einem Fuhrwerke. Je an einer verabredeten Stelle schlug ihr

Digitized by Google

vertrauter Führer Feuer; wurde dieses Zeichen ebenso erwidert, so fuhr man weiter, bis zuletzt die Antwort ausblieb. Dies war das Zeichen naher Gefahr. Man stieg aus und ging auf Umwegen zu Fuß weiter, bis man wieder ein Fuhrwerk traf. Durch den Apennin nach der toskanischen Grenze brachte den General ein junger Priester, von dem Garibaldi stets als von einem Ideal männlicher Schönheit und Kühnheit, Liebe zum Vaterlande und Verehrung für seine betagte Mutter spricht.

Ueber Empoli und Volterra erreichte er endlich Elba; aber auch hier war er so gefährdet, daß er nach zwölf Stunden sich in eine Barke warf, um allein bis an die piemontesische Küste zu gelangen. Ehe er aber den halben Weg zurückgelegt hatte, nahm ein englischer Kapitän ihn auf und setzte ihn bei Spezzia ans Land.

Die Weltlage war damals der Art, daß ihn der Gouvernur von Genua verbergen und ihm ankündigen mußte, er solle sich seinen Verbannungsort selber wählen. So ging denn Garibaldi nach Nordamerika und befuhr als Schiffskapitän den Stillen Ozean bis nach Canton in China. —

Als er im Mai 1854 nach Genua zurückkehrte, war mittlerweile die Stellung Piemonts sehr viel unabhängiger geworden. Seiner Niederlassung stand nichts mehr entgegen. So lebte er denn ein Jahr zurückgezogen mit seinen Kindern in Nizza; dann aber fuhr er nach der Nordküste Sardiniens, um sich hier niederzulassen. Ein starkes Unwetter hielt ihn auf der Insel Madelleua auf: dies ward der Anlaß für ihn, sich auf dem benachbarten Felseninselchen Caprera ein großes steiniges Stück Land zu kaufen. Er lebte dort anfangs unter einem als Zelt aufgeschlagenen Segeltuche, bis er sich ein Wohnhaus nach südamerikanischer Art gebaut hatte.

Garibaldi führte nun auch seinen ältesten Sohn mit seiner Tochter hieher. Als später sein Kutter, mit dem er Transportreisen machte, durch Entzündung des Kalks an Bord abgebrannt war, widmete er sich vollends der Landwirthschaft — bis ihn im Frühjahr 1859 Viktor Emanuel an die Spitze der Freiwilligen berief.

Denksprüche.

Kühnes und Großes vermag der mit Kraft ausdauernde Wille;
Aber es wolle der Geist nie, was das Herz ihm verbeut.

Zerbrich den Spiegel, und in allen seinen Stücken
Wirst du dein Bildniß noch erblicken!
Auch kleine Gab' aus guter Hand
Wird noch als gute That erkannt

Verschiedenes.

Wenn ich einen Mann vor einem Frauenzimmer hinknieen sehe, um ihre Hand, oder um ihr Herz, oder in besonderen Fällen um Beides zu bitten, so glaube ich immer an die Seelenwanderung und meine, in diesem Manne sei die Seele eines Kameels, das gewöhnlich niederknieen muß, wenn man ihm die schwersten Lasten aufbürdet.

Eine Frau hatte dem Examen in der Elementarschule beigewohnt, weil ihr Sohn Fritz dieselbe besuchte. Alles hatte ihr gefallen; nur beim Examen im Rechnen gerieth sie außer sich. Zu Hause angelangt, sagte sie: „Du, Mann, ich lasse den Fritz nicht mehr in die Elementarschule gehen; dort wird ja die Jugend gänzlich verderben!" — „Wie so?" fragte der Mann. — „Stell' Dir vor, der Lehrer fragte einen Knaben von zwölf Jahren vor der ganzen Gesellschaft, was ein Verhältniß sei?"

„Was ist ein Amphibium?" fragte ein Lehrer seine hoffnungsreichen Zöglinge. — „Ein Thier," lautete die Antwort, „was sich theils auf dem Lande, theils . . . theils . . ." —„Nun, theils?" — „Theils in der Stadt aufhält."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 19. Dienstag, den 12. Februar **1861.**

Gaslied

bei Eröffnung der Gasbeleuchtung in Neustadt.

Nach Arndt's: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!"

1.

In unsrem schönen Neustadt, da ist 'ne große Freud',
Weil aus nun ist die gaslose, schreckliche Zeit!
Zu lang schon hat gewährt das Zwischenregiment,
Bei dem vor seinen Augen die Hand man kaum erkennt:
Juchheirassasa! und das Gas ist nun da!
Das Gas brennt so lustig, drum rufen wir: Hurrah!

2.

Wie oft mußt' man nicht stolpern vor lauter Pflasterstein
Und purzelte auch manchmal in Gräben hinein!
Gar furchtsam und ängstlich passirte man den Weg,
Nicht kennend vor Dunkelheit den allbekannten Steg:
Juchheirassasa u. s. w.

3.

Doch nun ist uns erschienen post longa nubila
Der Phoebus des Gases, im Glanze steht er da!
Drum freuet euch, ihr nächtlichen Wanderer all',
Und feiert heute Abend den Gaskarneval:
Juchheirassasa u. s. w.

4.

Errungen hat den Sieg nun der Aufklärung Licht,
Und helle blickt bei Nacht selbst des Freundes Gesicht.
Vergnügen ist die Rückkehr am Abend nach Haus,
Die traurigen Laternen sind alle nun aus!
Juchheirassasa u. s. w.

5.

Drum leb' der Gasometer! Hoch leb' die helle Luft!
Ein Pereat dem Kerzen-, dem Unschlittlichterduft!
Hoch lebe der Erfinder, ein Hoch dem edlen Mann,
Der aus der Kohlen Dunkel das Leuchtgas ersann!
Juchheirassasa u. s. w.

6.

Es lebe der rothe Kessel voll köstlichem Bauch!
Ein volles Glas auf ihn leert nach altem Gebrauch!
Es leben auch die Röhren und Gasuhren all',
Auf das ganz laut zum Himmel das Gaslied erschall'!
Juchheirassasa u. s. w.

7.

Es leb' heut' die Narrheit mit rothgelber Flagg!
Die Dunkelheit, wir haben sie endlich nun im Sack!
Die Nacht ist verschwunden mit Schauder und Graus,
Und freundlich sieht Neustadt des Abends selbst aus.
Juchheirassasa u. s. w.

Zwei Schwestern.

Riccardo Cevenni, der Sohn eines wohlhabenden Feldmessers im Veltlin, begab sich gegen das Ende des November im Jahre 1851 nach Mailand, um sich daselbst als Ingenieur auszubilden. Gleich nach seiner Ankunft machte er sich auf, um sich eine seinen Mitteln entsprechende Wohnung zu suchen. In einem ziemlich belebten Stadttheil fand er in einem anständigen Hause zwei Zimmer, die ihm gefielen, und nahm sogleich Besitz von denselben, indem er dem Eigenthümer die Miethe vorausbezahlte.

Um in seine Wohnung zu gelangen, mußte Riccardo einen Gang durchschreiten, nach

Digitized by Google

welchem sich verschiedene Thüren und Fenster öffneten. Ueber dem ersten Eingang dicht neben der Treppe war ein Zettel angeheftet, auf dem die sehr schlecht geschriebenen Worte standen: „Wohnung der Näherin Ghitta Velenti.“ An der zweiten Thür befand sich kein Name, aber auf dem Gesims des nächsten Fensters erhoben sich einige Blumenstöcke, hinter denen dann und wann zwei schöne Mädchenköpfe erschienen.

Als der junge Ingenieur am zweiten Tag nach Hause zurückkehrte, blieb er einige Secunden vor dem mit Rosen und Nelken gezierten Fenster stehen; aber ehe er sich's versah, wurden die Vorhänge dicht geschlossen, und er begab sich murrend über die Unhöflichkeit seiner beiden Nachbarinnen in sein Zimmer.

Acht Tage später sah sich Riccardo des regnerischen und stürmischen Wetters wegen gezwungen, seinen gewöhnlichen Abendspaziergang aufzugeben und daheim zu bleiben.

Das Haus, worin er wohnte, war nicht besonders gut gebaut. Seine Zimmer waren durch eine dünne Wand von den jungen Damen nur sich oben unmittelbar unter der Decke ein Riß gebildet hatte, so daß er in einem der von ihm bewohnten Räume das leiseste Geräusch im vorderen Gemach seiner Nachbarinnen vernehmen konnte.

Als er nun an diesem unfreundlichen Abend kaum in sein Zimmer getreten war, hörte er einen gellenden Schrei und die Worte: „Hilfe! Hilfe! — Gott! erbarme dich unser!“

Er stürzte sogleich wieder nach der Thür, um seinen Nachbarinnen zu Hilfe zu eilen; aber in demselben Augenblick hörte er drüben eine sanfte Stimme die Worte sagen: „Beruhige dich, Gianna — es ist nichts!“

„Siehst du nicht die furchtbaren Wogen?“ schrie die andere Schwester. „Hörst du nicht das Rasen des Sturmes? Cesare! Komm zu mir! O mein Gott!“

„Nein, liebe Gianna, wir sind in Sicherheit,“ erwiderte die jüngste Schwester. „Hör' das Lied deines Cesare!“

„Still, Erminia! Ich kann seine Stimme nicht hören!“ entgegnete Gianna leise und schmerzlich.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen, dann begann eine klare Altstimme ein schönes Liebeslied zu singen, von dem Riccardo aber nur einzelne Worte verstehen konnte.

Als das Lied beendet war, hörte er ein leises Schluchzen und noch einige tröstende Worte — dann blieb Alles still. —

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß Riccardo etwas Näheres in Betreff seiner Nachbarinnen erfahren konnte; endlich aber hörte er eines Morgens ein Klopfen an ihrer Thür und sah eine elegant gekleidete Dame vor dieser stehen, die, als eine der Schwestern „Herein!“ gerufen, gravitätisch eintrat. Gleich darauf vernahm er folgendes Gespräch: „Guten Tag, Frau Tante! Ich empfange Sie hier, weil Gianna drüben schläft.“

„Das kommt mir ganz gelegen, liebe Erminia, da ich allein mit dir zu sprechen wünsche. Was hast du wohl von mir gedacht, daß ich Euch seit so langer Zeit nicht besucht habe?“

„Ich dachte, daß Sie sehr beschäftigt sein würden, und daß . . .“

„Gewiß, gewiß — ich bin sehr beschäftigt,“ fiel die Tante dem Mädchen in die Rede. „Du begreifst wohl, daß die hohe Stellung, welche ich in der Gesellschaft einnehme, mir ernste Verpflichtungen auferlegt: Besuche, Conversationen über alle wichtigen Tagesereignisse . . . Aber ich will mich damit nicht länger aufhalten, sondern gleich zu der Sache kommen, welche mich hergeführt hat. Hör', Erminia, es ist sehr auffallend und sehr unschicklich, daß ihr, die Töchter des angesehenen Advocaten de Rolfi und die nächsten Anverwandten des berühmten Rathes Alfiparri, meines Gatten, ganz allein, ohne irgend eine dienstthuende Person in einem solchen Local wohnt, das nur für Leute aus dem Pöbel paßt! — Meine liebe Erminia — das ist eine falsche Position, eine sehr gefährliche Position!“

„Ich glaube, Frau Tante, daß Niemand zwei Mädchen tadeln kann, welche durch unverschuldetes Unglück in Armuth gerathen sind und nun von ihrer Hände Arbeit auf die anständigste Weise leben.“

„Ach, du bist so unerfahren!“ rief jene. „Du kennst nicht die Welt, nicht die Vorurtheile der Gesellschaft . . .“

„Die Gesellschaft wird sich wenig um zwei arme Geschöpfe, wie wir sind, kümmern,“ bemerkte Erminia.

Digitized by Google

„Aber desto mehr wird sie Diejenige verleumden, welche euch durch Verwandtschaft nahe steht und eine hervorragende Stellung einnimmt," entgegnete die hochmüthige Dame; „denn, ungerecht wie sie ist, erwägt sie nicht, daß ihr nicht selber an eurem Unglück schuld seid, und da wir Vermögen besitzen . . ."

„O, ich bitte Sie!" unterbrach Erminia ihre Tante halb unwillig und halb flehend mit leiser Stimme, gleich als ob sie dieselbe an die schlummernde Schwester erinnern wolle.

„Um euch zu beweisen, daß wir ein Herz haben," fuhr die Tante fort, „will ich euch einen Vorschlag machen. Wir sind geneigt, euch zu helfen, in so weit es unsere Verpflichtungen gegen Andere erlauben. Dein Oheim ist geneigt, dir sein Haus zu öffnen, vorausgesetzt, daß du einen weisen Entschluß fassest und deine Schwester Gianna in irgend eine Anstalt schickst . . ."

„Niemals, niemals!" rief Erminia. „Nein, Signora, ich werde meine Schwester unter keiner Bedingung Miethlingshänden überlassen. Ich werde mich nie von ihr trennen."

„Aber auf welche Weise wirst du in Zukunft für sie sorgen?" fragte jene mit leiserer Stimme, indem sie auf die Thüre des anstoßenden Zimmers deutete.

„Gott wird uns helfen," erwiderte das Mädchen seufzend. „Sich sein Brod durch eigne Arbeit zu verdienen, ist nichts Unehrenhaftes, Signora! Gott wird uns helfen!"

„Du thust nicht gut daran, meine freundlichen Anerbietungen mit solcher Hartnäckigkeit zurückzuweisen," versetzte die hochmüthige Dame in kaltem Ton. „Ich würde dir in meinem Hause eine Stelle übertragen haben, um welche dich viele Mädchen in deiner Lage beneidet hätten: ich würde dir die Erziehung meiner Töchter anvertraut haben, und es würde dir eine wahre Lust gewesen sein, deren Studien zu leiten."

„Vielen Dank, Signora!" erwiderte Erminia mit Würde, und als sie ein Geräusch im Zimmer Gianna's vernahm, fügte sie hinzu: „Wollen Sie meine Schwester sehen?"

„Gern," lautete die Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Staatenverhältnisse.

Der neueste Gothaische Almanach hat die Umgestaltungen der Staatenverhältnisse während der letzten Jahre mit besonderer Ausführlichkeit statistisch dargestellt und auf Grund der reichen Quellen, welche der Verlagshandlung Justus Perthes durch die geographische Anstalt fließen, Thatsachen gegeben, deren Mittheilung, sowie sie die Großmächte betreffen, durch die gegenwärtige Weltlage ihre Rechtfertigung finden, wenngleich die unmittelbare Vergleichung durch die Verschiedenheit der Methode statistischer Aufstellungen in den einzelnen Staaten wesentlich erschwert wird. Oestreich zählt auf 11,751 geogr. Geviertmeilen 35,040,810 Bewohner. Sein Heer beträgt an Fußvolk 323 Bataillone, auf dem Friedensfuß 197,864, auf dem Kriegsfuß 486,540 Mann stark, an Reiterei 304 Schwadronen, auf dem Fr.-F. 40,341, auf dem Kr.-F. 52,718 M. stark, an Artillerie 14 Regimenter und an technischen Truppen 14 Bataillone, zusammen auf Fr.-F. 60,498 auf Kr.-F. 110,755 M., also im Ganzen auf Fr.-F. 298,703, auf Kr.-F. 632,013 M. stark. Die Flotte des Kaiserstaats zählt an größeren Schiffen 33 Dampfer mit 333 und 15 Segelschiffe mit 358, zus. 48 Schiffe mit 691 Geschützen, wobei die kleineren Schiffe in der Adria, die Lagunen-, Gardasee- und Donauflottille nicht mitgerechnet sind. Preußen zählt auf 5103,$_{79}$ □Meilen 17,739,913 Bewohner. Sein Heer beträgt in 253 Inf.-Bataillonen, 240 Schwadronen, 108 Batterieen und 36 techn. Bataillonen auf Friedensfuß 193,135, auf Kriegsfuß 370,073 M., wozu für den Kriegsfuß noch 104,414 Ersatz- und 135,182 Besatzungstruppen kommen, was eine Gesammtkriegsstärke von 609,699 M. ergibt. Die Flotte beträgt 26 Dampf-, 9 Segel- und 42 Ruderschiffe, zusammen 77 Fahrzeuge mit 324 Geschützen. Die Bewohnerzahl von Großbritannien beträgt 28,888,597, nämlich 19,745,000 in England und Wales, 3,123,174 in Schottland und 6,020,923 in Irland. Die einheimischen Truppen betragen an Fußvolk 95,000 M. Linientruppen und 19,000 eingekleidete Milizen, an Reiterei 12,000, an Artillerie und technischen Truppen 26,000 M. Der effective Stand der britischen Flotte ist

Digitized by Google

226 Dampf- und 70 Segelschiffe, zus. 296 Schiffe mit 5890 Kanonen, der Gesammtstand in den Listen ohne Rücksicht auf die Dienstfähigkeit und einschließlich der im Bau begriffenen: 284 Dampfschiffe mit 6442 und 229 Segelschiffe mit 7798 Geschützen, zus. 513 Schiffe mit 13,240 Kanonen. Frankreich allein hat auf 10,034,9 □Meilen 36,746,432, einschließlich Algeriens auf 17,136,53 □M. 39,424,405 Einwohner. Sein Heer zählt an Fußvolk in 388 Bataillonen auf Friedensfuß 255,243, auf Kriegsfuß 515,037, an Reiterei in 385 Schwadronen auf Fr.-F. 61,023, auf Kr.-F. 100,221, an Artillerie in 227 Batterieen auf Fr.-F. 39,023, auf Kr.-F. 49,680 M. Die Flotte besteht aus 224 Segel- und 317 Dampfschiffen, zusammen 541 Schiffen mit 12,411 Kanonen. Der Gesammtumfang des russischen Reiches ist nach den neuesten berichtigten amtl. Mittheilungen 353,236,370 □Meilen mit 71,243,616 Bewohnern, wovon 96,180,200 □M. mit 63,932,081 Bewohner auf das europäische, 239,556,080 □M. mit 7,300,812 Bew. auf das asiatische und 17,500 □M. mit 10,723 Bew. auf das amerikanische Rußland kommen. Das active regelmäßige Heer machte 577,859 M. aus in 456 Inf.-Bataillonen, 66 Kavallerieregimentern, 42 Artilleriebrigaden und 11 technischen Bataillonen. Die Marine wird von 227 Fahrzeugen gebildet, wovon 161 auf die Ostsee, 6 auf das weiße Meer, 17 auf den Kaspisee, 33 auf das schwarze und 10 auf das stille Meer kommen.

Denksprüche.

Die Zeit ist nie zu lang, wird sie verschwendet;
Hingegen nie zu kurz, wird sie recht angewendet.

Im Zorne streite nicht, was recht und unrecht sei:
Dem Zorne wohnt kein Maß und Glanz der Wahrheit bei.

Verschiedenes.

Das Gewissen. Es ist mit dem Gewissen, wie mit einem Wecker an der Uhr. Der Wecker weckt, mahnt, schreckt nur, aber er zwingt dich nicht, aufzustehen, noch viel weniger hebt er dich selber aus dem Bett, was oft nöthiger wäre. So mahnt auch das Gewissen, aber du kannst gleichwohl thun, was du willst. Ferner fällt der Wecker ein, zwei, drei Mal und du hörst ihn; stehst du aber nicht auf, sondern schläfst wieder ein, so hörst du ihn immer weniger, bis du seiner gar nicht mehr achtest; er fällt zwar und lärmt stark genug, aber dich weckt er nicht, du hast dich gewöhnt, ihm nicht zu folgen. So redet das Gewissen immer zu dir und stößt und mahnt dich; aber ein, zwei, und drei Mal nicht gefolgt, — da wird es stiller; es weiß ja, daß es nichts nützt.

Dreisilbige Charade.

1.

Ich habe Millionen Brüder,
Zusammen leben wir in Luft,
Denn meine Mutter, treu und bieder,
Nährt alle uns an ihrer Brust.
Im Leben reich' ich Trank und Speise,
Ja selbst im Tod lass' ich nicht ab,
Zu dienen dir auf manche Weise
Von deiner Wiege bis ins Grab.

2. u. 3.

Die Erste produzirt uns beide
Gut ohne Dampfmaschinerie;
Und wisse: die gescheidtsten Leute
Erlernen meine Kunst doch nie.

In Handel, Wandel kommt das Ganze,
Die Industrie belebt es auch.
Durch Kunst erschein' ich dir im Glanze
Bei Herrn und Damen im Gebrauch.

Elmstein. B. . . r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 20. Donnerstag, den 14. Februar **1861.**

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

Riccardo hörte nichts mehr; er trat ans Fenster und blieb dort stehen, um noch ein Mal den Anblick der edlen Tante seiner beiden Nachbarinnen zu haben. Fünf Minuten später sah er sie auch in der That rasch davoneilen, indem sie sich dann und wann umschaute, gleich als ob sie fürchte, in diesem Hause angetroffen zu werden.

Gianna und Erminia, welche sie bis zum Absatz der Treppe begleitet hatten, erwiderten beim Zurückkommen mit kurzem Kopfnicken den ehrfurchtsvollen Gruß des Ingenieurs. Gianna war eine hohe majestätische Gestalt; ihr edelgeformtes bleiches Gesicht war von glänzend schwarzen Locken umgeben; unter den dichten Augenbraunen glänzten die feurigen Augen wie zwei Sterne. Ihre schwarze Kleidung gab ihr etwas eigenthümlich Ernstes und Feierliches, was Jedem, der sie sah, Achtung einflößte. Erminia, um drei Jahre jünger als ihre Schwester, war kleiner und hatte nicht so regelmäßige Gesichtszüge und nicht so feuerige Augen wie die letztere, aber ihr Blick hatte etwas unaussprechlich Sanftes und Mildes; ihre freie, weiße Stirn behielt auch in der Traurigkeit einen Zug himmlischer Heiterkeit, so daß jeder tiefschauende Beobachter sagen mußte: „Dies Mädchen ist unschuldig und gut."

Riccardo Cevenni war kein bedeutender Physiognomiker, aber Alles, was er durch den Riß in der Mauer gehört, hatte in ihm den Glauben erweckt, daß Erminia ein liebenswürdiges, edles Wesen sei; und als er sie nun zum ersten Male in der Nähe erblickte, fühlte er sein Herz mächtig schlagen.

Er trat vom Fenster zurück, warf sich auf einen Stuhl und starrte lange regungslos auf das kleine Stückchen des Himmels, welches durch die trüben Fenster schimmerte. Wer ihn so hätte dasitzen sehen, würde geglaubt haben, es sei kein Leben in ihm, und doch durchströmte ihn gerade eine neue, wunderbare Lebenskraft, welche die freudigsten Hoffnungen und die wonnigsten Gefühle in ihm erweckte. Es war ihm, als schaue er Frühlingslandschaft hinein.

„Endlich find' ich dich, du Bösewicht!" rief da plötzlich eine laute, kräftige Stimme hinter ihm. „Die halbe Stadt hab' ich nach dir durchsucht!"

Riccardo fuhr aus seinen lieblichen Träumereien empor und blickte den dreisten Eindringling forschend an. Es bedurfte aber nur weniger Secunden, um den letzteren zu erkennen.

„Wie? Du hier, Giacinto?" rief er mit freudigem Ton, indem er den Ankömmling umarmte. „Was führt dich hieher?"

Aber ehe Giacinto noch auf diese Frage antworten konnte, hatte ihn Riccardo schon in das andere Zimmer geführt, da er nicht wünschte, daß seinen Nachbarinnen das Geheimniß in Betreff des Risses in der Mauer bekannt werde: — hätten sie sein Gespräch mit dem Freunde gehört, so würden sie sich wahrscheinlich künftig gehütet haben, laut mit einander und mit den sie Besuchenden zu reden.

Die beiden Freunde blieben lange beisammen. Giacinto war ein Landsmann Riccardo's und sein Jugendgenosse. Er war vor wenigen Tagen nach Mailand gekommen, um daselbst als Ingenieur thätig zu sein, und hatte sich bei einer bejahrten Anverwandten eingemiethet.

Digitized by Google

Da in den Zimmern, welche er inne hatte, hinreichender Raum für Zwei war, so hatte er seinen Jugendfreund aufgesucht, um ihm die Hälfte seiner Wohnung anzubieten. Vor einigen Wochen würde Riccardo dies Anerbieten mit Freuden angenommen haben; jetzt kam es ihm sehr ungelegen. Unter allerlei Vorwänden und Ausflüchten lehnte er es ab, so daß sein Freund etwas empfindlich davonging, in der Meinung, Riccardo schäme sich des Umgangs mit ihm. —

Eines Abends — es war im Monat Januar — kehrte Riccardo früher als gewöhnlich nach Hause zurück, da er im Auftrag seines Vorgesetzten mancherlei zu schreiben hatte. Als er nun neben dem engen Verschlag der alten, lahmen Pförtnerin vorüberging, welche an einem wurmstichigen Tische saß und schlief, sah er auf diesem ein Lotterieloos und zwei Briefe neben einem hölzernen Leuchter liegen. Er blickte nach der Adresse und gewahrte, daß das eine Schreiben an gerichtet war. [illegible] Erminia De Rolfi Die Pförtnerin, welche eben träumte, daß ihr ein ansehnlicher Gewinn zugefallen sei, wachte bei der Bewegung Riccardo's auf, und als sie bei dem schwachen Schein ihrer Talgkerze die Hand erblickte, welche die Briefe ergriff, glaubte sie, daß ein Dieb ihr das werthvolle Loos stehlen wolle. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, sprang empor und streckte die Hand nach ihrem papierenen Schatze aus, warf dabei aber den Leuchter um, so daß das Licht verlöschte.

„Diebe! Diebe!" schrie sie da mit einer so durchdringenden Stimme, daß alle Hunde in der Nachbarschaft erwachten und zu bellen begannen. „Diebe! Zu Hilfe! Diebe!"

Riccardo blieb einige Secunden unschlüssig stehen, dann aber zog er sich im Schutz der Dunkelheit heimlich lachend zurück, um nicht genöthigt zu sein, allen Bewohnenn und Bewohnerinnen des Hauses, welche zu Fenstern und Thüren kamen und gleich der alten Pförtnerin aus Leibeskräften um Hilfe schrieen, Aufklärungen über das Vorgefallene zu geben.

Als er auf dem ersten Absatz der Treppe angelangt war, blieb er stehen und sprach bei sich: „Es wäre vielleicht besser, wenn ich den Brief für die Signora Erminia drunten ließe — es schickt sich nicht, daß ich ihr denselben bringe. — Aber weßhalb sollt' ich diese günstige Gelegenheit, sie einmal zu sehen und zu sprechen, vorübergehen lassen?" fuhr er fort. „Der Brief kann mir ja zur Besorgung an sie übergeben worden sein."

Und gleichsam, als fürchte er, den Muth zu verlieren, seinen Vorsatz auszuführen, eilte er hastig weiter.

Als er an der Thüre der Wohnung seiner beiden Nachbarinnen angelangt war, klopfte er leise an. Erminia erschien mit einem Licht am Fenster und fragte, wer da sei.

„Ich bin es, Signora," versetzte er, „Riccardo Cevenni, Ihr Nachbar. Ich habe einen Brief von Lugano an Sie."

Erminia öffnete darauf die Thür, ließ den Ingenieur aber draußen stehen.

„Ich danke Ihnen," sagte sie, indem sie erröthend den Brief hinnahm. „Das Schreiben kommt von einer meiner Freundinnen."

„Verzeihen Sie, Signora, daß ich Sie noch einige Minuten belästige," erwiderte [illegible] aber — aber weil ich heute Abend das Glück habe, mit Ihnen sprechen zu können, so möchte ich Sie bitten, zu glauben, daß Ihr Nachbar ein ehrenhafter Mensch ist; und wenn Sie oder Ihre Schwester — da Sie hier im Hause allein stehen — jemals meiner Dienste bedürfen sollten, so würde ich mich sehr glücklich schätzen, Ihre Befehle vollziehen zu können."

Dies Anerbieten wurde mit einem solchen Zartgefühl und mit einem so hochachtungsvollen Ton gemacht, daß Erminia die Ueberzeugung gewann, dasselbe komme aus einem redlichen Herzen. Sie schaute ihn einige Secunden mit ihren klaren, sanften Augen an und entgegnete dann: „Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, Signore, und da ich fest überzeugt bin, daß ich es mit einem Ehrenmann zu thun habe, so werde ich mir erlauben, mich Ihres Beistandes zu bedienen. — In der That — — schon heute Abend," fuhr sie nach einer Pause fort, „würden Sie . . ."

„Was wünschen Sie, Signora?" unterbrach sie Riccardo eifrig. „Sprechen Sie — ich bin bereit, Alles für Sie zu thun."

„Meine Schwester befindet sich heute Abend recht schlecht," versetzte Erminia, „und da

Digitized by Google

ich vergessen habe, das gewöhnliche beruhigende Mittel für sie aus der Apotheke zu holen, so würden Sie mir einen recht großen Gefallen erzeigen . . ."

„Ich stehe Ihnen mit Freuden auf der Stelle zu Diensten, Signora," fiel ihr der Ingenieur in die Rede, und während Erminia ins Zimmer ging, um das Recept zu holen, sprach er still entzückt vor sich hin: „Gesegnet sei der Brief, der mir die Gelegenheit verschafft, diesem holden Mädchen einen Dienst zu leisten!"

Erminia händigte ihm das Recept und ein Geldstück ein und bat ihn, das erstere wieder mitzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Familienbälle in Paris

spricht sich Alb. Wolff in der „Köln. Ztg." folgendermaßen aus: Die Privatwohnungen gleichen von Ende December an den hellerleuchteten Feenschlössern aus Tausend und eine Nacht! Auf allen Etagen, in jeder Wohnung wird getanzt. Selbst die Bürgerfrauen beeilen sich, vor Neujahr eine oder zwei Soireen zu geben, denn das neue Jahr rückt heran und mit dem ersten Januar tragen die unglückseligen Tänzer ein hübsches Geschenk auf den Nipptisch. Die Sitte will es, daß jeder Mann den ihm befreundeten Damen zu Neujahr eine kleine Aufmerksamkeit erweise. Vom Reichsten bis zum Aermsten — Alles verfällt dem gemeinschaftlichen Loose. Der arme Teufel, welcher vielleicht nur noch fünf Sous in der Tasche hat, kauft dafür eine Apfelsine, mit einem rothseidenen Bändchen umstrickt, und schenkt sie der Dame seines Herzens. Man kann sich, hat man es nicht selbst durchgelebt, keinen Begriff von der allgemeinen Bettelei machen, welche mit Neujahr in Paris ihr Unwesen treibt. Ein verschämter Commis, der Familien besucht und mithin am ersten Januar der herrschenden Sitte des Neujahrgeschenkes unterliegt, ist gewöhnlich auf ein Vierteljahr ruinirt.

Man muß sich indessen nicht dem Glauben hingeben, daß die kleinbürgerlichen Soireen, welche um diese Jahreszeit in Paris wüthen, auch nur im Entferntesten unseren deutschen Abendgesellschaften gleichen. Bei den beschränkten Wohnungsverhältnissen gehört ein großer Organisationssinn dazu, um eine Wohnung, welche fünfzehn bis zwanzig Personen bequem zu fassen vermag, etwa fünfzig Personen zugänglich zu machen, und es erfordert ein gleiches Quantum von Aufopferung, um sich zu der Rolle einer dieser fünfzig Personen herzugeben. Der Luxus hat in Paris eine Höhe erreicht, welche eine glänzende Ausstattung der gewöhnlichsten Bürgersoireen erheischt. Hat nun eine Hausfrau den Plan gefaßt, ihren Bekannten ein russisches Bad in ihren Salons zu bieten, so begibt sie sich zu einem Soireeunternehmer und sagt ihm ganz einfach: Monsieur, nächsten Donnerstag wünsche ich sechzig Personen bei mir zu sehen! Das ist genug!

Der Donnerstag kommt und mit ihm ein Dutzend Arbeiter, welche die überflüssigen Möbel wegschleppen, kleine vergoldete Stühlchen für die Tänzerinnen an den Wänden des größten Zimmers umherstellen, das Schlafgemach der Fräulein Tochter in ein Spielzimmer umwandeln, die Thüren ausheben und durch rothseidene Draperien ersetzen, den Ofen in eine Fontaine mit Blumen umwandeln, rings an den Wänden Kandelaber befestigen, auch einen Kronleuchter für den Salon aufhängen und in dem Vorzimmer eine Garderobe einrichten, worin die Paletots und Hüte der Herren gegen eine anständige Vergütung recht anständig zerknittert werden. Auf dem Kamine werden reiche Pendülen aufgestellt, und gegen sechs Uhr ist der gemiethete Luxus fix und fertig. Das Klavier der Fräulein Tochter nimmt eine Ecke des etwa fünfundzwanzig Fuß langen Tanz-Salons ein und bildet das Orchester.

Nun drängen und stoßen sich die Gäste in der engen Stube, daß es eine wahre Freude ist. Gegen eilf Uhr Abends ist die ganze Gesellschaft versammelt, und es entsteht in diesen kleinen Stübchen eine solche Hitze, daß man sich von Zeit zu Zeit genöthigt sieht, die Fenster zu öffnen und der Luft freien Zutritt zu gestatten.

Während die Lohnbedienten die Erfrischungen herum tragen, wird in dem Schlafzimmer der Fräulein Tochter Hazard gespielt. Die Papa's und Mama's tragen sich gegenseitig Töchter

Digitized by Google

und Söhne an. Denn die Soireen haben in so fern eine gewisse Aehnlichkeit mit den deutschen Abendgesellschaften, als so wie dort auch hier zwischen zwei Gläsern Punsch Ehen gestiftet werden. Nur die Art und Weise, wie dieses geschieht, unterscheidet sich wesentlich von der deutschen Sitte und Gemüthlichkeit. Ein schöner Brauch erfordert noch in Deutschland, daß gegenseitige Zuneigung die Grundlage einer Ehe bildet.

In dem geschäftigen Paris aber macht der Gatte oft erst die nähere Bekanntschaft seiner Gattin in der Ehe; sieben Achtel der Heirathen in Paris beruhen auf gegenseitigem Interesse mehr, als auf gegenseitiger Zuneignng. Dieser braucht eine Frau für sein Geschäft, Jener braucht Geld, ein Dritter, aller Genüsse des Junggesellenlebens überdrüssig, denkt endlich daran, die schlechten Winterabende am häuslichen Heerde zuzubringen. Die heirathsfähigen Töchter werden in die Soireen geführt. An einem Winterabend tritt dann der Papa eines Sohnes vor die Mama einer Tochter und meint:

Aus meinem Jungen und Ihrer Tochter könnte wohl ein Paar werden. Welche Mitgift geben Sie Ihrer Tochter?

Welches ist die Stellung Ihres Sohnes?

Das ist so ungefähr Alles. Die jungen Leute werden zusammengeführt, und oft nach kaum vier Wochen ist das Ehepaar fertig.

In den Familienverhältnissen wird also, wie gesagt, Hazard gespielt, und jeder Franzose spielt im Allgemeinen größere Nummern, als ihm die Verhältnisse gestatten. Das Spiel hat sich seit der Aufhebung des Spielhauses in die Klubs und Soireen geflüchtet und wüthet förmlich, von dem leichten, heißen Temperamente der Franzosen unterstützt.

Für solche Leute, welche am Spieltische ihr Glück versuchen wollen und sich schämen, mit der kleinen Baarschaft aufzutreten, gibt es Unternehmer, die neben den Frackröcken und Glanzstiefeln auch noch Hundertfranksbillets gegen entsprechende Vergütung für eine Soiree vermiethen und sich einen Revers ausstellen lassen, wonach dieses Geld anvertrautes, nicht geliehenes, Geld ist, so daß über einem solchen geliehenen Bankbillet stets ein Paragraph des Strafgesetzbuches als treuer Hüter gegen Spielgelüste schwebt. Diese sonderbare Industrie führte erst unlängst eine Dame von zweideutigem Rufe vor das Zuchtpolizeigericht. Ein leidenschaftlicher Spieler hatte das anvertraute Geld verloren, wurde verklagt, zur Zahlung verurtheilt, die Dame aber, zu ihrem großen Erstaunen, sofort von dem Staatsanwalte wegen Wuchers belangt und zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt.

Denksprüche.

Weibliche Treu', o du reinstes Gefühl aufopfere der Tugend!
Selten und dürftig belohnt, nimmer erreicht dich der Mann.

Keiner spricht, wie er denkt, und spräch' er die lauterste Wahrheit.
Immer denkt er zu ihr etwas Verborgnes hinzu.

Wo du den Weg nicht weißt, folg' einem Führer du!
Doch ob der Führer auch den Weg weiß, flehe zu!

Verschiedenes.

Ein Richter in Amerika nahm eine Miethkutsche und ließ sich nach einem Kaffeehause fahren. Nachher fragte er den Kutscher, was er verdient habe? „Zwölf Groschen," sagte dieser. „Könnt Ihr schwören," fragte der Richter, „daß Ihr so viel Geld für diese Fahre zu fordern berechtigt seid?" — „Ja," antwortete der Kutscher. „Gut," sagte Jener, „ich bin eine obrigkeitliche Person, ich will Euch den Eid abnehmen." Er nahm sein Buch aus der Tasche, las die Eidesformel vor, und der Kutscher schwor. Darauf gab er ihm vier Groschen und sagte: „Acht Groschen sind für den Eid."

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 19:
Baumwolle:

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 21. Samstag, den 16. Februar **1861.**

Die Heldin von Gaeta.

Du schöne junge Königin
Auf hartem Felsenthrone!
Es schau'n die Völker nach Dir hin,
Du, mit der schwersten Krone!
Durch des Verrathes düstre Nacht,
Wie strahlst Du durch die Lande!
Wie hältst Du stark der Treue Wacht,
Du Stolz in all' der Schande —
Du Heldin von Gaeta!

Ihr eidvergess'nen Männer all,
O schamroth blickt zum Meere!
Seht auf Gaeta's Felsenwall
Die Herrin steh'n, die hehre!
Ihr Haupt umblitzt es feurigroth,
Rings treffen erzne Splitter.
Sie steht und lächelt in den Tod —
Ein minnestarker Ritter,
Die Heldin von Gaeta.

So oft ihr Herr sie drängt zu flieh'n,
Verwirft sie feig Enteilen:
Sie will nicht Rettung sonder ihn,
Will Alles mit ihm theilen.
Sie will ihm seines Reichs Verrath
Mit Treue überwiegen,
Sein Trost und Rath zur Königsthat,
Zum Fallen oder Siegen —
Die Heldin von Gaeta.

O Königin der Ritterschaft
Von neunzehn jungen Jahren,
In unsrer Zeit, so arm an Kraft,
In Stärke so erfahren!
Die deutschen Männer danken Dir,
Bewundernd sie Dich feiern,
Du, deutscher Fürstentöchter Zier,
Du lichter Stolz von Bayern,
Du Heldin von Gaeta!

O all ihr Frau'n im deutschen Gau,
Kommt, neiget ihr die Kniee!
Der tapfersten, getreusten Frau,
Der Königin Marie!
Sie lehrt euch, was das Weib vermag
Beim schwerbedrängten Gatten.
Die Sorge wächst von Tag zu Tag.
Doch nimmer will ermatten
Die Heldin von Gaeta.

Sieh, Königin, das sei Dein Trost
In deinen öden Mauern!
Wie auch das Leid Dich wild umtost
Mit blut'gen Todesschauern —
Du bist erkannt von Deiner Zeit!
Gleich einem frischen Bronnen
Durchrinnt Dein Preis die Lande weit,
Jed' Herz hast du gewonnen —
Du Heldin von Gaeta!

Du starke Frau, so zart Dein Leib!
Du Königin im Lieden!
Du wirst als treustes Königsweib
Ins Buch der Welt geschrieben!
Und hell im goldnen Heldensang
Wird stets Dein Name klingen!
Halt aus in Gott — in Noth und Drang!
O laß Dich um den Ruhm nicht bringen
Der Heldin von Gaeta.

Oscar v. Redwitz.

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

Nach Verlauf von zehn Minuten stand er wieder vor der Thür seiner Nachbarinnen,

Digitized by Google

und auf sein leises Klopfen kam Erminia sogleich zum Vorschein. Sie dankte ihm für seine Gefälligkeit, und nachdem beide einander gute Nacht gewünscht, schieden sie von einander.

Während sie noch mit einander sprachen, öffnete ein kleines wohlbeleibtes Frauenzimmer von etwa vierzig Jahren leise die unmittelbar neben der Treppe befindliche Thür, steckte den Kopf hervor und lauschte. Als sich aber Riccardo in sein Zimmer begeben, und Erminia das ihrige verschlossen hatte, ließ sich die Lauscherin von einem hinter ihr stehenden Knaben ein Stümpfchen von einer Kerze geben, stieg eilig die Treppe hinab und trat in das kleine Stübchen der Pförtnerin, in welchem diese saß und spann.

„Ich muß doch einmal sehen, wie es Euch geht, liebe Martha," sagte sie zu der Alten. „Ist es wahr, daß Euch Diebe haben bestehlen wollen?"

„Ach ja — ich hab' einen tödtlichen Schrecken davon gehabt, liebe Ghitta," erwiderte die Pförtnerin. „Glücklicherweise hab' ich den Muth von drei Männern und eine ziemlich helle Stimme — so sind die Schurken davongelaufen!"

„Wie viele waren es denn?" fragte die Näherin.

„Zählen konnt' ich sie nicht, da die Bösewichter mir das Licht umstießen; aber ich sah zwei schreckliche Hände, welche schon im Begriff waren, mein Lotterieloos zu umkrallen; zwei Briefe haben die Spitzbuben mir richtig gestohlen!"

„Zwei Briefe? Von wem und an wen?"

„Das vermag ich nicht zu sagen, da ich nicht lesen kann," erwiderte die Pförtnerin. „Der Briefträger brachte sie mir heute Morgen, und da ich vergessen hatte, wem ich sie geben sollte, so legte ich sie auf den Tisch."

„Was können die Diebe denn mit den Briefen anfangen? — Aber laßt uns von etwas Anderem sprechen," fügte jene nach einer Pause hinzu. „Sagt mir einmal, gute Martha, was für Leute wohnen denn eigentlich in den Zimmern, welche neben den meinigen liegen?"

„Die beiden jungen Damen meint Ihr? Was sollt' ich wohl von ihnen wissen? Aber warum fragt Ihr mich nach ihnen?"

„Warum? Wenn unser Hausherr ihnen nicht bald die Wohnung kündigt, so zieh' ich aus: ich habe keine Lust, mit irrsinnigen Menschen Thür an Thür zu wohnen!"

„Da hör' ich ja etwas ganz Neues!" rief die Alte aus, indem sie ihre riesige Brille auf die runzelige Stirn schob und die Näherin in gespannter Erwartung anstarrte.

„Sprecht, Ghitta, sprecht — sind die beiden Mädchen nicht recht bei Verstande?"

„Eine von ihnen muß jedenfalls irrsinnig sein, denn fast in jeder Woche bekommt sie einen schrecklichen Anfall; sie weint und schreit und spricht die fabelhaftesten Dinge, und die andere Schwester beginnt dann zu singen, als ob Nichts vorgefallen wäre. In den ersten Tagen nach ihrem Einzug ging ich als gute Nachbarin zu ihnen, um ein freundschaftliches Verhältniß mit ihnen anzuknüpfen — aber da kam ich schön an! Brummig wie Bärinnen gaben sie mir mit eiskalter, aristokratischer Miene zu verstehen, daß sie zu Niemanden in nähere Beziehung zu treten wünschten. Und das mir zu sagen! Nun, sie werden es wohl bereuen, daß sie mich so vor den Kopf gestoßen haben! Mit dem Herrn Ingenieur haben sie dagegen sehr freundlich geredet — o ich hab' es wohl gesehen! Gegen einen hübschen jungen Herrn können sie die Liebenswürdigen spielen — einer gewöhnlichen Näherin aber weisen sie die Thür! Nun, ich will mich nicht ereifern — ich will lieber zu unserem Hausherrn gehen und ihm die Sache im rechten Lichte darstellen. Ich heiße nicht Ghitta Velenti, wenn er die beiden vornehmthuenden verrückten Wesen nicht fortschickt. Ihr wißt, Martha, daß meine Stimme etwas bei ihm vermag!"

„Ja, ja — ich weiß es, ich weiß es," erwiderte die Alte. —

Als Riccardo am folgenden Tage um die Dämmerungszeit kaum sein Zimmer betreten hatte, klopfte der Herr des Hauses, Bartolomeo Chenizzi mit Namen, an die Thür der beiden Schwestern. Erminia öffnete und führte ihn in das erste Zimmer, einen kleinen Raum, in welchem sich ein Tisch, ein Divan und vier Stühle befanden. Außer diesem hatten die Schwestern noch ein zweites Zimmer inne, das zwei Betten, einen Schrank, eine Commode und einen Sessel enthielt. Ein dritter Raum diente als Küche.

Gianna hatte wieder eine unruhige Nacht gehabt und schlief — ein Umstand, welcher

Digitized by Google

dem Hausherrn sehr angenehm zu sein schien. Dieser schaute sich einige Secunden mit geringschätziger Miene im Zimmer um und sagte dann barsch: „Als ich Ihnen vor vier Monaten diese Wohnung vermiethete, wußt' ich nicht, daß Sie eine irrsinnige Schwester haben . . ."

„Meine Schwester ist nicht irrsinnig, Signore," unterbrach ihn Erminia; „in Folge eines schrecklichen Unglücks, welches sie früher betroffen, wird sie dann und wann von Krämpfen befallen, während welcher sie irre redet; ich hoffe aber zuversichtlich, daß dies Uebel bald gehoben sein wird."

„Das mag sein," erwiderte Bartolomeo; „da aber die Nachbarschaft dadurch gestört und beunruhigt wird, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, Ihnen mitzutheilen, daß ich Ihnen diese Zimmer nicht länger lassen kann."

Erminia erblaßte. Es würde vergeblich gewesen sein, diesem rohen, gefühllosen Menschen gegenüber bittende Worte zu verschwenden, auch würde sie sich zu einer solchen Demüthigung nicht haben herbeilassen können. Da sie aber andrerseits fürchtete, daß einige Bewohner und Bewohnerinnen des Hauses einen Befehl von der Behörde erwirken könnten, welcher sie von ihrer Schwester entfernte, so versetzte sie mit Würde: „Ich begreife zwar nicht, Signore, auf welche Weise irgend Jemand durch uns gestört oder beunruhigt werden könnte; aber da Sie hier zu gebieten haben, so werden diese Zimmer heute über acht Tage zu Ihrer Verfügung stehen."

„O, das hab' ich nicht gewollt," erwiderte jener, welcher Thränen und Bitten erwartet hatte und nun vor der stolzen Sicherheit des Mädchens in Verwirrung gerieth. „Ich beabsichtigte durchaus nicht, Sie auf die Straße hinauszustoßen — wenn Sie eine passende Wohnung wiedergefunden haben — — zwei junge Damen möcht' ich nicht . . ."

„Ich danke," fiel ihm Erminia in die Rede. „Heute über acht Tage werden wir ausziehen."

Der Hausherr verließ beschämt das Zimmer, Erminia aber stützte den Kopf in die Hand und weinte. Armes Mädchen! Es war einer jener selten erscheinenden Augenblicke, in welchem sie sich ungestört ihrem eigenen Schmerz überlassen konnte.

Es gibt Herzen, welche Gott nur dazu geschaffen hat, daß sie aus Mitgefühl für Andere schlagen. Ganz für Andere lebend, können sie nur selten und nur flüchtig ihre eigene Lage überschauen, aber mit diesem raschen Blick messen sie die ganze Tiefe der Abgründe, welche sie umgeben; und die Bestürzung und der Schauder, wovon sie dann plötzlich ergriffen werden, ist nur um so größer.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein junger, reicher Schlachtermeister verlobte sich mit einem schönen, aber armen Dienstmädchen. Die Familie der Braut schwamm in Seligkeit und Wonne, und diese selbst war überaus glücklich. Der Hochzeitstag kam und Braut und Bräutigam fuhren, von der Gesellschaft gefolgt, zur Kirche. Der Bräutigam sprang flink aus dem Wagen und schickte sich an, seiner Braut behilflich zu sein. Diese, verwirrt und aufgeregt, trat ihm bei dem Aussteigen auf den Fuß. „Ochse!" rief der Schlachtermeister in der Empfindlichkeit seines Schmerzes, und man begab sich zur Kirche. Die Traurede begann und der Geistliche fragte den Bräutigam um sein Jawort; er gab es froh und laut. Die Braut aber antwortete zitternd: „Nein!" — Es entstand ein wahrer Tumult in der Kirche; aber das Mädchen erzählte ruhig und fest die Geschichte mit dem Fußtritt, gab den Ring zurück und meinte: „Ein Mann, der mich an dem heutigen Tage so schimpfen kann, wird mich nach der Hochzeit noch schlimmer behandeln; ich will ihn nicht mehr, denn ich weiß vorher, daß er mich unglücklich machen wird!" — Der Schlachtermeister weinte und flehte. Umsonst, das Mädchen nahm wieder einen Dienst an und behauptet dabei glücklich und zufrieden zu sein.

Ein interessanter Fall, der sich nach dem Berichte der Wiener Vorstadt-Zeitung wirklich zugetragen haben soll. — Eine wohlhabende Bürgerfamilie in Wien erfreut sich zweier hübscher Töchter. Die ältere ist bereits seit

Digitized by Google

drei Jahren verheirathet, die jüngere noch ledigen Standes. Die Verheirathete sah einen ihrer liebsten Wünsche unbefriedigt, der Himmel segnete ihre Ehe nicht mit Kindern! das zog als trübe Wolke durch die sonst so glückliche Familie. Endlich empfahlen erfahrene Frauen der Kinderlosen ein Bad in der Nähe Wiens, welches wahre Wunder wirken soll. Die junge Frau reist hin und nimmt ihre ledige Schwester zur Gesellschaft mit, — beide brauchen das Bad, kehren zurück, die junge Frau bleibt kinderlos. Heuer begibt sich die Mutter der beiden Damen nach dem Badeorte, verfügt sich zu dem Badearzt, meldet ihre beiden Töchter wieder an und ersucht den Arzt, eine andere Behandlungsweise einzuschlagen. Also hat unser Wasser nicht gewirkt? fragt der Medicus fast beleidigt. Das würde mich wundern! — Ach ja, entschuldigt sich die gutmüthige, alte Frau, 's hat schon gewirkt, aber nicht bei meiner verheiratheten Tochter, sondern bei der andern. 's ist ein reines Mißverständniß.

(Ein englischer Geniestreich.) Daß John Bull höchst geistreiche Einfälle hat, bei deren Ausführung es ihm auf einige Pfund Sterling mehr oder weniger nicht ankommt, ist bekannt. Zu den sublimsten Einfällen dieser Art gehört aber wohl folgendes Project, welches ein sehr wohlhabender Particulier in Southampton neulich ausgeführt. Diesem Herrn waren nämlich die mythologischen Anfänge unserer Weltgeschichte, diese Mischung von Wahrheit und Dichtung, ein Dorn im Auge; noch mehr aber schmerzte ihn die völlige Unkenntniß, die wir über die vorsündfluthliche Existenz unseres Weltkörpers zur Schau tragen. Um nun den künftigen Geschlechtern eine solche Unannehmlichkeit zu ersparen, ließ der Southamptoner Menschenfreund in einer der größten Glashütten des Continents 14,000 Flaschen von der stärksten und dauerhaftesten Art, die außerdem noch mit einem Guttapercha-Ueberzug versehen wurden, anfertigen. In eine jede dieser Flaschen steckte er einen zehn Druckbogen starken, sehr compreß gedruckten Abriß der allgemeinen Weltgeschichte von der Sündfluth Noah's an bis zur neuesten Zeit, d. h. bis zum französischen Staatsstreich. Dieses Werkchen, in englischer Sprache geschrieben, hat der für das nachsündfluthliche Geschlecht so besorgte Southamptoner eigens zu diesem Zwecke von einem Londoner Schriftsteller für 500 Guineen Honorar abfassen lassen. Nachdem nun in eine jede dieser Flaschen ein Exemplar gestopft und die Flaschen hermetisch geschlossen waren, wurden sie insgesammt auf ein besonderes Fahrzeug geladen und nach Grönland geschifft, wo sie in tiefen Eishöhlen niedergelegt wurden. Der englische Philanthrop speculirt nämlich so, daß, wenn eine Zerstörung des Erdballs, eine partielle Ueberfluthung oder Veränderung der Axe der Erde eintritt, jene Eishöhlen aufthauen und die Flaschen dann im Weltmeere herumschwimmen und den Nachkommen Kunde von den gewesenen Geschlechtern geben werden. — Warum kam ein Vorfahr Noah's nicht auf den inventiösen Gedanken! Welche Mühe, welche Schweißtropfen, welche Arbeit würde den Gelehrten nicht erspart worden sein — man entkorkte eine Flasche, und zum Teufel alle mühselige Forschung!

Räthselfragen.

Wer gleicht dem Schatten an der Sonnenuhr,
Den man präcis beim Sonnenscheine sieht,
Und wenn ein trübes Wölkchen überzieht
Des Himmels Blau, verschwindet ohne Spur?

Wie heißt die Schöne, eingehüllt in Flor,
Sorgsam und dicht, um zu verletzen nicht;
Frei, offen nur erscheint sie, ruft die Pflicht;
Der Lügner bebt, der Biedre leiht ihr's Ohr?

Und welche Wunde kann Der heilen nur,
Der selbst verwundete, soll der Patient
Genesen bald? Kein Arzneimedicament
Genüget zur Beförderung der Cur.

F. — lr.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 22. Dienstag, den 19. Februar **1861.**

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

Die Situation Erminia's war in der That höchst traurig. Die Erinnerung an die schmerzliche Vergangenheit, ihre Hilflosigkeit in der Gegenwart und die Aussicht in eine kummervolle Zukunft quälten ihr Herz ganz unbeschreiblich; außerdem wußte sie nicht, welchen Grund sie ihrer Schwester gegenüber für den Umzug anführen sollte. Sie verbrachte den Rest des Abends in großer Aufregung, und lange floh der Schlaf ihre Augen; aber ihre Ermüdung und ihr engelreines Gewissen trugen endlich den Sieg davon: eine Stunde nach Mitternacht schlummerte sie sanft ein.

Riccardo war noch unruhiger und aufgeregter als Erminia: der Gedanke, sie fortziehen zu sehen, war ihm unerträglich. Er verwünschte den Hausherrn und die Person, welche diesen von den Anfällen Gianna's in Kenntniß gesetzt; er verwünschte das Schicksal, welches zwei arme Wesen so verfolgte; aber als er fühlte, daß seine Aufregung durch sein Toben nur noch größer wurde, und daß die Sache dadurch nicht besser werden konnte, so begann er Pläne zu entwerfen.

Nach langem Grübeln mußte er wohl endlich ein Auskunftsmittel gefunden haben, denn er sprang plötzlich empor, blickte auf die Uhr, löschte das Licht aus und sprach, indem er sich zur Ruhe begab, mit zufriedener Miene: „Die sechs Stunden werden schnell vergehen!"

Der Tag war noch nicht angebrochen, als Riccardo bereits seine Wohnung verließ. Gegen Mittag befand er sich wieder auf dem Heimwege; als er aber auf einen freien Platz kam, sah er Erminia in eine an demselben gelegene kleine Kirche treten. Ohne Zaudern schritt er auf die letztere zu und wartete vor der Thüre, bis Erminia wieder erschien. Als sie ihn erblickte, überzog ein dunkles Roth ihre Wangen; er aber grüßte sie ehrerbietig und sagte: „Erlauben Sie mir, Signora, daß ich Ihnen das Anerbieten wiederhole, welches ich Ihnen neulich gemacht habe: sollten Sie eines Freundes — eines Bruders bedürfen, der Ihnen in Ihrer jetzigen Lage Beistand gewähren . ."

„Wie? Sie wüßten, was uns betroffen hat, Signore?" fragte das Mädchen stammelnd.

„Ja, Signora, — ich habe von dem unwürdigen Verfahren unseres Hausherrn gehört; wenn Sie mich daher mit Ihrem Vertrauen beehren . . ."

„Wie? Sie könnten mir eine neue Wohnung nachweisen?"

„Ja, ich kenne eine liebenswürdige alte Dame, welche Sie und Ihre Schwester gern in ihr Haus aufnehmen wird, und an der Sie allezeit eine treue, mütterliche Freundin haben werden."

„Ist es möglich?" rief Erminia mit dem Ausdruck der innigsten Dankbarkeit und Freude aus.

„Wenn ich Ihnen als Führer dienen darf, so will ich Ihnen das Haus der alten Dame zeigen."

„Aber — Signore . . ." sagte das Mädchen, wie von einer plötzlichen Furcht ergriffen, hielt dann aber inne und blickte Riccardo fragend an.

Dieser verstand sogleich, was sie sagen wollte, und erwiederte mit festem, beinahe feierlichem Ton: „Fürchten Sie nichts, Signora! Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, bei der Ehre meiner Mutter, daß ich Ihr Vertrauen in jeder Beziehung rechtfertigen

Digitized by Google

werde. Riccardo Cevenni würde tausendmal lieber sterben, als Diejenige täuschen, welche ihm vertraut!"

Erminia war so bewegt, daß sie kaum zu sprechen vermochte. Endlich erwiederte sie leise mit zitternder Stimme: „Ich danke Ihnen, Signore, — — ich werde Ihnen folgen."

Riccardo sprach ihr ebenfalls seinen Dank für das Vertrauen aus, welches sie ihm bewies, und schlug den Weg nach dem Hause der alten Dame ein, bei der die beiden Schwestern einen Zufluchtsort finden sollten; Erminia folgte ihm in einer Entfernung von einigen Schritten.

Nachdem beide mehrere Straßen durchwandert hatten, blieb Riccardo vor einem stattlichen Hause stehen, und als er sah, daß Erminia ihn nicht aus den Augen verloren, trat er ein. Sie stiegen zwei Treppen hinan, ohne daß Erminia eine Frage an ihn richtete, und ohne daß er ihr Erklärungen gab.

Im zweiten Stockwerk angelangt, wurden sie von einem Dienstmädchen in ein geräumiges Zimmer geführt, wo sie eine einfach gekleidete, etwa sechzigjährige Dame mit sanften Zügen fanden, welche sich bei ihrem Erscheinen erhob und sie freundlich willkommen hieß.

Als Riccardo ihr Erminia vorgestellt hatte, bat sie beide, Platz zu nehmen, und sagte dann zu der letzteren: „Signorina, die edle Denkungsart des Signor Riccardo ist mir so wohlbekannt, daß ich keinen Augenblick gezaudert habe, auf den Vorschlag einzugehen, welchen er mir in Betreff eines Wohnungswechsels gemacht und welchem mein Neffe Giacinto mit Freuden beigestimmt hat. Die Zimmer, welche dieser in meinem Hause bewohnt, stehen Ihnen und Ihrer Schwester demnach von Stund' an zur Verfügung und Giacinto wird zu seinem Freunde Riccardo ziehen. Als Wittwe eines Regierungsbeamten lebe ich von einer beschränkten Pension und kann daher nicht viel aufwenden. Versuchen Sie, ob mein Tisch Ihnen und Ihrer Schwester zusagt; über das Kostgeld werden wir uns leicht verständigen. Ich habe gehört, daß Sie die Tochter des Advocaten De Rolfi sind; dieser war ein Freund meines Bruders..."

„Wie? Sie wissen? . . . Signor Riccardo hat Ihnen gesagt?" stieß Erminia überrascht und verwirrt hervor, da sie nicht begriff, auf welche Weise der letztere mit ihren Verhältnissen bekannt geworden war.

„Ja — ich habe durch einen Zufall den Namen Ihres Vaters erfahren," versetzte Riccardo.

„Und sind Ihnen denn auch die Ereignisse bekannt, durch welche wir in unsere jetzige vereinsamte, traurige Lage gerathen sind?" fragte Erminia.

„Nein, Signora," erwiderte Riccardo; „ich weiß nur, daß Sie Ihr Leben einer kranken Schwester gewidmet haben."

„Nun, dann ist es nicht mehr als billig, daß Sie und die edle Frau hier unsere Lebensschicksale erfahren. Vor drei Jahren öffnete mein Vater, der damals noch für einen der reichsten Bewohner Lugano's gehalten wurde, sein Haus einigen ihm befreundeten und mit ihm verwandten Personen, die aus der Lombardei verbannt worden waren. Unter diesen befand sich auch ein schöner junger Mann, der sich in meine Schwester Gianna verliebte und seine Liebe erwidert sah. Beide schwuren sich ewige Treue. Ein Jahr später begab sich der Verlobte meiner Schwester nach dem Orient, wo ihm einer seiner dort lebenden Freunde eine einträgliche Stellung verschafft hatte. Wenige Monate darauf raubte eine Reihe unglücklicher Ereignisse meinem theuren Vater Alles, was er besaß, und vor Gram über diese harten Schläge des Schicksals starb er nicht lange danach. Eine in Mailand verheirathete Schwester meiner Mutter war die einzige Angehörige, welche wir noch auf Erden besaßen. Wir lebten nun einsam und eingezogen von den Zinsen des kleinen Vermögens, welches unsere Mutter uns hinterlassen hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Das Kaffee-Edict.

Am 25. Februar 1777 erließ der Bischof Wilhelm Anton von Paderborn in der Absicht, seinen Unterthanen das Kaffeetrinken abzugewöhnen, das famose Kaffee-Edict, ein Edict, welches dem Bürger- und Bauernstande und den niederen Beamten den Gebrauch des Kaffee's untersagte und solches nur für ein privilegirtes Getränk des Adels, der Geistlich-

Digitized by Google

keit und der höheren Beamten erklärt. Die Ausnahmen waren folgendergestalt aufgeführt: „Wir nehmen aus: 1) Uns selbsten. 2) Den Thumb" (die Domherren) ꝛc. Gleichzeitig wurde der Handel mit Kaffee vom 1. Mai des nämlichen Jahres ab blos noch den Kaufleuten in der Stadt Paderborn gestattet, dagegen in den übrigen Orten des Bisthums gänzlich aufgehoben. Auf Contraventionsfälle waren Confiscationen und Geldbußen von 5 bis 10 Gulden gesetzt und Denjenigen, welche eine Uebertretung des Gesetzes zur Anzeige bringen würden, Denunciantenantheil zugesichert.

Man kann sich leicht denken, wie groß und allgemein das Mißvergnügen war, welches sich über diese dictatorische Verordnung erhob. Das Volk, in dessen Vorstellungen der bloße Gedanke, dem allgemein verbreiteten Lieblingsgetränke entsagen zu müssen, etwas Unerträgliches hatte, wurde durch den Machtspruch des Fürsten wie von einem erschütternden Schlage überrascht: es fühlte und erkannte, wie sehr in diesem Punkte seine natürliche Freiheit verletzt war, und ergrimmte vor Wuth. Es lag in dem Kaffee-Edicte nicht blos ein Gewaltstreich, sondern auch insofern die größte Ungerechtigkeit, als dabei vorzüglich die Standesverschiedenheit in Betracht gezogen war. Der Vornehme und Reiche sollte einen Lebensgenuß beibehalten, welchen man dem weniger Begüterten und dem geringen Manne versagte.

Man begnügte sich bei aller Gährung mit bitteren Aeußerungen der Unzufriedenheit, mit Spottreden und Pasquillen. In der Hauptsache tröstete man sich mit der Ueberzeugung von der praktischen Unausführbarkeit der fürstlichen Grille. Auch trat die Verordnung nicht so ins Leben, wie der Hof es wünschen mochte, weil die mit der Handhabung derselben zunächst beauftragten niederen Polizeibeamten die Bedürfnisse und Gefühle der Menge selbst theilten und daher ihren Controldienst meist sehr nachlässig versahen. Der Verkehr mit dem Kaffee blieb ebenso allgemein, wie er vorher gewesen war, nur daß man dabei heimlicher und mit mehr Vorsicht zu Werke ging, und daß manche schüchterne Hausfrau nicht selten das Kellergewölbe statt des Küchenherdes zur Bereitung ihres lieben Gebräues wählte.

Fast waren vier Jahre verlaufen, und man hielt die Sache bereits für eingeschlafen, als es dem Fürsten gefiel, das Verbot von 1777 durch eine geschärftere Ordre vom 23. Februar 1781 zu erneuern. Kaum war diese bekannt geworden, so wurden auch zugleich Einrichtungen getroffen, um der Ausführung derselben den gehörigen Nachdruck zu verleihen, Abweichungen davon zu verhüten und die Schuldigen zur gebührenden Strafe zu ziehen. Es dauerte nicht lange, als schon einzelne Uebertretungsfälle in der Stadt bei den zu einer größeren Wachsamkeit angespornten Behörden zur Anzeige kamen; die Untersuchung und gesetzmäßige Ahndung folgten auf dem Fuße nach. Auch hatte die Polizei in dieser Zeit einige Kaufläden, aus denen an interdicirte Personen Kaffee verabfolgt worden war, schließen lassen.

Da hielt das Volk sich nicht länger in den Schranken des Gehorsams und der Mäßigung, sein Unwille gegen die Regierung brach laut mit Verwünschungen, Drohungen und verhöhnenden Gassenliedern aus und ein unruhiger Auftritt reihte sich an den andern. Vornehmlich richtete das Publikum seinen unmäßigen Zorn gegen den damaligen Vicepräsidenten Meyer, welchem man die meiste Theilnahme an der Erfindung und Einführung des verhaßten Edictes zuschrieb. Um diesem hochgestellten Beamten einen Beweis von der allgemeinen Mißstimmung zu geben, ward ihm eines Nachts mittelst angelegter Röhren alles Wasser aus dem vor seinem Hause gelegenen Brunnen in den Keller geleitet, wodurch ein großer Theil seines Weinvorraths zu Grunde ging. Vor seiner Hausthüre sah man beim Anbruch des Morgens die nachgebildete Gestalt eines Esels, auf dessen Rücken eine abenteuerliche menschliche Figur mit einer Kaffeetasse in der Hand saß. Dem Secretär, welcher die Ordre ausgefertigt hatte, und dem Verleger, welcher sie durch den Druck veröffentlicht hatte, verwüstete der wilde Haufe mit zügelloser Gewaltthätigkeit die Gärten vor den Thoren. Daneben flogen von Haus zu Haus Karrikaturen und Aufstand predigende Schriften.

Verschiedene durch Stand und Geburt hervorragende Personen, die das Kaffee-Edict nicht weniger mißbilligten, als der gemeine

Digitized by Google

Bürger, hatten an diesen störenden Vorgängen ihr geheimes Wohlgefallen und ließen kein Mittel unversucht, um das Volk zu noch größeren Ausschweifungen anzutreiben. Auf ihre Veranstaltung wurde eines Abends auf dem Marktplatze an hellerleuchteten Tischen ein öffentlicher Kaffee gegeben, wozu man alles habhafte Geschirr aus allen Winkeln der Stadt zusammengeschleppt hatte. Jeder aus dem großen Haufen, dem es gelüstete, konnte hier frei trinken, und bald eilten ganze Schaaren beiderlei Geschlechts herzu, um ihre Begierde nach dem verpönten Getränke bis zum Uebermaß zu befriedigen. Gleichzeitig war in der Nähe auf einer Tribüne ein Musikchor aufgestellt, mit dessen Spiel der Lärm und die Exclamationen der versammelten Menge sich zu einem Ohren zerreißenden Charivari vereinigten. Zur Steigerung der erhitzten Gemüther ließ man auch geistige Getränke in Fülle reichen und zur Vermehrung der Unordnung unter die Straßenjugend Trommeln und Pfeifen vertheilen. Durch diesen Auftritt entstand ein so heilloser und wüster Straßenskandal, daß die nächtliche Ruhe der Stadt völlig unterbrochen und die Regierungsgewalt in eine ernstliche Besorgniß wegen der Zukunft versetzt war.

Der Kanzler beeilte sich des anderen Tages, das Vorgefallene mit allen Einzelnheiten dem Fürsten zu melden, der seine Residenz in Neuhaus hatte; er machte eine heiße Beschreibung von der Gefährlichkeit der Volksstimmung und suchte zur Verhütung größerer Excesse bei dem Hofe um durchgreifende Maßregeln der öffentlichen Sicherheit nach. Der Fürst hielt es für nöthig, die Ordnung und Ruhe der Stadt durch den Gebrauch der Waffengewalt wieder herzustellen, und erließ sofort an seine Truppen Befehl, dieselbe zu besetzen. Wie die Compagnien mit geladenen Gewehren einrückten und vor dem Rathhause sich aufzustellen anfingen, begrüßte man sie mit den Melodien der geistlichen Lieder: „Ave Maria“ und „Stabat Mater“, die auf ein gegebenes Zeichen von einem Musikchor in einem gegenüber liegenden Gasthofe angestimmt wurden.

Die Zeichen dieses geringschätzenden Empfanges abgerechnet, verhielt sich das Volk sonst ruhig im Angesicht der Waffen. Die Führer der Truppen nahmen die Execution selbst zu wenig von einer ernsthaften Seite, als daß sie geneigt gewesen wären, mit Schärfe einzuschreiten. Der militärische Aufzug lief daher mit einer bloßen Drohung, ohne Verhaftungen und ohne irgend welche Anwendung von Gewalt ab. Im Grunde war dem Publikum nur daran gelegen, das Kaffee-Edict lächerlich und auf diese Weise unwirksam zu machen, und dies gelang so vollkommen, daß es von der Zeit an als eine Mißgeburt der Gesetzgebung in Verruf kam und sogar bei der vollziehenden Gewalt sein Ansehen und seine Wichtigkeit verlor.

Auch der Fürst, welcher schon gegen Ende des folgenden Jahres starb, dachte während des Restes seiner Lebenstage nicht wieder an die strenge Erfüllung seines darin ausgesprochenen durchlauchtigsten Willens. Gleichwohl konnte er sich nicht überwinden, das verspottete Edict zurückzunehmen; auch von seinem Nachfolger geschah es nicht: so blieb dessen Auflösung der Macht widerstreitender Gewohnheit überlassen und wir wissen nicht, ob nicht das famose Kaffee-Edict noch heute gesetzliche Rechtsgiltigkeit hat.

Auflösung der Räthselfragen in Nr. 21.

Ein falscher Freund, der dich im Glück nur kennt,
Im Unglück aber dir den Rücken kehrt,
Er sucht die Freundschaft nicht, die er entehrt,
Er sucht Interessen, wie er selbst es nennt.

Wahrheit, der Unschuld treuer Genius,
Heißt meine Schöne, die das Recht verficht;
Vor ihrem Blicke bebt der Bösewicht,
Die Unschuld aber lohnt ihr Freundschaftskuß.

Die Liebeswunde, eine Wunde, die
Vom Herzen aus der ganze Körper fühlt,
In der Empfindung zarter Tiefe wühlt
Ihr großer Schmerz — heilbar durch Sympathie.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 23. Donnerstag, den 21. Februar **1861.**

Zwei Schwestern.

(Fortsetzung.)

„Im Januar 1851 schrieb uns Cesare Altavia, der Verlobte Gianna's, von Dublin aus, daß er Schiffscapitän geworden und auf alle Weise vom Glück begünstigt worden sei; er werde daher nach Ablauf einiger Wochen bei uns erscheinen, sich mit meiner Schwester vermählen und sie und mich aus einem Lande, wo wir so viel gelitten, nach einem andern Himmelsstrich führen.

„Die Eltern Cesare's waren ebenfalls schon lange gestorben. Seine Anverwandten, reiche Grundbesitzer in der Nähe Mailands, hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß er in England eine begüterte Erbin heirathen werde. Daher waren sie nicht wenig überrascht und erbittert, als sie von seinem Plane hörten. Sie boten Alles auf, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen, allein weder Bitten noch Drohungen vermochten etwas über ihn: er blieb meiner Schwester mit gleicher Liebe und Treue zugethan. Gianna aber war über die Intriguen seiner Verwandten so bestürzt, daß er sie, als er in Lugano angekommen war, kaum zu beruhigen vermochte. Am 22. März fand ihre Vermählung in aller Stille statt und am andern Tage reisten wir nach Brest ab, wo Cesare Geschäfte hatte und wo sein Schiff uns erwartete.

„Worte sind nicht im Stande, das Entzücken zu schildern, welches ich dazumal fühlte; das Glück der beiden Wesen, die meinem Herzen am nächsten standen, begründet zu sehen, war das Ziel aller meiner Wünsche gewesen. Und doch, wie kurz währte diese wonnereiche Zeit!

„Wir schifften uns in Brest nach Irland ein. Der Himmel war heiter und das Meer ruhig; der Abend, die Nacht und der folgende Tag vergingen, ohne daß der geringste Unfall unsere Freude störte; als aber die Dämmerung hereinbrach, bedeckte sich der Himmel mit schweren, düstern Wolken, so daß bald dichte Finsterniß rings um uns herschte.

„Plötzlich schallte ein gewaltiges Krachen durch die Nacht, und ein furchtbarer Stoß schleuderte uns zu Boden: ein großer amerikanischer Dampfer war mit voller Kraft gegen unser ziemlich kleines Schiff gerannt und hatte es halb zerschmettert. Das Wasser strömte von allen Seiten herein, und mit jeder Secunde sanken wir tiefer. Cesare und seine Matrosen, sowie sämmtliche Passagiere arbeiteten mit rasender Macht, um das Fahrzeug zu retten, aber vergebens. Zu größerem Unglück brach nun auch der Sturm los.

„Durch das gellende Geschrei der Matrosen und der Passagiere schallte da plötzlich die Stimme Cesare's zu uns herüber, der uns zurief, man werde uns in das Rettungsboot tragen, und gleich darauf fühlte ich mich von zwei starken Armen umfaßt . . .

„Von diesem Augenblick an weiß ich nicht mehr, was mit mir vorgegangen ist. Als ich endlich wie aus einem langen, tiefen Schlaf erwachte, befand ich mich auf einem Bette in einem großen Zimmer, und neben mir saß meine Schwester Gianna, die wie eine Irrsinnige lachte. Das Blut erstarrte mir in den Adern, als ich dies Lachen hörte. Eine englische Dame, unsere Reisegefährtin, hielt sie mit ihren Armen umfaßt. Als ich mich, nur halb meiner Sinne mächtig, erhob und meine Schwester ansah, schaute sie mich mit irren Blicken an. Ich küßte sie und rief sie bei ihrem Namen, — da nahm ihr Antlitz allgemach einen anderen Ausdruck an; ihre

Digitized by Google

bleichen Lippen zitterten, sie stieß einen gellenden Schrei aus und lehnte sich schluchzend an meine Brust.

„Die gute Dame, welche nach der schrecklichen Katastrophe so menschenfreundlich für uns Sorge getragen hatte, erzählte mir, daß wir drei, zwei Matrosen, ein bejahrter Mann und drei Kinder allein dem Tode in den Wellen entgangen, von einem englischen Schiffe aufgenommen und nach der irischen Hafenstadt gebracht worden seien, in welcher wir uns noch befanden.

„Vor Allem mußte ich an Mittel zu unserer Subsistenz denken; glücklicherweise befand ich mich noch im Besitz meiner Börse und der Kleinodien meiner Mutter, die ich während der Fahrt bei mir getragen hatte. Gianna besaß ebenfalls noch eine Summe Geldes, welche ihr von ihrem Cesare übergeben worden war. Unsere Reisegefährtin mußte nach Dublin abreisen, und Gianna und ich blieben in dem Wirthshause, wohin uns die erstere geführt hatte. Eine schwere Krankheit meiner Schwester zwang uns, dort einen ganzen Monat zu verweilen. Als diese endlich genesen war und wir beriethen, wohin wir uns wenden sollten, benachrichtigte uns unsere Reisegefährtin, daß eine ihrer Freundinnen demnächst nach Italien abreise, und daß wir uns ihr anschließen könnten, falls wir dorthin zurückzukehren gedächten. Wir nahmen dies Anerbieten mit Dank gegen die Vorsehung an.

„Meine arme Schwester hatte sich von ihrer Krankheit ziemlich erholt, aber ihr Verstand war von einem zu heftigen Schlag getroffen worden: da sie ihren geliebten Gatten in's Meer hatte stürzen sehen, so bildete sie sich zu Zeiten ein, daß diese schreckliche Scene wieder vor ihren Augen vorgehe, und stieß dann ein gellendes Angstgeschrei aus. Jetzt ist sie noch ähnlichen Anfällen unterworfen, allein dieselben erscheinen seltener, die Krämpfe sind weniger heftig und dauern nicht so lange. Nur bei strümischem Wetter, wenn das Brausen des Windes ihr jene Nacht ins Gedächtniß zurückruft, wo sie ihren Cesare verloren, wankt ihr Verstand für einige Augenblicke. Wenn sie halb wieder zu sich gekommen ist, bittet sie mich, ihr die Lieder zu singen, welche sie einst aus dem Munde ihres Cesare gehört. Dann beginnen ihre Thränen zu fließen, und bald darauf kehrt ihre vorige Ruhe zurück."

Riccardo hing an den Lippen der jugendlichen Erzählerin, gleich als ob er den Klängen einer ergreifenden traurigen Melodie lausche. Die alte Signora Letizia trocknete sich von Zeit zu Zeit die Thränen ab, und als Erminia schwieg, erhob sie sich, nahm ein Gemälde von der Wand und hielt es ihr vor die Augen, ohne ein Wort zu sprechen.

„Großer Gott! Mistreß Dulard — meine Gefährtin auf der Heimreise!" rief Erminia freudig aus, als sie das Bild erblickte.

„Ja, sie ist es," erwiderte die gute alte Dame gerührt. „Sie ist die Wittwe eines meiner Anverwandten, die dazumal nach Italien reiste, um ihren Sohn aus einem Institut abzuholen."

Und gleich als ob diese beiderseitige Bekanntschaft ein festes Band um die Herzen Beider geschlungen habe, umarmte die Signora Letizia die hocherfreute Erminia auf's Zärtlichste.

Wenige Tage später zogen die beiden Schwestern in die Zimmer, welche ihnen die alte Dame zur Verfügung gestellt hatte. Unter dem Vorwand, seinen Freund Giacinto zu begleiten, ging Riccardo oft mit nach dem Hause der Signora Letizia, um Erminia zu sehen und zu sprechen.

All' seine Blicke, Worte und Mienen verriethen, daß seine Liebe zu der Letzteren täglich wuchs, und Niemand konnte in Zweifel darüber sein, daß Erminia diese innige Liebe im Stillen erwiderte.

Als die Signora Letizia eines Tages für kurze Zeit zu einer Freundin gerufen wurde, befanden sich die beiden jungen Männer mit den beiden Schwestern allein. Während Giacinto mit Gianna neben der Balkonthür stand und sich mit ihr unterhielt, fand Riccardo Gelegenheit, allein im Zimmer mit Erminia zu sprechen. Er erklärte ihr nun offenherzig da zum ersten Mal, daß alle seine Gedanken und alle seine Wünsche darauf gerichtet seien, sie eines Tages zu besitzen, und bat sie flehentlich, ihm zu sagen, ob sie seine Liebe erwidern und Hand in Hand mit ihm durch's Leben gehen wolle. Nach Ablauf eines Jahres sei er sein eigener Herr, und er werde den Tag als den glücklichsten seines Lebens betrachten, an

Digitized by Google

welchem sie ihm die Hand zum ewigen Bunde reiche.

Die arme Erminia zitterte und vermochte vor tiefer Bewegung anfangs kein Wort über die Lippen zu bringen. Sie hatte die reine, edle und zarte Liebe Riccardo's längst gewahrt und fühlte im tiefsten Herzen, daß auch sie ihn mehr als ihr Leben liebte; aber der Gedanke, daß seine Angehörigen sich von ihm lossagen würden, wenn er ein armes Mädchen heirathe, und daß sie ihre unglückliche Schwester verlassen und der Sorge fremder Menschen anvertrauen müsse, wenn sie seine Gattin werde, rief den Entschluß in ihr hervor, ihren Gefühlen für ihn keinen Ausdruck zu leihen und ihm keine Hoffnung auf ihren Besitz zu machen. Demnach kämpfte sie ihre Bewegung nieder und erwiderte mit möglichst ruhiger Stimme, daß ihre beiderseitigen Verhältnisse eine Verbindung zwischen ihnen unmöglich machten.

Riccardo ließ sich durch diese Antwort nicht entmuthigen, weil er die Ueberzeugung hegte, daß die Kälte Erminia's nur scheinbar war, und daß sie nur aus Zartgefühl und aus Liebe zu ihrer hilflosen Schwester einer Verbindung mit ihm entsage. Da in diesem Augenblick eben die Signora Letizia ins Zimmer trat, so reichte er Erminia die Hand und sagte: „Können Sie mir für jetzt keine Hoffnung auf Ihren Besitz machen, so nehmen Sie mich zum Freunde an!"

Erminia ergriff die dargebotene Hand und versetzte: „Ja, so sei es! Mein treuer Freund!" —

(Schluß folgt.)

Washington's Nebenbuhler, General Lee.

Wir sind in den Stand gesetzt, unsern Lesern im Folgenden eine Episode aus einem noch ungedruckten Buche mitzutheilen, das binnen Kurzem die Presse verlassen wird, einer Lebensbeschreibung Washingtons von J. Venedey. Der Abschnitt, den wir herausheben, hat ein vollkommen selbstständiges Interesse, und die noch unbekannten Details über die Plane und Unternehmungen des abenteuerlichen Generals Lee reizen unwillkürlich zu einer historischen Parallele mit den Schicksalen des Generals Bonaparte, der einige Jahrzehnte später die französische Republik über den Haufen warf. Daß Lee ganz denselben Weg verfolgte, der in Frankreich zum Konsulat und von da zum Kaiserreich geführt hat, wird sich jedem Leser von selber aufdrängen. Zum Glück für den jungen amerikanischen Freistaat hatten dessen eigene Feinde, die Engländer, nichts Eiligeres zu thun, als ihn vor dem Ehrgeiz dieses gefährlichen Generals zu retten.

Nach dem Rückzuge aus der Umgegend von New-York (im Jahre 1776) mußte Washington, dem zuletzt kaum 1500 Mann — darunter das „deutsche Battaillon", wie er dem Kongreß schreibt und wie wir es gerne nachschreiben — treu geblieben, noch ein Mal fast im Angesicht des siegreichen Feindes sein Heer von Neuem organisiren. Ehe dies bewerkstelligt sein konnte, rückten die Engländer von allen Seiten mit überlegener Macht vor und zwangen Washington, mit seiner kleinen Schaar sich immer weiter gegen die Hochlande des Hudsonflusses zurückzuziehen.

Wie immer in solchen Fällen wurde dem Feldherrn nach und nach mehr und mehr zur Last gelegt, was in der Natur der Dinge begründet war. Es erhoben sich von vielen Seiten Stimmen, die Washington's Beseitigung forderten. General Lee schien Vielen berufen zu sein, an Washington's Stelle zu treten. In England geboren, der Sohn eines Offiziers und als Knabe bereits zum Offizier ernannt, hatte er, kecken, abenteuerlichen Geistes, ein wahres militärisches Herumtreiber-Leben geführt und Engländer, Indianer, Polen, Russen, Kosacken und Bulgaren befehligt, bis er zuletzt im Hasse gegen die englische Regierung, von der er sich hintangesetzt glaubte, nach Amerika kam und hier seine geistreiche und beißende Feder der Opposition gegen England lieh. Als tapferer und kriegserfahrener Soldat gewann er leicht die Herzen der Soldaten; klassisch wissenschaftlich gebildet und geistreich im hohen Grade, wußte er überall, wo er wollte, zu glänzen. In Wahrheit war er der lebendigste Gegensatz zu der Ruhe, Einfalt, Festigkeit und stillen Entschlossenheit Washington's, was diesen nicht verhinderte, eine eben so hohe Meinung von den militärischen Talenten Lee's zu haben, wie er in Bescheidenheit seine eigenen unterschätzte. Nichts desto

Digitized by Google

weniger erkannte er auch die Schwächen des tapferen und geistsprudelnden Abenteurers. „Er ist an militärischen Erfahrungen und Kenntnissen der Erste, den wir im Heere besitzen," schrieb Washington seinem Bruder Augustin. „Er hängt eifrig an unserer Sache, ist redlich und wohlmeinend; aber ich fürchte," setzt er hinzu, „in seiner Gemüthsart etwas launisch und heftig."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Werden wir im Himmel auch Frauen treffen? Diese seltsame Frage wurde unlängst in einer Gesellschaft debattirt. Ein junger galanter Mann nahm sich alsbald des schönen Geschlechts an und behauptete, jedenfalls müßten die Frauen in den Himmel kommen, da so viele Engel unter ihnen wären. Diesem widersprach ein eiskalter Hagestolz. Er wolle aus der heiligen Schrift beweisen, sagte er, daß keine Frauen im Himmel sein könnten, denn es stehe in der Offenbarung Johannes: „Es ward eine Stille im Himmel bei einer halben Stunde", und so lange können Frauenzimmer in Gesellschaft mit Andern unmöglich schweigen. Dieses machte den jungen Galanthomme allerdings einen Augenblick verstummen; bald aber faßte er sich und sagte: „Es gibt ein Sprichwort, das heißt: „Bei Gott ist Alles möglich!" also auch, daß die Engel in Frauengestalt eine halbe Stunde geschwiegen haben können." Bravo! erscholl's aus dem Munde aller Frauen, und der gewandte Vertheidiger wurde mit 31 Küssen belohnt, von jeder Dame mit einem.

(Spohr und Rothschild.) Zu den lustigsten Erlebnissen Spohr's in London, die wir jetzt aus seiner Selbstbiographie kennen lernen, gehörte auch sein Empfang auf dem Rothschild'schen Comptoir. Er überbrachte dem reichen Banquier einen Empfehlungsbrief von dessen Bruder in Frankfurt und einen Creditbrief aus Speyer. „Nachdem Rothschild (so heißt es im Tagebuche) mir beide Briefe abgenommen und flüchtig überblickt hatte, sagte er zu mir in herablassendem Tone: „„Ich lese eben (auf die Times deutend), daß Sie Ihre Sachen ganz gut gemacht haben. Ich verstehe aber nichts von Musik; meine Musik ist dies (auf die Geldtasche schlagend), die versteht man an der Börse!" worauf er seinen Witz laut belachte. Dann rief er, ohne mich zum Sitzen zu nöthigen, einen Commis herbei, gab ihm den Creditbrief und sagte: „„Zahlen sie dem Herrn sein Geld aus."" Hierauf winkte er mit dem Kopfe, und die Audienz war zu Ende. — Doch als ich bereits in der Thüre war, rief er mir noch nach: „„Sie können auch einmal zum Essen zu mir kommen, draußen auf mein Landgut!""

Silbenräthsel.

1. u. 2. Silbe.

Ein kleines Häuschen nenn' ich so,
Und im Vergleich auch einen Berg.
Beim Zwielicht steht die Sonne so,
Und immer ähnelt es dem Zwerg

3. Silbe.

In deiner Pflicht für Recht und Gut
Scheu nur die Dritte mir.
Es kennt sie nie ein heißes Blut,
Der kalte Tod selbst flieht vor ihr.

4. Silbe.

Der Bettler ruhet darauf aus,
Der König auf dem Thron von Gold.
Das Vöglein in dem Blätterhaus,
Der müde Wandrer ist ihr hold.

Das Ganze nun? Den Atlas auf!
Die Karte her, den Finger drauf!
In dieser Silben Engverband
Erkennst du gleich — ein deutsch Stück Land.
— thal. K.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 24. Samstag, den 23. Februar **1861.**

Lob der Gäsen.

Ich dann o fräv in Herzen
Un bin nau wierer froh,
Vergeß' sin alle Schmerzen,
D'r Petersdaak isch do.

Denn so e langer Winter,
Aehr liewe gure Leut!
Der macht em, hol's d'r Schinder!
Im Hosesack gescheidt.

Drum kann ich's net verhehle,
's isch jo e schini Sach;
Un will es euch erzehle:
Mei Gäsel hot gemach.

Die Hoffning währt schunt lange,
Schun sirem Michelsdaak,
's war mer decknois als bange,
Eb 's Gäsel möcht a traä.

Am Fasnacht Morje bin ich
Met meiner Fraa so Schtall,
Da saa ich: „Alti, frä Dich,
D's Gäsel macht jetz bal".

Die Zeit die isch g'kumme,
Meim Gäsel dem war's weh,
Glei isch d'rvum g'lchprunge
E' Junges an freischt mää!

E wunnerschines Schäckel
Das hat's die Nähs mal gäh,
Un dann isch noch e Böckel,
Das gäbt e gure Schleck.

Das loß ich mer bal schächte,
Das Fleisch gäbt saure Brüh,
D's Häutchen kriegt d'r Moosche
Vor seine Schlächters-Müh.

Duht mei Fraa 's Gäsel strippe,
Dann bin ich net so faul
Und leh'em in die Krippe
Gut Furrer vor sei Maul.

Do gäbt es mer vel Buhne
Und Milich grad genunk,
Jetz duht sich's wierer luhne,
Un Kaffee wärd g'trunk.

Gebrödelte Grumbeere
Die essen mer d'rzu
Un duhn uns so ernähre
Met ener Schneiders-Kuh.

Den möcht ich Flappes heeße,
Der wo das Vieh verflucht,
Die liewe gure Gäse;
's isch gar e schini Zucht.

Neustadt, am Peterdaak 1861.

Zwei Schwestern.

(Schluß.)

Am folgenden Tage verließ Riccardo mit zwei andern Ingenieuren Mailand, um in der umliegenden Gegend verschiedene Arbeiten auszuführen, welche seine Thätigkeit für eine oder zwei Wochen in Anspruch nahmen.

Das kleine Dorf N . . . . liegt auf einem der schönsten Punkte an der Brianza. Die verschiedenen Landhäuser, welche es umgeben, werden im Sommer sämmtlich von den Besitzern bezogen, welche fast alle Mailänder sind und sich beim Beginn der schönen Jahres-

Digitized by Google

zeit nach reiner Luft und nach Freiheit ſehnen. Da alle dieſe Sommergäſte keine Geſchäfte haben und die Zerſtreuung lieben, ſo findet man ſtets eine große Zahl derſelben bei einander, die Ausflüge nach reizenden Punkten in der Nähe und der Ferne unternehmen und gemeinſchaftlich zu Mittag und zu Abend eſſen.

Riccardo und ſeine beiden Collegen hatten mehrere Tage auf dem Grund und Boden eines dieſer Landhausbeſitzer zu arbeiten und befanden ſich daher während der Mittags- und Abendzeit oft in zahlreicher Geſellſchaft. Eines Tages wurde an dem Tiſch, an welchem Riccardo ſaß, von dem Neffen eines der anweſenden Herren geſprochen, der binnen einigen Wochen von einer langen Reiſe zurückkehren ſollte.

„Nicht wahr, Signore, es iſt der Sohn Ihrer jüngeren Schweſter?“ fragte einer aus der Geſellſchaft einen Herrn Namens Geremia Malſuzio.

„Ja,“ erwiderte der Gefragte. „Er iſt ein talentvoller junger Mann, aber ein zu großer Hitzkopf, — wenigſtens war er es. Ich hoffe, daß die Erfahrung ihn jetzt beſonnener und weiſer gemacht hat. Ich habe ihm die Erlaubniß zur Rückkehr ins Vaterland ausgewirkt. . .“

„Iſt Ihr Neffe nicht mit der Tochter des Advocaten De Nolfi vermählt?“ fragte einer von Riccardo's Collegen.

„Ja, er heirathete ſie gegen meinen Willen und führte ſie in ein anderes Land,“ verſetzte jener; „aber ſeine Vermählung iſt heimlich und ohne die gehörigen Formalitäten vollzogen worden!“

„Sie irren ſich ſehr, lieber Freund,“ erwiderte ein neben ihm ſitzender Mann. „Ihr Neffe hat nicht die geringſte Förmlichkeit außer Acht gelaſſen, und die Tochter des Advocaten De Nolfi iſt ſeine rechtmäßige Gattin.“

„Warum wollen wir uns denn unnützer Weiſe ſtreiten?“ rief die Frau Malſuzio's. „Die angebliche oder wirkliche Gattin iſt ja doch nicht mehr am Leben.“

„Wie? ſie iſt todt?“ fragten mehrere Stimmen.

„Ja, ſie iſt bei einem Schiffbruch in den Wellen umgekommen.“

„Wiſſen Sie das ſo gewiß?“ fragte eine Dame, die bis dahin geſchwiegen hatte. „Ihr Neffe wurde auch todt geſagt, kehrt aber demnächſt friſch und geſund in die Heimath zurück.“

„Nun, mag ſie leben oder geſtorben ſein, wir werden ſchon dafür ſorgen, daß mein Neffe Ceſare ſie nicht wiederſieht,“ verſetzte Malſuzio in beſtimmtem Ton.

Riccardo hatte das Geſpräch in einer fieberhaften Aufregung angehört; er ſtellte ſich aber, als ob ihn daſſelbe nicht intereſſire, und erkundigte ſich dann mit anſcheinender Gleichgiltigkeit bei einigen der Anweſenden nach der Familie Malſuzio's, über welche er mehr erfuhr, als er zu wiſſen brauchte.

Sobald er in Mailand wieder eingetroffen war, begab er ſich ſogleich zur Signora Letizia, erzählte ihr unter vier Augen, was er entdeckt hatte, und bat ſie, unverzüglich an Miſtreſs Dulary zu ſchreiben, damit dieſe den Aufenthaltsort des Capitäns Ceſare Altavia ausfindig mache und ihn wo möglich davon in Kenntniß ſetze, daß ſeine Gianna ſich zu Mailand befinde und nur in ihm lebe. Die gute alte Dame erfüllte ſeinen Wunſch in freudiger Haſt, und Riccardo flog mit dem Briefe in ſolcher Eile zur Poſt, daß er ſich nicht einmal Zeit ließ, ſeine geliebte Erminia zu begrüßen.

Sieben bis acht Wochen ſpäter trat Riccardo eines Abends ganz außer Athem in das Poſtgebäude und fragte einen der im Hofe ſtehenden Poſtillone: „Wann kommt der Schweizer Poſtwagen?“

„In einigen Minuten wird derſelbe eintreffen,“ lautete die Antwort.

Die Minuten wurden dem Harrenden zu Stunden, aber endlich raſſelte der Wagen in den Hof, und die beſtaubten Reiſenden ſtiegen aus.

„Wie finde ich unter ihnen den Capitän?“ ſprach Riccardo bei ſich, indem er alle Ankömmlinge von Kopf bis zu Fuß muſterte. Ein junger Mann ſchien ihm am meiſten Aehnlichkeit mit dem Bilde zu haben, welches Erminia ihm von dem Capitän entworfen, und ſo trat er zu ihm und fragte: „Habe ich vielleicht die Ehre, den Capitän Ceſare Altavia zu ſehen?“

„Nein, Signore,“ erwiderte der Gefragte gleichgiltig, indem er ihm den Rücken kehrte.

Riccardo wandte ſich darauf an den Conducteur. „Wollen Sie die Güte haben, mir

Digitized by Google

zu sagen, welcher von den Herren, die mit Ihnen gekommen sind, der Capitän Cesare Altavia ist?" bat er.

„Ich habe keine Zeit, Signore. Drinnen wird man es Ihnen sagen können," lautete die Antwort.

Der Ingenieur ging in das Gebäude, und als er in dem Passagierzimmer eine Gruppe junger Männer stehen sah, trat er zu diesen und fragte: „Befindet sich unter den Herren vielleicht der Capitän Cesare Altavia?"

„Wer fragt nach mir?" rief da eine Stimme von der anderen Seite des Zimmers.

Außer sich vor Freude flog Riccardo auf den endlich Gefundenen zu, zog ihn aus dem Zimmer, sprach eine Weile sehr lebhaft mit ihm und führte ihn zwei Stunden später nach dem Hause der Signora Letizia, welche Beide in großer Bewegung bewillkommnete.

„Ach, die arme Gianna befindet sich wieder in einem traurigen Zustande!" sagte die gute Dame.

„Wo ist sie? Wo ist sie?" rief Cesare athemlos. „Ist sie darauf vorbereitet, mich zu sehen?"

„Nein"! erwiderte jene; „die Aerzte sagen, daß gerade eine plötzliche Ueberraschung die arme Gianna am ersten werde heilen können."

Cesare schritt rasch durch zwei Zimmer; als er an die Schwelle des dritten gelangte, sah er seine Gianna mit aufgelösten Haaren und starren Augen in einem Lehnstuhl sitzen. Sie hielt die Hände vor das Gesicht und sprach leise vor sich hin: „Gott! welch schreckliches Brausen! Hörst du das Rauschen der Wogen und das Heulen des Sturms?"

Dann ergriff sie die Hand der neben ihr sitzenden Erminia und sagte schluchzend: „Wir sind allein, — Cesare liegt tief auf dem Grunde des Meeres!"

„Nein, Gianna!" rief da die Schwester; „Cesare ist gerettet — er ist hier!"

Diesen Worten folgte ein gellender Schrei, ein Nachhall der wildesten Schmerzen und ein Ausdruck der höchsten Freude.

Worte sind zu arm, um solche Momente des menschlichen Daseins zu schildern; es bleibe daher dem Leser überlassen, sich diese Scene auszumalen.

Gianna hielt ihren wiedergefundenen Gatten lange fest umklammert; es war, als fürchte sie, er könne ihr von neuem entrissen werden.

Und als die Beiden noch so dastanden, näherte sich Riccardo seiner geliebten Erminia, deren Blicke das Entzücken verriethen, welches ihr Herz über die Wiedervereinigung der beiden Gatten empfand, — eine Wiedervereinigung, die einzig und allein das Werk des Ersteren war. Er ergriff ihre beiden Hände, bedeckte sie mit heißen Küssen und rief mit flehendem Blick: „Erminia! stoße mich nicht von dir!"

Als Gianna diese Worte hörte, hob sie ihr Haupt von der Schulter Cesare's empor, schaute ihre Schwester und Riccardo einige Secunden freudig an und rief dem Letzteren dann zu: „Ja, Riccardo, sie ist die Deine! Ihr Herz schlägt wärmer für dich, als du glaubst!"

Gianna war binnen kurzer Zeit vollständig geheilt. Der Capitän verzichtete auf das Geld, welches ihm sein Oheim Geremia Malfuzio zugedacht hatte; er besaß so viel, daß er nicht wegen der Zukunft in Sorgen zu sein brauchte.

Erminia blieb noch zwei Monate bei dem glücklichen Paar und ward dann von ihrem Riccardo zum Altare geführt. Der Tag ihrer Vermählung war für die Wiedervereinigten, so wie für die gute Signora Letizia und deren Neffen ein hoher Freudentag.

Riccardo und Erminia leben jetzt so glücklich, wie es zwei treue Herzen nur sein können, und Beide segnen die Stunde, in welcher sie einander zum ersten Mal erblickten.

Gemeinnütziges.

Um Thür- und Fensteranstriche zu reinigen, ohne daß die Oelfarbe leidet, nimmt man, wenn reines warmes Wasser den Schmuz nicht fortnimmt, eine Mischung von 1 Theil Salmiakgeist und 12 Theilen Wasser.

Denksprüche.

Ein dürrer Acker, der nicht trägt,
Eine stumme Glocke, die nicht schlägt,
Ein Dornstrauch ohne Frucht, ganz wild,
Das ist des Undankbaren Bild.

Digitized by Google

Niemals ist der Schlimme schlimmer,
Als wenn er sich heilig stellt;
Und nie ist der Dumme dümmer,
Als wenn er für klug sich hält.

Verschiedenes.

Einem Privatbriefe aus Paris entnimmt die Deutsche Allgemeine Zeitung folgende Stelle: „Man ist geneigt, sich den Kaiser als stets mit ernsten Gedanken beschäftigt und düster über Eroberungspläne brütend vorzustellen. Ich kann Ihnen aber sagen, daß er sein Leben heiter wie ein Privatmann genießt; er tanzt, reitet, jagt, fährt Schlittschuh. Letzteres Vergnügen hat er auf den in dem Boulogner Holze angelegten Teichen unter vielen Tausenden von Menschen aus allen Ständen täglich genossen. Neulich bemerkten die Herren F. und A., zwei deutsche Geschäftsleute, einen Herrn, der sich selbst die Schlittschuhe fester schnallte; sie erkannten den Kaiser. Hr. A. näherte sich, um seine Unterstützung bei dem ohne Beihilfe unbequem zu besorgenden Geschäft anzubieten. Dieselbe wurde angenommen, und der Kaiser redete sofort Hrn. A. auf deutsch an. Durch diese Freundlichkeit ermuthigt, erlaubte sich Hr. A. die Bemerkung, die Schlittschuhe, die der Kaiser benutze, seien von einer alten Form und Se. Majestät würden diejenigen, welche Hr. A. bei sich führte, bequemer finden, wenn er es versuchen wollte. Dieser Vorschlag wurde bereitwillig angenommen. Den Tag darauf erhielt Hr. A. zum Geschenk eine mit Diamanten besetzte Brustnadel, in deren Mitte ein goldner Schlittschuh angebracht war. Herr A., ein Preuße, ist seit dieser Zeit zwei Mal zu Audienzen zum Kaiser gerufen worden, der sich von ihm umständliche Auskunft über die Handelsverhältnisse und die Entwicklung der Fabriken in Preußen erbeten hat. Es ist gewiß, daß Napoleon großes Gewicht auf das Zustandekommen des Handelsvertrags legt, dessen Vereinbarung jetzt schwebt. Hr. A. hat aus jenen Unterhaltungen die Ueberzeugung gewonnen, daß der Kaiser nichts weniger als kriegerische Absichten hat, daß vielmehr sein Ziel auf eine reiche ökonomische Entfaltung des Landes geht, deren Grundlage der freieste internationale Friedensverkehr sein soll. Es sind alle Anzeichen da, daß sich die Sache also verhält, und die große Pariser Geschäftswelt ist allgemein überzeugt, daß Napoleon selbst den Frieden will und nicht auf Krieg sinnt."

Der heftige Nordoststurm der letzten Tage hat unter der Schifffahrt traurige Verwüstungen angerichtet. Am schrecklichsten lauten die Berichte von der irischen Küste. Viele Fahrzeuge zerschellten an den Felsen, oft Angesichts der Häfen, und viele Menschen kamen ums Leben. Unter ihnen ein braver Capitän Namens Boyd mit seinen 14 Matrosen. Sie waren eben bemüht, außerhalb des Hafens von Kingstown einigen gefährdeten Fahrzeugen beizustehen, da stürzte eine ungeheure Woge über den Wellenbrecher, auf dem die Wackeren standen, und riß sie allesammt in die Tiefe. Im nächsten Momente wurden sie leblos an die Felsen geworfen.

Am 13. Januar Abends vernahm man aus einem am Marktplatze zu Münster gelegenen Weinkeller ein klägliches Hülferufen. Nachdem die von Innen verriegelte Thür erbrochen war, fand man das Lokal der Art mit Stickstoff angefüllt, daß ein angezündetes Licht sogleich erlosch, und entdeckte zwei Menschen, einen Weinhändler und einen Küfer, anscheinend erstickt und leblos. In die nahegelegene Apotheke gebracht, wurden sie glücklicher Weise durch geeignete Mittel wieder ins Leben zurückgerufen. Sie waren beschäftigt gewesen, durch aufgestellte Pfannen mit Glimmkohlen den etwas flach liegenden Keller vor der Kälte zu schützen. Wir theilen diesen Vorfall um so mehr als Mahnung zur Vorsicht mit, da das obige Mittel mitunter, namentlich auf dem Lande, zur Erwärmung von Milchkellern ꝛc. angewandt wird.

Auflösung des Räthsels in Nro. 231:
Niederlausitz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 25. Dienstag, den 26. Februar **1861.**

Ein Göttinger Pereat.

1.

Achtzehnhundertundzehn!

Die Stadt Göttingen war in größter Aufregung. König Hieronymus — jetzt „hochseligen" Andenkens — nebst Gemahlin und einem großen Gefolge wollte durch die Stadt kommen und einen Tag und eine Nacht in ihr verweilen.

Großartige Empfangsfeierlichkeiten wurden auf des Königs und des Präfecten Befehl vorbereitet; denn freiwillig würden die Göttinger einen Mann, den sie zu lieben keine Ursache hatten, nicht mit glänzenden Feierlichkeiten empfangen haben.

Der König liebte aber auch die Göttinger nicht. Sie wohnten zu nahe an Kassel, um Hieronymus' Leben und Treiben nicht zu kennen, und sie waren zu wahrheitsliebend, um dasselbe anders als leichtsinnig und jedes Rechtsgefühl zu Boden tretend zu nennen. Sie hatten es auch schon so genannt. Es war dem König hinterbracht worden und hatte ihn nicht wenig erbittert.

Der in Göttingen lebende Präfect des Leinedepartements hatte sich Mühe gegeben, den Bürgern zu Gemüthe zu führen, daß sie diese Gelegenheit benutzen möchten, um sich durch glänzenden Empfang die Liebe des Königs zu erwerben. Den Bürgern war indeß eben so wenig an des Königs Liebe wie an dem Besuche desselben gelegen. Nur mit Widerwillen gingen sie an die streng befohlenen Vorbereitungen zu den Empfangsfeierlichkeiten. Die Zeiten waren überhaupt nicht danach, um überflüssige Kosten leicht zu verschmerzen. Um zu des Königs verschwenderischem Leben die Mittel zu schaffen, waren sie wie das ganze Land auf's Aeußerste ausgesogen. Viele hatten nicht einmal genug, um Brod für ihre Familie zu kaufen. Nun mußten sie noch die allerletzten Groschen für Ehrenpforten und Lichter zum Illuminiren hingeben! Sie mußten es und mußten obenein schweigen, wenn ihr Inneres vor Unwillen auch noch so sehr brannte.

Die Vorbereitungen waren durch des Präfecten Bemühungen rechtzeitig beendet. Zugleich waren von Kassel Gensdarmen und Polizeiofficianten gekommen, um während des königlichen Besuchs für Ruhe und Ordnung Sorge zu tragen und bei jedem etwaigen störenden Zufall sogleich zur Hand zu sein. König Hieronymus hatte zwar bei seiner Thronbesteigung in allspanischem Königsanzug von seinem Thron herab verkündigt, „er werde seine Unterthanen zwingen, ihn zu lieben"; dies war ihm indeß noch nicht gelungen. Der Troß Gensdarmen, der ihn auf all seinen Reisen umgab, sollte seine Worte zur Ausführung bringen helfen.

Das königliche Paar erschien an dem festgesetzten Tage in der Stadt. Die Neugier hatte Tausende herbeigelockt, denn man kann wohl neugierig sein, einen König zu sehen, ohne daß man nöthig hat, ihn zu lieben. Die Stimmung war durchaus keine begeisterte.

Aber Gensdarmen und Polizeiofficianten hatten sich in Menge unter das Volk gemischt und riefen: „Vive le roi Jérôme! Vive la reine!" und das Volk mußte mit einstimmen und mußte dem Rufe der Gensdarmen: „Mützen ab!" gehorchen. So, mit Hilfe des edeln Beamtenthums, konnte der König von seinem Wagen aus sich wirklich einbilden, das Alles sei freiwillige Begeisterung.

Der Präfect, Deputationen der Stadt und Universität empfingen das königliche Paar und

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

hielten Reden, die den König langweilten. Er wandte sich ab und unterbrach sie dadurch an ihren schönsten Stellen. Was sollte Hieronymus, der nur Pferde, Maitressen und schwelgerische Gelage liebte, mit diesen pomphaften Reden, die nur — gedruckt für ihn Werth hatten? Er zitterte vor seinem Bruder. Er wollte zeigen, daß man ihn liebte und „es sich gut aufführte."

Die Pedelle und alten Stadtsoldaten unter dem Rathhause waren den ganzen Tag über in größter Thätigkeit, um die Studenten zu überwachen, die in einer drohenden Stimmung waren. Doch blieben sie ruhig, keine Störung trat ein. Man wußte, wie gereizt die Franzosen waren, wie sehr sie den Tugendbund fürchteten. Noch war Palm's Erschießung nicht vergessen.

Das königliche Paar stieg in dem Hause des Präfecten ab. Dies lag am Ende der Prinzenstraße, dem alten Carcerhause gegenüber, nahe an der Leine. Soldaten und Gensdarmen standen vor dem Präfecturgebäude, denn der König traute der erzwungenen Liebe seiner Unterthanen nicht besonders. Er sah überall Verschwörungen.

Am Abend war befohlene Illumination der ganzen Stadt und dem königlichen Paare wurde ein anbefohlener Fackelzug mit Musik gebracht.

Wieder hatten sich Tausende von Neugierigen vor dem Präfecturgebäude eingefunden. Studenten waren in großer Anzahl darunter vertreten. Eine Deputation begrüßte den König auf's Neue in der Präfectur. Die Musik spielte. Tausende blickten zu den Fenstern des Präfecturgebäudes auf. Das königliche Paar ließ sich nicht sehen. Ein officielles „Vive le roi!" und „Vive la reine!" wurde ausgebracht. Gensdarmen und Polizeiofficianten sorgten dafür, daß das Volk mitrief; sie selbst überboten sich im Rufen dieser Worte. Die Musik fiel mit einem schmetternden Tusch ein.

Da wurden in dem Präfecturgebäude endlich einige Fenster geöffnet und das königliche Paar trat hervor. Stolz, kalt, hochmüthig blickte der Herrscher auf das Volk herab.

„Ruhe! Ruhe!" riefen die Gensdarmen, denn noch eine kurze Rede an den königlichen Herrn sollte gehalten werden. Einen Augenblick darauf herrschte ringsum die größte Stille.

Es war eine Stille wie die, welche man als das Hingehen eines Engels bezeichnet. Um so schreckhafter die Wirkung, als plötzlich aus dem Hintergrunde des Gewühls, unter Fackeln und Illuminationen heraus eine laute, kräftige Stimme drei Mal „Pereat! Pereat! Pereat!" rief.

(Fortsetzung folgt.)

Washington's Nebenbuhler, General Lee.

(Fortsetzung.)

Als die Tories in New-York zu Anfang des Feldzuges gegen Boston mit dem englischen Heerführer in Unterhandlungen traten und so New-York in Gefahr gerieth, schickte Washington den General Lee dorthin, um die Tories unschädlich zu machen und die Stadt und ihre Umgebung gegen etwaige Angriffe der Engländer zu sichern. Lee führte diesen Auftrag mit Nachdruck und Gewandtheit aus. Aber schon hier tadelte er die große Milde Washingtons den Tories gegenüber, mit deren Entwaffnung, die Washington angeordnet hatte, er sich nicht begnügte. Er schlug im Gegentheil vor, die Güter der Tories abzuschätzen, sie zu zwingen, die Hälfte des Werthes als Bürgschaft bei dem Kongreß niederzulegen, und die Tories selbst durch Eide zu verpflichten, nichts gegen die Unabhängigkeit Amerikas vorzunehmen. Die Widerspenstigen sollten dann ins Innere des Landes verwiesen werden. Als während Lee's Anwesenheit in New-York ein englisches Kriegsschiff auf der Rhede erschien und man eine Beschießung der Stadt fürchtete, ließ er den englischen Befehlshaber wissen, daß das erste von ihm in Brand geschossene Haus zum Scheiterhaufen für die eifrigsten Tories werden solle.

Diese Art, der man „Entschiedenheit" nicht absprechen kann, gefiel Manchem, dem die schlichte, ruhige, abgemessene und sichergehende Art Washingtons weniger „entschieden" erscheinen mochte; aber es ist nicht zweifelhaft, daß, wenn die Handlungsweise Lee's maßgebend in dem Kriege geworden wäre, dies zu den gehässigsten Bürgerverfolgungen und zu der wildesten Kriegsvergeltung geführt haben würde.

Später schickte Washington den General Lee in die südlichen Kolonien, nach Virginien,

Digitized by Google

als diese von den Engländern bedroht wurden. Auch hier trat der General mit Entschiedenheit und zugleich mit Klugheit und Glück auf. Was er unternahm, gelang. So wurde er der Liebling eines großen Theiles des Volkes, insbesondere des Theiles, dem Washingtons Art zu ruhig, zu langsam, zu gemessen erschien. Als nun gar Washington, in New-York besiegt, von einem Lager zum andern vor den Engländern zurückweichen mußte, als er, wie er selbst sagte, „nur noch mit Hacke und Spaten" zur Befestigung seiner Stellungen Krieg führen konnte; als endlich sogar das Fort Washington, das den Eingang zu den Pässen des Hudson decken sollte, durch die Tapferkeit der Hessen und den Muth ihres Generals Knyphausen (nach welchem das Fort später Fort Knyphausen hieß) in die Hände der Engländer fiel und in dem Fort 2000 der besten Truppen Amerika's gefangen genommen wurden — da wurde Lee von sehr Vielen als der Retter Amerika's, als der unerläßliche Oberbefehlshaber des amerikanischen Heeres angesehen. Sogar der eigene Geheimschreiber und vertrauteste Freund Washington's, Oberst Reed, trat zu denen über, die Washington's Benehmen tadelten, die dem zukünftigen Oberbefehlshaber zum Voraus ihre Huldigungen auf Kosten Washington's darbringen zu müssen glaubten. „Sie," schrieb Reed aus dem Hauptquartier Washington's an General Lee, „besitzen die Entschiedenheit, die sonst schätzenswerthen Persönlichkeiten oft abgeht; ich zweifle nicht, daß, wenn Sie hier gewesen wären, die Besatzung von Fort Washington jetzt noch einen Theil unserer Armee bilden würde. Und in Folge dessen bekenne ich meinen heißen Wunsch, Sie an einer Stelle zu sehen, an der Sie aller Wahrscheinlichkeit nach so nothwendig sein werden. Ich bin nicht der Einzige, der so denkt; die ganze Umgebung des Generals, alle Offiziere und die Soldaten im Allgemeinen setzen Vertrauen in Sie. — — O, General, ein unentschlossener Geist ist eines der größten Uebel, die einem Heere zustoßen können. Wie häufig habe ich dies in dem gegenwärtigen Feldzug beklagt. — — Ich muß mit dem Ausdruck meiner klaren und bestimmten Ansicht schließen, daß Ihre Gegenwart im Hauptquartier von der größten Wichtigkeit ist."

Dieser Brief ist um so häßlicher, als Reed besser denn irgend Jemand wissen mußte, daß Washington den großen Verlust an Leuten in dem Fort seines Namens nicht zu verantworten hatte, da er nicht nur gegen die Mehrzahl des Kriegsraths für das Aufgeben und die Zerstörung des Forts gestimmt, sondern in diesem Sinne auch Anweisungen und Rathschläge an General Greene, den Befehlshaber des Forts, geschickt hatte.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Der „Schwäb. Merk." bringt folgenden beherzigenswerthen Artikel über die Schonung der Maulwürfe, die auch in unserem Blatte schon mehrmals befürwortet worden ist, ohne jedoch die verdiente Würdigung von Seiten der Landwirthe gefunden zu haben: Ohne Zweifel beginnt wieder demnächst wie alljährlich der Vertilgungskampf des Menschen gegen einen vermeintlichen Feind in der Thierwelt, der einer der besten, jedenfalls der nützlichsten Freunde des Landwirths ist, gegen den Maulwurf. Umsonst sind bis jetzt alle Belehrungen und Ermahnungen, alle Bitten um Schonung und Erbarmen gewesen, umsonst hat sich die Presse des verkannten und verfolgten Thieres angenommen, umsonst haben Naturfreunde den Nutzen des Maulwurfs, wie die Schädlichkeit und den Unsinn der Maulwurfsjagd in Lesebüchern, Zeitschriften, Flugblättern, Kalendern u. s. w. dargethan. Der gewöhnliche Bauer liest solche Sachen gar nicht, oder, wenn er sie liest, so lacht er über die Bücherweisheit und — bleibt beim Alten; der rationelle Landwirth aber, der mit gutem Beispiele vorangehen sollte, hat, so sehr er sonst für Verbesserungen eingenommen ist, für solche (scheinbare) Kleinigkeiten keine Zeit und die landwirthschaftlichen Vereine, die sonst so viel Gutes schon gestiftet haben, haben sich bis jetzt nicht bemüßigt gefunden, den Maulwurf in Schutz zu nehmen. Bedenken wir aber, welche Summen Geldes alljährlich nur in Württemberg für den Maulwurfsfang ausgegeben werden, bedenken wir, wie viele Millionen schädlicher Engerlinge und Werren durch die Tödtung der Maulwürfe am Leben erhalten werden, so dünkt

Digitized by Google

uns doch die Sache wichtig genug, daß endlich von Seiten sämmtlicher landwirthschaftlichen Vereine, wie der höheren und niederen Behörden, allen Ernstes auf gänzliche Abstellung des Maulwurfsfanges gedrungen werde. Das Königreich Württemberg hat 131 Städte, 195 Marktflecken und 1476 Dörfer (die Weiler und Höfe lassen wir weg); nehmen wir nun an, jede Stadt bezahle jährlich 50 fl., jeder Marktflecken 35 fl. und jedes Dorf 25 fl. dem Maulwurfsfänger, so ergibt das in Einem Jahre 50,275 fl., das macht in 20 Jahren mehr als eine Million. Kann dieses Blutgeld nicht besser verwendet werden? Doch das ist noch nicht Alles! Ein Maulwurfsfänger fängt jährlich ungefähr 300 Maulwürfe, somit werden in 1802 Ortschaften jährlich 540,600 Stücke gefangen; nun braucht aber ein Maulwurf täglich zu seiner Nahrung allerwenigstens 12 Engerlinge (Quatten) und Werren, folglich in einem Jahre 4380. Die 540,600 Maulwürfe, die jährlich in Württemberg gefangen werden, würden somit in einem Jahre 2,367,828,000 Werren und Engerlinge aufgefressen haben, die nun am Leben geblieben sind, weil man die Maulwürfe gehenkt hat. Ist's da ein Wunder, daß die Getreide-, Klee-, Rüben- und Kartoffeläcker nebst den Wiesen theilweise so geringen Ertrag liefern, und daß den Bäumen durch die Maikäfer, die aus den Engerlingen entstehen, hin und wieder so übel mitgespielt wird? „Die Maulwürfe verfolgen," sagt Dr. Gloger, „heißt das Ungeziefer hegen; das Naturwidrigste und Verkehrteste von allen Dingen, die ein Landwirth oder Gärtner thun kann, ist und bleibt darum das Verfolgen der Maulwürfe." So macht doch dem Krieg einmal ein Ende, ihr intelligenten Landwirthe und landwirthschaftlichen Vereine, und gebt und schafft dem Maulwurf Ruhe!

Lebensphilosophie.

Wie Derjenige nur wahrhaft den Werth der Ruhe fühlt, welcher sein Tagwerk im Schweiße seines Angesichtes oder in Anstrengung des Geistes vollbracht hat, so fühlt auch nur Der am Abend seines Lebens die hohe Glückseligkeit, welche die Tugend gewährt, der für sie gestritten und gekämpft hat.

Verschiedenes.

Zu einem Meister kam ein Bauer, dessen Sohn bei jenem in der Lehre, aber Krankheits halber wieder nach Hause geschickt war. Der Meister ermahnte den Vater, er möchte dafür sorgen, daß sich der Knabe mehr pflegen könne, denn überall ständen jetzt bei ihm die Knochen heraus. „Ja," sagte der Bauer darauf, „ick weeß man gar nich, wo der Junge alle de Knochen hat hergekriegt."

Zweisilbige Charade.

1.

Als 's Pulver war noch nicht erfunden,
Die Ritter vor uralter Zeit
Beim Turnen oft sich eingefunden,
Gerüst zum Kampfe und zum Streit:
Da ward durch mich der Speer geschwungen,
Der Preis verdient von schöner Hand,
Durch meine Kraft der Sieg errungen,
Wenn lag der Gegner in dem Sand.

2.

Und Achtung wohl dem Mann gebühret,
Der offen spricht, wie er's gedacht,
In mir stets Recht und Wahrheit spüret
Und nie den falschen Schmeichler macht;
Für Deutschlands Wohl kein Opfer scheuet,
Wenn es auch kostet Gut und Blut,
Der deutschen Einigkeit sich freuet
Und in dem Kampf zeigt Kraft und Muth.

Das Ganze.

Das Ganze wird am Mann gefunden,
Vor Alters dient's als Waffe auch.
Doch seit das Pulver ist erfunden,
Ist es doch nicht mehr im Gebrauch.

Elmstein. B . . . r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 26. Donnerstag, den 28. Februar **1861.**

Ein Göttinger Pareat.

(Fortsetzung.

Es war ein einziger Moment, aber er wirkte furchtbar.

Niemand fiel ein. Das Beginnen war tollkühn.

Das königliche Paar, den akademischen Ausdruck für das französische à bas! wohl verstehend, zog sich schnell zurück, die Fenster wurden hastig geschlossen. Vor dem Hause herrschte die größte Verwirrung. Gensdarmen und Polizeiofficianten suchten den frechen Vereatrufer zu ergreifen — wer war es? Wer hatte das gewagt zu rufen?

Mit größtem Unwillen wandte sich der König an den Präfecten: „Weßhalb haben Sie nicht Vorkehrungen getroffen, daß Niemand solche Schamlosigkeit wagen durfte?"

„Ew. Majestät", erwiderte der Präfect stotternd, „hätte ich ahnen können — an Vorkehrungen habe ich es nicht fehlen lassen — indeß — —

„Wer ist der Freche?" unterbrach ihn Hieronymus. „Er wird doch sofort festgenommen sein?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete der Präfect verwirrt.

„So kümmern Sie sich darum", fuhr Hieronymus auf. „Melden Sie mir sofort, wer es gewesen — Sie bürgen mir dafür, daß er nicht entkommt! Das ist der Dank für die Gnade, daß ich in diese Stadt komme! Der Verwegene soll es büßen! Diese Deutschen sollen Respect lernen, die Studenten zumal, die mein Bruder, der Kaiser, haßt — ja — die Kugel für diese Empörer!" Er sprach die folgenden Worte unverständlich und mehr für sich selbst.

Entsetzt verließ der Präfect das Gemach. Der Polizeicommissär erwartete ihn bereits.

„Wer ist es? Er ist doch festgenommen?" fragte er außer sich. „Der König will es wissen."

Der Commissär zuckte mit den Achseln. „Bis jetzt ist er noch unbekannt."

„Sie wissen es nicht?" fiel der Präfect bestürzt ein.

„Ich kann von dem Rufer keine zehn Schritte entfernt gestanden haben. In der Verwirrung, welche durch jenen Ruf wie mit einem Schlag entstand, war nichts zu erfahren und nichts zu machen."

„Und keiner von all Ihren Leuten, keiner von den Gensdarmen hat ihn gesehen?"

„Nein, aber sicher — ein Student ist es gewesen."

„Natürlich! Der Unglückliche!" rief der Präfect. „Der König ist über die ganze Universität aufgebracht — der Kaiser nicht minder — der Wahnsinnige wird zum Opfer fallen."

„Ich werde ihn entdecken", erwiderte der Commissär im Gefühl seiner Amtspflicht. „All meine Leute sind in der Verfolgung dieses einen Ziels thätig, aber ganz im Geheimen und Stillen."

„Daß auch mir das gerade passiren muß!" klagte der Präfect, der des Königs Ungnade schon im Hintergrunde sah. „Wie verhält sich die Stadt darüber?"

„Aufgeregt."

„Befürchten Sie nicht noch andere Störungen während der Nacht?"

„Nein", entgegnete der Commissär. „Meine Leute bleiben die ganze Nacht hindurch wach. Ich habe auch für den geringsten Vorfall die strengsten Befehle erlassen."

Digitized by Google

Nachdem der Präfect dem Commissär noch einmal eingeprägt hatte, Alles aufzubieten, um des Thäters habhaft zu werden, und ihm alsdann sofort Meldung zu machen, verließ er ihn und auch der Commissär trat wenige Augenblicke darauf aus dem Präfecturgebäude, stieg langsam die zu demselben aufführende Treppe hinab und begab sich auf sein Bureau, wo er die Meldungen der Polizeiofficianten erwartete.

Die Stadt befand sich in der That in aufgeregtester Stimmung. Das Pereat, welches Tausende gehört hatten, von dem Alle bereits wußten und dem Alle mit wenigen Ausnahmen beistimmten, hatte einen größern Eindruck gemacht, als der Rufer vielleicht geahnt. Wer hatte das dreiste Wort gerufen, dessen Kunde sich nach Berlin, Wien, Paris verbreiten mußte? Mit dieser Frage beschäftigte man sich in allen Häusern. Daß die Polizei und Gensdarmen eine außerordentliche Thätigkeit entwickelten, entging selbst den Bürgern nicht und man begriff, daß es dem Rufer sehr übel ergehen würde, wenn man ihn entdeckte. „Es soll ein Student gewesen sein", mehr war auch in der Stadt Niemand bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Washington's Nebenbuhler, General Lee.

(Schluß.)

Washington, nicht ahnend, daß der Verrath in dem Manne, auf den er das unbedingteste Vertrauen setzte, ihn umschlich, hielt die Gegenwart Lee's, der mit einem großen Theile der Armee zur Deckung der Bewegung des Hauptheeres in Nordcastle lag, ebenfalls für nothwendig und beorderte diesen, sich wieder mit dem Hauptheere zu vereinigen. Indessen General Lee, der die gefährliche Lage sah, in welche Washington gerieth, als er nach dem Falle des Forts Washington die Hochpässe des Hudson verlassen und sich gegen den Delaware zurückziehen mußte, fühlte keinen Beruf, seinen Oberbefehlshaber retten zu helfen. Im Gegentheile, er würde seinen vollkommenen Untergang nicht beklagt haben; denn es währte ihm zu lange, bis er die erste Stelle im Heere, nach der er über Alles strebte, erlangt hatte. Seine vergiftete Feder untergrub nach allen Seiten hin die Stellung Washingtons. Seine Antwort auf den Brief Reed's, in welchem dieser Washington verrieth, mag für Viele als Beispiel gelten, wie er sich über Washington aussprach. „Ich habe Ihren schmeichelhaften Brief erhalten," heißt es darin, „und bellage mit Ihnen die unheilvolle Unentschlossenheit, welche im Kriege ein weit größeres Unglück ist, als Dummheit und selbst Mangel an persönlichem Muthe. Der Zufall kann auch einen Dummkopf in die rechte Bahn lenken; aber selbst der talentvollste Mensch wird nur Niederlagen und Unfällen begegnen, wenn der Fluch der Unentschlossenheit auf ihm lastet."

Als dieser Brief im Hauptquartier ankam, war Oberst Reed abwesend. Es lag in der Nothwendigkeit des Geschäftsganges, daß der Obergeneral die Briefe seines Geheimschreibers, die in dessen Abwesenheit im Hauptquartier einliefen, wie dieser die des Generals öffnete. Die Entdeckung, daß gerade Oberst Reed, der Mann, welchem er das höchste Vertrauen, seine unbedingteste Freundschaft geschenkt hatte, ihn verrathen habe, mußte auf Washington einen tiefen Eindruck machen. Washington aber besiegte diesen Eindruck. Er schickte den Brief des Generals Lee an Oberst Reed und schrieb diesem: „Werther Herr! Die Bellage ist mir durch einen Expressen zugekommen. Da ich nicht ahnte, daß es ein Privatbrief sei, so habe ich ihn erbrochen, wie es mit allen Geschäftsbriefen der Fall ist; das muß meine Entschuldigung dafür sein, daß ich den Inhalt des Briefes gesehen habe, wozu mich sonst weder Neigung noch Absicht würden getrieben haben." Das war Washington's Rache.

Oberst Reed mochte beim Lesen dieser Zeilen fühlen, daß er Washington's Freundschaft für immer verloren hatte. Dieser selbst aber war großherzig genug, seinen Geheimschreiber vorerst nicht zu entlassen, ihm als Offizier bald eine andere höhere Stellung anzuweisen und in dieser ihm stets das Vertrauen zu bekunden, das seinem Talente und seiner Tapferkeit gebührte. Aber die Freundschaft und der freundschaftliche Briefwechsel, der so lange zwischen ihnen bestanden, hatte ein Ende gefunden.

General Lee gehorchte dem Befehle Washington's, der ihn in seiner bedrängten Lage

Digitized by Google

mit seinem Armeecorps zu sich berief, nicht. In dem Briefe an Reed war eine der Ursachen angegeben, warum er nicht kam. Er hoffte einen glücklichen Sonderstreich gegen Oberst Rogers auszuführen, der von den Amerikanern zu den Engländern übergegangen und von diesen mit einem Streifcorps betraut worden war. Wäre ihm dies, während Washington, von ihm verlassen, sich immer weiter vor dem Feinde, zuletzt selbst über den Delaware zurückziehen mußte, gelungen, so war seine Ernennung zum Oberbefehlshaber kaum mehr zweifelhaft. Wie er aber jetzt seinem Oberbefehlshaber aus persönlichen Rücksichten nicht gehorchte, so würde er auch, einmal selbst Oberbefehlshaber des Heeres, dem Kongreß noch weniger gehorcht haben. Derartige „entschiedene", geistreiche, abenteuerliche Köpfe, wie General Lee einer war, kennen nur Einen Gott und Ein Gebot, ihre eigene Neigung, Hoffnung oder Laune. Nach seinen Erfolgen in Virginien schrieb er an General Gates: „Entre nous, mir scheint der Kongreß zu stroucheln. Ich meine nicht bloß Einen oder ein paar von den Gäulen, sondern den ganzen Stall." Jetzt, wo er sich am Vorabend seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber glaubte, schrieb er an James Bowdoin, Präsident des Senats von Massachusetts, und klagte den Kongreß ebenso gut wie Washington der Unentschlossenheit an. „Die Dinge", setzt er hinzu, „scheinen sich in einer so wichtigen Krisis zu befinden, daß die Beschlüsse des Kongresses meiner Ansicht nach nicht mehr maßgebend für uns sein dürfen. Wir müssen den Staat den Verfügungen der Legislative zum Trotz retten. Es gibt Zeiten, wo man, um die Rettung des Staats zu verwirklichen, zum Verräther an den Gesetzen des Staats werden muß. Die gegenwärtige Krisis fordert diese muthige, tugendhafte Art des Verraths".

General Lee würde ohne Zweifel den „tugendhaften Verrath" begangen haben, die Gesetze des Staats mit Füßen zu treten und seine Gesetzgeber, wenn nöthig, mit dem Bajonette heimzutreiben. Aber die Jugend ist glücklich; das junge Amerika hatte das große Glück, von diesem „Retter", dem sein Geschick in die Hände fallen zu müssen schien, durch die Engländer selbst „errettet" zu werden. Während Washington eine Botschaft nach der andern schickte, um Lee zu veranlassen, sein Armeecorps dem Hauptheere zuzuführen, während Lee dem Sondererfolge nacheilte und das Hauptheer seinem Geschicke preisgab, fiel er in die Grube, die er seinem Oberbefehlshaber zu graben glaubte.

Am 12. Dezember 1776 stand er bei Vealton; sein Hauptquartier war eine Stunde weit von seiner Heeresabtheilung in einer Schenke zu Baskingridge. Am Abend kam ein Tory und forderte ein Luxuspferd zurück, das ein Stallknecht des Generals sich ohne Umstände zugeeignet hatte. Lee wies den Tory mit schnödem Hohne ab. Da entschloß sich der Verletzte zu einem scharfen Ritt bis ins englische Hauptquartier zu Braunschweig, wo er sich eine Dragonerschwadron ausbat und versprach, mit derselben anderen Morgens den General Lee ins englische Lager zu bringen. In der That langten die Dragoner eben bei der Schenke zu Baskingridge an, als General Lee im Schlafrock, Pantoffeln und Unterhosen nach dem Frühstück einen Brief an General Gates schrieb, in welchem es heißt: „Das sinnreiche Manöver mit Fort Washington hat das schöne Gebäude, das wir errichtet hatten, völlig aus den Angeln gerissen. Es ist nie ein so verdammter Streich vorgekommen. Entre nous, ein gewisser großer Mann ist verflucht mangelhaft. Er hat mich in eine Lage versetzt, in der ich die Wahl unter Schwierigkeiten habe. Wenn ich in der Provinz bleibe, so setze ich mich und die Armee auf's Spiel; verlasse ich sie, so ist die Provinz wohl für immer verloren."

Der Ruf: „die britische Kavalerie ist da!" riß den tapfern und so weit blickenden General aus diesem Dilemma heraus. Fünf Minuten später saß er im Schlafrock, Unterhosen und Pantoffeln auf einem Pferde, und im Fluge ging's dem englischen Hauptquartier zu. Hier war der Jubel groß, als man sah, daß man „das Palladium der Amerikaner" gefangen hatte. —

Es war Amerika's und auch Washington's guter Schutzgeist, der die Gefangenschaft Lee's herbeigeführt. Mit Einem Schlag war der Gedanke, Washington zu beseitigen, von Allen aufgegeben, die ihn gehegt hatten. Sein kluges Ausweichen schien gerechtfertigt durch

Digitized by Google

das kecke Haschen nach einem Sondererfolge, der den Nebenbuhler in's Unglück gestürzt hatte. Der Nachfolger Lee's, General Sulivan, gehorchte augenblicklich dem Befehle Washington's, und durch die Vereinigung der amerikanischen Streitkräfte ward es dem Oberfeldherrn möglich, einen Plan zu fassen, der zur Wendung in der Geschichte des Kriegs führen sollte.*)

*) Am 25 Dec. 1776 ging Washington über den Delaware, überraschte die Engländer bei Trenton, nahm drei deutsche Regimenter gefangen und schlug am 3. Jan. 1777 die Engländer bei Princeton.

Landwirthschaftliches.

Die Tauben- und Hühnerzeitung" macht darauf aufmerksam, daß man den Stubenkehricht nicht in den Hof oder auf den Mist, sondern in die für das Federvieh unzugängliche Düngergrube schütten soll, weil in dem Kehricht nicht selten Zündhölzchen vorkommen, an denen sonst das Federvieh die Phosphorköpfchen abpickt und hierdurch einen schnellen Tod findet.

Lebensphilosophie.

Dann erst sehen wir Menschen ein, was uns gefrommt, wenn wir das Guts eingebüßt, das wir gehabt. —

Der Spinne feinster Faden ist ein stärkes Seil gegen das zarte Band, das den Menschen mit irdischer Glückseligkeit verknüpft.

Verschiedenes.

In der letzten Sitzung der Akademie zu Paris hatten sich sechs Damen mit edler Dreistigkeit in die Reihen der „Vierzig" gedrängt und in sechs unsterblichen Lehnstühlen Platz genommen, so daß sechs Mitglieder des Instituts, namentlich Augier und Pensard, stehen mußten. Der Huissier ersuchte die Damen höflichst, die Plätze zu räumen. Mehrere Male vergebens. Endlich schritt der Wächter der Hausordnung zum Aeußersten; er verbeugte sich und sprach: „Mesdames, wenn Sie hier durchaus sitzen bleiben wollen, wird man Sie für Vierziger halten." (On vous croira dans les quarante.) Augenblicklich erhoben sich die Damen, welche höchstens als Zwanziger gelten wollten, und die sechs wirklichen Vierziger nahmen ihre Lehnstühle ein.

Gastronomischer Stoicismus. Peter (den Schulranzen auf dem Rücken): „Geh' ich heut in d' Schul und kann meine Sprüch' nit, so schreibt mir's der Herr Lehrer in's Büchel und ich krieg Mittag daheim keine Leberknödel z' essen. Geh' ich aber hinter d' Schul, so krieg ich morgen vom Herrn Lehrer in der Schul Schläg' und vom Vater daheim Prügel, aber ich komm doch nit um die Leberknödel. S' ist doch g'scheidter, morgen zwei Mal Schläg', als heut ein Mal keine Leberknödel. (Drückt sich um die Schule herum in den Wald.)

Gasausströmungen zu finden, hat man in Frankreich ein neues einfaches und zweckmäßiges Instrument hergestellt, welches aus einer Kautschukblase besteht, die mit der Hand gedrückt wird und an dem Drucke kundgibt, ob in der Gasleitung eine Oeffnung ist oder nicht, indem die in der Kugel enthaltene Luft durch denselben entweicht. Ein mit der Röhre in Verbindung stehender Manometer würde die Größe der Gasentweichung anzeigen. Am Ende der Gasröhre, welche man untersuchen will, angesetzt, während das andere Ende verschlossen ist, findet man sofort, ob dieselbe beschädigt ist oder nicht, hat also auch nicht mehr nöthig, die Straßenleitung ganz aufzugraben.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 23: Armbrust.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 27. Samstag, den 2. März **1861.**

Hans und Käthe.

Von P. Hebel *).

Ich weiß nur einzig Eine,
Die mir so recht gefällt!
Ach wenn ich doch das Mädel hätt',
Es ist so flink und wundernett,
So wundernett,
Ein Himmel wär' die Welt!

Wahr ist es, sie gefällt mir,
Wahr ist's, ich hätt' sie gern!
Das Mädel ist wie Milch und Blut,
Hat immer solchen frohen Muth,
Solch' frohen Muth,
Hat Augen wie zwei Stern'.

Wenn ich sie seh' von Weitem,
Gleich brennt mir das Gesicht,
Es wird mir so beklommen hier,
Die Augen steh'n voll Wasser mir,
Voll Wasser mir,
Weiß nicht, wie mir geschicht.

Am Dienstag früh beim Brunnen
Da redt sie frisch mich an:
„Komm, hilf mir, Hans! Was hast denn du?
„Es geht mit dir nicht richtig zu,
„Nicht richtig zu!" —
Ich denk' mein Lebtag dran.

Ich hätt's ihr sollen sagen;
Hätt' ich es nur gethan!
Ach wenn ich doch nur reicher wär',
Und wär' mir nicht das Herz so schwer,
Das Herz so schwer,
Es ging' vielleicht noch an.

Ach was! ich geh. Ich weiß schon,
Sie jätet jetzt Salat.
Ich sag es ihr, wenn ich nur kann,
Und sieht sie mich nicht freundlich an,
Nicht freundlich an,
Bin morgen ich Soldat.

Ein armer Kerl das bin ich,
Arm bin ich, das ist wahr;
Ein Unrecht aber that ich nicht,
Ich hab' doch auch kein schlimm Gesicht,
Kein schlimm Gesicht,
Damit hat's nicht Gefahr. —

Was knisterst da im Busche?
Was hat denn da gerauscht?
Es war, als flüstert was im Laub.
Was ist denn das? Herr Gott! ich glaub',
Ich glaub', ich glaub',
Es hat mich wer belauscht!

*) Hätte P. Hebel weiter nichts geschrieben als seine allemanischen Gedichte, so würde er doch denselben Platz in der Literatur behaupten, den ihm die Nachwelt angewiesen hat; er wäre nur alsdann dem größeren Theile der deutschen Nation unbekannt geblieben. Seine Volksschriften: der rheinische Hausfreund, das Schatzkästlein ꝛc. sind das Eigenthum Aller geworden, und nur einem kleineren Theile waren und sind seine so herrlichen und ihn gerade so hoch stellenden Gedichte im allemanischen Dialecte bekannt geworden. Die Form (der Dialect) ist das Hinderniß, warum diese Gedichte nicht über die Grenzen der literaturkundigen Welt hinaus sich verbreiten. Um dieß zu ermöglichen, versuchte es vor einigen Jahren R. Reinick, mit der größten Schonung der natürlichen Farben, diese Gedichte des allemanischen Dialects zu entkleiden und sie in hochdeutsche Sprache zu übertragen. Obiges Gedicht ist hiervon eine Probe. Die von Reinick bearbeitete Sammlung ist außerdem mit trefflichen Zeichnungen versehen.

Digitized by Google

„Da bin ich ja, da hast mich,
„Nu? willst du mich denn nicht?
„Ich hab' schon lang dich im Verdacht,
„Der Dienstag hat mir's klar gemacht,
„Ja, klar gemacht;
„Warum auch sprichst du nicht?

„Bist du nicht reich an Gelde,
„Bist du nicht reich an Gut,
„Ein treu Gemüth ist mehr als Geld,
„Kannst schaffen auch in Haus und Feld,
„In Haus und Feld,
„Und sieh, ich bin dir gut!"

Ach Käthe, ist es wirklich?
Ach Käthe, sagst du Ja?
Ich dacht', mit mir da wär' es aus,
Ich hielt' es auch nicht länger aus,
Nicht länger aus.
Ja freilich will ich, ja! —

Ein Göttinger Pereat.

(Fortsetzung.)

Spät am Abend verließen mehrere Studenten in heiterster Stimmung das Wirthshaus, wohin sie nach der so plötzlichen Beendigung des Fackelzugs gegangen waren. Das kühne Pereat! hatte ihre vollste Zustimmung gefunden und war vielfach von ihnen besprochen worden. Sie waren erfreut darüber, daß dem Satrapen von Kassel zum ersten Mal so offen und laut entgegengerufen wurde, was Millionen im Stillen über ihn dachten. Wäre es nach ihrem Wunsch gegangen, so wäre der Tyrann nun auch noch ohne eine Fenstermusik nicht davongekommen.

Auf der Weenderstraße, in der Nähe des Markts, trennten sie sich. Während die andern pfeifend oder singend ihren Weg gingen, eilte der eine von ihnen durch eine enge Gasse auf die Gronerstraße.

Er war der Lustigste gewesen. Um so mehr hätte es Jedem, der ihn jetzt hätte betrachten können, auffallen müssen, daß er mit einem Mal still wurde und seine Stirn sich zusammenzog. Er ging langsamer und wie in Gedanken, als er die Gronerstraße erreicht hatte. Erst als er sich ziemlich am Ende derselben seiner Wohnung nahte, als er zu dem Hause emporblickte und in der dritten Etage, wo er bei dem Pedell Lang wohnte, noch Licht sah, klärte sich sein Gesicht wieder auf. Andere Gedanken schienen ihn zu erfassen, denn schnell trat er auf das Haus zu und stieg pfeifend die Treppen hinauf.

Als er sein Zimmer erreicht hatte, trat ein junges, liebliches Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, die Tochter seines Wirths, bei ihm ein. Ueberrascht und erfreut zugleich eilte er ihr entgegen.

„Ich dachte es mir gleich, daß du noch nicht zur Ruhe gegangen seiest", sprach er, des Mädchens Hand erfassend. „Ich sah Licht in deinem Zimmer. Hast du wirklich auf mich gewartet?"

„Ja", erwiderte das Mädchen, seine Hand in der des Burschen, dem es sich heimlich verlobt hatte, lassend. „Vater war vor einer Stunde hier und trug mir auf, dich zu erwarten und dir mitzutheilen, daß er dich heute noch sprechen müßte."

„Dein Vater?" unterbrach sie der Bursch bestürzt. „Was will er?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete Marie.

„Wo ist er jetzt?"

„Er ist wieder fortgegangen. Er war unruhig, aufgeregt. Wahrscheinlich macht auch ihm der Vorfall von heute Abend viel zu schaffen. Warst du auch bei dem Fackelzug? Und hast doch gehört, wie Einer drei Mal Pereat! gerufen, als der König am Fenster erschienen? Es war schrecklich —"

„Nein — ja!" erwiderte der Bursch halb verwirrt. „Ja — ja, ich glaube — es gehört zu haben."

„Was hast du, Wilhelm?" fragte Marie, seine Zerstreuung bemerkend.

„Nichts — nichts! — Was sagte dein Vater? Sprach er davon?"

„Er ist nur wenige Minuten seitdem zu Haus gewesen. Die ganze Stadt spricht davon und die Polizei soll dem Rufer schon auf der Spur sein."

„Hm! Wer sagt das?" fiel der Student ein, indem er des Mädchens Arm erfaßte und sie forschend anblickte. „Wer sagt das?"

„Ich weiß es nicht mehr — Alle", erwiderte Marie. „Weßhalb bist du so aufgeregt? Weißt du, wer es ist?"

Auf der Treppe wurden jetzt Tritte vernehmbar. „Es ist mein Vater", flüsterte Marie rasch. „Er darf mich hier nicht treffen!" Schnell verließ sie das Zimmer.

Mit starren Augen blickte Wilhelm Kraus, Student der Theologie, ihr nach. Sein Herz schlug aufgeregt rasch. Er schritt einige Mal in der Stube auf und ab, um sich zu beruhigen, da trat sein Wirth, der Pedell, ein.

Wilhelm stand mit ihm auf dem besten Fuße, dennoch trat er ihm nicht ohne einiges Zögern entgegen.

„Sie haben — —" sprach er — seine Stimme stockte.

„Ich habe Sie bitten lassen, Herr Kraus, mich zu erwarten", sprach Lang. „Ich mußte Sie heute noch sprechen."

„Heute noch?" fragte Wilhelm fast unbewußt.

„Ja heute noch. Sie waren ja auch bei dem Fackelzuge?"

„Ja", erwiderte Wilhelm, durch des Pedells scharfen, forschenden Blick noch mehr beunruhigt.

„Sie haben gehört, daß ein Toller drei Mal Pereat! gerufen?"

„Hm —"

„Und Sie wissen nicht, wer es gethan hat?"

Wilhelm schwieg. Die Farbe war aus seinen Wangen gewichen, unwillkürlich schlug er die Augen nieder.

„Sie haben es gethan!" fuhr der Pedell fort. Denn Wilhelm's Verwirrung, sein Erbleichen war ihm nicht entgangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mutter.

„Wie schön Du heute Abend bist!" sagte Frank Fearing zu seiner jungen Frau, welche zu einem Balle angezogen in das Gesellschaftszimmer trat; „ich verliebe mich von Neuem in Dich. Was? kein Lächeln für Deinen verliebten Gatten und eine Thräne im Auge? Was soll das bedeuten, meine Liebe?"

Elise legte ihr schönes Gesicht auf die Schulter ihres Mannes, erblaßte und sprach: „Frank, ich habe ein seltenes, trauriges Vorgefühl eines drohenden Unglücks. Die Ursache kann ich nicht nennen. Ich habe mich bemüht, es zu verbannen, aber es verliert sich nicht. Ich war nicht Willens, mit Dir darüber zu sprechen, damit Du mich nicht für schwach und abergläubisch hältst. Frank! es ist ein nichtiges Leben, das wir führen. Wir sind einander die ganze Welt. Warum besuchen wir solche Plätze? Ein furchtbarer Schatten liegt quer über meinen Weg. Bleibe mit mir zu Hause, mein Lieber, ich wage nicht, heute Abend fortzugehen."

Frank sah sie einen Augenblick an, küßte sie dann munter und sagte:

„Der nichtswürdige Ostwind hat Dir diese Grillen heraufgejagt; Du sollst sie deßhalb nicht aufkommen lassen. — Glaubst Du, ich sei ein Ritter Blaubart, daß ich einen funkelnden Juwel, wie Du bist, einschließe? Nein, nein, Elise, ich will, daß ihn auch Andere leuchten und funkeln sehen und mich um seinen Besitz beneiden; wirf also den Mantel um, kleine Frau, und laß uns gehen!"

„Warte denn einen Augenblick," sagte Elise lächelnd und mit einem Seufzer. „Laß mich den kleinen Walter küssen, ehe ich fortgehe; er liegt so rosig und reizend in seinem Bettchen. Gehe mit, Frank, und betrachte ihn."

Mit Küssen auf Lippe, Stirne und Wangen bedeckt, schlummerte das Kind ein und der Wagen rollte durch das Thor fort auf den Ball.

Dort war ein prächtiges Schauspiel. Der Ballsaal bot ein herrliches Bild dar. Blendend weiße Nacken und Arme; die schneeigen Kleider, welche umherschwebten; Augen, welche die Diamanten übertrafen; Haarflechten, deren Glanz von der Sonne entlehnt war; wohlriechende Blumenguirlanden, unvergleichliche männliche Gestalten und edle Gesichtszüge; blitzende Lichter, eine Musik, welche das junge Blut schneller durch die Adern trieb, Alles, Alles war hier aufgeboten, um zu berauschen und zu betäuben.

Frank's junge Frau stand mitten darunter, in unvergleichlicher Schönheit, als Königin der Herzen und des Tanzes. Sie ging an dem Arm eines Bekannten während dem Walzer auf ihren Platz zurück, schwankte, wandte sich dann todtenbleich zu ihrem Gatten und sagte: „O Frank, ich kann nicht: ich fühle einen Druck hier, hier!" und sie legte ihre Hand auf das Herz und auf die Stirne.

Digitized by Google

Frank sah verdrießlich aus: er war stolz auf seine Frau, deren Schönheit von allen Anwesenden bewundert wurde. Noch nie hatte sie lieblicher ausgesehen, als in dieser Nacht. Er flüsterte ihr ins Ohr: „Elise, unterdrücke diese Schwäche um meinetwillen," und führte sie zu den Tänzern zurück. Mit befriedigtem stolzen Lächeln folgte er ihr mit den Blicken, als ihre freundliche Gestalt an ihm vorüberschwebte. Die Aufregung und Bewegung verlieh ihren Wangen eine liebliche Gluth, während von allen Seiten das Gemurmel: „Schön, sehr schön!" an ihr Ohr schlug.

„Und diese reizende Erscheinung gehört mir an," sagte Frank vor sich hin. „Ich habe sie Herzen abgerungen, Herzen, welche ihretwegen fast gebrochen wären!"

Als der Tanz vorüber war, folgte er ihr an das Fenster, ordnete mit zärtlicher Sorgfalt ihre Schärpe, als sie ihre Hand auf seinen Arm legte und mit einem unnatürlichen Glanz in den Augen sagte:

„Frank, dem kleinen Walter ist Etwas zugestoßen! Führe mich jetzt nach Hause."

„Pah! liebe Elise, Du siehst so reizend aus; ich dachte, Du hättest die Grillen hinweg getanzt. Wir bleiben noch ein wenig und dann, wenn Du durchaus willst, gehen wir."

Sie ließ sich überreden, noch zu bleiben, und ihr kleiner Fuß hüpfte wieder auf dem Boden umher. In der Pause wurde ihr Gesicht mit einem Male so schrecklich bleich, daß Frank beunruhigt an ihre Seite sprang.

„Es kostet Dich zu viel Anstrengung, Elise!" sagte er und wickelte sie zärtlich in ihren Mantel. Sie war so still und kalt wie Marmor.

Als der Wagen vor ihrem Hause hielt, schoß sie, wie eine Antilope, an Frank vorüber, und als sie das Zimmer ihres Knaben erreicht hatte, hörte er sie verzweiflungsvoll schreien: „Ich wußte es! ich sagte es Dir!" Hierauf fiel sie bewußtlos zu Boden. Das Kind war — todt.

Die Magd, in deren Obhut das Kind war, tanzte, dem Beispiel ihrer Gebieterin folgend, mit einigen Freunden im Vorzimmer. Der Knabe hatte die den Kindern so gefährliche Bräune bekommen, und allein in der stillen Dunkelheit rang das liebliche Kind mit dem „König der Schrecken".

Woher kam das traurige Gefühl, welches die schöne Stirn der Mutter umwölkte? oder der geheimnißvolle Rapport, welcher sie unwiderstehlich zu ihrem sterbenden Kinde gerufen hatte? Wer kann dies erklären?

Vier Monate war Elise krank und schwebte zwischen Tod und Leben.

Andere Kinder rufen sie jetzt wieder „Mutter", aber niemals hat sie mehr mit fliegendem Fuße die Mitternachtsstunde durchjagt. So oft diese wiederkehrt, findet sie sie in dem stillen Kreise zu Hause, wo die hilflosen Kinder sie zurückhalten. Lieber, als die Bewunderung der geputzten Menge, als Violine und Harfe ist ihr die Musik der zarten Kinderstimmen, und zärtlich führt sie den kleinen Fuß auf die frischen Waiden und die stillen Wasser der Seligkeit, gesegnet von dem Lächeln des Hirten, der da spricht: „Lasset die Kleinen zu mir kommen und wehret ihnen nicht."

Verschiedenes.

(Ländlich, sittlich!) Originell ist das Recept für grünen Salat, wie man ihn in Sevilla bereitet. Ein deutscher Reisender schreibt darüber: Der Salat ist schlecht. Man schneidet bei der Zurichtung alles Grüne weg und behält nur die Rippen. Diese sind gallenbitter; dazu nimmt man ganz ungenirt vor allen Gästen das Oel aus der Lampe, die von der Decke hängt und Nachts zur Beleuchtung des Zimmers diente. Auch alle übrigen Speisen werden mit Oel gekocht, aber es muß ranzig sein, sonst ist es für den spanischen Geschmack nicht pikant genug. Butter wird im Lande selbst nicht erzeugt; sie wird aus England bezogen und ist enorm theuer. Ausgenommen die Trauben, Orangen und Rebhühner, wenn sie nicht mit Oel gekocht sind, wüßte ich Nichts, das besonders gut wäre in Spanien, ausgenommen das Brod und — die Zündhölzchen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 28. Dienstag, den 5. März **1861.**

Ein Göttinger Pereat.

(Fortsetzung.)

„Herr Lang!" fuhr Wilhelm fast heftig auf. „Wer sagt das? Wer vermag es zu beweisen!"

„Ich!" erwiderte der Pedell ruhig, mit fester Stimme. „Ich stand von Ihnen nur wenige Schritte entfernt. Ich erkannte Ihre Stimme und sah, daß Sie gleich darauf sich hastig zwischen der aufgeregten Menge hindurchdrängten. Sagen Sie mir offen: Haben Sie es gethan oder nicht?"

Wilhelm schwieg einen Augenblick, dann erwiderte er gefaßt: „Ja! ich habe es gethan!"

„Unglücklicher, wie konnten Sie so verwegen und thöricht sein!" rief Lang. „Wissen Sie, was Ihrer wartet, wenn Sie entdeckt werden? Sie werden füsilirt! Glauben Sie mir das!"

„So mag es sein!" rief Wilhelm. „Ein deutscher Jüngling soll diese Tyrannen hoch leben lassen? Nein, ich habe das Pereat! gerufen — mit Bewußtsein, mit Absicht. Sie wissen es, nun zeigen Sie mich an. Ich gehe in den Tod!"

Die Stirn des Pedells zog sich finster in Falten. „Ich würde es thun, wenn Sie nur geringe Strafe zu erwarten hätten, die ein so leichtsinniger Streich unter gewöhnlichen Umständen verdient. Aber ich will Sie nicht unglücklich machen, und das würden Sie werden. Wer weiß noch darum, daß Sie es gethan haben?"

„Niemand."

„Keiner Ihrer Fremde?"

Kraus besann sich, wer in der Nähe stand — nur Leute vom Lande —

„Sie waren nach dem Fackelzuge mit mehreren Bekannten im Wirthshause — haben Sie nicht darüber gesprochen?"

„Gesprochen wohl —"

„Und es ahnt Niemand, daß Sie es gethan haben?"

„Niemand —"

„Die Polizei weiß, daß es ein Student gewesen ist — wer stand neben Ihnen, als Sie die Thorheit begingen?"

„Niemand — ich stand allein im Schatten eines Hauses — rings einige Bauern — Frauen und Kinder —"

„Meine Pflicht gebietet mir, Sie anzuzeigen", fuhr Lang fort — „ich will es aber nicht thun — Ihr Bruder hat Jahre lang bei mir gewohnt, Sie selbst kenne ich seit Jahren — ich will es nicht thun, um Sie und Ihre Familie nicht ins Unglück zu stürzen. Zum Glück hat die Polizei bis jetzt trotz aller Bemühungen noch keine nähere Spur entdeckt — kommt es dennoch heraus, so werde ich Amt und Brod darüber verlieren. — Guter Gott, wird denn diese Welt sich nicht endlich ändern —?"

„Von mir erfährt es nie Jemand, daß Sie darum gewußt haben", erwiderte Wilhelm, indem er des ehrlichen Lang Hand ergriff. „Ich konnte nicht anders in dem Augenblicke, als Tausende ihn hoch leben ließen, die ihn im Herzen verachten wie ich."

„Gott! Gott!" antwortete Lang. „Wie konnten Sie sich nur so hinreißen lassen! Danken Sie Ihrem Schöpfer, wenn es so vorübergeht — die Polizei bietet Alles auf, Sie zu entdecken."

„Ich werde die Stadt verlassen", warf Wilhelm ein.

„Um Himmels willen — nein! Das dürfen Sie nicht! Das könnte auffallen —

Sie müssen Alles vermeiden, was irgend einen Verdacht auf Sie werfen könnte — seien Sie vorsichtig. Ich komme täglich mit den Polizeiofficianten zusammen, kommen sie auf Ihre Spur — so werde ich Sie zeitig genug warnen — dann erst mögen Sie die Stadt verlassen und fliehen."

Wilhelm erfaßte auf's Neue bewegt seine Hand.

„Sie haben nicht verdient, daß Sie ganz straffrei ausgehen", fuhr Lang fort, „aber ich mag Sie auch nicht dem furchtbaren Zorn des Königs aussetzen. Nur seien Sie vorsichtig und unbefangen gegen Andere. Zeigen Sie keine Furcht!"

Er verließ das Zimmer.

Wilhelm hatte die Tragweite seiner That vorher nicht bedacht und erkannt. Aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab, und das Wort „füsilirt", die Militärherrschaft mit ihrem kurzen Proceßgange klang ihm immer und immer im Ohre. Er gedachte des Mädchens, das er so innig liebte, ihres Schmerzes, wenn er als Gefangener fortgeführt würde einem dunkeln Loose entgangen. In wenigen Jahren hatte er sie als sein Weib heimzuführen gehofft — seine ganze Zukunft war vernichtet, wenn er auch vielleicht nur einige Zeit im Gefängnisse zubringen mußte.

In seiner Aufregung faßte er den Entschluß, dennoch zu entfliehen. Es kam ja nur auf die vorsichtige Ausführung dieses Plans an. Seine Phantasie sah sich mit einem Fuhrwerk rasch an die preußische Grenze geführt. Er kannte einen Kutscher vor'm Thor, der ihm oft zu fröhlichen Fahrten sein Geschirr geliehen. Es war noch nicht Mitternacht. Es war noch lebhaft in den Straßen. Er vergegenwärtigte sich wohl, daß man gerade auf Die vigiliren würde, die sich entfernten. Aber es waren so viel Fremde in der Stadt — —

In nächtlicher Einsamkeit werden oft die unglücklichsten Pläne geboren. Wilhelm Kraus sah Alles fieberhaft und gespenstisch. Er steckte seine wichtigsten Sachen zu sich, schlich sich, er hatte einen Hausschlüssel, zur Treppe hin, warf noch einen Abschiedsblick auf die verschlossene Schlafkammer Mariens und war auf der Straße, die er indeß einsamer fand, als er geglaubt hatte —

Erst als er eine Patrouille von Soldaten und den Hufschlag berittener Gensdarmen hörte, besann er sich, blieb stehen und kehrte in seine Wohnung zurück. Sein Entschluß war es nun doch, lieber zu bleiben.

Der Morgen graute bereits, als er einige Ruhe fand.

(Fortsetzung folgt.)

Peking.

Die Europäer sind gewohnt, mit der Hauptstadt China's die Idee alles Glänzenden zu verbinden, wegen der Schönheit ihrer Gebäude, der Breite ihrer Straßen und wegen des lebhaften Verkehrs in ihren Mauern. Solche Illusionen müssen jedoch bei näherer Beleuchtung schwinden. Peking ist wie jede andere chinesische Stadt, oder mehr wie ein ungeheures Dorf. Die Stadt liegt auf einer großen Ebene, aber wegen der eigenthümlichen Bildung des Landes kann man sie nicht aus einiger Entfernung sehen, und Nichts zeigt, daß wir uns einer Hauptstadt nähern, ausgenommen vielleicht die Leichenzüge, denen man gelegentlich begegnet.

Die ersten Gegenstände, die das Auge des Reisenden trifft, sind die Zinnen der Mauern und die Thore mit hohen Thürmen bekrönt. Die Mauer ist von bedeutender Höhe, 35 bis 40 Fuß, und umgeben von einem Kanal, welcher sich mit dem Peiho verbindet, so daß ein Theil der Bedürfnisse, welche für die Stadt bestimmt sind, Peking in leichten Booten erreichen kann. Peking besteht aus zwei Stadttheilen, die durch eine Mauer getrennt sind: aus der Mantchou-Stadt (Zein tchäu) und der Chinesenstadt (Wai lo tchäu). In der Mitte des ersteren, umgeben von einer Mauer, ist das „kaiserliche Viertel" (Nouan tchäu), welches ausschließlich aus Gebäuden, für den Gebrauch des Kaisers und seines Gefolges bestimmt, besteht, deren Dächer mit gelben Ziegeln in der Sonne glänzen wie pures Gold. Alle diese Gebäude, Kioske und Tempel sind von Gärten umgeben, die mit Seen und künstlichen Felspartien geschmückt sind. Unter diesen ist der berühmte See der Wasserlilien, ein sumpfiger Teich, bedeckt mit der Wasserpflanze, von der er seinen Namen hat.

Der Anblick dieser Kaiserstadt war zweifelsohne großartig vor einigen Jahrhunderten,

Digitized by Google

aber jetzt ist Alles im Verfall, woran der verarmte Staatsschatz Schuld trägt. — In der Mantchou-Stadt — nicht weit von dem kaiserlichen Viertel — sind die verschiedenen Abtheilungen für das Gouvernement. Hier wohnen alle die Mantchoubeamten, und hier sind auch zwei Gebäude und zwei Kirchen der russischen Missionsgesellschaft. — Oestlich von der Mantchoustadt ist die „Hall of Examination" (Untersuchungshalle) ähnlich der in Canton, aber geräumiger; daneben sind Läden und Restaurationen, nicht besonders bemerkenswerth wegen ihrer Eleganz und Reinlichkeit. Die Hauptstraßen Pekings sind breit, breiter in der That als die anderer chinesischer Städte; aber die zahlreichen Krambuden, die darin errichtet sind, lassen wenig freien Raum. Die Straßen sind ungepflastert und die Gäßchen eng. Während des Herbstes, Winters und Frühjahrs ist der Staub eine Quelle großer Unannehmlichkeiten, und in der Regenzeit sind die Straßen fast ungangbar, denn was die Reinhaltung derselben betrifft, so ist diese gänzlich à la chinoise; aller Abfall wird auf den Weg geworfen und erfüllt die Luft mit Miasmen. Der andere Stadttheil, die „Chinesenstadt", größtentheils aus Läden bestehend, hat noch weit weniger Anziehendes. Hier jedoch findet man die einzige Straße, die mit Granitblöcken gepflastert ist, sie führt von dem kaiserlichen Palaste zu den Tempeln des Himmels und des Ackerbaues südlich von der Stadt. Diese Tempel sind große Niederlassungen, aus mehreren Gebäuden bestehend, die auch von Mauern umgeben sind.

Der Reisende, der Peking besucht, wird sich besonders eigenthümlich berührt fühlen von dem gänzlichen Mangel an regem Leben und Treiben in den Straßen. Man glaubt, daß Peking sich jetzt nicht mehr als einer Million Einwohner rühmen darf, da so viele aus der Stadt vertrieben worden sind durch die steigende Theuerung der Lebensmittel. Ein schreckliches Schauspiel für den Fremden sind die Bettler, welche theilweise ganz unbekleidet, mit entsetzlichen Krankheiten behaftet, ihre elenden Existenzmittel aus dem Mist und Unrath der Straßen hervorsuchen. Diese Bettler stehen unter der Aufsicht eines Beamten und dürfen nicht in der Stadt schlafen.

Der merkwürdigste Platz um Peking ist der Hai Dian, die Residenz des Bagdochan (Seiner Majestät des Kaisers), welche ungefähr sieben Meilen von der Stadt liegt. Der Kaiser erscheint nur bei Gelegenheit großer Feste oder Opfer in der Stadt. Zwei Wege führen zu dieser Residenz: einer von ihnen ist in erträglich gutem Zustand und bietet am Morgen eine belebte Scene. Hohe Beamte mit ihrem Gefolge kommen oder gehen von und zu dem Palaste, eine Menge von geputzten Bedienten und Equipagen bekunden die Gegenwart des Hofes. Rings um den Palast sind große Gärten, welche, obgleich besser gepflegt als in andern Theilen der Hauptstadt, doch die gewöhnliche Vernachlässigung zeigen. Hohe Mauern umgeben das Ganze.

Noch weiter westlich liegen eine Reihe von Bergen, deren Spitzen mit Tempeln mehr oder weniger malerisch gekrönt sind, und hier sowohl als in einer andern Bergkette, die sich nordwärts erstreckt, verbringen die russischen Missionäre einen Theil ihres Sommers und Herbstes, um sich einer reineren Luft zu erfreuen. Sieben Meilen südlich von der Stadt ist ein großer Hirschpark, der dem Kaiser gehört, ungefähr 26 Meilen im Umkreis und auch von einer hohen Mauer umschlossen. Darin sind Paläste und Dörfer, deren Bewohner mit der Pflege der Thiere beauftragt sind. Achtzehn Meilen nördlich von der Stadt ist eine Mineralquelle mit einem großen Garten und einem kaiserlichen Palaste, früher der Wohnplatz des Kaisers Kanfi — aber jetzt ganz in Trümmern.

Die Bevölkerung Pekings nun endlich, obgleich lange an die Gegenwart der Russen gewöhnt, ist doch im Allgemeinen den Fremden nicht sehr gewogen, da die Beamten ihr Möglichstes thun, um ein feindliches Gefühl einzuschärfen. Auf dem Lande ringsum sind jedoch die Bewohner im Gegentheil friedlich, gutmüthig und fleißig. Die Minister und Räthe regieren das Land ohne Beschränkung; Nichts kommt vor den Kaiser, als durch ihre Hände, und in einer Form, wie es am besten ihren Absichten dient. Seine Majestät selbst ist 30 Jahre alt, kränklich und verläßt selten seinen Harem. In diesem Augenblick sind die Würdenträger des Hofes, die sich der

Digitized by Google

größten Gunst zu erfreuen haben, der mongolische Prinz Sou, der Anführer der Truppen bei Pechili; der Prinz Ojan, Großmeister der Polizei (ein Rang gleichbedeutend mit Generalgouverneur), und sein Bruder Sou, Chef des Finanzwesens.

Die kaiserliche Gesandtschaft von Rußland kam voriges Jahr den 28. Juni nach Peking, wo sie die Gesandten der andern Mächte, für welche schon Wohnungen bereitet waren, zu finden glaubte. Nachdem sie elf Monate dort geblieben, sich ungestörter Freiheit erfreut hatte, verließ sie die Hauptstadt am 28. Mai, erreichte die Seeküste in vier Tagen und schiffte sich nach Schanghai in Petang ein.

Gemeinschädliches.

In der „Didaskalia" steht zu lesen: Wenn in den Mannichfaltigkeiten der „Didaskalia" einige Tropfen Bittermandelöl als Zusatz zum Leberthran anempfohlen werden, um diesem den üblen Geschmack zu benehmen, so trifft den Empfehlenden der Vorwurf grober Ignoranz und gewissenlosen Leichtsinns, da das Bittermandelöl stark blausäurehaltig ist, und seine innerliche Anwendung insbesondere bei Unerwachsenen, welche am meisten Leberthran nehmen, von den nachtheiligsten Folgen für Gesundheit und Leben ist.

Denksprüche.

Gleich zu sein unter Gleichen,
Das läßt sich schwer erreichen:
Du müßtest ohne Verdrießen
Wie der Schlechteste zu sein dich entschließen.

Güter vermag das Geschick dem verächtlichsten Manne zu geben;
Aber die Tugend, o Mensch, folget nur Wenigen nach.

Verschiedenes.

An einem der letzten Abende wurde einem Frankfurter Arzt, der sich ungewöhnlich früh aus seinem Colleg nach Hause zu begeben im Begriff stand, beim Eintritt in die Hausthüre von oben herab zugelispelt: „Bist du es?" Als der Arzt aus Neugierde dachte, was diese Frage zu bedeuten habe, wurde ein Paketchen mittelst einer Schnur aus dem obern Stockwerk herabgelassen. Der Arzt begab sich wieder in das so eben von ihm verlassene, ganz in der Nähe seiner Wohnung befindliche Colleg zurück, um den Inhalt des Pakets zu untersuchen. Es enthielt einen halben gebratenen Hahn. Bei seiner Nachhausekunft machte ihm seine Gemahlin die betrübende Mittheilung, daß die im Hause dienende Magd erklärt habe, wie die Katze den für den Herrn Doctor bestimmten Braten gefressen, weßhalb man aus einer Restauration schnell etwas Anderes geholt habe. Der den richtigen Sachverhalt sogleich überschauende Arzt beschwichtigte unter Vorzeigung seiner Beute die besorgte Gattin mit den Worten: „Sei nur ruhig, Kind, die Katze hat mir den Hahn selbst gebracht!"

(Geistesgegenwart) Der kürzlich in Ulm verstorbene Professor Tafel, in den weitesten Kreisen durch seine Uebersetzung der Classiker (Tafel, Osiander und Schwab), und im engeren Kreise durch seinen beißenden Witz bekannt, machte sehr frühe sein Professorats-Examen. Einer der Examinatoren hielt es deßhalb für seine Pflicht, den jugendlichen Candidaten tüchtig zu schrauben. Immer schwieriger und spezieller stellte er seine Fragen, die sich auf die Pässe des Hämusgebirges bezogen. Endlich stockt Tafel einen Augenblick. Höhnisch, und wie er meint, witzig, fragte der Oberstudienrath: „Nicht wahr, Herr Candidat, jetzt steht der Ochs am Berg?" „Entschuldigen Sie, ich bin kein Berg", entgegnete Tafel; und nun beantwortete er die Frage so umfassend und detaillirt, daß der Herr Oberstudienrath, der seine Gründe hatte, sich nicht in's Einzelne tiefer einzulassen, herzlich froh war, von dem ihm ebenso an Gelehrsamkeit, wie Witz Ueberlegenen nur wieder loszukommen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 29. Donnerstag, den 7. März **1861.**

Ein Göttinger Pereat.

(Fortsetzung.)

Der König hatte am folgenden Morgen in erbittertster Stimmung die Stadt verlassen, nachdem er dem Präfecten noch ein Mal eingeschärft, den Schuldigen zu entdecken.

Tage waren seitdem schon wieder verflossen; man sprach in der Stadt kaum noch von dem Pereat. Desto mehr wurde es in den Zeitungen ausgebeutet; die Polizei setzte, wie Wilhelm durch Lang erfuhr, ihre Nachforschungen im Stillen noch mit demselben Eifer fort — es galt, des Königs Willen zu vollziehen. Eine auf den Schuldigen führende Spur war noch immer nicht gefunden, und als ein Tag nach dem andern hinschwand, dachte Wilhelm zuletzt selbst nicht mehr an Gefahr; es hob ihn wieder, daß er dem Tyrannen ein lautes Pereat! entgegengerufen. Auch Lang's Besorgnisse waren geschwunden.

Da war Wilhelm plötzlich eines Tages verschwunden. Es fiel Lang am ersten Tage nicht auf, er konnte mit einigen Freunden irgend eine Fahrt unternommen haben und länger ausbleiben, als von Anfang seine Absicht gewesen war. Als er indeß auch die zweite Nacht und den zweiten Tag nicht heimkehrte, als seine Freunde ihn gleichfalls vermißten und aufzusuchen kamen, als Niemand von Allen wußte, wo er sein könnte, stieg eine bange Ahnung in Lang auf — er war entweder geflohen oder doch noch von der Polizei entdeckt und heimlich festgenommen worden. Und diese Befürchtung durfte er nicht einmal aussprechen, wenn er sich nicht selbst in Verdacht und wegen seiner Mitwissenschaft in Gefahr bringen wollte!

Selbst gegen Marie, die ihre Angst und ihren Schmerz nicht länger zu verbergen vermochte und ihrem Vater gestand, daß sie sich mit Wilhelm Kraus im Geheimen versprochen, durfte er seine Befürchtung nicht erwähnen. Ein doppeltes Interesse knüpfte ihn jetzt an den Verschollenen.

Vergebens bemühte er sich, von den Polizeiofficianten unter der Hand irgend eine Aufklärung zu erhalten. Er machte endlich von Wilhelm's Verschwinden Anzeige und ward sogar in seiner Vermuthung irre, als er bemerkte, daß auch die Polizei sich Mühe gab, den Verschwundenen aufzufinden. Die ganze Stadt sprach davon.

Lang hatte an Wilhelm's Aeltern geschrieben — vielleicht war er zu denen gereist. Sie schrieben bestürzt zurück, daß sie nicht wüßten, wo er sei, und wenige Tage darauf kam sein Vater selbst, um Nachforschungen anzustellen.

Eine Flucht war nicht zu vermuthen, Nichts deutete darauf; er hatte nicht einmal sein Geld mitgenommen. Man sprach von Selbstmord, aber nicht der geringste Grund, kein Anzeichen dazu lag vor. Er war im Gegentheil die letzten Tage vorher besonders heiter gewesen und am letzten Nachmittage hatte Marie noch mit ihm gesprochen, ohne das geringste Auffällige in seinem Wesen zu bemerken.

Es war nur ein Unglück oder ein Verbrechen oder der Fall zu vermuthen, den Lang befürchtete, an den Niemand freilich zu denken vermochte — daß die geheime Polizei ihn in aller Stille aufgehoben.

Gegen Wilhelm's Vater sprach Lang diese Befürchtung aus, indem er ihm Alles mittheilte. Sie reisten zusammen nach Kassel, vielleicht gelang es ihnen dort, die Spur

Digitized by Google

des Verschwundenen zu entdecken. Tagelange Bemühungen und die sorgfältigsten Nachforschungen blieben ohne Erfolg.

Lang selbst gewann wieder den Gedanken an ein Unglück oder Verbrechen, aber auch in dieser Beziehung war die Polizei bereits thätig gewesen, ohne das Geringste zu entdecken. Aufrufe in öffentlichen Blättern blieben ohne Erfolg.

Dieses plötzliche, unerklärbare Verschwinden machte das größte Aufsehen und setzte die Stadt wieder in eine gewisse Aufregung, die sich steigerte, je mehr vergebliche Bemühungen zur Auffindung des Entschwundenen gemacht wurden.

Es blieb ein Räthsel. Aber auch diesen Vorfall fing man an zu vergessen, als Wochen und Monden vergingen, ohne daß man von dem Entschwundenen das Geringste erfuhr.

Wilhelm Kraus befand sich aber in der That in Kassel — als Gefangener — —

(Fortsetzung folgt.)

Louis Napoleon und Louis Philipp.

Die zu Gent erscheinende Zeitung „Le bien public", enthält einen Brief aus Paris, der verschiedene Einzelheiten aus dem früheren Leben Napoleon's III. bringt. Die Redaction des Genter Blattes steht für die Glaubwürdigkeit ihres Correspondenten ein. Der Brief ist datirt vom 19. Februar.

Sie kennen den leidenschaftlichen und thätigen Antheil, welchen der Prinz Ludwig Bonaparte 1831 an dem Aufstande der Romagna gegen Gregor XVI. nahm, wie er ferner damals durch seinen Eifer den widerwilligen älteren Bruder zum gleichen Eintritt in die Reihen der Romagnolen zwang, wie dieser ältere Bruder den Beschwerden des Feldzuges unterlag und durch seinen Tod zu Forli dem jüngeren die Ansprüche hinterließ, die sich auf das bekannte Senatusconsult von 1804 bauen ließen. Nach der Zersprengung der Aufständischen floh Ludwig Bonaparte in die römischen Staaten. Da es ihm nicht glückte, weder auf toskanisches noch auf neapolitanisches Gebiet zu kommen, suchte er Zuflucht bei einem Bischof, dem er seinen Namen nannte. In Italien, wenigstens im damaligen Kirchenstaate, hatten die Häuser der Bischöfe noch das Asylrecht, wie die Kirchen selbst. Es war der Erzbischof von Spoleto, der sich des Flüchtlings annahm, ihn mehrere Tage bei sich behielt und dann selber nach Rom ging, um von dem Papste Gregor XVI. einen Paß für seinen Schützling zu erbitten. Gregor XVI. schlug die Bitte ab. Der Erzbischof indessen ließ nicht nach, bis er zuletzt durchdrang. Der Papst Gregor gewährte den Paß, und der Flüchtling eilte nun sicher über die Grenze. Dieser Erzbischof von Spoleto hieß Mastai. Man kennt ihn heute unter dem Namen: Pius IX.

Ludwig Bonaparte ging nach der Schweiz zu seiner Mutter Hortense. Von dort aus begaben sich Beide, ungeachtet des Gesetzes von 1816, heimlich nach Paris, um ihre Freunde zu besuchen und einige Forderungen an den königlichen Schatz geltend zu machen. Sie stiegen unter falschem Namen ab in der Rue de la Paix, im Hotel de Hollande. Damals regierte Ludwig Philipp, es war gegen das Ende des Winters 1832. Casimir Perier war Premierminister. Die Königin Hortense erinnerte sich einer alten Bekanntschaft von Holland her, des Herrn v. Houdetot, der damals Flügeladjutant des Königs war. Sie schrieb ihm sofort nach ihrer Ankunft die Bitte, zu ihr zu kommen. Houdetot eilte herbei. Er fand die Frau sehr besorgt über das Geschick, welches ihr und ihrem Sohne aus dem Gesetze von 1816 erwachsen könne. Sie sprach ihm den Wunsch aus, einen Paß zu erhalten, ferner die Erlaubniß zu einem Aufenthalte in den pyrenäischen Bädern, und zuletzt einer Beihilfe; denn die Verhältnisse für die Beiden waren sehr knapp.

Der Oberst Houdetot eröffnete Alles dem König Ludwig Philipp. Dieser stellte der Hortense durch Houdetot sofort 30,000 Franken zu, mit dem Hinzufügen, daß er für alle Gefahr einstehe, sowohl für sie wie für ihren Sohn. Er ließ sie ferner bitten, den Abend im Palais-royal zuzubringen, wo er mit der Königin und seiner Schwester sie in dem Zimmer des Obersten Houdetot empfangen werde. Hortense nahm an; doch kam sie allein, weil ihr Sohn inzwischen von einem Fieber befallen sei. Der Besuch dauerte lange. Hortense kehrte sehr erfreut zurück, denn sie

Digitized by Google

hatte Alles erreicht: ungehinderten Aufenthalt, beträchtliche Geldsummen und andere sehr angenehme Beweise der Sympathie des Königs Ludwig Philipp und seiner beiden Damen. Es war Mitternacht, als Hortense heimkehrte.

Am folgenden Morgen war Ministerrath. Indem Ludwig Philipp sich niederließ, fragte er: „Nun, meine Herren, was Neues?" — „Sire," sagte Soult, der damalige Kriegsminister, „ich weiß für gewiß, daß die Königin Hortense und ihr Sohn incognito durch Südfrankreich gereist sind und in Marseille ein Schiff nach Malta bestiegen haben." — „Meinen Sie?" erwiderte der König lächelnd. — „Es ist ganz sicher," wiederholte Soult. Dann begann Casimir Perier: „Sire, meine Erkundigungen sind umständlicher und bestimmter als diejenigen des Marschalls. Die Königin Hortense mit ihrem Sohn ist hier in Paris, sie wohnt Rue de la Paix, Hotel de Hollande. Der Oberst Houdetot hat ihr im Namen Ew. Majestät 30,000 Franken gebracht. Dann ist sie gestern Abend hier gewesen, und Ew. Majestät haben ihr sicheres Geleit für sie und ihren Sohn und Aufenthalt in den Pyrenäen zugesagt." — „Das ist doch stark," entgegnete der König. „Es ist Alles richtig, ich habe Nichts hinzuzusetzen, mein lieber Perier." — „Nein, Sire," entgegnete Perier; „aber ich habe noch Etwas hinzuzufügen. Der Sohn der Königin Hortense war nicht mit hier." — „Nein, er war leidend." — „Das ist ein Irrthum. In derselben Stunde, wo seine Mutter sich hier bei Ew. Majestät befand, war er für seine Person in einer geheimen Zusammenkunft, in Rue basse du Rempart. Dort befanden sich mit ihm Blanqui, Raspail, Alibaud und Andere, und man complottirte über den Sturz Ew. Majestät."

Ludwig Philipp und der Ministerrath staunten. Endlich fragte der König: „Und der Beweis?" — „Hier," erwiederte Perier. „Es ist das Protocoll der geheimen Sitzung, wie es mir durch eines der Mitglieder (Blanqui) überliefert ist." — Der König las und war sehr bestürzt. Aber er hielt sich gebunden durch sein Wort, das er der Königin Hortense gegeben, zumal da diese vielleicht von dem Benehmen ihres Sohnes Nichts wußte. Wenige Wochen später, im April 1832, erklärte Casimir Perier der Deputirtenkammer, daß Hortense und ihr Sohn durch Paris gekommen, daß das Gesetz von 1816 verletzt sei, daß jedoch das Cabinet mit dem König sich das zum Ruhm anrechne. Die Kammer stimmte bei.

Sechzehn Jahre später, im Monat Juni 1848, kam Houdetot von Claremont zurück, wo er seinen alten Herrn besucht. Auf demselben Dampfer befand sich mit ihm auch Ludwig Napoleon, der nach Paris reiste. Sie begegneten einander wiederholt auf dem Verdeck; aber Houdetot schien den Prinzen nicht mehr zu kennen. Endlich fing dieser an: „Sie kennen mich also nicht wieder, Herr Houdetot?" — „Ganz wohl thue ich das," erwiderte trocken der General. — „Nun, dann begreife ich nicht, daß . . ." — „Herr," sagte ihm Houdetot, „Sie werden sich noch des Abends erinnern, wo ich die Ehre hatte, die Königin Hortense zu dem König Ludwig Philipp zu führen. Sie ließen damals sich entschuldigen, weil Sie leidend seien; allein wo waren Sie in derselben Stunde, mein Herr? — Ich habe es am folgenden Tage erfahren. Habe ich nun ferner noch nöthig, Ihnen zu sagen, warum ich Sie nicht kenne?" Houdetot wandte den Rücken und ging.

Landwirthschaftliches.

Schon mehrmals hörte ich in jüngster Zeit, daß man die von den Hasen geschälten Stämmchen, um sie von ihren Wunden zu heilen oder sie vor gänzlichem Verderben zu retten, mit Baumwachs oder Pech bestreichen müsse; allein ich habe hierüber Erfahrung gemacht und rathe weder das Eine noch das Andere an. Diese Substanzen setzen sich nämlich sehr fest auf dem Holze an, und es kann sich folglich darunter keine neue Rinde bilden. Besser und einfacher ist folgendes alte und bewährte Mittel: Man nehme Lehm, mische ihn mit etwas Kuhmist, trage dies sodann auf und umwickle es mit einer Binde. Auf diese Art wird sich der beschädigte Theil wieder mit einer neuen Rinde umziehen und das Bäumchen wird inzwischen in seinem inneren Wachsthum nicht gehemmt. Rüssingen, im Februar 1861.

Jacob Lauermann.

Digitized by Google

Denksprüche.

Furcht vor dem Tode lag' ab, denn thöricht muß es erscheinen,
Wenn zum Leben die Lust Angst vor dem Tode uns stört.

Viel lernen, wenig nützen, viel wissen, sich nicht kennen,
Mag man mit gutem Grunde die größte Thorheit nennen.

Verschiedenes.

Die kürzlich verstorbene Königin Desideria (Wittwe Bernadotte's,) in deren Nachlaß sich unter andern eine sehr große und schöne Sammlung lebender Vögel, zumal Singvögel, vorfand, hatte in ihrem Testament derjenigen Person, welche sich der Pflege dieser Thiere für die Dauer annehmen würde, einen Jahrgehalt von 1500 Rdlr. ausgesetzt. Dennoch ließ sich Niemand dazu bereit finden, und nachdem auch dem Leibarzt der Königin, Liljevalch, die Sammlung vergebens angeboten worden war, übernahm endlich die Königin Josephine, die Wittwe König Oskars, die Erfüllung dieser Liebespflicht gegen ihre Schwiegermutter.

In Spanien, so erzählt ein deutscher Reisender, ist die Bettelei so groß, daß man sich gar keine Vorstellung machen kann. Wenn du auf der Straße gehst, strecken Hunderte die Hände nach dir aus und du kannst in die Lage kommen, dich durch Hände und Hüte, welche dir entgegengehalten werden, förmlich durchwinden zu müssen. Du bist vor Niemanden sicher, daß er dich nicht anbettelt, außer vor dem, der zu Pferde sitzt; die auf Eseln reiten, betteln auch noch.

Zur Zeit der ersten französischen Revolution hatte der Kurfürst von Köln das Politisiren an öffentlichen Orten verboten. Einem Bierclub in einem Wirthshause fiel dies Verbot besonders schwer. Gleichen wir nicht dem dummen Thier? rief grimmig ein Gast aus, nachdem wieder ein Abend in trübseliger Stille sich hingeschleppt hatte; wir essen, wir trinken und reden nicht! Ich zweifle, entgegnete der witzige Wirth: die Thiere — zahlen nicht.

Dreisilbige Charade.

1. 2.

Wo man mich hört, da laß' dich nieder,
Dein Herz wird froh und heiter sein,
Und in dem Kreise deiner Brüder
Wird Einigkeit sich stellen ein.

Denn ich bin eine Gottesgabe,
Die jedes kranke Herz erquickt,
Und selbst der Greis an seinem Stabe
Wird jugendlich durch mich entzückt.

Die bösen Geister treib' ich ferne,
Wie selbst es in der Bibel steht.
Drum wo ich bin, da weile gerne,
Weil da mein sanfter Flügel weht.

3.

In mir findst du die großen Lehren,
Die führen dich zum Himmel an,
Und glücklich Die, die mich begehren
Und wenden mich nach Vorschrift an.

Das Ganze.

Und doch, mein Freund, in neusten Zeiten
Liegt's Ganze nun im argen Streit,
Weil Menschen nicht den Zwang gern leiden,
So opponirt man weit und breit.

Weil, wie die Opponenten sagen:
Wie es gebräuchlich in der Welt,
Man nicht gestellt zuvor die Fragen:
Ob's Ganze auch dem Volk gefällt.

Elmstein. B . . . .

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 30. Samstag, den 9. März **1861.**

Mein Herr.

Ich diene einem strengen Herrn,
Der hält mich kurz und knapp.
Wohl Vieles thät' und hätt' ich gern,
Doch schlägt er's rund mir ab.

Zu dem, was schier das Herz mir bricht,
Was Zwang und Müh' nur kann,
Und mag ich tausend Mal auch nicht,
Hält oft er scharf mich an.

Darin, daß sein Gebot vollbracht,
Besteht mein ganzer Lohn.
Hielt' er bei mir nicht scharfe Wacht,
Ich lief' ihm längst davon.

Manch Diener thut ganz ungescheut
Blos, was ihm selber recht;
Mit seinem Herrn im steten Streit'
Wird leicht zum Herrn der Knecht.

Ging's, wie's in anderm Haushalt geht,
Auch bunt in unserm zu,
Da ließ' mein Herr mir früh und spät,
Und Tag und Nacht nicht Ruh.

Straft nur mit leisem Vorwurf' er,
Dringt's schon durch Mark und Bein,
Und beugt, beschämt und kränkt mich mehr,
Als schrie' und schlüg' er drein.

Gewissen ist des Herren Nam',
Mein Busen ist sein Haus;
Und bin ich ihm oft noch so gram,
— Ich hoff', er zieht nie aus.

Ein Göttinger Pereat.

2.

(Fortsetzung.)

An jenem Abend, als Wilhelm hatte entfliehen wollen, verrieth er sich. Die ausgesandten Wächter der geheimen Polizei statteten Bericht über Jeden ab, der in jener Nacht allein oder in irgend einer verdächtigen Bewegung betroffen wurde. Man hatte gesehen, daß er vor dem Vorüberziehen einer Patrouille stutzte und seinen Weg änderte. Mancher Andere mochte schon für ihn genommen und auf strengste Art inquirirt worden sein. In aller Stille mehrten sich die Erkennungszeichen seiner Person, und so war er an jenem Tage, wo er zum letzten Male mit Marie gesprochen hatte, sorglos vor dem Thore spazieren gegangen. Dem Gedanken an die Geliebte und seine Zukunft hingegeben, hatte er sich weiter von der Stadt entfernt, als seine Absicht gewesen. Der Abend war hereingebrochen. Da wurde er plötzlich von drei Männern überfallen. Mit der Kraft und dem Muthe der Verzweiflung hatte er sich ihnen widersetzt, er wurde indeß niedergeworfen, gefesselt und selbst verhindert, um Hilfe zu rufen, da man ihm den Mund mit einem Tuche verstopfte.

Einer der Männer, in denen er Polizeiofficianten erkannt hatte, war zur Stadt geeilt und bald darauf mit dem Wagen des Präfecten zurückgekehrt. Er wurde hineingeschafft und mit größter Hast nach Kassel gebracht. Noch ehe der Tag angebrochen, hatte er das Gefängniß bereits betreten.

Nach einigen Tagen hatte ihn ein Militärauditeur im Gefängnisse selbst verhört.

Digitized by Google

Er hatte seine That nicht geleugnet, es würde ihm auch wenig geholfen haben.

Bei diesem einen Verhöre war es geblieben. Keines Menschen Stimme hatte er seit jener Stunde wieder vernommen. Jérôme's Zorn schien das Pereat! ihm zurückzurufen und an ihm selbst in bitterster Weise wahr machen zu wollen. Wilhelm ging von Tag zu Tag geistig und körperlich mehr und mehr in dem Gefängnisse unter. In Verzweiflung hatte er oft den Entschluß gefaßt, sich selbst das Leben zu nehmen. Er brauchte nur den Krug, in dem ihm täglich Wasser gebracht wurde, zu zerschlagen und mit den Scherben desselben sich die Pulsader aufzureißen, aber die Lebenslust klammert sich an die kleinste Hoffnung und richtet sich an ihr wieder auf. Noch hatte er ja keinen Urtheilsspruch vernommen — er konnte ja bald seine Freiheit wieder erlangen! Hierauf hoffte er, obschon Wochen und Monden hingingen und er keinen Urtheilsspruch vernahm. Er hoffte von Hieronymus keine Gnade; er sah voraus, daß sein Zorn die härteste Strafe, welche auf seinem Vergehen stand, auswählen werde — er hatte für das leichtsinnig gerufene Wort bereits genug gebüßt, Schlimmeres konnte ihn unmöglich noch treffen.

An solchen Gedanken richtete sich sein Hoffen auf.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleons Winterfeldzug in Rußland.

Sir Robert Wilson, dessen Buch wir die nachstehenden interessanten Thatsachen entnehmen, begleitete während des ersten russisch-französischen Kriegs das russische Hauptquartier als britischer Commissär, in welcher Eigenschaft er nach dem Frieden von Tilsit mit Depeschen nach England geschickt wurde. Später diente er unter Wellington in Spanien, wo er sich schnell bis zum Brigadegeneral emporschwang. Im Frühjahr 1812 ging er als Mitglied der Gesandtschaft Liston's nach Konstantinopel, von wo er in besonderem Auftrage nach St. Petersburg geschickt wurde. Um diese Zeit war Rußland in vollem Kriege mit Frankreich begriffen und Sir Robert Wilson's Aufgabe bestand darin, zwischen der Pforte und Rußland einen Frieden zu vermitteln, welcher diesem letzteren gestattete, seine gesammten Streitkräfte gegen Frankreich zu verwenden. Sein Weg nach Rußlands Hauptstadt führt ihn mitten durch das russische Heer, dessen Offiziere er in dem Zustande halber Empörung findet, weil sie ihrem General Barklay de Tolly mißtrauen und fürchten, derselbe möge sich nicht schlagen, sondern sinne auf einen entehrenden Frieden, da er vor den Franzosen zurückweicht. Die Häupter der russischen Armee betrauten nun Sir Wilson mit einer Botschaft an ihren Souverän, des Inhalts, daß, wenn irgend ein Befehl von St. Petersburg käme, die Feindseligkeiten einzustellen und die Eindringlinge als Freunde zu behandeln, so würden sie ihn nicht als des Kaisers wahren Wunsch betrachten, sondern als demselben durch Gewalt oder Betrug abgepreßt, und die Armee in ihren Feindseligkeiten fortfahren, bis die Franzosen über die Grenzen des Landes hinausgeschlagen wären. Sir Wilson übernahm den heiklen Auftrag und seine Schilderung der Unzufriedenheit des Heeres mit Barklay's Unentschiedenheit und Rückzug hatte den Erfolg, daß der Kaiser sofort den Marschall Kutusow zum Oberfeldherrn ernannte. Hierauf nun rückte Sir Wilson mit der zweiten Hälfte seines Auftrags heraus, mit dem Beschluß der Offiziere nämlich, die Entscheidung über Krieg und Frieden in ihre Hand zu nehmen und nicht eher zu ruhen, als bis der Feind aus dem Lande getrieben wäre. Der Kaiser war zuerst verlegen, kam aber bald wieder zu sich, ergriff Wilson's Hand und sagte, nachdem er ihn auf Stirn und Wangen geküßt hatte: „Sie sind der Einzige, von dem ich eine solche Mittheilung anzuhören im Stande bin. Im vorigen Kriege haben Sie mir Ihre Anhänglichkeit durch Ihre Dienste bewiesen und sich dadurch meines unumschränkten Vertrauens werth gemacht.“ Am Tage darauf ertheilte der Kaiser wörtlich folgende Antwort: „Eh bien, Monsieur l'ambassadeur des rebelles. Ich habe ernstlich nachgedacht. Sie sollen dem Heere meine Versicherung bringen, daß ich entschlossen bin, den Krieg gegen Napoleon fortzusetzen, so lange sich noch ein bewaffneter Franzose innerhalb unserer Grenze befindet.“ Bei einer

Digitized by Google

andern Gelegenheit äußerte er, daß er lieber seinen Bart bis zum Gürtel wachsen lassen und Kartoffeln in Sibirien essen wollte, als mit der französischen Armee Waffenstillstand oder Frieden schließen. Seitdem war der englische General oft Vermittler zwischen Kaiser und Heer und hatte mithin auf seinen häufigen Gängen zwischen dem Hofe und dem Hauptquartier Gelegenheit genug, die Ereignisse dieses ewig denkwürdigen Krieges von russischer Seite her genau zu beobachten.

Wie der Krieg begann, ist hier eigentlich gleichgiltig. Für Napoleon war es ein Ding der Unmöglichkeit, auf die Dauer Bundesgenossen zu haben. In seinen Augen war Bundesgenossenschaft gleichbedeutend mit Unterwerfung, und jede Nation, die zu stolz zu dieser war, hatte für ihre Selbständigkeit zu kämpfen. Wir übergehen deßhalb die von Rußland betonten Klagepunkte, daß Napoleon Holland, die Hansestädte und Oldenburg dem französischen Reich einverleibt hatte. Ebenso mag nur beiläufig Napoleons Eifersucht auf Rußlands wachsenden Einfluß auf Europa berührt werden, eine Eifersucht, die vielleicht nicht frei von persönlicher Verbitterung war, da ihm die Hand der Großfürstin Anna verweigert worden, die er als ein Unterpfand des Bündnisses zwischen beiden Kaiserreichen verlangt hatte. Von diesen Gründen abgesehen, ist es kaum zu bezweifeln, daß Napoleons letzter Zweck dieses zweiten russischen Krieges auf England gerichtet war. Der erste russische Krieg war mit dem Friedensschlusse von Friedland beendet worden, welcher ein russisch-französisches Bündniß gegen England errichtete.

Auf diese seine Absichten gegen England deutet Napoleon zu Anfang des zweiten russischen Feldzuges in seiner Ansprache an das Heer. „Soldaten!" sagte er, „der zweite polnische Krieg hat begonnen. Der erste endete mit Friedland; und zu Tilsit gelobte Rußland Frankreich eine ewige Allianz und Krieg gegen die Engländer. Es bricht jetzt seine Versprechungen," und der Kaiser war entschlossen, ihnen Achtung zu verschaffen. Er hoffte, es würde ein Friede zu Stande kommen und demselben ein neues Bündniß zur Zerstörung Englands folgen. Nach der Schlacht bei Krasnoi wurde einer der Wagen Napoleons erbeutet und darin fand man Karten, nicht nur von Rußland und der Türkei, sondern auch von Mittelasien und Indien; denn der französische Kaiser beabsichtigte den Einfall in Hindostan, als einen der Friedensartikel in einem Schutz- und Trutzbündnisse mit Alexander. „England," sagte der russische Kaiser, „schuldet mir einen größeren Dienst, als es sich einbildet; denn dadurch, daß ich den Frieden verwarf, sind vielleicht seine ostindischen Besitzungen bewahrt geblieben."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Eine Milchkuh, die daran gewöhnt war, täglich zwei Mal mit Striegel und Bürste geputzt zu werden, wurde zum Zwecke eines Versuchs innerhalb 14 Tagen gar nicht geputzt. Die Milchmenge betrug während dieser Zeit 11 Maas Milch weniger, als in 14 Tagen vorher, obwohl die Fütterung und die sonstigen Verhältnisse in keiner Weise geändert worden waren.

Lebensphilosophie.

Genieß', was dir das Leben beut,
Nach falschem Glücke jage nicht.
Benütze jede Spanne Zeit,
Im Ungemache zage nicht.
Zum Wohlthun sei die Hand bereit,
Verschämtes Elend frage nicht. —
Der Wahrheit sei dein Herz geweih't,
Was Unrecht ist, ertrage nicht!
Von Spöttern halte stets dich weit,
Was du nicht weißt, das sage nicht.

Wie oft sich auch dein Glück erneut,
Versuch' es nicht und wage nicht.
Ein schlichter Sinn sei dein Geschmeid,
Stolz über Andre rage nicht.
Ein edler Mensch, der leicht verzeiht,
Legt Worte auf die Waage nicht.
Ertrag' mit Massen Freud' und Leid,
Den Abend lob' am Tage nicht:
So ernteſt du Zufriedenheit,
Du kennſt des Lebens Plage nicht. —

Digitized by Google

Verschiedenes.

Der ausgezeichnete dänische Dichter, Hans Christian Andersen, hatte in seiner Jugend manchen schweren Kampf mit Armuth und Verkennung zu bestehen. Sein Vater war ein armer Schuhmacher zu Odense auf der Insel Fühnen. Ein ärmliches Zimmer, das zugleich als Wohnstube, als Schuhmacherwerkstätte und als Schlafraum für Eltern und Kind diente, war der Ort seiner ersten kindlichen Träume. Hier saß er oft stundenlang, den Komödienzettel in der Hand, sinnend in einer Ecke, sich neue Stücke danach erdenkend und bunte Lappen für sein Puppentheater zusammennähend, weßhalb seine Mutter in ihm viele Anlage zum Schneiderhandwerk vermuthete. Als er aber älter wurde, weigerte er sich, Schneider zu werden. „Und was willst du denn sonst werden?“ fragte ihn seine Mutter. „Ich will berühmt werden; ich habe von merkwürdigen Männern gelesen und weiß, wie das geht: man hat erst gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen, dann wird man berühmt.“ Nach dem frühen Tode des Vaters verheirathete sich die Mutter wieder und ließ den Sohn gewähren. Vierzehnjährig begann er seine Abenteuerfahrt nach Kopenhagen. Mit zehn Thalern in der Tasche kam er dort an. Seine ganze Hoffnung beruhte auf einem Empfehlungsbrief an eine damals berühmte Schauspielerin, die ihm die Theaterlaufbahn eröffnen sollte. Er wurde zwar bei dieser vorgelassen, nahm sich aber so seltsam aus in einem langen Confirmationsanzug und großen Stiefeln, als er seinen runden Hut wie ein Tamburin benutzte, um singend und tanzend Proben von seiner Kunstfertigkeit abzulegen, daß die Dame ihn für verrückt hielt und sich beeilte, ihn los zu werden. Darauf geht er, um seine beste Hoffnung ärmer, zu dem Theaterdirector und bittet um eine Anstellung. Dieser erklärt ihm aber, er sei zu „mager“ für die Bühne, worauf der arme Knabe versichert, er wolle ganz bestimmt fett werden, wenn er nur erst 100 Thaler Gehalt bekäme. Indessen wird er doch abgewiesen, weil er nicht gebildet genug spreche. Da führt ihn sein Glücksstern zum Professor der Musik Siboni, der eine schöne Stimme bei ihm entdeckt und sich seiner annimmt. Später fand er andere einflußreiche Gönner, durch deren Hilfe er seine wissenschaftlichen Studien anfangen und glücklich vollenden konnte.

Ein kleiner Knabe, dem gelehrt wurde, Protestanten und Juden kämen nicht in den Himmel, erzählte diese Lehre zu Haus und sagte: „Gelt, Papa, es ist nicht wahr, das glaube ich nicht; gelt, der Lehrer macht Spaß.“ Merkt's!

Aus London wird dem „Morgenblatt“ geschrieben, daß dort in den letzten acht Wochen zwölf Mädchen in Folge ihrer Crinolinen verbrannt sind, indem ihre Kleider wegen des großen Umfangs am Kamin Feuer fingen. Ferner entzündete sich bei einer fashionabeln Abendgesellschaft im Westend das Kleid einer Dame am Kamin, und im Nu standen acht Damen in Flammen, da die Kleider einander berührten; zwei dieser Opfer der Crinoline aus der vornehmsten Welt Londons liegen hoffnungslos darnieder, und die übrigen werden auf Lebenszeit entstellt bleiben. Nach den Forschungen eines englischen Arztes sind allein in England seit der Einführung der Crinoline schon ungefähr 180 Mädchen und Frauen durch diese Tracht dem Feuertod überliefert worden! Der Berichterstatter dieser traurigen Thatsachen fügt hinzu, vielleicht werde die Furcht bewirken, was die Satyre und Vernunftgründe nicht bewirken konnten: die Abschaffung der Crinoline. Das ist indeß wohl eine vergebliche Hoffnung; wird nicht jede Dame, die dies liest, sich mit dem leichtsinnigen Troste, daß ihr das nicht passiren könne, da sie sich jetzt um so mehr in Acht nehmen werde, darüber hinwegsetzen, bis — es ihr doch vielleicht einmal passirt?

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nro. 29:

Gesangbuch.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 31. Dienstag, den 12. März **1861.**

Ein Göttinger Pereat.

(Fortsetzung.)

Fast ein Jahr nach jenem Vorfall in Göttingen war verflossen und die Zeitlage wurde immer düsterer. Napoleon rüstete seinen großen Zug nach Moskau und erließ gegen den Tugendbund die härtesten Gesetze. Jeder Verschworene sollte die strengste Ahndung gewärtigen. Namentlich sollten die Studenten wie Hochverräther bestraft werden für jeden Angriff auf die französische Herrschaft.

Da ging der Staatsrath Johannes von Müller eines Morgens zeitig in Kassel über die Straße. Er kam an dem Gefängnisse vorüber, aus dem soeben ein junger, bleich und elend aussehender Mann unter starker militärischer Begleitung und schwer gefesselt hinausgeführt wurde. Ein ihm bekannter Beamter ging neben dem Unglücklichen.

Er schien zu ahnen, was mit dem jungen Manne geschehen sollte, und unwillkürlich flößte derselbe ihm Mitleid und Theilnahme ein. Er winkte dem Beamten und fragte ihn, was mit dem Unglücklichen geschehen sollte.

„Er wird vor's Thor geführt, um erschossen zu werden!" lautete die Antwort.

„Was ist sein Verbrechen?" forschte Johannes von Müller bewegt.

„Eine Majestätsbeleidigung —"

„Und wer ist es?"

„Ein Student aus Göttingen."

„Ein Student?" rief Müller und sah die Wirkung der neuesten Vorschriften aus Paris —

„Was hat er denn gethan?" rief Müller.

„Er hat dem Könige, als er vor fast einem Jahre in Göttingen war, ein Pereat! entgegengerufen."

„Wie?" rief Müller. Er kannte den ganzen Vorfall genau. „Das ist der junge Mann? Und deßhalb soll er erschossen werden?"

„Es ist der Wille des Königs."

„Der Unglückliche!" rief Müller und sah die Rache, die die jetzige Lage der Dinge benutzte, um eine Strafe zu verhängen, die zu motiviren erst durch Napoleon's neueste Weisungen möglich war. . . . „Er wurde also doch heimlich festgenommen und fortgeführt! Weßhalb ist er nicht vor ein Geschworenengericht gestellt? Aber auch dies hat kein Recht, ihn zu verurtheilen — dem akademischen Gerichte gehört er an!"

„Auf des Königs Befehl wird er erschossen!" wiederholte der Beamte.

Müller kannte den Haß des Königs auf Göttingen — —

„Jetzt nicht!" fiel er ein. „Jetzt nicht! „Führen Sie den Unglücklichen ins Gefängniß zurück — ich eile zum Könige —"

„Ich muß des Königs Befehl vollziehen lassen", entgegnete der Beamte.

„Ich nehme jede Verantwortung auf mich!" rief Müller. „Dieser Mord darf nicht geschehen! Bringen Sie den Unglücklichen auf meine Verantwortung ins Gefängniß zurück — ich eile sofort zum Könige!"

Sein entschiedenes Auftreten, seine hohe Stellung bewirkten, daß der Beamte ihm gehorchte. Ehe der Unglückliche indeß in das Gefängniß zurückgebracht wurde, trat der Staatsrath zu ihm heran.

„Sie heißen Wilhelm Kraus?" fragte er, „und haben das Pereat gerufen?"

„Ja!"

„Sie sollten zum Tode geführt werden!" fuhr Müller fort. „Ihr guter Stern hat mich im rechten Augenblick hierher geführt

— seien Sie ruhig — es wird nicht geschehen — ich eile sofort zum Könige, mit aller Kraft werde ich mich für Sie verwenden und die Rückwirkung der neuesten Befehle auf ein älteres Verbrechen unmöglich machen —"

Die Execution, die, wie man später hörte, nicht wirklich vollzogen, aber auf der Richtstätte in längere Festungsstrafe verwandelt werden sollte, wurde aufgeschoben. Johannes von Müller eilte zum König und erhielt Audienz. Er bat für Wilhelm Kraus nicht um Gnade, sondern stellte dem Könige mit ruhigem, festem Sinne vor, daß dieser jugendlich leichtsinnige Streich ein Jahr alt war, daß er nach damaliger Sachlage als Student vor das akademische Gericht gehöre. Die alten Privilegien und Gerechtsame der Universität ließen sich nicht willkürlich umstoßen.

Der König, der einen Großmuthsact unterbrochen sah, knirschte die Zähne und blieb bei seinem Willen.

„Sire", sprach Müller in freimüthigster Weise, „dieses Urtheil darf nicht vollzogen werden! Als Vertreter der Universität muß ich den Schuldigen vor das Universitätsgericht fordern und ich bürge dafür, daß er die ihm gebührende Strafe empfangen wird. Ew. Majestät, wollen Sie durch eine solche That auf's Neue die Gemüther aufregen und zum Aeußersten treiben? Ja, es gibt Katts, Dörnbergs und Schills im Volke, die nur auf eine solche Gelegenheit warten. Wenn morgen in Göttingen bekannt würde, daß dieser Jüngling jenes Jugendleichtsinns wegen mit dem Tode oder langer Festung bestraft sei, morgen noch würde offener Aufstand unter den Studenten ausbrechen!"

„Wir haben Mittel, solche Aufstände zu unterdrücken!" rief Hieronymus unwillig.

„Gewiß, Ew. Majestät", erwiderte Johannes von Müller ruhig, „aber der Kaiser würde unwillig darüber werden — namentlich, wenn er erfährt, daß die That dieses Unglücklichen vor einem Jahre —"

„Schweigen Sie!" rief Hieronymus. „In meinem Lande bin ich Herr! Ich wollte an dem Burschen ein Beispiel hinstellen! Nie hat mich ein Affront so empört! Ich bin unversöhnlich!"

„Sire", entgegnete Müller, „Kraus hätte müssen öffentlich verurtheilt werden. Heimlich ist er verhaftet und hierher gebracht. Fast ein Jahr hat er im Kerker zugebracht, und noch weiß niemand seiner Angehörigen, wo er geblieben. Heimlich ist er verurtheilt und heimlich sollte er heute Morgen erschossen werden — oder wenigstens mit dem Tode bedroht. Ein glücklicher Zufall führte mich im rechten Augenblick hinzu — wenn der Kaiser —"

„Schweigen Sie!" wiederholte Hieronymus. „Was würden Sie mir rathen, mit dem Elenden zu beginnen?"

„Als Vertreter der Universität muß ich darauf bestehen, daß er vor das ihm zugehörige Gericht, vor das akademische Gericht gestellt werde!"

Aufgeregt schritt Hieronymus im Gemache auf und ab. Die Festigkeit Müller's imponirte ihm. Entstand ein neuer Aufruhr, so fürchtete er den Unwillen des Kaisers.

„So stellen Sie ihn vor das akademische Gericht!" rief er unwillig. „Aber ich hoffe, die Strafe ist exemplarisch!"

„Darf ich Befehl geben, daß er nach Göttingen abgeführt wird?"

„Meinetwegen!" rief Hieronymus, „aber Sie haften mir für ihn und für die höchste Strafe."

„Das werde ich", erwiderte Johannes von Müller, empfahl sich und eilte nach dem Gefängnisse, um Wilhelm diese Nachricht zu bringen. Er konnte sich bei Alledem eines Lächelns nicht erwehren.

(Schluß folgt.)

Napoleons Winterfeldzug in Rußland.

(Fortsetzung.)

Zur Ausführung dieser weitreichenden Entwürfe traf Napoleon die ausgedehntesten Vorbereitungen. Um diese Zeit belief sich die ganze militärische Macht Frankreichs und seiner Vasallenstaaten auf 1,187,000 Mann. Als ob diese Macht zu einem Einfalle in Rußland nicht hinreichend wäre, befahl Napoleon die Errichtung der Nationalgarde in Frankreich, welche sich auf alle waffenfähige Mannschaft zwischen 20 und 60 Jahren erstreckte. Im Nothfalle hätte ihm noch weitere Hilfe zu

Digitized by Google

Gebot gestanden; denn 100,000 Polen, das polnische Contingent ausgeschlossen, welches schon in jenen 1,187,000 Mann inbegriffen war, baten um Erlaubniß, das Banner der Unabhängigkeit erheben und Polen als den vorgeschobensten Posten Frankreichs gegen künftige Eingriffe Rußlands in Europa besetzen zu dürfen. Das Heer, welches er nach Rußland führte, bestand aus Franzosen, Oesterreichern, Preußen, Deutschen, Schweizern, Portugiesen, Spaniern, Italienern und Polen. Es war in 12 Corps getheilt, belief sich auf 651,358 waffenfähige Mann mit 1372 Kanonen und 187,121 Pferden. Von diesem ungeheuren Zuge begannen 400,000 Mann (darunter 160,000 Franzosen) und 60,000 Reiter zugleich die Feindseligkeiten gegen Rußland. Allein als eine ernste Rückwirkung auf die Kraft dieser ungeheuren Masse darf nicht vergessen werden, daß sie aus verschiedenen Racen bestand und ihr jede Einheit des Gefühls mangelte. Sie besaß keine gemeinschaftliche Disciplin, und die Folge davon war, daß die Truppen bald jede Autorität zu verachten begannen, Insubordination einriß und Verwirrung entstand, wozu sich dann Noth, Plünderung und jede Art von Ausschweifung gesellten. Während Napoleon mit dieser zusammengewürfelten Masse in Polen verweilte, sagte er zu den Polen: „Ihr sagt mir, es seien nur sechs Wochen bis Moskau; ich werde aber zwei Jahre brauchen." Mit sich selbst war er nicht im Reinen, was er thun sollte. Seine Generale drängten auf Winterquartiere, wobei sie ihre Gründe auf die vorgerückte Jahreszeit und andere Umstände bauten. Lagen aber dem Vorrücken Schwierigkeiten im Wege, so gab es andere, welche jeden Aufschub unmöglich machten. Die Unmöglichkeit, den Forderungen der Polen zu genügen und ihr Königreich wieder herzustellen, setzte Napoleon täglich in größere Verlegenheit, und wurden die Hoffnungen dieses Volkes noch länger getäuscht, so war es nicht unwahrscheinlich, daß sie über den Krieg ungeduldig werden und sich endlich weigern würden, Plane zu unterstützen, deren erstes Opfer sie selbst waren. Napoleons Macht beruhte auf zu uneinigen Stoffen, um einen Aufschub zu gestatten. Eile war zum Erfolg nothwendig, und statt auf den Weg nach Moskau zwei Jahre zu verwenden, entschloß sich der Kaiser zu dem Versuche, was ein Marsch von sechs Wochen vermöchte.

Im Verhältniß zu dieser Macht war das russische Heer nur klein. Die ganze reguläre Macht des Reiches belief sich auf 518,000 Mann. Zwischen Dnieper und Niemen versammelt, um dem Angriff der Franzosen die Stirne zu bieten, befanden sich aber nur 254,000 Mann Infanterie und Cavallerie. Diese bildeten drei Armeen. Die erste, von Barclay befehligt, zählte 129,000, die zweite, unter Befehl des Fürsten Bagration, 48,000, die dritte, unter Tormassow, 43,000 Mann. Die Reserve war 34,000 Mann stark. Rechnen wir diese Zahlen zusammen, so ergeben sich 254,000 Soldaten gegen Napoleons 650,000 Mann. Wenn dieses Heer klein an Zahl war, so war es doch von der höchsten Vaterlandsliebe beseelt und von einem hochherzigen Volke unterstützt, welches Geld, Lebensmittel, Kleidungsstücke, Pferde, Transportfuhren ꝛc. mit patriotischem Eifer beisteuerte. Die Franzosen, sagt der Autor, drückten in allen ihren aufgefangenen Briefen und bei allen Gelegenheiten ihr großes Erstaunen darüber aus, in Rußland ein cultivirtes Land, dichte Bevölkerung, gute Wege, einen Adel, bereit Alles seinem Souverän zur Verfügung zu stellen, und Leibeigene, die mit der Vaterlandsliebe ihrer Herren wetteiferten, zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Neuestes Mittel gegen Feldmäuse.) Man weicht Weizen, Gerste oder Spelz in starke Aschenlauge von Eichenholz bis zum Aufquellen und streut die so präparirten, jedoch gut getrockneten Körner in frisch aufgeworfene Mauslöcher. Der Erfolg soll glänzend sein, was angestellte Versuche bewiesen haben.

Denksprüche.

Nie gibt der Verständ'ge eine Antwort,
Außer dann, wenn Jemand ihn befragt.
Wär' auch seine Rede lautre Wahrheit,
Würd' er doch des Unsinns angeklagt.

Digitized by Google

Durch's Wünschen wird nicht Unterhalt gewonnen;
Schöpf' auch mit andern Schöpfenden am Bronnen!
Bald wirst du einen vollen Eimer zieh'n,
Bald wenig Wasser und viel Schlamm darin.

Verschiedenes.

Ein Lyoner Haus ist mit Anfertigung des Sattelzeugs für den weißen Elephanten des Königs von Siam betraut worden. Ein eigener königlicher Abgeordneter, welcher aus der Schatzkammer des Reichs 1760 erlesene Edelsteine mitbrachte, überwacht die Arbeit, welche in Gold und Juwelen die Hauptmomente der buddhaistischen Mythologie darstellt.

Eine gute Ausrede ist viel werth. Gast: „Lieber Herr Wirth, es wäre gescheidter, statt zu politisiren und über die Preßzustände zu schimpfen, uns reinen, unverfälschten Wein zu geben.“ — „Das kann ich eben nicht, lieber Herr, denn wenn man keine gute Presse hat, kann man auch Niemanden reinen Wein einschenken.“

In den Courierzügen und Schnellzügen zwischen Berlin und Köln sind besondere Damencoupes zweiter Klasse eingerichtet worden, welche ausschließlich zur Benutzung von alleinreisenden Damen bestimmt sind; Herren sind von diesen Coupes ganz ausgeschlossen, auch wenn sie sich in Begleitung von Damen befinden sollten.

Auf den neuen in Oesterreich ausgegebenen Zehnkreuzer-Scheinen prangen zwei hübsch ausgeführte nackte Genien. Das Publikum erblickt darin eine allegorische Anspielung auf den entblößten Zustand der österreichischen Finanzen.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

In Spaniens Gefilden
Bin echt ich nur zu finden
Als kostbar edles Gut.
Mit Recht darf man auch sagen:
Ich stärk' den schwachen Magen
Und wärm' das kalte Blut.

1. 2. 3. 7. 1.

Als wir in frühern Jahren
Noch echte Teutsche waren,
Nicht kannten welschen Tand,
Da gingen unsre Frauen
Noch nicht einher wie Pfauen,
Mein Nam' war unbekannt.

2. 6. 5. 4.

Wenn Jenny Lind gesungen,
Sich jedes Herz errungen,
Sich meistert' mit Apoll;
Wenn sie auf Thaliens Bretter
Gleichsam hinzog die Götter:
Dann gab ich ihr die Roll'.

4. 5. 3.

Wer mich mißbraucht auf Erden,
Wird nimmer selig werden,
Ist ewig wohl verdammt,
Es bleibt nicht ungerochen.
Werd' fälschlich ich gebrochen,
Folgt Strafe, Schimpf und Schand'.

1. 2. 5.

Ein Mal in Jahreswogen
Komm' freundlich ich gezogen
Einher auf Blumenflor.
Dann singt die Philomele,
Entzücket manche Seele,
Die leihet ihr das Ohr.

5. 6. 6. 4.

Und selbst die größten Geister,
Der Wissenschaften Meister,
Wie die Geschichte lehrt,
Sie müssen oft bekennen,
Was meine Zeichen nennen,
Sind sie gleich hoch gelehrt.

Elmstein B . . . r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 32. Donnerstag, den 14. März **1861.**

Ein Göttinger Pereat.

(Schluß.)

Der König konnte so viel Latein, um „Pereat" mit „A bas" zu übersetzen. Aber er kannte nicht, was akademische Gerichtsbarkeit ist.

Kraus erfaßte Müller's Hand und netzte sie mit Thränen.

„Danken Sie Gott!" sprach Müller, „daß er mich im rechten Augenblick hier vorübergeführt hat! Ohne diesen Zufall wären Sie jetzt, wenn auch keine Leiche, doch auf Jahre ein Gefangener. Sie haben Ihre That bereits genug gebüßt! Aber der Strafe des akademischen Gerichtes werden Sie nicht entgehen. Ich habe dem Könige Bürgschaft für Sie geleistet! Suchen Sie sich der Strafe deßhalb nicht durch die Flucht zu entziehen — ich selbst werde heute noch nach Göttingen eilen." Er hielt Wort. Noch an demselben Tage reiste er nach Göttingen und am folgenden Abend kam auch Wilhelm unter hinreichend starker Bewachung dort an und wurde im Carcer abgeliefert.

Die Kunde von Wilhelm's Wiederauffindung, von der Gefahr, aus der er nur durch Johannes von Müller befreit war, hatte wie im Fluge die ganze Stadt durcheilt. Alle nahmen Partei für ihn. Die Burschen scharten sich noch an demselben Abend zusammen, zogen vor das Carcerhaus und verlangten ungestüm seine Befreiung. Junge Bürger hatten sich ihnen angeschlossen.

Die Polizei und der Präfect waren hierauf nicht vorbereitet; die in der Stadt liegenden Gensdarmen reichten nicht aus, den aufgeregten Gemüthern entgegenzutreten. Um den Tumult nicht noch mehr anwachsen zu lassen, dachte man schon daran, dem Verlangen der Burschen nachzugeben und Wilhelm in Freiheit zu setzen. Da eilte Johannes von Müller herbei und mit lautem Jubel wurde er begrüßt. Er wollte reden — mehrere Burschen hoben ihn auf ihre Schultern empor und trotz seines Sträubens mußte er von diesem erhöhten Punkte herab sprechen.

Mit kurzen Worten erzählte er den Burschen, daß er nur dadurch den Schuldigen vom Tode errettet habe, daß er seine Bestrafung vom akademischen Gericht, dem sie allein zukomme, erhalten müsse. Er selbst habe dem Könige für ihn Bürgschaft geleistet — sie möchten ihn nicht wortbrüchig machen. — „Er kann nicht freigegeben werden!" schloß er, „die ihm gebührende höchste Strafe muß er empfangen, da das Gesetz seinen Lauf haben muß —" Die Stadt war wieder ruhig. Nur in einem Hause auf der Gronerstraße schlug ein Herz, das keine Ruhe zu finden vermochte. Marie hätte laut aufjubeln mögen und doch vermochte sie nicht jede Besorgniß zu verscheuchen. Wie gern wäre sie zu Wilhelm geeilt — es war unmöglich.

Sogleich am folgenden Tage kam der akademische Senat zusammen, um über Wilhelm's That zu Gericht zu sitzen. Man würde sie vielleicht milder beurtheilt haben, aber des Königs Erbitterung verlangte Genugthuung. Die höchste Strafe hatte der König verlangt und sah mindestens fünf Jahren Festung entgegen. Wilhelm Kraus wurde — relegirt und hatte binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen.

Rasch wurde ihm dies Urtheil mitgetheilt und er selbst in Freiheit gesetzt. Seine Freunde führten ihn fort. Gefängniß, Angst

Digitized by Google

und Unruhe hatten Wilhelm's Kräfte gänzlich erschöpft. Nicht lange hielt er in dem Jubel der Studenten aus. Er eilte zu Marie. Eine lange, düstere Zeit lag zwischen diesem Augenblick und der Stunde, wo er arglos zum letzten Male dies Haus verlassen hatte. Er mochte nicht daran zurückdenken. So schnell als möglich eilte er die alten bekannten Treppen hinauf. Marie stürzte ihm entgegen und sank laut schluchzend in seine Arme. Er selbst konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ihre Herzen hatten einander so viel anzuvertrauen — kaum ein Wort kam über ihre Lippen. Die Liebe ist am beredtesten, wenn sie nur durch die Augen, durch einen Druck der Hand spricht.

Lang gönnte Beiden die Freude des Wiedersehens indeß nicht allzu lange.

„Fort! Fort! Sie sind ein relegirter Student! Die höchste Strafe des akademischen Gerichts! Sie müssen den Harz und dann die preußische Grenze zu erreichen suchen. Ich begleite Sie bis zum nächsten Dorfe! Dort ist ein Wagen für Sie in Bereitschaft."

Wilhelm vermochte dem Manne mit Worten nicht zu danken. Noch in derselben Stunde verließ er nach schmerzvollem Abschied von Marie in anderer Kleidung, unter anderem Namen die Stadt. Lang erwartete ihn vor dem Thore. Als er im nächsten Dorfe von ihm Abschied nahm, drückte der Pedell ihm warm, bewegt die Hand und sprach: „Vergessen Sie mein Kind nicht und bleiben Sie ihm treu!"

Wilhelm entkam glücklich. — — Superintendent Wilhelm Kraus im Hannoverschen hat die Geschichte seines göttinger Pereat oft erzählt. In Gegenwart seiner lieben Frau, seiner Kinder und seiner Freunde war die Wendung, die nach Schrecken und Angst regelmäßig das heiterste Lachen erregte, was sich König Hieronymus wohl unter der höchsten Strafe eines deutschen akademischen Gerichts gedacht hätte!

Napoleons Winterfeldzug in Rußland.

(Fortsetzung.)

Anfangs rückten die Franzosen langsam, aber beständig vor, während die Russen mit großem Muth widerstanden, aber von Punkt zu Punkt zurückwichen, ohne auch nur den Zipfel einer Schlacht zu wagen. Das Vorrücken kostete dem französischen Heere nicht wenig. Zu Anfang Juli verlor es durch das schlechte Wetter mehrere tausend Pferde. Hundert Kanonen und fünftausend Munitionswagen mußten zurückgelassen werden, und die Auflösung in den Colonnen war aus Mangel an dem Nothwendigsten so groß, daß nicht weniger als 30,000 Marodeure weit und breit umherstrolchten und an der ländlichen Bevölkerung die traurigsten Ausschweifungen begingen. In dem dreitägigen Gefecht an der Drissa, Ende Juli, zählte der Feind wenigstens 8000 Todte, Verwundete und Gefangene; die Russen verloren 5000 Mann. Die Russen zogen sich allmälig auf Smolensk zurück, jeden Zoll breit Bodens dem Feinde streitig machend. Napoleon bezahlte die Wegnahme von Smolensk mit 12,000 seiner Truppen. In dem folgenden Gefecht von Podubine, wo 35,000 Franzosen gegen 16,000 Russen standen, verloren die erstern 6000, die letztern 5000 Mann. Außerdem ging der Marsch des französischen Heeres durch ein verwüstetes Land, und diese Nacktheit, die sie überall fanden, brachte sie bald so außer sich, daß ihre Wuth keine Grenzen mehr kannte. Sie zerstörten Alles und ließen es sich nicht träumen, daß sie auf demselben Wege zurückkehren sollten, und sie selbst zunächst und hauptsächlich von dieser wahnsinnigen Wuth zu leiden haben würden. Selbst die von ihnen besetzten Städte wurden mit gedankenloser Wildheit in Brand gesteckt. Nichts wurde verschont, und jubelnd in vernichtender Wuth bereiteten sie sich selbst eine fürchterliche Wiedervergeltung.

Es scheint fast, als ob Barclay de Tolly nie ernstlich daran gedacht, eine allgemeine Schlacht zu wagen, sondern nur beabsichtigte, den Feind durch Weglockung von seinen Hilfsquellen und Umgarnung in einem feindlichen Lande zu schwächen. Jedenfalls hatte er nicht den Muth, eine solche Absicht zu gestehen, und täuschte die Hoffnungen seines Heeres fortwährend durch Vorspiegelungen einer entscheidenden Schlacht, in welche ihnen jedoch sich einzulassen nicht gestattet wurde. Langsam, aber unaufhaltsam zog sich Barclay auf der Straße nach Moskau zurück und erregte da-

Digitized by Google

durch einen solchen Geist der Unzufriedenheit im Heere gegen sich, daß nur seine Entfernung vom Oberbefehl und die Uebereinkunft mit dem Kaiser, welche Sir Robert Wilson zu Stande brachte, dieselbe einigermaßen beschwichtigen konnte. Der Adel, die Kaufleute, das ganze Volk war empört, Stadt auf Stadt, Gouvernement auf Gouvernement dem Feinde überlassen zu sehen. Der Verlust des heiligen Smolensk erfüllte dieselben mit Niedergeschlagenheit und drängte die Dinge zu einer Krisis. Selbst als es am schlimmsten ging, verzweifelten die Russen nicht, und es ist eine eigenthümliche Illustration ihres unerschütterlichen Vertrauens, daß, als Alles gegen sie war, ihr Land ausgeplündert, ihre heiligen Städte in den Händen der Feinde und die Horden der Unterdrücker fast vor den Thoren von Moskau, der russische Kaiser gerade damals die vollständige Niederwerfung Napoleons berechnete und seinen Nachfolger auf den französischen Thron bestimmte. „Wem soll der französische Thron gegeben werden, im Falle derselbe durch Napoleons Niederlage erledigt würde?" fragte man ihn. „Au plus digne", entgegnete Alexander, sein Haupt gegen Bernadotte neigend. Das Heer fühlte, daß es nur eines andern Führers bedurfte, um zu triumphiren, und der Kaiser sandte ihm Kutusow. Kutusow war 74 Jahre alt und so beleibt, daß er sich selbst im Felde einer Droschke bedienen mußte. Er war schon von Natur geneigter, Erfolge von der Diplomatie zu erwarten, als vom Kampfe, und das Alter hatte sein kriegerisches Feuer nicht erhöht. Dennoch war er ein geschickter Mann und das Heer war zufrieden. Es war schon froh, nur einen anderen als Barclay zu erhalten. Aber nicht lange, so sollte auch Kutusow wegen Unthätigkeit und Schwäche harten Tadel erfahren. In der That ist es fast gewiß, daß das französische Heer, ohne Kutusow's Unthätigkeit, eine vollständigere Vernichtung erfahren hätte, als dasselbe wirklich erlitt — eine Vernichtung, die wahrscheinlich mit der Gefangennahme Napoleons geendet hätte. Im ersten Moment aber erregte die Wahl Kutusow's die größten Hoffnungen, und Jedermann im russischen Heere hoffte auf die große Schlacht, welche Moskau retten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Bern, 3. März. Das entsetzliche Unglück der letzten Nacht hat sich nach Erzählung von Augenzeugen, soweit von solchen bei der dunkeln Nacht gesprochen werden kann, auf folgende Weise zugetragen: Vier bis fünf junge Herren, besten Standes, hatten sich bei einem splendiden Souper in einem der ersten Gasthöfe gütlich gethan, als einem derselben am frühen Morgen der unglückliche Gedanke einfiel, den Bären (die als Wappenthiere der Stadt Bern im dortigen Stadtgraben gehalten werden) noch einen Besuch abzustatten. Man sagt, einer habe dem großen Bären, Mani genannt, einen Kuß versprochen, und wollte sein Versprechen halten. Man packte nun alles Zuckerzeug vom Tische zusammen und zog die Stadt hinunter. Es war stockfinster, Gas brannte nicht mehr. Beim Bärengraben angekommen soll der Capitän Lorcke, so hieß der Unglückliche, sofort über das Geländer gestiegen sein und den Mani an sich gelockt haben. Dieser kam auch und kostete aufrecht stehend die Leckereien. Da muß Lorcke ausgeglitscht sein, er stürzte in den etwa 20 — 25 Fuß tiefen Graben und blieb besinnungslos eine lange Weile, wohl ½ Stunde, liegen. Der Bär berührte den scheinbar Leblosen während dieser Zeit nicht. Da erholte sich aber Lorcke aus seiner Ohnmacht und sah das Thier vor sich, schrie und schlug mit seinem Regenschirm um sich, statt sich ganz ruhig zu verhalten, sich todt zu stellen, was das einzige Rettungsmittel in solchen Fällen ist. Die Begleiter waren unterdessen zu den benachbarten Häusern der Stadt und nach dem kaum 20 Schritte entfernten Landjägerposten gelaufen, um Hilfe zu holen, allein diese sei ganz ungenügend gewesen. Stricke hatte man und zusammengebundene Leintücher; allein Lorcke konnte sich aus Mangel an Bewegung (er scheint den rechten Arm gebrochen oder verletzt zu haben) dieser Rettungsmittel nicht bedienen. Auf den Bären schießen wollte oder konnte der Landjäger nicht, weil er kein Pulver, nach Andern keine Kugeln hatte und sonst keine Vollmacht hiezu. Die Hauptwache wurde angerufen, allein sie ist sehr entfernt vom Bärengraben, und ihre Hilfe, Stricke, Laternen ꝛc. kam zu spät. Der Bär war durch den Wider-

Digitized by Google

stand und das Geschrei des Unglücklichen wüthend geworden und riß ihm die Kleider buchstäblich bis auf die Unterbeinkleider vom Leibe, zerbiß ihn am Schenkel und Hals furchtbar, so daß er endlich nach 1½ stündigem Kampfe an Verblutung starb. Als die Stadtbehörde um 4 Uhr auf dem Platze erschien, war ihre Hilfe zu spät, und es handelte sich jetzt nur darum, den Leichnam aus dem Graben heraufzubringen. Der Graben ist ein Oval, in der kürzesten Diagonale durch eine Mauer geschieden; im östlichen Behälter war der Mani allein; sein Weibchen mit Jungen eingesperrt. Im westlichen Behälter befindet sich ein Paar zweijährige Bären, die durch den Vorfall ebenfalls entsetzlich aufgeregt waren. Diese wollte man nun ins Haus locken und absperren. Es gelang aber nicht, dann stiegen etwa acht muthige Männer, worunter Hr. Oberst Kurz, in den westlichen Graben hinunter und wollten die beiden Bären einsperren, was trotz langer und gefährlicher Bemühung nicht gelang. Wäre es gelungen, so hätte man den großen Mani in den westlichen Behälter gelockt und wäre dann im östlichen von seiner furchtbaren Nachbarschaft befreit gewesen. So mußten sich jene Männer entschließen, selbst zu der Bestie hinunter zu steigen, welche soeben Lorcke zerrissen hatte. Mit vieler Mühe gelang es, den Leichnam in ein Garngeflecht einzuwickeln und über die Mauern zu ziehen unter beständigem Kampfe gegen das rasende Thier. Lorcke's Leichnam ist furchtbar verstümmelt, namentlich am Hals, Kiefer und Schenkel, und überall scheußlich zerkratzt. Schnellere Hilfe wäre vielleicht möglich gewesen; immerhin ist dem Manne, welcher sein Leben aus den Kriegen in der Krimm und in Indien rettete, dieser gräßliche Tod selbst beizumessen.

(Merkwürdige Zahlenverhältnisse.) Beim Menschen gilt das zwanzigste Lebensjahr als das der frischesten Kraft, beim Pferde das fünfte, beim Kameel das achte, beim Löwen das vierte, beim Hunde das vierte. Der Mensch lebt im höchsten Falle — fünf Mal zwanzig Jahre, das Pferd fünf Mal fünf, das Kameel fünf Mal acht, der Löwe fünf Mal vier, der Hund fünf Mal vier Jahre.

Wiederum ist in Schweden eine neue und, wie es scheint, zweckmäßige Maschine construirt worden. Ein Herr Roswall hat nämlich eine Maschine zum Holzhauen hergestellt, welche von einem Lokomobil von 10 Pferdekraft getrieben wird, 120 Schläge in der Minute ausführt und einen Faden (Klafter) Holz in weniger als einer halben Stunde zur gewöhnlichen Größe zerlegt. Wenn die Arbeiter etwas daran gewöhnt sind, mit derselben zu arbeiten, können 3 Faden Holz in einer Stunde zerlegt werden.

In einer von der bayerischen Regierung erlassenen Warnungsschrift vor der allzu frühzeitigen Angewöhnung des Tabakrauchens heißt es unter Anderm: „Hat der Knabe erst die Cigarre im Munde, so dünkt er sich gleichsam mündig. Sonderbar ist es, aber wahr, seine Sitten werden roher, seine Achtung gegen die Worte seiner Eltern und Lehrer schlaffer, und mit einem Worte: die Cigarre ist ein sicheres Mittel, aus dem Jungen systematisch einen Bengel zu erziehen."

(Die Hunnenschlacht im Klavierauszuge.) Fräulein: „Geben Sie mich doch die Hunnenschlacht im Klavierauszuge." — Commis: „Die Hunnenschlacht? Erinnere mir nicht. Von wem ist sie?" — Fräulein: „Von Kaulbach. Es soll eine sehr schöne Composition sein." — Commis: „Haben wir noch nicht, vielleicht bekommen wir sie bald, dann schicke ich sie Ihnen zu."

Auflösung des Logogryphs in Nr. 51:
Madeira. Madam. Arie. Eid. Mai. Irre.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 33. Samstag, den 16. März **1861.**

O lerne lieben!

Willst du, o Mensch, der Götter Liebling sein,
Den hehr'gen Frieden dauernd dir bewahren
Und für den Himmel einen Schatz ersparen,
So präge tief dir in das Herz hinein,
Was Gott in's Buch der Schöpfung hat geschrieben:
O lerne lieben!

Fehlt dir ein Freund, schließ' dich den Menschen an,
Doch suche keinen Engel hier zu finden;
Und Menschen, die der Schwachheit Fesseln binden,
Betreten oft die Labyrinthesbahn;
Auch du bist Mensch — willst du Verzeihung üben,
So lerne lieben!

Umarm' die Welt, wie Harpagon sein Gold!
Fehlt Liebe dir zurück, wird sie dich stoßen:
— Der Winter kann nicht mit der Rose kosen —
Die Götter, klagst du dann, sind mir nicht hold.
O öffne doch dein Herz den süßen Trieben
Und lerne lieben!

Als Adam von dem Herrn gebildet war,
Gab ihm sein Kuß, sein Odem nicht blos Leben —
Auch Liebe gab er ihm, und das Verweben
Knüpft uns an Gottes Bildniß wunderbar.
Wer liebt, ist noch mit Gott im Bund' geblieben;
O lerne lieben!

Die Lieb' ist Frühling — Pulsschlag der Natur;
Ihr Lächeln macht zum Himmel uns die Erde,
Die Hütte zum Palast'; sie zeigt die Fährte
Zum schönsten Glück; folg' ihrer Rosenspur!
Hör' meinen Ruf — mögst du es nicht verschieben:
O lerne lieben!

Frankeneck, im Februar 1861. P. Schlicher.

Ein Kopf.

„Wenn man die Sache beim Oberlicht betrachtet, liebenswürdigstes aller Objekte, so ist Dein theuerer Oheim denn doch einer der allergrößten Schwernöther, die mir auf meinem ölfarbigen Lebenspazierensitzen je vorgekommen, und so wahr ich gegenwärtig ein Würstlein Dunkelocker ausdrücke, um damit Dein Haar zu übermalen, eben so wahr wollt' ich" . . .

„Ach was, ich weiß gar nicht, wie Du immer noch so spassen kannst, Othmar, mir drückt's fast das Herz ab vor Kummer und ich sehe gar keinen Ausweg."

„Ausweg? — Pah, Auswege nach allen Richtungen der Windrose. Emma — ruh' ein wenig aus, so. — Auswege? — Schau' mich einmal an, Kind, was siehst Du an mir?

„Nichts Neues."

„Ist auch nicht nöthig, etwas Neues, der Alte könnte mit dem Alten zufrieden sein. — Oder was fehlt mir denn? Bin ich nicht ein gesunder, starker Kerl von gehörigem Alter und Maß, um in den Dienst der Ehe zu treten, was?"

„Ach ja."

„Gut. Weiter. Bin ich denn, trotzdem, daß mein Vater ein armer Bauer gewesen ist und mir Nichts hinterlassen hat, als einen alten Dreschflegel und zwei alte Kalender — Emma, ich bitte Dich, bin ich denn trotz dieser üppigen Erbschaft nicht ein Mensch geworden, der alle Jahre verschiedene Male seine Taschen voll Thaler vom Kunstverein heimträgt für verkaufte Bilder und nebenbei sich hauptsächlich mit der Art Schriftstellerei abgibt, meinen Namen unter Empfangsbescheinigung und in Postbüchern zu schreiben, wenn angekommene Geldsendungen aus aller

Digitized by Google

Herren Ländern mich zwingen, den Dintenkübel hervorzukramen — he, bin ich das nicht, gute Nichte des bösen Onkels, der mich perfider Weise zu einem Flachmaler stempeln wollte? Bin ich's, Kind?"

„Ach ja!"

„Ach ja. — Ja, eben ach ja. — Noch mehr. Wird zum Ueberfluß nicht der Name Othmar Moser im „deutschen Kunstblatt" und wo weiß ich noch mit Emphase genannt, und haben denn die Narren nicht letzthin in eine Zeitung gesetzt, das Land dürfe stolz sein, besagten Moser *sein* zu nennen? — Und da geht dieser Onkel hin und verbietet seiner Emma, sie dürfe den Othmar Moser nicht lieben . . Der Müller, Du kennst ihn ja, der Dichter, der hat letzthin gesagt, es komme ihm der Herr Onkel vor wie ein Mann, der in der reizendsten Landschaft eine hundert Schuh hohe Mauer um sein Landgut baut, damit die Leute nicht hineinsehen können. 's ist was Wahres daran, was der Müller gesagt hat. . . . Komm', gib mir einen Kuß, ich werde nachher rauchen — so!"

„Ach Gott," rief Emma, nachdem sie geküßt hatte, „das ist ja Alles recht und gut und wahr, und das weiß ja der Onkel Alles auch, und glaube mir nur, er hat eigentlich gar Nichts wider Dich" . .

„Sooo?" sagte Othmar, „schau', schau', wie nett! — Wirklich Nichts?"

„Als daß Du ein Maler seiest, das ist das Einzige, das kann er nun einmal nicht leiden. Er mag die Maler nicht und" . . .

„Nun?"

„Nichts. — Doch, er sagt immer, die Maler nützten gar Nichts auf der Welt und das sei Nichts, daß ein Mann sich mit Farben abgebe, das sei „Weiberwerk", wie's Klavierspielen, und er traue dem Maler nichts Gutes zu, es sei Alles auf den Schein berechnet."

Othmar lachte, daß es in dem weiten Zimmer ein Echo gab, warf seine schottische Mütze in die Luft, packte dann sein Mädchen und tanzte mit ihr ausgelassen zwischen den Staffeleien umher. Bei dieser heilsamen Bewegung stießen sie an die Staffelei, auf der Emma's angefangenes Bild stand; die stürzte mit großem Gepolter auf die ungünstige Seite, und eine Sekunde später ragte die Kante des Malkastens frei aus der Rückseite des Bildes hervor. Emma lief mit einem Schrei hinzu und hob das Bild auf. „Da sieh nun, was Deine Wildheit angerichtet hat!"

„Eine vollendete Hasenscharte," lachte Othmar und riß langsam aber sicher die Leinwand von dem Blendrahmen. — „Wir müssen halt wieder anfangen, haben noch zwei volle Tage Zeit — nicht wahr, der Onkel bleibt noch zwei Tage fort?"

„Ja, aber" . . .

Es pochte draußen. Erschrocken rannte Emma hinter einen großen Karton in den tiefsten Winkel, denn es war ihr während der ganzen heimlichen Sitzung nicht wohl zu Muth gewesen, oder wie wir bei uns daheim präciser sagen, es hatte ihr fortwährend „getötterlet", der Onkel möchte unversehens kommen. Denn der Onkel hatte sehr viele Sonderbarkeiten, und die sonderbarste davon war, daß man nie wußte, woran man mit ihm sei; er war ein lebendiges Kaleidoskop, und ein boshafter Mensch wollte sogar behaupten, wenn man in „Kaleidoskop" das „l" in ein „k" verwandle, so ändere dies zwar den Begriff etwas Weniges auf Kosten der Schönheit — aber man müsse vor Allem *wahr* sein. Dieser scharfsinnige Scholiast hatte nämlich einmal ein namhaft Sümmchen von dem alten Herrn entlehnen wollen, war aber, wie man wisperte, bedeutsam abgeschnoben worden. Hierauf hatte er dies philologische Product zornig ausgebrütet und brachte es nun statt des nicht erhaltenen Geldes in Umlauf.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleons Winterfeldzug in Rußland.

(Fortsetzung.)

Kutusow zog sich nach Borodino zurück, wo er Stand zu halten beschloß. Die französische Stärke vor Borodino bestand aus 140,000 Mann, worunter 31,000 Cavalleristen. Die Infanterie befand sich in gutem Zustande, was von der Cavallerie keineswegs gesagt werden kann. Als Murat sich eines Tages gegen Nansuty beklagte, daß die Cavallerie eine Charge schlecht ausgeführt hätte, versetzte dieser: „Die Pferde haben keine Vaterlandsliebe; die Soldaten fechten wohl ohne Brod, aber die Pferde bestehen auf Hafer." Wie

Digitized by Google

sehr das französische Heer selbst im Verfolg seiner Siegesbahn gelitten hatte, erhellt am besten, wenn man sich zurückruft, daß dasselbe Corps, welches vor Borodino 140,000 Mann zählte, zu Anfang der Feindseligkeiten doppelt so stark war, ohne doch mit allen seinen Divisionen im Feuer gewesen zu sein. Dieser Macht, sammt 1000 Stück Geschützen, hatten die Russen 107,000 Mann und 640 Kanonen entgegenzustellen. Nach Sir Robert Wilson war der Zusammenstoß furchtbar, mit Ausnahme der Reserven kamen alle Truppen ins Gefecht; jeder Einzelne schien von glühendstem Haß und Rachsucht beseelt; ohne Rücksicht auf das eigene Leben, suchte Jeder nur seinen Gegner zu vernichten. Die Russen fochten in einem Geiste, den Napoleon selbst bewundern mußte, und es war lange fraglich, wem die Ehre des Sieges zufallen würde, obgleich die Russen alle Vortheile gegen sich hatten. Der Verlust der Russen in dieser zweitägigen Schlacht betrug 40,000 Todte und Verwundete; der des Feindes war völlig eben so groß. Kutusow schrieb dem Kaiser: „Der Feind hat nirgends auch nur einen Zoll Boden erobert," zugleich die Möglichkeit andeutend, die französische Macht am folgenden Morgen abermals anzugreifen. Es war eitel Prahlerei; denn er trat sofort seinen Rückzug auf Moskau an. Wenn die Russen einerseits diese Beschämung zu erdulden hatten, so ward ihnen auf der andern Seite das genugthuende Bewußtsein, den Feind in einem Zustand schrecklicher Noth und Verlegenheit zurückzulassen. Einige Abtheilungen hatten kein anderes Nahrungsmittel, als Pferdefleisch; die Verwundeten stopften die Wege, und die Verlassenheit der Städte und Dörfer bedrückte die Soldateska und brachte sie außer sich. Da 90,000 Kanonenkugeln verschossen worden waren, so wurden die französischen Artilleristen verwandt, die Kugeln vom Schlachtfelde aufzulesen. Einen Trost hatten sie indessen: Moskau war in der Nähe, reich, wohlversehen, jede Bequemlichkeit bietend. Moskau konnte ihnen nicht entgehen. In Moskau wollten sie ruhen.

Bennigsen hatte den Vorschlag gemacht, daß die russische Armee nicht auf Moskau zurückgehen, sondern in der Richtung von Kaluga, im Rücken des feindlichen Marsches auf die Hauptstadt Stellung nehmen sollte, so daß das Heer die vorrückenden Franzosen auf's Vortheilhafteste ermüden, ihre Operationen vereiteln und schließlich dieselben für sie verderblich machen konnte. Es ward hervorgehoben, daß der Marsch auf Moskau, wenn Kutusow in der Flanke und dem Rücken des Feindes Stellung nahm, in jedem Falle verzögert, wenn nicht gänzlich verhindert werden konnte. Bennigsen's Plan ward verworfen und Moskau dem Feinde überantwortet. Napoleon war nicht stark genug, gegen das so aufgestellte Heer der Russen zu handeln und zugleich Moskau zu besetzen; es ist daher klar, daß Kutusow's Taktik die Hauptstadt freiwillig räumte und aufgab. Am Morgen des 14. September begannen die Truppen und das Volk die dem Untergange geweihte Stadt zu verlassen. Niemand, als die Verwundeten und Kranken in den Hospitälern, blieben zurück. Die Bewohner ließen, wie die französischen Bülletins angaben, kein Zeichen der Unordnung, Eile oder selbst der von ihnen eingeschlagenen Richtung zurück. Um 2 Uhr Nachmittags betrat Mürat die Stadt. Napoleon kam mit seinen Garden um 3 Uhr an und war nicht wenig über die Einsamkeit erstaunt. Seine Hoffnungen waren übertrieben gewesen. Er hatte vorausgesetzt, von einem unterthänigen Magistrate und dem seine Gnade anflehenden Volke empfangen zu werden. Nichts von Alledem. Er betrat eine leere Stadt, in der es jedoch noch genug Einwohner gab, um bei eingebrochener Dunkelheit in den verschiedenen Stadtvierteln Feuer anzulegen. Bäzars, mit Tausenden von Läden, Kronmagazine mit Fourage, Wein, Branntwein, Pulver standen gleichzeitig in Flammen. Keine Spritzen waren vorhanden, noch Karren, nicht einmal Feuereimer und Kufen gab es. Alles war entweder zerstört, oder von dem Gouverneur der Stadt, Rostopschin, mitgenommen worden, welcher die Idee des Brandes ersonnen hatte. Napoleon hatte keine Ahnung von dem, was ihn erwartete, und die Feuersbrünste für zufällig haltend, verlegte er sein Hauptquartier nach dem Kreml. Zur selben Zeit nahm das russische Heer, statt weiter in das Innere sich zurückzuziehen, in der Richtung von Kaluga und im Rücken der Franzosen eine ähnliche Stellung, wie die von Bennigsen bezeichnete.

Digitized by Google

Im Augenblick war die Lage beider Heere umgekehrt. Der Bedrohte wurde der Drohende. Die Hoffnungen der Russen wuchsen in dem Maße, in dem das Feuer in Moskau um sich griff und der Platz mit jedem Tage unhaltbarer wurde. Von 40,000 steinernen Gebäuden blieben nur 200 übrig, von 8000 hölzernen 500, von 1600 Kirchen nur gerade noch die Hälfte, und fast alles Uebrige ward mehr oder weniger beschädigt. Wie gesagt, Rostopschin war der Urheber dieses Brandes. Die Franzosen trugen Sorge, den Tadel einer falschen Handlungsweise von sich abzuwenden, und General Lauriston bemerkte: „Es ist so unvereinbar mit dem französischen Charakter, daß wir selbst London, wenn wir es nehmen sollten, nicht in Brand stecken würden." Der Brand von Moskau zerstörte alle ihre Hoffnungen und Plane.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Chloroform.) In England hat man angefangen, durch Eingießen einiger Tropfen Chloroform in einen Bienenkorb die Bienen zu betäuben, wenn man sie in einen andern Korb übersiedeln will. Nach wenigen Stunden sind sie wieder munter und unbeschädigt.

Denksprüche.

Wer wird von Sorgen frei? Kein Mensch in keiner Lage;
Wie glücklich deine sei, doch bleibt: wie lang? die Frage.
Und wer in sich nicht, fühlt in Andern sich gedrückt,
Denn wer ist glücklich, sieht er And're unbeglückt?

Verschiedenes.

(Der erste Versuch.) Ich besuchte in London eines Morgens meinen Freund, den Wiener Walzerkönig Strauß. Er war sehr beschäftigt mit dem Arrangement eines Concerts, welches an demselben Abende stattfinden sollte, als leise an die Thür gepocht wurde. Auf unser „Herein" trat ein gebückter Mann in schlechter Kleidung, ein kleines, blasses, etwa sieben- bis achtjähriges Mädchen an der Hand führend, ein. „Habe ich die Ehre, Herrn Strauß zu sprechen?" fragte er in gebrochenem Französisch. — „Das ist er," sagte ich auf meinen Freund deutend. — „Ich habe eine Bitte," fuhr er schüchtern fort. „Ich wünsche, daß Sie meiner kleinen Tochter hier erlaubten, heute Abend in Ihrem Concerte zu spielen, damit ihr einmal Gelegenheit gegeben würde, sich öffentlich hören zu lassen." „Das kann nicht sein," sagte Strauß, dem ich die Rede verdolmetscht, „ich habe zu viel Nummern." — „So, so!" versetzte der Alte langsam und traurig. „Haben Sie nicht vielleicht irgend ein Instrument, wenn es auch eine ganz alte Violine ist, in der Nähe?" — „Ja," entgegnete Strauß zögernd, „meine Violine habe ich natürlich hier." Er legte zögernd das gute Instrument in die begierig danach langenden Hände der Kleinen. Sie drückte es rasch an das Kinn, schlug die dunkeln Augen in die Höhe und begann, ohne lange die Geige zu stimmen, ihr Spiel. Strauß und ich sahen uns immer mit größeren Augen an, der Alte lächelte. Als sie geendigt, klatschten wir uns die Hände wund. „Sie können heute Abend spielen," rief Strauß enthusiastisch, „und immer und jedes Mal, so lange ich auf Erden Concerte gebe. Wie heißen Sie, mein Kind?" — Ich beugte mich nieder zu der Kleinen, nahm ihr mageres Händchen zwischen meine beiden und fragte schmeichelnd: „Wie heißt Du, Kleine?" — „Therese Milanolo," sagte sie leise.

„Ach guter Herr", bettelte ein Knabe, „erbarmen Sie sich und schenken Sie mir einen Groschen, mein Vater ist todt, meine Mutter ist todt und alle ihre Kinder sind todt!" „Nun was ist's denn mit dir?" „Ich nehme mich der Sache nur an, weil es doch gar zu traurig ist."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 34. Dienstag, den 19. März **1861.**

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

Emma's Onkel war aber nicht klug oder dumm genug, auf das Gerede der Leute über ihn zu hören; das ging ihn Alles nichts an, er ging seine Wege und verlangte natürlich, daß auch seine Nichte auf den onkeligen Pfaden walle. Aber die gute Emma war in neueren Zeiten bedenklich abgeschweift von der trockenen, langhin geradeauslaufenden Pappelallee der Denk- und Lebensart ihres Onkels; das Mädchen hatte viel Sinn für frisches grünes Leben und hatte daher ganz heimlich ein malerisches Seitenpfädlein eingeschlagen, an dessen Ende sie in der wohlgebauten sonnenreichen Herzkammer von Othmar Moser fröhlich aufgenommen und mit Speis und Trank solider Liebe gefüttert wurde. Es gefiel Emma so gut in dieser neuen Wohnung, daß sie nach und nach heimlich alle ihre Habseligkeiten von Gefühlen, Empfindungen, Ansichten, Absichten, Aus-, Ein- und Rücksichten in diese malerische Herzkammer hinübertrug und endlich dem Oheim von seiner Nichte nur die Nichte übrig blieb, wie eine alte Raupenhaut. Emma erschrack zwar oft beim Gedanken an eine Entdeckung des Onkels, ihr neuer Hausherr aber tröstete sie immer wieder, und das schlichterne und verschüchterte Kind hatte bei Othmar oft Anwandlungen von einer Keckheit und einem Muthe, die wirklich Pflege und Ausbildung verdienten. Othmar pflegte zu sagen: wenn der alte Herr einen so unüberwindlichen Abscheu vor den Malern hege, so solle er sich auch Dessen entledigen, was er Malerisches im Hause habe, und begriff nie, warum der Herr dies nicht selber einsehe, daß er da höchst inconsequent verfahre. Es half aber nichts; der Onkel blieb consequent bei seiner Inconsequenz, und da er äußerst kräftig und gesund war, konnten sich die jungen Leute nicht auf einen nahen Leichenconduct verlassen, „und entführen thu' ich Dich nicht, Emma, darauf kannst Du Dich heilig verlassen, das ist dummes Zeug, was höchstens Poeten und andere überschwengliche Häupter thun; aber deßwegen wirst Du doch meine Frau, wart' jetzt nur noch ein Bischen, die Sonne ist noch nicht unter und das Blättlein dreht sich immer noch." Othmar war viel zu selbstständig und unabhängig, um romantisch zu sein; er hatte Emma kennen gelernt und eingesehen, daß sie eine prächtige kleine Hausfrau für ihn sein würde; er wolle sie daher sofort über die Gasse holen. Schmückte sich darum eines Tages sehr sauber, winkte aus seinem großscheibigen Malfenster zu Emma hinüber, er komme jetzt, und ging dann zum Onkel, sagte seinen Spruch und wartete auf Antwort. Der Oheim war liebenswürdig und lud Othmar ein, ihn in's Zimmer seiner Nichte zu begleiten.

„Donnerwetter, ist das ein Kauz," dachte Othmar; „ich bin doch ein rechter Narr gewesen. Guten Abend, Emma!"

„Ja, ich dachte mir," sprach der Oheim nun in Emma's Zimmer, „ich dachte mir wirklich, daß Sie einander schon kennten, das ist recht schön, recht, recht schön."

„Find's auch," sprach der Maler.

Emma kam nicht aus dem Staunen.

„Geniren Sie unsere Fenster nicht, Herr — äh"

„Moser, — Othmar Moser heiß' ich. — Geniren? Ihre Fenster? — Nicht im Geringsten."

„So, nicht? Kann es nicht recht begreifen.

Sie müssen Sie geniren, blenden, bei der Arbeit stören. Sehen Sie, darum wollt' ich Sie wirklich heute herbitten lassen, dieser Fenster wegen. Sie sind Maler?"

„Kann mich augenblicklich nicht erinnern; ich glaub' aber, zu Hause hab' ich's aufgeschrieben," sprach Moser.

„Hähä, spaßhaft," sagte der Onkel „Gut aber, ich weiß schon, was Sie sind. Kennen Sie auch die Glasmalerei?"

„Ja."

„Wollen Sie mir gefälligst einen Aufschluß hierüber mittheilen, Herr, — nicht wahr, Moser?"

„Entschieden dauerhaft, Moser. — Glasmalerei? Die neue oder die alte?"

„Beide, bitte, beide, wir können dann das Dauerhaftere wählen. Gibt es nicht eine ganz einfache Methode?"

„O ja, man nimmt einen Kübel voll weißer Farbe und einen zweckmäßigen Borstpinsel und streicht das Glas an — etwas Einfacheres wüßt' ich nicht."

„Kommt das ziemlich hoch?"

„Kommt auf die Zahl der Scheiben an."

„Wie viel würden Sie verlangen, Herr Moser, die Scheiben in diesem Zimmer anzustreichen?"

„Ich würde das Zehnfache verlangen; aber Sie würd' ich gratis übertünchen! — Adieu, Emma!"

(Fortsetzung folgt.)

Napoleons Winterfeldzug in Rußland.

(Schluß.)

Unterdessen lauerten die Kosaken im Rücken und trugen nicht wenig zu der verzweifelten Lage in Moskau bei, indem sie die Detaschemente und Zufuhren abschnitten. Der schreckliche Zustand wurde mit jedem Tage unerträglicher. Tausende der Franzosen waren ohne Pferde, und frische konnten nicht aufgetrieben werden. Jetzt erließ der russische Kaiser einen Aufruf, in welchem er, auf den traurigen Zustand der Feinde deutend, sein Volk zu neuen Anstrengungen ermahnte und den Sieg als nahe verhieß. Die Wirkung desselben war elektrisch. Die Verstärkung und Verpflegung des russischen Heeres war sofort gesichert. Nicht nur die auf 110,000 Mann sich belaufende Armee ward regelmäßig beköstigt, sondern auch 50,000 Pferde erhielten ihre volle Ration Heu und Hafer, ohne genöthigt zu sein, 20 Meilen in der Runde zu foragiren. Die einzige Furcht, welche man hegte, war, daß die Vorgesetzten mit dem Feinde Frieden schließen möchten. Der Feind verlangte in der That begierig nach Frieden. Napoleon zögerte in Moskau in der Hoffnung, daß Unterhandlungen angeknüpft werden würden, und Lauriston versuchte, Kutusow zu einem darauf abzielenden Zusammentreffen zu bringen. Der russische General war wirklich zu einem solchen geneigt, und nur die Festigkeit Sir Robert Wilson's konnte ihn davon zurückhalten, da dieser das Versprechen Alexanders besaß, daß es zu keinerlei Vertrag mit dem Feinde kommen sollte, so lange noch ein einziger bewaffnet innerhalb der Grenzen sich befinde. Kutusow war deßhalb genöthigt, die Unterhandlung abzulehnen, und Sir Robert Wilson berichtete sofort dem Kaiser darüber. Lauriston entdeckte bald, wer seine Plane durchkreuzt hatte, und kurz darauf versuchte Murat sein Glück mit Bennigsen. „Frieden ist nothwendig," sagte er, „und ich wünsche ihn als König von Neapel." Bennigsen antwortete: „Eben so sehr Sie den Frieden wünschen, eben so sehr liegt uns der Krieg am Herzen. Uebrigens, wenn auch der Kaiser wollte, die Russen wollen nicht, und offen gesprochen, ich gehöre zu dieser letzten Partei."

An demselben Tage sagte ein anderer französischer General zu dem russischen General Korff: „Wir sind wirklich dieses Krieges müde; gebt uns Pässe, und wir wollen abreisen." Korff antwortete darauf: „General, Sie kamen, ohne eingeladen zu sein; Sie müssen also schon mit polnischem Abschied gehen." (Die Russen sagen, mit polnischem Abschied, d. h. ohne sich zu empfehlen.) Wohl mochten Murat und die Franzosen nach einem friedlichen Abschied seufzen, denn sie starben Hungers. Murat's Hauptquartier wurde einige Tage später überfallen; sein ganzes Gepäck, Silbergeschirr und Kochgeräth ward eine Beute der Russen. In dem letztern fand man abgezogene Katzen und Pferdefleisch, und alle Kochtöpfe am Bivouak — denn der Feind wurde bei der Bereitung seines Frühstückes

Digitized by Google

überrascht — enthielten Bouillon von Pferdefleisch.

Napoleon, unfähig zu unterhandeln, sah bald ein, daß es die höchste Zeit zum Rückzug sei, zumal, als er von dem Unstern hörte, der Mürat befallen hatte. Am 19. October verließ er Moskau mit außerordentlich zusammengeschmolzenen Streitkräften. Krankheiten, Mangel und die Zufälligkeiten des Krieges hatten sie so vermindert und verringerten sie mit jedem Tage mehr, während die Russen täglich wuchsen. Den Kreml sprengte er, aus unedlem Grimme über die Folgen seines eigenen wahnsinnigen Unternehmens, in die Luft. Er zog sich auf Smolensk zurück; denn die Schwäche seines Heeres kennend, gab er dem Marsche durch die von ihm verwüstete Gegend den Vorzug, um von Kaluga aus eine mehr östliche Richtung einzuschlagen. Seine Armee war in der That schwach, und Sir Robert Wilson erklärt, daß ein thätiger Feldherr die französische Macht leicht hätte vernichten können. Aber Kutusow wollte auf keinen Rath hören. Wenn er gewollt, er hätte den Krieg in einer Stunde beenden können. Doch er hielt schimpflich zurück und überließ es den Elementen, die Zerstörung des Feindes zu vollenden.

Am 5. November fiel der erste Schnee. Am folgenden Tage erhob sich ein schneidender Wind, bei dem der Schnee gefror, so daß er im Fallen kleinen Diamanten glich, während die Luft ein ununterbrochenes Gesumm erfüllte. Der Feind, von Hunger, Ermüdung, Krankheit und Wunden heimgesucht, war auf dies neue Uebel schlecht vorbereitet und sein Leiden war entsetzlich. Sie rangen und kämpften mit einander um die Nahrungsmittel, und entrissen ihren Kameraden, die sie zurückzulassen genöthigt waren, die Kleidungsstücke. „Jeder Tag Verzug ist ein Elend," schrieb Berthier. „Die Cavallerie ist bereits ohne Pferde; die Kälte hat sie alle getödtet. Marsch! lautet der Befehl des Kaisers und der Nothwendigkeit." Unglück kommt nie allein, sagt das Sprüchwort, und die französischen Ueberbleibsel wurden jetzt von den Russen hart bedrängt. Einst wurden sie von diesen über einen Fluß getrieben: er war bald voll von todten Pferden und Menschen, welche die starke Kälte betäubt hatte. Die Lage der Wenigen, welche glücklich das andere Ufer erreicht hatten, war wenig besser. Die nassen Kleidungsstücke froren an ihre Leiber an, und keine Feuerung und Nichts zu essen! Das allgemeine Leiden war schrecklich. Hungersnoth begann. Oft überraschte man Gruppen, welche um niedergebrannte Gebäude kauerten, die Verwundeten oder Erfrornen zum Obdach gedient hatten, und das verkohlte Fleisch ihrer Kameraden mit den Fingern von den Knochen rissen und verschlangen. Sir Robert Wilson fragte einen Grenadier, ob ihm denn eine solche Nahrung keinen Ekel errege?

„Ja," entgegnete er; „aber ich esse nicht, um mein Leben zu erhalten, sondern nur, um die nagende Todesqual zu betäuben."

Am 6. December war die Kälte bis auf 30 Grad gestiegen. Die Luft war gewöhnlich klar, aber ein feiner, scharfer, schneidender Wind, „der durch Haut, Muskeln und Knochen bis ins Mark drang, machte das Aeußere und das angegriffene Glied weiß wie Alabaster. Manchmal ergriff es Einen wie ein Blitz, der plötzlich die ganze Gestalt betäubte und das noch athmende Gerippe erstarrte, so daß Füße und Hände bei dem leisesten Ruck, doch ohne Schmerzen, von den Gelenken sich ablösten." Ueberall herrschte die vollkommenste Auflösung und eine solch zügellose Wuth, als mit der äußersten Erschöpfung verträglich war. Die Niederlage des Heeres war vollständig. Es war ein „Rette sich, wer kann"; aber, wie Wilson sagt, ein „Rette sich, wer kann" im Begräbnißschritte. Pferde gab es keine mehr. Als an jenem 5. November Schnee und Frost eintraten, stießen einige Kosaken, welche den Engländer begleiteten, in einem Hohlwege auf ein Geschütz und mehrere Karren, deren Pferde daneben auf dem Boden lagen. Die Kosaken betrachteten einen der Pferdefüße und begannen jubelnd herumzuspringen, wobei sie schrieen: „Gott hat Napoleon vergessen lassen, daß es in diesem Lande einen Winter gibt! Trotz Kutusow, werden die Gebeine unserer Feinde in Rußland bleiben." Die Ursache ihres Frohlockens war, daß die Pferde des feindlichen Heeres nicht mit geschärften Eisen beschlagen, und somit in Schnee und Eis unbrauchbar waren. Von diesem Tag an war der Weg mit Kanonen, Fuhrwerken und Pferden besäet. Tausende von Thieren lagen

Digitized by Google

stöhnend am Rand des Weges, und große Stücke Fleisch waren aus ihrem Nacken und andern fleischigen Theilen ausgeschnitten. Tausende nackter menschlicher Geschöpfe befanden sich in kaum besserem Zustande. Die Russen hatten kein Erbarmen mit ihnen, entkleideten sie bis auf die Haut, trieben sie in Colonnen zusammen und überließen sie den Bauern zur Belustigung und als Opfer. Selbst die Landweiber wollten ihr Wüthen an diesen elenden nackten Gefangenen kühlen und peinigten sie zu Tode; sie banden sie an Bäume, tanzten um sie herum und schlugen sie, ihre Nationalgesänge singend, mit Stöcken.

Wir wollen die Ueberbleibsel des unglücklichen Heeres nicht Punkt für Punkt begleiten. Werfen wir lieber einen Blick auf ihre Zahl. Im Juli, als die Feindseligkeiten begannen, war das Heer 650,000 Mann stark. Um die Mitte Novembers, als es mit Napoleon der Beresina sich näherte, mochte es sich im Ganzen auf 70- bis 80,000 Seelen belaufen, wovon kaum die Hälfte aus Combattanten bestand. Selbst diese Zahl verringerte sich täglich. Der Rapport vom 2. December gibt 7000 Mann Infanterie und 2000 Mann unter den Waffen an. Am 5. verließ Napoleon seine auseinander fallende Macht und eilte nach Paris.

Murat übernahm den Oberbefehl. Am 10. December war die kleine Bande unterdessen durch Hunger, Kälte und Angriffe des Feindes auf 4500 Kämpfer herabgesunken. In Wilna suchten sie für einen Augenblick Zuflucht. Es war nutzlos. Die Kosaken kamen über sie „mit ihrem entsetzlichen Geschrei", und sie mußten fliehen. Am 14. December, nachdem sie über den Niemen gegangen waren, erwies die Musterung nur 400 Mann Infanterie und 600 Mann Cavallerie unter den Waffen. Von allen Geschützen waren nur noch 9 vorhanden. Es war der fürchterlichste Unstern, der je einen Feldherrn befallen, wenigstens seit der christlichen Zeitrechnung. Wahr ist es, daß die französische Armee nie Napoleon darum anklagte; ihr Leiden, sagte sie, sei eine Schickung des Krieges, die Folge des Wetters, der Beschluß des Fatums. Die Geschichte aber wird den französischen Kaiser nicht so leicht freisprechen. Er hatte den Geist eines patriotischen Volks herausgefordert. So aber zergehen alle Entwürfe ungerechtfertigter Angriffe. So ging Napoleon I. zu Grunde und so wird Jeder zu Grunde gehen, der in seine Fußstapfen tritt. So aber mag auch die Schweiz, Deutschland oder England, wann der Tag je kommen sollte, dem Einfallenden frei die Stirne bieten und ihm begegnen mit selbstbewußter Hingabe an das Vaterland, unbeugsamem Widerstand und mit dem Bewußtsein des endlichen Triumphes.

Verschiedenes.

Worms. Dem vierten Jahresberichte des Ausschusses des Luther-Denkmal-Vereines entnehmen wir, daß im verflossenen Jahre sich der Fonds um 13,693 fl. vermehrt hat und heute im Ganzen 151,186 fl. beträgt. Es verbleibt demnach immer noch ein Defizit von 49,000 fl. Was die Ausführung des Unternehmens anbelangt, so erfahren wir, daß die Hauptfigur — Luther — und einer der Vorläufer der Reformation — Wiklef — bereits von der Hand des Künstlers vollendet sind und binnen Kurzem an die gräfl. Einsiedel'sche Kunstgießerei zu Lauchhammer in der preuß. Provinz Sachsen, welche den Erzguß contractlich übernommen hat, abgeliefert werden. Die drei anderen Vor-Reformatoren werden im Laufe dieses Jahres ihrer Vollendung entgegensehen.

Bei der letzten Volkszählung in der Schweiz schrieb der mit dieser Arbeit beauftragte Beamte in der Gemeinde Salenstein (zu welcher Schloß Arenenberg, Eigenthum Louis Napoleon's, gehört) in sein Register den Kaiser Napoleon unter die Rubrik; „momentan abwesend."

Einer der Hauptgewinne der Schiller-Lotterie, Schiller's Haarlocke, ist nach Posen gefallen, der Originalbrief von Schiller an eine Gesellschaft nach Fürth.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 35. Donnerstag, den 21. März **1861.**

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

Das war vor mehreren Monaten geschehen und Emma's Fenster waren wirklich inwendig angestrichen worden, wie die Fenster am Institut der englischen Fräulein in München. Die ganze Nachbarschaft hatte gelacht und Othmar Moser hätte den boshaften alten Herrn gern mit einer großen Blase ergiebigen Pariserblau und Trockenfirniß sanft eingerieben. Aber Moser hielt sich und wartete auf seine Zeit, verdiente unterdessen eine schwere Menge Geldes und lachte den Onkel aus. „Kommt schon!"

Vorgestern endlich nach drückend langweiliger, trauriger Zeit für die eingesperrte Emma hatte der Onkel seine solide sterbliche (aber lange nicht!) Hülle der Eisenbahn anvertraut und war für verschiedene Tage verreist. Was denn zur Folge das oben Gelesene hatte, nämlich, daß das arme Kind sehr früh über die Straße hüpfte und Othmar, statt vieler Zeitvergeudung mit Küssen und Kosen, seiner Geliebten eine passende Porträtstellung empfahl und feurig zu malen anfing. Woraus denn ein einsichtiger Leser leicht entnehmen kann, daß Emma malfähig war, und mir dadurch ihre Personalbeschreibung freundlich erspart wird. Denn es gibt nichts Langweiligeres, als diese geschriebenen „Rabenhaare", „schmachtenden Tinten", „blühendes Incarnat" und übrige Almanachreize, und wahrhaftig, wenn Emma grundhäßlich gewesen wäre, so möchte sie sich vielleicht mit Eifer und einer gewissen fröhlichen Breite federskizziren lassen wie ein knorrig Wurzelwerk. Aber —

Es klopfte. Emma fuhr in den dunkelsten Winkel und kauerte zwischen altem Waffenwerk, Gewandung, Rahmen und Leinwandrollen ängstlichsten Herzens nieder und flüsterte nur noch in aller Hast: „Ich bin bei der Cäcilie, wenn's der Onkel ist!" Sodann hörte sie, wie Othmar öffnete, vernahm die Worte: „Ein Compliment vom Herrn Lindfuß senior und da wär' ein Billet für Herrn Moser."

„Antwort?"

„Hat nichts gesagt, — pfehl' mich."

„Dito."

„Komm' Du hervor, Befürchterin bittrer Schmerzen, mir theures Kleinod — 's ist keine Gefahr im Land!" rief Othmar.

Staubbeladen und spinnwebreich kroch Emma hervor; Othmar brannte seine Cigarre an, denn ohne zu rauchen las er nie einen Brief; man könne nicht wissen, welcher Teufel aus so einem zusammengelegten Stück Papier spuken könne, und das Rauchen sei das beste Antidiabolicum. Und so unrecht hat er wohl nicht. Denn der Anblick eines unerbrochenen Briefes hat unstreitig etwas Grauenhaftes, auch wenn wir aus der Aufschrift schon ersehen, von wem er ist. Unser bester Freund oder unsere liebste Freundin kann ja ganz leicht nur die Adresse geschrieben haben und im Innern meldet uns eine fremde Hand, daß der Freund oder die Freundin das Bein zwei Mal gebrochen, oder morgen auf Pistolen gefordert sei, oder gestern früh um dreiviertel auf zehn Uhr fallirt habe, oder der Adressator berichtet uns, ob es denn wirklich wahr sei, was man sich über uns erzähle, daß wir den und den Meineid geschworen, oder mit der jungfräulichen Vierhundertleibwache des Königs von Siam einen bedauerlichen Strauß bestanden, oder noch mehr aus dem reichen

Digitized by Google

Zedelkasten der Dame Adversita. Darum ist es heilsam, daß man in solchen bedauerlichen und höchst aufregenden Fällen und Dintenhochwassern sich an den Rettungsbalken einer Cigarre oder eines Pfeifenrohrs halten kann.

Während sich Emma am Waschbecken die staubigen Hände wusch, sah sie nach dem Lesenden zurück und bemerkte, daß Othmar mit steigender Verwunderung zu Ende las. Dann lachte er laut auf und sprach: „Dem Manne kann geholfen werden; hör' einmal diesen Brief:

„„Mein lieber Herr Othmar Rafael ꝛc. ꝛc.!

„„Ein alter, gichtgebrochener Mann, der mit seinen filz- und watteumwickelten Beinen in seinem Zimmer mühsam herumschlarpend (verzeihen Sie den Provinzialism), die Quadratur des Zirkels sucht, — ein solcher Mann hat seine Einfälle mitunter. Sie wissen, ich habe von je die Höllenbreughel, die E. T. A. Hoffmanniaden, den Peter Schlemihl und die Versuchungen des heiligen Antonin, benebst Etzlichem aus der Apokalypse liebreich gepflegt und studirt und meine ziemlich namhafte Sammlung von allerlei Teufeleien und fieberhaften Auswüchsen hat auch Ihnen schon oft Freude gemacht. Nun fehlt mir aber immer noch Etwas von Ihrer Hand. Aus langer Weile habe ich in meinem Zimmer ein vollständiges Changement vorgenommen und dabei ein Plätzchen erobert, ein delizidses, gutbeleuchtetes Plätzchen, das ich nun gar zu gern durch Etwas von Ihnen bekleidet sehen möchte. Bitte, kommen Sie nach Empfang dieser Zeilen für zwei Minuten zu mir herüber. Es geht mir ein Kopf im Kopf herum, und zu diesem Kopf soll mir Ihr Kopf verhelfen. Nicht wahr, Sie kommen?

„„P. S. Unter dreißig Louisd'or will ich aber Nichts. Dies als vorläufiges ideales Maß, das materielle hab' ich mit einer rothen Federschnur genommen. Kommen Sie? — Kommen Sie! — Lindfuß sen.""

„In einer Viertelstunde bin ich wieder da," sprach der Maler, „bleib' nur hier und schließ' die Thür ab, ich werde draußen die magna charta „Abwesend!" anstecken. Cigarren findest Du überall, liebes Kind, und gute Gedanken fliegen in der Luft herum. Rivorisco, Schatz!"

Emma blieb und verriegelte von innen. Dann fing sie an zu wandeln und Inspection zu halten über Othmar's häusliche Eigenschaften. Denn diese kleine Emma hatte trotz ihres höchst harmlosen Anstrichs und der maßlosen Verschüchterung beim Onkel, trotz des Anscheins, daß sie sich aller Meinungen und Selbstständigkeiten gänzlich begeben, — diese kleine Emma hatte denn doch noch ein Paar fekte, tönende und scharfsichtige Mücklein im Kopf, die zwar fast immer eingesperrt, dann aber bei feierlicher Gelegenheit nur um so ausgiebiger und nachholender tönten. Und trotz des äußersten Verlangens der ersten Mücke, die aber nun in Emma's Kopfkissenbereich tönte: „Es wäre doch sehr wünschenswerth, daß ich sehr bald Frau Emma Moser heiße," — kam auch die zweite hervor und summte: „Wollen doch einmal sehen, was dieser Othmar für häusliche Eigenschaften hat und was die Dame Moser erwarten und erleben kann."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer bei der Perlenfischerei.

Ein englischer Reisender berichtet folgendes Abenteuer, welches ihm während eines längeren Aufenthaltes an der Küste von Coromandel begegnete. An einem schönen Tage fuhren wir, — ich, meine Frau und unser zweijähriges Töchterchen, mit ihrer Ayah, d. h. farbigen Wärterin, — in einem kleinen Boote hinaus auf das Meer, um der Perlenfischerei und den Arbeiten der Taucher zuzusehen. Es war einer jener tropischen Morgen, deren Pracht unbeschreiblich ist. Kein Lüftchen regte sich. Die See war so klar und durchsichtig, daß unser Boot, geschützt durch Zeltdecken gegen die Sonne, gleichsam in der Luft zu schweben schien. Die weißen und röthlichen Korallenbänke im Bette des Oceans lagen so deutlich vor unseren Blicken, als wenn sie sich dicht unter unseren Füßen befänden. Die nahen Ufer, mit Palmen und gigantischen Cactusarten besetzt, welche gerade in der Blüthe standen, zeigten sich dem Auge so still und klar, als wären sie auf Glas gemalt. Die ganze Landschaft nahm sich aus wie eine reizende Gegend, die man durch ein verschönerndes Teleskop betrachtet, — regungs-

los wie der Tod, und doch wirklich. Nichts unterbrach die Stille, als von Zeit zu Zeit das Springen der Taucher in das Wasser, oder das Geräusch der großen Perlenmuscheln, welche in die Fischerboote geworfen wurden. In der Entfernung gewahrte man auf einer schmalen Landzunge des Ufers einen Haufen menschlicher Wesen. Es waren Perlenhändler, Fakire, die Amulette verkauften, und Bramine in ihren schmutzigen weißen Gewändern, welche sämmtlich, Religion und Handel mit einander vermischend, durch die Aussicht auf Gewinn angezogen worden waren.

Meine Frau und ich, wir saßen zurückgelehnt auf den Polstern im Hintertheile des Bootes und betrachteten abwechselnd den Himmel und die See, als unsere Aufmerksamkeit plötzlich durch ein lautes Geschrei erweckt wurde, dem eine Fluth von Stimmen auf den Perlenbooten in gleicher Weise antwortete. Unsere Blicke nach der Gegend wendend, woher es erscholl, gewahrten wir eine lebhafte Bewegung unter der Bemannung der verschiedenen Fahrzeuge. Viele Hände waren ausgestreckt, auf einen gewissen Punkt deutend, — weiße Zähne glänzten in der Sonne, und fast jede dunkelfarbige Gestalt gestikulirte heftig. Dann ergriffen zwei oder drei Neger lange Ruderstangen und begannen das Wasser damit zu schlagen, während Andere Flaschen, Holzstücke und Steine nach dem angedeuteten Punkte warfen, welcher zwischen dem nächsten Fischerboote und dem unsrigen lag. Der einzige sichtbare Gegenstand an dieser Stelle war eine schwarze, scharfe Schneide *), dünn wie die Klinge eines Rasirmessers, welche langsam und gleichmäßig durch die stille Oberfläche des Wassers schnitt. Es bedurfte nicht des Rufes: „ein Haifisch! ein Haifisch!" um uns zu sagen, was es war. Im Augenblicke hatten wir ein lebendiges Bild des unsichtbaren Ungeheuers im Geiste vor uns, mit seinen kleinen, scharfen Augen, dem riesigen Schlunde und der doppelten Reihe furchtbarer Zähne. Drei Taucher waren in diesem Augenblicke unter dem Wasser, während gerade über ihnen dieses grimmige Unthier schwebte. Meine Frau ergriff krampfhaft meine Hand und wurde bleich wie der Tod. Die andere Hand streckte ich instinctmäßig aus, um den neben mir liegenden Revolver zu fassen. Aber während ich noch im Begriffe war, ihn zu spannen, schlug ein Schrei unaussprechlicher Angst aus dem Munde der farbigen Wärterin an unser Ohr. Mit Blitzesschnelle wandte ich mich zur Seite und gewahrte sie mit leeren Armen über den Rand des Bootes gebeugt, unten aber, in der ruhigen See, ein kleines, mit weißem Häubchen bekleidetes Gesicht immer tiefer und tiefer sinken!

Welche Worte vermögen eine solche Scene zu schildern? — Aus meiner vom tödtlichen Schreck erzeugten Starrheit erweckte mich eine dunkele Gestalt, welche ich durch das klare Wasser auf das liebe kleine Bild zuschießen sah, das, immer tiefer sinkend, mit jeder Secunde undeutlicher ward. Wir bemerkten sie Alle, und derselbe Gedanke ergriff uns. Der Haifisch, das blutgierige Ungeheuer mußte es sein! — Ich wollte über Bord springen, aber wurde verhindert; denn es hätte auch nichts nützen können, da ich keine zwei Schritte zu schwimmen vermochte. Unterdessen setzte die dunkele Gestalt ihren Weg mit Blitzesschnelle fort, erreichte unseren Schatz, und — im nächsten Augenblicke war für immer verloren, was für uns das Theuerste auf Erden war! — Mein Herz schlug nicht mehr, der Athem stockte mir, und meine Lippen bebten! — Aber ehe ich mich zu besinnen vermochte, schoß dicht an unserem Boote ein dunkeler Kopf aus dem Wasser hervor, — ein dunkles Haupt mit geöffnetem Munde und nach Athem schnappend, aus dessen Augen jedoch eine übermenschliche Freude leuchtete. Im nächsten Momente hoben zwei braune Hände eine weiße Form über das Wasser, und der dunkele Kopf rief meinen Bootsleuten zu, ihn einzunehmen. Noch eine Secunde, und der brave Taucher legte unser Töchterchen zu den Füßen der Mutter nieder. Das war der Haifisch, das der Menschenfresser! Dieser Held war es, der mit scharfem, im Wasser geübtem Blicke unser Kind hatte in die See versinken sehen, und die Nähe des fürchterlichen Ungeheuers nicht achtend, es aus der Tiefe wieder zu uns herauf, zwar bleich und triefend, aber doch lebend brachte! Welche Freudenthränen unseren Augen entströmten,

*) Die Flosse des Haifisches.

Digitized by Google

während wir das schon verloren gegebene und wieder gewonnene Juwel küßten und es hundert Mal „unsere kleine Perle" nannten, — vermag ich nicht zu beschreiben.

Denksprüche.

Die Sinne lügen nicht, darauf mußt du vertrauen;
Doch sind sie schwach, auf sie mußt du zu viel nicht bauen.

Sieh, es liegt dein Geschick, o Mensch, dir im Busen verborgen!
Ihm entspinnt sich das Seil, das durch dein Leben dich führt.

Gemeinnütziges.

(Grünspanfabrikation.) Der Hauptmarkt für den französischen Grünspan (vert de gris oder verdet) ist Deutschland. Er wird in Frankreich aus Weintrestern in höchst einfacher Weise dargestellt. Herr Schnitzer in Tübingen, Wilhelmstraße 800, welcher diese Industrie dort kennen gelernt hat, erbietet sich auf Wunsch zu näheren technischen Auseinandersetzungen. Die Treſter werden von der Weinpresse weg in einem trockenen und luftigen Raume, der am zweckmäßigsten mit glasirten Backsteinen ausgemauert ist, abwechselnd mit Kupferplatten bis zu einer Höhe von etwa 2 Fuß aufgeschichtet. Sobald sich starker Essiggeruch zeigt, etwa nach 3 bis 4 Wochen, nimmt man das Lager auseinander und bringt die mit einem grünen Ueberzug versehenen Kupferplatten in einen gelind erwärmten und mit Wasserdampf erfüllten Raum, wo man sie, nachdem sie kurz in lauwarmes Wasser getaucht waren, der feuchten Atmosphäre auf Ständern aussetzt. In drei Wochen verwandelt sich die dünne und harte Grünspankruste durch Wasseraufnahme in eine weiche dicke Haut, die sich leicht ablöst. Der abgelöste Grünspan wird in Kugeln oder Cylinder geformt und so in den Handel gebracht. Da sich die Treſter im Herbst feststampfen und zu dieser Operation lange aufbewahren lassen, sind in Frankreich mit dieser Fabrikation gewöhnlich nur Frauen während eines Theils des Jahres nebenbei beschäftigt. Es ist uns nicht bekannt, daß in der Pfalz dieses einfache Verfahren irgendwo angewendet wäre.

Verschiedenes.

Der Plan zu dem Gebäude für die allgemeine Ausstellung zu London im nächsten Jahr ist seinen Hauptzügen nach vollendet. Es wird bedeutend größer, als das vom Jahr 1851 in Hydepark war, denn der der Industrie zugewiesene Raum allein soll den Flächenraum des ganzen damaligen Gebäudes überbieten; dazu kommt als Anbau eine 1200 Fuß lange Gallerie zur Ausstellung von Gemälden und sonstigen Kunstgegenständen. Auch im Baustyl wird der neue Bau mit dem frühern wenig gemein haben; er wird in allen seinen Haupttheilen in einem noch nie dagewesenen Maßstabe großartiger Solidität angelegt werden. Im Uebrigen sei hier nur noch erwähnt, daß das frühere Verbot, ordentliche Speiselocalitäten, in denen Wein und andere geistige Getränke ausgeschenkt werden dürfen, mit der Ausstellung in Verbindung zu bringen, diesmal wegfällt. Aussteller von Weinen sollen sogar die Erlaubniß erhalten, den Besuchern ihre Karten anzubieten, auf welchen ihre Preisliste verzeichnet ist, zugleich mit der Angabe, in welchem Restaurationslocale des Gebäudes (denn es muß ihrer natürlich mehrere geben) ihre Weine zu haben sind. Die französischen Weinhändler und hoffentlich auch die deutschen werden sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um das englische Publikum mit ihren Erzeugnissen bekannt zu machen.

Charade.

Mein Erstes, Leser, dringt erschütternd ein
Und spukt nicht bloß um die Gespensterstunde.
Daß nie mein Zweites, sichtbar, dich verwunde!
Nie werd's, unsichtbar, in der Mehrzahl dein.
Mein Ganzes ist im nahen Freiheitsland
Als Zier und Schutz und Riesenberg bekannt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 36. Samstag, den 23. März **1861.**

Die erste Blüthe.

Sonett.

Wie lächelt mir die erste Frühlingsblüthe! —
Ich reich' sie dir, — bewundre die Natur,
Bewundere die gründelaubte Flur,
Die jene schmückt durch ihre sanfte Güte.

Der Frühling naht, mit heiterem Gemüthe
Verfolge seine segensreiche Spur,
Neu lebet wieder jede Creatur,
Ja, lobt und preißet ihn in eurem Liede!

Auf leb' auch ich und singe Frühlingslieder.
Wohl wandle ich als Jüngling noch auf Erden,
Doch kann mir fürder keine Freude werden,

Und kehrte hundertfach der Lenz uns wieder —
Ich möchte trauern nur, ich möchte weinen,
Je schöner mir die Frühlingsblüthen scheinen.

R. L. D.

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

Diese Mücke flog durch das ganze weite Atelier, von da in's zweite Zimmer, dann in's dritte und vierte, und je weiter sie kam, desto größer wurde der Lärm der ersten Mücke: es wäre doch wirklich über alle Maßen entsetzlich wünschenswerth, — das gab zuletzt einen Bruit in Emma's Köpfchen von dieser einzigen, ehesüchtigen Mücke, daß deren Besitzerin sich seufzend in einem kleinen Salon niederließ und an die Decke starrte. Es ließ sich aber aushalten in diesem Salon und Emma gerieth in eine solche Wuth über ihren ganz verblendeten, wahnwitzigen und malerwidrigen Onkel, daß sich bei dieser feierlichen Gelegenheit abermals ein Mücklein entfaltete und heftig herumtönte und stechen wollte. Aber das Stechopfer war ja über Land gefahren. Und wirklich konnte auch ein mückenlos Mädchen (es gibt aber nach Vega's Logarithmen keines) in diesem Gemach mückhaft werden. Denn Othmar Moser, der einsame Maler, hatte eine ganze Wohnung gemiethet, dieselbe mit doppelt purifizirtem (nicht Terpentinöl, sondern) Geschmack dergestalt möblirt und mit allen menschenfreundlichen Geräthschaften versehen, daß der kleinen Emma sich ein höchst kühnes viertes Mücklein auf die Stirn setzte und überlaut fragte: „Dummes Ding, warum bleibst Du nicht sofort da für immer und fängst an, hausfraulich stark zu walten?"

Wie aber Emma noch eine Thür öffnete und in eine zierliche Küche trat, worin der vollständigste Kochapparat peinlich reinlich funkelte, und sie sogar Holz und Zündhölzchen bereit liegen sah, — da konnte sich das arme Kind nicht länger halten und die Mücken mußten sich flüchten vor einem ergiebigen Platzthränenguß, hinter welchem die Pfannen und Kannen, die Töpfe, Teller, Schüsseln, Platten, Becken, Tassen, Flaschen, Salzfässer, Mehlfässer, Tortenmodel, Schwungbesen, Wahlhölzer und Bratspieße wie frische nahe Gestirne hervorleuchteten und verlockend flimmerten.

Das Alles hatte Othmar ohne Emma's Wissen so geordnet und sie damit überraschen wollen. Und nun saß das arme Kind weinend auf dem Küchenschemel und ein gefühlvoller Philologe denkt dabei an Odyssee 11, 588 ff., wo vom bedauernswerthen Papa Tantalos gesungen und gesagt wird:

Digitized by Google

„Ragende Bäum' auch neigten ihm fruchtbare Aest' um die Scheitel
Voll der saftigen Birne, der süßen Feig und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Aepfel.
Aber sobald aufstrebte der Greis, mit den Händen sie haschend,
Schwang ein stürmender Wind sie empor zu den schattigen Wolken."

Wie Emma aber die schneeweiße Küchenschürze an der Wand hängen sah und an deren Rand ein gothisches rothfadiges „E. M." eingenäht, — da versiegte der Thränenguß augenblicklich und statt der kleinen Mücken brummte mit großem Aufwand eine dicke zornige Hummel aus dem Mädchenkopf hervor und äußerte sich in dem heimeligen, schlagfertigen Kochlaboratorium folgendermaßen:

„Unausstehlich, entsetzlich, gefühllos, sklavenhalterisch, unmenschlich! — Mich hinter angestrichenen Scheiben gefangen zu halten, wo hier jede Pfanne, jede Kelle und die Schürze meiner harrt, — Othmar, der Besitzer einer solchen paradiesischen Küche, bei fremden Leuten essen müssen, nur weil der Onkel es will, nur weil er eine ungegründete, dumme, erbärmliche Malice hat gegen den Namen „Maler" und er selber nicht einmal weiß, warum, — deßwegen soll ich einsam zu Hause sitzen und könnte hier sofort nützend die Hände in den Teig stecken — entsetzlich!!"

Mit geschwungener Schaumkelle schritt Emma durch den Raum und brach zuletzt wieder in Weinen aus, setzte sich in den Winkel hinter den Wasserkessel und verharrte, das schluchzende Gesicht in beiden Händen und die Schaumkelle auf dem Schooß, in tiefster Betrübniß weiter.

Der schüchterne Erzähler dieser langweiligen, aber wahrhaften Geschichte spricht vor den geneigten unverehelichten Leserinnen die maßgebliche Vermuthung aus, daß unter denselben hier und da eine leben werde, die unter obwaltenden Umständen gelinde aus der Haut hätte schlüpfen mögen und ganz anders gehandelt haben würde, als mit der Schaumkelle im Arm hinter dem Waschkessel zu weinen, und Emma wird hier wahrscheinlich als eine höchst beschränkte Gans verunglimpft Es macht aber nichts. Denn Emma ist nichts weniger als dumm, aber sehr abhängig von ihrem starrköpfigen Oheim, von Natur scheu und durch Erziehung noch scheuer geworden, aber sonst weiß Gott ein recht tüchtiges Ding, das zwischen einem Zentner Reis und einem Roman von der Ida Hahn-Hahn einen namhaften Unterschied zu machen weiß. Wie es denn bei einem tieferen Forscherblick in den heimlichen oheimlichen Herzgrund sich fast bis zur offiziellen Gewißheit darthut, daß nicht nur Maler Othmar Moser dem Onkel ein Anstoß ist, sondern noch fast mehr der Gedanke, seine so excellente, geschmack- und erfindungsreiche Köchin an der Nichte Emma zu verlieren mit einer Heirath. Denn der Oheim ist ein Gourmand und sehr froh und dankbar, daß er nicht unter dem schweren Joch des alten Fannischen *) Gesetzes sich beugen muß, welches unter anderem Bedrückenden auch die Festmahlzeiten der Römer auf ein armselig und dazu noch ungemästetes Hühnlein reducirt wissen wollte. Onkel Gerhard liebte das nicht, und so scharf er auch seine Nichte in allem Uebrigen im Zaum hielt, im Kochbuch durfte sie mit verhängten Zügeln herumrennen. Diese häusliche Tugend Emma's war auch dem Maler bekannt, und um auch gegen ihn gerecht zu sein, muß erzählt werden, daß dem Othmar ebenfalls ein genialer Kochlöffel willkommner war als eine Sticknadel, und daß er in einer Frau mehr die ausgebildete Kunde des Nahrungsstoffwechsels als des Kleiderstoffwechsels verehrte und wollte, und zwar merkwürdiger Weise ohne Moleschott.

(Fortsetzung folgt.)

Ledig oder verheirathet?

Ledig oder verheirathet? Das ist die Frage, welche in unserm gebildeten Zeitalter wohl manchen Mann in die Stimmung gebracht hat, die Shakespeare im Hamlet durch den Monolog: „Sein oder nicht sein?" schildert. Die Frage wird in der That bei gesteigerten Ansprüchen auf der einen Seite und bei der zunehmenden Berechnung auf der andern Seite immer schwieriger. Auch dem Grafen M** machte diese Frage viel zu schaffen. Der Gen-

*) Theuerer Setzer, ich siehe, denke nicht etwa an einen Faun und kehr' mir also das n nicht um; ich mache mich sonst auf Deine Kosten lächerlich!

stitutionnel erzählt uns das Histörchen mit der Bemerkung, es sei eine wahre Geschichte. Wie dem aber auch sei, es ist wenigstens eine interessante Geschichte und ganz geeignet zu einem Lustspiel für Liebhabertheater. — Graf M** lebte fröhlich und wohlgemuth; noch jung an Jahren, unabhängig durch ein bedeutendes Vermögen, beliebt durch sein angenehmes Wesen und heitern Sinn, ritt und jagte, aß und trank und rauchte er als echter Landedelmann vom gemüthlichsten Schlage. Ihm fehlte Nichts, doch ja, ihm fehlte eine Frau. Wiederholt war er auf die Idee gekommen, sich zu verheirathen, doch jedes Mal hatte er schnell wieder den Rückmarsch aus dem zugleich gelobten und gefürchteten Lande der Liebe angetreten. Er traute dem ehelichen Frieden nicht. Endlich aber gerieth seine Scheu mit der Sehnsucht dennoch in ein hartes Gedränge; sein Herz sprach zum ersten Male ein Wort mit, aber der Kopf, der so lange allein Herr in den Beschlüssen des Grafen gewesen, legte nun um so heftigeren Protest ein. — Eine junge Dame, die reizende Tochter eines älteren Freundes, gefiel ihm ausnehmend und er bildete sich ein, auch er habe Gnade vor ihren schönen Augen gefunden. Vielleicht mißfiel ihm auch die Aussicht auf das hübsche Vermögen, das in Aussicht stand, keineswegs, und in conventioneller Beziehung durfte er darauf rechnen, daß diese Verbindung von allen Seiten Billigung, ja Beifall finden werde. So geschah es, daß der Graf sich weiter und weiter in den Zaubergarten der Liebesbewerbung vorwagte, daß er aber in ruhigeren, prosaischeren Stunden regelmäßig wieder Scrupel bekam und zwischen Himmel und Erde schwebend blieb. In dieser Unentschlossenheit wurde sein Benehmen der jungen Dame gegenüber immer ungleicher, so daß diese bald nicht recht mehr aus ihm klug werden konnte und ihn mindestens für sehr launisch hielt. — Der Freund, Vater der holden Friedenstörerin, verhielt sich durchaus passiv bei der Sache, nicht so die Mutter, welche den Grafen gern als Schwiegersohn gesehen hätte, dieses Schwanken aber so unmännlich, wie bedenklich für beide Theile fand. Um zu einem Resultate im einen oder andern Sinne zu gelangen, ergriff die resolute Frau die erste beste Gelegenheit, um den Grafen zu der Entscheidung zu drängen, ob er sich verheirathen oder ledig bleiben wolle? Die Mine war so fein angelegt und so trefflich berechnet worden, daß der Graf sich zu einer schleunigen Antwort moralisch gezwungen sah. Aber jetzt kehrten alle früheren Bedenken mit tausendfacher Steigerung zurück, der Graf befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Sein Herz zog ihn zu der Angebeteten hin; sein Kopf machte ihm dagegen die Hölle heiß, die Hölle einer unglücklichen Ehe. Sein behagliches Junggesellenleben, das Ungezwungene, Freie, diesen festen Boden, in dem er wurzelte und so lange nach Wunsch gediehen war, sollte er verlassen, das Gewisse mit dem Ungewissen vertauschen, die Ausgaben verdoppeln, vielleicht nur für verdoppelte Unruhe im Hause, Unfrieden im Herzen! Zwar schien seine Angebetete ein Engel an Gemüth zu sein; aber hatte er es nicht oft genug bebachtet, wie aus der liebenswürdigsten Braut die unausstehlichste Frau wurde? Träumerisch und mehr noch war unter solchen Bedenken seine Stimmung geworden, als er sich mit dem Vorsatze schlafen legte, morgen der ersten Idee, die ihm kommen werde, unbedingt Folge zu leisten. — Die Nacht war stürmisch, endlich schlummerte er ein. Als er erwachte, fiel ihm ein, die Entscheidung dem Schicksale, der Vorsehung, dem Himmel, wo ja die guten Ehen im Voraus geschlossen sein sollen, anheim zu stellen. — Gedacht, gethan! Der Graf setzte sich an den Schreibtisch und schrieb zwei Briefe, den einen so fein wie den andern. Bei dem ersten that ihm der Kopf, bei dem zweiten das Herz weh: in jenem hielt er in aller Form um die Geliebte an, in diesem lehnte er ab. — Nachdem er die zwei Briefe geschrieben, genau den einen wie den andern versiegelt und adressirt hatte, warf er sie in den Hut, schüttelte denselben und schellte mit zitternder Hand dem Bedienten. Dieser erschien: „Nimm einen von den beiden Briefen dort," befahl der Graf, „reite fort nach Schloß ** und gib denselben ab." — „Welchen Brief?" — fragte der Bediente. — „Gleich viel . . . den einen, sage ich Dir . . . da, nimm!" . . . — Der Bediente griff mit stiller Verwunderung in den Hut und steckte den einen Brief ein, während der Graf den andern sofort an dem vom Siegeln noch

Digitized by Google

brennenden Lichte verbrannte. — Beide Schlösser lagen 10 Wegstunden von einander entfernt; der Graf durfte daher nicht darauf rechnen, daß der Bediente vor den nächsten 24 Stunden mit der Antwort zurück sein werde. 24 Stunden, ohne zu wissen, ob man ledig oder verlobt ist! . . . Indeß mit der Absendung dieses Briefes hatte der Graf seine ganze Ruhe wieder gewonnen: der Schritt war geschehen, er ergab sich in sein Schicksal. Die Situation hatte das Tragische für ihn verloren, die komische Seite trat hervor, der Tag verging sehr angenehm und in der Nacht schlief der Graf ohne schwere oder holde Träume, d. h. vortrefflich. — Graf M** war ein Glückskind. Als er erwachte, stand der Bediente schon mit der Antwort bereit. Noch ein Mal pochte sein Herz, wie gestern um diese Zeit: welchen Brief hatte der Bediente besorgt? Den Ja-, den Bewerbungs-, den Liebesbrief! Und die Ehe, die der Graf dem Himmel anheim gestellt, scheint wirklich zu den im Himmel geschlossenen zu gehören, denn Graf M** war der glücklichste Ehemann des ganzen Departements.

Gebet am Palmsonntag.

Sei mir gesegnet, Tag der stillen Feier!
Du heiliger Tag, sei meinem Herzen theuer!
In frommer Andacht will ich deine Lehren,
O Vater! hören.

Laß für die Tugend heut' mein Herz entbrennen
Und lehr' mich Jesum Christum recht erkennen,
Daß ich mich mag, von seinem Geist getrieben,
Im Guten üben.

Dein Wort, o Vater, ist Licht auf meinen Wegen,
Es gibt mir Weisheit, Seelenruh' und Segen,
Und wird einst Seligkeit in jenem Leben
Dem Herzen geben.

Neustadt. p.

Landwirthschaftliches.

Die Knochenfütterung findet immer mehr Beachtung. Dieselbe fördert das Wachsthum der Knochen ungemein und ist daher zur Zucht kräftiger Zugthiere von großem Nutzen. Die Knochen werden gebrannt, mit Salzsäure aufgelöst und dann mit Ammoniak und kohlensaurem Ammoniak versetzt. Der auf diese Weise erhaltene Niederschlag wird ausgewaschen, getrocknet und zerrieben. In dieser Form ist das Knochenmehl in seiner feinsten Zertheilung und dann eher den Verdauungssäften zugänglich, als in gestoßener oder gemahlener Gestalt. Die Knochenerde wird dem Futter nur in kleinen Quantitäten zugesetzt.

Verschiedenes.

In der jetzt in den Tullerieen ausgestellten Pagode des chinesischen Kaisers, die übrigens nicht von Gold, sondern von schlecht vergoldetem Messing ist, fand man im Innern verborgen eine Menge beschriebener Blätter. Man glaubt natürlich ein Staatsgeheimniß zu finden, denn was sollte der Kaiser hier anders verborgen haben? Ein Dolmetscher wird herbeigeholt. Er liest und liest und übersetzt eine Reihe — von Recepten, Früchte einzumachen. Kann der Sohn des Himmels wohl eine harmlosere Beschäftigung haben?

In einem Hamburger Bankierhause waren 3 Brüder Namens Tag angestellt, von welchen der jüngste Kassirer war. Einst kam ein Fremder, um eine Summe Geldes zu beheben, als der Letzte nicht zugegen war. Nicht wenig wunderte er sich daher, als ihm der Buchhalter sagte: „Da müssen Sie warten, bis der jüngste Tag kommt."

Auf einem Landorte fällte neulich ein Todtenbeschauer bei einem am Stick- und Schlagflusse schnell verschiedenen Manne die in dem Todtenschein auszufüllende Frage, wer der behandelnde Arzt war, wie folgt aus: „Hat keinen Doktor braucht, ist selber g'storben."

Auflösung der Charade in Nro 35:
Schreckhorn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 37. Dienstag, den 26. März **1861.**

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

Während Emma also thränenreich hinter dem Waschkessel saß, war ihr geliebter Verweigerter in einem tiefsinnigen Gespräch mit Herrn Lindfuß sen. begriffen und mußte einige Male gründlich zu dem Madeiraglas Zuflucht nehmen, um so recht innig zu verstehen, was der alte Herr denn eigentlich wollte. Dieser war mit Aufwand aller seiner Philosophie bemüht, dem Maler überzeugend vorzudemonstriren, daß das Häßliche auch seine Berechtigung habe im Bereich der Aesthetik.

„Sehen Sie, Herr Moser, nur darum will ich einen kolossalen gemalten Kopf von den knotenbezeichneten Dimensionen dieser rothen Federschnur, einen Kopf, der eine in die dritte Potenz erhobene Häßlichkeit mir zeigen soll, nur darum, Herr Othmar Moser, um mich, davorsitzend, nach dem Schönen zu sehnen. Gegensatz, Herr, nichts als Gegensatz!"

„Aber der Teufel möcht' es ja sonst nicht in diesem Zimmer aushalten," entgegnete der Maler, „es hängt ja des Idealhäßlichen weiß Gott schon eine üppige Fülle an Ihren Wänden umher, was wollen Sie denn mehr? Ich kann's nun einmal nicht, Herr Lindfuß senior, wirklich, ich kann's nicht, es widersteht mir wie Salat mit Brennöl angemacht."

„Aber bester Herr Moser!"

„Wie ich Ihnen sage, eine solche Abenteuerlichkeit ist mir unmöglich auszuführen, es wäre bei Gott! schade für die Farben."

„Sie verstehen mich immer noch nicht recht," sprach der alte Herr geduldig. „Was will ich von Ihnen?"

„Eine unästhetische Absurdität."

„Nein, einen ästhetischen Gegensatz."

„Gut, dann soll ich wahrscheinlich den auch noch malen?"

„Nein, Herr Moser, der ist in mir, den schaff' ich mir bei Betrachtung des Häßlichen von innen heraus, construir' mir aus dem angeschauten Idealhäßlichen Zug für Zug das Idealerhabene, und ich versichere Ihnen, Herr Moser, daß ich die Sixtinische Madonna nie lebhafter vor mir sehe, als wenn ich meinen Blick in jenen gründlich, genial häßlichen alten Hexenkopf bohre."

„Sie sind ein Kauz, Herr Lindfuß."

„Nun, ich habe sonst nichts Besseres zu thun."

„Aber zu welchem Gegensatz sollte Ihnen denn die geforderte neue Schöpfung verhelfen?" fragte Moser.

„Später das, Herr, später. Ich will Ihnen nicht vorgreifen, es könnte Sie verwirren . . ."

„Bin schon verwirrt genug."

„Nein, nein," triumphirte der alte Herr, „schaffen Sie jetzt nur, Bester! Ich sag' Ihnen, es gibt ein Fest nachher, Sie werden Großes hören, Sie werden staunen. Tauchen Sie Ihre Phantasie in den Urschlamm des Häßlichsten, Schrecklichsten und malen Sie es mit Ihrer ganzen Virtuosität. Zum Teufel, Herr, es ist keine Kunst, Schönheiten zu malen . . . à propos, kennen Sie Fräulein Emma Gerhard? — Das gäbe auch Etwas" . .

„Häßliches?" rief Moser.

„Nein, nein, — das ist aber Nichts für meine Sammlung."

„Aber für die meinige. Ich male sie eben."

„Jetzt ist gewonnen!" jubelte der alte Herr, „nun, da Sie sich an der Schönheit satt gesehen haben" . . .

„Oho, wer sagt Euch das?"

Digitized by Google

...„Wird Ihnen das Idealhäßliche tausend Mal besser gelingen. Gehen Sie, gehen Sie, Herr Moser, Sie sind in entzückendster Stimmung, nehmen Sie die fünfzig Louisd'or sofort mit und legen Sie dieselben neben sich, sonst vergessen Sie die Sache wieder. Eilen Sie, bester Herr, eilen Sie, — uff, mein Bein! — Aber wie gesagt, eilen Sie!"

Moser lachte und sagte: „Ja, das geht nicht so geschwind, Herr Gegensatzconstructor. Einstweilen behalten Sie Ihr Geld noch; denn es könnte leicht sein, daß meine Natur zu schwach wäre und mein Kunsttalent zu gering, um etwas über alle Begriffe Häßliches zu produciren. Inzwischen empfehl' ich Sie dem Bösen, der dürfte einstweilen aushelfen mit seiner Häßlichkeit."

„Ganz auf dem rechten Wege," rief entzückt der alte Herr.

Mit sonderbar getheilter und zerklüfteter Empfindung kehrte der Maler heim. Er besaß zwar Humor genug, um die Laune des Häßlichkeitsenthusiasten zu verstehen, und hätte allenfalls mit einem passenden Stoßgebet an die Göttin der Schönheit sich vor sich selber wegen der geforderten momentanen Verlassung ihres Dienstes rechtfertigen können, wenn — er aus sich einer solchen Laune nachgegeben, um sich von irgend etwas Drückendem auf groteske Art zu entledigen, nach Dichterart zu objectiviren. „Daß mir aber der alte Zipperlicus so Etwas dictirt und aufzwingt, das ist der Item und ich glaube . . . hoho!"

Er war gesenkten Blickes über die Straße gegangen und an einen Vorübergehenden scharf angerannt. Es war der Philologe.

„Was leucht Dein Blick auf finsterem Grund?" begann dieser. Othmar erzählte ihm die ganze Geschichte und seine Bedenken dagegen; auch die Stoffwahlverlegenheit.

„Nichts leichter als das," sprach sein Freund, „so eben ist ein passend Modell in Dein Haus getreten."

„Wer?"

„Der alte Gerhard. Seid ihr denn versöhnt?"

Aber schon war Moser verschwunden.

Vor der Abwesenheitskarte stand Emma's Oheim und donnerte mit eifriger Faust an die Thür, als Moser die Treppe heraufgeeilt kam.

„Na, na, soll's biegen oder brechen?" rief Othmar „wofür ist denn die Karte „abwesend" da? Können Sie nicht lesen? Und überhaupt was wünschen Sie?"

„Vorwärts, aufgemacht, Sie heimtückischer Mensch!" schrie Onkel Gerhardt, „Schlüssel her, oder beim Himmel! es geht nicht gut."

„So? Was suchen Sie denn hinter meiner Thür, Herr Gerhard?"

„Unverschämter, jetzt fragt er noch! Emma ist hier!"

„So? Wissen Sie das so gewiß?"

„Ja, das weiß ich gewiß, ich!"

„Woher, wenn ich fragen darf?"

„Geht Sie Nichts an. Aufgemacht, sag' ich, oder ich weiß nicht, was ich thue."

„Das glaub' ich Ihnen, daß Sie das nicht wissen."

„Aufgemacht, sag' ich Ihnen zum letzten Mal."

„Bin froh, ich weiß es bereits auswendig. Es pressirt mir aber gar nicht, Herr Gerhard; die Ganglust ist sehr kühlend, auch für Sie. Sie sehen ja aus wie ein welscher Hahn, Herr Gerhard! Nehmen Sie sich in Acht! Bei Ihrer Leibesbeschaffenheit ist man zum Schlagfluß geneigt, gewiß, Herr Gerhard! Schonen Sie sich, Herr Gerhard!"

Außer sich vor Wuth, packte der Onkel den Maler am Kragen. Dieser aber schüttelte ihn ab, wie Schnee vom Mantel.

„Ich hole die Polizei und den Schlosser," schrie der alte Herr, „Sie sollen mir büßen!" Hiermit entschwand er.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Notizen

über die Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der am 4. März in sein erhabenes Amt eingesetzte Präsident der Vereinigten Staaten, Lincoln aus Virginia, ist der sechzehnte in der Reihe der obersten Beamten der Union seit der endgiltigen Gründung des Staatenbundes im Jahr 1789. Seine Vorgänger waren:

1. Georg Washington aus Virginia, eingeführt 30. April 1789.
2. John Adams aus Massachusetts, eingeführt 4. März 1797.

Digitized by Google

3. Thomas Jefferson aus Virginia, eingeführt 4. März 1801.
4. James Madison aus Virginia, eingeführt 4. März 1809.
5. James Monroe aus Virginia, eingeführt 4. März 1817.
6. John Quincy Adams aus Massachusetts, eingeführt 4. März 1825.
7. Andrew Jackson aus Tennessee, eingeführt 4. März 1829.
8. Martin Van Buren aus Neuyork, eingeführt 4. März 1837.
9. Will. H. Harrison aus Ohio, eingeführt 4. März 1841.
10. John Tyler aus Virginia, eingeführt 4. April 1841.
11. James Knox Polk aus Tennessee, eingeführt 4. März 1845.
12. Zachary Taylor aus Louisiana, eingeführt 4. März 1849.
13. Millard Fillmore aus Neuyork, eingeführt 9. Juli 1850.
14. Franklin Pierce aus Neuhampshire, eingeführt 4. März 1853.
15. James Buchanan aus Pennsylvania, eingeführt 4. März 1857.

Die vorstehende Liste ist bei näherer Betrachtung gar nicht ohne Interesse. Sie zeigt zuvörderst die auffällige Thatsache, daß bis zum 4. März d. J. überhaupt nur acht Staaten der Union die Ehre halten, einen ihrer Bürger im Weißen Hause zu Washington wohnen zu sehen; daß hinwiederum diese Ehre den drei Staaten Massachusetts, Tennessee und Neuyork zwei Mal, dem Staate Virginia aber gar fünf Mal widerfahren ist; daß noch obendrein vier dieser Virginier vor Ablauf ihrer Amtsführung gleich wieder gewählt wurden und also je acht Jahre lang die oberste Würde in der Republik bekleideten. Die fünf Herren aus Virginia haben zusammen 36 Jahre lang, also die volle Hälfte der Zeit von 1789 bis 1861 regiert.

Im Ganzen haben während dieser 72 Jahre (immer ohne Berücksichtigung der letzten Wahl, welche auf Lincoln fiel) achtzehn Präsidentenwahlen stattgefunden. Fünf Mal wurde der jeweils im Amte befindliche Präsident wiedergewählt (Washington 1793, Jefferson 1805, Madison 1813, Monroe 1821, Jackson 1833); zwei in der obigen Liste Aufgeführte waren ursprünglich nur zum Vicepräsidenten gewählt, nämlich die HH. J. Tyler und Millard Fillmore; sie wurden aber, da die betreffenden Präsidenten Harrison und Taylor während ihrer Präsidentschaft starben, nach den Bestimmungen der Verfassung die Nachfolger derselben bis zum Ablauf der gesetzlichen Frist von vier Jahren. Von den 18 zu Präsidenten Erwählten gehören 12 den südlichen Staaten an und nur 6 den nördlichen; es saßen also 48 Jahre hindurch Südländer auf dem Präsidentenstuhl.

Aber noch von einer andern Seite ist die obige Liste von Interesse. Man ersieht aus ihr, daß in den ersten 32 Jahren der Union das Volk derselben sich im Ganzen mit fünf Präsidenten begnügte, während es in den letzten 32 Jahren gerade doppelt so viele hatte, wozu freilich der schon erwähnte Tod der HH. Harrison und Taylor mit beitrug. Wenn man aber auch diese 10 nur für 8 rechnet, so bleibt doch immer noch ein Contrast bestehen, der nämlich, daß fünf unter den ersten sieben Präsidenten wieder gewählt wurden, von den acht folgenden kein einziger. Vielleicht erklärt sich diese auffällige Thatsache dadurch, daß im Anfang, als nur erst die Unionsverfassung in Rand und Band gekommen war, man sich allgemein befriedigt fühlte, wenn der Präsident überhaupt verfassungsmäßig regierte, und daß überhaupt das Parteitreiben noch nicht so ausgebildet war, wie jetzt, wo man kaum den Zeitpunkt erwarten kann, um sich in die aufregendsten Agitationen für die nächste Präsidentenwahl zu stürzen.

Landwirthschaftliches.

Heuer berichtet in dem „Chemischen Ackersmann" über die Vortheile der rothen Luzerne Folgendes: Größere Erträge an Samen, geringere Empfindlichkeit gegen ungünstige Witterung, geringerer Verlust durch Platzen der Schoten, wohlfeilere Ernte und leichtere Aufbewahrung, da der Samen weniger zum Schimmeln geneigt ist. Da der Samen weit sicherer kömmt, so ist ein geringeres Saatquantum nöthig, als von der blauen und gelben Luzerne. Stöckhardt behauptet, daß das Kraut der rothen Luzerne sowohl hin-

Digitized by Google

sichtlich seiner Nährkraft als Viehfutter, als seiner Düngerkraft als Düngeluzerne das Kraut der blauen und gelben Luzerne übertrifft.

Verschiedenes.

(Ein pikanter Zug aus dem Leben Ferdinands v. Schill.) Eines Tages ward der später als Führer der Freischaaren in dem Kriege gegen Napoleon berühmte Schill, welcher damals erst 22 Jahre zählte, mit seinem Vater, dem bekannten Generalmajor v. Schill, auf einen Ball geladen, den der russische Gesandte gab. Nach der Tafel wurde für die ältern Gäste Bank aufgelegt, an der sich insbesondere auch der Generalmajor betheiligte, während die jüngern, unter ihnen Ferdinand von Schill, der Tanzgöttin huldigten. Schill war ein großer Verehrer der Damen und bald hatte ihn die Tochter des Gesandten, eines der schönsten Mädchen von Berlin, so gefesselt, daß er den ganzen Abend nicht von ihrer Seite wich. Gegen Ende des Balles wurde der junge Offizier plötzlich von seinem Vater in einer feurigen Erklärung unterbrochen. „Ferdinand," sagte der alte Generalmajor, ohne viel Rücksicht auf die Tochter des Gesandten zu nehmen, „ich habe soeben eine Meldung erhalten, welche mich zwingt, die Gesellschaft auf eine halbe Stunde zu verlassen. Wie Du weißt, bin ich bei dem Spiele im Nebenzimmer betheiligt. Geh' sogleich und nimm meinen Platz ein." Ferdinand versuchte Einwände. Da nahm ihn der General beim Arm und schob ihn rasch in das Spielzimmer. Dann eilte er hinweg und wollte schon den Palast des Gesandten verlassen, als ein Adjutant plötzlich herzueilte und ihm mittheilte, daß die ganze Sache beinahe in Ordnung sei. Der General kehrte in den Saal zurück, fand seinen Sohn nicht im Spielzimmer, sondern in einer Ecke des Tanzsaals, in eine sehr lebhafte Unterhaltung mit einer Dame verwickelt. Wüthend eilte der General auf seinen Sohn zu und rief: „Habe ich Dir nicht befohlen, meinen Platz im Spielzimmer einzunehmen?" „Ich bin Deinem Befehl auch nachgekommen," erwiederte der junge Offizier. „Aber ich sehe Dich doch hier!" „Das Spiel ist aus!" Der General blickte seinen Sohn fragend an. „Ich hatte gerade, als Du mir befahlst, für Dich zu spielen, eine Dame für den Contretanz engagirt. Ich beschloß, die Sache kurz zu machen. Schon nach dem zweiten Abzug rief ich: Va banque! und . . ." „Und?" fragte athemlos der Generalmajor. „Und sprengte die Bank," erwiederte kurz der junge Offizier. „Das Geld habe ich einstweilen Deinem Freunde, dem Major v. L., übergeben. Doch jetzt erlaube . . ." Schnell eilte er davon. „Teufelsjunge," murmelte der alte Generalmajor. „Aber," setzte er rasch hinzu, „meine Stelle soll er doch nicht wieder einnehmen."

Vor zehn Jahren zählte Obercalifornien 117,038 Bewohner und jetzt mehr als 600,000, die jeden Monat um 4000 zunehmen. San Francisco, aus dem Fischerdorfe Yerba buena entstanden, zählte vor zehn Jahren einige Dutzend meist hölzerne Häuser und jetzt 2000 aus Stein gebaute bei einer Bevölkerung von 80,000 Seelen, die vor zehn Jahren nur 500 betrug. Vor zehn Jahren konnte eine Näherin 3- bis 400 Dollars den Monat verdienen, der Arzt ließ sich einen Besuch mit 10 bis 16 Dollars bezahlen, ein Bedienter erhielt 70 Dollars Lohn den Monat. Vor zehn Jahren hatte San Francisco nur eine Kirche, jetzt 36 Gotteshäuser, unter denen zwei chinesische Tempel. Es gibt jetzt dort drei Freimaurerlogen, Compagnieen für Gasbeleuchtung, Wasserleitungen, wissenschaftliche Gesellschaften, unter denen die Mechanic's Institution die bedeutendste, welche schon Werke über Californien veröffentlicht hat, außerdem einen Schachclub, sechs Gesangvereine, die Mercantile Library Association mit einer Bibliothek von 11,000 Bänden, und noch vierzehn öffentliche Bibliotheken. Im Ganzen erscheinen 36 Journale in Californien, englische, deutsche, französische, spanische, italienische und ein anglo-chinesisches.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 38. Donnerstag, den 28. März 1861.

Ein Kopf.

(Fortsetzung.)

Nach einer Viertelstunde rasselte ein großer Schlüsselbund an Othmar's Thür und verschiedene Stimmen wurden laut und lauter.

„Ich kann nicht aufmachen," erklärte der Schlosser, „der Schlüssel steckt inwendig."

„Dann brechen wir auf!" kreischte Herrn Gerhard's Stimme. Mit ganzer Wucht eines Gourmands ging dieser sofort an's Werk; die Thür krachte unter der Leibmasse des Onkels, am Onkel schob der Schlosser, und die Landjäger wollten sofort auch ihre Kräfte ansetzen, als sich die Thür rasch und leis öffnete und die beiden Schiebenden mit großem Aufwand in's Atelier auf die Nasen stürzten.

Drinnen aber stand Othmar Moser seelenruhig vor der Staffelei, kümmerte sich um Nichts und pfiff durchdringend freudig das erhebende Lied: „O du lieber Augustin, Augustin, Augustin."

„Meine Herren," schrie Onkel Gerhard, „suchen Sie, arretiren Sie, packen Sie!" Dann raffte er sich mühsam zusammen und ließ auf dem Boden Nichts weiter von sich übrig, als die Füße und einige Tropfen Nasenblut vom Fall. Das Uebrige ragte wieder frei, menschlich, schöpfungsherrlich empor, und knisterte wie der Herrscher im Donnergewölk, Zeus, als er gegen die Titanen zu Feld zog mit den elektrischen Batterien und der Voltaischen Säule als Kommandostab. Also stand Herr Gerhard da, der Hundstagsonne vergleichbar, nur mit dem Unterschied, daß der Gerhard'sche Sonnenkörper selber glühte und die ihn umgebende Atmosphäre frostig genug blieb, wie ein sonniger Januarmorgen bei — 23° R.

Doch bewegte sich nun ein Trabant der Centralsonne gegen den Fixstern, stieß ihn leise an und sprach: „Mein Herr, Sie hätten also Herrn Gerhard's Nichte herauszugeben, wenn's gefällig ist!"

„Was?" fragte Othmar, indem er drei Schritte von der Staffelei zurücktrat und mit Hin- und Herschwenkung des Kopfes einen Kohlenentwurf prüfte. — „Wer spricht da unten?"

„Er verhöhnt Sie," keuchte Herr Gerhard, „legen Sie ihm doch Handschellen an!"

Der Polizeimann wiederholte sein Begehr etwas markirter. Der Andere nebst dem Schlosser forschte umher.

„So?" sprach Moser, indem er einen Bund Cigarren ergriff. „So? — Rauchen Sie, Herr Polizei? . . Bedienen Sie sich, — es läßt sich rauchend viel besser plaudern. Also der Dieb ist gefunden worden? Das freut mich, sehen Sie, das freut mich wirklich. Wird auch Herrn Gerhard lieb sein, — kennen Sie Herrn Gerhard? Er wohnt vis-à-vis von mir. Charmanter Nachbar! — Ich erhalte also meine Uhr wieder? Haben Sie dieselbe bei sich?"

Ein solcher Delinquent war dem alten Wachtmeister neu und diese ernsthafte falsche Auffassung des Gegebenen verblüffte den Mann einen Augenblick. Doch faßte er sich, eingedenk seiner maßgebenden Würde, und sprach:

„Herr Moser" —

„Warum packen Sie denn den Kerl nicht beim Kragen?" interpellirte schäumend Nachbar Gerhard. „Ich muß mir wohl selber helfen!"

Sprach's und begann durch Moser's Zimmerreihe zu stürmen gegen die Küche.

„So, meine Herren," sprach der Maler

„jetzt schauen Sie gefälligst durch dieses Fenster. Was sehen Sie?“

„Alle Hagel, die Jungfer Gerhardin ist ja daheim!“ rief der Wachtmeister; „warum haben Sie dies nicht zuerst gesagt? Hätten sich ja Alles ersparen können!“

„Ich spare nie zur Unzeit,“ sprach Moser, „lassen Sie den alten Herrn suchen und nehmen Sie diese Cigarren mit, — adieu, adieu! — Nein, rufen Sie dem Herrn nicht, ich habe noch ein Wörtlein mit ihm allein zu sprechen.“

Die Gewappneten und der Schlüsselbund ab. Moser stellte sich wieder vor die Staffelei, nimmt die abgeschnappte Augustinische Melodie von Neuem auf und läßt Herrn Gerhard suchen und walten, hört vergnügt zu, wie drinnen Schrankthüren auf und zu rasseln, wie die Schritte stocken, wieder beginnen, wie heiße Verwünschungen zwischen die Bestrebungen gesäet werden, wie endlich die Schritte gegen das Atelier zurückkehren und in seiner Nähe aufhören.

„Hören Sie, alter Herr,“ begann jetzt Moser, ohne von der Arbeit aufzuschauen, „Sie sind denn doch eine überaus originelle Persönlichkeit, eine höchst brauchbare Genrebildfigur.“

Keine Antwort.

„Wenn Sie nicht ein so abgesagter Feind von allem Malerischen, ausgenommen die höchst gelungenen Fenster Ihrer Emma, wären, ich möchte Sie wirklich bitten, mir einmal zu sitzen.“

Rücksichtsloses Schweigen.

„Ueberhaupt sind Sie an allem Elend selber Schuld, denn“ —

Tiefes Stöhnen aus dem Nebenzimmer, erstickendes Stöhnen. Wie Moser unter die Thür tritt, sieht er den leidenschaftlichen Nachbar in einem Lehnstuhl zusammengesunken, dunkelroth, fürchterlich.

„Sapperment, was machen Sie denn?“

„Luft, Luft, ich ersticke,“ keuchte Herr Gerhard.

(Fortsetzung folgt.)

Chr. F. D. Schubart.

Einige Skizzen aus seinem Leben.

Der bekannte Dichter Schubart (geb. 1739, gest. 1791), welcher zehn Jahre, von 1777 bis 1787, auf der Bergveste Hohen-Asperg zubringen mußte, verlebte dort das erste Jahr bei Wasser und Brod in einem elenden Thurmloche. Da er kein anderes Buch als die Bibel hatte, schrieb er mit dem Stifte seiner Schuhschnalle einige seiner schönsten Gedichte, die er auf dem Strohlager ausgedacht, auf den weißen Rand der Bibelblätter nieder. Weil Schubart eine sehr deutliche und schöne Handschrift hatte, so konnte man die meisten dieser Poesien noch lange nachher lesen, und die Bibel erhielt sich als seltenes Erbstück in seiner Familie.

* * *

Als der berühmte Orgelspieler Abt Vogler nach Württemberg kam, ließ er es seine erste Sorge sein, den gefangenen Schubart auf dem Asperg zu besuchen, um das große musikalische Talent desselben kennen zu lernen. Der Commandant, zu dem Schubart schon oft mit Begeisterung von Vogler gesprochen hatte, wollte sich mit der Zusammenkunft der beiden Männer ein besonderes Vergnügen machen und verabredete mit dem Abt, daß er sich für einen reisenden Gelehrten ausgeben sollte, dessen Liebhaberei die Musik sei. Schubart wurde herbeigeholt, ließ sich mit dem Fremden in ein Gespräch über ihre beiderseitigen Reisen ein und wurde sodann höflichst ersucht, auf dem Flügel vor ihm zu spielen. Er that dies mit ziemlicher Sorglosigkeit — wie es bei den häufigen Besuchen, die ihn belästigten, sehr natürlich war. Als aber der Fremde einige vielbedeutende Bemerkungen über sein Spiel machte, brachte ihn das in einige Wärme, und er trug ein paar von ihm gesetzte Chöre aus Klopstock's Hermannsschlacht mit Feuer und Empfindung vor. Der Fremdling war darüber entzückt, und als ihn der General ersuchte, daß er sich gleichfalls hören lassen möchte, erklärte er: „Er habe nach dem Auftreten eines solchen Mannes allen Muth verloren.“ Die ganze Gesellschaft drang nun in ihn, und man äußerte, bei einem bloßen Dilettanten könne es ja nicht so genau genommen werden. Endlich setzte sich Vogler, machte zur Probe mit beiden Händen einige Salto-Mortale's durch den ganzen Flügel hin und trieb sein Wesen so arg, daß Schubart schon nach wenigen Minuten emporfuhr und

Digitized by Google

ausrief: „Das ist entweder der Teufel oder Vogler!“ Vogler sprang jetzt auch auf, sie umarmten sich — und Beide erschöpften nun abwechselnd den ganzen Tag hindurch, sowohl auf dem Flügel als auf der Orgel, die ganze Stärke ihrer Kunst.

* * *

Die selbstverfaßte Lebensgeschichte Schubart's ist ein Product, das er nicht ohne Gefahr auf der Festung zu Staude brachte. Erst besprach er sich darüber zum Gitter seines Kerkers hinaus mit einem Mitgefangenen; dieser faßte ein so warmes Interesse dafür, daß er sich, weil dem Verfasser alle Schreibmaterialien versagt blieben, anheischig machte, es dictando zu schreiben. Schubart machte zu diesem Zwecke mit vieler Behutsamkeit einen unteren Quaderstein in der Wand los, die sie von einander trennte, und streckte eines Abends plötzlich den Kopf ins Zimmer seines Collegen hinein. Nun war die Operation bald in Ordnung. Der Mitgefangene, welcher weit mehr Freiheit und Unterstützung hatte, als er, reichte ihm für's Erste den Tag über Mundvorrath und Flüssigkeit, Abends sein Pfeifchen mit Bier, und nachdem der Feldwaibel visitirt hatte, streckte sich Schubart neben die Oeffnung auf seine Matratze nieder und dictirte dem Nachbar, der auf dem Fußboden saß und auf einem Stuhle schrieb, mit gedämpfter Stimme, halbe Nächte hindurch, was er den Tag über ausgedacht hatte.

* * *

Schubart war einst als Gast bei einem Landedelmann. Die Gesellschaft war zahlreich und glänzend; die Freuden der Tafel dauerten bis zum Abend und wurden, wie schon öfter, durch des Dichters Gesang, Spiel und Declamation vermehrt. Einer der Anwesenden lenkte das Gespräch auf außerordentliche Seelenkräfte, und nachdem verschiedene Beispiele erzählt worden waren und der Herr des Hauses die Bemerkung hinzugefügt hatte, er glaube, daß man von Schubart in dieser Art wohl auch etwas ganz Absonderliches erwarten könne, machte sich Letzterer anheischig: „Er wolle zu gleicher Zeit ein Lied dichten, es in Musik setzen, einen Brief dictiren und mit einem der Anwesenden über einen wissenschaftlichen Gegenstand sich unterhalten.“ Der Vorschlag erregte allgemeine Aufmerksamkeit, und verschiedene Wetten wurden darauf eingegangen. Als der Gegenstand des Briefes und der Unterhaltung verabredet war, ging Schubart eine Weile ans Fenster, setzte sich dann — und das Werk begann. Er schrieb Text und Noten eines geselligen Liedes zugleich nieder, dictirte einen drei Seiten langen Brief ohne Anstoß und unterhielt sich mit einem Gelehrten über ein neu erschienenes Buch mit gewohnter Lebhaftigkeit. Die Operation dauerte über eine halbe Stunde; dann las er selbst den Brief vor, spielte und sang sein Lied, und erregte das Erstaunen aller Anwesenden.

* * *

Von Klopstock's „Messias“, für welches Gedicht Schubart's Begeisterung ohne Grenzen war, wußte er einen beträchtlichen Theil auswendig und entzückte oft auf Spaziergängen und im traulichen Abendzirkel seine Freunde damit. Ein Arzt in der kleinen schwäbischen Stadt Munderkingen, der ein großer Verehrer der von Schubart herausgegebenen Zeitschrift „Deutsche Chronik“ war, wurde durch das wiederholt darin ausgesprochene außerordentliche Lob auf das Gedicht aufmerksam gemacht; er wandte sich deßhalb an Schubart mit der Bitte, ihm eine gute Ausgabe dieses von ihm so gepriesenen Werkes zu verschaffen. Der Arzt erhielt sie nebst folgendem Gedicht:

Willst du dich auf gen Himmel schwingen
Und hören, wie die Engel singen,
Und hören, wie Jehova spricht:
So lies dies göttliche Gedicht!

Willst du dich in die Hölle wagen
Und hören, wie Satane klagen,
Gedrückt vom furchtbarsten Gericht:
So lies dies schreckliche Gedicht!

Willst du Gefühle, die dich ehren,
In deiner deutschen Brust ernähren,
Dich stärken zu Beruf und Pflicht:
So lies dies menschliche Gedicht!

Willst du in süßen Phantasien
Voll Ahnung jenes Lebens glühen,

Digitized by Google

Und wünschen, daß dein Auge bricht:
So lies dies himmlische Gedicht!

* * *

In Dingen des alltäglichen Lebens war Schubart wie ein Kind, offenherzig bis zum Fehler; im Gelde, im Hauswesen, im Handel und Wandel, in Allem, was nur von fern mercantilisch aussah, ein völliger Fremdling und dem Betruge jedes Schurken blosgegeben. Er war immer gewohnt, sich Bediente oder Fouriere zu halten, und es war lustig anzusehen, wie diese Leute in Wäsche, Kleidern, oft auch im Beutel besser berathen waren, als er selbst. Machte ihn ein Freund darauf aufmerksam, so lachte er und freute sich über den Wohlstand seiner Leute. Wenn sie es zu arg machten, so war das das Aeußerste, was er that, daß er sie nöthigte, ihren Diebstahl zu beuchten; alsbald erfolgte aber auch die Vergebung. Sein Bedienter lieh ihm oftmals von dem Gelde, das er ihm einige Tage vorher entwendet hatte, und erhielt dann das Darlehen noch mit Zinsen zurück. Wenn Schubart Concert gab, mußte einer seiner Freunde die Einnahme bewachen; außerdem erhielt er bei vollem Saale kaum ein Drittel des Erlöses. Seine Gattin verwaltete die Kasse und gab ihm nie Geld in die Hand, außer wenn er auf's Land fuhr. Bei solchen Gelegenheiten geschah es denn nicht selten, daß er die erhaltene Summe unterwegs an die Armen vertheilte und mit leeren Taschen im Wirthshause eintraf. Einstmals verschenkte er sogar auf offener Landstraße an einen ärmlich gekleideten Mann seinen ganz neuen Oberrock, und kehrte im bloßen Frack nach Hause zurück. Mehr als ein Mal warf er, wenn ihn während der Arbeit ein Bettler unter dem Fenster ansprach, ihm den ganzen gerade in seiner Nähe befindlichen Laib Brod hinab. Er gab und gab immerfort, so lange er Etwas hatte, ohne sich im Mindesten daran zu kehren, ob es der Empfänger verdiente. Bewies man ihm den offenbaren Mißbrauch seiner Spende, so führte er keine geringere Autorität als die des Weltschöpfers an, der in seinen Wohlthaten auch nicht auf die Person sehe.

Verschiedenes.

Goethe sagt bekanntlich als kurz gefaßtes Complimentirbuch: „Ohne Umschweife begreife, was dich mit der Welt entzweit, nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit.“ Diese artige Regel hatte sich ein Zuhörer einer Berliner Gerichtsverhandlung zu Gemüthe gezogen, und als er die Tribüne eines Gerichtssaales betrat, grüßte er die Zuhörer, die schon da waren, mit einem sonoren: „Guten Morgen!“ Da eine Höflichkeit der andern werth ist, so erscholl als einstimmiger Gegengruß ein eben so lautes: „Guten Morgen!“ Aber die Gerichtsverhandlung (eines Diebstahls wegen) war bereits im Gange, Gruß und Gegengruß erschienen somit als Ruhestörung, und die natürliche Folge war, daß die Tribüne sofort von den über die Gebühr höflichen Leuten geräumt wurde.

Als Thomas Morus Großkanzler von England war (1533), hatte eine arme Frau ihren kleinen Hund verloren, dieser wurde der Gemahlin des Kanzlers zum Geschenk gemacht und von ihr sorgfältig gepflegt. Da erfuhr endlich die arme Frau, wo der Hund sei, und gerade als Sir Thomas zu Gericht saß, brachte sie vor demselben ihre Beschwerde an. Sogleich wurde nach der Dame gesandt und auch der Hund herbeigeholt. Nun stellte Sir Thomas seine Gattin auf die eine Seite und die arme Frau auf die andere; er sagte beiden, sie sollten den Hund zu sich rufen, danach würde eine gerechte Entscheidung zu fällen sein. Kaum war dies geschehen, so lief der Hund zu der armen Frau, und Sir Thomas bat nun seine Gattin, von dem Hunde abzustehen. Sie bot aber der Frau ein Goldstück, mit dem der Hund wohl drei Mal bezahlt war; Alle waren zufrieden, und Jedes lachte über den klugen Spruch des Richters.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 39. Samstag, den 30. März **1861.**

Ostern!

Du Osterzeit, so schön geweiht
Tiefinnerstem Gemüthe,
Der Lenz erneut und draußen reih't
Sich drängend Blüth' an Blüthe!
Die Amsel singt, die Lerche schwingt
Sich jubelnd in den Höhen,
Blauveilchen winkt, Waldbächlein springt.
Weich' frohes Auferstehen!
O trag' dein Herz hinaus, hinaus,
Ist es dir bang und trübe,
Du bringst es frisch und froh nach Haus
Voll Frühling, Hoffnung und Liebe!

Du Osterzeit, wie weit, wie weit
Entflohn der Kindheit Tage.
Wo Mancher heut sich still erfreut,
Noch frei von Leid und Klage.
Und Mancher nun, in dunklen Truhn,
Schloß müd' die Augenlider, —
O laßt sie ruh'n, o laßt sie ruh'n!
Ein Ostern bringt sie wieder!
O trag' dein Herz hinaus, hinaus,
Ist es dir bang und trübe,
Du bringst es frisch und froh nach Haus,
Voll Frühling, Hoffnung und Liebe!

Ja, Osterzeit, so schön geweiht
Tiefinnerstem Gemüthe,
Der Lenz erneut — und draußen reiht
Sich drängend Blüth' an Blüthe.
Die Sonne heiß, sie brach das Eis
Und lockt die Blumendüfte.
Die Liebe leis, so sehnsuchtsheiß,
Sie öffnet auch die Grüfte.
O trag' dein Herz hinaus, hinaus,
Ist es dir zweifelstrübe,
Du bringst es frisch und froh nach Haus,
Voll Glaube, Hoffnung und Liebe.

Ein Kopf.

(Fortsetzung und Schluß.)

Othmar öffnete die Fenster, holte kölnisch Wasser, rieb die Stirn des Patienten, löste seine Cravatte und erzählte ihm, daß Nichte Emma schon eine halbe Ewigkeit zu Hause sitze. Letzteres beseitigt augenblicklich wenigstens theilweise die obwaltenden Athmungshindernisse. Othmar hätte nun herrlichen Anlaß, dem Apoplektiker eine scharfe Erbauungsrede angedeihen zu lassen und ihn schlachtopferfroh zu behandeln. Othmar thut das aber nicht, theils aus Gutmüthigkeit, theils aus Klugheit. Er läßt den alten Herrn ruhig wieder den regulären Athmungsprozeß gewinnen, und wie dieser endlich schweigend sich erhebt und fort will, ergreift Moser seinen Arm und geleitet ihn sorgfältig hinab bis vor Gerhard's Hausthür. Die Nachbarschaft fährt allerseits an die Fenster, und den Rest des Tages verschlingen gefräßige Conjecturen über dies höchst auffallende, unmotivirte Phänomen. Herrn Gerhard aber packte ein gerade unbeschäftigter Fieberdämon und plauderte mit ihm einige Tage höchst unsinniges und unwirksames Zeug, bis der Arzt mit kräftigen Exorcismen den Geist verscheuchte und eines Tages Herrn Gerhard mit dem festen Vorsatz besuchte, ihn als dämonfrei zu erklären und in die entstandene Lücke der vernunftbegabten Wesen wieder feierlich einzuschalten.

„Und nun, Herr Gerhard," sprach der Arzt nach diesem erhebenden Akt, „ehe wir scheiden, noch eine Frage: Wissen Sie, wem Sie Ihr Leben zu verdanken haben?"

„Bah, denk' wohl Ihnen, wem denn sonst?"

„Nein, Ihrem Nachbarn, dem Maler Moser."

Digitized by Google

„Warum nicht gar!“ sprach Herr Gerhard und bemühte sich zu lachen.

„Ich habe im Gegentheil meine Krankheit dem Maler zu verdanken, — was schwatzen Sie denn für dummes Zeug?“

„Gut, das ist zum Theil richtig; das, was ich aber sage, ist noch viel richtiger. Ich will Ihnen erzählen. Diesen Morgen früh um drei Uhr komm' ich von einem Patienten heim; da begegnet mir ein Mann und bittet mich, mit ihm zu kommen; es liege einer seiner Gesellen in seinem Haus, der habe die schrecklichsten Krämpfe und behaupte steif und fest, er habe den Teufel gesehen. Ich begleite den Mann und finde bestätigt, was er mir erzählte. Nun wissen Sie, Herr Gerhard, langen wir Aerzte, wenn's Noth thut, auch in's psychologische Gebiet hinüber, und da ich lange Zeit Irrenarzt war, packt' ich den Gesellen in die scharfen Krallen des Verhörs. Kam folgendes erbauliche Histörchen an's Licht, das nicht sowohl in's psychiatrische, sondern in's kriminelle Fach einschlägt. Es dauerte aber lange, bis der Mensch mit einem zusammenhängenden Bericht ausrückte; dann aber, als ich ihm schärfer auf's Fell rückte, erzählte er mir wundersam geläufig, wie er vor einer Stunde bei Gerhard, — das sind Sie natürlich, — habe einbrechen wollen.“

„Einbrechen?“ schrie Herr Gerhard entsetzt.

„Einbrechen, — setzen Sie sich wieder. In seiner Angst kramte der Mann alle Details aus, wie er erfahren, daß Sie krank lägen, und entwickelte bei dieser Gelegenheit einen Ortssinn in Bezug auf Ihr Bureau, der einem vollendeten Hausfucher Ehre gemacht hätte.“

„Aber um Alles in der Welt, wer ist denn der Kerl?“ fragte Herr Gerhard schaudernd.

„Es ist ein Schlossergesell,“ sprach der Arzt, und aus der Personalbeschreibung erkannte Gerhard den nämlichen, der seine neue Kasse hatte aufstellen helfen und jenes Mal mit ihm in Moser's Atelier gepurzelt war.

„Mit der Miene eines Verdammten, der bis über die Halswirbel im Fegfeuer steht, berichtete mir nun der Schlossergeselle mit sichtbar progressiver Erleichterung, daß er also bei Ihnen habe einbrechen wollen. Die Gelegenheit sei günstig gewesen, die Straße ruhig, der Mond hinter den Wolken verborgen. Er habe schon ein Erkleckliches gebohrt gehabt an Ihrem Fensterladen und bereits seine Hand durch die Oeffnung gesteckt, um die Scheibe einzudrücken, als auf Einmal ein heller Schein entstanden sei, und wie er, der Schlossergeselle, umgeschaut, habe aus dem Fenster des Herrn Moser der leibhaftige Teufel geschaut und die Zunge gegen ihn herausgestreckt, worauf er schreiend heimgerannt.“

Ohne Weiteres rannte auch Herr Gerhard hinab in sein Bureau und da leuchtete ihm wirklich durch die noch geschlossenen Läden eine handgroße Taghelle entgegen. Der Arzt war ihm gefolgt und fand den alten Herrn in einer vollständigen Erstarrung, aus welcher er aber höchst unerwartet aufschnellte und nun mit fieberischer Hast die Kasse, den Schreibtisch und Alles untersuchte und dann mit einem tiefgeholten: „Gott Lob und Dank, es ist nichts fort!“ in einen Stuhl sank. — Nach einiger Zeit erhob er sich wieder, öffnete die Läden und blickte etwas furchtsam zu Moser's Malfenster hinauf. Es saßen aber nur einige schreiende Spatzen auf demselben und von einem Herrn der Finsterniß war gar nichts zu erblicken.

„Was,“ rief Herr Gerhardt, „der Narr hatte ein schlechtes Gewissen, Doctor, es ist ja gar nichts drüben, sehen Sie selber!“

In diesem Augenblick erschien der Maler an einem andern offenen Fenster, lüpfte seine schottische Mütze und rief:

„Morgen, Herr Nachbar! — Wieder gesund? Freut mich ausnehmend.“

Herr Gerhard zog sich zurück, ohne zu danken, und sprach nach langem Besinnen: „Man könnte den Maler eigentlich doch ein wenig fragen, was es mit diesem Teufel für Bewandtniß habe. Ein Teufelskerl ist er schon lange.“

„Besuchen wir ihn,“ sagte der Arzt, „es wundert mich selber.“

Emma staunte nicht wenig, als sie von ihrem offenen Fenster aus die beiden Herren bei Moser eintreten sah, und auch dieser war überrascht und sah seinem Nachbar zweifelhaft in die Augen. Herr Gerhard wollte eben eine passende Anrede hervorwälzen und den Besuch nicht sowohl als einen freundnachbarlichen, sondern mehr officiellen motiviren; aber der Arzt schnitt das künstliche Sprachgewebe schon im Entstehen entzwei und rief schon unter der Thür: „Ist der Teufel daheim?“

Digitized by Google

„Ja wohl," war die Antwort Moser's, der nach einem langen Blick auf seine Arbeit langsam zum Bewußtsein einer Besuchanwesenheit erwachte.

„Sie machen saubere Geschichten, Sie!" rief der Doctor. „Haben heut' Nacht Einen in's Toll- oder besser Zuchthaus gebracht."

„Ich?"

„Ja, Sie, nicht wahr, Herr Gerhard?"!

„Gottlob!" sagte dieser.

„Zuchthaus? — Was schwatzen Sie da? — Aber bitte, setze man sich," sprach der Maler und wischte eine Unzahl Papiere von einem uralten Sopha, geradeüber seiner Staffelei. „Erlauben die Herren nur noch ein Paar Drucker, ich male mit Trockenfirniß, und da muß es schnell gehen."

Die Herren schritten hinter der Wagenburg der sieben Staffeleien gegen das Sopha und wollten sich setzen, als Beide zugleich riefen: „Da ist der Teufel!"

Während der weiteren Fragen und Antworten wollen wir diesen Teufel auch ein wenig anschauen. Auf einem Rahmen von 4 Schuh 6 Zoll breit und 5 Schuh 9 Zoll hoch, gemäß und laut der rothen Federschnur des Herrn Lindfuß senior, ist ein Kopf gemalt, blos ein Kopf, bei dessen Studium dem Besteller nothwendig der idealste Zeus sich gegensätzlich ergeben muß. Loth's Weib wurde zur Salzsäule beim Anblick Gomorrha's; Medusa's, Forkyn's schrecklicher Tochter, Haupt schuf kalten Stein aus warmem Fleisch, und wenn der Herr Gerhard sammt seinem Gesundmacher beim Anblick der Lindfuß'schen Bestellung nicht sofort in Fasergyps oder Flözkalkstein sich umschuf, so sind an dieser Menschenrettung nicht sowohl sie selber schuld, als vielmehr unseres Jahrhunderts immense Aufklärungen und Natürlichkeitstheorien.

Im Uebrigen, wenn der unglückseligste aller Dietricharbeiter in seiner partiellen Gedankenfinsterniß und Gewissensumwölkung noch an der gehörnten, geschweiften und geklauten Lehre hängend, dieselbige auf das Moser'sche Kunstprodukt übertrug und benamste, so verfuhr er höchst eigenmächtig, denn Moser hatte etwas ganz Anderes malen wollen, nämlich gar nichts Bestimmtes, menschlich Benennbares. Und eben deßwegen hatte er auch freier schalten können. Mit großer Unbekümmertheit hatte der Maler einen giftiggrünen Hintergrund gebraut, aus welchem nun ein kaltgelber Kopf hervorlugte.

Daß aber auch das Gräßlichste zum Guten führen kann, bezeigte sich hier nicht nur an dem Schlossergesellen, sondern auch an Herrn Gerhard.

„Alle Hagel," sprach er, „das ist ja entsetzlich! Ich glaub's, wirklich, ich glaub's. — So was macht ja sogar auf Unsereins einen gewissen Eindruck!"

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus," dachte Othmar zu dieser naiven Offenbarung Gerhard'schen Kunstsinnes, freute sich aber über den alten Herrn; denn das scharfe Malerauge entdeckte in dem Onkelantlitz eine so günstige Veränderung für die Sache der Kunst, daß dem Othmar die Worte, die nun Herr Gerhard sprach, gar nicht unerwartet kamen. Herr Gerhard sprach zu seinem Arzt:

„Wie das nur menschenmöglich ist, so etwas Gräßliches zu machen; ich könnt's einmal nicht!"

Weiter aber offenbarte sich Herr Gerhard für dies Mal nicht. Er schied bald, und zwar mit sichtbarem Grauen, und die Hand, die er Othmar zum ersten Mal in seinem Leben bot, zitterte merklich.

Wieder vergingen einige Tage. Herr Lindfuß sen., den die Erwartung fast tödtete, hatte sich in's Atelier tragen lassen, und es gab eine große Stunde in diesem Atelier; denn Herr Lindfuß weinte, er weinte, nicht förmlich, sondern unförmlich. Herr Lindfuß weinte vor Entzücken; denn aus diesen verzerrten, angsthaft höhnischen, „kaltheißen", „siedendgefrornen" Gegensätzen des Moser'schen Bildes konstruirte er sich die höchste Sehnsucht seines Lebens, das neugeschaffene uralte Ideal des Olympiers, und mit Macht donnerte er das Bild an:

„Und die ambrosischen Locken des Königes wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos!"

„Herr Moser, Herr Moser, Sie sind mehr als Prometheus; Sie haben mir den Zeus geschaffen. Auch mehr als Phidias sind Sie! Sie sind der Selbstherrscher im erhabenen Reiche des Idealhäßlichen!"

Digitized by Google

„Bitt' mir's aus!" sprach Moser. Herr Lindfuß weinte neuerdings, weinte rücksichtslos weiter, als Herr Gerhard mit seiner Nichte Emma eintrat und an den Maler folgende Anrede hielt:

„Herr Moser . . . Herr Moser! Ich — bin gekommen, Ihnen zu danken. Ich habe allerdings, seh'n Sie, ich habe eingesehen, daß Ihre Kunst, die Kunst der Malerei, wirklich nicht ohne Nutzen ist. Der Schlossergeselle hatte, wie es sich nun im weiteren Verhör ergab, allerdings gestanden, daß Ihr Haupt seine verbrecherischen Absichten auf mein Vermögen vernichtet habe. Dieses hat meine Ansicht von der Tüchtigkeit und dem staatlichen Nutzen Ihres Lebensberufes wesentlich — ich möchte sagen, bereinigt, Herr Moser, und — da ich . . . da ich auch neuerlich bei . . . jenem Vorfalle gesehen habe, daß Sie wirklich — wie — wie soll ich sagen . . im Stande sein möchten, eine Frau zu halten, so . . ."

„Phidias, Phidias!" schrie Herr Lindfuß.

. . . „So habe ich, auch in Anbetracht, daß Sie auch sonst ein gesetzter Mann sind, auch neben Ihrer Kunst — ich weiß nicht, aber wie gesagt, Sie können die Emma, meine Nichte Emma, Emma Gerhard, gewissermaßen haben jetzt, denn wie gesagt . . ."

„Herr Gerhard," antwortete Maler Othmar Moser, „Herr Nachbar Gerhard, es ist für uns verkannte Leute — immer ein erhebendes Gefühl, wenn wir mit unseren schwachen Kräften so starke selbstständige Naturen, wie im vorliegenden Fall die Ihrige, davon überzeugen zu können Gelegenheit bekommen, daß unsere Kunst wirklich etwelche Berechtigung, ja wie Sie sich zu äußern beliebten, einige Nützlichkeit habe. Indem dies in der heutigen Stunde sich erhebend abklärt und ich mir mit Freuden erlaube, Sie als einen zur erhabenen Kunst Bekehrten freundlich zu begrüßen, füg' ich noch bei, daß ich wirklich nicht ohne Absicht bin, Ihre liebe Nichte Emma Gerhard als meine liebe Frau anzunehmen und . . ."

„Schwatz doch nicht so närrisch, Du!" jubelte das glücklichste aller Mädchen und fiel dem endlich Gewonnenen ohne Federlesen an den Hals.

Herr Lindfuß hatte von Allem Nichts gemerkt. Moser aber führte seine Eroberte vor ihn und sprach:

„Herr Lindfuß, mit den fünfzig Louisd'ors ist's denn nichts; Papa Gerhard hat mich schon honorirt und seh'n Sie mal, wie!"

Lebensphilosophie.

Tändle mit der Leidenschaften Wahn,
Aber laß dich nie durch sie bestricken;
Sieh sie stets als leichtes Spielwerk an.
Blumen sind's auf kurzer Lebensbahn,
Nur zum Zeitvertreib muß man sie pflücken,
Um die kurze Spanne Zeit,
Die uns hier das Schicksal beut,
Lieblich damit auszuschmücken.

Verschiedenes.

(Glasmalerei.) Ein sehr großer Fortschritt in der Glasmalerei, von unberechenbarer Tragweite, besonders in der Anwendung für Kirchenfenstermosaik, ist in neuester Zeit in Linnich (preuß. Rgbz. Aachen) zu Tage getreten. Es werden daselbst jetzt Kirchenfenster mit klassischen Mosaikmustern mittelst der Presse beispiellos schnell und billig und der Natur des Verfahrens gemäß äußerst correct angefertigt.

„Sie sind stärker als Gott!" sagte einst Rossini zu einem bekannten langhaarigen Klaviervirtuosen, der trotz des Maestro Weigerung dem großen Komponisten die Qual, eine seiner (des Virtuosen) musikalischen Schöpfungen zu hören, aufdrang. Der eitle langhaarige Virtuos, über ein solches Lob aus Rossini's Mund entzückt, that, als wolle er bescheiden so großes Lob ablehnen. Rossini aber fuhr fort: „In Wahrheit, Sie sind stärker und mächtiger als Gott. Er hat nur die Welt, Sie aber das Chaos geschaffen!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 40. Dienstag, den 2. April **1861.**

An die Pfalz.

Du schönes Land, so reichlich ausgestattet
Mit allem Reiz, den nur die Schöpfung beut;
Wo die Natur mit Kunst und Fleiß sich gattet
Und rings des Segens reichste Fülle streut:
Sei mir gegrüßt, du ruhmgekröntes Land,
An Thaten reich, an Sagen wohl bekannt!

Wie soll ich, vielbesungnes Land, dich preisen,
Ich dich mit meiner Saiten schwachem Klang?
Wie soll ich dir in würdig schönen Weisen
Bezeugen meines Herzens heißen Drang?
O laß auch mich, du Wunderland des Schönen,
Des Liedes Sang zu deinem Lob ertönen!

Soll ich besingen deinen heil'gen Strom,
Der jede Brust mit hehrem Muthe füllt?
Lobpreisen deinen majestät'schen Dom,
Des frommen, deutschen Sinns vollendet Bild?
Und all das Hehre, das die Wissenschaft
Und Kunst im Schooße deiner Musen schafft?

Und soll der edlen Labe ich gedenken,
Des Nectars, der aus deinen Trauben quillt?
Den Blick zum Segen deiner Fluren lenken,
Der Scheun' und Schrein mit reicher Habe füllt?
Der Städte auch und ihres lust'gen Lebens,
Voll biedern Sinns und regen, reichen Strebens?

Nicht das! Nur flüchtig soll mein Auge gleiten
Hinauf zu deinen waldumkränzten Höh'n,
Wo mir das Herz vom Strome schwillt der Freuden,
Die noch aus längst entschwund'nen Zeiten weh'n;
Den Burgen rings, verfallen zwar und öd',
Doch strahlend einst im Glanz der Majestät.

Du Limburg dort im einsam stillen Thal,
Wie groß, wie herrlich war einst deine Zeit,
Als noch daselbst beim funkelnden Pokal
Dein Sailer sich der süßen Ruh' gefreut;
Die Zeit, wo hinmelan dein Wunderbau
Weit, weit hinausgestrahlt ins Wynnegau!

Als ruhmbedeckt zu dir aus mancher Schlacht
Im Glanz der Majestät dein Kaiser zog;
Der Mann, dem unter'n Schemel seiner Macht
Die Mitra sich, sich Kron' und Scepter bog;
Der Mächt'ge, der Burgund und Ungarn zwang,
Von Meer zu Meer das deutsche Scepter schwang.

Auch dein, o Trifels, wollen wir gedenken,
Du hehres Denkmal der Vergangenheit!
Den Blick zum Schauplatz jener Zeiten lenken,
Wo dein die Hohenstaufen sich gefreut;
Der Heldenstamm, der mächtig einst gewaltet,
Des Reiches Glanz wie keiner noch entfaltet.

Die Zeit, wo einst zu Deutschlands Ruhm und Glück
Der edle Barbarossa hier geweilt,
Von hier aus seines Geistes Flammenblick
Die Marken seines mächt'gen Reichs durcheilt;
Er, der vom Belt bis zu Messina's Straß'
Der Völker Loos mit deutschem Stahle maß.

Du stolze Burg, du Zeuge jener Zeit,
Wo deutsches Wort, noch deutscher Stahl was galt,
Die Zeit, wo Deutschlands Banner weit und breit
Der deutsche Aar, der Feinde Schreck, gewallt;
Der mächt'ge, der mit seiner Schwingen Wucht
So oft die Feinde schlug in schnöde Flucht.

O schöne Zeit, so groß, so thatenreich!
Wo Mannskraft noch, noch echter Muth bestand;
Wo unentzweit, noch unentweiht das Reich,
Noch groß und mächtig war das Vaterland;
Wo Einmuth noch und Treue in Gefahr
Das Losungswort durch alle Gauen war.

Digitized by Google

Und nun, was sind die Felsenschlösser alle,
Die Riesenmarke jener Heldenzeit?
Wo ist der Corridor, die Waffenhalle,
Der Kaisersaal mit seiner Herrlichkeit?
Sag an, was ist der Stolz der Hohenstaufen?
O schau! Ein Chaos wilder Trümmerhaufen!

Wohl trauert unser Blick, wenn wir erschau'n,
Wie hier des Schicksals schwere Hand gewaltet;
Wie rings in seines Wahnes düstern Grau'n
Der Mensch die Schrecken seiner Wuth entfaltet;
Wie Burg um Burg in jenen wilden Tagen
Des Pöbels Wahn und seinem Grimm erlagen.

Doch wie der Sturm, der durch den Urwald brüllt,
Den Schoos der Erde tausendfältig spaltet;
Und wie mit neuem Zeugungsstoff gefüllt
Des Lebens Strom sich neu aus ihm entfaltet,
Daß Flur und Au zu neuer Segensfülle,
Sich Busch und Baum zu neuer Pracht enthülle:

So, Pfalzland, brach aus jenes Sturmes Toben
Auch dir hervor des Segens reichste Fluth.
Der Felsenschlösser Glanz ist zwar zerstoben,
Doch dir entquoll des Lebens höchstes Gut:
Heil dir! in Stadt und Land, auf Berg und Thal
Des Geistes Licht, des Phöbus heil'ger Strahl.

Ja, hochbeglücktes Volk in Tempes Flur,
Wenn deines Lenzes Herrlichkeit erwacht,
Ein Wunderwerk der göttlichen Natur
Vom Winzerheerd bis zu des Domes Pracht:
Ring', strebe rüstig fort nach Wahrheit, Licht,
Allein vergiß des deutschen Adlers nicht!

Neustadt. Streuber.

Die Spieler.

Wenige Jahre bevor das kalifornische Eldorada sich erschloß, wanderten eines Abends zwei Männer längs der Westküste Mexikos am Gestade des Sees Cohuca dahin. Einer derselben, mit dem Lasso über der Schulter und der gewaltigen Peitsche in der Hand, ließ sich leicht als einer der Hirten erkennen, welche noch jetzt die Hauptbevölkerung jener zur Viehzucht so trefflich geeigneten Küstenländer bilden, sein Begleiter aber glich mehr einem der Schmuggler, die bisweilen von Acaponeta und Durango herüberkamen, obgleich seine sichtbare Bewaffnung nur aus einem kurzen Karabiner und Jagdmesser bestand. Beide trugen den breiten, spanischen Sombrero und aus dem bärtigen Munde des Bewaffneten ragte eine kurze Thonpfeife, deren Rauch er in kurzen Zwischenräumen nachdenklich vor sich hinblies.

„Jacobo," begann der Bewaffnete, „ich fürchte, daß Du den rechten Weg verloren hast, denn wir rennen nun schon stundenlang durch dieses ellenhohe Viehfutter und noch immer erblicke ich nicht die nichtswürdige Speisewirthschaft, wo ein Mensch im Stande sein soll, seinem Leibe einigen Nahrungsstoff anzubieten. Bei Gott! auch nicht ein Tropfen Rum befindet sich mehr in meiner Flasche."

„Nur Geduld, Caballero, ich will meinen Lohn nicht als Schuft einstecken," erwiderte der Hirt. „Ehe der Mond über die Sierra Madre heraufkommt, sollt Ihr in sicherer Ruhe bei Maestro Ignatio sitzen, ein gebratenes Huhn im Munde und das gefüllte Glas in der Hand."

„Und Du meinst, der Pelzhändler aus Zacatecas könne noch nicht über den See sein?"

„Nein, Herr," antwortete der Hirt. „Der würdige Don Sebastiano zog erst kurz nach der Siesta über das Flüßchen Salgissa, und ich hoffe, wir werden ihn noch zeitig genug im Gastzimmer der Hazienda finden. Wie würde ich mich Euch auch zum Führer nach dieser Herberge am See angeboten haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß der Caballero aus Zacatecas, welchen ich erst wenige Stunden vorher begrüßt hatte, diese Straße gezogen sei? Er ritt ein braunes Maulthier und die Knöpfe seiner Jacke und Gamaschen bestehen aus reinem Silber."

Der Bewaffnete antwortete nicht, wohl aber klopfte er seine Thonpfeife aus, um sie von Neuem zu füllen und in Brand zu stecken. Als dies geschehen war, gab er dem Hirten ein Zeichen, den Weg fortzusetzen, welcher noch immer auf einem mit fast mannshohem Grase und Staudengewächsen bedeckten Höhenzuge hinführte. Nach einer halben Stunde wurde die üppige Vegetation lichter, und in der Ferne erhoben sich die hohen, dunkeln Wipfel riesiger Bäume, und am Horizont erblickte man bereits als langen Silberstreifen den See Cohuca.

Plötzlich blieb der Ranchero stehen, steckte

Digitized by Google

zwei Finger in den Mund und ein schriller, markdurchdringender Pfiff durchgellte die Luft, daß aus dem wilden Pflanzengewirr eine Menge erschreckener Vögel aufflatterten. Der Bewaffnete warf einen raschen Blick nach dem Schlosse seines Gewehrs und einen zweiten nach dem Griffe seines breiten, kurzen Jagdmessers.

„Weßhalb pfeifst Du denn wie ein betrunkener Hanswurst?" fragte er dann. „Wahrhaftig, ich dächte, Du könntest Deine Lippen wie Deine Hände zu verständigeren Dingen benutzen."

„Ei, mein Caballero, seht Ihr denn nicht dort drüben, wo die Waldspitze bis an den Felsenkamm reicht, den Don Sebastiano einherziehen? Voran reitet Giacomo, der lahme Eseltreiber aus St. Andreas, der dümmste Mensch und unzuverlässigste Bote im ganzen mexikanischen Freistaate."

Der Bewaffnete blieb stehen und richtete die halb zugekniffenen Augen nach der vom Hirten angedeuteten Richtung. Als er aber trotz aller Anstrengung den Gesuchten nicht entdecken konnte, wandte er den Blick auf seinen Führer.

„Wenn ich Dich bisher für einen ehrlichen Kerl gehalten habe," sagte er, „so geschah es, weil Du mir bisher noch keinen Verdacht gabst. Dein niederträchtiges Pfeifen aber und die Entdeckung von Personen, die gar nicht vorhanden sind, machen mich bedenklich. Höre also meine Meinung, Ochsenhirt: Du hast versprochen, für eine Unze Gold mich nach der Hazienda am Coyucasee zu geleiten. Geschieht dies, so ist Alles gut, beabsichtigst Du jedoch Verrath, so zerschmettert meine Kugel Deinen Schädel eben so gewiß, als ich noch vor sechs Jahren kein Salzwasser gesehen hatte!"

„Ich verstehe Euch nicht, Caballero!" antwortete der Hirt. „Wenn jedoch mein Pfeifen Euer Ohr erzürnt, so bin ich ein viel zu höflicher Mann, als daß ich durch eine Wiederholung desselben diese nochmals kränken sollte. Daß aber Don Sebastiano eben um jene Felsecke ritt, und ich durch mein Pfeifen ihm unsere Nähe andeuten wollte, darauf schwöre ich bei den sechszehn Schädeln der elftausend heiligen Jungfrauen im Kloster unserer lieben Frau zu Guanoxuato!"

„Nun wohl, Mann, so nimm's nicht übel!" sagte der Bewaffnete, von Neuem die ausgerauchte Pfeife stopfend.

Die Ehrlichkeit des Boten rechtfertigte sich auf die glänzendste Weise, denn schon nach einer Stunde rüstigen Fortschreitens traten aus der waldigen Umgebung des See's die weißen Mauern der Hazienda hervor, welche die beiden Wanderer auch bald erreichten. Zu seinem Bedauern erfuhr aber der Bewaffnete, daß der Pelzhändler bereits schon das Wirthshaus verlassen habe und über den See gefahren sei.

„Was hat's aber mit dem Sebastiano?" fragte kopfschüttelnd der Wirth. „Der sonst so vernünftige, ernste Handelsmann glich einem verfolgten Mörder, der nirgends Ruhe findet. Dem muß etwas widerfahren sein auf seinem Handelszuge nach der Halbinsel drüben."

„Darin habt Ihr vollkommen Recht, Freund Wirth!" entgegnete der Bewaffnete. „Und gerade deßhalb muß ich den Pelzhändler sobald wie möglich einholen. Bin ich doch schon seit drei Wochen auf seiner Fährte, und immer entschlüpft er mir unter den Händen. Gebt Wein her, edler Don, und etwas Speise für mich und diesen ehrlichen Hirten, und schafft ein Boot, das mich ebenfalls über den See befördert."

„Darin kann ich Euch augenblicklich nicht zu Willen sein, Herr! Sämmtliche drei Fahrzeuge sind bereits verschickt und nur noch ein kleines Boot liegt am Ufer, für dessen Ruder ich keine Arme mehr im Hause habe. Ihr müßt Euch gedulden bis morgen."

„Nun und nimmermehr!" versicherte der Fremde. „Wenn man Jemand drei Wochen vergeblich nachgelaufen, so darf man keine Gelegenheit versäumen, seiner endlich habhaft zu werden, und dies, hoffe ich, soll noch in dieser Nacht geschehen, denn Don Sebastiano ist auf dieser Seite des Landes bekannter, als auf der Halbinsel, und jeder Ranchero wird mir sagen, wohin sein braunes Maulthier ihn getragen hat."

„Das braune Maulthier nun wohl nicht, denn dieses steht in meinem Stalle. Ich habe dem Pelzhändler dafür vierzig Piaster bezahlt, obgleich es etwas abgetrieben war."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

(Verfälschtes Knochenmehl.) Herr Dr. Keller zu Speyer veröffentlicht zwei chemische Analysen von Knochenmehl aus der Fabrik von Ch. Fr. Decker in Stuttgart, welches nur 14 pCt. Phosphorsäure enthält. Der Mannheimer landwirthschaftliche Bezirksverein wünscht, daß die Landwirthe vor dem Bezuge solcher gröblich verfälschten Waare, die sich bereits am Rheine vielfache Verbreitung zu sichern gewußt hat, gewarnt werden.

1981

Lebensphilosophie.

Zeigt die trübe, dunkle Seite
Dir auch oft das Leben,
Ist's vom Bild doch nur der Schatten,
Um das Licht zu heben.

Glaub' nur feste, daß das Beste
Ueber dich beschlossen sei.
Wenn dein Wille nur ist stille,
So wirst du von Kummer frei.

Willst du wanken, in Gedanken,
Uebe nur Gelassenheit;
Den laß sorgen, der auch morgen
Herr ist über Freud' und Leid.

In einer in London erschienenen Schrift erzählt und verbürgt der Verfasser folgende Geschichte: „Bei Clonmell in einer Mühle lebte eine Gans, die weder Gatten noch Kinder, weder Gänserich, noch Küchelchen hatte. Die Müllerin legte einstmals einer sitzenden Henne eine Anzahl Enten-Eier unter, die in gehöriger Zeit ausgebrütet waren. Sowie die kleinen Enten im Freien erschienen, führte sie ihr Instinkt in's Wasser. Mutterliebe trieb die Henne ihren Jungen nach, Selbstsucht hielt sie auf dem Lande fest. Plötzlich kam die Gans herbeigeschwommen, und nach einem lärmenden Geschnatter schwamm sie mit den Entchen auf und ab und brachte sie schließlich der Henne zurück. Am nächsten Morgen fanden sich die Enten wieder bei dem Teiche ein. Die Gans nahm sie in Empfang, und die Henne gerieth abermals in die größte Verlegenheit. Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Gans aus Rücksicht für die mütterliche Angst die Henne einlud, so steht doch fest, daß sie ans Ufer schwamm, die Henne auf ihren Rücken sprang und da ruhig sitzend die den Teich auf und nieder schwimmenden Entchen geleitete. Dies geschah Tag für Tag. Eine Menge Menschen strömte herbei, das Schauspiel zu sehen, und das dauerte, bis die Entchen verständig geworden und der vereinten Obhut der Gans und der Henne nicht mehr bedurften."

Passendes Ehebündniß!

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.

In Nummer 71 der Preußischen Zeitung vom 12. Februar d. J. findet sich unter den Familiennachrichten folgende Verlobungsanzeige: Fräulein Therese Kraft mit dem Gutsbesitzer Herrn Gustav Ohnmacht.

In Elbing ereignete sich dieser Tage in der Menagerie von Kreutzberg ein Unglücksfall. Ein junger Zimmerbursche war an dem Käfig eines Tigers mit dem Annageln einer Latte beschäftigt, als die Bestie, wahrscheinlich durch das Klopfen und Hämmern wild gemacht, plötzlich die Tatze aus einer Oeffnung hervorstreckte, die Hand des jungen Mannes ergriff und zu sich in den Käfig zerrte. Durch die Dazwischenkunft des Herrn Kreutzberg gelang es freilich, den Unglücklichen bald aus seiner entsetzlichen Lage zu befreien, allein der ganze Unterarm und die Hand waren schrecklich zerfleischt.

Ein alter Jäger wollte auch das Forstexamen mitmachen. „Können Sie Kubikwurzeln ausziehen?" wurde er gefragt. „Ja, schaffen Sie mir Kubikbäume, so will ich mit den Wurzeln schon fertig werden."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 41. Donnerstag, den 4. April **1861.**

Die Ehekämpen.

Eine poetische Erzählung von Luise Büchner.

1.

Einst zu Turin am Hofe versammelte zum Feste
Der Herzog Karl der Dritte gar viele edle Gäste;
Man trank in vollen Zügen den rothen Veltlinwein
Und ringsum im Kreise scholl es von lust'gen Neckerei'n.

Um eine Tafel saßen sie Alle in der Runde,
Die sich bereits ergeben dem süßen Ehebunde;
Um eine andre Alles, was jung und ledig war —
Ein Blumenbeet zu schauen ist nicht so frisch und klar.

Herüber und hinüber stritt man mit losem Sinnen,
Ob's besser sei zu freien, ob besser nur zu minnen;
Es priesen Frau'n und Männer den schönen Ehestand,
Wenn's auch vielleicht im Herzen ein Mancher anders fand.

Herr Corsant de la Bresse, der jungen Ritter Blume,
Erhob das Glas und sprach: „Es gilt der Freiheit Ruhme!
Der Freiheit von dem süßen, doch läst'gen Ehejoch,
Sind's auch nur Rosenketten, so bleiben's Ketten doch!

„Wir weihen drum den Damen nicht minder heiße Triebe,
Doch nur vereint mit Freiheit kann preisen ich die Liebe!"
Die jungen Ritter riefen es ihm mit Jubel nach,
Es stießen an die Damen, jedoch ein wenig schwach.

Herr Simon von Blonay sprang da auf seine Füße,
Seit einem Jahr der Gatte von einer Frau gar süße,
Die mit so warmer Liebe sein starkes Herz umfing,
Daß ihm die kecke Sprache tief durch die Seele ging.

„Dies Glas bring' ich der Ehe!" scholl seine Gegenrede,
„Und fordre einen Jeden mit mir heraus zur Fehde,
Der es bezweifeln möchte, ein Ehemann der sei,
Weil er ein Weib genommen, nun minder stark und frei!

„Und würdiger als Jungfrau'n sind diese wohl zu preißen,
Die Gattin wir und Mutter von unsern Kindern heißen,
Für deren Ruhm und Ansehn bin ich hier allezeit
Zu brechen eine Lanze mit Jedem gern bereit!"

Da klatschten alle Männer, da nickten alle Frauen,
Es war der Herr von Blonay gar herrlich anzuschauen;
Er hielt die Hand am Schwerte, sein Auge blitzte voll,
Ein sieggewohntes Lächeln um seine Lippen quoll.

Im Kreis der jungen Ritter stand Corsant ganz so prächtig:
„Herr Simon von Blonay," so rief er jetzo mächtig,
„Wir wollen Lanzen brechen mit Euch zu jeder Stund —
Ich für den Preis der Freiheit, Ihr für den Ehebund!"

Da schlugen in die Hände die jungen Ritter wieder,
Allein die jungen Damen sie blickten schweigend nieder,
Es hätte jede lieber von ihnen es geseh'n,
Er möcht' mit ihr zur Kirche als solchem Kampfe geh'n.

Der Herzog hatte stille dem lust'gen Streit gelauschet
Und sah, daß nur zur Kurzweil man solche Fehde tauschet.
So mocht' er wohl erlauben, daß ohne Haß und Groll
Der Kampf der beiden Ritter sich bald vollziehen soll.

Digitized by Google

Er selber wollt' bestimmen des muntern Kampfs Gesetze,
Der ihm und seinem Hofe sollt' dienen zur Ergötze —
Zwei Mal mit stumpfer Lanze zu rennen Mann gen Mann,
Werd' ihnen erst gestattet, und fünfzehn Gänge dann
Zu fechten mit dem Schwerte; wenn sich besiegt soll' neigen
Der Streiter für die Ehe, muß er die Kniee beugen
Vor'm Fräulein von Savoyen und ihre Gnad' erfleh'n,
Dieweil sie noch bis jetzo ließ alle Freier steh'n.
Und noch vor einer Jungfrau, die darf der Sieger nennen,
Hat er als überwunden im Staub sich zu bekennen. —
Doch, wenn besiegt soll werden der leb'ge junge Fant
Hier durch des Ehekämpen geschickte, tapfre Hand,
Muß er, o harte Strafe! erst reuig niederfallen
Vor ihr, die wohl am meisten gefürchtet war von Allen,
Die Dame von Savoyen muß er um Gnade fleh'n —
Da möcht' wohl Jeder lieber vor ihrer Tochter steh'n!
Dann mußte noch Herr Corsant, wenn's ihm so schlecht sollt' glücken,
Sich, um Vergebung flehend, vor jener Dame bücken,
Der Simon von Blonay gereichet seine Hand
Und die er einst gefreiet im schönen Schweizerland.

(Fortsetzung folgt.)

Die Spieler.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Fremde und sein Bote hatte sich an den Tisch gesetzt und sprachen dem aufgetragenen Mahle mit unverstelltem Appetit zu.

„Ihr müßt mir das kleine Boot zur Ueberfahrt leihen, Meister Wirth!" sagte der Bewaffnete. „Noch diesen Abend will ich über den See, und am Landungsplatze drüben werde ich dann schon erfahren, wo der Pelzhändler Quartier gefunden hat."

„Wenn Ihr mir den Preis des Fahrzeuges erlegt und Euch selbst hinüberrudern wollt — warum denn nicht?" entgegnete der Wirth.

„Topp, es gilt, so wahr ich ein Deutscher bin!" antwortete Jener. „Was kostet der Kahn?"

„Zehn Piaster und dabei erhaltet Ihr auch noch das beste Ruder, welches ich im Hause habe."

„Abgemacht! Hier, edler Mann, ist das Geld und nun berechnet meine Schuld für dieses treffliche Abendbrod, denn ich muß unverzüglich weiter. Bote, ich hatte Dir für Deine Führung eine Goldunze versprochen, weil ich Dich jedoch unverdient für einen Schuft und heimlichen Räuberspion hielt, sollst Du deren zwei empfangen."

Der Fremde knüpfte seinen weiten Paletot auf, unter welchem im Gürtel zwei Revolver und ein kurzer Dolch nebst einer gefüllten Jagdtasche zum Vorschein kamen. Aus dieser zog er einen kleinen mit spanischen Goldmünzen gefüllten Beutel hervor, befriedigte daraus den Wirth und den Führer, und bald flog das kleine Boot von des Fremden kräftigen Ruderschlägen getrieben hinaus in den leicht erregten See. Nicht weit von dem östlichen Ufer des Cohuca, da wo seine Wasser einen tiefen Busen in das Land gewühlt haben, beginnt ein dichter Eichenwald, vermischt mit weißen Birken und üppigem Unterholz. Hier, unter dem Stamme einer gewaltigen Eiche, lag neben den glimmenden Bränden eines Feuers, dessen Rauch dazu dienen sollte, die Mücken und Mosquitos zu vertreiben, die lange, kräftige Gestalt eines Mannes, neben sich den gespannten Karabiner.

Die Arme über die Brust gekreuzt, starrte derselbe mit unbeweglichem Blick in die auf- und niederzuckenden Flämmchen, als plötzlich vom Ufer herüber sich menschliche Tritte näherten. Der Mann richtete sich in sitzender Stellung auf, die Hand faßte nach der Waffe und sein schwarzes, glühendes Auge schaute wild nach der Richtung, aus welcher die Tritte immer näher kamen. Plötzlich aber verzerrte sich sein Antlitz zur wuthentstellten Fratze. Vor ihm stand, den Karabiner über der Schulter und die Tabakspfeife zwischen den Lippen, der Deutsche.

Langsam hob die zitternde Hand des Andern den Karabiner zu schußgerechter Lage.

„Macht kein dummes Zeug, Sebastiano!" sagte mit unnachahmlicher Ruhe und Kaltblütigkeit der Angekommene. „Wie ich hier stehe, bin ich vom Kopf bis zum Fuß ein Mann, der Euch nun schon drei Wochen Tag

Digitized by Google

und Nacht verfolgt, und zwar um einen Freundschaftsdienst auszuüben. Dafür aber dürft Ihr mich nicht todtschießen."

„Du hast mich ruinirt!" knirschte Sebastiano.

„Dummes Zeug — hört mich erst an und legt dabei die Flinte weg!" rief der Deutsche, indem er das eigene Gewehr nebst den Revolvern in's Gras warf und sich ohne Umstände an Sebastianos Seite setzte.

Dieser war durch seines jetzigen Nachbars unerschütterliche Ruhe offenbar verblüfft; auch er legte die Waffe von sich und blickte den Andern fragend an.

„Sebastiano," begann der Deutsche, „wir trafen uns vor drei Wochen in einer Hazienda zu Loreto und ich war so glücklich, Euch zwanzigtausend Piaster, Euer ganzes Vermögen, im Spiel abzugewinnen."

„Dafür verdamme der heilige Geronimo Eure Seele!" murmelte ziemlich vernehmlich der Mexikaner.

„Die Sache schmerzt mich, und Ihr müßt mir den Gefallen thun, wegen dessen ich nun schon drei Wochen hinter Euch herlaufe. Sebastiano, ich bitte Euch dringend, nehmt Euer Geld zurück!"

Der Pelzhändler blickte den Deutschen in einer Weise an, die man einem geisteskranken Menschen gegenüber anzunehmen pflegt.

„Es ist mein Ernst, Sebastiano; hört mich an: Mein Vater besaß gleich seinem Groß- und Urgroßvater in Deutschland eine Windmühle, war aber der ehrlichste und bravste Mann in dem ganzen Regierungsbezirk. Da ich das einzige Kind war, so liebten beide Eltern mich wie einen Augapfel, und namentlich bemühte sich der Vater, mich zu einem wackern Menschen, gleich ihm, heranzuziehen. Vor Allem ließ er sich angelegen sein, mich vor Trunk und Spiel zu warnen und auf seinem Todtenbette, ich war damals zwanzig Jahre alt, mußte ich ihm mit Mund und Hand versprechen, diese Laster zu meiden und Gott, den er in mein Herz gepflanzt, nicht daraus zu entlassen.

„Jahre lang habe ich das Versprechen gehalten, als aber auch die Mutter todt war, da wurde ich durch Verführer ein liederlicher Geselle, der seine Lust an Trunk und Schlägereien fand und mit Würfel und Karten gleich geschickt umzugehen verstand. Das Ende vom Liede ist, daß ich endlich von Haus und Hof gejagt wurde und mit wenigen geretteten Thalern nach Amerika flüchtete. Hier erwarb ich mir durch redliche Arbeit ein kleines Kapital, um den Bau einer Windmühle zu beginnen, die ich bei Loreto noch jetzt besitze. So kam es, daß ich Euch in der dortigen Hazienda traf und im Spiel die ganze Baarschaft abgewann."

„Jawohl, ich bin ein Bettler, der Nichts weiter besitzt, als ein kleines Grundstück in Zacatecas und vierzig Piaster für ein aus Noth verkauftes Maulthier!" brummte Sebastiano.

„Halb toll vor Freude ging ich heim, wühlte noch eine Stunde in dem erworbenen Reichthume herum und legte mich dann in's Bett," fuhr der Deutsche fort. „Als ich aber endlich eingeschlafen war, da hatte ich einen Traum, und diesem Traume, Sebastiano, verdankt Ihr den Wiederbesitz des verlorenen Geldes, mit Abzug einer Summe von fünfhundert Piastern, die mich Eure Verfolgung kostet. Versteht Ihr mich?"

Der Mexikaner schaute den Deutschen noch immer mit mehr als ungläubigen Augen an.

„In diesem Traume saß ich nämlich noch als unschuldiger, blühender, kaum der Schule entlaufener Knabe auf der Bank vor dem Wohnhause, neben mir der Vater mit dem grauen Haupte und dem freundlichen Gesicht, sein Pfeifchen rauchend, während das Spinnrad der Mutter munter schnurrte. Drüben klapperte lustig die Mühle und auf dem Rasenplatze tummelten sich Hühner und Gänse und die vier schwarzen Ziegen mit den kleinen Lämmern. Das ganze Leben meiner Kindheit stand wieder mit allen seinen theuren Erinnerungen vor meiner Seele und ich vernahm die liebe Stimme des Vaters, wie er mich mahnte, Gott stets vor Augen zu haben und im Herzen und nie zu thun wider sein Gebot. Da fühlte ich mein Herz so rein und glücklich wie zu jener Kindeszeit."

„Sebastiano — jene Nacht hat mich wieder zum guten Menschen gemacht. Ich bilde mir ein, meine Seele sei im Himmel gewesen bei den seligen Eltern, und der Gedanke hat mir mein verlorenes Kindesherz in die Brust gesetzt und mir meinen Gott zurückgegeben. Hier, Mann, nehmt Euer Geld! Diese

Digitized by Google

Tasche enthält über neunzehntausend Piaster in Gold und Papieren, wie ich sie von Euch erhielt. Was ich durch jenes Spiel zurückgewann, mein frommes Kindesherz, das wiegen Millionen Geldsäcke nicht auf. — Lebt wohl!"

Der Deutsche staad auf, nahm seine Waffen, drückte dem Mexikaner die Hand und verschwand in den Büschen. Einige Minuten aber fesselte die freudige Erstarrung Sebastians an den Boden, daß er dem Deutschen nicht zu folgen vermochte; als er ihm aber dankerfüllt nacheilte, schwamm dessen Nachen schon ziemlich weit draußen im See.

Langsam hing der Pelzhändler die Geldtasche über die Schultern, faltete die Hände und rief begeistert, mit thränenblitzenden Augen zum mondhellen Himmel aufschauend:

„Beim heiligen Spurius! Ein solcher Windmüller ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen."

Entsage!

Schweigst du im Glück und jubelst mit den Frohen,
Und ist dein Glücksstern plötzlich dir entflohen,
So weine nicht, erhebe keine Klage,
Entsage!

Entsagung nur bringt uns in jene Sphären,
Die weder Schmerz noch Kummer uns gewähren,
Sie schaffet uns allein zufriedne Tage,
Entsage!

Es lächelt stolz des Lebens Frühlingssonne,
Und unsre Herzen schlagen voller Wonne —
Fort ist sie wie mit einem Zauberschlage,
Entsage!

Entsage, ruf' ich Jedem zu hienieden,
Entsagung nur bringt uns den wahren Frieden,
Sie löst mit Wunderkraft uns jede Frage,
Entsage!

Und habe ich des Lebens Ziel gewonnen,
Und ist des Lebens Quelle mir zerronnen,
So ruf' ich noch am letzten meiner Tage:
Entsage!

Entsagung löst am Schacht der stolzen Herzen
Das Erz des Kummers und der Liebesschmerzen —
O, weine nicht, erhebe keine Klage,
Entsage!

N. L. D.

Verschiedenes.

In einem Nekrolog der Herzogin von Kent in der Allgemeinen Zeitung wird Folgendes erzählt. Als die Nachricht vom Ableben des Königs Wilhelm IV. nach Kensington-House gelangte, war der erste Gebrauch, den die junge Victoria, gegenwärtige Königin, von ihrer königlichen Machtvollkommenheit machte, daß sie sich in autoritativer Weise eine Tasse starken Thee's und die Times bestellte. Beide Genüsse waren ihr bisher verfagt gewesen, der Thee mit Rücksicht auf ihre nervöse Reizbarkeit, die Times aus anderen Erziehungsgründen. Der Diener wagte es nicht, sich dem königlichen Befehle zu widersetzen, und brachte die verlangten Gegenstände. Kaum jedoch war der Wille der jungen Königin erfüllt, so fiel sie schluchzend ihrer Mutter um den Hals und bat sie flehentlichst, doch den Thee für sie zu trinken, und die Times wurde uneröffnet wieder hinweggetragen.

Logogryph.

Wißt, eine alte Stadt, ein Fluß und ein Gelehrter,
Der Liebe schönes Ziel, den Edlen werther,
Als Freiheit) das so Manche gern umgehn,
Und Viele, die's errangen, schmähn,
Ein schlichtes Werkzeug, das von seinem Werthe
Durch Heben oder Tragen uns belehrte,
Ein göttergleiches Wesen, hold und schön,
Deß frische Jugendreize nie vergehn —
Das Alles trefft ihr in des Dichters Namen,
Der jenes Räthsel dacht' und schrieb im Nu!
Dank ihm, aus dessen Kopf nach langer Ruh
Auch herzlich-geniale Lieder kamen!
Nehmt ihm den Kopf, ihr Herrn und Damen!
Und rufet ihm das Umgekehrte zu.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 42. Samstag, den 6. April **1861.**

Die Ehekämpen.

Eine poetische Erzählung von Luise Büchner.

2.

Es war am zwölften Mai
Um fünfzehnhundertvier,
Da rief des Herolds Schrei
Herbei zu dem Turnier.
Vorm Schlosse zu Turin
Ließ man die Schranke bau'n,
Der ganze Hof erschien,
Der Ritter Kampf zu schau'n.
Herr Simon saß gar schlank,
In schwarz und rothem Kleid,
Auf einem Schimmel blank
In edler Männlichkeit.
Reich war sein Roß geschmückt,
Von Kopf zu Fuß behängt
Mit Decken goldgestickt,
Von Wohlgeruch durchtränkt.
Herr Corsant sprengt herfür
Auf einem Rappen wild,
Er und sein edles Thier
Der kecken Jugend Bild.
Sein atlass'nes Gewand
War grau und carmoisin,
Die Lanze in der Hand
Er fast so schön erschien,
Als Lucifer, eh' er
Den Himmel einst verlor;
Manch Auge stolz und hehr
Flog heiß zu ihm empor.
Geöffnet ward die Bahn
Nun für den Waffentanz,
Sie stürmen kühn heran,
Zu brechen Lanz' an Lanz'.
Der Ehekämpe ward
Getroffen auf die Brust,
Den Andern stieß er hart
Grad auf das Herz mit Lust.
Die Lanzen brechen beid',
Allein sie wanken nicht,
Zum zweiten Stoß bereit
Sind andre hergericht'.
Doch jetzt, o großes Weh!
Der Jugend geht es schlimm,
Herr Simon von Blonay
Rennt an mit solchem Grimm,
Daß bei dem ersten Stoß
Herr Corsant schon sogleich
Hin auf den Boden schoß
Mit Sattel und mit Zeug.
Da tönte mancher Schrei
Aus holdem Frauenmund —
Man dacht', daß todt er sei,
So hart lag er am Grund,
Doch war's nicht ganz so schlecht;
Schnell sprang er wieder auf,
Greift dann zu dem Gefecht
An seines Schwertes Knauf.
Jedoch sein Kampfgenoss',
Ein ächter Held und Mann,
Läßt schnell ein ander Roß
Ihm führen auf den Plan.
Aufs Neu' der Streit entbrennt,
Die Klingen kreuzen sich,
Sie fechten so behend,
So stark und ritterlich,
Daß nicht zu zählen mehr
Ist ihrer Streiche Zahl,
Es klingt, als ob ein Heer
Sich schlüge auf Einmal.
Der Herzog winkt, es sei
Des Kampfes jetzt genug —
Da neigen sich die Zwei
Vor seinem Urtheilsspruch.

Digitized by Google

Er sprach: „Herr Simon, Ihr
Verdient des Tages Preis,
Es stritt für's Eh'panier
Wohl Keiner noch so heiß.
„Den schönsten Lohn Euch zollt
Dafür der rothe Mund
Der Dame süß und hold,
Mit der Ihr schloss't den Bund.
„Und unsrer Ritterschaft
Seid Ihr ein Vorbild heut',
Euch ziert nicht blos die Kraft,
Auch edle Biederkeit,
„Die Ihr dem Feind bezeigt,
Dem kecken Jugendblut,
Das jetzt besiegt sich neigt
Für seinen Uebermuth.
„Auch Ihr, Herr Corsant, traun!
Habt Euch als Held gezeigt,
Vor allen Herrn und Frau'n
Sei Euch dies laut bezeugt.
„Und merkt es Euch nun fein:
Ein Ehemann so treu
Kann nicht besieget sein,
Weil kämpfen in ihm Zwei.'
„Werft schnell zu Füßen Euch
Der Dame von Blonay,
Ihr Lächeln anmuthreich
Bekehr' auch Euch zur Eh'.
„Doch nach des Satzes Wort,
Wie wir's bestimmt genau,
Kniet erst an diesem Ort
Vor unsrer hohen Frau!"
Er winkte mit der Hand
Den Ritter gnädig her.
Herr Corsant ruhig stand,
Doch war das Herz ihm schwer.
Er soll im Staube knie'n
Vor einem Frauenbild,
Dem Keiner noch den Sinn
Bis jetzt erweichte mild.
Er sah die Herzogin,
Sie saß so grad' und lang
Dort unterm Baldachin —
Es war ein saurer Gang.
Fest ist gepreßt ihr Mund,
Das Auge kalt und grau —
Er schwört im Herzensgrund:
Nie nehm' ich eine Frau!
Dann sinket er auf's Knie
Und fleht um Gnade und
Sie und die Damen, die
Schon all' vermählet sind.
Die strenge Herzogin
So stolz und imposant,
Sie reicht zum Kusse hin
Ihm gnädig ihre Hand,
Und sagt dann: „Wir verzeih'n;
Ihr schmiegt am Ende doch
Euch noch geduldig ein
Ins läst'ge Ehejoch!"
Er neigt sich ohne Wort
Und denkt: Wir wollen sehn!
Dann möcht' er eiligst fort
Zur andern Feindin gehn.
„Herr Simon, sagt mir schnell,
Wo Eure Gattin weilt,
Damit ich zu der Stell'
Kann eilen unverweilt.
„Daß auch aus deren Mund
Verzeihung mich erhebt,
Die Euch den Ehebund
So zauberhaft gewebt!"
„Herr Ritter lieb und werth,"
Sprach Simon von Blonay,
„Es steht mein trauter Herd
Am blauen Lemansee.
„Zwei Schlösser nenn' ich mein
In jenem Paradies,
Auf einem muß sie sein,
Doch sag' ich nicht gewiß,
„Ob weilt im Chablais sie,
Ob sie schon überm See,
Fehlt sie in Meillerie,
Dann sucht sie in Blonay.
„Dieweil ich fern von ihr,
Schenkt' sie mir einen Sohn,
Drum ist sie nicht bei mir,
Der Frauen Zier' und Kron'.
„Doch hat's so groß nicht Eil',
Herr Ritter, ruht Euch aus;
In einer kleinen Weil'
Reit' ich mit Euch nach Haus."
Herr Corsant neigt das Haupt,
Der Plan gefiel ihm nicht:
„Herr Simon, nein, erlaubt,
Daß ich erfüll' die Pflicht,
„Die mir geboten ist,
Damit es schnell vorbei,
Es schlägt vor dieser Frist
Mir nicht das Herz mehr frei.

Digitized by Google

„Erst dann mit frischem Muth
Ich neu mich freuen kann,
Daß ich ein junges Blut
Und noch kein Ehemann." —
Vom Herzog ward voll Huld
Der Abschied ihm gewährt,
Voll heißer Ungeduld
Schwang er sich schon auf's Pferd,
Als noch der Morgenstern
Am dunkeln Himmel stand,
Ein Diener nur von fern
Folgt ihm ins fremde Land!

(Fortsetzung folgt.)

Klassischer Mahnbriefsteller.

Wichtig für Jedermann, der seine Außenstände eintreiben will.

1. An die Wittwe Schibbebold.

Madame!

Schiller sagt:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Des Uebel größtes aber ist die Schuld

von 17 Thlr. 15 Sgr., wegen der ich Ihnen nun schon sechs Mal geschrieben habe. Ich bitte um endliche Abmachung.

2. Herrn von Muckenich Hochwohlgeboren.

Mensch, bezahle Deine Schulden,
Lang ist ja die Lebensbahn,
Und Du mußt noch manchmal borgen,
Wie Du es so oft gethan.

Bei dieser reizenden Stelle, welche in Heine zwölfte Auflage des Buches der Lieder, Seite 204 steht, fällt mir so recht lebendig jener Abend ein, wo ich Ihnen 20 Thaler beim Jeu geliehen habe. Wenn ich die nun nicht umgehend erhalte, werde ich mich an Ihren Herrn Papa wenden.

3. Frau Cortier Mendel Wohlgeboren.

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast Alles, was Menschen Begehr,

aus meinem Laden entnommen, ohne auch nur durch eine kleine Abzahlung Ihren guten Willen zu zeigen. Ich bitte Sie nun, dies nachzuholen, widrigenfalls ich die Rechnung dem Herrn Gemahl unterbreiten müßte, oder dem Herrn Kommerzienrath Privat-Mittheilungen zu machen gezwungen wäre.

4. An Frau Doctor Harpagus Wohlgeboren. Geehrte Frau Doctor!

Sie kennen die schönen Worte Leonorens an Torquato Tasso:

Willst Du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,

und deßhalb frage ich bei Ihnen an, ob es sich ziemt, daß Sie mir nun schon 3 Monate 15 Thlr. 7½ Sgr. schulden und meinen Hausknecht die Treppe hinunterwerfen lassen? Geschieht dies auch heute, so hat meine Geduld ein Ende.

5. An die k. k. Hofschauspielerin Frau von Danichso Hochwohlgeboren.

Sie sind in einem bedauerlichen Irrthum begriffen; die Worte, welche Sie gestern Abend in der siebenten Scene des letzten Actes von Maria Stuart so ausgezeichnet zu Herzen sprechend declamirten:

Ich habe alles Zeitliche berichtigt,
Und hoffe keines Menschen Schuldnerin
Aus dieser Welt zu scheiden,

fallen in sich zusammen, wenn Sie einmal Ihre Rechnungen durchsehen wollten. Ich bitte Sie vielmehr, mir durch Ueberbringer d. die 17 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf. für den Sommerhut gefälligst zukommen zu lassen.

Lebensphilosophie.

Wer hat den Weg durch's wilde Meer gefunden,
Der nie mit Todesstürmen stritt? —
Es ist ein Herz mit seinen Wunden
Mehr werth, als eins, das niemals litt.

Immer sollst du aufwärts schauen
In der Liebe Heimathland!
Der dir Leid und Kummer sendet,
Gibt auch Kraft, es zu ertragen.

Verschiedenes.

(Die Seekrankheit.) Anfangs glaubt man in der Veränderung der Lage, in allen kleinen Listen, welche ein unendliches Gefühl des Leidens nur eingeben kann, Hilfe gegen die entsetzlichen Angriffe zu finden, die mit

Digitized by Google

jeder Erneuerung schmerzlicher und entnervender werden. Bald aber verliert sich auch die letzte Spur dieser kläglichen Energie. Mit beiden Armen an die Ränder des Bettes geklammert, zittert man dem Augenblicke entgegen, den das nahende Gekrach der Balken verkündet. Die Schlafsäle der Cajüte befinden sich nämlich hinten im Spiegel des Schiffes und die Betten sind in der Weise an den Wänden angebracht, daß sie der Längsachse der Schiffe parallel laufen. So lange dieses eine Woge hinaufklettert, befindet man sich in einem Stadium momentanen Wohlseins; nun aber hat das Schiff mit seinem Vordertheile die Spitze der Woge erreicht, es überschreitet dieselbe, um auf der entgegengesetzten Seite hinabzugleiten, die Balken beugen sich und knattern in dem Maße, als sie über die Woge hinaus ragen, und dies knatternde Geräusch schreitet allmälig von vornen nach hinten, bis es über den Häuptern der Cajütenbewohner an dem Steuerruder ausläuft. Das ist der kritische Moment, das allgemeine Signal zum Losbrechen. Während das Geknatter sich nähert, hat man das Gefühl einer entsetzlichen Leere. Es ist, als würden alle Eingeweide langsam aus dem Leibe hervorgehaspelt, und dies Gefühl ist so entmannend, daß man in solchen Augenblicken nicht den mindesten Widerstand leisten würde, geschähe auch was da wolle. Diese Apathie nimmt mehr und mehr zu und endlich tritt jenes letzte Stadium ein, wo man Nichts mehr sieht, hört und fühlt und das ganze Individuum daliegt, wie ein Klotz, den von Zeit zu Zeit convulsivische Bewegungen erschüttern.

Die Erfahrung lehrt:

„Gehe niemals mit leerem Magen auf ein Schiff, auch wenn Du wüßtest, daß unmittelbar nach der Abfahrt zu Mittag gespeist werden sollte. Speise vorher zu Mittag und wiederhole dies eine Stunde später und Du wirst Dich so wohl befinden, wie ein Fisch im Wasser, während Du unvermeidlich die Seekrankheit bekommen wirst, sobald du das Verdeck mit leerem Magen betrittst.“ (Professor Karl Vogt in: Altem und Neuem aus Menschen- und Thierleben.)

Latour, einer der genialsten Künstler Frankreichs, lebte unter Ludwig XV. Sein Porträt, von des Meisters eigener Hand, zeigt eine volle, derbe, fleischigte Gesichtsbildung mit halb offenem, lang gespaltenem Munde, um den ein gutmüthiges Lachen spielt; aus den Augen blitzt Humor und eine kecke Zuversicht. Von den Großen ließ er sich nichts gefallen. Bestellten ihn vornehme Damen, Marquisen oder Prinzessinnen, und ließen sie ihn im Vorzimmer warten, so ging er seiner Wege und kam nicht wieder; an Kunden fehlte es ihm nicht. Einst wurde er nach Hof gerufen, er sollte den König abkonterfeien. Der König führte ihn auf ein Belvedere. „Was zum Henker,“ brauste der Künstler auf, „soll ich hier in dieser Laterne machen, die von allen Seiten den Sonnenstrahlen offen ist? Zum Malen muß man das Licht nur von einer Seite haben.“ — „Ich hatte absichtlich den Ort gewählt, um nicht gestört zu werden,“ entgegnete der König. — „Ich wußte nicht, Sire,“ erwiderte der kecke Maler, „daß es nicht in des Königs Macht stehe, allein zu sein, wenn er es will.“ Noch toller machte es Latour der Pompadour, er bat sie um Erlaubniß, sich's bequem machen zu dürfen, was ihm gestattet wurde. Sofort macht er seine Schuhschnallen los und seine Strumpfbänder und seinen Halskragen, nimmt seine Perrücke ab und setzt ein schwarzseidenes Käppchen auf. Kaum hatte er angefangen zu arbeiten, so erschien Ludwig XV. „Madame,“ sprach der Maler nicht ohne Heftigkeit zur Marquise, „Sie hatten mir versprochen, Sie würden allein sein.“ Der König lachte und bat ihn fortzufahren. „Ich bedaure, den Befehlen Ew. Majestät keine Folge leisten zu können.“ Und hiermit packte er seine Siebensachen zusammen, brachte im Nebenzimmer seinen Anzug in Ordnung und empfahl sich. Das Porträt wurde erst später fertig und befindet sich im Louvre.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 41:
Hebel, darin: Bel, Elbe, Ebel, Ehe, Hebel, Hebe, Lebe.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 43. Dienstag, den 9. April **1861.**

Die Ehekämpen.

Eine poetische Erzählung von Luise Büchner.

3.

Unwegsame, rauhe Pfade mußte nun Herr Corsant ziehn,
Die Gigantenwelt der Alpen thürmet furchtbar sich um ihn,
Wo der alte Bergesriese geisterhaft das weiße Haupt
Kühn und trotzig bis zur Sonne beinah' zu erheben glaubt.

Neben ihm mit wildem Donner die Lawine niederkracht,
Brausend wälzet sich der Bergstrom durch den tiefen Felsenschacht,
Gletscher stürzen in die Thale, die sich winden schmal und eng
Durch die schroffen Bergeswände und der Felsen wild Gedräng.

Tagelang zieh'n so sie weiter, seh'n von Menschen keine Spur,
Ganz allein im weiten Umkreis dieser mächtigen Natur,
Ganz allein auf Bergeshöhen, wo das Echo einzig spricht,
Und der Pfiff des Murmelthieres nur das Schweigen unterbricht.

Oft den nächsten Schritt verdeckend schwarz der Nebel sie umwallt,
Zu dem Abgrund lockt der Schwindel mit dämonischer Gewalt,
Trügerisch entweicht dem Fuße oft der Stein, wo er sucht Ruh' —
Tausend Schrecken schickt die Wildniß ihrem Feind, dem Menschen, zu.

Ei, Herr Corsant, einst so muthig mit dem Schwert und dem Pokal,
Hier gilt es zu überwinden auch Gefahren ohne Zahl,
Und das Naß, das lohnt dem Sieger, ist kein rother Feuerwein,
Der Krystall nur ist's der Quelle, sprudelnd aus dem Felsgestein.

Doch so keck, wie beim Gefechte, zieht er seinen Weg zumal,
Bald hinauf die steile Höhe, bald hinunter in das Thal,
Und wie liebt' er bald die Reise, mehr als jede träge Ruh' —
Tausend ungekannte Freuden, Wildniß, schenkst dem Menschen du,

Der sich furchtlos deinem Herzen, deiner stolzen Schönheit naht.
Wie beredtsam ist dein Schweigen, wie so sehr dein wilder Pfad!
Eben bebet noch die Seele grauserfüllt vor dir zurück,
Und zum schönsten Bilde führest du im nächsten Augenblick.

Plötzlich tritt der Fuß auf Matten, mit Genzianen blau gestickt,
Eben sproßte noch kein Gräslein, jetzt die Alpenrose nickt
An den steilen Bergeswänden, die umgrenzen eng und schmal,
Eingefaßt von dunkeln Tannen, ein glückselig Alpenthal.

Buntgefleckte Kühe weiden würz'ge Kräuter voll von Duft,
Leise tönen ihre Glocken durch die frische, reine Luft,
Und des Sennen braune Hütte öffnet schon ihr Pförtchen weit,
Einen Wandrer zu empfangen, zu bewirthen gleich bereit.

Digitized by Google

Ew'ger Friede scheint zu wohnen in dem engen, stillen Thal,
Jede Sehnsucht scheint gestillet, überwunden jede Qual.
Ach! wie liegt die Welt so ferne, ihr Geräusch, ihr Kampf und Streit!
Selig ist's, sie zu entbehren in so holder Einsamkeit.

Und Herr Corsant springt vom Pferde, wirft sich auf den Rasen hin,
Fühlte nie so tief beweget sich in seinem spröden Sinn,
Alles möchte er vergessen, was ihn stürmisch sonst bewegt,
Niemals mehr dies Thal verlassen, das den Frieden in sich trägt.

Rund um ihn in duft'ger Ferne ragt der Alpen Majestät,
Sie die Einz'gen auf der Erde völlig wandellos und stät,
Alles folgt des Wechsels Zuge, sie steh'n ewig weiß und rein, —
Sollen sie ein Bild des Todes, oder treuster Dauer sein?

Treuer als der Menschen Herzen, treuer als des Lebens Glück,
Strahlen seit dem Schöpfungstage sie der Sonne Gluth zurück,
Und wie jetzt sie rosig stehen, angehaucht von ihrem Kuß,
Sich Herr Corsant eine Thräne von der Wimper trocknen muß.

4.

Manchen Tag noch zog der wackre Reiter
Durch der Berge Labyrinth,
Bis sie öffnen weiter sich und weiter,
Und als einst die Nacht zerrinnt,
Als die Morgenlüfte frischer schwellen,
Schaut er in das offne Land,
Wo die blauen, wundersamen Wellen
Rollt der Leman an den Strand.
Wie ein Traum voll Grausen und Entzücken
Hinter ihm die Müh' entweicht,
Eine Welt entrollt sich seinen Blicken,
Fast an Schönheit unerreicht:
Einen duft'gen Zauberschleier weben
Lorbeer- und Kastaniengrün,
Hinter ihm die blauen Fluthen schweben,
Zitternd auf- und niedersprüh'n.

Hat der See den Himmel eingetrunken,
Daß er strahlt in solchem Blau?
Zu der Erde scheint der hingesunken,
Huldigend der hohen Frau,
Welche hier an Majestät und Schöne
Gleicht der stolzen Juno, wie
Sie, damit der höchste Reiz sie kröne,
Sich der Anmuth Gürtel lieh.
So erhaben und so hold und süße,
Den entzückten Blick sie grüßt,
Rebenhügel kränzen ihre Füße
Und das Haupt die Sterne küßt.
Wie sie Segen gibt mit vollen Händen,
Zeigt des Menschen friedlich Haus,
Hingestreut an allen Hügelwänden,
Baumumschattet lugt's heraus. —
Doch nicht lang mag jetzt der Ritter schauen,
Auf springt er nach kurzer Rast.
Eilen muß er zu der holden Frauen,
Denn am Ziele ist er fast.
Wie der Adler stolz sein Nest nur klebet
An den Fels, in Tiefen nie,
So auf schroffer Bergwand dort erhebet
Sich das Schloß von Meillerie.
An der Pforte fraget er beklommen
Nach der Dame von Blonay,
Schlecht will ihm darauf die Antwort frommen,
Daß sie drüben überm See.
Kann er immer sich noch nicht entlasten
Von der auferlegten Schuld?
Einen Kahn sieht er am Strande rasten,
Springt hinein voll Ungeduld,
Faßt das Ruder an mit starken Händen,
Theilt die klare Zauberfluth;
Dort hinüber nach den Rebgeländen
Steuert er sein Schifflein gut.
Lustig jagt der Brise frisches Wehen
Stolze Wellen um ihn her,
Glänzend rieseln von den blauen Höhen
Zahllos weiße Perlen schwer.
Wie von einem Traumgesicht umgaukelt,
Wo sich dränget Bild an Bild,
An dem Ufer er vorüberschaukelt,
Dem stets neuer Reiz entquillt.
Chillon, düstrer noch bei so viel Glanze,
Flieht vorbei, das Schattenhaus,
Freundlich winkt aus der Kastanien Kranze
Montreux's Kirchlein schon heraus.
Nun, Geduld noch eine kurze Weile —
Vevey's Thürme sind nicht weit,

Digitized by Google

Schon stürmt er heran in mächt'ger Eile,
Gönnt am Land sich keine Zeit.
Weiter, weiter geht es ohne Säumen
Nach dem Schlosse von Blonay,
Unterm Schatten von Kastanienbäumen
Liegt es droben auf der Höh'.

(Fortsetzung folgt.)

Eine räthselhafte Geschichte.

Die alte Dame, welcher wir die nachstehende eigenthümliche Geschichte verdanken, hörte sie in ihrer Jugend und zwar als wirkliche Begebenheit. Es war ihr sogar der Name der alten Familie im Norden von England bekannt gewesen, in welcher die Begebenheit sich zugetragen hatte.

An einem stürmischen Sylvesterabende, etwa um das Jahr 1760, saß ein Anwalt des Temple bei seinen Büchern und wurde in den Studien durch seinen Diener unterbrochen, der ihm den Besuch eines „Gentleman" anmeldete. Er erhob sich zum Empfang desselben und sah sich bald einer ihm völlig fremden Person von sehr feinem, doch außerordentlich altmodischem Aeußeren gegenüber. Der Anzug des Mannes war von dunkler Farbe und sehr alterthümlichem Schnitte, eine kleine, zierliche Perrücke umgab sein ernstes, sogar feierliches Gesicht, die Beine waren von den Knieen herab in seidene Strümpfe gehüllt, die Schuhe mit kolossalen goldenen Schnallen geschmückt und ein Stock mit einem Knopfe von demselben kostbaren Metall, nebst einem breitrandigen, runden Hut vollendeten seinen Putz, welcher gänzlich der Mode der letzten Regierungsjahre König Wilhelm's III. oder seines ersten Nachfolgers angehörte. Nach einer steifen Verbeugung, genau nach der strengsten Etiquette der Zeitepoche, welche er zu repräsentiren schien, nahm er von dem Stuhl Besitz, den ihm sein Wirth anbot, und begann, nachdem er die Stimme mit einem „Hm!" geklärt hatte, langsam und feierlich folgendermaßen:

„Wenn ich nicht irre, mein Herr, so sind Sie Rechtsbeistand der S**schen Familie, und es wird Ihnen somit bekannt sein, daß ihre Güter in Yorkshire verkauft werden sollen."

— „Ich besitze," entgegnete der Advocat, „den Auftrag und die unbedingte Vollmacht, den Verkauf abzuschließen, und obschon dies eigentlich ein trauriges Geschäft für mich ist, so werde ich es dennoch in Ordnung zu bringen suchen."

„Es ist ein Geschäft, das Sie sich ersparen können", sprach der Fremde mit einer abwehrenden Bewegung der Hand; die Besitzungen brauchen nicht verkauft zu werden."

— „Dürfte ich mir die Frage erlauben, mein Herr, ob Sie vielleicht ein Verwandter der Familie sind? In diesem Falle wird es Ihnen vermuthlich nicht unbekannt sein, daß die Veräußerung der Besitzungen dringend nothwendig ist, weil sie wegen Mangels eines anderweitig darüber verfügenden Testamentes, der Erbfolge nach, an einen anderen Zweig der Familie übergehen, dessen Repräsentant soeben vom Continent zurückgekehrt und entschlossen ist, seine Erbschaft zu Gelde zu machen. Der gegenwärtige Inhaber besitzt keine Mittel, die Güter wieder anzukaufen, und muß sie daher aufgeben."

„Sie sind im Irrthum," sagte der alte Herr etwas barsch. „Sie scheinen das Testament des Urgroßvaters von Herrn S. nicht zu kennen, durch welches er diese seine Besitzungen nicht nur seinem Lieblingsenkel, dem Vater dieses Herrn, sondern auch noch auf seinen Urenkel, ihn selbst, und alle Nachkommen vermachte."

— „Viele Jahre lang," antwortete der Advocat, „glaubte man wirklich an die Existenz eines solchen Testamentes, und aus diesem Grunde ist Herr S. bis jetzt unangefochten im Besitz der Güter geblieben. Auf Verlangen dieses neuen Erben sind jedoch die Nachforschungen nach dem Document wieder aufgenommen worden, und es hat entweder nie existirt, oder muß verloren gegangen sein. Alle Cabinette und Kisten, alle Zimmer, die bewohnten sowohl, wie die längst unbewohnten, sind vergeblich durchstöbert worden, um es aufzufinden, und jetzt hat Herr S. alle Hoffnung dazu aufgegeben. Der Handel soll im Laufe nächster Woche um jeden Preis zum Abschluß gebracht werden, und die schönen alten Besitzungen müssen in fremde Hände übergehen."

„Da sind Sie wieder im Irrthum, junger Mann," rief der Fremde und stieß den Stock auf den Boden; „ich sage Ihnen, Herr, das

Digitized by Google

Testament existirt. Ich sage Ihnen," fuhr er mit einem gebieterischen Ton fort, „machen Sie sich schnell auf den Weg, reisen Sie Tag und Nacht; denn es steht in Ihrer Macht, eine alte Familie von Schande und Elend zu retten. Im Eckzimmer des linken Flügels, das jetzt unbewohnt ist, finden Sie in der Mauer eine verborgene Nische. . . ."

— „Wir haben auch dort nachgesucht."

„Schweigen Sie, Herr! Es ist eine Nische dort, sage ich; in dieser Nische befindet sich eine große Kiste, — diese Kiste hat einen doppelten Boden und dazwischen liegt das Testament. Was ich Ihnen sage, weiß ich gewiß. Ich war dabei, wie das Papier dort hinein gelegt wurde; wann und von wem, thut nichts zur Sache. Machen Sie sich nun eilig auf; Sie werden Ihre Mühe belohnt finden, wenn Sie mir folgen. Mein Name ist Hugh S. Der jetzige Eigner der Besitzungen kennt mich zwar nicht persönlich, allein ich bin ein Verwandter von ihm und sein Wohl liegt mir am Herzen. Folgen Sie meiner Anweisung ohne die geringste Säumniß."

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die französische Regierung hat den Feld- und Gartenbesitzern die Anzeige machen lassen, daß im Frühjahre große Verheerungen durch Raupen zu erwarten stehen, und sie aufgefordert, die Eier zu zerstören.

Lebensphilosophie.

Die schwerste Last
Nur gut gefaßt,
Wird leicht getragen.
Die Weisheit wehrt nicht allen Plagen,
Allein sie lehrt sie alle tragen.

Verschiedenes.

(Der Rabe von St. Jakob.) Nach der mündlichen Mittheilung eines sehr hoch betagten Herrn, des quiescirten Patrimonialrichters Forster, besaßen vor etwa 20 Jahren die Benediktiner des Schottenklosters zu St. Jakob in Regensburg einen gezähmten Raben, der einige Worte nachsprechen konnte. Dieser Vogel war der Liebling des ganzen Klosters. Im Winter war sein gewöhnlicher Platz vor dem Empfangszimmer oder auch in diesem, im Sommer dagegen im Garten bei der Kegelbahn. Am Deutlichsten pflegte der Rabe, wenn ein Fremder ins Kloster trat, zu rufen: „Pater Joseph, Pater Joseph!" oder auch: „Was willst du?" Da geschah es eines Abends, daß ein befreundeter Gutsbesitzer, der einen Hühnerhund bei sich hatte, durch die Gartenthür bei der Kegelbahn eintrat. Bevor noch die freundlichen Klosterbrüder die Anwesenheit des Hundes bemerkten, hatte dieser den Raben schon jagdgerecht gestellt. Indem der Rabe sich widersetzte, that der Hühnerhund ein Gleiches, ohne ihn aus dem Auge zu verlieren. Die Klosterbrüder hatten Sorge, es möchte ihrem Lieblinge etwas widerfahren, und baten den Besucher, seinem Hunde zu rufen. Dieser aber entgegnete, es geschähe dem Raben sicherlich nichts. Da diese Fixirung in der Länge dem Raben nicht zusagte, so stand er endlich auf und ging dem Hunde entgegen, indem er plötzlich sagte: „Was willst du?" Mit einem Satze machte der Hühnerhund Kehrt, schlich mit eingezogenem Schweife in einen Winkel des Gartens und war lange nicht zu bewegen, wieder hervorzukommen.

Logogryph.

Eine Menge benennt die erste der Sylben.
Bewaffnet
Und mit feindlichem Sinn bringt sie Verderben und Tod.
Friedlicher ist die Menge, die dir das Ganze bezeichnet;
Herrlich schmückt sie das Thal, herrlich die Hügel umher.
Nimmst zwei Zeichen du ab von des Wortes Anfang, so bleibt dir
Dein ursprünglicher Keim — und dein allendliches Loos.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 44. Donnerstag, den 11. April **1861.**

Die Ehekämpen.

Eine poetische Erzählung von Luise Büchner.

5.

Im Schatten dieser Bäume
Auf weichem, grünem Gras
Herrn Simon's schöne Gattin
Mit ihrer Base saß.
Sie hielt ihr junges Kindlein
Fest an der jungen Brust,
Das dunkle Auge blickte
Darauf in sel'ger Lust.
Und schwarze Locken wallen
Um ihren Nacken klar,
Es blühen ihre Lippen,
Ein thauig Rosenpaar.
Wie die der West umfächelt,
So übermüth'ger Scherz
Sie schalkhaft stets umlächelt,
Frisch, wie ihr frisches Herz.
Ihr ganzes Wesen funkelt
Ein blitzender Demant —
Jolanthe ist der Perle
Anmuth'gem Schmuck verwandt.
Um ihre weiße Stirne
Lockt golden sich das Haar,
Es blickt ihr blaues Auge
So hell darein und klar,
Daß man hindurch konnt' lesen
Der reinsten Seele Grund,
Wie in des Sees Tiefe
Man sieht jed' Steinchen bunt.
Mit fröhlichem Geplauder
Betrogen sie die Zeit —
Da rauscht es in den Büschen,
Herr Corsant ist nicht weit.
Er sieht die beiden Frauen —
Ein sonnenhelles Bild,
Umrahmt von grünen Zweigen,
Umkost von Lüften mild.
Das ist ein ander Schauen,
Als dort auf dem Turnei!
War es denn eine Buße,
Zu knie'n vor diesen Zwei?
Er mag es nicht erwägen
In dem erregten Sinn,
Schnell tritt er aus dem Schatten,
Knie't vor die Mutter hin.
Jolanthe springt erschrocken
Hin nach des Schlosses Thor,
Frau Bertha hebt gelassen
Das schöne Haupt empor.
Ihr kluges, dunkles Auge
Befraget, eh's erschrickt, —
So hat ihn oft beim Jagen
Ein Rehlein angeblickt.
„Gegrüßt seid, edle Dame,"
So sprach Herr Corsant nun,
„Verzeiht, daß ich Euch störe
In Eurem heitern Thun.
„Allein ein arg Verschulden
Führt mich zu Euch hieher —
Daß sie es selbst muß künden,
Es fällt der Zunge schwer.
„Beim festlichen Gelage
Am Hofe zu Turin,
Da schmähte ich die Ehe
In übermüth'gem Sinn.
„Mit Eurem edlen Gatten
Mußt' ich drum kämpfen gehn,
Mußt' mich im Staube lassen
Vorm ganzen Hofe sehn.
„Stark hat er mich besieget,
Beseelt durch Eure Huld —
Die Damen dort verziehen
Mir gnädig dann die Schuld.

Digitized by Google

„Sie auch bei Euch zu sühnen,
Kreuzt' ich Gebirg und See.
O, wollet mir vergeben,
Frau Bertha von Blonay!

„Daß ich verlacht die Ehe,
Wie es mir dort geschehn —
Nie hätt's mein Mund gewaget,
Wenn Euch das Aug' gesehn!"

Wie lachte da Frau Bertha,
Als ihr ward solches kund,
Daß so gesiegt ihr Gatte
Für seinen Liebesbund.

Wie schlug ihr Herz voll Freude
In heil'ger Wonn' und Lust,
Wie drückte sie das Knäblein
So glücklich an die Brust.

Ihm rann es durch die Adern
Gleich dunklem Feuerwein,
So hat auf ihn geblicket
Auch einst sein Mütterlein

Vor langen, langen Jahren,
In einer goldnen Zeit,
Die fast ihm war entschwunden
In dunkle Fernen weit.

Noch lag er auf den Knieen
Und sah zu ihr hinauf,
Da hob sie schalkhaft drohend
Den weißen Finger auf.

„Ihr seid ein schlimmer Ritter,"
So fing sie lachend an,
„Und Euch ist Recht geschehen,
Daß Euch besiegt mein Mann.

„Doch wär' ich dort gewesen
An jener Tafelrund,
Es hätt' viel härt're Strafe
Verkündet Euch mein Mund.

„Seid Ihr ein Frau'nverächter,
Soll's Euer Schade sein —
Ich hätt' Euch streng geboten
Im Leben nie zu frei'n,

Im Arme nie zu wiegen
Ein Kindlein liebewarm,
Zu leben und zu sterben
Am reichsten Glücke arm!"

Jolanthe, die zurücke
Gekehrt war an den Ort,
Erröthete und seufzte
Bei diesem letzten Wort.

Und auch Herrn Corsant fiel es
Gar schwer auf's leichte Herz:

„So grausam, edle Fraue,
Seid Ihr wohl nur im Scherz.

„Ich komme mit den Jahren
Auch noch zum Ehestand,
Der Väter Schloß und Erbe
Soll nicht in fremde Hand.

„Doch dies noch muß ich melden,
Daß schon in kurzer Frist
Herr Simon, Euer Gatte,
Zu Euch gekehret ist.

„Ich sollte mit ihm ziehen,
Allein voll Ungeduld
Kann ich es nicht erwarten,
Bis frei ich meiner Schuld.

„Drum einmal noch um Gnade
Fleh' ich im Staub Euch an,
Wollt Ihr mir nicht vergeben,
Damit ich fürbaß kann?"

„Nein, nein, mein edler Ritter,
Bleibt hier nur auf der Stell',
Solch unerhört Verbrechen
Verzeiht man nicht so schnell.

„Und meines Gatten Bote
Darf ungeehrt nicht geh'n;
Herr Simon würde schelten,
Ließ' solches ich gescheh'n.

„Zwar kann ich Euch nicht laden
In's Schloß zu süßer Rast, —
So lang mein Gatte ferne,
Herberg' ich keinen Gast.

„Doch morgen will ich bitten
Herauf zu frohem Mahl
Die Herren und die Frauen,
Die uns verwandt zumal.

„So lang will ich's bedenken,
Ob man Euch kann verzeih'n;
Herr Ritter Felsenherze,
Ich lad' Euch höflichst ein!"

Herr Corsant sprang vom Boden,
Der Scherz war ihm schon recht:
„Ihr macht, wohledle Dame,
Vom Ritter mich zum Knecht.

„Ich muß Euch wohl gehorchen,
Wie Ihr auch redet schnöd';
Die Damen an dem Hofe
Sie waren nicht so spröd'.

„Ihr lehret mich auf's Neue,
Was lang ich dachte frei,
Daß gegen Frauenwille
Nicht aufzukommen sei.

Digitized by Google

„Zur Stund' noch wollt' ich kehren
Zum Hofe von Turin,
Nun muß ich freilich harren,
Bis Ihr mir habt verziehn!"
Dann neiget er sich grüßend,
Sein Auge aufwärts blitzt —
Gar lieblich stand Jolanthe,
Auf Bertha halb gestützt.
Mit eilig raschem Schritte
Er dann zum Gehn sich wandt',
Noch ein Mal rückwärts schauend,
Eh' er dem Blick entschwand.
Und als er nun in Vevey
Sich endlich ruhte aus,
Da ziehen holde Träume
Ihm durch die Sinne kraus.
Es schwimmt ihm vor den Blicken
So wundersam und blau;
Sind es die Zauberwellen?
Sind's Augen einer Frau? —
Frau Bertha eben denket:
„Herr Ritter lieb und gut,
Du sollst mir schon entgelten
Noch deinen Uebermuth!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine räthselhafte Geschichte.

(Schluß.)

Nachdem der alte Herr so gesprochen hatte, verbeugte er sich wieder, setzte unter der Thüre den Hut wieder auf mit einem Anstande, der einen Elegant aus den Zeiten der Königin Anna bezaubert haben würde, schlang die seidene Schnur seines Stockes um den kleinen Finger der rechten Hand, an welcher der Advocat einen sehr kostbaren Brillantring bemerkte, stieg die Treppe hinab und verschwand, während der Advocat von Erstaunen gefesselt unbeweglich stehen blieb.

Anfangs war er geneigt, das Ganze für einen Spaß anzusehen, den sich irgend Jemand mit ihm erlaubt habe; dachte er dann aber wieder an das ernste Wesen des alten Herrn und die genaue Kenntniß, die er vom Hause besitzen mußte, um das Zimmer, in welchem die Kiste stehen sollte, so genau zu beschreiben, so mußte er wieder glauben, daß die Sache im Ernste gemeint sei,

Nach langer Ueberlegung entschloß er sich endlich zu unverzüglicher Abreise und traf am Abend des vierten Tages am Ort seiner Bestimmung ein. Während seiner letzten zwanzig Meilen hatte er nirgends von etwas Anderem reden hören, wie von dem Verkauf des Besitzthumes, und allenthalben sprach sich lautes Bedauern aus, daß der Herr sein Haus für immer verlassen, daß dem armen Mr. John, wie sie den Besitzer der Güter nannten, sein Recht nicht werden solle. Als er im Herrenhause ankam, fielen ihm schon überall Vorbereitungen zum Umzuge in's Auge. Der Flur war mit Kisten und Kasten angefüllt, die Dienstleute eilten mit trüben Gesichtern hin und her, und die Familie selbst zögerte noch traurig bei der letzten Mahlzeit, die ihr in ihrer geliebten alten Heimath gegönnt war.

Herr S. begrüßte seinen Freund mit Erstaunen, das sich in Ungläubigkeit verwandelte, als der Advocat ihm in geheimer Unterredung die Ursache seiner Reise mittheilte.

„Es ist ganz unmöglich!" sagte er; „ist es denn wahrscheinlich, daß niemals Jemand außer dem alten Herrn, dessen Sie erwähnen, von dem Versteck des Documentes gehört haben sollte? Verlassen Sie sich darauf, es hat sich Jemand einen Scherz mit Ihnen gemacht. Es thut mir nur leid, daß Sie sich so viele ganz vergebliche Mühe gemacht haben."

Der Advocat nannte den Namen seines Besuches.

„Hugh S.!" rief sein Freund lachend. „Ich habe keinen Verwandten dieses Namens in der ganzen weiten Welt!"

— „Ein Versuch, ob an seiner Aussage etwas Wahres ist, kann doch wenigstens nichts schaden," meinte der Rechtsgelehrte; „habe ich einmal die weite Reise gemacht, so will ich doch auch das Abenteuer zu Ende führen."

Da sein Freund so fest auf seinem Willen bestand, so entschloß sich Herr S. endlich, ihm Genüge zu leisten, und ging mit ihm nach der Gegend des Hauses, wo das in Rede stehende Zimmer lag, voran. Als sie auf dem Wege dahin durch ein anderes Zimmer kamen, prallte der Advocat vor einem dort hängenden lebensgroßen Bilde erschrocken zurück.

„Um Gottes willen!" rief er, „wer ist dies?"

Digitized by Google

— „Mein Großonkel," antwortete Herr S.; „ein so guter alter Herr, wie es nur jemals einen gab. Wollte Gott, er wäre jetzt noch am Leben; aber er liegt schon seit dreißig Jahren in der Erde!"

„Wie heißt er?"

— „Hugh S., der Einzige in der Familie, der diesen Namen jemals geführt hat.

„Das ist der Mann, der bei mir war! Sein Anzug, sein Hut — sogar der Ring am Finger — Alles dasselbe."

Sie traten in das Eckzimmer, erhoben den falschen Boden der Kiste in der Nische — und fanden daselbst wirklich das vermißte Testament.

Den guten alten Großonkel hat man nie wieder gesehen.

Landwirthschaftliches.

Als vorzügliches Mittel zur Vertilgung der Raupen wird folgendes empfohlen: Man zerschneide weiße Nießwurz, koche 2 Loth davon in 1 Maas Wasser eine Viertelstunde lang und seihe die Masse durch. Das Durchgeseihete versetze man mit 3—4 Quart Wasser und benutze es zum Bespritzen der Baumäste, Sträucher und Gemüse bei sonnigem Wetter. Das Abkratzen und Abbürsten der Rinde von altem Moos und Flechten, sowie das Abschneiden der Raupennester mittelst der Raupenscheere kann nicht genugsam empfohlen werden.

Lebensphilosophie.

Willst du dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt du dich um's Vergangne nicht kümmern;
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen,
Und die Zukunft Gott überlassen.

Verschiedenes.

Eine alte Dame in Krähwinkel hatte mit mehreren ihres Geschlechtes und Alters das gemein, daß Jeder, sobald er den Rücken kehrte, weidlich von ihr durch die Hechel gezogen wurde. Gleiches Loos wie Allen, widerfuhr einem jungen Dichter, an dem die Alte auch kein Haar gut ließ. Dieser erfuhr es, machte sich aber nichts daraus. Kurze Zeit darauf traf er die Dame wieder in Gesellschaft, fand sie aber sehr still und nachdenkend, denn sie hatte einen bedeutenden Katarrh und fürchtete, bald sterben zu müssen. Dieses klagte sie auch der Gesellschaft, rühmte ihre Ergebenheit in ihr Schicksal, wünschte sich nur eine schöne Leichenpredigt zu erhalten, wozu sie bereits den Text gewählt habe, und erzählte, wie sie schon längst ihr Haus bestellt, ja sich sogar das Modell zu ihrem Leichensteine ausgewählt und bestimmt hätte, nur fehle es ihr an einer passenden Grabschrift. „O, aus dieser Verlegenheit kann Ihnen Herr N. auch helfen," sagte Einer aus der Gesellschaft. „Es fragt sich," entgegnete die Dame, „ob er mir diesen Liebesdienst erzeigen wird." „Warum nicht," antwortete der Dichter, „aber Sie sind ja noch nicht gestorben?" — „Macht gar nichts aus," versetzte die Alte, „zeigen Sie Ihr Talent; ich sterbe ja deßhalb keine Minute früher; im Gegentheil ist es etwas Tröstliches, seinen Nachruhm schon im Leben zu wissen. Nur muß ich Sie bitten, mir nicht zu sehr zu schmeicheln." „Ganz und gar nicht," versicherte der Poet, „ich würde auf Ihren Grabstein die einfache, aber gewiß wahre und wohlverdiente Aufschrift setzen:

„Hier liegt im Saat'eld ird'scher Leiber
Der Ausbund lasterhafter Weiber;
Auch ich empfing so manche Wunde
Aus ihrem ungewasch'nen Munde.
Nun schloß sie ihn auf ewig zu,
Und ich und And're haben Ruh'!"

Müller: Welches ist das jenügsamste Volk? Schultze: Na — die Ungarn. Müller: Woso denn? Schultze: Na die sind mit nischt zufrieden.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 43:
Heer, Heerde, Erde.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 45. Samstag, den 13. April **1861.**

Nachwinter.

Was kehrst du, Winter, uns zurück,
Mit deinem eiskrystallnen Kleide,
Verscheuchst in einem Augenblick
Die neu erwachte Lenzesfreude?

So fragte ich voll Unmuth schier
Den alten grämlichen Tyrannen,
Der wieder kam vor unsere Thür,
Sein eisig Netz um uns zu spannen.

Der aber, recht nach seiner Art,
Schaut ingrimmig in die Weite,
Brummt mürrisch in den reif'gen Bart,
Blickt dann zu seiner rechten Seite.

Da stand, ich sah bisher ihn nicht,
Ein Knab', wie Amor, schön nicht minder,
Mit himmlisch-lächelndem Gesicht,
Umringt vom Kreise ros'ger Kinder.

Das war der Frühling jugendwarm,
Mit seinen Schwestern all', den Blumen,
Der winkt mir mit dem zarten Arm,
Ich möge näher zu ihm kommen.

„Fass," sprach er dann, die Stimme klang
Wie Flötenton im Abendwinde,
„Fass nur Geduld, nicht währt es lang',
Da eilt der Alte fort geschwinde.

„Ich kam schon ein Mal, doch allein,
Da fing er denn gleich an zu zanken,
Ich schien ihm viel zu schwach zu sein,
Mit ihm zu treten in die Schranken.

„Doch jetzt, da meiner Schwestern Schaar
Wächst unter seines Eises Schutze, —
Wüst' er es, würd' er närrisch gar, —
Bleibt er nicht lange uns zum Trutze.

„Wir schlingen um den Alten bald
Ein lieblich-duftendes Gewinde,
Um's Haupt, von greisem Haar umwallt,
Von bunten Blumen eine Binde.

„Da thaut das Eis in seiner Brust,
Um seinen Panzer thaut die Kruste,
Er schaut uns an mit stiller Lust,
Besiegt ist er, noch eh' er's wusste.

„Da reicht er lächelnd uns die Hand,
Und wenn er Abschied hat genommen,
Zieht fort er in ein andres Land,
Doch würd' er, spricht er, wiederkommen."

So sprach der Knabe; neu belebt
Konnt' ich an ihm nicht satt mich sehen.
Wie doch die Hoffnung uns erhebt:
Ein Frühling folg' auf Winterwehen!

Die Ehekämpen.

Eine poetische Erzählung von Luise Büchner.

6.

„Zu leben und zu sterben am reichsten Glücke arm!"
Es füllt Jolanthens Seele dies Wort mit stillem Harm,
Es tönet in ihr weiter, wie eine Harfe bebet
Noch lange, wenn schon ferne die Hand, die sie belebet.
Sie stand am Bogenfenster, sah in die stille Nacht:
Im Mondenstrahl erglänzet der Alpen hohe Wacht,
Der Mondenstrahl umwebet den See mit goldnen Säumen,

Digitized by Google

Er lockt das arme Herze zum Sehnen und zum Träumen.

Und leise, leise ziehet, wie ferner Geisterklang,
Jetzt durch des Schlosses Hallen gar lieblicher Gesang:
Frau Bertha auf den Knieen vor einem Bettlein lieget,
In Schlaf und süße Ruhe ihr holdes Kindchen wieget.

Jolanthe, o Jolanthe, sieh' nicht auf dieses Glück,
Und vor der Welt da draußen verschließe deinen Blick!
Dir kann in Klostermauern nicht die Erinn'rung frommen,
Wie selig eine Mutter und die Natur vollkommen. —

Sie hat kein Schloß und Erbe, allein, verwaist stand sie,
Kaum kannte sie den Vater und Mutterliebe nie, —
Die fromme Braut des Himmels, will sie den Schleier nehmen,
Sie konnte bis zur Stunde es ohne Schmerz und Grämen.

Doch ach! mit einem Male scheint ihr die Welt so hold,
Der Freundin Muttername erwärmt wie Sonnengold
Der Jungfrau reines Herze — soll sie die nie erwerben,
Soll arm am reichsten Glücke sie leben so und sterben?

7.

Welch heitres Leben wogte auf dem Schlosse
Am andern Tag, ergötzlich war's zu schau'n;
Von allen Seiten kamen hoch zu Rosse
Herbei die Ritter und die Edelfrau'n.
Der Herr von Greyerz stolz, mit reichem Trosse
Von seiner Burg zu Oron kam er traun,
Der Castellan von Chillon ist erschienen,
Und Herr von Tavel selbst ist unter ihnen,

Frau Bertha, reich geschmücket zu dem Feste,
Umringt von Pagen in der Zelle stand,
Mit holdem Gruß empfing sie ihre Gäste,
Mit heitrem Wort und warmem Druck der Hand;
Doch für Herrn Corsant hob sie auf das Beste,
Zur Tafel durft' er führen sie galant,
Als Bote ihres Gatten, der bestellet
Bald seine Rückkehr, ward er vorgestellet.

Es ging der Becher fleißig in die Runde,
Und neckisch scholl Gelächter rings und Wort,
Herr Corsant mußte geben manche Kunde
Vom Hofe und dem lust'gen Leben dort.
In raschem Flug entschwebte Stund' um Stunde,
Doch Keiner rückte von der Tafel fort,
Als rosig schon der Sonne letztes Strahlen
Begann des Sees weites Rund zu malen.

Der Ritter war der Frohste wohl von Allen,
Von seiner Schuld schwieg er wohlweislich schlau;
Auch sie ließ nicht ein einzig Wörtlein fallen —
Sie hat gewiß verzieh'n, die holde Frau —
Und seine Blicke oft hinüber wallen,
Wo strahlt Jolanthens Auge treu und blau,
Zu Bertha neigt er sich mit leiser Frage,
Daß sie ihm, wer die schöne Jungfrau, sage.

Frau Bertha sah ihn an mit ernster Miene:
Jolanthe ist es, meine Muhme traut;
Zum letzten Mal ist sie bei mir erschienen,
Denn bald wird sie dem Himmel angetraut,
Bald wird sie ihm allein nur fromm noch dienen
Im Kloster d'Orbe als seine keusche Braut.
Schwer werde ich die treue Freundin missen,
Die dann auf immer meinem Arm entrissen."

„Wie, edle Dame," rief er mit Erschrecken,
„Wie könnt Ihr dulden solches Thun fürwahr?
Der Schleier sollte neidisch bald verdecken
Dies blaue Aug', die edle Stirne klar?
Es sollte sich die Scheere züngelnd strecken
Nach diesem weichen, goldnen Lockenhaar?
So holde Rose soll in Schmerz und Trauern
Verwelken hinter dumpfen Klostermauern?"

Frau Bertha hob die weißen Schultern leise,
Und spottend zückt es um den rothen Mund:
„Ihr sprecht, Herr Ritter, sehr gelehrt und weise,
Doch sagt, was führt Euch her zu dieser Stund'?
Warum schickt' Euch mein Gatte auf die Reise? —
Wenn kämpft die Jugend gen der Ehe Bund,
Kann wohl den Mägdlein Beff'res nicht geschehen,
Als daß sie ruhig in ein Kloster gehen!"

Der Ritter biß sich auf die stolze Lippe,
Sie hatte Recht, Herrn Simon's klug Gemahl,
Fest saß er jetzt auf seiner eignen Krippe;
Er mußt' bereu'n, es blieb ihm keine Wahl,
Sich selbst verklagen hier vor ihrer Sippe —
Schnell sprang er auf und Allen dort im Saal
Hat er mit lauter Stimme dann verkündigt,
Warum er kam und wie er sich versündigt.

Da gab es Spott und Lachen ohne Ende;
Die Männer zwar geriethen fast in Streit,
Die Frauen aber klatschten in die Hände
Und priesen laut Herrn Simon's Tapferkeit.

Der Ritter aber, daß das Spotten ende,
Hielt noch ein Mal zum Reden sich bereit,
Er rief, den vollen Becher hoch erhoben:
„Geschlagen zwar, muß ich mein Schicksal loben!
„Wie hätt' ich sonst der Ehre je genossen,
Zu sitzen hier an diesem Ehrenplatz?
Zu tafeln mit der Schweiz berühmten Sprossen —
Ist's meiner Schmach nicht reichlicher Ersatz?
Nie rühmt' ich mich so edler Tischgenossen,
Und es bewährt sich meines Hauses Satz,
Der lautet: „Höher stets hinauf!" So steiget
Mein Ansehn jetzt durch das, was mich gebeuget.
„Und nur nach diesem will ich jetzt noch streben,
In kurzer Frist solch herrlich Weib zu frei'n,
Wie mein Besieger, daß mir sei vergeben,
Und ich so tapfer dann wie er kann sein!"
Er neigt vor Bertha sich, doch im Erheben
Blitzt auf Jolanth' sein Aug' in hellem Schein,
Daß ihre Wange purpurroth erglühet,
Wetteifernd mit der Pracht, die draußen blühet;
Die in ein Meer von Rosen hat getauchet
Der Berge Häupter und den blauen See,
Der Liebe Blick, der Liebe Kuß — er hauchet
Hier gleiche Gluth auf Alp- und Wangenschnee.
Wie fest sein Blick an diesem Glanz sich sauget —
Mit Lächeln sieht's die Dame von Bloney,
Dann spricht sie: „Wenn Ihr wollt nach solchem streben,
Herr Corsant de la Bresse, sei Euch vergeben!"
Er drückt auf ihre Hand des Dankes Zeichen,
Noch ein Mal leeret man die Becher dann,
Die Männer freundlich ihm die Hände reichen,
Die Damen seh'n ihn triumphirend an.
Doch bald die Sterne sich am Himmel zeigen,
Der Weg ist weit, zum Abschied rüstet man;
Herr Corsant nur allein noch zögernd stehet, —
Gar viel hat er zu fragen, eh' er gehet!

(Schluß folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

Als ich vor Jahren einen Winter in P..., einer größeren Stadt Mitteldeutschlands, verlebte, war Doctor Lindblatt, ein Bekannter aus früherer Zeit, beinahe der einzige Mensch, den ich zuweilen sah. Er functionirte als Secundärarzt im dortigen Irrenhause. Er hatte mich eingeladen, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, wo er alle Abende ungestört zu sprechen sei, aber ich unterließ es lange, denn die Entfernung von meinem Hotel war ziemlich bedeutend. Zuletzt besiegte ich doch meine leidige Bequemlichkeitsliebe und machte mich gegen Einbruch der Dämmerung auf den Weg, einestheils vom Wunsche getrieben, den Freund, anderntheils ein Institut, das mir noch neu war, zu sehen.

Der Weg war übrigens nichts weniger als angenehm. Das Irrenhaus liegt an der äußersten Grenze der großen und geräuschvollen Stadt, in einem öden und beinahe entvölkerten Viertel, auf einer die ganze Umgegend beherrschenden Hochebene. In der Nachbarschaft erheben sich in ihrer Bestimmung ihm verwandte Gebäude der sogen. öffentlichen Mildthätigkeit. Sonst gibt es fern und nahe nichts, als ein Durcheinander von verwahrlosten Bauplätzen, öden Gärten und häuserarmen Gassen. Gleich beim Eintritt in dies Bereich scheint eine Stimme zu rufen: Hier hört das Leben auf! Hier beginnt die Krankheit, der Tod, und die Wissenschaft von Beiden: die Medicin. Ein ewiger Wind weht von den benachbarten Bergen herüber. Man begegnet in den breiten, öden Gassen kaum einem Menschen, höchstens fährt ein Fiaker heran, der eine Unglückliche vor der Thür eines großen, düsterblickenden Hauses absetzt, oder es kommt eine Sänfte des Weges, die von zwei Menschen getragen, langsam ins Spital hinaufwandert. Nur aus einem Hause tönt regelmäßig Geräusch, glänzen Lichter. Ein lustiger Rundgesang erklingt. Ist es ein Wirthshaus? Nein! Nur die Werkstätte eines Sargschreiners. Es scheint dem Manne gut zu gehen in dieser Gegend.

Die Straßenbeleuchtung hatte mich auf meinem Gange schon lange verlassen, nun sagte mir auch das Pflaster Lebewohl, und mein Weg ward ein gar unfreundliches Wandern, dem Winde entgegen, durch zugige Plätze und grundlose Pfützen. Endlich hatte ich ein altmodisches Gebäude von wunderlichem Aussehen vor mir. Es war drei Stockwerke hoch, mit vielen Fenstern, jedes mit weit vorgeschweiftem Eisengitter versehen. Vom alterthümlichen Dachwerke stieg ein hoher, fast nadelartiger Thurm empor; das Haus hatte das Gesicht eines Gefängnisses, aber der Wachtposten fehlte. Es war dies die

Digitized by Google

Irrenanstalt. Ich stieg einige Steinstufen hinauf, die zum Portal führten, und zog die Glocke, die gellend im Corridor wiederhallte. Ich durchschritt nun lange Gänge und kam in einen weiten Garten, dessen im englischen Styl angelegte, jetzt schneebedeckte Rasenplätze im Lichte des Mondes flimmerten. Hier erst bot sich dem Auge ein imposantes, von dem nach der Straße hin gehenden Flügel ganz getrenntes Gebäude dar, dessen hundert Fenster durch die Nacht herüberleuchteten, ein wahrer Palast, dem gestörten Verstande gegenüber auferbaut.

Der Einlaß hier war wieder von Formalitäten begleitet. Stock und Regenschirm wurden zurückgehalten; dann erst durfte man die Treppen hinauf, die von Gas hell erleuchtet waren. Wieder gab's verschlossene Thüren, wieder mußte man klingeln, wieder rasselten die Schlüsselbunde, der Wächter erschien, und man erhielt Eintritt in die gleichfalls erhellten Corridore.

In diesen wandelten noch, rastlos und unausgesetzt, die Irren umher, manche laut sprechend, geschwätzig, die meisten einsam ihren Weg zurücklegend und nur mit sich selbst beschäftigt. Die meistentheils höchst ausdrucksvollen Gesichter starrten den Fremden an, die Pantoffeln schlürften auf den sandbestreuten Quaderdielen; hier und da aus einer Zelle ließ sich ein Aechzen oder Toben vernehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Zur Höhe mußt du frommen Blickes schauen,
Wenn Nacht und Grauen deinen Pfad umhüllt,
An's Vaterherz mußt du dich kindlich wenden,
Wenn tiefer Kummer deine Brust erfüllt.
Nur Gott allein kann jedes Leiden enden,
Und jede Klage wird von ihm gestillt;
Drum, ob es Nacht sei, ob der Morgen tage,
Das Aug' empor, in Wonne und in Klage!

Verschiedenes.

Die vier Hauptgewinne der Schillerlotterie sind auf die Nummern 97,417 (Villa bei Eisenach), 355,972 (Brief Schiller's unter Glas), 508,432 (emaillirter Goldring mit Schiller's Haaren) und 97,192 (das schöne Jahn'sche Haus in Freiburg an der Unstrut) gefallen. Außerdem haben die sieben Nummern: 55,100, 42,406, 79 564, 200,806, 562,299, 598 192, 658,252 Wiener Concertflügel, Nr. 25,972 das Oelgemälde von Th. v. Oer (Schiller liest die „Würde der Frauen" am weimarischen Hofe vor), Nr. 66,034 die große Spieluhr, Nr. 554,566 die große silberne Urne, Nr. 36,466 das Billard mit Zubehör gewonnen.

Die neuesten Fliegenden Blätter bringen unter der Ueberschrift: „Die unverständige Commission" folgenden Witz aus der Conscription: Einer der bei der Visitation beschäftigten Herren ruft: „Feldwebel, gehen Sie hinaus und stiften Sie Ruhe, man versteht ja nichts!" Der Feldwebel martialischen Angesichtes reißt nun die Thüre auf und donnert in das Zimmer hinein, in welchem die Conscribirten warten: „Himmel-Kreuz-Stern-Element! Ruhig, sag' ich! Die Commission versteht nix!"

Logogryph.

Ich hebe zu den Wolken mich empor,
Und zeige dir des Abgrunds Tiefen,
Erfüll' mit Schreckgetös' dein Ohr,
Und lasse Thurmeshöh'n von meinem Geifer triefen;
Und doch trag' ich auf meinem Haupt
Dein Frühstück und dein Zuckerbrod,
Und was im Schmerz man heilsam glaubt,
Auch was dich schmücket, blank und roth.
Nimm mir den Kopf, so werd' ich still;
Man machet kurz und lang mich, wie man will,
Doch daß ich richtig sey,
Verbürgt die Polizei.
Und laß mich dann auch rückwärts gehn,
Ich bleibe, wie ich bin, doch stehn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 46. Dienstag, den 16. April **1861.**

Die Ehekämpen.

Eine poetische Erzählung von Luise Büchner.

8.

Frisch, wie des Gletschers Quelle
Hervorspringt in das Thal,
Entzückt, daß ihre Welle
Begrüßt des Tages Strahl,
Und brausend nun zerschläget
Ihr Bett von Felsgestein,
Nachdem sie sich beweget
So lang in Nacht allein; —

So frisch und so urkräftig
Herrn Corsant es durchwallt,
So war in ihm geschäftig
Der Liebe Allgewalt:
Aus seinem Herz, dem kalten,
Stürzt jubelnd sich ihr Quell,
Je mehr zurückgehalten,
Je brausender und schnell.

Rasch wollt' er sich erretten
Aus seiner Buße Nacht,
Nun seufzet er nach Ketten,
Die er so oft verlacht.
Nach Rückkehr er nichts fraget,
Was kümmert ihn Turin;
So oft es wieder taget,
Sieht man zum Schloß ihn ziehn.

Dort unter jenen Bäumen,
Wo er zuerst sie sah,
Geht er in wachen Träumen,
Bis sie ihm wieder nah;
Bis sie lustwandelnd kommen,
Frau Bertha mit dem Kind,
Jolanthe zwar beklommen,
Das Herz doch frohgesinnt.

Zum Seufzen doch und Schmachten
Läßt Bertha ihm nicht Zeit,
Wollt' er die Lieb' verachten,
Fühl' er auch jetzt ihr Leid.
Er möcht' so gern ihr sagen,
Was tief sein Herz bewegt,
Mit tausend lust'gen Fragen
Sie stets zurück ihn schlägt.

Jolanthe zittert freilich,
Wie sie ihn neckt und plagt.
„Ihr hattet's doch so eilig,
Wann zieht Ihr heim denn, sagt?
Warum geht Ihr nicht holen
Am Hof des Herzogs dort,
Wie ich es doch befohlen,
Für Euch ein Weib sofort?"

„Weil ich nur hier will minnen,"
Herr Corsant drauf entbeut,
„Ich streb' mit allen Sinnen
Nach einer Schweizermaid."
„Dann bleibet hier nicht stehen,
Sonst seid Ihr übel dran,
Sie will ins Kloster gehen,
Ich hab' schon einen Mann!"

„Und doch will hier ich freien,
Frau Bertha von Bloney,
Trotz Euren Schelmereien
Bleib' ich in Eurer Näh'!"
Er mochte schon vertrauen
Auf seinen Uebermuth,
Die Augen dort, die blauen,
Sie machen Alles gut.

Sie sprechen so herzinnig
Von süßer Lieb' und Treu',
Und flehen doch so sinnig,
Voll zarter Mädchenscheu.
„O schweige noch, du Trauter,
Daß noch kein Hauch gesteht
Der Seele heil'gen Schauder,
Der wonnig uns durchweht."

Digitized by Google

Er muß sich vor ihr neigen
In sol'ger Trunkenheit,
Dann bringt ihr banges Schweigen
Ihm neue Traurigkeit;
Auf's Neue weilt voll Sorgen
Auf ihr sein Sehnsuchtsblick,
„Geduld, noch gibt's ein Morgen!"
Schaut lächelnd sie zurück.
O Knospe junger Liebe,
Die sich entfaltet still
Und noch in sprödem Triebe
Den Kelch nicht öffnen will,
Du gleichst der Alpen-Frauen
Erhabner Majestät,
So hat bei deren Schauen
Ihn Ehrfurcht tief umweht!

9.

Und wieder wogt's geschäftig durch die Hallen
Des Schlosses, denn des Hauses Herr ist nah,
Noch ein Mal fast so fröhlich hört man schallen
Frau Bertha's helles, frisches Lachen da.
Voll Eifer eilet sie durch Schloß und Gänge,
Noch ordnend dies und jenes schnell bedenk,
Herr Corsant stehet bei der Diener Menge
Und sieht, wie schön solch Weiberregiment.
Und sieht, wie lieblich auch Jolanthe waltet,
Kaum hat zu einem Blick sie für ihn Zeit,
Wie wird's erst sein, wenn sie als Hausfrau schaltet
Auf seinem Schloß so leer und öd' bis heut'.
Da tönt der Klang der Hörner durch die Räume;
„Herr Simon ist's!" ruft Alles hochentzückt; —
Bald unterm Dach der alten, treuen Bäume
Hält Weib und Kind er an die Brust gedrückt.
Und hinter denen, purpurübergossen,
Jolanthe steht Herrn Corsant an der Hand,
Fest hält er die in seine eingeschlossen,
Heut' bleibt er Sieger ohne Widerstand.
„Willkommen, Ritter," ruft mit lautem Lachen
Herr Simon, „hier im Schlosse von Bloney,
Ihr habt vollführt die aufgetragnen Sachen
Schon bis zum allerletzten, wie ich seh'!"
Und Bertha drauf: „So tapfer im Besiegen,
Mein Herr Gemahl, Ihr warft ihn in den Staub;
Doch wir erobern, und so hat verstiegen
Er sich sogar zu frechem Klosterraub!"
Herr Simon küßt Jolanthe auf die Wangen:
„Ei, Jungfräulein, was ficht dich plötzlich an,
Wie trugst du nach dem Kloster heiß Verlangen,
Jetzt nimmst du statt des Schleiers einen Mann?"
Der Ritter schaut frohlockend um im Kreise:
„Ihr seht, ich bin besieget nicht allein,
Doch, Heil der Schmach! Heil meiner weiten Reise,
Die her mich führt', solch lieblich Kind zu frei'n.
„Herr Simon, gebt zur Gattin mir Jolanthe,
Auf meinen Uebermuth seht nicht zurück!
Sie und Frau Bertha schnell den Sinn mir wandte,
Ich glaube auch jetzt an der Ehe Glück!"
„Nun seht, wie trefflich ich an Euch gehandelt,
Daß ich Euch Arm und Beine fast entzweit;
So sei ein jeder Ketzer umgewandelt,
Der zweifelt an der Ehe Herrlichkeit!
„Nehmt meinen Segen und, Jolanthe, flöße
Ihm immer solches Liebesfeuer ein,
Daß er beweise flugs durch Hieb und Stöße,
Wie schön es ist, ein gutes Weib zu frei'n.
„Wenn wieder kommt ein Ritter, so ein kecker,
Der von des Hauses Glück nichts weiß und kann,
Zu Boden schlag' er erst den kühnen Necker
Und schick' ihn in der Frauen Schule dann!"
Noch ein Mal Bertha in den Arm er schließet,
Und auch Herr Corsant kann nichts Besseres thun,
Ob auch der Thräne Perle hell ergießet
Sich aus Jolanthens schönem Auge nun.
Er küßt sie fort, die Zeichen süßer Wonne,
Daß bald es wieder lächelt hell und blau,
Wie heiß und durstig trinkt der Strahl der Sonne
Vom Kelch der Rose weg den Morgenthau.
Dann ging's hinein zur frohen Tafelrunde,
Doch nur ein einz'ger Trinkspruch ward gebracht,
Herr Simon rief ihn aus mit stolzem Munde —
Der Gattin galt's, die ihn so stark gemacht!

*

O hoffen wir, daß auch in unsern Zeiten
Noch so beglückend ist das Band der Eh',
Daß Jedem, der es spöttisch will bestreiten,
Wird solch ein Feind wie Simon von Bloney!

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung).

Seltsame Welt! dachte ich. Hier wandeln gleichförmig in ihren grauen Schlafröcken die verschiedenartigsten Götter und Göttersöhne, die Weissager, Könige und Propheten, und

die in sich gebrochenen Unglücklichen, die nichts mehr besitzen als die Empfindung ihres Leids! Hier wandeln die Lear's, die Ophelien, die Lady Macbeth's der bürgerlichen Welt, denen das Leben Tragödien aufgespielt hat, die sie um den Verstand brachten! Hier spazieren — verhältnißmäßig frei — Mörder und Brandleger, und jedes neue Verbrechen, das sie hier begehen könnten, würde nur mit dem Regenbade bestraft werden können. Man steht hier außerhalb der Gesellschaft, außerhalb der Justiz.

Und dabei welche Gegensätze! Der Eine lacht — ich hätte beinahe gesagt: wie verrückt — neben dem Andern, der verzweifelt. Die Contraste des Lebens sind auf's Engste an einander gerückt. Der Eine hört die Trommeln, die zu seiner Hinrichtung, der Andere vernimmt die Pauken, die zu seiner Krönung geschlagen werden — und Alles ist — ein wacher Traum der Sinne.

Nachdem ich zwei lange Corridore überschritten hatte, kam ich endlich an eine Thür, auf welcher „Wohnung des Secundärarztes" geschrieben stand. Ich trat ein. Lindblatt saß bei einer umschatteten Lampe, die alles Uebrige, den Studiertisch ausgenommen, dunkel ließ. Er hatte die Bücher und Papiere des Hauses vor sich und studierte. Er empfing mich auf seine gewohnte, freundlich stille, wohlwollende Weise. Sah man übrigens sein bleiches Gesicht, mit dem mühsamen, schwermüthigen Lächeln genauer an, so hätte man befürchten können, daß dieser edle Mensch, der sich's zur Lebensaufgabe gemacht hatte, für die Vernunft der Leute zu arbeiten, selbst mit tief verhaltenen Schmerzen zu kämpfen habe, die vielleicht auch eines Arztes bedurft hätten.

Ich war kaum eine Viertelstunde da, als ein Mensch in der Tracht des Hauses bei Lindblatt eintrat. Es war ein junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, der mit gefaltenen Händen und thränenden Augen den Arzt bei Seite nahm. Ich hörte, wie er ihn bat, die Todesstrafe, die über ihn verhängt sei, nicht länger zu verschieben.

„Ich will keine Begnadigung," sagte er, „ich könnte sie nicht ertragen, sie würde mich erdrücken. Schenken Sie mir bald den Tod, daß ich den Mord meiner beiden Kinder büße und sühne!"

Freundlich ergriff der Doctor die Hand des Kranken, fühlte dessen Puls und legte dann seine Hand auf dessen Stirn. Ich hörte, wie er murmelte: „Wieder Fieber — starkes Fieber! Wieder eine Exacerbation!"

Dann begann er wieder mit leiser eindringlicher Stimme dem Kranken zuzusprechen, welcher, tief aufseufzend, allgemach in seinen Klagen verstummte, sich verabschiedete und langsam hinausging. Da bemerkte ich, daß er ein wenig hinke.

„Es gibt doch," sagte Lindblatt, als wir wieder allein waren, „manches eigenthümliche Schicksal in diesem Hause, manches Leben, das verdiente beschrieben und geschildert und der Welt da draußen erzählt zu werden! Selbst dieser Unglückliche da. Er hat freilich nur seine kurze, einfache Geschichte, die unverbrämt kaum gefallen könnte. — Doch wollen Sie sie hören?"

Ich antwortete, daß mich in diesen Räumen, die der Nichtarzt selten besucht, Alles interessire, und Lindblatt begann: „Der lahme Jakob, den Sie da gesehen haben, ist ein Tagelöhner. Er bewohnte ein Häuschen an der Chaussee unseres Landes. Ein uneheliches Kind, hat er seinen Vater nie gekannt, aber seine Großeltern von mütterlicher Seite hatten ihn zu sich genommen und erzogen ihn kümmerlich und unter mancher Mißhandlung.

Beten hatte ihn die Großmutter gelehrt, das Lesen wurde ihm von einem Winkelschullehrer mangelhaft beigebracht. Kaum acht Jahre alt, kam er als Kuhhirt in Dienst und leistete diesen, bis er ganz herangewachsen war, bei verschiedenen Leuten der umliegenden Ortschaften.

Als er endlich bei einem Bauer als Knecht eintrat, verliebte er sich in seine jetzige Frau, die dort als Magd im Dienste war. Die Magd, älter als er, hatte sich zweihundert Gulden erspart. Jakob gefiel ihr; doch mußten die Beiden lange auf die Heiraths-Bewilligung warten.

Endlich kam diese, das Paar wurde getraut, der lahme Jakob kaufte sich ein Häuschen an der Chaussee, nahm seine Großeltern zu sich und lebte als Tagelöhner, indeß seine Frau, so gut es angehen wollte, durch Weben und Garnverkauf den kleinen Haushalt zu heben versuchte.

Digitized by Google

Das Liebste auf der Welt waren dem Jakob, der sehr still und eingezogen lebte, seine beiden Kinder. Es waren, er erzählt es noch heute — zwei Mädchen, mit Wangen wie Rosen und Lippen wie Kirschen. Wenn er Abends von der Arbeit heimkam, war ihm nichts so süß, als beide Mädchen einander gegenüber auf seine Kniee zu setzen, sie zu schaukeln und in ihrem Haar zu spielen. Um dieser Kinderliebe wegen liebte ihn sein Weib noch ein Mal so sehr, und vergaß, daß er der „Lahme" war.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Es geht uns mit Gott, wie mit einem Freunde; haben wir uns innerlich länger von ihm entfernt, so finden wir leicht den Weg zu seinem Herzen nicht mehr.

Ein spätes Glück ist ein schönes Herbstwetter; man genießt es doppelt.

Verschiedenes.

Ein Drama aus dem wirklichen Leben hat in voriger Woche auf dem Straßenpflaster von Paris seinen tragischen Ausgang gefunden. Als nämlich Hr. P., ein Armeelieferant, Dienstag Abends über die Boulevards spazierte, sah er seinen Sohn Arm in Arm mit einem jungen Mädchen gehen, das höchst einfach gekleidet war, aber ein sehr bescheidenes und achtbares Aeußere hatte. Er ging sogleich auf das Pärchen los und fragte seinen Sohn, wie er es wagen könne, mit einer Arbeiterin umzugehen. „Vater", erwiederte der junge Mann, „ich beabsichtige Mademoiselle zu heirathen, und wenn ich bis jetzt nicht mit Ihnen über meinen Plan gesprochen habe, so geschah es nur, weil" — „Weil Du wohl weißt, daß ich zu einem solchen Narrenstreiche nie meine Einwilligung geben würde." „Ich weiß es, Vater, und habe daher bis zu meiner Volljährigkeit gewartet. Heute bin ich volljährig; ich habe die Zustimmung der Eltern dieses jungen Mädchens erhalten, und wir werden uns nächstens vermählen." „Und ich, Bursche", schrie der Vater schäumend aus Wuth, „werde Dich gerichtlich belangen; ich will mein ganzes Habe zu baarem Gelde machen und Du sollst mir nie einen Heller bekommen!" „Ich ziehe das Glück dem Reichthum vor", lautete die Antwort. Der auf's Aeußerste gebrachte Vater schwang seinen Stock, um seinen Sohn zu schlagen, aber plötzlich ließ er die Hand sinken, taumelte und fiel in die Arme eines der Neugierigen, die der Lärm des Streites in großer Menge herbeigelockt hatte. Er war ein corpulenter Mann und von sanguinischem Temperamente, und sein Zorn hatte ihn getödtet.

Wie das „Journal du Havre" berichtet, sind auf der Telegraphen-Linie zwischen Paris und Amiens Versuche gemacht worden mit einem neuen Apparate, vermittelst dessen die Depeschen ganz genau in den Schriftzügen des Aufgebers mitgetheilt werden. Durch die Vorrichtungen des neuen Apparates können ebenfalls Zeichnungen, Portraits u. s. w. mit der größten Genauigkeit von einem Punkte zum anderen telegraphirt werden. Die Erfindung rührt von einem Italiener her. Privatversuche hatten sich bewährt, und die auf der genannten Telegraphen-Station nicht minder.

Bei einem großen Gedränge in Berlin bemerkte ein Herr, daß Jemand sich in seinen Rocktaschen etwas zu schaffen machte. Sich umdrehend und in ein noch junges Gesicht blickend, rief er dem Diebe zu: „Pfui! so jung noch und doch schon ein Gauner." Doch dieser antwortete frech: „Pfui! selbst, so anständig gekleidet und nicht einmal ein seidenes, sondern ein gewöhnlich leinenes Taschentuch."

Auflösung des Logogryphs in Nr. 45:
Welle, Elle.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 47. Donnerstag, den 18. April **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

Der Beginn und Verlauf der nachfolgenden Erzählung liegen in jener fernen Zeit, in welcher die erste und größte der amerikanischen Metropolen, Neuyork, sich noch in ihren Windeln befand. Ein kleines und schwächliches Kind, holländischen Ursprungs und Namens, sie wurde Neu-Amsterdam genannt, berechtigte sie jedoch damals schon zu schönen, weit aussehenden Hoffnungen. Henry Hudson, der Entdecker des großen „Nordflusses", jetzt unter dem Namen „Hudson-River" bekannt, und unter dem Schutze der holländisch-ostindischen Compagnie stehend, hatte denselben bis tief ins Innere des Landes erspäht, mit den daselbst angetroffenen Indianern Tauschhandel getrieben, diesen wilden, aber unverdorbenen Naturkindern das von ihnen später verwünschte, aber jetzt noch gierig verschluckte „Feuerwasser" zuerst zu trinken gegeben, und war hierauf mit seinem, mit den Roherzeugnissen der von ihm durchforschten Landstriche reich beladenen Schiffe nach Holland zurückgekehrt, wo er den „hochmögenden Herren" von seinen Entdeckungen ꝛc. einen treuen Bericht abstattete. Durch Hudson's Erfolge aufgemuntert, entschlossen sich der Abenteurer viele, nach jenem so viel versprechenden Lande auf eigene Hand auszuwandern. Von diesen wurden die ersten Besten und Häuser zum Tauschhandel im Innern des Landes erbaut, worauf sie sich einen Freibrief zu verschaffen wußten, durch welchen ihnen das Recht zum Handeltreiben in diesem nun „Neu-Niederland" genannten Landstriche ausschließlich ertheilt wurde. Dieser Freibrief erlosch jedoch im Jahre 1618, und wurde der Handel auf eine kurze Zeit fesselos; allein bereits im Jahr 1620 hatte sich eine andere einflußreiche und mächtige Genossenschaft, die holländisch-westindische Compagnie, einen neuen Freibrief erworben, unter dessen Auspicien der Handel einen kräftigen Aufschwung nahm, Dörfer und Städte entstanden, die weißen Männer die Rothhäute in die unbetretensten und dichtesten Wildnisse hineindrängten und zahlreiche, den atlantischen Ocean befahrende Schiffe die Reichthümer der neuen Welt dem Mutterlande zuführten.

Im Jahr 1633 ward Wilhelm Kieft, mit welchem der Leser in nähere Bekanntschaft treten wird, von den „hochmögenden Herren" mit der Leitung der Angelegenheiten von Neu-Niederland betraut. Mittlerweile war die Colonie in den Augen des Mutterlandes, vermöge ihrer Ausdehnung, ein Gegenstand von großer Wichtigkeit geworden. Die Insel Manhattan war den Indianern schon längere Zeit zuvor für die äußerst mäßige Summe von vierundzwanzig Dollaren abgekauft worden. Außer der Stadt Neu-Amsterdam, welche bereits eine Veste, eine Kirche, ein Gefängniß, eine Taverne und mehrere mit ziemlich anständigen Häusern bebaute Straßen in sich schloß, befanden sich auf dieser Insel noch eine große Anzahl des besten Gedeihens sich erfreuender Landwirthschaften, jenseits des Flusses hatten sich die Niederlassungen zu einem Dorfe ausgedehnt, und weiterhin, den Fluß hinauf, war eine Menge von Landwirthschaften im Entstehen.

Bei alle dem von den ersten Ansiedlern eines neuentdeckten Landes schon an und für sich zu ertragenden vielfachen Ungemache ist es unter den damaligen Zeitverhältnissen wirklich ein Wunder, daß die ringsumher von Indianerstämmen dicht umzingelten Neu-Nieder-

länder den denselben von den Wilden fast unaufhörlich bereiteten Störungen und Belästigungen nicht ganz erlegen sind. Wären aber die Beamten der jugendlichen Colonie in der Regierung derselben mit der gehörigen Umsicht und Weisheit gleich von Anfang an zu Werke gegangen, und hätten sie die ihnen zu Gebote stehenden Kräfte und Hilfsquellen rechtzeitig in Anwendung gebracht, kein Zweifel darüber, daß die Ansiedler, bei dem von ihnen entfalteten Fleiße und bei ihrer bewunderungswürdigen Ausdauer, bereits zu jener Zeit im Frieden und Wohlstande hätten leben müssen. Wir würden die Geduld des Lesers unnützerweise ermüden, wollten wir all die Namen der Stämme hier aufzählen, mit welchen die Bewohner von Neu-Niederland in Berührung kamen. Erstieg in einer dunkeln Nacht der Wächter von Neu-Amsterdam eine der im Umkreise der Stadt gelegenen Anhöhen, so stellten sich den Blicken desselben, gleichviel nach welcher Richtung hin er sich wenden mochte, das Meeresufer jedoch ausgenommen, die Lagerfeuer der Indianer dar. Von Berg zu Berg, von Thal zu Thal erstreckten sie sich bis in die weiteste Ferne; wahrlich kein tröstliches Anzeichen für die Sicherheit der im Schlafe ruhenden Stadt. —

So war bei der Eröffnung unserer Erzählung der Stand der Dinge in der in ihrer Kindheit sich befindenden Colonie. Manch biedere und ehrbare Familie, welche die Tugenden des Vaterlandes mit sich gebracht, hatte sich in Neu-Amsterdam niedergelassen; aber auch Menschen, denen die Laster und Gebrechen der alten Heimath gefolgt waren, befanden sich unter denselben, und so war schon damals das Gute und das Böse, unter einander gemischt, darin anzutreffen.

Es war ein ruhiger und lieblicher Tag im Monate Juli des Jahres unseres Herrn eintausend sechshundert und vierzig, als Nanette van der Donck, die Gattin des Besitzers der Taverne von Neu-Amsterdam, zu ihrer nicht geringen Kränkung die Wahrnehmung machte, daß die von ihr in die Seitenbeete des Gartens gelegten Samenkörner entfernt waren, und daß da, wo sie Levkojen, Reseda ꝛc. sprießen und blühn zu sehen erwartet hatte, sich jetzt Kohl, Rüben, Kürbisse und andere Gemüse zeigten. Ja, ja, mein Herr Jacob van der Donck, ein umsichtiger Hauswirth, hatte ein Auge auf die nutzbare und einträgliche Verwendung seines Grundstücks. Und da stand er an diesem schönen Julitage mit gefalteten Händen und die Pfeife im Munde, sich wohlgefällig das Werk seines Fleißes betrachtend.

„Jacob," redete seine Frau ihn an, „bist du nicht ein Muster von Verträglichkeit, Nachgiebigkeit und Liebe?"

„Gute Nanette," versetzte Jacob lächelnd, „das glaube ich stets gewesen zu sein."

„So, glaubst du? O ja, dem könnte so sein. Aber wär das artig von dir, mir meine hübschen Blumen auszureißen und dafür deine häßlichen Rüben und Kohle hinzupflanzen?"

„Ei gewiß! Wofür halten wir denn ein Gasthaus? Um Blumen zu ziehen? Nein, um die Hungrigen zu sättigen. Welch ein besseres Schild könnten wir wohl vor unserm Hause haben als Gemüsepflanzen? Geh in deine Küche, Nanette, und wenn du Blumen ziehen willst, so pflanze sie in Töpfe, welche du vor die Fenster setzen kannst. Ich verspreche dir, sie da ungestört stehen zu lassen, und magst du dich alle Tage daran erfreuen."

Nanette zögerte mit ihrer Antwort, da sie nicht gleich wußte, ob sich über des Gatten Worte verletzt zu stellen, oder darüber zu lachen. Doch entschloß sie sich zuletzt zu einem Lächeln und die Sache als einen Scherz zu behandeln. Indeß schien sie schon im nächsten Augenblick den Gegenstand ihres Kummers vergessen zu haben, da ein auf der Straße stehender Mann ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. „Sieh, Jacob," flüsterte sie, „da ist Kaspar Geldorp schon wieder. Er hat seine forschenden Blicke auf unser Haus gerichtet. Was er wohl vorhaben mag? Gestern und schon vorgestern ist er auch hier gewesen. Mir will das gar nicht gefallen."

Jacob wandte sein Gesicht der Straße zu und sah, wie der Kaspar Geldorp genannte Mann das zweite Stockwerk seines Hauses mit der gespanntesten Neugierde betrachtete. Sowie aber dieser merkte, daß die Wirthsleute ihn ins Auge gefaßt, entfernte er sich schnellen Schrittes und bog in die nächste Straße ein.

„Nanette," ließ sich Jacob nach einigem Nachdenken vernehmen, „das will auch mir

nicht gefallen; ja noch mehr, das kommt mir verdächtig vor. Ohne einen bestimmten Zweck zu haben, wird er sich hier nicht haben blicken lassen."

„Er hat immer nach den Fenstern des zweiten Stockes gesehen, sowohl heute wie gestern und vorgestern."

„Dann wird er zweifelsohne es auf unsere Gäste abgesehen haben,"

„Das glaube auch ich, Jacob."

„Und er führt dabei nichts Gutes im Schilde."

„Noch hat Keiner gehört, daß Geldorp je etwas Gutes gethan," versetzte Jacob. „Unstreitig wird er es auf unsere neuen Gäste abgesehen haben. Auf der Stelle gehe ich zu Herrn van der Veer, um ihn vor diesem Bösewicht zu warnen. Das ist als Wirth meine Pflicht."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung).

Indessen brachen schwere Wolken über das Haupt Jakobs herein. Ein Winter kam, ein langer, harter Winter, in dem ihm alle Arbeit ausblieb, und mitten in dieser harten, schrecklichen Zeit wurde seinem Weibe alles Garn vom Boden gestohlen. Man kam nicht auf die Spur des Diebes, und der Verlust war für die Familie, die eben alle Hoffnungen auf den Verkauf des Garnes gestellt hatte, unersetzbar.

Von dieser Zeit an bemerkte das Weib eine tiefe Veränderung im Gemüthe ihres Mannes. Jakob war wohl nie heiter wie andere Burschen gewesen. Daran mochten wohl seine Geburt, die Mißhandlungen, die er früh erlitten, und seine Armuth schuld gewesen sein; jetzt aber ging er immer düster und nachdenklich einher und sein Weib erhielt den Tag über kaum ein Wort von ihm. Immer noch zog er die Kinder an sich, tändelte mit ihnen, küßte sie — aber immer kamen ihm dabei Thränen in die Augen; und wenn er sie am meisten geherzt, pflegte er sein Gesicht mit den Händen zu bedecken und in eine finstere Ecke des Zimmers oder aus dem Hause zu entfliehen.

Der lahme Jakob war nämlich schwermüthig und hatte in seiner schon umdüsterten Seele den Entschluß, seine Kinder, seine beiden Lieblinge, umzubringen, um sie der Noth und den, wie er meinte, unvermeidlichen Qualen dieses Lebens zu entziehen.

Mit ungestümem Eifer suchte er nach Arbeit umher, brachte jeden Pfennig heim und rechnete dann wieder lange und lange. Die Frau, bekümmert, sprach ihm zu, munterte ihn auf, meinte, es würde Alles gut gehen; er aber erwiderte immer: „Und der Winter? — Es bleibt Nichts übrig, ihr werdet betteln gehen müssen!"

Daß er heiterer werde, trieb ihn die Frau selbst an manchem Sonntagnachmittage in's Wirthshaus. Er ging hin, setzte sich auf ein Stündchen zu den Kartenspielern, trank wohl ein Glas Bier, blieb aber immer derselbe traurige Gast. Oft hörte man ihn seufzen: „Ach, es gibt keinen Himmel und keine Hölle! Stirbt ein Mensch, so ist's, als wäre ein Baum gefällt!"

Der Herbst kam heran, der lahme Jakob ward immer düsterer und schweigsamer. Was er in der Seele trug, welchen grausenhaften Vorsatz, welche Geburt der innigsten Liebe in einem zerstörten Hirne, — das ahnte Niemand, aber Jeder konnte erkennen, daß es ihm wie ein Stein auf der Brust lag.

Eines Abends ging er, um Arbeit zu suchen, in ein benachbartes Städtchen. Es sollte eine steinerne Brücke über ein Flüßchen gebaut werden. Die Mütze in der Hand, wandte er sich an den dirigirenden Maurermeister. Dieser aber rief ihm schon von Weitem, noch ehe er seine Bitte vorgebracht, barsch und demüthigend zu: „Geht! geht nur wieder, wir brauchen keine Krüppel!"

Als Jakob in sein Haus eintrat, saß seine Frau schon mit den Großeltern und den Kindern um die Schüssel dampfenden Breies. Sie fragte ihn, ob er Arbeit habe. „Man braucht keinen Krüppel!" erwiderte der lahme Jakob und setzte sich düster.

„Iß! iß! es wird sich schon morgen Etwas finden," sagte das Weib und schob ihm den Löffel zu. Er aber ließ den Kopf in die Hände fallen und sagte: „Weib, Weib! wie wird's mit den Kindern! Sie werden bald Nichts mehr haben. Besser, sie wären todt

Digitized by Google

und begraben. Das Grab ist der Zufluchtsort der Unschuldigen, die auf der Erde Nichts besitzen!"

Und nachdem die Kleinen gegessen und ihr Nachtgebet hergesagt hatten, küßte er sie innig und blieb bis gegen Mitternacht in geheimnißvollem Schweigen sitzen.

Am andern Morgen stand die Frau auf, das Frühstück zu bereiten. Jakob rührte es nicht an. Später schickte sie sich an, Erdäpfel auszugraben, und bat den Mann, sich nochmals nach Arbeit umzusehen. Ahnungslos verließ sie das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Mag der Stolz nach eitler Ehre haschen,
Geiz der Schätze Sklav und Hüter sein,
Wollust von verbot'nen Früchten naschen,
Ach, ihr Glück ist nur ein leerer Schein!
Nur ein Glück, nur eines gibt's hienieden,
Fast für diese Welt zu gut und groß:
Häuslichkeit! in deines Glückes Frieden
Birgt allein der Menschheit großes Loos.

Verschiedenes.

Schamyl hat aus seinem Haushalte den Zucker entfernt. Es war ihm zu Ohren gekommen, zu der Fabrikation des Zuckers würden Knochen, und zwar sogar von Schweinen, verwendet, was den strenggläubigen Muselmann in nicht geringe Gewissensangst versetzte und endlich den Entschluß fassen ließ, durch den Besuch einer nahegelegenen Zuckerfabrik sich von der Grundlosigkeit jener Behauptung zu überzeugen. Man zeigte ihm und seinen Begleitern die Manipulation, und vollständig befriedigt wollten sie eben weggehen, als ein Arbeiter sie zurückhielt, um ihnen noch Etwas zu zeigen, und mit einer Bürste die Zuckerformen besprengte. Das Entsetzen Schamyl's und seiner Begleiter beim Anblick der — Schweineborsten war so groß, daß sie die Flucht ergriffen. Der Zucker aber ist seitdem abgeschafft.

Ein böhmischer Rekrut stand zum ersten Male Schildwache. Anfangs ging er ganz ruhig vor seinem Schilderhause auf und ab. Als ihm aber die Zeit lang wurde, blieb er davor stehen, sah es sich genau an und meinte kopfschüttelnd: „Is e doch a kurlose Geschicht! Was haben's denn nur an das alte Bretterkastel g'fresse, daß m'r hier stehen und das Ding bewachen muß?"

Ein kürzlich in Boston (Amerika) verstorbenes Fräulein Townsend hat in ihrem Testament die Summe von 60,000 Dollaren zur Errichtung einer „Heimathstätte" für alte Jungfern bestimmt, in welcher diese Schutz vor dem „Hohngelächter der Welt" finden sollen. Aufgenommen werden alle alten Mädchen, sie mögen aus Neigung oder durch den Zwang der Verhältnisse ledig beblieben sein, wenn sie in Amerika geboren und niemals polizeilich beanstandet wurden.

(Verschiedene Gefühle bei einem jungen Berliner Ehepaar.) Sie: „Wie bin ich Dich noch so hungrig, mein lieber Heinrich." Er: „Wie bin ich Dich schon so satt, Karoline."

Logogryph.

Nimmst du mich ganz, so forscht nach mir
Der Philosoph stets mit Begier —
Auch ist mit mir gewiß vertraut,
Wer irgend ein Gebäud' erbaut.
Bist du zu Schiff' bei Sturmes Wüthen,
So magst du dich mit Sorgfalt hüten,
Mich in dem Meere zu berühren —
Das Leben könntest du verlieren.
Hast du den Kopf mir abgeschlagen,
So wird der Meßkünstler dir sagen,
Ich sei die gleichste der Figuren
Und trage stets der Schönheit Spuren.
Trennst du ein Glied noch von dem Rumpf,
So ruf' ich wohlgemuth: Triumph! —
Durch meine Kunst wird nun vereint,
Was noch so unvereinbar scheint —!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 48. Samstag, den 20. April **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

In einem der oberen Zimmer der Stadttaverne saß Mynheer van der Veer, ein Mann von mittlerer Größe und gefälligem Aeußern, dessen Kleidung von Geschmack und Wohlhabenheit zeugte. An Jahren zählte er bereits fünfzig und mehrere, wie sein mit Silber gesprenkeltes Haar andeutete. Die stark gezeichneten Züge seines übrigens wohlgeformten Gesichtes verriethen Ernst und Verstand, wurden aber durch das auf demselben sich oft zeigende Lächeln des Wohlwollens, der Herzensgüte, überhaupt der wahren Menschenliebe gemildert. Seines Standes war er ein Kaufmann; doch trieb er keine Geschäfte mehr, da er in den Jahren, während welcher er ein Mitglied der holländisch-ostindischen Handelsgenossenschaft gewesen, sich ein sehr beträchtliches Vermögen erworben hatte. Neben ihm, an einem Fenster mit der Aussicht auf den Garten, dessen Blumenbeete zu Nanettens Verdrusse in Krautfelder umgewandelt waren, und darüber hinaus auf die Straße, erblicken wir Frau Theodora van der Veer. Von hohem, schlankem und äußerst zierlichem Wuchse, war ihr von der ersten und frischen Schönheit noch Vieles geblieben, und sie galt daher mit Recht für die stattlichste Matrone der jungen Colonie, in welcher das würdige Ehepaar, obgleich der Aufenthalt desselben in Neu-Amsterdam erst von einer verhältnißmäßig kurzen Dauer war, sich bereits zahlreiche Freunde erworben hatte, was um so mehr anzuerkennen ist, da viele Bewohner derselben sich mehr Feindschaften zugezogen, als Freundschaften geschlossen hatten. So hatte Frau van der Veer unter Anderm zwei kranke indianische Frauen zu sich genommen, gepflegt und nach deren Genesung mit Geld und Kleidung beschenkt in ihre heimathlichen Wälder wieder zurückgeschickt. Aus diesem einzelnen Zuge wird der Leser entnehmen, daß Frau Theodora, welche übrigens in einem Alter von noch nicht ganz fünfzig Jahren noch viel jünger aussah, als sie wirklich war, in der That ein warmes, edles und mitleidiges Herz im Busen trug.

Eine dritte Person im Zimmer war Wilhelm van der Veer, der einzige Sprößling der zwischen Peter und Theodora geschlossenen so äußerst glücklichen Ehe, und folglich der ausschließliche Gegenstand ihrer Liebe und Sorge. Etwa zwanzig Jahre alt, von hoher Gestalt, starkem aber anmuthigem Körperbau, vollem braunen Haar und tief liegenden blauen Augen, berechtigte er in Folge der ihm gewordenen sorgfältigen Erziehung und in allen sonstigen Hinsichten zu den schönsten Hoffnungen. Eingeweiht in die Theorien der Handelswissenschaften, verband er mit der Kenntniß mehrerer neuen Sprachen sogar eine klassische Gelehrsamkeit. Auch war er ein sehr gewandter und tüchtiger Turner, weßhelb er an gymnastischen Uebungen aller Art, Reiten, Fechten und Schießen mit eingerechnet, ein großes Gefallen fand.

Wilhelm, der seinem Vater den Wunsch bezeugt, einen Spaziergang nach der Veste hin zu machen, wo der jüngere Theil der männlichen Einwohnerschaft sich zu militärischen Exercitien versammelte, hatte kaum das Zimmer verlassen, als nach zuvorigem bescheidenen Klopfen sich in der Thür das runde und volle Gesicht des ehrlichen Wirthes zeigte.

„Entschuldigen Sie meine Dreistigkeit," redete van der Donk seine Gäste an; „aber ich kann nicht umhin, Sie von einem mir

Digitized by Google

und meiner Frau aufgefallenen Umstand zu unterrichten. Schon mehrere Tage hindurch sind die Fenster Ihres Zimmers von der Straße ab genau beobachtet worden."

„Dasselbe hat mir auch mein Sohn gesagt; aber als ich mich vorhin dem Fenster näherte, war der Neugierige schon wieder davongegangen. Auch gestern will ihn mein Sohn bemerkt haben."

„Und meine Frau hat ihn nicht nur gestern, sondern auch vorgestern gesehen," hub van der Donk wieder an. „Meiner Frau will dieses Spähen und Gucken gar nicht gefallen und mir auch nicht. Kaspar Geldorp —"

„Geldorp!" rief der Gast, indem er aufsprang und sich seinem Wirthe näherte. „Kaspar Geldorp!" flüsterte Frau van der Veer, wobei sie am ganzen Körper zitterte.

„Ja, Kaspar Geldorp habe ich gesagt," sprach Peter, der seine Gäste mit großem Erstaunen ansah.

„Wie sieht der Mann aus? Und wie alt kann er etwa sein?"

„Mir scheint er ein Fünfziger zu sein, und wie er aussieht? Nun, wie ein unverkennbarer Schurke. Mit einem widerlich häßlichen Gesicht verbindet er ein abschreckendes Aeußere und einen schleppenden, hinkenden Gang. Das eine Bein ist kürzer als das andere."

„Und wohnt er hier in Neu-Amsterdam?"

„Ja. Doch bringt er nur den kürzeren Theil seiner Zeit auf dem Festlande zu. Jenseits der Veste besitzt er ein Haus, in welchem seine Frau wohnt. Aber er ist auch Eigenthümer einer kleinen Schaluppe, in welcher er oft weite Ausflüge macht. Dabei behauptet er ein ehrlicher Handelsmann zu sein; indeß glaube ich, daß er mehr in bleiernen Kugeln und scharfem Stahl macht, als in andern Waaren."

Nach einigem Stillschweigen sprach van der Veer: „Mein lieber van der Donk, da Sie den Mann hinlänglich zu erkennen scheinen und von ihm nichts Gutes vermuthen, so möchte ich Sie bitten, seine Bewegungen, so oft er sich dem Hause nähert, in genaue Obacht zu nehmen, und sofern Sie etwas Verdächtiges bemerken sollten, mich sofort davon zu unterrichten."

„Nicht wahr, Sie haben diesen Geldorp schon im Vaterland gekannt?"

„Vor längeren Jahren. Unter welchen Umständen, erzähle ich Ihnen wohl ein anderes Mal. Im Uebrigen werde ich Ihre Wachsamkeit nicht unbelohnt lassen."

„Nur nicht gleich von Belohnungen gesprochen. Es ist Pflicht, seinen Nächsten vor einem ihn bedrohenden Unfall zu bewahren. Ich werde unsern Mann nicht aus den Augen verlieren." So sprechend zog sich Jakob van der Donk wieder zurück.

„Theodora," hub Peter van der Veer an, als sein Blick auf das Angst und Unruhe ausdrückende Antlitz seiner Gattin fiel, „mir ist es im Entferntesten nicht eingefallen, daß wir Kaspar Geldorp je, und am Wenigsten hier, wieder begegnen würden. Schon längst habe ich ihn nicht mehr unter den Lebenden gewähnt. Im Uebrigen glaube ich nicht, daß er nach so langen Jahren noch darauf ausgeht, mir irgend einen Streich zu spielen."

„Aber warum betrachtet er denn tagtäglich dieses Haus?"

„Theodora, seine Bewegungen werden überwacht; ich selbst habe die Absicht, mich daran zu betheiligen, über sein hiesiges Thun und Treiben mich etwas näher zu unterrichten, und werde meine Maßregeln danach treffen. Freilich ist er, wie wir leider aus eigner Erfahrung wissen, ein böser, gewissenloser und grundsatzloser Mensch; allein hier in Neu-Amsterdam wird er schwerlich eine Gelegenheit finden, etwas meiner Person oder meinem Rufe Nachtheiliges zu unternehmen. Ueberdies scheint, nach der Aussage unseres Wirthes, der allgemeine Leumund gegen ihn zu sein."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung.)

Jakob, allein mit den Kindern, die auf der Truhe spielten, glaubte nun den Zeitpunkt gekommen, die That auszuführen. Er trug die Mädchen beide in's Bett, zerriß ein Tuch, das er von der Erde aufgriff — und erdrosselte beide!

Als es geschehen — und er beide regunglos vor sich sah, taumelte er auf und stieß einen schmerzlichen Schrei aus. Er hörte Jemand der Hütte sich nähern. Da packte ihn Angst

und er eilte hinaus. Es war die Großmutter, an der er scheu vorüberschoß. Sie fragte ihn, wohin er gehe. Er blieb ihr die Antwort schuldig und jagte über die Felder.

Die Glocken läuteten eben mit hellem Klange Mittag, als Jakob die benachbarte Stadt erreichte. Es war Wochenmarkt, aus den Wirthshäusern tönte Lärm und Gesang, die Gassen standen voll Menschen und befrachteter Wagen. Jakob drängte sich durch und suchte den Weg auf's Amt, wo er seine That anzeigen wollte. Aber die Bureaus waren geschlossen, die Beamten nach Hause gegangen. Jakob setzte sich auf die Treppe nieder und wartete.

Indeß lief der versoffene Amtsdiener von Ort zu Ort, und erzählte vom lahmen Jakob, der seine beiden Kinder umgebracht habe, und fragte, ob ihn Niemand gesehen? Dort, wo er war, suchte ihn Keiner. Leute gingen vorüber, sahen ihn auf der Treppe sitzen und weinen, und fragten ihn, was ihm geschehen. Er gab keine Antwort. Erst als die Beamten kamen, stand er auf, trat ein und gab Alles zu Protokoll. Er ward festgenommen und in's Gefängniß gebracht.

Indessen hatte sich in der Hütte des lahmen Jakob gar Unerwartetes begeben. Die alte Großmutter war eingetreten und hatte die beiden Kinder ohne Lebenszeichen auf dem Bette gefunden. Sie schreit — die Mutter kommt, wirft sich trostlos und verzweifelnd über die Leichen — aber sieh! streift nicht noch ein leiser Athem des ältern Mädchens ihre Wangen? Sie legt ihr Ohr an ihr Herz, — nein, es ist keine Täuschung — es klopft! noch ist das Leben nicht ganz entflohen! Sie reißt das Tuch ab, das noch immer den Hals des jüngern Mädchens umschlungen hält — da regt sich auch das Händchen des andern — es seufzt, es athmet auf! O Gott! Die Mutter hat beide Kinder wieder! Sie leben, sie leben beide wieder! Sie sind nicht todt, der Vater ist kein Mörder!

Zur selben Zeit, wo der Vater seine Schuld bekannte, lächelten die geretteten Kinder zum ersten Male!

Und bald erfährt man auch, wo der lahme Jakob ist, man erfährt, daß er sich selbst dem Gerichte übergeben. Die Mutter nimmt ihre Kinder, das eine auf den Arm, das andere an die Hand, und eilte nach der Stadt. Da wird das Gefängniß aufgeschlossen, die Mutter tritt in das Gemach mit dem vergitterten Fenster, wo der lahme Jakob mit gefesselten Händen weint und brütet.

„Deine Kinder sind nicht todt! Ich bringe sie Dir! Sie leben — leben beide!"

Aber Jakob starrt Weib und Kinder theilnahmlos an, ohne sie zu erkennen, und sagt mit strömenden Thränen: „Ich habe sie umgebracht, damit sie nicht mehr darben und frieren! Sie darben und frieren nicht mehr!"

Da sah man, daß der Unglückliche von Sinnen war — und sandte ihn in's Irrenhaus.

Seitdem sind Jahre vergangen. Fern im flachen Lande, an der Chaussee, steht noch des lahmen Jakob kleines Haus. Der Eilwagen, der aus der Hauptstadt kommt, fährt daran vorüber; die Kleinen, die im Garten gespielt haben, kommen hervorgelaufen, freuen sich an den Farben der Kutsche und am schmetternden Horne des Postillons. Sie klatschen mit den Händen und lachen. Aber der Vater lebt noch immer im Irrenhause, bleich und abgezehrt, und ruft noch immer mit einem herzzerreißenden Ausdruck: „Beide hab' ich umgebracht! Beide!"

Er ist ein unheilbarer Kranker dieser Anstalt.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Neustadt. In Nro. 11 dieses Unterhaltungsblattes wurde von Speyer in ausführlicher und — da ja Zahlen stets den besten Beweis liefern — berechnender Weise über die Vorzüge eines neuen, nach den Angaben des kgl. Oberbaudirectors v. Pauli in München construirten Kochheerdes Bericht erstattet. Da der Herausgeber dieser Blätter gerade eines neuen Heerdes benöthigt war und der Artikel „Holz" von jeher einen unbequemen Posten in seinem häuslichen Budget gebildet hat, so machte er sich eines schönen Tages auf nach der Kreishauptstadt, allwo er schon etwa ein Dutzend fraglicher Sparheerde im Gebrauche wußte, und erkundigte sich da und dort bei sorgsamen Hausfrauen und guten Köchinnen nach dem Resultate ihrer Erfahrungen und nach dem Grad ihrer Zu-

Digitized by Google

friedenheit mit dem angepriesenen neuen Kochapparate. Denn daß ich's nur gestehe: der namentlich in Feuermauerei geschätzte Name des Hrn. Oberbaudirectors ließ trotzdem noch immer einige Zweifel bestehen, ob sein sogenannter Sparheerd wirklich die Hälfte, ja mehr als die Hälfte des bisherigen Holzverbrauches weniger absorbire. Sind doch in Heerden schon so viele Versuche gemacht und im Gebrauche als unpraktisch befunden worden, daß ein gelindes Bedenken auch jenen Angaben gegenüber wohl erlaubt war. Indeß, bei so vielen Hausfrauen ich auch in meiner Küche-Angelegenheit*) Nachfrage halten mochte: alle waren des Lobes voll und glaubten mir in ihrer Freude nicht oft genug wiederholen zu können, daß sie mit 3 — 4 kr. endlich ein vortreffliches Mittagsmahl mit Dessert (Kuchen, Bund u. d. gl.) pünktlich auf den Tisch zu liefern im Stande seien. So beschloß denn auch ich, mich an Hrn. Schlotterer in Speyer zu wenden, der den Bau jener Heerde größtentheils geleitet hatte. Die in Aussicht gestellten 30 — 40 fl. Ersparniß jährlich schwebten mir gar freundlich und einladend vor Augen, zumal als die Herstellung der so gerühmten Heerde mich nicht mehr kosten sollte, als ein anderer auch.

Unterdessen hatte Hr. Schlotterer, dem anderweitige Berufsarbeiten nicht erlauben, länger und öfter von Speyer abwesend zu sein und Aufträge außerhalb selbst auszuführen, den guten Gedanken, transportable Heerde in Form von Pfeilercommoden aus Thonkacheln in Speyer zusammensetzen zu lassen und fix und fertig zum Versandt zu bringen. Ein erster derartiger wurde in Ludwigshafen aufgestellt und befriedigte den Besteller vollständig; ein zweiter größerer ziert seit 3 Wochen unsere Küche und hat sich bisher in jeder Beziehung das Prädicat „ausgezeichnet" erworben. Daß es ein elegantes Stück Möbel ist, würde mich nicht zu seinem Lobe Tinte verschwenden machen; aber die durch tägliche Erfahrung gewonnene Einsicht, daß die Hausfrauen in Speyer bei ihrem Lobe ihre Phantasie nicht haben sprechen lassen, sondern bloß ihren häuslichen Sinn, läßt mich nicht ruhen, zum Besten der Haushaltungscassa und zur Freude der selbst kochenden Hausfrauen jenes frühere Recept zu einem entsprechenden Heerde als heilsam möglichst weiten Kreisen zu empfehlen, um so mehr, als die Coaks, für welche Feuerungsart z. B. unser Heerd eingerichtet ist, durch die überall entstehenden Gasanstalten etwa 25 % im Werthe gefallen sind und so noch bedeutend billigeres Brennmatrial abgeben, als das Holz. Ich möchte deßhalb dem Satze, daß sich ein solcher Pauli'scher Heerd in einem Jahre bezahlt macht, nicht zu widersprechen wagen.

*) Ich bitte bei diesem Namen, mich nicht als einen Hafen-Gucker zu betrachten; nur die Erzeugnisse einer guten Küche verachte ich nicht und halte, abgesehen von dem Kostenpunkte, zu deren befriedigenden Herstellung die bestmöglichen Apparate für nöthig. Die Frau braucht eben zu ihren Geschäften, was der Mann zu den seinigen; Beide thun wohl daran, das erprobte Bessere sich anzueignen. Was dem einen, kommt auch dem andern Theile zu Gute.

Verschiedenes.

„Die Turnzeitung" stellt folgende beachtungswerthe Grundsätze für die Militärgymnastik auf: Der Soldat soll seinen Körper beherrschen lernen, um in der Gefahr Muth und Geistesgegenwart entwickeln zu können. Die Leibesübungen müssen darnach bestimmt ausgewählt werden. Das Jahn-Spieß'sche Turnen ist allein brauchbar. Muth und Geistesgegenwart müssen selbst auf die Gefahr einiger Verletzungen hin erlangt werden. Alles Unnöthige muß sofort beseitigt werden.

(Der fortgesetzte Verlust.) Bedienter: „Jetzt weiß ich nit, thut mir's mei Herr mit Fleiß, oder kennt er den Biersatz gar nit; schenkt mir da schon zwei Mal an Sechser und sagt: „Da Johann, da trink Er a Maß Bier auf mei Wohl." — Und ich, ich verlier allemal an Kreuzer dabei."

Auflösung des Logogryphs in Nr. 47;
Grund. Rund. Und.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 49. Dienstag, den 23. April **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Am nächstfolgenden Tage begann Peter van der Veer gleich nach genossenem Frühstück über Kaspar Geldorp nähere Erkundigungen einzuziehen. Von den die Taverne besuchenden Stammgästen brachte er jedoch ein Mehreres, als Jakob van der Donk ihm mitgetheilt, nicht in Erfahrung. Der mit ihm befreundete Colonialsecretär van Tienhoven war aber seiner Meinung nach der Mann, der ihm die gewünschte Auskunft zu ertheilen im Stande war. Er begab sich also zur Veste, innerhalb deren Mayern sich auch der Sitz der Colonialregierung befand.

Auf dem Wege dorthin kam er noch zu einem andern Entschlusse, nämlich den, sich der Dienste eines Negers zu versichern. Mit diesem Gedanken war er eigentlich schon früher umgegangen und sein Augenmerk dabei auf einen sich in dem Eigenthume der Compagnie befindenden Sclaven gerichtet, der, von einer angemessenen Größe, mit derselben auch eine entsprechende Körperstärke vereinigte.

Mynheer van Tienhoven, ein Mann mittleren Alters, von festem und entschlossenem Wesen, überhaupt eine von jenen Persönlichkeiten, die eine einmal übernommene schwere Pflicht zu erfüllen mit Kraft und Entschiedenheit sich angelegen sein lassen, und diese Eigenschaften thaten den Leitern der mit Gefahren umringten Colonie wirklich noth, war in seinem Geschäftszimmer allein. Peter van der Veer trug ihm sein Anliegen wegen des Negers vor. Hinsichtlich des Preises werde er nicht feilschen. Auf den Fall, daß die Compagnie Anstand nähme, ihm einen ihrer Sclaven käuflich zu überlassen, wolle er sich gern mit einem Miethverhältnisse zufrieden stellen.

Der Secretär versprach, dieserhalb mit dem Gouverneur Rücksprache zu nehmen und ihn am morgenden Tage den Entschluß seines Vorgesetzten wissen zu lassen. Nachdem sie sich alsdann noch über einige gleichgiltige Gegenstände unterhalten, fragte van der Veer: ob er (Tienhoven) einen gewissen Kaspar Geldorp kenne.

Der Secretär zögerte anfangs, hierauf eine Antwort zu geben, doch fiel sie zuletzt bejahend aus.

„Was treibt er hier?"

„Das wissen wir eigentlich selbst nicht. Indeß, da er sich der Compagnie hinsichtlich der Indianer ziemlich nützlich gemacht hat, so haben wir uns um sein sonstiges Treiben eben nicht bekümmert. Sie müssen nämlich wissen, daß der Gouverneur mitunter in dem Falle ist, von den Diensten mancherlei Leute Gebrauch zu machen."

Als Peter van der Veer die Veste verlassen, war seine gute Meinung von dem Gouverneur um ein Bedeutendes gesunken. Zwar leuchtete es ihm ein, daß die Colonialregierung es in der Wahl ihrer Agenten und Werkzeuge nicht immer zu genau nehmen durfte; allein daß sie Verbrecher oder übel berüchtigte Personen für die ihr geleisteten Dienste in Schutz nehmen würde, das konnte er sich nicht denken. Freilich war es immerhin möglich, daß Geldorp nicht mehr so schlecht war, wie er (van der Veer) ihn aus eigener Erfahrung kannte und Jakob van der Donk ihn geschildert hatte, und wäre er es dennoch, so hatte der Gouverneur wahrscheinlich noch keine Kunde davon. Also glaubte er die Regierungsbeamten noch nicht verdammen zu dürfen; wenigstens nicht eher, als bis ihm von deren Unredlichkeit überführendere Berichte vorlagen.

Digitized by Google

Zu seinem nicht geringen Erstaunen sah er auf dem Rückweg nach der Taverne seinen Sohn Wilhelm mit Geldorp zusammen gehen und sprechen. Seine Schritte verdoppelnd, suchte er sich den Beiden zu nähern; doch noch ehe er sie erreicht, hatte Geldorp sich schon wieder entfernt und eine der Veste zu führende Richtung eingeschlagen.

„Auf welche Weise bist du mit dem Manne da ins Gespräch gekommen, und was hat er von dir gewollt?" fragte van der Veer seinen Sohn.

„Er hat sich mit Höflichkeit und Bescheidenheit danach erkundigt, ob wir von Amsterdam gekommen wären," versetzte Wilhelm, „ob ich nicht der Sohn von Peter und Theodora van der Veer sei, ob wir hier noch länger verweilen würden, und ob Sie sich hier anzukaufen gedächten. Diese Fragen habe ich ihm theils bejahend, theils ausweichend beantwortet. Er selbst nennt sich Cornelius Blonk, will Sie bereits in Amsterdam ziemlich genau gekannt haben, und beabsichtigt, Ihnen binnen Kurzem einen Besuch abzustatten. Im Uebrigen wollen mir die Blicke und das Benehmen dieses Mannes gar nicht gefallen," fügte Wilhelm nach einem kurzen Stillschweigen hinzu. „Warum hat er Sie nicht schon längst aufgesucht, da ich ihn bereits gestern und vorgestern der Taverne gegenüber umherschleichend gesehen habe?"

„Der Mensch ist ein Lügner," antwortete der Vater. „Sein wahrer Name ist Kaspar Geldorp und in Amsterdam hat er nicht den besten Ruf zurückgelassen. Laß dich vor ihm gewarnt sein und geh' ihm aus dem Wege."

Zu Hause angekommen, wurde Frau van der Veer von dem Vorgefallenen sofort in Kenntniß gesetzt. Wilhelm entging es nicht, daß, so oft der Name Geldorp ausgesprochen, seine Mutter von einer auffallenden Unruhe ergriffen wurde. Zu mehreren Malen war er nahe daran, sich über ihn eine nähere Auskunft zu erbitten; allein, da seine Eltern auf den Charakter des Mannes näher einzugehen mieden, so hielt ihn seine Bescheidenheit davon ab. Doch war er nun mehr als je entschlossen, der Mahnung seines Vaters, ihn zu meiden, Folge zu leisten.

Als Peter van der Veer sich am nächsten Morgen bei dem Secretär Tienhoven wieder eingefunden, hörte er von diesem zu seiner großen Freude, daß seinem Anliegen hinsichtlich der Ueberlassung eines Sclaven von dem Gouverneur stattgegeben sei. „Sie bekommen einen unserer besten Neger," bemerkte der Secretär, „der bei guter Behandlung ein ganz vorzüglicher Arbeiter und daneben von einer erprobten Treue ist. In der letzten Zeit hat es der arme Teufel etwas sauer gehabt, weßhalb es unsere Absicht war, ihm einige Ruhe zu gönnen. Das läßt sich jetzt um so leichter machen und zwar ohne Nachtheil für die Compagnie, wenn er zeitweise in Ihre Dienste tritt. Wir verlangen vier Gulden die Woche Miethe und Sie müssen sich anheischig machen, ihn gut zu beköstigen und zu behandeln."

Nachdem van der Veer diese Bedingungen bereitwillig eingegangen, wurde der Neger herbeigerufen.

Manuel Reus war ein Vollblut von Neger, aus Ashantee in Afrika gebürtig, und schon in seiner Jugend von spanischen Sclavenhändlern nach Amerika gebracht worden. Jetzt, in seinem dreißigsten Jahre, hatte sich sein Wuchs längst entwickelt; er maß sieben Fuß und einige Zoll, und stand seine übrige Körperbildung mit seiner Größe im vollkommensten Einklange. Er hatte eine breite Stirne, sein Hals glich dem eines Stieres, Brust und Schultern waren hoch und gerundet, wie denn sein kerniger und kräftiger Gliederbau überhaupt eine ganz außerordentliche Muskel- und Sehnenstärke verrieth. Die Einwohner von Neu-Amsterdam nannten ihn den Riesen, und es lag in der That in dieser Benennung keine Uebertreibung. Sobald van der Veer sich überzeugt, daß die vor ihm stehende Masse von Fleisch, Muskeln und Knochen ein menschliches Wesen sei, betrachtete er sich des Sclaven Gesichtszüge. Das Ergebniß dieser oberflächlichen Prüfung war ein befriedigendes. Die Hautfarbe des ihm vorgeschlagenen Dieners war freilich schwarz und zwar von dem dunkelsten Schwarz, aber aus diesem schwarzen Antlitz sprach Verstand; im Ganzen war der Ausdruck desselben viel gefälliger, als bei manchem andern Neger, also, wie van der Veer meinte, ein an und für sich zuverlässiger offener Empfehlungsbrief.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Abend im Irrenhause.

2.

(Fortsetzung).

Die Geschichte des lahmen Jakob erschien mir bei all' ihrer Einfachheit rührend, und ich schwieg ergriffen.

Auch Lindblatt war verstummt und hatte sein Haupt sinnend geneigt. Plötzlich erhob er es wieder. „Hätt' ich doch," rief er, „nun beinahe vergessen, daß ich noch bei einem Kranken nachzusehen habe. Die eben erzählte Geschichte erinnert mich daran, denn zu ihr bildet gewissermassen die Geschichte jenes andern Kranken ein düsteres Seitenstück. Kommen Sie, wir wollen zusammen noch eine Visite machen, ehe wir uns für den Rest des Abends auf diese Stube zurückziehen."

Dabei griff er nach den Schlüsseln und ging zur Thüre; ich folgte.

Aber kaum herausgetreten, umringte uns eine Schaar von Irrsinnigen. Jeder hatte Etwas zu sagen, zu berichten, zu fragen, jeder eine Klage anzubringen oder ein Leid zu klagen. Nur wenige blieben düster oder gleichgültig und theilnahmlos seitwärts. Allen aber, die sich an den Arzt drängten, kam ein hagerer, bleicher, wollhaariger Jude zuvor. Beweglich wie ein Aal schlüpfte er durch die Patienten und hielt sich dann, um nicht fortgerissen zu werden, am Kleide des Arztes fest.

„Herr Doctor," sagte er rasch mit einer dünnen, schneidenden Stimme und in vorlautem, fast impertinentem Tone, „ich erlaube mir, meine Bitte um Verbesserung meiner Kost, Vermehrung, Kräftigung und erhöhte Mannigfaltigkeit meiner Nahrungs- und Erfrischungsmittel eindringlich zu wiederholen! Ich bin doch wahrlich keine Pflanze, auf die es nur zu regnen braucht, damit sie gedeihe; ich bedarf zur Erbauung meines Leibes als Mensch, Prophet und König vielfältige und feine Nahrungsmittel. Ich habe soeben eine Schrift verfertigt, in der ich Alles dieses darlege; ich erlaube mir —" dabei zog er ein Papier hervor — „sie Ihnen zu überreichen! Den Mangel an Poesie in meinem Concepte möge Niemand tadeln; er ist eben durch den Abgang jener nothwendigsten aller Erfordernisse bedingt! Der Mensch ist, was er ißt; ich aber kann eben wegen Mangel jener Subsistenzmittel, die mein Organismus fordert, nichts Besseres leisten! Nun mögen Narren und Phantasten mich immerhin für ihres Gleichen halten; so lange ich durch bessere Nahrung nicht mehr für die Erbauung meines Leibes thun kann, muß ich mir gefallen lassen, daß mich schaale Köpfe für nichts mehr als einen Menschen halten! Ein kläglicher Zustand! Wie ich jetzt gehalten werde, kann jeder Tag, den ich verlebe, dem langen Tage der Juden gleichgestellt werden, und in Betracht, daß ich doch der eigentliche Jude des Jahrhunderts — ein Prophet und eine gesalbte Persönlichkeit bin —"

„Lassen Sie das gut sein, Veit Taubeles," sagte der Doctor, „ich habe Eile und kann Sie in diesem Augenblick nicht weiter anhören."

„Ich weiß," fuhr der Jude fort, indem er sich nur noch fester an den Rock des Arztes hielt, „ich weiß es mit Bestimmtheit, daß bereits in diesem Hause ein großer Koffer mit meiner dreifachen Equipirung und meiner dreifachen Löhnung als König, Priester und Prophet angekommen ist. Ich muß gegen dieses Zurückhalten mir eigenthümlich zukommender Effecten und die durch Nichts gerechtfertigte Beschlagnahme jener bedeutenden Geldsummen, die gewissermaßen drei Dotationen constituiren, einen energischen Protest einlegen! Ich fordere von den an meine Adresse gekommenen Sachen zum Mindesten meine einfache Kleidung als Prophet. Der Mensch ist das, was er anhat, und so lange es über mir verhängt bleibt, jeder Insignie meiner Würde beraubt einher zu gehen, beanspruche ich vergebens jenen Respect, der mir zukommt, jene Würdigung und Anerkennung —"

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Chlorkalk wird als ein gutes Mittel gegen Fliegen, Mäuse und Ratten empfohlen, da die Thiere den Geruch des Chlores nicht ertragen können. Etwas Chlorkalk im Stalle aufgehängt soll alle Schmeißfliegen vertreiben.

Digitized by Google

Lebensphilosophie.

Leichtsinn ist eine unglückliche Schwäche; man erduldet sie nur bei Kindern, sieht sie mit Kummer bei dem Knaben und mit Verdruß bei dem Jünglinge. Der leichtsinnige Mann ist ein Gegenstand des Unwillens, der Verachtung, und wird gewiß ein elender Greis werden.

Verschiedenes.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß die Tabakcultur in der Pfalz, deren Einführung gewöhnlich auf das Jahr 1697 gesetzt wird, nach urkundlichen Nachrichten schon fast ein Decennium früher in schwunghaftem Gebrauch war. „Hans Reinhard," sagt das Weinheimer Rathsprotokoll vom 6. Sept. 1689 unter Anderm, „hat sich angemeldet und bittet, daß Ihme die Rathhauß-böden gegen Erlegung eines Zinßes mögen auf eine gewiße Zeit, umb tabac darauf zu hängen, gegönnet werden. Ist darauf Ihme von Rath und Gemeind willfahret, dergestalt daß er die böden so undter dem Dachstuhl ein Jahrlang, den undtersten boden aber über der Rathsstuben bis Weihnachten genießen und behaben und der Stadt Sechszehn Gülden ze Zinß bezahlen, umb Weihnachten aber den undtersten Boden wieder räumen solle." Ein klarer Beweis nicht nur für schwunghaft betriebenen Tabaksanbau, sondern auch für hohe Preise der fremdländischen Culturpflanze — wenigstens nach der Höhe des Miethzinses der Trockenplätze zu schließen.

(Vom menschlichen Leben.) Die Anzahl der in der Welt vorhandenen Sprachen beträgt 3064 und deren Bewohner bekennen sich zu mehr denn tausend verschiedenen Religionsculten. Die Zahl der Männer ist ungefähr der Zahl der Weiber gleich. Die durchschnittliche Lebensdauer des Menschen ist ungefähr 33 Jahre. Ein Viertel derselben stirbt vor Erreichung des 7. Jahres, die Hälte vor dem 17., dagegen genießen diejenigen, die über dieses Alter hinaus leben eines Glückes, welches der anderen Hälfte versagt ist. Von jedem Tausend Menschen wird nur einer hundert Jahre alt, und von jedem Hundert erreichen nur 6 das 65. Jahr, sowie von jeden fünfhundert Personen nur einer 80 Jahre alt wird. Die Erde hat 1000,000,000 Bewohner, von diesen sterben 333,333,333 in jedem Jahr, 91,824 täglich, 3730 stündlich und 60 in jeder Minute, oder in jeder Sekunde einer. Durch eine gleiche Anzahl Geburten werden diese Verluste aber beinahe aufgehoben. Die Verheiratheten leben länger als die Ledigen, und besonders diejenigen erfreuen sich einer längeren Lebensdauer, die ein mäßiges und thätiges Leben führen. Große Leute leben länger als kleine. Frauen haben vor Erreichung des 50. Lebensjahres eine günstigere Chance als Männer, nachher aber sehr wenig. Die Zahl der Ehen ist im Verhältniß von 75 (?) zu jedem Tausend Menschen. Hochzeiten finden häufiger nach den Aequinoctien statt, d. h. während der Monate Juni und December. Die im Frühjahr geborenen Menschen sind gewöhnlich kräftiger als andere. Geburten und Todesfälle sind während der Nacht häufiger als bei Tag. Die Zahl der Männer, welche die Waffen zu tragen fähig sind, ist zu einem Viertel der Bevölkerung berechnet.

Räthsel.

Nun rathe und deute, was mag ich wohl sein:
Hoch droben am Himmel glänzt golden mein Schein,
Es rechnen und zählen wohl Viele darnach.
Im Teller ein Bissen, so lecker und fein,
Wie ihn nur der Gaumen des Feinschmeckers mag.
Im Kriege beschütz' ich in wüthender Schlacht
Des Kämpfenden Brust mit eiserner Macht.
Doch wehe dem Armen, deß Plage ich bin!
Verderblich und erblich zerfreß' ich den Leib. —
Nun rathe und deute, doch merk' auf den Sinn:
Am Himmel, im Teller, im Kriege, am Leib.

— thal. K.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 50. Donnerstag, den 25. April **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Hast du Lust, in meine Dienste zu treten, Manuel?" redete van der Veer ihn an.

„Wenn meine Herren damit zufrieden sind, ja," versetzte er.

„Aber mir ist an keinem Diener gelegen, der mir nicht gern und willig dient."

„An Eifer und gutem Willen werde ich es nicht fehlen lassen," sprach der Neger, der aus dem Tone der Stimme seines zukünftigen Herrn geschlossen, daß er es mit einem Manne von sanftem Charakter zu thun haben werde.

„Wohlan denn, Manuel," hub der Secretär an, „da du bisher stets fleißig und treu gewesen und dich gut betragen hast, so sind wir geneigt, dir eine Gelegenheit zu einigem Nebenverdienste zu gönnen, und wir hoffen, daß du unserer Empfehlung Ehre machen wirst." —

Wie aber die Bestürzung und den Schreck der Frau van der Veer schildern, als ihr von ihrem Gatten dieser schwarze Herkules vorgeführt wurde. Ja, wäre sie ihm von ungefähr allein begegnet, kein Zweifel, daß sie ihn für einen von jenen schwarzen Geistern gehalten haben würde, von denen sie in ihrer Kindheit in Märchenbüchern gelesen hatte. Indeß kam sie bald wieder zu sich, und schon nach einer kurzen halben Stunde, während Herrschaft und Diener sich über verschiedene Gegenstände besprachen, waren beide Theile zu dem erwünschtesten Einverständnisse gekommen, und Manuel gelobte sich innerlich an, sowohl dem Herrn als der Frau mit aller Treue zu dienen.

3.

Im Westen der Stadt Neuyork, auf der Stelle, wo jetzt die Greenwich- und die Liberty-Straße zusammenstoßen, stand zu der Zeit, von welcher wir erzählen, unfern des Flusses eine etwas unscheinbare Hütte, umgeben von einem ziemlich großen und eingefriedigten Garten. Die Hütte war lediglich aus Holz hergestellt und die Bauart derselben eine höchst kunstlose. Nämlich vier in die Erde eingerammte dicke Pfähle und statt gemauerter Wände alte Schiffsplanken, welche von hölzernen Pflöcken zusammengehalten wurden. Die kleinen schmalen Fenster eben so wie die vordere und die hintere Thür waren augenscheinlich der Kajüte irgend eines abgetakelten Schiffes entnommen, wie denn auch die Bedeckung des Daches — alte getheerte Laken — denselben Ursprung verrieth. Die innere Einrichtung der Hütte, obgleich von keinem Geschmacke zeugend, war nicht ganz ohne Bequemlichkeit und Reinlichkeit, und was die Zahl oder vielmehr den Umfang der Räume anbetrifft, so konnte dieselbe mit einer ans Wunderbare grenzenden Schnelligkeit vergrößert oder verringert werden. Diese Umwandlung machte sich nämlich durch mehrere an die Dachlatten gehängte alte Segel, welche als Scheidewände dienten. Etwa ein halbes Dutzend Hammocks waren an den Querbalken befestigt; doch war noch in einer der Ecken ein, durch die eben erwähnten magischen Wände den Blicken der Neugierigen entzogenes, ordentliches Bett vorhanden.

Dicht neben der aus getrockneten Lehmsteinen erbauten Feuerstelle saß eine etwa fünfzigjährige Frau, mit dem Braten von Fischen beschäftigt. Da wir für den Augen-

Digitized by Google

blick nur ihr Aeußeres zu beurtheilen im Stande sind, so haben wir in dieser Hinsicht zu bemerken, daß ihr von ihrer einst üppigen Jugendschönheit noch manche Spuren geblieben waren; jedoch schien der Ausdruck ihrer Gesichtszüge von ausgestandenen Leiden und Drangsalen Zeugniß abzulegen. Bald darauf sehen wir Kaspar Geldorp eintreten. Er warf seinen Hut zur Seite und ließ sich auf einen Sessel dicht an der Seite seiner Gattin, denn in diesem Verhältniß stand die Frau zu ihm, nieder.

„Nun, Katharine," hub er an, „ich habe sie endlich ausfindig gemacht."

„Wen denn ausfindig gemacht?" fragte Katharine mit einiger Neugierde.

„Die Leute, denen ich auf den Ferfen gewesen."

„Wer aber diese Leute sind, hast du mir noch nicht gesagt."

„Das habe ich nicht, weil ich zuvörderst meiner Sache sicher sein wollte. Erinnerst du dich noch des Kaufmannes van der Veer, der in Amsterdam in einem palastähnlichen Gebäude dem Rathause gegenüber wohnte?"

„Ja, — ich glaube ja," versetzte Katharine, indem sie nachdenkend vor sich niederblickte, eigentlich aber, um eine sie plötzlich überkommende Bewegung, der sie nicht gleich Herrin zu werden vermochte, zu verbergen.

„Gut. Er ist der Mann, den ich mit meinen Späherblicken verfolgt habe. Ich weiß jetzt Alles, was ich von ihm zu wissen gewünscht. Seine Frau und sein Sohn sind bei ihm. Sie wohnen in der Stadt-Taverne. Daß er einen Sohn hat, habe ich erst hier erfahren. Hast du das schon gewußt?"

Katharine fuhr auf, suchte jedoch ihre Empfindungen, so gut sie konnte, zu unterdrücken.

„Gewiß habe ich das gewußt," antwortete sie.

„Aber wie hast du denn davon Kenntniß gehabt?"

„Schon im Vaterlande ist mir das bekannt gewesen. Doch wie kommst du darauf, da du mir von dieser Familie bisher noch mit keinem Worte Erwähnung gethan hast?"

Diese Entgegnung schien Geldorp etwas unerwartet zu kommen, weßhalb er das Gespräch auf einen andern Gegenstand leitete.

„Katharine," hub er nach einer Weile des Stillschweigens wieder an, „könntest du die den Eltern geschworne Rache wohl so weit ausdehnen, daß auch die Kinder mit darunter zu leiden hätten, oder mit andern Worten, daß du das von den Eltern dir geschehene Unrecht an den Kindern heimsuchtest?"

Die Frau erblaßte. „Wie meinst du das?" fragte sie mit verstellter Ruhe.

„Nun, ich meine, was ich gesagt habe. Ich hasse sowohl Peter van der Veer als seine Frau."

Katharine heftete ihre Blicke auf das Gesicht ihres Mannes so fest, als wolle sie auf demselben seine innersten Gedanken lesen. Geldorp, dem ihre Bewegung nicht entgangen war, wünschte die Ursache derselben zu erfahren.

„Höre, Katharine, du scheinst an diesen Leuten irgend ein Interesse zu nehmen. Worin besteht das?"

„Ich ein Interesse an der van der Veer'schen Familie nehmen? Wüßte ich doch nicht, weßhalb?"

„Keine Umschweife; heraus damit!"

„Wenn du denn so sehr darauf bestehst, gut," antwortete sie. „Das Interesse, welches ich daran nehme, ist einfach das, daß du die jetzige Frau Theodora van der Veer einst geliebt hast."

Nun war es an dem Manne aufzufahren. Indeß schien er die Sache doch ziemlich leicht zu nehmen, da er lächelnd sprach: „Ha! Sind wir etwa eifersüchtig? Hat aber gar nichts auf sich. Ja, wenn ich Theodora auch einst geliebt habe, so ist das schon lange vor deiner Zeit gewesen, und diese Liebe hat sich seitdem in einen solchen Haß verwandelt, daß du jetzt nichts mehr davon zu befürchten hast."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung.)

„Sie sind heute von einer unausstehlichen Zudringlichkeit, Veit Taubeles," sagte der Doctor ernst, „und wenn Sie so fortfahren, so werde ich mich genöthigt sehen, Ihnen für morgen das Quantum der „Subsistenzmittel", die Ihnen in ganz gehörigem Maße gereicht werden, zu schmälern, statt es zu erhöhen."

Vor dem ernsten Ausdrucke, mit dem diese

Digitized by Google

Worte gesprochen waren, wich der Wollhaarige plötzlich zurück, und sein rasches Geplauder war wie mit einem Messer abgeschnitten.

„Wenn Sie nicht auch solche Käuze hier hätten," sagte ich leise, indem wir weiter gingen, „es wäre wohl in diesen Räumen zu verzweifeln. Diese sind die Clowns, die Rüppel in dieser allgemeinen Tragödie."

„Leider nur für den flüchtigen Besucher solcher Anstalten, den Irrenarzt amüsiren sie nicht mehr," erwiderte der Freund.

„Hat dieser Mensch auch seine Historie?" fragte ich weiter, denn ich hatte schon gemerkt, daß der Freund heute mittheilsamer als gewöhnlich sei.

„Nein, kaum," erwiederte Lindblatt. „Seltsamer Weise hat Veit Taubeles gar keine Geschichte; er ist einfach über den Talmud verrückt geworden. Allmälig entwickelte sich ein ungeheurer Stolz in seiner Brust, daß er so gelehrt und so nahe daran sei, ein Licht des Glaubens zu werden — er war durch seine Gelehrsamkeit die Freude und der Stolz seiner Verwandten geworden — da contrastirte die hohe Stellung, die er ideell unter den Exegeten und Schriftgelehrten einnahm, gar zu grell mit dem Hunger, den er litt, dem zerrissenen Rocke, den er tragen mußte, und er ward Das, was er heute ist."

„Da haben," fuhr er fort, „jene beiden hageren Gestalten, die dort mit aschgrauen, eingefallenen Wangen, finster neben einander hinschleichen, schon eine eigenthümliche Geschichte. Sie liefern auch den Beweis, wie der Irrsinnskeim in einer ganzen Familie liegen kann und oft nur auf einen Zufall wartet, um sich zu entwickeln. Sie sehen da zwei Brüder, Thomas und Adalbert Hyust. Ein altes Weib, das wir drüben auf der Abtheilung der Frauen antreffen können, gehört zu ihnen. Vor ungefähr vier Jahren, da der Winter gar zu lange dauerte, stahl Thomas, der jüngere Bruder, des Nachts etwas Holz im herrschaftlichen Walde. Aber der Waldwächter sah eine Gestalt im Mondscheine und folgte ihr, als sie mit einem Schlitten fortrannte, bis zum Hause, wo die beiden Brüder mit ihren Frauen und Kindern gemeinsam lebten. Man brach ein, die Holzbündel fanden sich in der Hausflur, der Diebstahl war unleugbar — da trat Adalbert, der ältere Bruder, hervor und nahm die That auf sich. Einerseits bewog ihn dazu die Liebe zum jüngern Bruder, andererseits die Meinung, daß er als Bauer für den Holzfrevel nicht so hart gestraft werden würde, wie Thomas, der Tagelöhner. Aber in diesem Punkte irrte er sich; das Strafmaß ward auf's Strengste gefällt und über die Lesung des Urtheils, das ihn wegen einiger Scheite Holz zu einer halbmonatlichen Gefängnißstrafe und 5 Gulden Kostenersatz verurtheilte, ward er wahnsinnig.

Diese Nachricht des Schreckens trifft den jüngern Bruder, als er eben Sonntags aus der Kirche heimkommt. Die Schmach und das Unglück, das seinen Bruder, der sich edelmüthig für ihn geopfert, unverschuldet getroffen, zerschmettert ihn. Er wird unruhig, verläßt Arbeit und Haushalt und — versinkt in Irrsinn, wie der Andere. Aber das Maß des Unglücks, das über das Haus beider Brüder hereinbrechen sollte, ist nicht voll. Ein Jahr darauf besucht die greise Mutter der Beiden ihre Söhne im Irrenhause. Zuerst will sie in den blassen, verstörten, verthierten Gestalten, die man ihr gegenüberstellt, ihre einst blühenden Söhne gar nicht mehr wiedererkennen — da entbindet mit einem Male die furchtbare Thatsache alle jene unheimlichen Mächte, die verschlossen und verborgen in der Natur dieser unglücklichen Familie geschlummert zu haben scheinen. Die alte Frau fängt an zu rasen .... Wir haben sie hier behalten müssen!'

„Genug, genug!" rief ich. „Ich glaube kaum den Muth zu finden, mehr zu hören! O, in welchem Orte wohnen Sie hier, in welchem Orte!"

„Es ist in der That", erwiderte der Freund, „eine Art von Gehennah, ein Ort der Verdammten, und wie die Hölle des Dante hat er Kreise um Kreise, die immer düsterer und grauenvoller in die Tiefe hinabgehen."

„Bleiben Sie", setzte er lächelnd hinzu und hielt die Hand fest, die ich ihm entziehen wollte, „ich bin Ihr Führer, Ihr Virgil. Wir sind übrigens an der Thür, zu der ich Sie geleiten wollte."

Und der Schlüssel drehte sich im Schlosse.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Lebensphilosophie.

Schweige nicht zu viel, sonst belehrst du nicht;
Brumme nicht zu viel, sonst bekehrst du nicht;
Liebe nicht zu viel, sonst beglückst du nicht;
Singe nicht zu viel, sonst entzückst du nicht;
Schwätze nicht zu viel, sonst erhellst du nicht;
Spotte nicht zu viel, sonst gefällst du nicht;
Trinke nicht zu viel, sonst gedeihst du nicht;
Sündige nicht zu viel, sonst verzeihst du nicht!

Verschiedenes.

(Die Gasmaschine.) Der Mechaniker Zimmermann in Karlsruhe hat nun die im Auftrag des dortigen Gewerbevereins ausgeführte Gasmaschine aufgestellt. Sie wird mit großem Interesse besichtigt; aber so wenig von ihr, als von der Koch'schen Maschine in Leipzig, oder den ursprünglichen Lenoir- und Macinonischen Maschinen in Paris erfährt man eine auf Messungen begründete genügende Beschreibung ihrer Nutzleistung. Diese scheint daher noch manche Wünsche unbefriedigt zu lassen. Der Nutzeffect der Maschine scheint nur bei einem äußerst raschen Hin- und Hergange des Kolbens ein genügender zu sein. So wird man denn wohl der Wissenschaft und Kunst noch einige Zeit gönnen müssen, die nöthigen Verbesserungen anzubringen, ehe diese Maschine sich allgemeinen Eingang ins bürgerliche Leben wird erkämpfen können. Indeß es ist noch keine wahrhaft große Erfindung wie Minerva aus Jupiter's Haupt fix und fertig aus dem Kopfe eines Erfinders hervorgegangen; sie forderten alle, wie die Dampfmaschine und calorische Maschine, erst Jahre lang fortgesetzte Versuche und Mühen, bis alle wesentlichen Schwierigkeiten überwunden waren. Man wird deßhalb nicht gleich verzagen müssen und in der Lenoir'schen Gasmaschine immerhin einen der merkwürdigsten und hoffnungsreichsten Fortschritte erkennen dürfen.

(Das heißt Nervenschwäche.) Die Herzogin Decazes, die Gräfin Saint Ange und die Marquise Armagnac saßen unlängst in Paris beim Thee und kam das Gespräch auf körperliche Zartheit und Nervenschwäche. „Ich ging", erzählte die Herzogin, „an einem kühlen Maimorgen in meinem Garten in Neglige und Pantoffeln spazieren. Da fiel mir ein Rosenblatt auf den Fuß und ich mußte an den Folgen davon ein ganzes Vierteljahr hinken." — „Das ist noch gar nichts", erwiderte die Gräfin, „mein Kammermädchen ließ einmal aus Nachlässigkeit eine Falte im Betttuche, das von feinster holländischer Leinwand war. Unglücklicher Weise kam ich auf die Falte zu liegen, wodurch ich mir drei Rippen dermaßen beschädigte, daß der Wundarzt drei Monate vollauf zu thun hatte, und mich die einzige Falte auf fünfzehnhundert Franken zu stehen kam." — „Das ist Unglück", bestätigte die Marquise, „kann aber gegen das Mißgeschick, welches ich in Folge meiner Nervenschwäche zu erdulden hatte und noch habe, nicht in Betracht kommen. Ich hatte meinem Friseur es zu einer Hauptbedingung gemacht, mein Haar stets so zu scheiteln, daß auf der einen Seite so viel Haare wie auf der andern zu liegen kämen. Eines Tages aber begeht der Unglückselige die Unverantwortlichkeit und legt auf die linke Seite drei Haare mehr. Hierdurch wird mein Kopf so auf die linke Seite geneigt, daß, wie Sie sich selbst noch überzeugen können, ich ihn bis auf diese Stunde nicht wieder in die richtige Stellung habe bringen können. Hat solcher Friseur nicht die Galeere verdient?"

(Der Reactionär.) In Mecklenburg lebt ein Rittergutsbesitzer, der ein solcher Reactionär ist, daß er grundsätzlich nie einen Brief frankirt, um nicht das Wort „frei" darauf schreiben oder eine Freimarke in die Hand nehmen zu müssen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 49:
Krebs.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 51. Samstag, den 27. April **1861.**

Warum weinen denn die Reben?

Warum weinen denn die Reben,
Wenn des Frühlings Lüfte wehn?
Können sie zum neuen Leben
Nur mit Thränen auferstehn?

Oder ist es nur das Sehnen
Nach vergang'nem Lebensglück,
Rufen etwa diese Thränen
Nur den reichen Herbst zurück? —

's ist das ahnungsvolle Bangen
Vor des Frühlings Herrlichkeit,
Nur das schwellende Verlangen
Nach der Liebe Glück und Freud'!

Wandelst du in trübem Sinnen
Einsam deines Lebens Pfad, —
Denk', die Thränen müssen rinnen,
Wenn des Herzens Frühling naht.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Gerade als er diese Worte gesprochen, erschien in der Hütte ein Indianer, dessen Anzug, besonders die Federn, mit welchen seine Kopfbedeckung geziert war, den Sachem oder Kriegsanführer verrieth. In seinem Stamme, dem der Raritaner, wurde er Kargewawagus, außerhalb desselben aber, und namentlich von den Holländern, nach der Farbe seiner Mokkasins, „Rothschuh" genannt. Ohne ein Wort zu sagen, stellte er seine Flinte in eine Ecke, worauf er sich auf einen der Stühle niederließ.

„Katharine, zwischen deinen Pflanzen im Garten wuchert das Unkraut," bemerkte Geldorp.

„Aber die Fische sind erst halb gesotten," versetzte sie.

„Thut nichts; ich werde schon danach sehen, daß sie nicht anbrennen."

Die Frau kannte den Charakter ihres Mannes zu genau, weßhalb sie Anstand nahm, in der Gegenwart eines Fremden es zu einer offenen Widerspenstigkeit kommen zu lassen. Sie ließ ihren Gatten mit dem Indianer allein.

„Nun, Rothschuh," redete Geldorp den Wilden an, „die Sachen stehen gut. Was ich zu erfahren wünsche, habe ich herausgebracht, und der Mann, von dem ich mit Euch gesprochen, ist gerade derselbe, dessen Anwesenheit ich hier vermuthet habe. An ihm könnt Ihr Eure Rache kühlen."

„Aber wie ihn in unsere Gewalt bekommen?" fragte der Indianer.

„Das können wir jetzt besprechen. Wann kehrt Ihr zurück?"

„Noch heute Abend."

„Dann müssen wir seiner noch heute Abend habhaft zu werden suchen. Ihr werdet doch Euer Versprechen halten?"

„Keinen Zweifel darüber! Die Raritaner haben geschworen, an den weißen Gesichtern Rache zu nehmen, und würde Euer Geld für das auszuführende Werk uns allein nicht locken, wenn wir nicht einen gewichtigeren Grund dazu hätten," sprach Rothschuh mit funkelnden Augen. „Ein rother Mann, der Keinem was zu Leide gethan, ist von der Kugel eines weißen Mannes getroffen und gefallen. Wir haben deßhalb Genugthuung, Gerechtigkeit verlangt, aber Beides ist uns verweigert worden. Mein Volk wird nicht eher ruhen, als bis es das Blut eines weißen Gesichts hat fließen sehen. Ueberliefert mir

Digitized by Google

das Schlachtopfer und unser Unwille wird wieder schwinden."

Kaspar Geldorp hatte des Indianers Worte mit einer ganz besondern Zufriedenheit angehört. Die feindselige Stimmung der Wilden gegen seine Landsleute war ihm eine um so erwünschtere, als sie zur Förderung seiner eignen bösen Pläne beitragen konnte. Der Grund aber, weßhalb die Raritaner an einem weißen Manne Rache zu nehmen suchten, war folgender. Vor etwa einem Monat war ein Raritaner von einem Weißen, ohne irgend eine besondere Veranlassung dazu gegeben zu haben, kalten Blutes erschossen worden. Die Stammesbrüder desselben hatten hierauf die Auslieferung des Mörders verlangt, wurden jedoch mit ihrem Ansuchen zurückgewiesen. Jetzt, im Gefühl des ihnen geschehenen Unrechts, hatten sie geschworen, sich auf irgend eine Weise an den Weißen selbst Genugthuung zu verschaffen, und sie sannen darauf, einen Europäer, gleichviel ob den Schuldigen oder einen Unschuldigen, in ihre Gewalt zu bekommen. Geldorp, der von diesem Umstand Kenntniß erhalten, suchte nun daraus für sich Vortheil zu ziehen.

„Wie viele sind von Euern Brüdern in der Stadt?" fragte er.

„Außer mir noch fünf."

„Sind sie alle verläßlich?"

„Alle."

„Dann findet Euch eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang am westlichen Ende der ersten Farm der Compagnie ein. Dort werdet Ihr mich treffen und hören, was weiter zu thun ist."

Nun ward Katharina wieder hereingerufen, und nachdem der Indianer ein Glas Rum getrunken, ging er davon. Gern hätte sie die Ursache des Besuchs desselben erfahren, vermochte jedoch aus ihrem Gatten, aller mit Schlauheit gestellten Fragen ungeachtet, nichts herauszubringen.

Etwa eine halbe Stunde darauf erschienen sechs wie Matrosen gekleidete Männer, mit denen Geldorp sich zu Tisch setzte. Aus der Unterhaltung derselben hätte ein Dritter leicht entnehmen können, daß sie Geldorp's Schiffsgenossen waren und ihn als ihren Anführer betrachteten, da sie ihn „Capitän" nannten. Dabei sprachen sie von Dingen, die das offene Tageslicht scheuten, und berühmten sich, Thaten verrichtet zu haben, auf welche das Gesetz die schwersten Strafen gelegt hat. Gegen Sonnenuntergang ward die Tafel aufgehoben und sie verließen das Haus. Im Hofe blieben sie eine Weile stehen, während welcher Geldorp sich bei einer unter einem Verschlage stehenden Kiste beschäftigte. Aus dieser nahm er einige Tauenden und ein eben nicht großes Bündel. Dann ging ihr Weg nach einer dicht am Ufer des Flusses belegenen Schifferhütte. Hier öffnete Geldorp das Bündel. Es enthielt einen vollständigen weiblichen Anzug, den einer der Männer, Martin Kieffer genannt, anlegen mußte. Kieffer, in einem Alter von noch unter dreißig Jahren, hatte ein rundes und glattes Gesicht; Katharinens Kleid saß ihm wie angegossen, und mit ihrer Haube und ihrem bunten Halstuche sah er in dieser Verkleidung einem derben holländischen Mädchen oder einer jungen Frau gar nicht unähnlich.

Während diese Dinge am Ufer des Nordflusses vor sich gingen, saßen unsere Freunde in der Stadt-Taverne, nichts Arges ahnend, im traulichen Gespräche beisammen, und als das Nachtessen verzehrt war, schickte Wilhelm van der Veer sich an, seinen Abendspaziergang in der Gegend des heutigen Whitehall zu machen. Er ging; jedoch der Warnung seines Vaters eingedenk, von der Taverne sich nicht zu weit zu entfernen, kehrte er schon bald wieder um. Unfern des Gartens hörte er ein gar klägliches Gestöhne. War etwa irgend Jemand von einem plötzlichen Unwohlsein befallen? Sein mitleidiges Herz trieb ihn an, zu forschen, woher diese Schmerz verrathenden Töne kamen. Auf dem Rasen dicht am Garten erblickte er eine Frau, auf welche er sogleich zusprang, um ihr seine Hilfe bereitwilligst anzubieten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

3.

(Fortsetzung.)

Das Zimmer, in das wir traten, war geräumig und reinlich, und glich allen übrigen, die ich bisher in diesem Hause gesehen. Auf

Digitized by Google

einem Bette lag die abgezehrte Gestalt eines Mannes, der, fortwährend kurze, abgebrochene, durch die Schnelligkeit, mit der sie gesprochen wurden, größtentheils unverständliche Sätze vor sich hinplaudernd, sich rastlos aus einer Lage in die andere warf, als ob jedes seiner Glieder an einem Drahte auf- und abgezogen würde. Der Blick des Kranken, aus dunklen, eingefallenen Augen, war wild, starr auf einen Punkt an der Decke gerichtet, von Zeit zu Zeit holte er tief Athem und blieb ein paar Sekunden lang ruhig, dann begann er seine rastlose, unbegreifliche, erschreckende Arbeit mit dem Hin- und Herwerfen der Glieder von Neuem.

„Der Mann, den Sie da sehen", sagte der Freund, nachdem er den Unglücklichen eine Zeit lang beobachtet und dann dem Wärter, der im Hintergrunde des Zimmers stand, einige Aufträge gegeben, „der Mann, den Sie da sehen, und der wohl mit schnellen Schritten seinem Ende entgegennaht, ist ein ehemaliger Fabrikant, der, nachdem er seine Fabrik andern Händen übergeben hatte, nach Böhmen übersiedelte und sich in S . . . ., einem kleinen, hübsch gelegenen Grenzorte, niederließ. Ein Wittwer, aber ohne Kinder, noch in den besten Jahren — so nennt man ja die Vierzig — boten sich ihm in seinem neuen Wohnorte zahlreiche Partien dar, und er heirathete bald ein junges, kaum zwanzigjähriges Mädchen aus gutem Hause. Wir haben sie vor einigen Tagen hier gesehen. Ein zarteres, lieblicheres Geschöpf ist kaum denkbar.

Trotz des Abstandes der Jahre zwischen den beiden Gatten war die Ehe eine recht glückliche. Ein Knabe wurde Beiden geboren und nahm bald die ganze Sorge der jungen Mutter in Anspruch. Inzwischen hatte Oswald — so hieß unser Fabrikant — eine schöne, aus Feldern und Gärten bestehende Besitzung unfern der Stadt angekauft und verbrachte auf ihr die größte Zeit des Tages. Es entging der Frau nicht, daß allmälig eine Veränderung in seinem Charakter vorging. Von jeher zu heftigen Ausbrüchen des Zornes geneigt, ward er allmälig immer reizbarer. Die sanfte Frau schob es auf die Rechnung seiner verschiedenartigen Unternehmungen, die natürlich mit Sorgen und Ungewißheit verbunden waren.

In dieser Zeit kam im Städtchen eine Familie an, die vor Jahren mit Oswald bekannt gewesen war. Es fiel der Frau auf, daß der Mann die Nachricht ihrer Ankunft mit Unwillen und wie mit einer Art geheimer Angst aufnahm. Doch da war nicht auszuweichen. Die Neuangekommenen besuchten Oswald, erneuerten die alte Bekanntschaft, und die beiden Frauen, von beinahe gleichem Alter, schlossen sich aneinander an. Die Frau bemerkte nicht, daß Oswald ihre Gänge zu ihrer neuen Freundin, die auch ihre Nachbarin wurde, ungern sah und sie jedes Mal prüfend betrachtete, wenn sie wieder von einem Besuche nach Hause zurückkehrte.

Und doch hatte es die junge Frau nicht selten nöthig, ihr Herz bei einer theilnehmenden Freundin auszuschütten! Sie war oft sehr traurig darüber, daß ihr Mann sein Söhnchen, das der Mutter Glück und Freude war, nicht so zu lieben schien, wie es dies nach ihrer Ansicht verdiente. Ja, Oswald schienen jedes Mal düstere, unheimliche Gedanken zu überkommen, wenn er — was übrigens selten geschah — das Kind zwischen die Knie nahm und ihm in die Augen blickte. „Kein Knabe", sagte er einmal, „hättest Du werden sollen! Du wirst als solcher mein Gemüth erben, und Alles, was in mir düster und schrecklich ist, wird in Dir doppelt schrecklich erscheinen!"

Dies war wohl nur ein müßiger Einfall, aber die Frau konnte nicht umhin, sich über diesen Ausspruch viele Wochen zu ängstigen und ihn auf die verschiedenste Art zu deuten.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Als milchbeförderndes Mittel wird empfohlen, Kühen, welche in der Milch nachlassen, 3 Loth gepulverten Fenchel und 3 Loth gepulverten Dillsamen in ½ Maß lauwarmem Wasser oder Milch nüchtern oder auf das Futter zu geben.

Digitized by Google

Lebensphilosophie.

Sich in Vergang'nes liebend zu versenken,
Mit klarem Geist die Gegenwart durchdenken,
Auf's Nöthigste die Willenskraft beschränken,
Die Zukunft sorgenlos Gott anvertrau'n:
Heißt heiterschön sein Leben auferbau'n.

Verschiedenes.

Mehrere deutsche Zeitungen bringen seit einiger Zeit die Nachricht, daß ein pariser Photograph — wenn wir nicht irren, mit Namen Divier — eine neue Methode erfunden habe, lebensgroße Portraits von Menschen und Thieren anzufertigen, und bezeichnen diese Erfindung als eine französische; Einsender dieser Zeilen hatte jedoch bereits vor einem Jahre Gelegenheit, ähnliche Bilder auf deutschem Grund und Boden zu bewundern und zwar in dem Atelier des königl. preußischen Hof-Photographen J. Wothly in Aachen, der dieselben nach eigener Erfindung in wohl unerreichbarer Vollendung anfertigt.

Erwähnter Künstler, seit Entstehung der neueren Photographie stets beeifert, das Höchste der Kunst zu erstreben, wurde bei der großen photographischen Bilder-Ausstellung in Brüssel mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet und trug mithin unter allen französischen, belgischen und englischen Künstlern — die sehr zahlreich vertreten waren — den ersten Preis davon.

Die Bezeichnung, daß diese Erfindung französischen Ursprungs sei, ist mithin grundfalsch, indem, wie bereits bemerkt, ein Jahr vor Divier, Wothly lebensgroße Photographien und zwar im Quadrat-Umfang von 16 rheinischen Fuß anfertigte.

J. Mo . . . r.

(Kleine Sprüchlein.) Bei der Generalversammlung der nassauischen Gewerbevereine, welche kürzlich in Dillenburg stattfand und welche sehr glänzend ausgefallen sein soll, machten die Sprüche der einzelnen Gewerbe großes Aufsehen.

Der Spruch der Bergleute lautete:

Gib gutes Eisen, Eisenstein,
Leg's, Herr, in feste Hände,
Wenn in das deutsche Land herein
Der Feind den Weg einst fände.

Als der Schreiner Sprüchlein las man Folgendes:

Wir leimen und einen
Im Großen und Kleinen.
Könnten doch auch zu festem Verband
Zusammen wir leimen das Vaterland!

Die Gerber führten sich ein durch die Worte:

Wir gerben das Leder,
Drum hüte ein Jeder,
Besonders der Feind,
Der am Rhein erscheint,
Sein eigenes Fell
Vor dem Gerbergesell.

Die Hutmacher meinten:

Unter einen Hut zu bringen
Alle, will mir nicht gelingen.

„Die Sach' hat so gangen: der Schreiner hat den Hirschwirth einen verlogenen Spitzbuben geheißen, da hat der Hirschwirth einen Prügel genommen und hat dem Schreiner hinten aufgehauen, daß es gepatscht hat. Ob er ihn aber getroffen, kann ich nit sagen, ich hab' grad' g'schnupft" — so sagte Hans Schwab als Zeuge vor Gericht.

Räthsel.

Ich habe manchen lieben Sänger schon
Zur lichten Höh' gebracht,
Und durch der Harmonieen Ton
Dein Leid zur Lust gemacht.
Trenn' mir den Kopf, nimm mir den Fuß,
Wie ändert sich das Ding!
Ein Jeder nun mich hassen muß,
Wär' ich noch so gering.

— thal, K.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 52. Dienstag, den 30. April **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Die arme Frau ächzte und wimmerte jämmerlich und rieb sich dabei den Magen. „Es muß ein Anfall von Ohnmacht sein," sprach sie mit matter Stimme; „noch soeben glaubte ich, daß ich daran sterben würde. Gott sei Dank, daß Sie mich gehört haben."

„Soll ich Sie in die Taverne führen?" fragte Wilhelm. „Es sind nur wenige Schritte."

„Nein, nein, mein Herr. Mein Boot liegt hier ganz in der Nähe, und mein Sohn wartet auf mich. Wir wohnen in Breukelen, und wenn Sie mich ans Ufer geleiten wollen, so könnte mein Junge mich hinüber rudern und ich wäre dann gleich zu Haus. Sie werden doch eine arme Frau nicht auf offener Straße umkommen lassen wollen?"

„Daß ich nicht so hartherzig wäre! Haben Sie noch so viel Kraft, um sich aufrichten zu können?"

Mit großer Mühe gelang es Wilhelm, die Kranke auf die Beine zu bringen, und langsam und vorsichtig geleitete er sie ans Ufer. Unfern der jetzt Witehall-Slip genannten Gegend lag das an einen dicken Baumstamm gebundene Boot, von welchem jedoch nur der hintere Theil sichtbar war. Jetzt ward der Gang der Frau schon wieder etwas sicherer und ihr Gewimmer ließ immer mehr nach. „Schon einige Male habe ich solche Anfälle gehabt," sprach sie, „und wenn sie auch nicht von langer Dauer sind, so sind sie dafür desto heftiger und angreifender. Ah! hier ist das Boot. Sollte der Junge sich daraus entfernt haben?"

In diesem Augenblick hörte Wilhelm ein von dem Ufer heraufdringendes Geräusch. Mehrere Männer sprangen aus dem Gebüsch und umzingelten ihn. „Was hat dies zu bedeuten?" fragte er. Doch noch ehe er diese Worte ausgesprochen, hatte die Frau ihn gepackt und mit einer ihr ganz unerwartet gekommenen Kraft zu Boden geschleudert. Wilhelm strengte alle seine Kräfte an, sich den Armen der plötzlich so riesenstark gewordenen Frau zu entwinden. Aber ehe er sich wieder aufgerafft, hat er es mit noch zwei nicht minder starken Männern zu thun. Mit einer ans Wunderbare grenzenden Schnelligkeit verstopften sie ihm den Mund, banden ihm die Hände und die Füße und ließen ihn sodann in das Boot hinab, in welchem er von zwei andern Männern in Empfang genommen und auf ein Segeltuch gelegt wurde. Er wollte schreien, nach Hilfe rufen, aber kein Laut kam aus seinem Munde, und dabei waren ihm die Fesseln so fest angelegt, daß jede Bewegung der Glieder ihm die empfindlichsten Schmerzen verursachte. Nachdem die am Ufer versteckt gewesenen Männer und die vermeintliche Frau ins Boot gesprungen, nahmen sie die Ruder zur Hand und dasselbe glitt auf dem nassen Elemente mit Pfeilesschnelle dahin.

Wilhelm, der sich mit Mühe in eine halb liegende, halb sitzende Stellung gebracht, war dadurch im Stande, die Männer, in deren Gewalt er durch eine so schmähliche List gerathen, sich etwas genauer zu betrachten. Vier ruderten, einer lenkte das Steuer; dazu noch der als Frau verkleidete Mann, denn kein Zweifel mehr darüber, daß die Person, welche ihn mit einer so ungewöhnlichen Stärke und Gewandtheit überwältigt hatte, dem stärkeren Geschlechte angehörte. Die Gesichter der

Digitized by Google

Ruderer waren ihm völlig unbekannt, aber in dem Steuermanne erkannte er, wenngleich die Schatten des Abends sich schon herabsenkten, die Gesichtszüge Desjenigen, vor welchem ihn sein Vater noch vor wenigen Stunden gewarnt hatte. Es war Kaspar Geldorp. Weiter fuhr das Boot und nach etwa zwanzig Minuten war die kleine Stadt Neu-Amsterdam seinem Gesichtskreise entschwunden. An einem Felsvorsprunge ward Halt gemacht. Ein neuer Schreck ergriff den Gefangenen, denn in tiefen und gurgelnden Tönen sprach ein herantretender Indianer: „Bringt ihr uns das Opfer?"

„Ja," versetzte Geldorp.

Wilhelm ward jetzt von dem Boote der weißen Männer in ein enges, aber langes, von sechs Indianern bemanntes Kanot gebracht. Nachdem Geldorp mit den Rothhäuten eine kurze Unterredung gepflogen, fuhren diese mit ihm weiter. Wilhelm suchte durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß er seiner Bande entledigt zu sein wünsche, aber seine ziemlich verständlichen Pantomimen blieben unbeachtet. Sechs breite Ruderschaufeln wurden von sechs starken Händen gerührt und die leichte Barke flog auf der Oberfläche des Wassers mit reißender Geschwindigkeit dahin. Der Lauf derselben ging der Stadt wieder zu. Er erblickte die Veste, sogar die erleuchteten Fenster der Taverne und hätte gern gewußt, ob von den Bewohnern derselben seine Abwesenheit bemerkt worden wäre und ob sie seinetwegen Nachforschungen angestellt hätten. Aber bald lag ihm die Stadt im Rücken, von der Fluth geholfen, leiteten die rothen Männer ihr Boot durch den Engpaß an den Ufern von Staaten-Eiland dahin, die Bai hinauf und dann in den Raritanfluß hinein. Die riesigen Waldbäume bildeten über ihren Häuptern einen Dom, das Sternenlicht vermochte denselben nicht zu durchdringen und die schwärzeste Finsterniß umgab sie. Aber unaufhaltsam fuhr das Kanot weiter und die Rothhäute unterhielten sich in ihrer so seltsam klingenden Sprache, von welcher Wilhelm jedoch bereits genug verstand, um zu vernehmen, daß die Rede von Blut, Feuer und Rache war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Fortsetzung).

Allmälig ward Oswald immer finsterer und schweigsamer. Einmal, nachdem er spät zum Nachtessen nach Hause gekommen war, und was ihm vorgesetzt wurde, ohne ein Wort zu reden, verzehrt hatte, ließ er den nun fünfjährigen Knaben an sich heran kommen und sah ihm lange in die Augen.

„Wenn Du mir doch nicht so glichst!" sagte er. „Aber Du hast meine schwarzen Augen, jeden Zug von mir und mein schwarzes Haar. Du bist wie jener Andere —"

„Wie welcher Andere?" fragte die besorgte Mutter.

„Du weißt," sagte Oswald, „daß ich aus meiner ersten Ehe auch einen Sohn hatte. Er starb — ungefähr im Alter unseres Arthur."

„Arthur ist das gesündeste Kind!" rief die Mutter.

„Was weiß man davon?" entgegnete der Vater. „Die Kinder erben unsere Krankheiten, Keime körperlicher und geistiger Uebel, die in uns liegen. Besser, nie geboren werden, besser, früh sterben, als mit jeder Minute, die man lebt, dem Tage entgegengehen, wo nach einem dunklen Beschlusse das Unheil in uns zum Ausbruche kommen muß."

„Aber welcher schreckliche Gedanke! Wie kommst Du darauf?"

Oswald schwieg.

So aufgeregt war die arme Frau nach diesen Reden Oswald's, daß sie, wie an den Stuhl gebunden, sitzen blieb, nachdem sich dieser bereits, um schlafen zu gehen, entfernt hatte. Lange starrte sie wie fassungslos auf den Boden, suchte nach einem Schlüssel dieser seltsamen Worte und fand ihn nicht. Endlich raffte sie sich auf und führte mit leisen Schritten ihren Knaben in das nebenanstoßende Gemach, wo er unfern der Betten der beiden Gatten seine kleine Ruhestätte hatte. Oswald lag bereits in tiefem Schlafe.

Doch die Frau fühlte, daß sie noch nicht würde schlafen können. Sie ging in das Sitzzimmer zurück, öffnete das Bureau, zog ein Blatt Papier hervor und begann einen Brief an ihre Mutter. Der Vater, ein Beamter, war seit einem Jahre ungefähr nach Galizien versetzt worden.

Digitized by Google

Es gibt wohl kaum etwas Unheimlicheres, als das herausgepreßte, angstvolle Aufschreien eines Menschen aus dem Schlafe. Nicht mit Unrecht weist es der Volksglaube Denen an, die mit dem Geheimnisse eines Verbrechens belastet sind. Wo diese mißtönenden Laute, von den Lippen eines Schlafenden unheimlich geformt, die Stille der Nacht zerreißen, in der bisher nur der Pendel der Uhr gleichförmig hin- und hergegangen, erschrickt der Wachende und glaubt einen Ton aus einem andern Lebenskreise zu vernehmen. Drei Mal ertönte ein solcher angstvoller Ruf aus dem nebenanliegenden Zimmer, dann hörte die Frau, wie sich Oswald, tief aufseufzend, herumwarf und weiter schlummerte.

Immer noch schrieb sie. Da hört sie plötzlich, daß ihr Mann sich aus dem Bette erhoben hat und — als ob er Etwas suche — rasch im Zimmer einhergeht. Dann ist es still. Sie öffnet, das Licht in der Hand haltend, die Thür, und — muß sich krampfhaft an dem Thürflügel halten, um nicht zusammenzubrechen. Mit stieren, aber gleichsam erstarrten Augen — mit einem Antlitz, auf dem jeder Zug Entsetzen und Verwilderung malt — ein Messer in der Hand, steht der Vater vor dem schlummernden Knaben — schon im Begriffe, ihm das Eisen durch die Brust zu stoßen. „Oswald!" ruft die Frau mit einem Schrei — da scheint er aus einem Traume zu sich zu kommen — das Messer fällt aus seiner Hand — und, wie um nicht umzusinken, krallt er sich an der Mauer fest.

„Die schwarze Frau!" — ruft er noch — das Uebrige erstirbt in tonlosem Lallen.

Am andern Tage besucht Frau Oswald ihre Nachbarin. Ihre Thränen, die sich nicht dämmen lassen wollen, verrathen bald, wie es ihr um's Herz ist. Endlich sagt sie, daß sie um den Gemüthszustand ihres Mannes sehr besorgt sei und doch Niemanden Alles, was sie bedränge, mittheilen könne.

Die Nachbarin schweigt eine Zeit lang und beginnt dann zögernd: „Vielleicht ist es meine Pflicht, Ihnen über den Zustand Ihres Mannes, der Ihnen so viel Sorge gibt, Etwas mitzutheilen."

„Reden Sie, reden Sie!" —

„Aber Sie müssen nicht zu sehr erschrecken —"

Die Frau erblaßt und sagt mit bebenden Lippen: „Nein, nein!"

„Ihr Mann," sagte die Nachbarin, „war einmal geisteskrank. Er wurde in's Irrenhaus gebracht —"

Sie zögerte wieder, da sie ihre Freundin blaß wie die Wand werden sah.

„Man glaubte nicht, daß er jemals wieder hergestellt und wieder frei werden würde. Er hatte nämlich in seinem Irrsinne eine gräßliche That ausgeübt. — Er hatte den Sohn, den er aus erster Ehe hatte, in einem Anfalle von Raserei umgebracht."

Der Knabe Arthur spielte zu den Füßen der Frau Oswald. Mit einer wilden Handbewegung riß sie ihn zu sich, daß er erstaunt zu seiner Mutter hinaufsah.

„Ja, ja," fuhr die Nachbarin fort, „er hat seinen Sohn umgebracht, ein Kind von fünf Jahren. Er schnitt ihm die Kehle durch, Gott weiß, in welchem Wahne! Als man ihn einzog, sagte er, eine schwarz verhangene Frauengestalt sei immerfort vor ihm hergegangen und habe ihn zur That getrieben. Er solle sein Kind davor bewahren, einst in Irrsinn zu verfallen, wie er selbst. Was lebt nicht unerklärlich in dem Kopfe eines solchen Menschen —"

Die Frau begann am ganzen Leibe zu zittern, denn sie erinnerte sich, daß ihr Mann auch dies Mal wieder von einer schwarz verhüllten Frau gesprochen habe.

Man kann sich denken, in welcher Gemüthsverfassung die Arme nach Hause ging und die nächste Zeit verlebte. Tag und Nacht zitterte sie für das Leben ihres Lieblings, Tag und Nacht klopfte ihr Herz in krampfhafter Spannung, Tag und Nacht belauschte sie das Gemüthsleben ihres Gatten. Endlich faßte sie den Entschluß, sich von ihrem Kinde zu trennen und es der Obhut der Großeltern zu übergeben. Oswald willigte ein, und der Knabe schien der Gefahr entrückt, die ihn — vielleicht schon lange — unheimlich umschwebt hatte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Lebensphilosophie.

Sich in Vergang'nes liebend zu versenken,
Mit klarem Geist die Gegenwart durchdenken,
Auf's Nöthigste die Willenskraft beschränken,
Die Zukunft sorgenlos Gott anvertrau'n:
Heißt heiterschön sein Leben auferbau'n.

Verschiedenes.

Merkwürdiges Gedächtniß oder: So was kann nur in Amerika passiren.

Menschen haben vielerlei Arten von Gedächtniß. Während Mancher sich Zahlen und Daten für immer zu erinnern weiß, welche Andern in kurzer Zeit aus ihrem Gedächtniß entschwinden, haben Einzelne wieder die Fähigkeit, Begebenheiten, Personen, Ortsverhältnisse ꝛc. unauslöschlich in ihrer Erinnerung zu bewahren. Ein Beispiel seltener Gedächtnißstärke wird uns aus Zeitungen von New-Orleans berichtet.

Ein Beamter der Vereinigten Staaten-Armee traf kürzlich ein Individuum auf der Straße und grüßte mit den Worten:

Wie geht's, alter Freund, freut mich, Sie so wohl zu sehen. Es war damals eine schauderhafte Verlegenheit, in der wir uns befanden.

Mein Herr, sagte der Angeredete sehr ernst, ich muß bekennen, daß es mir auffällt —

Auffallen, entgegnete der Andere, Sie sind im Irrthum, Sie fielen nieder gerade in dem Augenblick, als ich aufflog.

Sie sprechen in Räthseln, mein Herr, ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll, belieben Sie sich genauer zu erklären.

Ah, Sie haben wahrscheinlich vergessen. Natürlich. Wir hatten damals nur eine kurze Gelegenheit, uns kennen zu lernen.

Dann sind Sie vielleicht im Irrthum und halten mich für einen Andern.

Nicht im Geringsten, rief der Beamte. Waren Sie nicht vor 9 Jahren an Bord des Dampfers Dido, welcher nach Memphis fuhr?

Ich weiß, daß ich öfters nach Memphis gefahren bin, erinnere mich aber jenes bezeichneten Tages nicht so genau.

Erinnern Sie sich auch nicht, daß an jenem Tage die Maschine explodirte und der Dampfer in die Luft flog.

O ja. Ganz recht, jetzt fällt mir's ein, ich befand mich auf diesem Dampfer.

Und ich ebenfalls. Sie wurden haushoch in die Luft geschleudert und ich ebenfalls. Meine erste und einzige Gelegenheit, Sie zu sehen, fand gerade in diesem Moment statt. Eben als ich aufflog, kamen Sie herunter, und da wir uns dabei unsere Gesichter zuwandten, war ich im Stande, Ihre Physiognomie zu betrachten. Es war nur ein kurzer Augenblick, aber ich sah, daß Ihre Züge furchtbar von der Angst entstellt waren. Das hindert mich aber nicht, Sie heute noch wieder zu erkennen. Freut mich recht herzlich, daß wir Beide mit dem bloßen Schrecken davon gekommen sind.

Der Angeredete war stumm vor Erstaunen, was der Fremde erzählte, hatte sich wirklich so zugetragen. Erst als er sich von seiner Verwunderung erholt, reichte er dem Leidensgefährten die Hand und Beide wanderten in ein nahe gelegenes Wirthshaus, um eine Flasche Champagner auf die erneuerte Bekanntschaft zu trinken.

(Schreibfehler.) Ein ehemaliger neapolitanischer Soldat, der ein Treffen gegen die Garibaldianer mitmachte, schrieb seinen Angehörigen folgenden kurzen Brief: „Wenn Ihr diesen Brief bekommet, dann werdet Ihr denken: der ist weit her, denn er wird viel Porto kosten. Denkt nur, ich habe mich werben lassen und bin jetzt im Königreich bei der Cecilie (beider Sicilien). Den Karrenpaldi habe ich auch gesehen. Er hat feuerrothe Kleider an und einen Hut mit einer Gollerefeder. Wenn ich nur seinen Kopf hätte, er ist ausgeschrieben im Schornal und wird sehr gut bezahlt u. s. w.“

Auflösung des Räthsels in Nro. 51:
Flügel, Lügt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 53. Donnerstag, den 2. Mai **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

4.

(Fortsetzung.)

Nach dem Abendessen rauchte Peter van der Veer in großer Gemächlichkeit sein Pfeifchen. Als aber nach Verlauf einer guten halben Stunde Wilhelm noch nicht wieder erschienen war, ging er hinab, in der sicheren Erwartung, ihn vor der Hausthüre anzutreffen. Dort war er nicht. Er vermuthete ihn bei seiner Frau und begab sich in deren Zimmer, aber Theodora hatte ihn nicht gesehen. Er stieg wiederum hinab, wo ihm Manuel begegnete. Der Neger hatte den Vermißten vor etwa dreißig Minuten aus der Vorderthüre des Hauses in den Garten treten sehen. Da nun Peter die Gewohnheiten seines Sohnes genau kannte und wußte, daß derselbe nach dem Abendessen einen Spaziergang zu machen pflegte, so schlug er den Weg nach der Veste ein, während er Manuel nach einer andern Richtung hin abschickte. Nach etwa einer halben Stunde stellten Herr und Diener sich wieder ein, aber beide hatten sich ein und dasselbe Ergebniß ihrer Forschungen, nämlich daß dieselben fruchtlos geblieben, mitzutheilen.

Van der Veer war darüber nicht wenig erschrocken. Er ließ die Diener des Hauses zusammenrufen, sandte sie, den einen hierhin, den andern dorthin ab; er selbst aber begab sich nochmals zur Veste. Nach Hause zurückgekehrt, hörte er, daß von seinem Sohne noch keine Nachrichten eingelaufen waren. Jetzt stand bei ihm der Glaube fest, daß demselben etwas Schlimmes zugestoßen sein müsse, denn unmöglich konnte er annehmen, daß Wilhelm, ohne ein Wort zurückzulassen, sich aus dem nächsten Umkreise der Stadt entfernt haben werde. Natürlich, daß sein erster Verdacht auf Geldorp fiel. Aber sollte des bösen Mannes Rachegefühl wohl so weit gehen, um es auf den Sohn mit zu übertragen? Indessen blieben seine Gedanken auf Geldorp haften; für den Augenblick wußte er keinen andern Schluß zu ziehen, und so entschloß er sich, die Wohnung desselben aufzusuchen. Er fragte Manuel, ob er wisse, wo Geldorp wohne.

Der Neger, welchem Stadt und Umgegend genau bekannt waren, beantwortete diese Frage bejahend.

„Höre, Manuel," begann van der Veer, als er sich mit dem Neger auf der Straße befand, „kannst du verschwiegen sein?"

„Das kann ich," versetzte der Schwarze im Tone der Aufrichtigkeit.

„So wisse denn, daß ich dich hauptsächlich Geldorp's wegen in meine Dienste genommen habe. Auch Geldorp hat vor längeren Jahren in meinen Diensten, und zwar als Buchhalter und Kassirer, gestanden, ich habe ihn aber arger Betrügereien wegen entlassen müssen. Um ihn jedoch nicht völlig sinken zu lassen, habe ich Anstand genommen, ihn deßhalb gerichtlich zu belangen, überhaupt die größte Nachsicht mit ihm gehabt. Dennoch, da ich gezwungen war, einen Freund vor ihm zu warnen, hat er mich als den Urheber seines Unglücks, weil er in Amsterdam kein ehrenvolles Unterkommen mehr finden konnte, beschuldigt und mir mündlich und brieflich die furchtbarste Rache zugeschworen. Bald darauf habe ich ihn aus den Augen verloren, hier aber hat es das Schicksal gewollt, daß ich ihn wieder habe antreffen sollen. Tagelang hat er sich in der Nähe der Taverne herumgetrieben; unser Wirth versichert mir, daß er

Digitized by Google

ein Schurke ist und sich keineswegs des besten Rufes zu erfreuen hat. Außerdem habe ich ihn mit meinem Sohne gehen sehen, den er über mehrere mich betreffende Dinge ausgeforscht hat. Jetzt, Manuel, weißt du, wie ich zu Geldorp stehe. Er ist mein Todfeind. Um mich gegen ihn und seine Streiche zu sichern, denn ich halte ihn zu Allem fähig, habe ich mir einen treuen und handfesten Diener zu verschaffen gesucht. Du bist mir gut empfohlen worden, und ich verspreche dir hiermit feierlichst, daß ich außer der Miethe, welche ich für dich der Compagnie zahle, dir deine mir zu leistenden Dienste ansehnlich zu belohnen gesonnen bin. Verstanden, Manuel?"

„Von dem Letzteren ein anderes Mal," versetzte der Neger. „Klüger aber würden Sie gehandelt haben, wenn Sie mich schon früher ins Geheimniß gezogen hätten, und hätte ich heute Morgen gewußt, was Sie mir soeben mitgetheilt, so würde ich Ihren Sohn nicht aus den Augen gelassen haben. Daß er sich in Ihres Feindes Gewalt befindet, scheint mir zweifellos. Geldorp ist ein grundschlechter Mensch und verkehrt nur mit dem Auswurf der hiesigen Einwohnerschaft. Vor einer bösen That schreckt er nicht zurück, und er weiß seine Handlungen stets so einzurichten, daß ihm Keiner was anhaben kann."

„Aber unstreitig wird er doch den Beamten der Colonie als ein sehr verdächtiger Mensch bekannt sein?"

Der Neger schüttelte den Kopf. „Noch haben sie ihn frei gehen lassen müssen. Wie es scheint, so wird er von dem Gouverneur beschäftigt, und dieser sieht über seine andern Streiche hinweg."

„Was!" rief Peter, dessen frühere Vermuthungen durch Manuels Aussagen bestärkt wurden; „also läßt der Gouverneur diesem Schurken zum Nachtheile anderer, ehrlicher Leute seinen Schutz angedeihen."

„Davon habe ich keine Beweise," versetzte der Schwarze. „Zudem steht es mir nicht an, von dem, was ich zufällig von den Angelegenheiten meiner Herrschaft erfahren, Etwas zu verrathen. Doch glaube ich Ihnen noch so viel sagen zu dürfen, daß, so lange es Geldorp noch gelingen wird, seine Handlungen nicht offenkundig werden zu lassen, keiner der Beamten sich die Mühe geben wird, sein Treiben in nähere Obacht zu nehmen."

„Welche Art von Geschäften betreibt er denn hier?"

„Er macht sehr beträchtliche Ankäufe in kostbarem Rauchwerk und sonstigen Waaren, welche er aus den Niederlassungen der Mohawker herholt und der Compagnie wieder abläßt. Zuweilen auch — Manuel stockte, fuhr aber bald wieder fort — bringt er Ladungen, deren Ursprung nicht so leicht zu erweisen sein soll. Ferner habe ich gehört, daß die Bewohner der Massachussetts-Bai über einen holländischen Freibeuter klagen, der ihre Schiffe auf hoher See überfällt, und hat sich deren Verdacht auf Geldorp geworfen. So oft sie sich nun mit ihren Beschwerden hieher wenden, wird ihnen jedes im Hafen liegende Schiff bereitwilligst gezeigt, da aber Geldorp seine Schaluppe den Augen der Neugierigen stets zu entziehen weiß, so helfen Klagen und Besichtigungen zu gar nichts."

„Dann wäre er ja ein Pirat?"

„Was ich von Geldorp weiß, habe ich Ihnen jetzt mitgetheilt. Wäre ich aber an seiner Stelle, da es ihm doch bekannt sein muß, daß jeder überführte Seeräuber binnen achtundvierzig Stunden aufgeknüpft wird, so würde ich mein Testament schon längst gemacht haben."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abend im Irrenhause.

(Schluß.)

Jahre vergingen. In Oswald's Gemüth schien nach einer Periode krampfhafter Aufregung wieder eine Zeit der Ruhe, vielleicht der Abspannung eingetreten zu sein. Er ward fügsam und gab in Allem nach. Ueber jene Nacht und seinen frühern Zustand bewahrte er ein gleichsam schamhaftes Stillschweigen. Da stellte sich im Herzen der Frau allmälig das Gefühl des Vertrauens ein, die Hoffnung, daß milde Geisterhände die schlummernden wilden Elemente in der Brust ihres Gatten für immer beruhigt hätten. Das Ereigniß jener schrecklichen Nacht trat wie ein böser Traum in den Hintergrund der Seele zurück, dorthin, wo alle unsere

Digitized by Google

überwundenen Schmerzen ruhen, wo unsere Todten schlafen . . . .

Der kleine Arthur war nun schon drei Jahre abwesend. Da erwachte in der Brust der Mutter der ungestüme Wunsch, ihn wiederzusehen. Das Weihnachtsfest stand vor der Thür. Die Nachbarin, die um Rath befragt wurde, ob man wohl den Kleinen herüber holen dürfe, sagte nicht Ja, noch Nein, äußerte Bedenken und überließ es endlich der Mutter selbst, Alles zu entscheiden. Aber der Drang der Frau, ihr Kind wenigstens auf einige Tage wieder bei sich zu haben, überwog Alles. Ein Brief wurde geschrieben, der Kleine aus dem Pensionat, in das er getreten war, abgeholt. Und bald lag er an der Brust seiner Mutter.

Der Weihnachtsabend kam heran, und die Mutter hatte Alles zu einem Feste für ihren Liebling bereitet. Auch der Vater, der beim Anblick des Kindes wieder stumm geworden, als ob alte Erinnerungen jählings über ihn hereinbrächen, hatte zu vielfachen Geschenken beigesteuert.

In ihrer überschwänglichen Freude, ihr Kind wieder bei sich zu haben, wollte die Frau auch einen Theil ihres Glücks auf andere ihr im Leben fernstehende Menschen ausschütten. Im Dachstübchen des Hauses, das Oswald gehörte, wohnte ein kleiner buckeliger Schneider mit einer Frau und fünf Kindern. Frau Oswald bedachte sie reichlich mit warmen Kleidern für den Winter und sogar mit einem Weihnachtsbaume, einem verjüngten Abbilde des Baumes, den sie für ihren Sohn aufgestellt. Die Kinder des Schneiders tanzten um ihn her, sprachen aber wieder von Zeit zu Zeit von den noch weit reicheren Geschenken, die der glückliche kleine Arthur im ersten Stockwerke erhalten habe, und die er ihnen vielleicht morgen zeigen würde.

So kam die Nacht heran über das Haus und über alle schneebedeckten Dächer. Die schweren Glocken hatten schon lange ausgetönt von ihrem lauten Jubel zur Feier der Christnacht, und es ward Alles still.

Der Nachtwächter hatte eben Morgens um 3 Uhr die Stunde abgeblasen, als er eine halb angekleidete Magd aus Oswald's Hause jählings herausstürzen und ihm entgegen rennen sah.

„Helft! Helft! Unser Herr ermordet sein Kind!“ schrie sie ihm entgegen.

Der kleine buckelige Schneider war, da er Arbeit hatte, erst um 1 Uhr zu Bette gegangen; jetzt hörte er den Lärm, sprang auf, öffnete das Fenster und forschte hinaus.

Da hörte er die Frau Oswald rufen: „Um unsers Herrn Christi Willen, Du hast das Kind erschlagen!“

Der Schneider erschrack.

„Kinder,“ sagte er zu seiner Frau und den Kleinen, die sich um ihn gesammelt hatten, „ich will lieber gar nicht wissen, was da unten eigentlich geschieht. Sperren wir die Thür.“

Da hörte er aber, daß schon die Nachbarn und der Nachtwächter herbeieilten, und das, gab ihm wieder Muth. Er ging die Stiege hinab und trat auf die Schaubühne der Begebenheiten.

Da lag der Knabe todt und schon verblutet auf den Dielen. Daneben lag eine blutige Axt. Mitten im Zimmer aber stand der fürchterliche Vater, starrte mit seinen verglasten Augen in die Oede und rief: „Ich mußte es thun, — die schwarze Frau ging vor mir her und hat mir's geboten.“

Sie sehen, in welchem Zustande er sich seit diesem Tage befindet.

Lindblatt war mit seiner Erzählung zu Ende. Noch waren wir im Zimmer des Kranken. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß er, der schon seit mehreren Tagen bewußtlos war, nicht seine eigene Geschichte hat mit anhören können. Inzwischen hatten sich seine Delirien sehr gesteigert. Seine Bewegungen wurden immer ungestümer, sein hastiges Sprechen immer unverständlicher, bis es zu einem dumpfen, monotonen Murmeln herabsank.

„Er überlebt die heutige Nacht nicht!“ sagte der Freund. „Wärter, wechseln Sie das Eis auf seiner Stirn! Die Arznei wird bei Seite gestellt! Desto fleißiger reichen Sie dem Kranken das Getränk.“

Dann gingen wir — als ob wir den Unglücklichen noch stören könnten — unwillkürlich mit leisen Schritten hinaus.

Wieder im Zimmer des Freundes angelangt, konnte ich lange auf keinen Gesprächstoff kommen, der die soeben erhaltenen Bilder

Digitized by Google

und Eindrücke verwischt hätte. Erst als der Theekessel seinen leisen Sang anstimmte, die Cigarren angesteckt wurden, der Freund aus dem Schranke das krystallene Gefäß mit Rum hervorholte und davon ziemlich viel in unsere Tassen goß, wurde mir behaglicher zu Muthe, und ich begann von der fröhlichen Sommerreise zu erzählen, die mich endlich hieher in dies Winterquartier gebracht.

Es war Mitternacht geworden, ohne daß ich es merkte.

Eben wollte ich mich erheben und meinen Rückweg durch die freudlose Winternacht antreten, als sich die Thür leise öffnete, und der Wärter, den wir bei Oswald gelassen hatten, vor uns erschien.

„Sogleich!" sagte der Doctor und griff nach seiner Hauskappe. „Gehen wir", fügte er hinzu, indem er sich an mich wandte, „noch ein Mal auf Nummer 44. Es ist wohl das letzte Mal."

Wir traten abermals in die vorhin beschriebene Zelle.

Oswald lag ruhig und abgespannt da. Nur zuweilen entschlüpfte ihm eine automatische Bewegung, die er mit einem unverständlichen Lispeln begleitete. Seine Mienen waren friedlich und drückten eine gewisse Selbstbefriedigung aus.

„Ich befinde mich außerordentlich wohl", sagte er endlich mit leiser Stimme. — „So leicht ist Alles an mir — ich bin wie neugeboren!"

Langsam stemmte er sich auf eine Hand auf und streckte den Kopf nach dem Arzte zu, vertraulich, als wolle er ihm eine freudige Botschaft mittheilen.

„Herr Doctor! Nicht wahr, Sie hätten nicht geglaubt, daß ich so gesund werden kann, wie ich heute bin?"

Er fuhr mit wichtiger Miene fort: „Vor einer halben Stunde, um Mitternacht, auf den Schlag, hab' ich die schwarze Frau wieder gesehen. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und schien so mild und versöhnt! Sie hatte meine zwei Kinder auf den Armen — meine zwei Knaben — und die sahen so blühend aus — und so geputzt — ach, so geputzt! — sogar ein heller Glanz, wie ein Heiligenschein, umgab ihre Köpfchen — aber —"

Da verdüsterte sich sein Gesicht.

„Die schwarze Frau kommt wieder — sie tritt zwischen Sie —"

Er sagte es kaum — hatte kaum den Finger erhoben, mit dem er in den leeren Raum hineinzeigte — da wurde er wieder starr vor Entsetzen, nur die Augen, die stark hervorgetreten waren, bewegten sich hin und her, als ob sie Jemandem, der in der Stube herumwandle, festgebannt folgten.

„Sie kommt immer näher" — rief er — „immer näher." — Wir wichen, wie von geisterhafter Furcht gepackt, zurück.

Ein Schrei! — Er sank zurück und war todt!

Verschiedenes.

(Uneigennützigkeit.) Einem alten Prediger von Connecticut wollte einst seine Gemeinde den Gehalt von 300 D. auf 400 D. erhöhen. Der alte Mann wies jedoch jede Gehaltserhöhung zurück, indem er folgende Gründe dafür angab: 1) Ihr könnt nicht mehr als 300 D. auftreiben. 2) Meine Predigten sind nicht mehr als 300 D. werth. 3) Ich habe meine Besoldung zu collectiren, was die schwerste Arbeit meines Lebens ist, da mich Jedermann mit leeren Worten vertröstet. Wenn ich noch weitere 100 D. eintreiben soll, so bringt mich das um.

Ein neues Theaterstück wurde mißfällig aufgenommen; bald pfiff man ohne Schonung. Ein Schauspieler, der Liebling des Publikums, spielte eine Herren-Rolle und sagte zu seinem Bedienten: „Geh', schließ' die Thüre, der Wind pfeift." Die Pfeifer lachten herzlich und das Spiel ging fort.

„Wenn sich Prügel schreiben ließen", schrieb ein Vater an seinen Sohn, „so solltest Du mir gewiß dieses mit dem Rücken lesen, Spitzbube!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 54. Samstag, den 4. Mai **1861.**

Lenz und Erde als Wiedervermählte.

Nach der Fluren stillem düstern Träumen
Stieg herab, verklärt, aus lichten Räumen,
Schön der schmucke Lenz im Frühlingskleid,
Brachte wieder seiner Braut hienieden,
Seiner Erde seine ersten Blüthen,
Die er stets als Liebespfand ihr weiht. —

Starr und schweigend lag die Holde traurig
In des Winters Fesseln, der so schaurig
Sie mit eis'gen Armen fest umschlang.
Regungslos, verhüllt im weißen Schleier,
Harrte treulich sie, bis der Befreier
Siegreich dem Gewalt'gen sie entrang!

Zärtlich kosen wieder nun und scherzen
Beide lieblich sie nach Wunsch der Herzen,
Nach so langer Trennung schwerer Zeit!
Sanft erglühen ihre Rosenwangen,
Neu verjüngt, im heiligsten Verlangen,
Nach dem Urgesetz der Ewigkeit! — —

Und es ladet freundlich ein als Gäste
Uns das Brautpaar zum Vermählungsfeste
In den großen Tempel der Natur!
Lobgesang ertönt aus jeder Sphäre,
Reich geschmückt erglänzen die Altäre,
Fröhlich jubelt jede Creatur!

Mild von oben strahlt des Himmels Segen,
Alles keimt und sproßt dem Licht entgegen,
Jedes Bächlein lacht im Sonnenschein!
Aller Blüthen reiche Knospen-Fülle
Sprengt, vom Lenz behaucht, die enge Hülle
Für ein künftig herrliches Gedeih'n! — —

Drum hinaus, hinaus zur Hochzeit Alle!
Hin in Gottes mächt'ge freie Halle,
Jeder Berg, er ist ein Hochaltar!
Laßt uns grüßen dort im grünen Haine,
Auf der Fluren Pracht im goldnen Scheine,
Das verklärte neuvermählte Paar!!

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Van der Veer enthielt sich nunmehr weiterer Fragen, da Geldorp's Hütte in Sicht war. Die Stacketenpforte war nicht verschlossen, wohl aber die Thüre des Hauses, welche nach einigem Klopfen von Geldorp's Frau geöffnet wurde. Bei dem Anblick des riesigen Negers fuhr diese vor Schrecken zurück.

„Sie haben gar nichts zu befürchten, gute Frau," redete sie Peter an, da er die Ursache ihres Schreckens sogleich errathen hatte. „Nicht wahr, hier wohnt Kaspar Geldorp?"

„Zu dienen, mein Herr."

„Ist er zu Hause?"

„Bei einbrechendem Zwielichte ist er davongegangen. Ha! Sehe ich recht? Sind Sie nicht Herr van der Veer?" fragte sie mit allen Zeichen der Ueberraschung.

„Der bin ich. Aber wer sind Sie? Ja, ich glaube mich nicht zu irren, daß ich Sie unter dem Namen Katharina Trarek in Amsterdam gekannt habe. Damals waren Sie —"

„Jetzt bin ich Geldorp's Frau," unterbrach sie ihn.

„Also Geldorp's Frau! Dann werden Sie mir ohne Zweifel sagen können, was aus meinem Sohne geworden ist?"

„Aus Ihrem Sohne?" fragte Katharine. „Ich kenne ihn nicht, habe ihn hier noch nicht gesehen, kann daher auch nicht wissen, was aus ihm geworden ist."

Digitized by Google

„Seit einigen Stunden vermisse ich ihn und ich vermuthe, daß er mir absichtlich entführt worden ist. Aber ohne List und Gewaltthätigkeit kann es unmöglich geschehen sein, — der Zweck meines Hierseins ist nun der, Geldorp zu befragen, ob er irgend eine Kenntniß davon hat. Haben Sie ihn etwa davon sprechen hören?"

Katharine war so bewegt und zitterte so heftig, daß sie, obgleich sie die Augen auf van der Veer gerichtet hatte, auch kein Wort hervorbringen konnte.

„Katharine," hub Peter eindringlich wieder an, „können Sie mir Hilfe leisten, so lassen Sie mich nicht vergeblich suchen. Meine Frau beweint in diesem Augenblick den Verlust des geliebten Sohnes. Katharine, darf ich Sie an jene Zeit erinnern, wo Sie in Ihrer Hilflosigkeit und Verlassenheit an Theodora eine liebevolle Beschützerin gefunden? Katharine, wo habe ich meinen Sohn zu suchen?"

„Wirklich, in der That, das weiß ich nicht. Ich höre meinen Mann kommen. Sollte er eine Hand dabei im Spiele gehabt haben, oder wissen, wo er sich befindet, so will ich es aus ihm herauszubringen suchen. Aber jetzt Vorsicht!"

Geldorp trat mit zwei von seinen Leuten ein. Er schien zu staunen, zwei Fremde in seinem Hause zu sehen. Den Neger erkannte er jedoch zuerst.

„Was Teufel hast du Mensch von Ebenholz hier zu suchen?" schrie er ihn an.

„Ich habe diesem Herrn da den Weg zu Eurer Wohnung gezeigt," versetzte Manuel ganz gelassen.

„Herrn? Was für einen Herrn?"

Jetzt war Geldorp seinem Besuche so nahe gekommen, um auch diesen zu erkennen. Im ersten Augenblick schien er unschlüssig zu sein, was zu thun, doch hatte er seine Verlegenheit bald abgelegt und mit dreister Stirne sprach er: „Ei, Herr van der Veer! Das ist mir eine große Ehre. Von Ihrer Ankunft in der Colonie habe ich bereits gehört und bin sogar schon mehrere Male versucht gewesen, Ihnen meine Aufwartung zu machen, habe aber die Zeit dazu noch nicht finden können. Jedoch habe ich dafür das Vergnügen gehabt, Ihren Sohn kennen zu lernen. Ein hübscher junger Mann!"

„Geldorp, gerade meines Sohnes wegen sehen Sie mich hier. Er ist verschwunden. Können Sie mir sagen, wo ich ihn zu suchen habe?"

„Van der Veer, ich Ihnen sagen, wo sich Ihr Sohn aufhält? Wirklich, Sie setzen mich in Erstaunen!"

„Haben Sie denn Wilhelm heute nicht gesehen?"

„Nein!"

„Geldorp, nicht ohne Ihre Mitwirkung ist mein Sohn verschwunden!"

„Halt! alter Mann! Das geht zu weit. Ich kann in der That viel ertragen, aber beleidigen lasse ich mich nicht."

Van der Veer trat ernsten Gesichts ihm näher. „Jede absichtliche Beleidigung liegt mir fern," sprach er nachdrücklich; „doch weiß ich recht gut, was ich gesagt habe. Seit mehreren Tagen haben Sie meine Bewegungen und die meines Sohnes in genaue Obacht genommen, und ich habe sogleich eine üble Vorbedeutung daraus gezogen. Haben Sie etwa unsere Vergangenheit schon vergessen?"

„Viel weniger als Sie," heischte ihn Geldorp an. „Von Ihrem Sohne aber weiß ich gar nichts." Darauf öffnete er die Thür. „Mynheer van der Veer, die Thür habe ich für Sie geöffnet."

Manuel drängte sich an die Seite seines Herrn und flüsterte ihm zu, daß es gerathen sei, davon zu gehen.

„So," sprach Geldorp zu dem Neger, dessen Bewegungen ihm nicht entgangen waren, „packet Euch Beide, denn Ihr schwarzer Teufel habt den alten Thoren hieher geführt." Darauf that er, indem er auf seine Frau zuging, als wolle er sich um seine Besucher nicht weiter bekümmern. Aber gleich darauf nahmen seine Gesichtszüge einen wahrhaft dämonischen Ausdruck an, und mit zornsprühenden Augen und dem Tone des Hasses in der Stimme rief er: „Peter van der Veer, erinnert Euch der Worte, welche ich schon vor Jahren gegen Euch geäußert habe. Ich habe sie so wenig vergessen, wie ich noch jetzt fest entschlossen bin, meinem damaligen Vorsatz gemäß zu handeln. Wollt Ihr Euch vor Schaden hüten, so macht, daß Ihr mit heiler Haut davon kommt." (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kalorische und Gaskraftmaschine.

Der Besitzer einer mechanischen Werkstätte in Stuttgart, Hr. G. Kuhn, läßt sich in der Schwäb. Kronik über fragliche neue Maschinen folgendermaßen aus: Einsender dieses glaubt dem technischen Publikum einen Dienst zu erweisen, wenn er mit wenigen Worten seine, seit etwa 3/4 Jahren fortgesetzten Versuche mit der kalorischen und der von ihm erbauten Gaskraftmaschine zur Beurtheilung hinsichtlich deren Brauchbarkeit vorlegt. Was zuerst die kalorische Maschine betrifft, so hat bereits Herr Prof. Schmidt in Nr. 11 des Württemb. Gewerbeblattes neben den Versuchen einer solchen Maschine, der Kgl. Centralstelle gehörig, die in dem Etablissement des Unterzeichneten aufgenommenen veröffentlicht, wonach sich ganz übereinstimmend ein Brennmaterialverbrauch von 15 Pfd. Kohle pro Pferdekraft und Stunde herausstellt, mithin die Unterhaltung exclusive des Heizerlohns und der Auslagen für die großen Quantitäten Oel und Talg sich täglich auf 1 fl. stellen, ein Ergebniß, das die sanguinischen Hoffnungen vieler kleineren Gewerbtreibenden, einen billigen Motor gefunden zu haben, sehr niederdrücken dürfte. Dieser enorme Verbrauch war um so überraschender, als während der ersten Tage des Betriebs viel günstigere Proben angestellt waren, die sehr schnell abnehmende Dichtigkeit des Lederkolbens, sowie die mangelhafte Feuerungsanlage brachten es indessen bald dahin, obige Durchschnittszahlen zu bilden. Viel schlimmer ist indessen das Resultat, welches Einsender aus zahlreichen, mit besonderer Sorgfalt angestellten Versuchen bei seiner Gaskraftmaschine zog. Nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, vorzugsweise hinsichtlich der stets sicheren Erzeugung der Entzündungsfunken, sowie der richtigen, genügenden Luftzuführung, wurde die Gaskraftmaschine während 14 Tagen einer täglichen 3stündigen Bremsprobe mit genauer Beobachtung des Gasconsums unterworfen, wobei sich fast ganz gleichmäßig bei der 1pferdigen Maschine ein Bedarf von 100 Kubikfuß Leuchtgas in der Stunde herausstellte, so daß der 10stündige Betrieb bei einem Gaspreis von 6 fl. pr. 1000 Kubikfuß auf 6 fl. zu stehen kommen würde. Man könnte nun allerdings hierauf erwiedern, daß dies Ergebniß eine Folge der Abführung größerer Quantitäten unverbrannten Gases sein könnte, die nutzlos das Abgangsrohr passirten; häufige Beobachtungen des letzteren ließen indessen hiervon keine Spur entdecken, während sich die angestrengte Thätigkeit des Oelgießers (ein Arbeiter, der, wie Herr Dr. Schwarz im Dingler'schen Journal, 1. Februarheft 1861, ganz richtig bemerkt, die Stelle des Heizers bei Dampfmaschinen zu ersetzen hat) durch den infernalischen Geruch des halbverbrannten, abströmenden Oeldampfs sehr bemerklich machte. Was nun endlich die so laut gepriesene leichte Handhabung der Maschine anbelangt, so möchte der Unterzeichnete nur noch daran erinnern, daß zur Beaufsichtigung der Maschine nicht allein die Drehung des Gashahnen gehört, sondern auch stets für so große Quantitäten von Kühlwasser gesorgt werden muß, daß mit diesem Wasser eine Dampfmaschine von gleicher Stärke betrieben werden könnte. Alle diese Punkte veranlaßten daher Einsender schon vor Monaten, von dem Bau von kalorischen, wie auch von Gasmaschinen zu abstrahiren, und er findet darin eine Genugthuung, daß auch die Pariser Berichte (siehe den oben erwähnten Aufsatz des Herrn Dr. Schwarz) sich nach und nach den vorher mitgetheilten Resultaten nähern, indem schon jetzt ein Gasconsum von 50—80 Kubikfuß pro Stunde und Pferdekraft bei Maschinen zugestanden wird, die der im Musterlager der K. Centralstelle ausgestellten, angeblich von 1/2 Pferdekraft, sehr ähneln, während sich ohne Zweifel gleiche Zahlen bilden werden, wenn Untersuchungen mit gleicher Genauigkeit, wie bei Unterzeichnetem, angestellt werden.

G. Kuhn.

Gemeinschädliches.

Die Behörden in Hamburg und die preußische Regierung in Köln machen auf die Gefahr der sehr verbreiteten Gummi-Mundstücke für Säuglinge warnend aufmerksam. Sie sollen aus Kautschuk und Schwefel bestehen, sind aber, da dieses Gemenge eine schwarze Farbe hat, zur Erlangung einer dem Auge gefälligen Färbung mit fast 30 Procent weißem Zink-

Digitized by Google

Oxyd (sog. Zinkweiß) und kleinen Mengen Blei versetzt. Dies ist das Ergebniß der amtlichen chemischen Untersuchung. Die Köpfchen hatten ein Gewicht von 2 bis 3 Quentchen und enthielten fast ein Quentchen Zink-Oxyd. Und selbst ohne diesen gefährlichen Zusatz wären solche Mundstücke gesundheitswidrig, da Schwefel und Feuchtigkeit (beim täglichen Saugen) ein übelriechendes Gas erzeugen. Wie ein solches auf Athmung und Verdauung des Säuglings wirkt, ist zwar nicht durch Experimente festzustellen, aber sein Nachtheil zweifellos. In Hamburg, wo mehrere gesunde kräftige Kinder in denselben Familien trotz aller Hülfe starben, ist man zuerst darauf aufmerksam geworden. Zinkweiß soll zwar öfter als gutes Heilmittel verordnet, aber nicht unschädlich sein, namentlich für Säuglinge und in solchen Quantitäten.

Lebensphilosophie.

Das Leben hat immer nur in den Augen Derer den höchsten Werth, welche am wenigsten zu leben verdienen.

Denken was wahr, und fühlen was schön, und wollen was gut ist, darin erkennet der Geist das Ziel des vernünftigen Lebens.

Verschiedenes.

Die Königin Maria Medicis trug bei der Taufe ihres Sohnes einen Rock mit 32,000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt. König Heinrich III. trug einmal auf seinen Kleidern nicht weniger als 4000 Ellen Goldborten. — Bei der Hochzeit des Königs Sigismund von Polen mit der Erzherzogin Constanze kostete die Kleidung des Brautpaares 700,000 Thaler, nicht eingerechnet die großen Diamanten, deren sich fünf, im Werthe von einer Million Goldes, am Hute des Königs befanden. Als König Heinrich IV. mit Maria Medicis zu Lyon die Vermählung feierte, schenkte er ihr ein Halsband im Werthe von 200,000 Kronen, ein Bruststück von 100,000 und weiter für 200,000 Kronenthaler an Ringen und andern Kleinodien. Von Philipp II. wird erzählt, daß er einst seiner Gemahlin Elisabeth eine Schüssel voll des kostbarsten Salats geschenkt habe: die Topasen bedeuten das Oel, die Rubinen den Essig, Perlen und Diamanten das Salz und Smaragden den grünen Salat. Bescheidener lauten die Nachrichten von deutschem Luxus im sechzehnten Jahrhundert, aber sie sind noch immer staunenswerth. So erhielt bei ihrer Vermählung mit Johann Sigismund von Brandenburg die Prinzessin Anna von Preußen folgenden Brautschatz: ein goldenes Halsband mit 18 Rosen von Edelsteinen, darunter 5 Rubinrosen, 4 Diamantrosen und 9 glänzende Perlstücke, von Meister Gabriel Lange in Nürnberg verfertigt, kostete 3750 Mark; ein anderes 3115 Mark und ein drittes mit 32 Diamanten, Perlen und goldenen Rosen 1487 Mark. Ein viertes Halsband im Werthe von 3000 Mark schenkte die fürstliche Mutter der Braut aus ihrem eigenen Kleinodienschatze. Ferner eine goldene Kette für 265 Mark, 60 Ringe mit Rubinen an Werth 360 Merk, 48 in Augsburg verfertigte und mit 396 Mark bezahlte sogenannte Kreuzringe. Für Perlen zum Schmuck wurden 1745 Mark verwendet, so daß mit noch einigen anderen Kleinodien die Ausstattung in dieser Beziehung 14,633 Mark betragen hatte.

Angesichts des gegenwärtigen launischen Witterungswechsels sieht sich ein Breslauer Blatt zu folgendem Vergleiche veranlaßt:

Die Liebe gleichet dem April:
Bald Frost, bald fröhliche Strahlen,
Bald Blüthen in Herzen, in Thalen,
Bald stürmisch und bald still.
Bald heimliches Ringen und Sehnen,
Bald Wolken, Regen und Thränen: —
Im ewigen Schwanken und Wähnen,
Wer weiß, was werden will!

Eine Dame, die einen sehr weiten Mund hatte, klagte über Ohrenschmerz. „Sie werden sich in's Ohr gebissen haben", sagte eine andere Dame, „als Sie sich gestern in der Komödie über meinen Anzug fast zu Tode lachen wollten."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 55. Dienstag, den 7. Mai **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Van der Veer, dessen Gedächtnisse die Worte, auf welche Geldorp anspielte, keineswegs entfallen waren, hielt sich nun fester als je davon überzeugt, daß der Schurke ihm seinen Sohn entrissen, und ohne die Folgen zu bedenken, rief er im tiefsten Unwillen: „Elender! Ich kenne Euch. Ihr habt mir meinen Sohn gestohlen! Ihr habt —"

Geldorp, dessen Lippen ein schrecklicher Fluch entfuhr, sprang auf ihn zu und erhob die geballte Hand über Peters Kopf. Kein Zweifel, daß sie mit einer zerschmetternden Wucht niedergefallen wäre, wenn nicht Manuel den Wüthrich an der Schulter gepackt und zu Boden geschleudert hätte. Jetzt eilten die mit Geldorp gekommenen Männer herbei, um für ihren Anführer Partei zu nehmen; doch hatte dieser sich bereits wieder aufgerafft und ein Pistol auf Manuel angelegt. „Schwarzer Hund!" schrie er, „da, dies ist für dich!"

Allein der riesige Neger kam ihm zuvor, denn noch ehe Geldorp den Finger an den Drücker gelegt, hatte er ihm schon einen so derben Stoß versetzt, daß er wiederum lichelnd zu Boden stürzte. Hierauf nahm Manuel die beiden anderen Kerle vor, welche er mit der allerleichtesten Mühe in die entfernteste Ecke des Zimmers schleuderte. „Kommen Sie, Herr," sprach er zu van der Veer, „hier richten Sie doch nichts aus." Und ohne ihm einen Augenblick Zeit zum Nachdenken zu lassen, zog er ihn mit sich fort.

Als Geldorp wieder auf seinen Füßen stand, starrte er wild umher. „Wo sind die Hunde geblieben?" keuchte er.

„Die haben sich aus dem Staube gemacht," sprach einer von den Andern, der soeben wieder zu Sinnen gekommen war.

„Wahrhaftig!" rief Geldorp, „dieses Riesen Faust ist so stark, als wäre sie von Eisen. — Katharina," — indem er sich an seine Frau wandte — „was hat dieser Mann dir gesagt? Hast du . . ."

„Er hat mich gefragt, ob ich wüßte, wo sein Sohn geblieben sei," unterbrach sie ihn. „Weiter hat er mir nichts gesagt."

„Weib," versetzte Geldorp, indem er sie mit einem durchbohrenden Blicke ansah, „ich hoffe doch, daß ich dir trauen kann? Solltest du es dir aber je einfallen lassen, einen meiner Pläne durchkreuzen zu wollen, so könntest du einst wünschen, nie gelebt zu haben. Merke dir das. Du kennst mich doch?"

Katharine enthielt sich, auf diese im Zorne und der Wuth gesprochenen Worte Etwas zu erwidern.

„Und ihr da" — Geldorp wandte sich an seine Gefährten — „habt ihr die Gesichter Beider euch so gemerkt, um sie wieder zu erkennen? Jetzt sind sie mehr als meine Feinde. Die eine angethane Beleidigung sollen sie mit dem Leben büßen. Das steht fest, unwiderruflich fest."

Während dieser Zeit befanden sich Herr und Diener auf dem Rückweg zur Taverne. Der Neger sprach seine Meinung über Geldorp's bösen Charakter und seine eingewurzelte Schlechtigkeit viel dreister aus als zuvor, wobei er seinem Herrn eindringlich anempfahl, sofern ihm sein Leben lieb sei, die Nähe desselben zu meiden.

„Ich mich vor diesem Freibeuter fürchten? Ja, ich werde thun, was die Vorsicht erheischt; doch hoffe ich, daß die Gesetze meines Vater-

Digitized by Google

landes und die der Colonie mich schützen werden. Höchst unverantwortlich aber würden die hiesigen Behörden handeln, wenn sie die besseren Bürger zwängen, sich von hier wieder zurückzuziehen. Dies würde den Räubern und Mördern ein noch freieres Feld zu ihren ruchlosen Thaten öffnen heißen."

„Das ist Alles recht gut und schön gesagt," bemerkte Manuel, „aber leider hat der Gouverneur es in manchen Dingen schon so weit kommen lassen, und unter vielen der angesehensten Ansiedler herrscht genug Unzufriedenheit gegen ihn. Indeß kann es sehr wohl der Fall sein, daß er nicht immer so frei handeln darf, wie er es wohl möchte. Freilich wird er gerechten Klagen Gehör geben; aber da Sie wissen, daß Sie es mit einem ausgemachten Schurken zu thun haben, so müssen Sie mit großer Umsicht handeln."

In der Taverne hörte der betrübte Vater, daß auch nicht die geringste Spur von dem Verlorenen entdeckt worden sei. Man habe nach allen Richtungen hin geforscht, doch vergeblich. Bei eingetretener Dunkelheit sei ein Boot von Huggen's Werft abgefahren; vielleicht, daß er sich auf demselben mit eingeschifft habe.

Gebeugten Hauptes und ganz trostlos stand van der Veer da. Was nun zunächst beginnen? Der Eine rieth ihm diese, der Andere jene Schritte zu thun. Während er mit sich überlegte, welcher Rath zu befolgen, näherte sich ihm Theodora, um ihm die soeben erfolgte Ankunft eines Fremden zu melden. Mechanisch folgte er seiner Frau die Treppe hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man in Amerika eine Stadt in die Höhe hebt.

Bekanntlich geht die Entwicklung des Städtewesens in Amerika mit außerordentlicher Schnelligkeit vor sich. Die Städte schießen vort wie Pilze empor. Nun meldet aber Chambers' Journal gar, daß die Amerikaner eine Stadt buchstäblich in die Höhe heben. Es ist dies die Stadt Chicago am Michigansee.

Diese Stadt ist herangewachsen zu dem Wohnsitz einer Bevölkerung von hunderttausend Seelen, ehe die Einwohner wahrnahmen, daß dieselbe an einem radicalen Baufehler leide — nämlich, daß sie auf die Oberfläche einer so gering oberhalb des Sees liegenden Ebene gebaut worden, daß das Wasser keinen gehörigen Abfluß hatte. Man erkannte diesen Uebelstand und seufzte im Stillen darüber, wie es gewöhnlich geschieht, wenn Uebelstände unverbesserlich scheinen; allein es war nicht blos ein einfacher Uebelstand, sondern eine wirkliche Gefahr für Gesundheit und Leben. Als endlich ein Mann auftrat und die Möglichkeit der Abhilfe behauptete, faßte man diesen Gedanken begierig auf, berieth und besprach ihn. Endlich wurde der Municipalität ein Plan vorgelegt, um die Stadt senkrecht um 4 bis 10 Fuß, je nach den Bedürfnissen verschiedener Bezirke, zu erhöhen und durch diese Erhöhung die Trockenlegung zu sichern — die Municipalität schenkte diesem Plane Gehör.

Das Geschäft wurde rasch in Angriff genommen, denn die Amerikaner überdenken und besprechen nicht, wie wir, in einem Jahrhundert das, was ihre Nachkommen im nächsten vollenden sollen. Einmal überzeugt, daß sie das Rechte getroffen, machen sie keine weiteren Umstände, sondern legen flugs Hand an — und so thaten sie auch jetzt. Man sollte eher sagen, sie fingen es an zu thun, sie fingen an, und fahren nun damit fort; denn wie Rom nicht an einem Tage gebaut wurde, so konnte auch Chicago nicht an einem Tage in die Höhe gehoben werden.

Allein das Verfahren dabei! Wie läßt sich ein schweres Gebäude (ein Haus von mittlerer Größe wird wohl 4000 Tonnen zu 20 Centner, also 80,000 Centner Gewicht haben) in die Höhe heben? Wie läßt sich, wenn auch die Hebungsmittel vorhanden sind, das Heben so gleichförmig bewerkstelligen, daß die Mauern nicht reißen und bersten — mit einem Wort, mehr oder weniger den Einsturz drohen? Sonderbar, die Hebung geschieht nicht nur mit Leichtigkeit, sondern auch so gleichförmig, daß kein Sprung sich erzeugt, ja daß nicht einmal eine Mörtellage von den Mauern fällt. Und nicht blos mit einem einzelnen Hause verfährt man so, sondern mit ganzen Häusercomplexen. Der Grund hievon liegt darin, daß einzelne Häuser im Allgemeinen so mit andern verbunden sind, daß man sie

Digitized by Google

selten oder nie einzeln in die Höhe treiben kann.

Um einigermaßen einen Begriff von dem „Haushebungsgeschäft", wie ein Chicagoer Blatt es nennt, zu geben, wollen wir einiges Nähere von dem Verfahren anführen, daß man erst im April 1860 bei einem Häusercomplex anwandte. Wir wollen zum Voraus bemerken, daß dieser Complex eine Länge von 320, eine Breite von 140 bis 90, und eine durchschnittliche Höhe von 70 Fuß hatte. Er umfaßte eine große Bank und acht andere massive Bauten, deren Erdgeschoß in dreizehn Läden abgetheilt war. Drei Firmen übernahmen die Arbeit um 18,000 Dollaren oder ungefähr 3500 Pfd. St., und machten sich überdies anheischig, jeglichen Schaden, der entstehe, selbst wieder ausbessern zu lassen. Eine der auffallendsten Bedingungen bei diesem Vertrag war aber, daß die in diesen Gebäulichkeiten befindlichen Geschäfte keine Unterbrechung erleiden dürften.

Die erste Maßnahme nun, die man bei einer solchen Arbeit trifft, besteht darin, daß man den ganzen Grund aufreißt, Alles rings um die Grundmauer des Gebäudes wegschafft und provisorische Gallerien und Wege für das Publikum während der Zeit des Hebungsverfahrens einrichtet. Dann gräbt man unter einem Theil der Grundmauern die Erde aus und fügt starke Balken hinein, welche durch Reihen so nahe als möglich neben einander gesetzter Schraubengeschirre gestützt werden. Ist dies gehörig in Ordnung gebracht, so entfernt man auf gleiche Weise ein anderes Stück der Fundationen und so fort, bis Balken mit Schraubengeschirren unter jeder Mauer der Gebäudemasse sich befinden. Bei dem fraglichen Häusercomplex wurden im Ganzen 6000 Schrauben angewendet.

Das Nächste, was man nun zu thun hat, ist Mittel und Wege zu schaffen, um die Schrauben in Thätigkeit zu setzen. Für je zehn Schrauben ist ein mit einem Hebel versehener Mann aufgestellt. Auf das Zeichen einer Pfeife dreht er eine Schraube um ein Viertel herum, geht fort zu einer andern, welche er auf gleiche Weise dreht, und so fort, bis alle gedreht sind. Da die Schraube ein Gewinde von einem Dreiachtelszoll hat, so ist auf diese Weise das Gebäude um einen vierten Theil dieses Raumes auf allen Seiten oder genau um $^3/_{32}$ eines Zolls gehoben worden. Die Pfeife ertönt wieder: jeder Hebel arbeitet abermals an seiner Reihe von zehn Schrauben, und ein ähnlicher Betrag verticaler Bewegung für das ganze Gebäude ist vollendet.

Ist die gewünschte Höhe erreicht, so werden die Balken einer nach dem andern durch Mauerunterbau ersetzt, und das Pflaster wird auf dem neuen Niveau wiederhergestellt. Die hier in Rede stehenden Häuser wurden in fünf Tagen um 4 Fuß 8 Zoll gehoben, und man gibt an, daß die Kosten der neuen Fundation und Pflasterung sich auf 40- bis 50,000 Dollars belaufen. Der Häusercomplex, welcher voller Inwohner war, enthielt eine Menge Spiegelglas, elegant bemalte Wände und viele sehr leicht zerbrechliche Dinge; allein keine Scheibe ward zerbrochen, kein Theilchen Mörtel oder Malerei verrückt, kein Stück Hausgeräthe beschädigt. So versichert wenigstens Chambers' Journal.

Gemeinnütziges.

(Neuer Tapetenkleister.) Für Wände, welche der Feuchtigkeit ausgesetzt sind, ist der übliche Stärkemehlkleister zur Befestigung von Tapeten nicht geeignet. Löffy in Darmstadt hat ihn mit ausgezeichnetem Erfolge durch folgende Mischung ersetzt: 18 Pfund Bolus, in Wasser aufgeweicht, und 1¼ Pfund Leim zu Leimwasser aufgekocht werden mit 2 Pfund Gyps gut vermengt und mittelst eines Pinsels durch eine Seihe getrieben, und mit Wasser bis zum Grade eines dünnen Kleisters versetzt. Er ist nun zur Verwendung geeignet und billiger, als der Stärkmehlkleister. Für feine Tapeten ist er deßhalb nicht wohl anwendbar, weil er zugleich eine weiße Farbe bildet, die an den Rändern der Tapetenstreifen leicht etwas übergreift.

Lebensphilosophie.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleck-Kugeln zum Reinigen der beschmutzten Welt.

Digitized by Google

Unsere Geburt ist nichts, als der Anfang unseres Todes, so wie der Docht schon verzehrt wird, sobald er angezündet ist.

Verschiedenes.

Die Entstehung des Bockbieres wird in den N. Nachr. folgendermaßen erzählt: Die kränklichen Gesundheits-Zustände der bayer. Kurfürstin Elisabeth gaben ihrem Gemahl Maximilian I. von Bayern Veranlassung, einen englischen Arzt, den er auf seinen Feldzügen kennen lernte, darüber zu consultiren. Dieser empfahl das Lieblingsgetränk seiner Landsleute, „Porter" genannt, und bestellte einige Eimer. Die Kurfürstin fand es für ihre Gesundheit sehr zuträglich; doch da die Herbeischaffung beträchtliche Kosten damals verursachte und das Getränk wegen der Weite des Weges hie und da verdorben ankam, so sandte der Kurfürst seinen Hofbräumeister Mathias Staindl mit seinem Sohne nach England, um das Brauen dieses Bieres zu erlernen. Nach Jahr und Tag kamen sie zurück und im Jahre 1623 wurde das erste Porterbier gebraut und am 12. Oct., am Namenstag des Kurfürsten, das erste Glas demselben auf die Tafel gesetzt. Anfangs wurde dieses Getränk bloß als Arzneimittel zum Verkauf gegeben; es schmeckte auch Andern wohl und so wurde es in größerer Quantität gebraut und alle Jahre 14 Tage vor und 14 Tage nach dem Frohnleichnamstag im Hofkeller für Kranke und Gesunde feil gehalten. Aus einer figürlichen Anspielung auf die Wirkung desselben entstand gleich Anfangs die Bezeichnung „Bock", welche sich für die Zukunft auch erhalten hat. Den Bock zu brauen und zu verkaufen, blieb ein Reservat des Hofes, jedoch bewilligte der Kurfürst im Jahre 1638 dem Sohne des Bräumeisters Staindl, der durch eine Heirath mit Anastasia Niedermayer ein Haus am Marktplatz erhalten, als Recompense, daß er und sein Weib und seine ehelichen Leibeserben auf diesem Hause zu ewigen Zeiten den Einbock verleitgeben dürfen.

Ein Privatschreiben aus Japan gibt einige ziemlich überraschende Aufschlüsse über die Art und Weise, wie man in jenem Lande eine Feuersbrunst löscht. Wenn es brennt, begeben sich alle Beamten in feierlichem Aufzug und in gemessenem Schritt an die Brandstätte. Sie ziehen für solche Gelegenheiten eigens verzierte, prächtig mit Gold und Silber gestickte seidene Gewänder und bis zum Ellenbogen reichende weiße baumwollene Handschuhe an. Der Zug hält in einiger Entfernung von dem Feuer still und schaut in majestätischer Ruhe den Verheerungen des Elementes zu. Die einzigen Werkzeuge, mit denen man das Umsichgreifen des Feuers bekämpft, sind große papierne Fächer, mit welchen die japanischen Pompiers die Flamme unter lautem Geschrei auszufachen sich anstrengen. (?!?)

Welcher ist es? Ein Pariser Millionär schrieb an Scribe: „Mein theurer Herr! Ich hege den großen Wunsch, mich mit Ihnen zu einer dramatischen Dichtung zu vereinigen. Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, ein Lustspiel zu schreiben und mir erlauben, daß ich einige eigene Zeilen beifügen darf? Ich werde dann das Stück auf die prachtvollste und kostspieligste Weise aufführen lassen, und wir wollen den Ruhm theilen." Hierauf antwortete Scribe: „Mein theurer Herr! Ich muß Ihren schmeichelhaften Antrag ablehnen, weil die Religion mich lehrt, daß man das Pferd und den Esel nicht in dasselbe Joch zusammenspannen soll." Auf dies erwiderte der Millionär: „Herr! Ich habe Ihren impertinenten Brief erhalten. Mit welchem Rechte können Sie mich ein Pferd nennen?"

Räthsel.

Knacke mir das Nüßchen:
„Ruhet drauf dein Füßchen,
Ist es ganz erquicklich;
Thust Du's, ist es schrecklich."

— thal. K.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 56. Donnerstag, den 9. Mai **1861.**

Elia's Himmelfahrt.

Ich habe für dich gestritten,
Geeifert für dich, mein Gott,
Und um dein Wort gelitten
Der Menschen Schmach und Spott.
Verfolgt irrt' ich auf Erden,
Mein Leben war Müh' und Pein:
Nun will es Abend werden,
Führ' mich zum Frieden ein.

Du gabst mir Gewalt vor Allen,
Gewalt über Leben und Tod,
Feuer ist vom Himmel gefallen
Auf meines Wortes Gebot.
Die Wolken hatt' ich verschlossen,
Den Regen hielt ich in Bann,
Daß keine Quellen flossen,
Kein Thau vom Himmel rann.

Ich rief herab die Strafen
Auf Israels sündige Schaar,
Und meine Flüche trafen
Ihren entweihten Altar.
Ich habe lang gehütet
Das Volk, das du erwählt:
Nun ist mein Geist ermüdet,
Meine Stunden sind gezählt.

Und soll die Seele vergehen,
Die deinem Worte gelauscht?
Hat ihr das himmlische Wehen
Nicht ewiges Leben gerauscht?
Und soll die Seele verderben,
Der du deinen Ruhm vertraut?
Und soll ich des Todes sterben,
Da ich dein Antlitz geschaut?

Da öffnet in weiten Bogen
Sich glänzend der Himmelsplan,
Ein Wagen kommt gezogen
Auf luftiger Wolkenbahn, —
Ein Wagen in feuriger Lohe,
Mit feurigen Rossen bespannt:
Hell lodert auf der hohe,
Erleuchtete Himmelsrand.

„Nicht will ich dein Verderben,
So spricht der Herr dein Gott,
Nicht sollst du des Todes sterben,
Fahr' auf zu deinem Gott!
Ich bin deiner Seele Retter,
Die liebend ich erkor. —"
So fuhr in Sturm und Wetter
Elia zum Himmel empor.

Die geheimnißvolle Braut.

5.

(Fortsetzung.)

Etwa kurz vor Mitternacht legte das Kanot in einem in den Raritanstrom sich ergießenden Nebenflusse an. Wilhelm wurde ans Land gebracht, seiner sämmtlichen Fesseln entledigt, dafür aber von zwei Indianern in die Mitte genommen, auf einen durch den Urwald sich hinziehenden engen Pfad gebracht, und ging jetzt die Reise zu Fuß eiligst weiter. Er schaute umher, ob er die Gegend kenne. Die Wipfel riesig großer Bäume wurden von den Strahlen des aufgehenden Mondes beleuchtet, weiter aber war nichts zu sehen. Er stellte seinen Führern mehrere Fragen, doch ließen sie dieselben unbeantwortet; stillschweigend, festen und sicheren Trittes verfolgten sie ihren Weg, wobei sie sich jeder Gewaltthätigkeit gegen ihn enthielten; auch war er zu seinem nicht geringen Erstaunen keinen Beschimpfungen oder

Digitized by Google

Schmähungen ausgesetzt; nur daß sie ihn dann und wann zu einer noch größeren Eile antrieben.

Nachdem sie eine ziemlich weite Strecke zurückgelegt, erweiterte sich der Weg, der in ein umfangreiches, von mäßig hohen Bergen eingeschlossenes Thal einmündete. In dem Thale angekommen, ward er gewahr, daß er sich in einem indianischen Dorfe befand. Vor einer etwas abseits stehenden Hütte wurde Halt gemacht. Zwei der Indianer entfernten sich, die übrigen blieben bei ihm.

Der jetzt in ungetrübter Helle scheinende Mond erleichterte es ihm, die Oertlichkeit, in welche er wider seinen Willen gebracht war, sich etwas genauer anzuschauen. Das Thal ward von einem in anmuthigen Krümmungen sich dahin windenden sanft plätschernden Bach durchschnitten. An beiden Seiten zogen sich lange Kornfelder hin, und dem einen gegenüber standen die Hütten, etwa dreißig an der Zahl. Die Hütten bildeten einen Halbkreis; die Wände derselben bestanden aus dicht durch einander geflochtenen Zweigen und die Dächer waren mit Baumrinden bedeckt.

So weit war er in seiner Anschauung gekommen, als die beiden davongegangenen Indianer mit einem dritten wieder erschienen. Der Neuangekommene war nur halb bekleidet, aber ungeachtet seiner nachlässigen Kleidung vermuthete Wilhelm, daß es der Häuptling oder der oberste Sachem sei. Schon war er im Begriff, denselben anzureden, als dieser sich schnell umwandte und seinen Begleitern ein Zeichen gab, ihm zu folgen. Der Gefangene wurde mit fortgeschleppt. Vor einer aus starken Baumzweigen erbauten Hütte blieben sie stehen und ihm wurde angedeutet, eine an dieselbe gelehnte Leiter — zwei Stangen, an welchen die Staffeln durch daran gebundene Zweige hergestellt waren — zu ersteigen. In der Mitte des Daches war eine etwa drei Fuß weite Oeffnung angebracht, in diese ward die nachgezogene Leiter hineingestellt und Wilhelm anbefohlen, sich mittelst derselben in das Innere der Hütte hinabzubegeben. Er zögerte und bat, daß man ihm sagen möge, was man mit ihm vorhabe. Statt einer Antwort legte ihm einer der Indianer die schwere Hand unsanft auf die Schulter und mit stummer Geberde wies er auf die Oeffnung hin. Fürchtend, daß bei längerem Sträuben man ihn ohne weitere Umschweife gewaltsam hineinstoßen möchte, fügte sich Wilhelm seinen Gewaltigern. Unten angekommen, hielt er sich instinctmäßig an der Leiter fest, diese wurde aber so kräftig gerüttelt, daß er umfiel und auf den Rücken zu liegen kam. Im Nu ward die Leiter heraufgezogen, die Oeffnung versperrt und auf dieselbe ein Stein oder sonst ein schwerer Gegenstand gelegt. Die schwärzeste Dunkelheit umgab ihn.

Von dem weiten Marsche ganz ermüdet und mit schmerzenden Gliedern, die engen Bande hatten ihn fast wund gedrückt, blieb er eine Zeitlang auf dem Boden unbeweglich liegen. Dann tappte er umher, um eine etwas weichere Lagerstätte, als die feuchte und kalte Erde darbot, aufzusuchen. Seine Forschungen blieben jedoch fruchtlos, und wohl oder übel mußte er sich auf die nackte Erde wieder niederlegen. Doch währte es lange, ehe der Schlaf ihn heimsuchte und er in den Armen desselben seine gegenwärtige so trostlose und ungewisse Lage vergaß.

Bei seinem Erwachen drangen einzelne Lichtstrahlen hier und da durch die schmalen Spalten der Wände und des Daches. Nachdem er sich erhoben, war sein erster Antrieb der, sein Gefängniß einer genauen Prüfung zu unterziehen. Das Ergebniß derselben war jedoch nichts weniger als befriedigend und an ein Entkommen gar nicht zu denken. Die Wände der Hütte bestanden aus überaus starken und dicken, dicht neben einander in die Erde gerammten Eichenstämmen. Vor diesen waren an den äußeren Seiten Blöcke über einander geschichtet, und wurden diese durch senkrecht stehende Pfähle festgehalten. Die Größe im Innern betrug etwa fünfzehn Quadratfuß und die Höhe zwölf Fuß. Vergebens bemühte er sich, eine größere Spalte zu entdecken, um aus derselben einen Blick in die Umgebung der Hütte zu thun. Ganz entmuthigt sank er zu Boden nieder. Wahrlich, der angebrochene Tag war für ihn kein erfreulicher, und welch Schicksal stand ihm bevor?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Hund des Gastwirths.

Mehrere Missethaten waren in Yorkshire im Laufe eines Winters verübt worden, als ein höherer Polizeibeamter in London den Befehl erhielt, an Ort und Stelle Nachforschungen nach den Thätern, von denen man bisher noch keine Spur entdeckt hatte, anzustellen. Im Monat Februar reiste er zur Erfüllung seines Auftrages nach Yorkshire ab und fand durch Regen und Unwetter die Provinz so unter Wasser gesetzt, daß es schwer war, auf den Landwegen vorwärts zu kommen. Die Postkutsche, welche in jener Zeit noch am Leben war, setzte ihn in dem Städtchen S. ab, von wo er bis zum nächsten Ziele seiner Wanderung zu Fuß noch beinahe eine ganze Meile zurückzulegen hatte, nur mühsam kam er vorwärts, und Koth und Wasser liefen ihm oft über die Stiefel. Mit Freuden begrüßte er daher endlich beim Scheine des zunehmenden Mondes das Wirthshaus zur aufgehenden Sonne, wo er die ersten Erkundigungen einzuziehen beschlossen hatte, und wohlbehaglich trocknete er sich hier an einem mächtigen Feuer, das in der Küche brannte, welche zugleich als Gastzimmer diente.

Die Bauern und die übrigen Gäste, die in dem Wirthshause waren, betrachteten den Städter mit weit aufgerissenen Augen und suchten durch verschiedene Fragen zu erfahren, welches Geschäft er hätte, wo er her käme und wo er hin wollte.

Der Polizeibeamte aber, seit langer Zeit daran gewöhnt, jede Art von Rollen zu spielen, stellte sich hier im höchsten Grade einfältig und wußte es dadurch auf geschickte Weise zu vermeiden, Antwort auf die Fragen zu geben; überdies war er hungrig wie ein Wolf, und da der Gastwirth ihm bald nach seiner Ankunft ein warmes Abendessen vorsetzte, fiel er über dasselbe her und wußte dadurch weiteren Fragen zu entgehen. Neben dem Feuer schlief ein großer Bullenbeißer; der Duft des Abendessens erweckte das Thier, und da es erkannte, für wen das leckere Mahl bereitet war, näherte es sich dem Gaste und suchte mit demselben Freundschaft anzuknüpfen; dieser erwiederte das Entgegenkommen und reichte dem Hunde manchen guten Bissen, das Thier bewies darauf seine Dankbarkeit, indem es sich neben den Polizeibeamten setzte, seinen Kopf auf dessen Kniee legte und ihm gutmüthig ins Gesicht sah.

In dem Gemache saßen einige nachläßig gekleidete Menschen von nicht sehr einnehmendem Aeußern bei ihrem Bier. Der Beamte entnahm aus ihren Blicken und ihrem leisen Geflüster, daß er ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit sei, und fühlte sich dadurch nicht eben behaglich, zumal er sich vorhin für einen Viehzüchter ausgegeben hatte und sich nun sagen mußte, daß man bei ihm leicht eine größere Geldsumme erwarten konnte, weil er ohne Vieh reiste und daher wahrscheinlich von dem Markte zurückkehrte, wo er für seine Thiere Geld eingenommen haben mußte.

Dennoch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er sich in einem öffentlichen Gasthause befand und daher nicht leicht eine Gefahr zu befürchten hätte. Nach dem Abendessen ließ der Wirth sich mit dem Polizeimanne in ein Gespräch ein und erzählte ihm die Neuigkeiten, welche in der Nachbarschaft in Umlauf waren, namentlich aber die fürchterlichen einzelnen Umstände von der Ermordung eines Herrn Perry, sowie mehrere Brandlegungen, die in der letzten Zeit in der Gegend stattgefunden hatten. Der Beamte war sehr erfreut, daß der Wirth von selbst einen Gegenstand besprach, über den er Erkundigungen einziehen wollte, und Nichts konnte ihm daher willkommener sein, als die Mittheilung der verschiedenen näheren Umstände.

Während seines Gesprächs mit dem Wirthe glaubte er zu bemerken, daß die verdächtigen Gäste an dem andern Tisch verstummten und aufmerksam auf jedes Wort lauschten, das er mit dem Wirthe wechselte.

So war es spät geworden und den Polizeimann, der durch den mühsamen Weg sehr ermüdet war, verlangte nach Ruhe; er forderte daher den Wirth auf, ihm ein Schlafgemach anzuweisen, und während er nach demselben emporstieg, entfernten sich die übrigen Gäste.

Der Polizeiagent folgte seinem Führer durch mehrere lange, schmale Gänge, in denen der Wind pfeifend blies, und blieb endlich vor einer Thür stehen, die in ein Schlafgemach führte. Der Wirth überreichte ihm das brennende Licht und wünschte ihm dann eine gute Nacht.

Digitized by Google

Der Gast stand im Begriff zu fragen, in welchem Theile des Hauses er sich befinde und ob in den anstoßenden Zimmern andere Gäste schliefen, allein er unterdrückte diese Frage, nahm das Licht, trat in das Zimmer und erwiederte die gute Nacht des Wirths. Die Schritte des letzteren entfernten sich durch den finsteren Gang, der Gast setzte das Licht auf den Tisch, und als er sich dann umwendete, die Thür zu verschließen, erblickte er mit Staunen und Vergnügen den großen Hund, der sein Abendessen mit ihm getheilt hatte und, vor der Thür stehend, freundlich mit dem Schwanze wedelte, indem er ihn fragend ansah, ob er zu ihm eintreten dürfe.

„Komm, Alter!" rief der Gast, und freudig sprang der Hund in das Zimmer.

Der Polizeiagent verschloß hierauf die Thür und war nicht bös darüber, einen Gefährten zu haben, wenn es auch nur ein vierfüßiger war.

Mochte es die Ermüdung der Reise sein oder irgend ein anderer Grund, genug, der Mann der Polizei fühlte sich in einer sehr gedrückten Stimmung, und in dieser war es ihm erwünscht, ein lebendes Wesen an seiner Seite zu haben.

(Schluß folgt)

Lebensphilosophie.

Die Leiden sind wie die Gewitterwolken; in der Ferne sehen sie schwarz aus, über uns kaum grau!

Der größte Haß ist, wie die größte Tugend und die schlimmsten Hunde, still.

Verschiedenes.

Der Bäckermeister N. in dem preußischen Städtchen X., ein sehr stattlicher und wohlhabender Mann, lebte mit dem Bürgermeister in einer fortwährenden Mißgunst. Als daher dem letzteren eines Tages ein Magistratsschreiben an den ersteren zur Unterschrift vorgelegt wurde, welches „An Herrn Bäckermeister N." adressirt war, — ein Prädicat, das allerdings von Rechtswegen in Preußen den Handwerksmeistern nicht zukommt, — machte der Bürgermeister seiner Mißgunst Luft und einen dicken Strich durch das Wort „Herr". Was er gewollt, das erreichte er in vollstem Maße. Jener war beim Anblick der Adresse Feuer und Flamme, und in seinem gekränkten Ehrgefühl schritt er auf's Rathhaus, um die Herren zur Rede darüber zu stellen, wer ihm den Schimpf angethan? Sie könnten das „Herr" weglassen; aber erst hinschreiben und dann ausstreichen — so ließe er sich nicht behandeln! — Der Bürgermeister, in ruhiger Würde, bekannte sich dagegen zu dem Ausstrich und sagte: das sei ganz egal, — „wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dasteht." — Der Bäckermeister ging nach Hause, setzte sich hin und schrieb die Antwort auf den Inhalt des Schreibens; dann adressirte er sie: „An den naseweisen Magistrat" und machte durch das Wort „nase" einen Strich. Der Bürgermeister empfing den Brief und war nun seinerseits Feuer und Flamme. Der frevelhafte Bäckermeister wurde alsbald vorgefordert und zur Rede gestellt über die unverschämte, über die Maßen unschickliche Adresse. „Meine Herren", sagte er gleichmüthig, „Sie haben es Alle gehört, was der Herr Bürgermeister gesagt hat: wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dastünde!"

Als Lamartine's Haus versteigert werden mußte, kaufte es der Architekt, welcher es gebaut hatte. „Seltsam," — sagte Jemand — „wer Steine in Bewegung setzt, wird reicher, als wer es mit Ideen thut." „Natürlich," — entgegnete der Architekt, — „während er die seinigen auseinanderstreut, baue ich die meinigen aufeinander."

Auflösung des Räthsels in Nro. 85:

Rasen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 57. Samstag, den 11. Mai **1861.**

Das Reich Gottes.

Die Pharisäer fragten, Thoren gleich,
Den Herrn, wann das Reich Gottes kommen werde?
Er sprach: „Was denkt ihr doch von Gottes Reich?
Nicht kommen wird's mit äußerer Geberde."

Man wird nicht sagen: Hier ist's, oder dort!
Noch auch: Jetzt oder dann wird es beginnen.
Es ist und war, doch nicht in Zeit und Ort,
Es ist in euch allein, im Geist tiefsinnen!

O möcht' die Welt dies große Wort verstehen!
Dann würd' es still und froh in jeder Brust,
Dann senkte sich der Himmel zu der Erde,
Und Mensch zu sein, wär' eine Götterlust!
Wenn es so nah — wenn es im Herzen liegt?
Warum erst bis zur Sterbestunde warten,
Wenn es zu jeder Stund' sich an uns schmiegt?
Du darfst nur wollen! — in des Geistes Tiefen
Dem Göttlichen erbauen einen Thron,
„So ist es jubelnd in dich eingegangen
„Und wohnt in dir, wie einst im Menschensohn!"

Was ist denn — Gottes Reich? — Des Herzens Reinheit!
Des Willens Kraft! des Geistes frische That!
Das Streben nach dem Göttlichen und Großen!
Des Guten ausgestreute Lebenssaat!
„Der Himmel, der im eignen Herzen wohnet,
„In dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht!
„Dies ist das Reich des Herrn, — wer's so nicht findet,
„Der findet es in Ewigkeiten nicht."
Selbst jenseits kann es nur im Geiste ruhen,
Nur innerlich, nicht zeit- und örtlich sein.
Drum auf, mein Geist! da es dir schon erschlossen,
So ziehe hier schon in den Himmel ein!
Aus der Erfüllung deiner ird'schen Pflichten
Erblüht ein Paradies dir still und schön,
Durch dessen blumenreiche Friedensauen
Die Tugenden als stille Engel geh'n.
In der Erfüllung deiner ird'schen Pflichten
Ruht dir ein Trost, den keine Welt dir raubt!
Ein Trost, der Balsam dir in Leidensstunden,
Im Tod — ein weiches Kissen für dein Haupt.
Drum fragt nicht, gleich den thör'gen Pharisäern:
Wann kommt das Reich, und wo ist es zu schau'n?
„Blickt in euch selbst; denn hier nur kann es thronen,
„Im eignen Herzen müßt ihr's anerbau'n!"

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Bis dahin war Wilhelm van der Veer noch von allen widrigen Schicksalsschlägen verschont geblieben. Das Unglück, welches uns schwache Sterbliche in der Regel häufiger heimzusuchen pflegt als das Glück, kannte er nur dem Namen nach. Sein Leben war in dem wohl geordneten elterlichen Hause ein ruhiges und dabei genußreiches gewesen, weßhalb er das ihn jetzt so plötzlich betroffene Unglück um so tiefer fühlte. Er sann über die Erlebnisse der letzten Tage nach. Geldorp, darüber waltete bei ihm kein Zweifel ob, hatte den Plan zu seiner Gefangennehmung gelegt und ihn den Indianern ausgeliefert. Was hatte er gegen den Feind seines Vaters verschuldet? und was hatte er von den Wilden, in deren Gewalt er sich befand, zu erwarten? In seiner Verzweiflung beugte er das Haupt und an seine, aller Wahrscheinlichkeit nach um ihn tief bekümmerten Eltern denkend, entströmte seinen Augen eine heiße Thränenfluth. Ja, er weinte wie ein Kind, denn obwohl bereits in das Alter der Mannbarkeit getreten, war er, was seinen Mangel an Er-

Digitized by Google

fahrungen in der größeren Welt anbetrifft, doch noch ein Kind geblieben. Vermöge seiner vortrefflichen Eigenschaften war er bisher von Andern nur mit Liebe und Wohlwollen behandelt und er hatte geglaubt, daß Derjenige, der gegen seinen Nächsten aufrichtig und ehrlich handele, und Gottes und der Menschen Gebote treu und gehorsamlich nachlebe, auf die Liebe und Achtung seiner Mitmenschen einen gerechten Anspruch hätte. Dabei hatte er noch nie einen persönlichen Feind gehabt, seine billigen Wünsche waren stets befriedigt worden, und er hatte jede ihm erwiesene Gefälligkeit mit dem größten Danke anerkannt. Jetzt aber war für ihn, der sich auch nicht das geringste Böse vorzuwerfen hatte, eine Zeit der Trübsal gekommen, und kein Wunder daher, wenn er, der noch keine Gelegenheit gehabt, die Schatten- oder Nachtseiten der menschlichen Natur kennen zu lernen, sich einer fast grenzenlosen Verzweiflung hingab.

Etwa nach Verlauf einer Stunde ward in seinem Gefängnisse plötzlich Licht. Durch die Oeffnung im Dache sank die Leiter wieder herab und gleich darauf standen zwei Indianer vor ihm. Den einen glaubte er am gestrigen Abend schon in dem Kanot gesehen zu haben; der andere, ein Mann von mittlerem Alter, großen und kräftigen Wuchses, und dabei, außer seinem bunt bemalten Gesichte, phantastisch gekleidet und herausgeputzt, entfaltete in seinem Wesen eine gewisse Würde. Nachdem dieser ihn eine Weile stillschweigend betrachtet, hub er also an: „Kind der Menschen mit den weißen Gesichtern, weißt du, weßhalb man dich hierher geführt hat?"

„Nein. Aber sicherlich nicht, um mir etwas zu Leide zu thun."

„Finden wir in dir einen Feigling?"

„Nein, keinen Feigling."

„Dann sprich nichts von zu Leide thun, sondern höre. Noch sind nicht viele Sonnen gekommen und gegangen — der Mond ist seitdem noch nicht wieder voll gewesen, — als ein Krieger unsers Stammes, des der Raritaner, von der Hand Eines deines Volkes ohne alle Ursache, ohne alle Reizung den tödtlichen Streich erhalten. Seine alte Mutter erliegt fast ihrem Gram, und die, welche sein Weib werden sollte, seufzt und girrt wie ein Vogel, der seinen Genossen verloren hat. Die Herzen meines Volkes sind darüber mit Zorn erfüllt und wir haben im Rathe beschlossen, daß diese schmachvolle That gesühnt werden müsse. Du gehörst dem mörderischen, uns Gerechtigkeit versagenden Geschlechte der Weißen an, und dein Blut soll die uns angethane Schmach wieder abwaschen."

Nachdem Wilhelm diese unheilvollen Worte vernommen, stand er wie versteinert da. Hatte er den Indianer recht verstanden? Fragenden Auges blickte er das bemalte Antlitz desselben an.

„Was," hauchte er, „um mich zu morden —"

„Dich zu morden?" unterbrach ihn der Indianer. „Mordet das Gesetz Den, der ein schwarzes Verbrechen begangen? Nein, es übt nur Wiedervergeltung aus. Kann aber die Seele unsers gemordeten Bruders in den großen Jagdgründen des Jenseits bei seinen Gefährten in Ruhe weilen? Sollen wir den schmachvollen Mord eines raritanischen Kriegers ungerächt hingehen, diesen Schandflecken auf unserer Ehre haften lassen? Du mußt sterben!"

„Ich, der Keinem eures Volkes je das geringste Leid angethan," versetzte Wilhelm, „ich, der wenn ich Einen von euch in Noth gefunden, ihm mit aller in meiner Macht stehenden Hilfe beigestanden, mit dem Hungrigen mein letztes Stück Brod getheilt haben würde, soll unschuldiger Weise dafür leiden, weil ein Ruchloser von meinem Volke einen eurer Brüder erschlagen hat? Ist das Gerechtigkeit, seine That an einem völlig Schuldlosen heimzusuchen?"

„Wäre der Schuldige uns ausgeliefert, so würden wir uns für befriedigt halten; aber da man ihn uns vorenthält, so muß die Rache auf einen Andern fallen. Du mußt sterben!"

„Kennt ihr denn kein Mitleid, kein Erbarmen? Mein Vater ehrt euer Volk und meine Mutter hat durch die That bewiesen, daß sie in Ausübung der Pflichten der Menschlichkeit keinen Unterschied darin macht, ob der Hilfsbedürftige von weißer oder rother Farbe ist. Zwei kranken indianischen Frauen hat sie Schutz und Obdach gewährt, sie mit eignen Händen gepflegt. Führt mich meinen Eltern wieder zu und ihr werdet dafür belohnt werden. Ihr sollt sehen, daß wir euch keine Feindschaft nachtragen. Ich weiß, daß ich von einem Feinde meiner Familie, von

Digitized by Google

einem bösen Menschen, dessen Herz von Falschheit angefüllt ist, euren Händen überliefert worden bin. Könnt ihr unter solchen Umständen noch nach meinem Leben trachten?"

„Bist du ein Weib?" fragte ihn der Indianer im Tone der Verachtung.

Wilhelm antwortete hierauf nichts. Das konnte er nicht. Er hatte gehofft, daß seine Worte das Herz des Wilden rühren würden, da er aber sah, daß seine Gefühle nur Verachtung erregten, zog er es vor, zu schweigen; allein damit war sein Schicksal besiegelt.

„Nur das Weib vergießt Angesichts von Gefahren Thränen," hub der Indianer wieder an, „und soll mein Volk dich nicht verspotten und anspeien, so gib keine Zeichen von Schwäche von dir. Nichts würde seine Freude mehr erhöhen, als wenn es ein erschrockenes, muthloses Schlachtopfer vor sich sähe."

Der arme Wilhelm! Wie bleich und niedergeschlagen er dastand. In dem Tone und dem Benehmen des Wilden lag Etwas, was ihm jede Aussicht auf Rettung benahm, und er wagte nicht mehr, das Mitleid desselben anzurufen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hund des Gastwirths.

(Schluß.)

Der Hund schritt bis in die Mitte des Gemaches vor, wedelte mit dem Schwanze und sah seinen neuen Freund fragend an, als erwarte er dessen Befehle. Dieser deutete deßhalb auf ein Stück von einem Teppich, der am Boden am Fußende des Bettes lag, und sagte: „Leg' dich, mein Hund."

Das Thier folgte der Aufforderung und der Gast ging zu Bett und versank beinahe augenblicklich in einen tiefen Schlaf. Diesem wurde er während der Nacht nur ein Mal entrissen, indem er über ein eigenthümliches Geräusch, ein Schnarchen und einen Ton, wie von einem Falle, aufwachte.

„Bist du da, Hund?" rief er seinem nächtlichen Gesellschafter zu.

Ein leises Wimmern, wie eine Art Geheul, war seine einzige Antwort, und da es ihm vorkam, als pfiffe der Wind durch das Gemach, drehte er sich nach der anderen Seite, zog das Deckbett über das Gesicht und war in wenigen Minuten wieder in Schlaf gesunken.

Am nächsten Morgen erweckten ihn die Strahlen der Sonne, die ihm voll in's Gesicht schienen. Er hob den Kopf in die Höhe und wunderte sich, das Fenster geöffnet zu sehen, während er doch gewiß wußte, daß es am Abend zuvor fest verschlossen gewesen war. Er sprang daher aus dem Bett und wollte das Fenster schließen, da sah er zu seinem höchsten Staunen einen Menschen der ganzen Länge nach mit dem Gesicht nach unten am Boden liegen, wenige Schritte von seinem Bett entfernt. Neben ihm lag der Hund und hatte eine seiner Pfoten auf den Kopf des Mannes gelegt.

„Was wollt Ihr hier?" rief der Polizeiagent, doch er erhielt keine Antwort. Darauf berührte er mit dem Fuße leise den Körper des Liegenden, doch dieser achtete darauf nicht. Nun bückte er sich, wendete den Menschen um und sah zu seinem Entsetzen, daß derselbe todt war. — Aber auf welche Weise war er hier um das Leben gekommen? Dies zeigte sich ihm bei näherer Untersuchung, denn eine tiefe Wunde in seinem Halse, offenbar von den Zähnen des Hundes herrührend, mußte seinen Tod herbeigeführt haben.

Der Mensch war augenscheinlich durch das Fenster in das Zimmer gestiegen und es war leicht zu errathen, daß er dabei die Absicht gehabt hatte, den Viehhändler zu berauben und wahrscheinlich auch zu morden. Die letztere Absicht ließ sich kaum bezweifeln, denn neben ihm lag ein Kampfstock und in der einen erstarrten Hand hielt er ein scharf geschliffenes, spitziges Messer, wie sich deren die Schweineschlächter bei ihrem Geschäft bedienen.

Der Polizeibeamte rief nach dem Wirth, doch vergebens; seine Stimme verhallte in den langen Gängen und erhielt keine Antwort. Er trat darauf an das Fenster und sah, daß dieses auf ein großes Kornfeld ging. Eine Leiter, die an der Wand lehnte, deutete den Weg an, auf dem der Mörder in das Zimmer gestiegen war.

Hastig kleidete der Gast sich an, eilte hinab in die Küche und machte hier Lärm. Der Wirth und einige andere Bewohner des

Digitized by Google

Hauses eilten auf die Mittheilung, die er ihnen machte, mit ihm nach seinem Schlafzimmer, und sobald der Wirth hier die Leiche erblickte, rief er aus: „Ei, das ist ja Dick Shawler! Sind noch mehrere von ihnen hier?“

Die Leiche wurde nach einem unteren Zimmer gebracht. Bald verbreitete sich das Gerücht von dem, was vorgefallen war, und während des Tages kamen viele Menschen nach dem Gasthause, um sich von der Neuigkeit näher zu unterrichten und den Mann zu sehen, der auf eine so eigenthümliche Weise um das Leben gekommen war.

Der Polizeibeamte, der mit Recht vermuthete, hier eine Spur von Verbrechern entdeckt zu haben, denen er nachspürte, fragte den Wirth, wer dieser Dick Shawler sei und mit welchen Menschen er Gesellschaft zu halten gepflegt hätte — und erfuhr, daß Dick einer von den vier müßigen Herumtreibern gewesen wäre, die ihren Lebensunterhalt auf eine Weise gewonnen hätten, welche sich Niemand zu erklären wußte, weßhalb man glaubte, es sei theils durch Diebstahl, theils durch Einbruch geschehen.

Der gewandte Agent erfuhr durch diese Mittheilung genug, um Schritte zu der Verhaftung der übrigen Genossen des Todten zu thun, und bald zeigte es sich, daß dieselben die Mordthaten vollbracht, das Feuer angelegt und noch viele andere Verbrechen begangen hatten.

Kunst-Notiz.

Wir lesen im Frkf. Conversationsblatte unter Frankfurt, 29. April: Herr August Buhl ist dieser Tage hierher zurückgekehrt. Mit seinem Freunde, dem Violinisten Eduard Candella, hat unser braver Künstler jüngsthin in Paris ein Concert gegeben, über welches sich dortige Blätter sehr günstig äußern. Ein zahlreiches Publikum, worunter mehrere musikalische Schriftsteller und auch Heinrich Marschner, der Componist des in jenem Concert ausgeführten Trios in G-moll, belohnte die beiden Künstler mit wärmstem Beifall und Hervorruf.

Lebensphilosophie.

Die Menschen haben von jeher den rechten Weg erst dann gefunden, nachdem sie alle Abwege durchirrt hatten.

Wer ein Stück Brod fordert, ist edler, als der um eine Verbeugung oder um einen Blick bettelt; denn jenes ist ja mehr werth.

Verschiedenes.

Ein Kaufmann in Berlin, in dessen Geschäftslocal neue, mit arsenikhaltigen Farben bedruckte Tapeten und Fensterrouleaux gefunden wurden, war deßhalb auf Grund einer Polizeiverordnung, welche den Verkauf solcher Tapeten bei 5 bis 50 Thlr. Strafe verbietet, unter Anklage gestellt worden. Der Angeklagte wendete ein, daß er seine Waare nur nach dem Auslande verkaufe und daß, wenn diese Polizeiverordnung überhaupt aufrecht erhalten würde, die Rouleauxfabrikation in Preußen zu Grunde gehen müßte, weil die Farben, und namentlich das Grün, ohne Arsenik gar nicht herzustellen seien. Der Gerichtshof nahm darauf aber keine Rücksicht und verurtheilte den Angeklagten zu 5 Thalern Geldbuße.

Bei der am 24. April abgehaltenen eidgenössischen Inspection des Reservebataillons Nr. 100 in Solothurn antwortete ein Soldat dem Oberst v. Reding auf seine Frage: was er als eidgenössischer Wehrmann dem Vaterlande schuldig sei? „No 14 Fränkli für e Habersack, Herr Oberst, sunst nüt.“

Räthsel.

Ich dringe in die Weite,
Doch bleib' ich stets bei dir.
Ich kämpfe nicht im Streite,
Und du schenkst Waffen mir.
Werth und theuer bin ich meinem Herrn.
Und doch verrathe ich ihn gern.

— thal. K.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 58. Dienstag, den 14. Mai **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Die beiden Indianer traten nun zur Seite, besprachen sich in leisen Worten und stiegen dann die Leiter wieder hinauf. Waren sie von dem Geiste der Nächstenliebe beseelt? Hatten seine Worte auf ihre Gemüther Wirkung gethan? Nein, er hatte nichts mehr zu hoffen. In der nächsten Minute erschienen vor ihm vier andere Indianer. Ihre geschwärzten Gesichter waren mit rothen Kreisen bemalt. Wie grell diese rothen Kreise gegen die schwarze Unterlage abstach! Wie feurig ihre Augen aus diesem Schwarz und Roth leuchteten! Sie nahmen den Gefangenen zwischen sich, führten ihn der Leiter zu, die er schwankenden Schrittes erkletterte. Oben auf dem Dache angekommen, stand er still und ließ den Blick in die Ferne schweifen. Zu jeder andern Zeit würde ihm der Anblick der sich vor ihm ausbreitenden Landschaft einen hohen Genuß gewährt haben. Wie lieblich dieses von Bächen durchschnittene weite Thal; wie angenehm dem Ohr das Plätschern des über Fels und Stein dahinfließenden Wassers! Er sah die hohen Hügel, den dichten Wald, das so eigenthümlich in der Form eines Halbmondes erbaute Dorf, und auf einem freien Platz die sich hin und her bewegenden Bewohner desselben. Aber welch einen Gegenstand wird er dort gewahr, der ihm das Herz mit Grausen erfüllt? Nahe dem Mittelpunkt eines offenen Raumes und dem Dorfe gegenüber erhebt sich ein hoher, dicker und buntbemalter Pfahl, neben demselben liegt eine Menge von Reisigbündeln, und eine Anzahl rother Männer ist um den Pfahl versammelt. Gerade als er dieses Alles flüchtig überschaut, waren die vier Indianer ihm wieder zur Seite. Sie führten ihn an den Rand des Daches und zwar der Stelle zu, an welche sie die Leiter gestellt hatten. Zwei stiegen vor ihm hinab, dann mußte er folgen und die beiden andern schlossen den Zug. Unten angekommen, nahmen sie ihn zwischen sich, und jetzt ging es der Stelle zu, auf welcher sich der Pfahl erhob.

Bis dahin hatte er sich ganz ruhig verhalten und war mit Fügsamkeit jedem ihrer Winke nachgekommen. Aber mit Schrecken weilten seine Blicke auf dem Pfahle und den neben demselben aufgehäuft liegenden Holzbündeln.

Es waren die Vorbereitungen zu seinem Tode. Jetzt dachte er über den Charakter seiner Gewaltiger nochmals nach und seinem Gedächtnisse stellte sich Alles das lebhaft dar, was er über ihre Gewohnheiten und Geistesrichtungen gelesen und gehört hatte. Er wußte, daß sie eben so gefühllos als grausam waren, für andere Menschen auch nicht die geringsten Sympathien hatten und von den einmal gefaßten Racheplänen sich durch Nichts wieder abbringen ließen. Dieser Gedanke hatte durchaus nichts Trostvolles in sich; aber ein anderer Gedanke, und zwar der, ob denn ein Fluchtversuch so ganz unmöglich sei, stellte sich ihm auf dem Wege zum Scheiterhaufen dar. Vorsichtig schaute er umher. Dort in südlicher Richtung lag der Pfad, auf welchem er gestern gekommen war. Wäre er frei, das fühlte er, so lag seine Entweichung in dem Bereiche der Möglichkeit. Nur unter zwei Dingen — Tod oder Leben — hatte er zu wählen. Die Aussicht, sich das Leben zu erhalten, war freilich eine höchst unsichere; den Tod aber sah er vor sich. Warum nicht einen Fluchtversuch wagen? Mißlang derselbe, so wurde sein Schicksal dadurch doch um Nichts geändert.

Digitized by Google

Schon hörte er das gellende Geschrei und den lauten Jubel der Wilden. Es war der für ihn angestimmte Todtengesang. Und er, in der Blüthe seiner Jugend, voll Leben und Gesundheit, mit der Aussicht auf eine schöne Zukunft, er, der sich keines Verbrechens bewußt war, sollte in den unverdienten Tod gehen, und die seiner harrenden schrecklichen Todesqualen sollten seinen Peinigern zum Schauspiel dienen? Nochmals richtete er seine Blicke auf den zu seiner Hinrichtung ausersehenen Platz und auf den ziemlich nahen Wald; nur wenige Schritte weiterhin lag der in denselben führende Pfad. Er beugte sein Haupt und seufzte tief. Die Indianer trieben ihn mit barschen Worten zu größerer Schnelligkeit an. Er bewegte sich weiter, aber that, als ob die Kräfte ihm schwänden. Diese List gelang. Seine Führer glaubten, daß die Furcht vor dem Tode ihn geschwächt habe, und ließen ihm zur Bewegung mehr Raum.

Wenige Schritte noch und der Pfad war errreicht. In einem stillen Gebete flehte er den Höchsten um Beistand an. Jetzt sammelte er all seine Kräfte, ließ das ganze Gewicht seines Körpers auf den Armen der ihn stützenden Indianer ruhen, schloß den Mund, und wie ein abgeschnellter Pfeil schoß er dahin. Wie auf den Flügeln des Windes getragen, richtete er, ohne sich umzublicken, seine Schritte dem Walde zu. Das infernalische Geschrei der ihm nachsetzenden Indianer diente jedoch nur dazu, daß er seinen Lauf wo möglich noch mehr beschleunigte.

6.

In wenigen Augenblicken hatte der Flüchtling den Wald erreicht und unaufhaltsam lief er auf dem durch denselben sich hinziehenden Pfade weiter. Sich gleich in dem Dickicht zu verbergen, hielt er nicht für gerathen, da er nur zu gut wußte, wie leicht es seinen Verfolgern war, die Spur von Fußtritten in diesen unbetretenen Wildnissen zu erspähen. Bald drang das Geschrei der Wilden aus einer größeren Ferne zu ihm. Durfte er sich jetzt der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang seiner Flucht hingeben? Er glaubte es. Aber er vergaß, daß er es mit einem Feinde zu thun hatte, dessen Kräfte noch dann in ungeschwächter Frische geblieben, wenn die seinigen schon längst erschöpft waren. Und dazu noch die Länge des zurückzulegenden Weges!

Etwa eine Stunde lang mochte er gelaufen sein, als er fühlte, daß seine Kräfte nachließen. Das Herz klopfte ihm hörbar und sein Athem war kurz und keuchend. Er war gezwungen, Halt zu machen und sich nach einer Lagerstätte umzusehen. Von seinen Verfolgern erblickte er keine; allein kurz zuvor hatte der Pfad eine Krümmung gemacht, und so war ihm der gerade Rückblick versperrt. Er bog in das Dickicht ein und am Fuße eines hohen Baumes stürzte er ganz ermattet nieder. Ein in der Nähe desselben befindliches dichtes Erlengebüsch schien ihm ein besseres Versteck zu gewähren und er kroch in dasselbe hinein. Kaum hatte er sich darin geborgen, als er einen Trupp Indianer dahin ziehen hörte; sie schrieen und lärmten vor Wuth, blieben jedoch auf dem Pfade, und nach und nach verhallte ihr Geschrei.

Eine neue Hoffnung belebte ihn, und unter dem Einflusse derselben faßte er den Entschluß, in den Wald tiefer einzudringen. Jetzt hörte er auch das sanfte Gemurmel eines Baches. Bald hatte er denselben erreicht. Mit welcher Freude sah er das klare Wasser dahinfließen! Gierig sogen seine trockenen Lippen dasselbe ein. Er trank, trank wieder; er fühlte sich gestärkt und erfrischt; ein neues Leben sprudelte in seinen Adern. Jetzt erinnerte er sich auch, daß die ein Wild verfolgenden Hunde die Spuren desselben im Wasser verlieren. War es nicht angemessen, auch die seinige den Wilden abzuschneiden? Das Bett des Stromes bestand aus Sand und kleinen Kieselsteinen; er stieg also dreist hinein und wadete darin so lange weiter, bis das Geschrei der rückkehrenden Indianer ihn daran mahnte, einen Platz zu suchen, der ihn den scharfen Blicken derselben entzog. Ein nahe am Ufer stehender hoher Eichbaum, dessen dichte Aeste, Zweige und dunkles Laub undurchdringlich schienen, bot ihm ein ziemlich sicheres Versteck dar. Schnell ergriff er einen tief herabhängenden Zweig, doch mit aller Vorsicht, damit sich keine Blätter von demselben lösten, und mit der Gewandtheit eines geübten Turners schwang er sich an demselben hinauf. Oben, der

Digitized by Google

Spitze zu, ließ er sich auf einen ziemlich starken- und gekrümmten Ast nieder, und für den Augenblick war er in Sicherheit. Aber jetzt waren seine Kräfte auf's Neue erschöpft; die Anstrengung war eine sehr mühsame gewesen und er fühlte, daß wenn auch die nächste Minute ihm neue Gefahren, selbst den Tod bringen würde, er nicht im Stande wäre, sich denselben zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Nibelungen.

Es ist eine geraume Zeit her, daß die Nibelungenhelden den Donaustrom herabfuhren zur großen Abrechung nach Wien. In Pöchlarn machten sie kurze Rast; die Gastfreundschaft, die sie dort empfangen hatte, begleitete sie bis in den Tod. Es ist auf der Donau fast heute noch so einsam wie damals, und wenn man bei einer Fahrt auf derselben eines schönen Tages einem neuen Nibelungenzuge begegnen würde, so hätte das nichts so außerordentlich Sonderbares. Und in der That, ein solcher Nibelungenzug hat vor Kurzem stattgefunden. Zwar galt es nicht, einen erschlagenen Helden zu rächen, aber dennoch war der Kampf, zu dem man auszog, ein ziemlich hitziger. Siegfried selbst war mit, freilich nur als Geist, aber einer der edelsten Geister, die je unter dem sterblichen Geschlechte gewandelt sind. Es galt einen Wettkampf des Weins. Die Weine des Rheins hatten vernommen, daß eine gefeierte Persönlichkeit in Ungarn ausgesagt hatte, die rheinische Rebe sei in Ungarn veredelt worden, der dort von diesen Reben gewonnene Wein sei dem eigentlichen Rheinwein an Gehalt und edler Art überlegen. Das war ein Schlachtruf, Siegfrieds Tod in der deutschen Heldensage ist eine Bagatelle dagegen, die rheinischen Recken machten sich auf zur Fahrt die Donau hinab. Wir wollen sie nennen und beschreiben:

Sie kamen hergezogen vom sonnigen Geländ',
Die nur am Rheine wachsen, doch die man überall kennt;
Die Helden von der Rebe, d'ran Deutschlands Herzblut rinnt,
Die jung voll Feuerfluthen und alt voll Milde sind.

Der edle Spielmann Volker, der Markobrunner Wein,
Vom Steinberg fand sich mit ihm der grimme Hagen ein!
Johannisberg, der goldne, den Siegfried sandte der,
Einen bessern Wein auf Erden, wo brächte man ihn her!

Er ist der Helden erster, die Zier der Ritterschaft,
Man band ihn jung in Eisen, so wild war seine Kraft;
Jetzt geht er ganz im Golde und trägt, dort wo er glüht,
Vom Himmel eine Blume, die nirgends sonst mehr blüht.

Heil euch, ihr edlen Helden, und Sieg in eurem Strauß!
Die Feinde werden weichen, sobald ihr ziehet aus;
Vom Himmel ist zur Erde geronnen eure Gluth,
Und von der Erd' zum Himmel strebt ihr im Menschenblut.

Uebergehen wir das mannigfache Ungemach, welches unsere Recken zu erdulden hatten, als sie mit dem Zolltarif, der Verzehrungssteuer und andern Dingen in Conflict geriethen. Wir wissen nicht, ob die alten Nibelungen auch derartigen Unbequemlichkeiten unterlagen: unsere neuen überwanden sie endlich siegreich und zogen herein in die Schranken, welche für sie zu dem großen Turnier bestimmt waren. Vergessen wir nicht, daß zur Wahrung der Analogie sie auch einige edle „Burgonden" begleitet hatten. Leider aber widerfuhr letzteren, noch ehe es zum wirklichen Kampfe kam, ein schweres Ungemach.

„Drei Flaschen Wein sind bei dem Transport ausgelaufen," hieß es, als die Heldenschaar in Empfang genommen wurde.

„Ausgelaufen, wie so, wie ist das möglich?" fragte man.

„Ja, das Glas stand noch auf dem Korbe, als er ankam," hieß es.

Die Sache war damit klar; die so „ausgelaufenen" Flaschen waren die edlen „Burgonden".

Die Gegner befanden sich bereits in den Schranken: von rheinischen Reben gezogene und eingeborne Ungarweine. Der Kampf begann, sämmtliche Kämpen blieben auf dem Platze; als Sieger, als glorreiche Sieger

Digitized by Google

aber gingen hervor die Nibelungen vom Rheine.

Wir fügen zu, daß die Preisrichter unparteiisch gewählt waren; aber schon in dem Augenblick, als die grünen Römer von der ersten entkorkten Flasche ächten Rheinweins gefüllt und zum Trunk erhoben wurden, wechselten die Preisrichter ernste, vielsagende Blicke. Die Gläser wurden unter die Nase gehalten und abgesetzt, wieder zum Geruche erhoben und wieder abgesetzt; das Urtheil war entschieden, fast ehe man einen Tropfen gekostet hatte. Welcher Wein hat eine Blume wie der Rheinwein, welcher eine Wirkung auf der Zunge und im Blut, wie er!

Das ist die Blume der Ritterschaft,
Das ist der erste an Milde und Kraft,
So weit auf die irdischen Gauen
Die Sterne vom Himmel schauen.

Geibel hat Recht mit diesen Worten, und wenn man den Ungarwein über den Rheinwein erheben will, so kann dies nur in dem Sinne jener unsterblichen Frage geschehen, die da lautet: „Geben Sie mir Globus von Ungarn!"

(Schluß folgt)

Verschiedenes.

Die in neuerer Zeit mehrfach besprochene Beförderung von Briefen mittelst Luftdrucks in Röhren, schon vor einer Reihe von Jahren von Ressel in Triest vorgeschlagen, neuerdings zum Gegenstand eines Gesellschaftsunternehmens in London gemacht, von dem man aber nicht gehört hat, ob es zur Ausführung gekommen ist, dürfte nach einer Mittheilung des „Messager du Midi" in Paris baldigst in dieses Stadium treten. Man legt zwei Versuchslinien zwischen den Tuilerien und der Börse sowie dem Centraltelegraphenbureau an. Zur Beschleunigung des Transports wird auf der einen Seite Luft ein-, auf der andern ausgepumpt. Man hofft, dadurch eine Schnelligkeit von 300 Meter oder 1000 Fuß in der Secunde (das Zwanzigfache eines Eisenbahncourierzuges) zu erreichen.

Der zoologische Acclimatisationsgarten in Paris hat mehrere sehr merkwürdige Thiere von Guiana erhalten. Darunter befinden sich: eine große brasilianische Ratte, ein Bisamschwein, sodann mehrere seltene Vogelarten und dabei vor Allem der sogenannte Agami. Derselbe ist für den Hühnerhof, was der Hund für die Schafheerde ist. Der Agami führt die Hühner auf's Feld, überwacht sie, duldet nicht, daß sich eins derselben von den andern entfernt, und führt sie Abends wieder nach dem Stall zurück, gerade wie der Hund die Schafe nach Hause führt; er gibt bei der Fütterung Acht, daß die Stärkeren und Aelteren nicht eher ihren Theil nehmen, als bis die Schwächeren und Jüngeren ihren Antheil aufgepickt haben.

Folgende Stücke werden gegenwärtig in den nachbenannten Ländern am häufigsten aufgeführt: in Frankreich: Er mischt sich in Alles; üble Laune; der Neffe als Onkel; Dietrich Menschenschreck (von Holberg); So fängt man die Füchse- und andere ähnliche Stücke. In England: Die Mitschuldigen. In Italien an verschiedenen Orten Verschiedenes, als: Der Schauspieler wider Willen; Die bezähmte Widerspenstige; Der glückliche Schiffbruch; Der Lorbeerkranz; Die honette Ambition (von Holberg); Der Poltergeist und Anderes. In der Türkei: Der Hofmeister in tausend Aengsten; Armuth und Edelsinn. In Dänemark: Die feindlichen Brüder. In Nordamerika: Dasselbe Stück und das getheilte Herz. In Russisch-Polen: Die unterbrochene Whist-Parthie.

Wo liegt das menschliche Herz? wurde ein kleiner Knabe vom Lehrer gefragt. — In den Augen. — Wie so denn, einfältiger Junge? — Meine Schwester singt immer: In den Augen liegt das Herz.

Auflösung des Räthsels in Nro. 57:

Auge.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 59. Donnerstag, den 16. Mai **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile waren die zurückkehrenden Indianer der Stelle nahe gekommen, von welcher ab Wilhelm sich in den Wald begeben hatte. Mit einem lauten Jubelgeschrei betraten sie die neuentdeckte Spur, auf der sie auch die Plätze fanden, die ihm zur Lagerstätte gedient hatten. In diesem Augenblick sah er, daß die Zweige eines nahe am Ufer stehenden Gebüsches sich bewegten. Ein Reh trat aus demselben hervor; die Wilden erhoben ein stärkeres Geschrei, und das darüber erschrockene Thier setzte in einem Sprunge über den Bach. Gleich darauf hatten auch die Indianer den Bach erreicht und Wilhelm sah mehrere in demselben waten. Plötzlich standen sie still; von einer namenlosen Angst befallen, wartete er die nächsten Bewegungen derselben ab. Die von dem Reh zurückgelassene Spur hatte nämlich ihre Aufmerksamkeit erregt; sie schlugen dieselbe nach einer kurzen Besprechung ein, die Nachkommenden, ohne sich weiter umzuschauen, thaten dasselbe, und somit war er für dies Mal der Furcht entdeckt zu werden ledig, wenngleich er das Rufen und Schreien der Wilden noch lange aus der Ferne herüberschallen hörte.

Erst nachdem es völlig still geworden, kam ihm der Muth wieder. Er kletterte von dem Baume, der ihm ein so sicheres Versteck gewährt, herab, labte sich nochmals an dem kühlen Wasser des Baches, worauf er, das Ohr auf die Erde haltend, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nach Fußtritten oder einem sonstigen Geräusch lauschte. Außer dem Rauschen des Wassers, dem Rasseln der Blätter und dem Gezwitscher der Vögel war nichts zu vernehmen. In Etwas beruhigt, suchte er einige wilde Früchte, und diese gefunden, stillte er mit denselben den ihn verzehrenden Hunger.

Was nun beginnen? Sich in den Wald weiter hinein begeben? Die Furcht, sich darin zu verirren, hielt ihn davon ab. Gern hätte er gewußt, ob der Fluß auf einem kürzeren Wege zu erreichen wäre. Vielleicht, daß er vom Glücke begünstigt, auf demselben ein Kanot fände. Ohne Weiteres würde er davon Besitz nehmen und sich darauf nach der Bai und von da weiter nach Staaten-Eiland hinschiffen, woselbst er sicher war, eine europäische Ansiedlung anzutreffen. In Gedanken weiter gehend, überlegte er mit sich, ob es gerathen sei, den Weg zum Flusse sogleich aufzusuchen, oder dazu die Nacht abzuwarten. Die Stelle, auf welcher er sich befand, bildete eine Lichtung von nur geringem Umfang, jedoch mit einzeln stehendem; aber dichtem Gebüsch bewachsen. Nochmals beugte er das Ohr zur Erde; von den Wilden war auch nicht das Geringste mehr zu hören.

„Sie müssen weiter gezogen sein," sprach er zu sich selbst, „und werden glauben, daß ich mich in den Wald hinein begeben habe. Beeile ich mich, so kann ich vielleicht noch vor ihrer Rückkehr das Ufer des Flusses erreichen."

Dieser Gedanke leuchtete ihm so sehr ein, daß er demgemäß zu handeln entschlossen war. Nochmals blickte er auf den Bach, nochmals beugte er den Kopf, um zu horchen, dann erhob er den Fuß zum Fortschreiten. Aber fortschreiten sollte er nicht, da er an dem Fuße ein Hinderniß fühlte. Er sah zur Erde. Die gebräunte Hand eines Indianers hatte den Fuß ergriffen, und schadenfroh grinzte der Wilde den arg getäuschten Jüngling an.

Digitized by Google

„Ohe, junger Fremdling, den Weg im Urwalde zu finden, verstehst du noch nicht," rief der Rothe, indem er aufsprang, dabei aber seinen Fang nicht fahren ließ und im Nu ihn auch am Arme festhielt.

Der arme Wilhelm! Wiederum in Feindes Händen und dem kaum entronnenen Tode auf's Neue verfallen. O, wäre er doch auf dem Eichbaum bis zur Dunkelheit geblieben! Doch wozu jetzt seine Unvorsichtigkeit beklagen? Es war zu spät.

Der Indianer stieß zu zweien Malen ein lautes und gellendes Geschrei aus. Dasselbe ward durch dem ähnliche Töne erwidert; der Wald schien sich plötzlich zu beleben, und gleich darauf sah sich Wilhelm von einer Bande von Rothhäuten umzingelt. Diese hatten ihre Maßregeln nur zu gut getroffen, und er war in das ihm gestellte Netz richtig hineingerathen.

„Hegst du etwa noch Hoffnung auf Flucht oder Rettung?" fragte ihn einer der Wilden.

„Keine," versetzte Wilhelm.

„Aber wie hat dir denn der Gedanke zur Flucht kommen können? Daß deine Kräfte dazu nicht ausreichen würden, haben wir schon im Voraus gewußt. Dieser kurze Aufschub, diese kleine Spanne von Freiheit war nur eine Täuschung. Deinem Schicksale kannst du nicht entlaufen."

Mit welchen Gefühlen erblickte er das Dorf und den Scheiterhaufen wieder! Von allen Seiten eilten die Wilden jung und alt herbei. Der Ausbruch ihrer Freude über seine Wiederhabhaftwerdung machte sich auf allerlei Weise Luft. Sie stießen laute Jubeltöne aus, sie sangen, sprangen und führten die possierlichsten und dabei unschönsten Tänze auf.

Mit Riemen von ungegerbten Fellen ward Wilhelm an den Pfahl festgebunden. Er sah sich unter der Menge nach einem mitleidsvollen Gesichte um; keines, auf dem mildere Gefühle zu lesen waren, alle drückten Haß, Schadenfreude und Verachtung aus. Einer der Indianer trat auf ihn zu und sprach: „Höre, was der mächtige Outeewawa zu sagen hat."

Es ward still, und der Häuptling der Raritaner sprach: „Brüder, ihr alle erinnert euch des edeln Mamageh. Ihr erinnert euch, wie er die Siegeshymne singend mit den blutigen Skalps der von ihm erschlagenen Feinde aus dem Kriege heimkehrte. Er war einer von Jenen, die nie liebten und eheten. Da aber kam die schwarze Nacht, in welcher uns die Nachricht von seinem Tode gebracht wurde. Und wie ist er zu Tode gekommen? War es, als er seine Brüder in die Schlacht führte? War es, weil er der Ueberzahl der starken Krieger eines uns feindlichen Stammes erliegen mußte? War es, indem er den Bären erwürgte, oder der Wölfin in ihrer Höhle die Stirn bot? Nein, es war, weil er dem Worte, der Ehre des weißen Mannes traute und sein gutes Herz an nichts Arges, sondern nur an Frieden und Freundschaft dachte. Eines Feiglings Hand hat ihm den tödtlichen Streich versetzt, die Hand eines weißen Mannes hat sich mit seinem Blute gefärbt. Habt ihr nicht den ruhelosen Geist unseres Bruders nach Rache schreien hören?"

Ein lautes und grimmiges Geschrei drückte die Zustimmung der Indianer zu den Worten des Häuptlings aus.

„Aber wie lange Zeit ist verstrichen, während welcher keine That der Wiedervergeltung von uns verübt worden ist," hub der Sprecher wieder an. „Die Schande ist auf uns haften geblieben und das Andenken an unsern ermordeten Bruder ist ein getrübtes. Was! Soll der Tod eines raritanischen Kriegers ungerächt bleiben?"

Diese mit den Geberden der Wuth und des Zornes gestellte Frage fand in eben so schrecklichen Ausrufungen wie blutdürstigen Tönen ihre Beantwortung, und die in den höchsten Grad der Aufregung versetzten Wilden verlangten, daß die Todesqualen ihres Schlachtopfers sogleich beginnen sollten. Allein Outeewawa hatte seine Rede noch nicht beendigt.

„Jetzt aber ist die Stunde gekommen," sprach er, „endlich kann ihm ein Sühnopfer gebracht werden, und der Geist unsers Bruders wird Ruhe finden. Ein weißer Mann hat unsern Bruder erschlagen, ein weißer Mann muß dafür sterben."

Wiederum ein lautes Geschrei und die Reisigbündel wurden an den Pfahl getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Moderne Nibelungen.

(Schluß.)

Der Ungarwein hat Feuer, aber es fehlt ihm die Milde, das Liebliche; in ihm steckt Race, aber keine Poesie, er stürzt sich in das Blut, wie ein leidenschaftliches Volk in eine politische Bewegung: kopfüber. Er regt auf, aber er erheitert nicht, er bringt das Blut in Wallung, ohne es leicht zu machen, seine ersten Wirkungen sind gewaltsam, die späteren erschlaffend. Einen „extremen Wein" nannte ihn einer der Preisrichter, und der Ausspruch hat etwas Richtiges.

Wie anders ist der Rheinwein! Schon seine Verkündigung in der Blume — der Ungarwein hat keine Blume — spricht von seinem edleren Gehalt. Mild und leicht fällt er auf die Zunge, und schon in diesem Augenblick scheinen die aromatischen Oele flüchtig zu werden und uns zu erfüllen. Bei dem Ungarwein ist es uns, als ob er mit ein paar ungeheuren Sporen die Kehle hinunterliefe; der Rheinwein fließt leicht hinab, und während jener auf die Materie drückt, macht sie dieser leicht und scheint sie zu beflügeln. Auf Stunden, Tage hinaus erheitert er uns, und selten findet man in einem Volke fröhlichere und kräftigere, zufriedenere und doch entschiedenere Gestalten, als am Rheine. Der Ungarwein mag ein Wein sein für Reiter und Parteiführer, der Rheinwein ist der Wein der Dichter, der Jugend und der eines fröhlichen heiteren Alters. Keiner ist besungen worden wie er; der leichte, liebenswürdige Windbeutel, der Champagner, der Wein der „Bonvivants", der Bordeaux, sie alle müssen, wie der Racewein Ungarns, vor ihm zurückstehen und ihm die Palme überlassen.

Simrock, der am Rhein geborene Dichter, ruft aus:

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rathe dir gut,
Da geht dir das Leben so lieblich ein,
Da bleibt dir so heiter der Muth.

Wenig bekannt, aber prächtig erfunden ist das Sprüchlein von Gries, welches am Rhein viel circulirt:

Ich stand einst am Rheinfall,
Da hatt' ich den Einfall:
Ach, wäre der Rheinfall
Statt Wasser- ein Weinfall,
Das wäre so mein Fall!

Friedrich Hornfeck, der Sänger des Schenkenbuchs, hat einen ähnlichen Wunsch:

O flösse von Sanct Gotthards Höh'
Als Rheinweinstrom der Rhein,
Dann möcht' ich wohl der Bodensee,
Doch ohne Boden sein!

Als der einzige Wein, der Siebenundfünfziger, gelesen war und eingethan wurde, lasen wir folgenden Gruß, der ihm zugesandt wurde:

So schäume denn hinab, hinab
In deine feuchten Keller,
Und gähre auf und kläre ab
Von Faß zu Faß dich heller!
Du Heldenkind, du Siegfriedswein,
So stark wie alte Sagen,
Dein Gold wird nicht versenkt im Rhein,
Dich trifft kein grimmer Hagen.

Rein, durch dein Volk mit Sang und Klang
Geh' hin als Gluthverweser,
Stark wie Jehovah's Donnergang
Und mild wie ein Erlöser.
Und rausche in der Herzen Blut
Und mach' sie schlagen dreister,
Die Becher füll' mit deiner Fluth,
Mit deiner Gluth die Geister!

Landwirthschaftliches.

Der „Rathgeber" macht wiederholt und dringend auf den Nutzen aufmerksam, den senkrechte Einschnitte in die Rinde der Bäume zur Beförderung des Wachsthums, Gedeihens und Fruchttragens bringen.

Lebensphilosophie.

Freue dich jeglicher Freude,
Weil jegliche Freude von Gott kömmt.
Freue dich jeglichen Leides,
Weil jegliches Leiden zu Gott führt.

Digitized by Google

Verschiedenes.

(Ein Jagdabenteuer.) Der evangelische Missionär Casalis, der viele Jahre das südliche Afrika bewohnt hat, erzählt in seiner Histoire des Bassoutos, von der bereits eine zweite Auflage erschienen ist, Folgendes: „Einer unserer Missionäre, ein ausgezeichneter Schütze, befand sich einst unterwegs und schritt eines Tages, in der Hoffnung, einen schönen Schuß thun zu können, seinem Wagen voraus. Er machte ihn in der That. Ein herrliches Zebra wurde dadurch zu Boden geschmettert. Der Tag war brennend heiß, aber die Jagdbeute lag ganz nah an einem reizenden Gebüsch. Unser Freund, der vor Freude lächelte, ging auf das Gebüsch los, um sich dort im Schatten hundertjähriger Mimosen niederzulegen, mit dem Vorsatz, so lange dort zu bleiben, bis sein Wagen ihn eingeholt habe. Plötzlich zeigte sich aber in einer Entfernung von nur drei bis vier Fuß in dem Gebüsch ein sehr großer, ganz behaarter Kopf, der sich zuerst nach dem Zebra, dann nach dem ganz bestürzten Jäger wendet. Er bückt sich einen Augenblick und erhebt sich dann stolzer. Der Löwe — es war der König der Thiere, dem jener Kopf gehörte — verfuhr als ein einsichtsvolles Geschöpf ganz methodisch. Seine Ideen, die anfangs ein wenig verwirrt waren, wie sie es ja selbst bei dem Menschen öfters sind, wenn er aus einer tiefen Siesta plötzlich aufgeweckt wird, fingen an, sich aufzuklären. Es war klar, daß er an diesem Tage nicht weit zu gehen brauchte, um zu jagen. Es fragte sich nur, sollte er das lebendige zweifüßige Geschöpf oder den todten Vierfüßler zu seinem Mahle wählen? Das war die wichtige Frage, die er sich stellte, und um sie besser entscheiden zu können, hatte er sein Lager von Laubwerk verlassen und sich ganz ernsthaft niedergesetzt. Nachdem er diese Stellung angenommen hatte, nahm er mit seinen Augen eine neue Consultation vor. Sein Blick schien sich länger und häufiger auf das schon bereit liegende Opfer zu richten. „König der Wüste, würdest Du mit meinem Zebra zufrieden gestellt sein?" war der mehr todte als lebendige Jäger zu rufen bereit. Wenn er es nicht rief, so dachte er es wenigstens und wagte es versuchsweise, eine kleine Rückzugsbewegung zu bewerkstelligen. Der Löwe gab nunmehr seinen Augen den wohlwollendsten Ausdruck, erhob sich und machte einen Schritt in einer Richtung, welche über die Großmuth seiner Absichten keinen Zweifel mehr erlaubte. Der Vertrag war abgeschlossen: man konnte sich als Freunde trennen."

Es besteht noch häufig das Vorurtheil, das Frösche und Kröten der Landwirthschaft schädlich seien und namentlich die Saaten abfressen. Dies ist ein großer Irrthum; beide sind keine Pflanzenfresser, sondern leben nur von thierischer Nahrung. Sie vertilgen daher eine Menge schädlicher Larven und Insecten und sind deßhalb für die Landwirthschaft außerordentlich nützlich. Manche Gärtner setzen daher auch Kröten in ihre Gärten.

Man trifft bei Näherinnen häufig die Gewohnheit, beim Einfädeln abgebissene Stückchen Zwirn zu verschlucken oder doch längere Zeit im Mund zu halten. Ein großer Theil der am häufigsten gebrauchten schwarzen Nähseide ist zur Gewichtsvermehrung mit einem Bleisalz imprägnirt, dessen Menge oft über 10 Procent beträgt. Die nachhaltigen schädlichen Einwirkungen des Bleies auf die Gesundheit sind so hinlänglich bekannt, daß die Betheiligten mit dieser Notiz wohl hinlänglich gewarnt sind.

Charade für Kinder.

Als Hauptwort:
Seicht und tief und oft von Wasser voll.

Als Zeitwort:
Beim Ackerbau und Bau es niemals fehlen soll.

Das erste Zeichen weg als Hauptwort:
Die schwarzen Kerle schreien oft wie toll.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 60. Samstag, den 18. Mai **1861.**

Frühling.

Es weckt zu neuem Leben
Ein Schöpfer Wald und Flur,
Und will den Frühling geben
Der schlummernden Natur.

Der schützend ihr gewoben
Aus Schnee und Eis ein Kleid,
Wenn Winterstürme toben,
Daß ihr's nicht thue leid:

Der will jetzt neu sie kleiden
Mit seiner Blumen Pracht;
Auch auf den dürren Haiden
Gras, Laub und Blüth' erwacht.

Und tausend Vöglein singen
So lieb, so schön und rein;
Und ihre Lieder dringen
Auch mir in's Herz hinein.

Willst du nicht auch besingen
Die schöne Frühlingszeit?
Wenn tausend Stimmen klingen,
Willst schweigen du vor Leid?

Der Alles weckt zum Leben,
Zum frischen, frohen Sein:
Der wird auch Frühling geben
Dem armen Herzen dein.

Freinsheim. β . . . .

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Wilhelm, wenngleich ihm jeder Hoffnungsstrahl erloschen war, glaubte dennoch in einigen Worten sich vernehmen lassen zu müssen. Er blickte umher; vielleicht daß sich unter den Frauen diejenigen befanden, welche von seiner Mutter in ihrer Krankheit verpflegt worden waren.

„Gebet mir nur einen kurzen Augenblick Gehör," rief er. „Warum denn gerade mich tödten? Nicht das geringste Unrecht habe ich euch zugefügt und eurem Streite mit meinem Volke bin ich persönlich völlig fremd. Mein Vater, der erst vor Kurzem in dieses Land gekommen ist, hegt für alle seine Mitmenschen Liebe und Wohlwollen, und meine Mutter ist von denselben Gefühlen beseelt. Schon hat sie mehreren der Indianer eine wirksame Hilfe angedeihen lassen; gern wird sie noch da helfen, wo sie kann. Und mich, den Sohn solcher Eltern, wollet ihr grausamer Weise morden? Lasset ab von diesem Beginnen, schenket mir mein Leben und nie werdet ihr Ursache haben, diese That zu bereuen, vielmehr soll sie euch noch belohnt werden."

„Das Blut unseres erschlagenen Bruders schreit nach Rache," versetzte der Häuptling. „Lasset uns zu Werke schreiten, Brüder; er ist uns überliefert worden und sein Tod wird den Mamageh's sühnen."

Die durch Wilhelms Fluchtversuch erbitterten Wilden waren jetzt mehr als je darauf bedacht, die ihm zugedachten Qualen noch zu vergrößern. Als der Häuptling das Wort dazu gegeben, schlossen sie um den Pfahl einen Kreis, worauf sie nach dem Tacte eines die Ohren zerreißenden Gesanges einen durch die grotesksten und anmuthslosesten Sprünge sich auszeichnenden Tanz aufführten. Diesen beendigt, legte einer der Indianer einen Pfeil auf seinen Bogen und nahm den Kopf des Gefangenen zum Ziele. Der Bogen erhob sich immer mehr, Wilhelm sah das

Digitized by Google

Auge des Schützen fest auf das seinige gerichtet. Er schloß die Augen. In der nächsten Secunde hörte er ein schwirrendes Geräusch dicht neben seinem rechten Ohr. Als er die Augen wieder öffnete, sah er den auf ihn abgeschlossenen Pfeil kaum einen Zoll von seinem Kopfe entfernt in dem Pfahle stecken. Seine Furcht erhöhte die Freude seiner Peiniger; sie brachen in ein lautes Gelächter aus und der Tanz begann auf's Neue.

Wilhelm, der sowohl in Büchern gelesen als von Reisenden, die davon Augenzeugen gewesen, hatte erzählen hören, mit welch' grausamer Freude die Wilden ihre Gefangenen langsam zu Tode folterten, wie sie Holzsplitter in das lebende Fleisch derselben steckten, deren Körper gliedweise zerschnitten oder zerstückelten und dergleichen Abscheulichkeiten mehr, fürchtete, daß ihm ein gleiches Schicksal vorbehalten sei. Er wünschte sich daher einen schnellen, aber möglichst schmerzlosen Tod. Ein zweiter Pfeil war während dem auf ihn abgeschlossen und an der andern Seite seines Kopfes im Pfahle stecken geblieben. Natürlich, daß die Geschicklichkeit auch dieses Schützen durch Geschrei und Tanz ihre Anerkennung fand. Sobald er sich Gehör verschafft, sprach er: „Mächtiger Herrscher dieses Stammes, hört mich nochmals an; doch werde ich Euch um mein Leben nicht mehr bitten."

Der Häuptling trat näher und Wilhelm fuhr fort: „Ihr habt meinen Tod beschlossen und ich befinde mich in Eurer Gewalt. Warum aber mir, der ich noch jung an Jahren und in Ruhe und Frieden auferzogen bin, Qualen bereiten, welche kaum der rothe Mann auszuhalten im Stande ist? Warum mir nicht den Todesschlag mit einem Male versetzen? Ich bitte Euch, treibt kein Spiel mehr mit mir und lasset mich so bald als möglich sterben."

Diese Bitte sollte ihre Willfahrung finden, wenngleich mehrere der Wilden nicht damit zufrieden schienen. Der Häuptling ließ nun das Holz herbeitragen, dasselbe bis an die Brust des Gefangenen aufstapeln und den Scheiterhaufen anzünden. Der Anblick der auflodernden Flammen erfreute die Wilden und weithin erschallte ihr Jubelgeschrei.

7.

Schon erhob sich der dem Scheiterhaufen entsteigende dichte Rauch kräuselnd in die Lüfte, schon umleckten die Flammen das an den Pfahl gebundene beklagenswerthe und schuldlose Schlachtopfer, als plötzlich der Kreis der um dasselbe herumtanzenden Rothhäute von einer eiligst herbei springenden jungen Indianerin durchbrochen wurde. „Haltet ein!" rief sie Denen zu, welche dem Feuer neue Nahrung zu geben im Begriffe waren, indem sie die bereits brennenden Reisigbündel mit eigenen Händen von dem Pfahle entfernte.

Die über diese so unerwartete Störung erstaunten Indianer hörten zu tanzen auf, die ältesten Krieger erhoben ein mißbilligendes Gemurmel, und der Häuptling trat auf das Mädchen zu, welches, ohne sich irre machen zu lassen, dem Feuer Einhalt zu thun fortfuhr. Mit ernster Stimme sprach er: „Sonnenstrahl, was soll das? Wie haben wir das zu deuten?"

„Daß der Fremdling nicht sterben soll," antwortete sie.

„Nicht sterben soll?" wiederholte der Häuptling. „Verstehe ich dich recht, Sonnenstrahl? Weißt du denn nicht, daß dieses weiße Gesicht uns als Sühnopfer für den unschuldig getödteten Mamageh dient?"

„Das weiß ich; aber deßhalb soll der weiße Jüngling doch nicht sterben. Mamageh's Mutter ist entschlossen, ihn an Sohnes Statt anzunehmen."

„Das geht nicht an, er muß sterben," sprach der Häuptling.

„Ja, er muß sterben!" wiederholten die Krieger.

„Höret mich an," sprach die junge Wilde, nachdem sie das brennende Holz von dem Pfahle so weit entfernt hatte, daß es Wilhelm keinen Schaden mehr zufügen konnte. „Höret mich an, ihr Krieger, und vernehmet, was ich euch zu sagen habe. Besteht ihr darauf, diesen Jüngling sterben zu lassen, so werde ich euerm Lager auf immer den Rücken wenden, oder, sofern ihr mich daran zu verhindern suchen werdet, mir selbst das Leben nehmen. Er hat euch nicht das geringste Unrecht gethan, weßhalb er das ihm zugedachte Schicksal nicht verdient. Führt ihr euren Willen aber dennoch aus, so wird der große Geist euch dafür heimsuchen. Ich weiß, was ich sage, und spreche nicht aus eigener, sondern aus

Digitized by Google

höherer Eingebung. Wehe, wenn ihr euch an dem Leben des unschuldigen Fremdlings vergreift!"

Die dreiste und ernste Sprache dieses schwachen Mädchens erregte Bestürzung und Erstaunen. Zuerst blickten die Krieger die kühne Sprecherin an, dann den Häuptling, zuletzt weilten ihre fragenden Blicke auf den eigenen Reihen. Doch ließ ihnen das Mädchen zur Sammlung keine Zeit. „Seht," begann sie wieder, „da kommt die gute Namakewa, um euch selber zu verkünden, daß sie den Jüngling statt des verlorenen Sohnes zu sich nehmen will."

„Aber er gehört ja unserm Volke nicht an," rief der Häuptling. „Wie kann sie das Kind der blassen Gesichter an Sohnes Statt annehmen?"

„Wie kann sie das?" schrieen die Krieger.

„Mit eben demselben Rechte, als ihr über das Leben des Unschuldigen gebieten wollet. Nennet mir doch das uns von unsern Vätern überkommene Gesetz, welches dem Wunsche Namakewa's entgegen wäre?"

Diese Frage machte Alle sprachlos.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Claqueur.

Der „Unternehmer des dramatischen Erfolgs und Chef der Claqueurs" an einem der Boulevardtheater in Paris hatte Herrn B., einen alten Offizier, engagirt. Da jedoch Herr B. zwar ins Theater ging, der übernommenen Verpflichtung aber nicht nachkam, verklagte er ihn bei dem Zuchtpolizeigerichte wegen nicht gehaltenen Handels. Herr B., ein alter aufgeräumter Mann, erscheint ganz munter, beide Arme tief in die Seitentaschen seines Oberrockes gesteckt, vor den Schranken.

Präs.: Was hat Herr B. gethan? — Kläger: Nichts, und das ist der Grund meiner Klage. Er erzählt hierauf den Sachverhalt. — Präs.: Angeklagter, was können Sie darauf antworten? — Angekl.: Ich bin ein alter Soldat, besitze kein großes Vermögen, daher auch nicht die Mittel, das Theater oft zu besuchen, dessen ungeachtet liebe ich es so sehr, wie meine Tabaksdose. Mit der Wiederherstellung des Friedens, der meinen Abschied brachte (der Teufel hole beide), habe ich Mittel gefunden, für eine Kleinigkeit ins Theater zu gehen, da ich als Claqueur nur einen Drittheil des Eintrittspreises bezahlte. Ich begab mich unter die Obhut des Brigadier-Claqueur, und wir betraten gewöhnlich ein Dutzend auf ein Mal das Parterre, uns rationell vertheilend, bevor die Thüren geöffnet wurden. — Präs.: Sie hatten sich anheischig gemacht, bei gewissen Stellen zu applaudiren? Angekl.: Mein Engagement war, zu applaudiren, und der Applaus wird auf hundert verschiedene Arten gemacht. Einige lachen, Andere weinen; Einige schütteln die Köpfe, Andere schluchzen convulsivisch; Einige machen beständig von ihren Sacktüchern Gebrauch und Andere schlagen sich die Hände wund. Was mich betrifft, so applaudire ich nach meinen besten Kräften in der mir zusagenden Weise. — Kläger: Das Engagement war, mit den Händen zu applaudiren. — Angekl.: Keineswegs. Die Art, wie Jeder applaudiren wollte, blieb Sache des Geschmacks und der Wahl. Andere zogen es vor, ihre Hände in Bewegung zu setzen, ich that es nicht. Als nun jenes Mal der zweite Aufzug des Stückes begann, machte das Klopfen des Stockes des Hrn. Chefs einen wunderbaren Effekt. Die Claqueurs erhoben sich und entfalteten ihre Macht. Der Stab des Kapellmeisters im Orchester war nicht unablässiger in Bewegung als der unseres Chefs, und das rauschende Orchester unter seinem Befehl machte, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, einen höllischen Lärm. Die „Kreuzfeuer", „die Nachsalven", die artigen Schattirungen feinerer Rührung, die dictatorischen Worte kritischer Schärfe — Alles wurde mit bewunderungswürdigem Tact gehandhabt, während von der zur Nachahmung hingerissenen Gallerie beständiger Donner erschallte, der dem neuen Stück einen triumphirenden Erfolg sicherte. — Kläger: Sie trugen sicherlich nicht zu diesem Erfolge bei. — Angekl.: Ich hatte die Absicht, von Herzen zu klatschen. Die Absicht gilt für die That selbst. (Gelächter im Publikum.) — Kläger: Dem Herrn ward damals bemerkt, es sei nothwendig, am Klatschen Theil zu nehmen, er behielt aber seine Hände in der Tasche. Seine Antwort auf jede Vorstellung war, daß er

Digitized by Google

nicht den ganzen Abend über in Einem fort klatschen könne. Ich entließ ihn, er suchte aber zu drei verschiedenen Malen nach, um wieder in mein Corps der „artistes manipulistes“ aufgenommen zu werden. Die Dienstesfunctionen, welche mit meiner Anstellung verbunden sind, sind so ausgedehnt und führen mir immer solch' eine Anzahl neuer Gesichter vor, daß ich ihn jedes Mal wieder engagirte, indem ich vergaß, schon früher mit ihm zusammengetroffen zu sein. Nun hörte man aber diesen Klatscher nie klatschen. (Großes Gelächter.) — Angeklagter (in das Gelächter herzlich einstimmend): Das ist wahr. Ich übernahm den Posten eines einsamen Unterbrechers als scheinbarer Chef der feindlichen Streitkräfte; aber welchen nützlicheren Posten konnte ich einnehmen, um allgemeinen Beifall herbeizuführen? — Präs.: Aber warum klatschten Sie nicht? — Angekl.: Ich schmeichle mir, aus einer guten Ursache — sehen Sie selbst. Mit diesen Worten zieht der Angeklagte seine Arme aus der Rocktasche und am linken fehlt die Hand. Unter lautem Gelächter, in welches Präsident und Richter, sogar der Kläger mit einstimmen mußten, wurde der joviale Mann freigesprochen.

Verschiedenes.

Ein Deutscher in Mississippi heirathete ein junges, liebenswürdiges Mädchen mit weißem, nur leicht gefärbtem Teint. Sechs Wochen nach der Hochzeit erschien ein gemein aussehender Pflanzer in Begleitung von zwei Dienstleuten in seinem Hause. Die junge Frau ward todtenbleich und wankte zurück. „Ist das Eure Frau?“ fragte der Pflanzer. „Ja.“ „Nun gut, sie ist meine Sklavin und kostet 1200 Dollars. Wollen Sie diese sogleich zahlen?“ Der Deutsche blickt erschrocken auf sein geliebtes Weib. „Ist dem so, Therese?“ — „Ja, dieser Mann ist mein Vater.“ „Also ist sie eine Sklavin, wie ihre Mutter,“ versetzte der herzlose Pflanzer. „Wenn Sie nicht sofort zahlen, nehme ich meine Waare mit mir. Sie erhält für das Weglaufen 80 Hiebe und wird 6 Tage eingesperrt. Dann schicke ich sie auf's Baumwollenfeld.“ Der arme Gatte konnte die geforderte Summe nicht erschwingen und mußte mit Thränen sich sein Weib entreißen lassen.

Münchhausen ist auferstanden! Im Flusse Indus in Ostindien, erzählt ein englisches Blatt, hauste ein altes, großes Krokodil, das bereits einige Eingeborene, darunter auch ein Weib entführt und verschlungen hatte. Es trotzte allen Nachstellungen muthiger Jäger, denn sein Schuppenpanzer war so dick, daß keine Flintenkugel durchdringen konnte. Da entwarfen einige junge Artillerieoffiziere folgenden Vernichtungsplan. Sie schlachteten ein Schaf, weideten es aus und steckten in sein Inneres einen mit Schießpulver und andern brennbaren Stoffen wohl gefüllten Sack, an welchen zwei lange, an ihrem Ende mit Knallsilber versehene Drähte befestigt wurden. Als das Krokodil den lockenden Köder sah, erschnappte es ihn und schleppte ihn in seinen Schlupfwinkel. Man ließ dem weitmäuligen Unthier die zu Verschlingung des erbeuteten Schafes nöthige Zeit, dann wurde der Drath angezogen, und das Wasser schäumte und sprudelte, ein lauter Knall erscholl, und herauf tauchte das Krokodil, todt und den Magen jämmerlich zersprengt und zerrissen.

Voltaire war ziemlich häßlich von Gestalt und Angesicht, so daß bekanntlich ein Page Friedrichs II., den er einmal bei Tische eine pommerische Bestie genannt und der sich rächen wollte, bei einer Reise, die der König nach Pommern unternahm und bei der Voltaire im Gefolge des Königs mitfuhr, ihn für den Affen des Königs ausgab; die Bauern ließen ihn nun, wenn er aussteigen wollte und aussteigen mußte, nicht aus dem Wagen und neckten ihn wie einen wirklichen Affen. Young, der ihm in einer Gesellschaft begegnete, sagte zu ihm:

Ihr seid so witzig und so gottlos und so klein,
Ihr mögt zugleich der Teufel, Tod und Sünde sein.

Auflösung der Charade für Kinder in Nro. 59:
Graben, graben, Raben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 61. Dienstag, den 21. Mai **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Mächtiger Ouheewawa," begann die Mutter des Erschlagenen, „gib mir den Jüngling der blassen Gesichter heraus, damit er mir die Stelle des verlorenen Sohnes vertrete. Gib ihn mir, ich verlange ihn, ich habe ein Recht auf ihn."

„Alte, bethörte Frau, was muß ich von dir hören?" rief der in Wuth gerathene Sachem. „Nie würdest du ein solches Begehren aus eigenem Antriebe gestellt haben, wenn nicht Sonnenstrahl dich darauf gebracht hätte."

„Wer mich darauf gebracht hat, kann dir einerlei sein," versetzte die Frau. „Du kennst das Gesetz unserer Väter, und vor all' diesen Tapferen und unter den Augen des großen Geistes beanspruche ich mein Recht. Ich erkläre hiermit, daß ich den Fremdling an Sohnes Statt angenommen habe."

Ouheewawa trat in die Reihen der Krieger. Einer mit grauem Haar näherte sich ihm und sprach: „Mächtiger Sachem, dem Gesetze darfst du dich nicht entziehen; der Jüngling der Weißen muß Namakewa ausgeliefert werden."

„Gut. Sei dem so," versetzte der verdrossene Sachem, „obgleich ein Weißer noch nie in unserer Mitte als Bruder gelebt hat." Damit wandte er sich zur Seite. Jetzt aber drängte sich Kargewawagus oder Rothschuh schnell an ihn heran.

„Haupt der Raritaner," flüsterte er ihm zu, „wie aber dem weißen Manne Wort halten? Ich habe sein Geld angenommen und ihm den Untergang seines Feindes beschworen."

„Dann muß dein weißer Freund zu dem Glauben gebracht werden, daß der Jüngling hingeopfert sei," erwiderte der Sachem.

„Junger Mann," sprach nun der Sachem zu Wilhelm, indem er sich dem Pfahle näherte, „du hast gesehen, was sich hier zugetragen hat. Wisse aber, daß das Haupt der Raritaner sich nicht dem Willen seines Volkes unterwirft, wohl aber dem Gesetze gehorsamlich nachlebt. Die Mutter des Getödteten verlangt dich zu eigen und du bist ihr zugesprochen. Doch kann dir dein Leben nur bedingungsweise erhalten bleiben. Feierlich hast du mir anzugeloben, daß du uns nicht wieder verlassen und in unserer Mitte so lange weilen willst, als dies Namakewa's Wille ist. Bist du geneigt, mir dies eidlich zu erhärten, so ist dir dein Leben geschenkt."

Wilhelm fragte sich innerlich, ob er es in seinem Gewissen verantworten könne, seine Eltern auf immer zu verlassen. „Ich verspreche Euch," versetzte er, nachdem er zu einem Entschlusse gekommen war, „bei der Frau, welche mich zu eigen verlangt, so lange zu verbleiben, bis sie mir die Erlaubniß zum Fortgehen aus eigenem Antriebe ertheilt haben wird."

„Das genügt," versetzte der Sachem, wahrscheinlich in dem Glauben, daß Namakewa ihn freiwillig nie wieder ziehen lassen werde.

Der größere Theil der Wilden schien mit diesem Abkommen ganz zufrieden zu sein, die Uebrigen aber stießen im Fortgehen laute Verwünschungen aus; indessen blieb dies von dem Häuptling unbeachtet.

Jetzt löste Namakewa mit Sonnenstrahl's Hilfe dem Freigegebenen die Fesseln. Als er seine Glieder wieder frei bewegen konnte, da blickte er seiner Befreierin ins Angesicht, und Worte der Dankbarkeit aussprechend kniete er vor ihr nieder. Aber von einer ihn plötzlich anwandelnden Schwäche bewältigt, fiel er be-

Digitized by Google

sinnungslos zu Boden. Die eben so ergreifenden als fremdartigen Auftritte, welche er im Verlaufe verhältnißmäßig weniger Stunden zu erleben gehabt hatte, die Kraftanstrengungen zur Flucht und das so eben beendete Gottesgericht, dies Alles war für einen Körper wie der seinige, für ein Gemüth so weich wie das seinige zu viel gewesen, und so lag er schwach und kraftlos auf derselben Stelle, auf welcher er dem Tode hatte geweihet werden sollen.

Als er die Augen wieder öffnete, befand er sich in einer indianischen Hütte und auf einem Lager von feinem und weichem Moose liegend. Es war heller Tag, weßhalb er glaubte, nicht lange geschlafen zu haben. Neben ihm saß dasselbe Mädchen, welches ihn dem Feuertode entrissen hatte. Da sie sich ganz ruhig verhielt, so benutzte er diese Gelegenheit, sie sich etwas näher zu betrachten. Mit einem hohen und zierlichen Wuchse war ihr Gliederbau von einer vollkommenen Regelrechtigkeit; der Ausdruck ihrer wirklich schönen und edlen Gesichtszüge, gehoben durch den lebhaften Blick eines großen und hellbraunen Augenpaares, zeugte von Verstand und Herzensgüte, und schwarzes und lockiges Haar bedeckte Nacken und Schultern in üppiger Fülle. Zwar war ihre zarte und weiche Haut von eben so dunkler Farbe wie die der andern Frauen ihres Volkes, doch that das ihrer Schönheit eben keinen Abbruch; denn wäre ihre Haut eine rein weiße gewesen, kein Zweifel, daß sie für eine geborene Europäerin hätte gelten können. Und nun dieser ruhige und würdevolle Anstand, diese aus ihrem Gesichte sprechende Lauterkeit der Gefühle und Gedanken: Alles dieses erhöhte den über ihr ganzes Wesen ausgegossenen, so zu sagen mystischen Zauber. Ihr Alter schätzte er auf etwa neunzehn Jahre, und als er sie mit gefalteten Händen — diese waren auffallender Weise ziemlich weiß — sinnenden Augen und etwas vorgebogenem Kopfe neben sich sitzen sah, glaubte er eine solch vollkommene weibliche Schönheit zuvor noch nicht erblickt zu haben. Zugegeben, daß er in den für sie gehegten Gefühlen der Dankbarkeit auch ihre Schönheit überschätzte, so hätte er doch da keine hindichten können, wo sie in Wirklichkeit nicht vorhanden war.

Als Wilhelm sich zu bewegen begann, erhob sie das Haupt.

„Ist dir dein langer Schlaf gut bekommen?“ fragte sie in der Sprache der Weißen, die in ihrem Munde, ungeachtet der darin wahrzunehmenden fremdartigen Beimischung, doch ungemein lieblich klang. „Die Sonne ist jetzt auf der Hälfte ihres Weges zum Zenith, und seit gestern hast du die Augen nicht wieder geöffnet.“

„Also wirklich so lange?“

„Du warst sehr ermattet. Fühlst du dich jetzt wohler?“

„Noch schwach, aber nicht krank.“

Als er so sprach, durchlief seinen Körper ein kalter Schauer. Er hatte soeben an die ausgestandenen Gräuelscenen gedacht. Bei seinem Erwachen, und das Mädchen an seiner Seite erblickend, hatte ihm zwar dunkel vorgeschwebt, daß sie die Retterin seines Lebens sei; in diesem Augenblick aber stand die Vergangenheit wieder deutlich vor ihm, und lebhaft erinnerte er sich der Ereignisse des gestrigen Tages. Das Bild des um ihn brennenden Scheiterhaufens zog an seinem innern Auge vorüber, eben so das unerwartete Erscheinen der jungen Indianerin im Augenblicke der höchsten Noth, wie sie mit eigenen Händen das brennende Holz von seinem Körper entfernte und dem wilden Haufen mit Kühnheit entgegen trat. Alles dieses hatte er im Geiste nochmals durchlebt.

„Jetzt bin ich in Sicherheit,“ murmelte er.

„Und hast Nichts mehr zu befürchten,“ sprach sie.

„Du, ein schwaches Mädchen, hast die Dreistigkeit gehabt, mich den Händen dieser wüthenden, rachesüchtigen Männer zu entziehen?“

„Zu gelegener Zeit werde ich dir Alles erklären,“ versetzte sie mit Bescheidenheit. „So viel jedoch für jetzt, daß ohne die Mitwirkung der guten Namakewa deine Rettung mir schwerlich gelungen sein würde. Jetzt befindest du dich unter ihrem Dache. Hier kommt sie.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Malers Schatz.

Michael Angelo Cerquozzi, ein italienischer Maler, welcher ungefähr in der Mitte des

Digitized by Google

siebzehnten Jahrhunderts in Rom lebte, zeichnete sich besonders in der Darstellung von ländlichen Bildern, Jahrmärkten und überhaupt Scenen aus dem niederen Volksleben aus, weßhalb er den Beinamen Michael Angelo delle Bambocciade erhielt. Eines Tages hatte er jedoch Veranlassung, St. Johannes, den Evangelisten, zu malen und befand sich in großer Verlegenheit wegen eines passenden Modells. Er begab sich deßhalb nach Tivoli zu seinem Freunde Algardi, einem der berühmtesten Bildhauer jener Zeit, um dessen Rath einzuholen.

„Giacinto!" rief Letzterer zur Thür hinaus, „komme herein und zeige dich!" Augenblicklich erschien ein hübscher junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, der seit einigen Monaten in Algardi's Hause wohnte und ihm als Modell diente.

„Jetzt wundere ich mich nicht mehr, Algardi," sagte Michael Angelo, als er ihn sah, „daß unsere frommen römischen Damen mit solcher Inbrunst zu den Heiligen beten, die aus Eurem Atelier hervorgehen."

„Wenn Ihr Gefallen an dem Burschen findet," erwiderte Algardi, „so will ich ihn Euch mit dem größten Vergnügen abtreten."

Den sonderbaren Ausdruck, mit dem die letzten Worte gesagt wurden, beachtete Angelo in jenem Augenblicke nicht, aber erinnerte sich seiner später. „Willst du mir folgen?" fragte er den jungen Mann.

„Ja, wenn Ihr mir versprecht, mich in der Malerei unterrichten zu wollen."

„Ich wünsche dir mehr Glück mit dem Pinsel, als du mit dem Meißel gehabt hast," bemerkte Algardi spöttisch.

Giacinto, der Sohn eines armen Musterzeichners, hatte bisher kein Bestreben verrathen, eine höhere Stellung in der Kunst einzunehmen, als die seines Vaters war. Auch versprach der Anfang seiner Laufbahn unter Michael Angelo's Leitung nicht sehr viel. Nachdem er mehrere Tage lang eine Leinwand mit Farben aller Art bedeckt hatte, unterwarf er die Arbeit einer genaueren Prüfung; und als er zu der Ueberzeugung kam, daß sein erstes Werk gerade kein Meisterstück zu nennen sei, trat er es mit Füßen und rief verzweiflungsvoll: „Ich werde nie ein großer Maler werden! — und doch," leiser hinzufügend, „muß ich entweder Ruhm oder Geld erlangen!"

Einen Monat lang vernachlässigte er darauf Pinsel und Palette gänzlich und wurde schweigsam und finster. Jeden Morgen, sobald seine Sitzung zum Bilde des St. Johannes vorüber war, zog er sich nach irgend einem entlegenen Orte zurück und hing dort, bis der Abend kam, seinen finstern Träumereien nach. Plötzlich aber erschien er im Atelier wieder mit heiterm Gesicht und begann eifrigst den Kopf einer Madonna zu zeichnen.

„Das ist so übel nicht," bemerkte Michael Angelo, seiner Arbeit zusehend; „übrigens ist mir's, als hätte ich diesen Kopf schon irgendwo gesehen."

„Wenn Ihr ihn gesehen hättet, Meister," entgegnete der junge Mann mit Feuer, „so würdet Ihr meine Zeichnung für abscheuliche Sudelei halten."

„Junger Narr! Als ich in deinem Alter war, dachte ich auch, die Madonna meiner Träume sei weit erhaben über Allem, was mein Pinsel schaffen könne; deßhalb gab ich auch diese Art Gemälde ganz auf. Folge meinem Beispiel!"

Es konnte jedoch kein Zweifel darüber herrschen, daß Giacinto mehr berufen war, Madonnenköpfe zu malen, als Scenen aus dem niedern Volksleben; denn jeden Montag früh, nachdem er den vorhergehenden Sonntag mit Wanderungen in der Nähe von Tivoli zugebracht hatte, rieb er die Arbeit der verflossenen Woche wieder aus und begann eine neue Madonna. Fünf oder sechs Mal hatte Giacinto auf diese Weise die Leinwand verdorben, als er eines Montag Morgens von Neuem in seine frühere Melancholie zurückfiel, die seit einiger Zeit auf eben so unerklärliche Weise verschwunden, wie sie vorher entstanden war. Michael Angelo bemerkte diese abermalige Veränderung und begann unruhig zu werden. Bei Gelegenheit eines Besuches, den er seinem Freunde Algardi abstattete, wurde Giacinto's Name erwähnt, worauf er nicht umhin konnte, mit einem gewissen Vorwurf gegen Letzteren zu bemerken: „Der Bursche, den Ihr mir überwiesen habt, scheint vollständig verrückt zu sein."

„Ja, es wird noch einmal ein böses Ende

Digitized by Google

mit ihm nehmen," versetzte Algardi und leitete dann das Gespräch auf andere Gegenstände, als wünsche er weitere Erörterungen zu vermeiden. Da zum ersten Male dachte Michael Angelo an die Bereitwilligkeit, mit der sein Freund sich von dem jungen Manne losgesagt hatte; und indem er diesen Umstand mit dem ihm wohlbekannten Eigennutz Algardi's zusammenhielt, stiegen ernstliche Befürchtungen in ihm auf. Als er nach Hause kam, wollte es der Zufall, daß er Giacinto in einiger Entfernung von sich im Garten gewahrte und deutlich rufen hörte: „Ich muß Geld, Geld haben, und wenn ich rauben oder morden sollte!"

Kaum fähig, seine Empörung zu beherrschen, schritt er gerade auf ihn zu und sagte: „Giacinto, packe deine Sachen zusammen und verlasse noch diesen Abend mein Haus für immer! Verstehst du mich?"

„Ja, Meister," antwortete Letzterer nur und begann augenblicklich die Vorbereitungen zur Abreise.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Heirathen in den Vereinigten Staaten.) Kürzlich ist ein französisches Buch unter dem Titel: „Le mariage aux Etats-Unis" erschienen, dessen Verfasser, Herr August Carlier, seinen Gegenstand sowohl vom sittlichen, als vom socialen und gesetzgeberischen Standpunkte betrachtet. Das Eingehen einer Ehe ist in Amerika von allen den Bedingungen und Schwierigkeiten befreit, die ihm in Europa durch das Gesetz gemacht werden. Man kennt dort keine kirchlichen oder gerichtlichen Heiraths-Aufgebote, noch bedarf es der Einwilligung der Eltern oder der Anwesenheit von Zeugen bei der Ceremonie; ja nicht einmal die Unterschrift der beiden contrahirenden Theile ist erforderlich. Die Trauung kann ebenso gut durch einen Friedensrichter, als durch einen Geistlichen vollzogen werden, gleichviel wo der Eine oder der Andere seinen Wohnort hat. Der Verfasser theilt in dieser Beziehung folgende kuriose Fälle mit: „Im Staate Maine ließ der Conducteur einer Eisenbahn, der wahrscheinlich von seinem Geschäfte zu sehr in Anspruch genommen war, um seiner Hochzeit einen freien Tag widmen zu können, einen Geistlichen in einen Waggon kommen, in welchem sich seine Braut befand, und hier fand während der Fahrt die Einsegnung der Ehe statt. Der Mann war also von der einen Bahnstation als Junggesell abgereist und kam auf der anderen als Ehemann an. Noch seltsamer ist die Geschichte der Trauung eines jungen Paares von Virginien, das im Jahre 1855 einen Fluß zu passiren hatte, um den Pastor aufzusuchen, der sie copuliren sollte. Die Brücke war zufällig durch die Fluth eben zerstört worden und die Ueberfahrt unmöglich. Was that nun das Paar? Sie baten eine am anderen Ufer befindliche Person, den Pastor herbeizuholen, und als dieser gekommen war, befestigten sie den Trau-Erlaubnißschein, den sie mitgebracht hatten, an einen Stein und warfen ihm denselben zu. Nachdem Se. Ehrwürden sich überzeugt hatte, daß der Schein in Ordnung, seine Gebühren ihm auch bei den bekannten Namen der Brautleute sicher seien, richtete er die üblichen Fragen an diese, die ihm auch von der anderen Seite des Flusses in vorgeschriebener Weise beantwortet wurden, worauf er aus der Entfernung das junge Paar nach dem Ritus seiner Kirche copulirte." Herr Carlier fügt hinzu: „Solche Trauungen, so seltsam sie auch der Form nach erscheinen mögen, werden doch in Amerika als ganz solennel angesehen und haben auch alle civilrechtlichen Folgen, die das Gesetz einer legitimem Verheirathung beilegt."

Charade für Kinder.

Ein altes Wort — sie deutet den Behälter an.

Erstes weg.

Du suchst sie nach der Arbeit, und wie köstlich ist sie dann!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 62. Donnerstag, den 23. Mai **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Namakewa war eine Frau von bereits sechzig und einigen Jahren, jedoch noch ganz rüstig und kräftig und freundlichen Gesichts. Sie schien erfreut zu sein, ihren neuen Sohn nicht mehr schlafend, sondern wachend wiederzusehen.

Das Mädchen erhob sich. „Du siehest", sprach sie zu der Alten, „daß er den Gebrauch seiner Sinne wieder erlangt hat; hoffentlich wirst du ihn auch bald wieder zu Kräften bringen. Jetzt überlasse ich dir ihn allein."

„Werde ich dich wiedersehen?" fragte Wilhelm die davongehende junge Indianerin.

„Gewiß werde ich wiederkommen", war ihre Antwort.

Namakewa, beiläufig bemerkt eine der geschicktesten Heilfrauen des Stammes, betastete seine Stirn; sie fand sie hart, trocken und heiß. Hierauf beschäftigte sie sich mit der Bereitung eines medicinischen Trankes. Aus einem Bündel getrockneter Kräuter und Wurzeln wählte sie mehrere aus. Diese legte sie in ein irdenes Gefäß, goß Wasser darauf und setzte sie zum Feuer. Nach etwa zehn Minuten klärte sie die Flüssigkeit in ein als Becher dienendes Büffelhorn ab und gab sie dem Patienten zu trinken. Diese kunstlose, aber desto naturgemäßere Arznei hatte einen scharfen und bittern, doch aromatischen Geschmack, deren Wirkung von dem Kranken schon nach wenigen Minuten gefühlt wurde. Eine angenehme Wärme durchdrang seinen Körper, er gerieth in einen gelinden Schweiß, und um ihn vor einer Erkältung zu schützen, bedeckte ihn seine Pflegerin mit einigen Bärenfellen, wobei sie ihm die größte Ruhe anempfahl.

„Es war ein sehr harter Schlag", begann die alte Indianerin, nachdem sie sich an der Seite ihres Schützlings niedergelassen, „als mir der Tod meines Sohnes Mamageh verkündet ward, und ich hatte keinen sehnlicheren Wunsch als den, seinen Tod gerächt zu sehen. Groß war daher meine Freude, als ich erfuhr, daß ein Sühnopfer für ihn eingebracht wäre, und zu einem nicht geringen Verdrusse gereichte es mir, als es hieß, daß du entflohen seiest, obwohl ich mir gleich dabei dachte, daß du nicht entkommen würdest. Da wurdest du wieder zurückgeführt, und auch ich ging hin dich zu sehen. Ich hörte, wie du um dein Leben batest, hoffte aber doch, daß man dich tödten würde, denn ich dachte an meinen verlornen Sohn. Sonnenstrahl, welche sich mit unter den Frauen befand, schien von deinen Worten gerührt zu sein, denn sie zitterte sichtbar. Da fiel ihr Blick auf mich, und mich zur Seite ziehend, sprach sie zu mir, daß sie entschlossen sei dich zu retten, und ich ihr dabei helfen müsse. Sie sagte, daß du noch ein Jüngling seiest, dir kein Verbrechen zur Last gelegt werden könne, daß du Eltern hättest, die deinen Tod beweinen und beklagen würden, und während sie so eindringlich zu deinen Gunsten sprach, da fühlte ich, daß nach und nach andere Gefühle in mir wach wurden. Sie stellte mir vor, wie gut es wäre, wenn ich dich an die Stelle meines verlornen Sohnes annähme, und drang darauf, daß ich dies Begehr dem Sachem vortrüge. Ich vermochte nicht, mich ihrem Drängen zu entziehen, und erklärte mich zuletzt bereit, mich ihrem Willen zu fügen. Da umarmte sie mich und lief auf den brennenden Scheiterhaufen zu. Was sich dort zugetragen, hast du mit deinen eigenen Augen angesehen, und weßhalb du dich hier

Digitized by Google

befindest, weißt du. Ich aber habe dem Sachem durch einen feierlichen Eid angeloben müssen, dich wie meinen Sohn zu halten und für dich verantwortlich zu sein. Damit aber vertraue ich zu dir, daß du mich auch, ohne meine ausdrückliche Einwilligung dazu erlangt zu haben, nicht verlassen wirst."

„Das verspreche ich dir", rief Wilhelm. „Und doch", fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, „möchte ich gern meine Eltern wissen lassen, daß ich mich in Sicherheit befinde. Sie werden in großer Angst um mich sein, vielleicht gar meinen Tod beweinen."

„Mein Sohn, ich habe gehört, daß die weißen Gesichter durch gemalte oder geschriebene Zeichen sich entfernten Personen verständlich machen können. Ist diese Kunst vielleicht auch dir bekannt?"

„Das ist sie. Also darf ich meinen Eltern schreiben?"

„Das darfst du. Theile ihnen mit, daß du dich einer guten Behandlung zu erfreuen hast, aber wo du dich befindest, dürfen sie nicht wissen. Auch dürfen sie Keinem in der Stadt sagen, daß du noch am Leben bist. Jedoch von dem, was du geschrieben, mußt du mich genau unterrichten."

Wilhelm versprach diesem nachzukommen.

„Und nun, mein Sohn, wie nennt man dich?"

„Ich heiße Wilhelm — Wilhelm van der Veer."

„Wilhelm ist ein schöner Name. Ich werde ihn Sonnenstrahl mittheilen. Die andern Namen aber gefallen mir nicht."

„Des guten und schönen Mädchens Name ist also Sonnenstrahl?"

„So haben wir sie stets genannt."

„Wer ist sie, und wer sind ihre Eltern?"

„Sie ist unsers Häuptlings Schwester, ihre Geburt aber eine geheimnißvolle. Als Fawankewa, die Mutter des Sachem, sechzig Jahre zählte, sandte der große Geist einen Manittou in ihren Wigwam und es ward ein lebendes Kind daraus. Eine Erscheinung aber eröffnete ihr, daß dieses Manittou-Mädchen über böse Geister große Gewalt haben werde, und da sie da nicht hinkommen würden, wo sie sich befinde. Und noch mehr verkündete ihr diese Erscheinung. Dieses Mädchen würde den Kriegern eine Quelle großer Macht sein; denn wenn sie auf den Kriegspfad gingen und sich ihre Waffen von ihr einsegnen ließen, würden sie immer siegreich kämpfen. Nach dem Tode des alten Sachem ward sein Sohn, der tapfere Outeewawa, zum Häuptling erwählt und Fawankewa angewiesen, das Kind Sonnenstrahl zu nennen, denn sie ist ein Kind des großen Sternes im Süden, wo die wonnige Heimath der guten Geister ist. Und Sonnenstrahl ist unter uns aufgewachsen, und sie ist schön geworden, wie du selbst gesehen, und sie ist eben so gut als schön. Die Raritaner aber verehren und lieben sie, weil sie wissen, daß sie ein Kind des großen Sternes im Süden und andern Mädchen unseres Stammes gar nicht gleich ist. Noch nie hat unser Volk sich eines Mädchens solcher Schönheit zu berühmen gehabt. Ja, wir beten sie an, denn ihre Seele enthält einen Theil des großen Geistes, welcher durch sie auf die Erde herabgestiegen ist und also die Form des Fleisches angenommen hat. Natürlich, daß auch du sie lieben und verehren wirst; denn gewiß, hätte sie ihre hilfreiche Hand dir nicht gereicht, daß du jetzt ein Haufen Asche wärest."

(Fortsetzung folgt.)

Des Malers Schatz.

(Fortsetzung.)

Die auffallende Fügsamkeit und Ruhe, mit der Giacinto sich dem Befehle unterwarf und das Haus verließ, trugen noch dazu bei, die Befürchtungen des Malers zu erhöhen. Er eilte in sein Schlafzimmer und zog unter dem Bett eine Kiste hervor. Diese hastig öffnend und den Inhalt prüfend, rief er: „Gott sei Dank, noch ist das Verbrechen nicht begangen worden! — Aber," fügte er nachdenkend hinzu, „hat er nicht vielleicht seinen Plan so sicher angelegt, daß es ihm zur Ausführung desselben gleich gilt, ob er in dem Hause oder außerhalb desselben weilt?"

Um Michael Angelo's Unruhe zu erklären, muß bemerkt werden, daß er, was nicht seine Gewohnheit und höchst selten der Fall war, sich gerade zu dieser Zeit im Besitze einer ziemlich bedeutenden Geldsumme befand. Wenige Tage zuvor hatten ihm mehrere Edelleute den Preis für die von ihm ausgeführten Be-

Digitized by Google

stellungen zugesendet. Es war nicht seine Absicht, diese Gelder lange in eigener Verwahrung zu behalten, weil er fürchtete, dadurch den ihm kostbarsten Schatz, seine Heiterkeit zu verlieren; allein zu jener Zeit gab es in Rom keinen andern Ort, Geld mit Sicherheit zu deponiren, als den Monte di Pieta, und gegen diesen hegte der Maler einen unüberwindlichen Widerwillen. Er wartete deßhalb auf eine günstigere Gelegenheit zur sicheren Anlegung des Geldes, als die drohende Gefahr, der er sich ausgesetzt glaubte, ihn nöthigte, einen schnellen Entschluß zu fassen und auszuführen.

Auf seinem Rückwege von Tivoli hatte er in einiger Entfernung vom Wege einen wild verwachsenen, mit Felsen umgebenen Ort wahrgenommen, in dessen Mitte sich eine dunkele und tiefe Höhle öffnete. Unwillkürlich war beim Anblick derselben der Gedanke in ihm aufgestiegen, daß dies der geeignetste Ort für einen Geizigen sei, um seine Schätze zu verbergen. Dahin beschloß er sein Geld zu bringen.

„Jetzt", sagte er, den Kasten unter den Arm nehmend, „mag der Dieb kommen; er wird weder mich noch den Schatz finden."

Der Kasten wer schwer, und die Entfernung bis zur Höhle betrug etwa zwei Meilen. Der Mond schien hell, unzählige Sterne glänzten am Himmel, ein kühles Lüftchen wehte nach der Hitze des Tages, und Michael Angelo legte mit Leichtigkeit die erste halbe Meile zurück. Bald jedoch versetzte ihn die ungewohnte Anstrengung in einen Zustand von Erhitzung. Der Schweiß rann ihm von der Stirn herab, die Beine wurden steif, und er fühlte die Nothwendigkeit, seinen Schritt zu mäßigen. In demselben Verhältniß, in welchem seine Ermüdung zunahm, schien auch das Gewicht des Kastens zu steigen. Er legte ihn vom rechten Arme unter den linken und von einer Schulter auf die andere, aber vergeblich: seine Erschöpfung wuchs immer mehr. Endlich nicht mehr fähig weiter zu gehen, warf er sich am Fuße eines Baumes nieder und rief: „Und wenn ich mein Leben damit erkaufen müßte, ich kann nicht weiter!"

Die Nacht verfloß langsam, die Sterne erblichen endlich, und das erste rosige Licht des Morgens begann sich im Osten über den Horizont zu ergießen. Michael Angelo sah ein, daß er hier unter dem Baume nicht immer mit seinem Geldkasten sitzen bleiben könne, sondern zu einem Entschluß gelangen müsse. Gerade an der Stelle, wo er saß, lief die Landstraße am Fuße eines Hügels entlang, aus dessen Seite hier und da verschiedene Felsstücke hervorsprangen. Dieser Ort schien ihm zwar viel weniger geeignet als jene weiter entlegene Höhle, allein da er diese nicht erreichen konnte, so beschloß er, seinen Schatz, mindestens für einige Tage, hier zu verbergen.

Er kletterte also, nicht ohne große Mühe, an der Seite des Hügels bis zu einem Felsstück empor, welches eine Art natürlichen Sitzes bildete. Unter demselben grub er mit Hilfe seines Dolches ein Loch, stellte den Geldkasten hinein und bedeckte es dann wieder mit Erde und einigen Rasenstücken, so daß auch das schärfste Auge keinen verborgenen Schatz hier hätte vermuthen können. Dies gethan, stieg er den Hügel wieder hinab, um, befreit von seiner Last, den Rückweg nach Rom anzutreten.

Allein eine neue Bedenklichkeit stieg in ihm auf. Die Vergrabung seines Schatzes war nicht ganz unter dem Schutze und Schatten der Nacht erfolgt. Konnte nicht irgend ein ungesehenes Auge ihn belauscht haben, um, sobald er den Ort verlassen hatte, den Schatz wieder zu heben und zu rauben? Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner wie eine Ahnung, und schnell wandte sich deßhalb der Maler, um den Hügel wieder hinaufzusteigen, als er zu seinem unermeßlichen Schrecken dicht vor dem Steine, welcher seinen Schatz barg, einen Mann knieen und sich ängstlich umschauen sah. Es war Giacinto.

„Ich sehe dich, Nichtswürdiger!" schrie Michael Angelo.

Erschreckt durch diesen Ruf, nahm sich Giacinto nicht einmal die Zeit, nach hinten zu blicken und zu sehen, von wem derselbe ausging, sondern sprang auf und verschwand im nahen Gebüsch.

Der Maler eilte auf den Stein zu, fand aber die Rasenstücke unberührt und athmete freier auf.

„Der Schurke muß mir den ganzen Weg von Rom bis hieher gefolgt sein und jede

Digitized by Google

meiner Bewegungen beobachtet haben," sagte er zu sich. „Welche schreckliche Verderbtheit in einem so jungen Manne!"

Jetzt war seine Verlegenheit groß. Den Kasten wieder nach Rom zurücktragen konnte er nicht, weil ihm die Kräfte fehlten; und ihn hier an diesem Orte lassen, hieß ihm für immer Lebewohl sagen. Was war zu thun? Nur ein Weg schien ihm übrig zu bleiben, nämlich der, daß er den Tag über als Wächter seines Schatzes an diesem Orte sitzen blieb und die folgende Nacht abwartete, um ihn dann nach Rom zurückzutragen und dort eiligst auf dem Monte di Pieta zu deponiren, der ihn noch am vorhergehenden Tage mit so großem Widerwillen erfüllt hatte.

Zwei Stunden waren ihm bereits auf diese Weise verflossen, als er plötzlich ein leises Geräusch hinter sich hörte. Seine erste, unwillkürliche Regung war, aufzuspringen und den Dolch zu ergreifen; da er jedoch sah, daß es nur ein junges Mädchen war, welches, durch seine drohende Bewegung erschreckt, schnell wieder verschwand, nahm er seinen Sitz auf dem Steine wieder ein. Nach wenigen Minuten erschien dasselbe junge Mädchen abermals an einer andern Stelle und guckte vorsichtig durch das Gebüsch, verschwand aber so schnell wie vorher, als es sich bemerkt sah. Dieses Mal hatte er jedoch die Erscheinung deutlicher in Augenschein genommen und rief mit dem höchsten Erstaunen: „Beim Himmel, das ist Giacinto's Madonna!"

Jetzt war ihm Alles klar. Ohne Zweifel hatten Banditen ihren Aufenthalt auf diesem Hügel, zu denen Giacinto gehörte; und das Geschäft der Madonna bestand nach aller Wahrscheinlichkeit darin, die auf der Landstraße passirenden Reisenden zu beobachten und der Bande von ihrem Erscheinen zeitig Nachricht zu geben. Den Dolch in der Hand, war er auf Alles gefaßt.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In Kopenhagen ist am 30. Jan., 43 Jahre alt, der Typograph Christian Sörensen, der Erfinder der Setzmaschine, gestorben. Er hinterläßt Frau und Kinder in Armuth. Vielleicht wird ihm später einmal ein Denkstein gesetzt, denn Stein statt Brod wird ja nur zu oft gereicht.

Bei der Schulprüfung einer pfälzischen Gemeinde fragte der Schulinspector: Nun Kinder, wer von euch kann ein schönes Sprüchlein? Da rief ein ganz kleiner Knabe: Ich! und sagte folgendes Sprüchlein her, das ihn der Vater gelehrt hatte:

Wer Gott liebt, der wird selig,
Wer Wein trinkt, der wird fröhlich;
Drum liebet Gott und trinkt den Wein,
Dann werdet ihr fröhlich und selig sein. —

Das Sprüchel gefiel den Anwesenden so, daß es mehrmal da Capo gesagt werden mußte. —

Das „Saint Public" von Lyon erzählt, ein Marquis de Mont Morillon sei dieser Tage in ein Coupee erster Classe der Eisenbahn von St. Etienne getreten und habe dort einen Reisenden gefunden, der ihm gar keinen Platz habe machen wollen, um ihn vorbei zu lassen. Darüber aufgebracht, habe sich der Marquis, ohne anzufragen, eine Cigarre angebrannt. Auf wenig höfliche Weise habe der Reisende ihn aufgefordert, die Cigarre auszulöschen, und, da er der Aufforderung nicht Folge geleistet, ihm die Cigarre aus der Hand geschlagen. Ohne viele Worte zu machen, habe der Marquis seinen groben Gefährten beim Halse gefaßt und ihn mir nichts dir nichts zum Fenster des Waggons hinausgeworfen. Trotzdem daß der Zug in voller Eile, habe der Hinausspedirte keinen Schaden genommen. Im Fluge habe der Marquis ihm seinen Mantel nachgeworfen und ihn zum Abschiede mit der Hand gegrüßt.

Auflösung der Charade für Kinder in Nro. 61:

Truhe, Ruhe.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 63. Samstag, den 25. Mai **1861.**

Frühlings-Trauer.

Ich wandle durch die Frühlingsau,
Die Erd' ist grün, der Himmel blau,
Die Taube lockt, die Drossel schlägt:
Mein Herz ist traurig und bewegt.

Mein Herz ist schwer und unmuthsvoll,
Daß nun so Mancher sterben soll,
Daß bei des Lenzes Auferstehn
So Mancher muß zu Grabe gehn.

Und draußen ruht ein goldner Tag
Auf Wald und Feld, auf Busch und Hag; —
Und drinnen rinnt der Todesschweiß
Von einer Stirne kalt und heiß.

Und draußen jauchzt der Vögel Lied,
Die Wiese prangt, die Kirsche blüht,
Die Fiedel ruft zu Tanz und Scherz; —
Und drinnen bricht ein Menschenherz.

Wie stimmt zu Lust und Lerchensang
Der Todtenglocke dumpfer Klang?
Wie paßt des Bahrtuchs Mitternacht
Zu Sonnenschein und Blumenpracht?

Du große Meisterin Natur,
Erschaffst du zum Vernichten nur,
Zerstörst die Frucht und webst daraus
Zum Schmuck dir einen Busenstrauß?

Bedarf's der Wittwenklage erst,
Daß du die Nachtigall bekehrst?
Muß weinen erst das Waisenkind,
Eh' deine Quelle rauscht und rinnt?

Baust du die Eiche, stolz und stark,
Aus Jünglingsflechsen, Männermark?
Hauchst du der Rose warme Gluth
Aus Mädchenodem, Kinderblut?

Spät, wenn die letzte Dolde blüht,
Die letzte Schwalbe südwärts zieht,
Dann nimm uns mit, dann führe du
Uns neuen, mildern Lenzen zu.

Und schone jede junge Kraft,
Die kämpft und trotzt, die sinnt und schafft,
Und schone jedes junge Haupt,
Vom Jugendkranz noch frisch umlaubt.

O brich die zarte Knospe nicht,
Die schwillt und schweigt im Frühlingslicht,
Die an des Lebens grünem Baum
Noch träumt der Hoffnung kurzen Traum.

Mein Herz ist unmuthsvoll und schwer
Und trauern muß ich immer mehr,
Daß bei des Frühlings Auferstehn
So Mancher soll zu Grabe gehn.

Die geheimnißvolle Braut.

8.

(Fortsetzung.)

Der Fremde, der Peter van der Veer an dem Abend, an welchem sein Sohn ihm entführt worden, zu besuchen gekommen, war ein ehemaliger Kaufmann, mit Namen Hendrick Huybert, zu dem er in früheren Jahren als Mitglied der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft in Geschäftsverbindungen gestanden hatte. Später hatte ihr geschäftlicher Verkehr durch verschiedene Umstände eine Unterbrechung erlitten, und obwohl Beide sich verheirathet und seitdem nicht wiedergesehen hatten, so war dadurch doch ihrer Freundschaft kein Abbruch geschehen und sie hatten mit einander häufig Briefe gewechselt.

Nachdem Peter van der Veer den Freund

Digitized by Google

seiner Frau vorgestellt, erkundigte er sich nach der Ursache, welche auch ihn veranlaßt habe, in diese neue Welt zu kommen.

„Die mich in Rotterdam nach dem Tode meiner heißgeliebten Frau umgebende Leere, das Gefühl der Unbehaglichkeit, besonders aber die stete Erinnerung an ein früheres, freilich schon längst entschwundenes Glück, ich meine nämlich den unersetzlichen Verlust eines einzigen Sohnes, hatten auf mein Gemüth so nachtheilig eingewirkt, daß mir die Aerzte sowohl einen Wechsel der Luft als der Stätte dringend anriethen. Diesem Rathe habe ich Folge geleistet und vor einigen Jahren bin ich hierher gekommen, um meinem Kummer durch den Anblick neuer Gegenstände und durch die Betreibung ländlicher Arbeiten eine Ableitung zu verschaffen, und wenngleich das Verlorene unwiederbringlich dahin ist, so gewährt mir doch das hiesige Leben wenigstens einige Zerstreuung."

„Ach!" rief van der Veer, der durch die von seinem Freunde erlebten Schicksale an den eignen so herben Verlust erinnert wurde, „welch eine traurige Erfahrung ich schon nach einem so kurzen Aufenthalte in diesem Lande habe machen müssen! Seit einigen Stunden vermissen wir unsern Sohn und ich habe gegründete Ursache zu glauben, daß er uns von der Hand eines unversöhnlichen Feindes, der sich von meiner hiesigen Anwesenheit Kenntniß zu verschaffen gewußt hat, entrissen worden ist."

„Wie so?" fragte Huybert theilnahmsvoll. „Lassen Sie mich doch das Nähere davon wissen."

Van der Veer theilte ihm das Vorgefallene und seine Vermuthungen ziemlich ausführlich mit.

„Vielleicht," meinte Huybert, nachdem van der Veer seine Erzählung beendigt, „stehen die Sachen doch nicht ganz so schlimm, wie Sie denken. Möglich, daß Ihr Sohn seinen Spaziergang etwas zu weit ausgedehnt und sich in der ihm noch unbekannten Gegend verirrt hat. Hoffentlich werden Sie ihn bald ganz gesund und unversehrt wiederkehren sehen."

„Heudrick, wie gern ich Ihren Worten Glauben schenkte! Aber diesen Kaspar Geldorp, auf welchem mein Verdacht ruht, kennen Sie nicht. Er hegt gegen mich die tödtlichste Feindschaft, und sollte er sich vorgenommen haben, mich meuchlings zu morden, so würde er sich von einem solchen Vorhaben durch Nichts abhalten lassen. Jetzt scheint er es darauf abgesehen zu haben, unsere letzten Lebenstage zu freudenlosen, zu kummervollen zu machen."

„Aber was hat denn den Grund zu einer so bittern Feindschaft gelegt?"

„Das will ich Ihnen offenbaren, Heudrick, obgleich ich diesen Gegenstand höchst ungern berührte. Vor längeren Jahren stand Geldorp als Buchhalter und Kassierer in meinem Geschäft und ich glaubte anfangs alle Ursache zu haben, mit ihm zufrieden zu sein, da er sich durch Fleiß, Umsicht, Ehrlichkeit und Pünktlichkeit auszeichnete. Aber plötzlich schlug er um. Bald fehlten mir kleinere oder größere Summen, die nur er und kein anderer entwendet haben konnte. Ich überwachte ihn daher und erhielt durch eigenen Augenschein den Beweis, daß er nicht nur meine Kasse angriff, sondern auch das gestohlene Geld mit dem gemeinsten Gesindel und mit gesunkenen Frauenzimmern in einer übel berüchtigten Kneipe verpraßte. Welch' eine Entdeckung! Um ihm jedoch seine Zukunft nicht ganz zu verderben, entließ ich ihn mit einer eindringlichen Ermahnung, sich zu bessern, aus meinen Diensten. Kurze Zeit darauf erschien bei mir ein sehr angesehener Kaufmann, der sich nach Geldorp's Charakter ꝛc. erkundigte. Auf's Gewissen befragt, vermochte ich nicht ihm ein gutes Zeugniß zu ertheilen. Die nachgesuchte Stelle erhielt er nicht und sein guter Ruf ging in der Stadt unter. Jetzt aber sollte das Schlimmste kommen. Eines Tages wurde ich von einem der ersten Handelsherren des Platzes schriftlich ersucht, mich, sobald es meine Zeit erlaube, zu ihm zu begeben, da er mich in einer für ihn sehr wichtigen Angelegenheit in Rath zu nehmen wünsche. Noch selbigen Tages kam ich seinem Ersuchen nach und ich erfuhr von ihm, daß Geldorp sich um die Hand seiner Tochter bewerbe. Da jedoch über den jungen Mann verschiedene Gerüchte umliefen und ich ihm als Derjenige bezeichnet sei, der darüber die verlässigste Auskunft geben könne, so bitte er mich dringend, — das zukünftige Wohl oder Wehe seines einzigen

Digitized by Google

Kindes ständen auf dem Spiele — ihm die reine Wahrheit zu sagen. Ich überlegte, was zu thun. Die Verbindung eines unschuldigen und sittenreinen jungen Mädchens mit einem Betrüger und Wüstlinge wie Geldorp gut zu heißen, wäre also der unverantwortlichste Mißbrauch eines mir in gutem Glauben geschenkten Vertrauens gewesen. Ich theilte daher dem Vater die von mir an Geldorp gemachten Erfahrungen mit, enthielt mich aber dabei jeder Uebertreibung und überließ es ihm, die Folgerungen daraus selber zu ziehen. Geldorp wurde mit seiner Bewerbung zurückgewiesen. Später lernte ich die Tochter kennen. Um es kurz zu machen, ich verliebte mich in sie, erhielt nach kurzer Bewerbung von ihr das Jawort und von dem Vater die Einwilligung zu unserer Verheirathung. Das schöne junge Mädchen wurde also mein Weib, sie ist es noch, sie ist — meine da sitzende geliebte Theodora.

(Fortsetzung folgt.)

Des Malers Schatz.

(Fortsetzung.)

Zum dritten Male erschien das junge Mädchen und zwar nicht mehr halb versteckt im Gebüsche, sondern sich ihm schüchtern nähernd.

„Was willst du hier?" fragte er sie mit rauhem Tone.

„Verzeihet, Signor," erwiederte sie zögernd. „Wenn Ihr wüßtet, was mich hieher führt, so würdet Ihr gewiß in freundlicherem Tone mit mir reden."

„Noch ein Mal, was willst du hier?" wiederholte er.

„Ich wollte Euch nur um die Erlaubniß bitten, unter jenem Steine, auf dem Ihr sitzet, nach Etwas suchen zu dürfen," antwortete das junge Mädchen jetzt dreister und beleidigt durch den rauhen Ton des Malers.

Michael Angelo sprang auf und sah sich um, in der gewissen Voraussetzung, daß er von Banditen umringt sei; allein er fand, daß er mit dem jungen Mädchen allein war. Während er noch, erstaunt über ihre Kühnheit, sie verwunderungsvoll betrachtete, kniete sie nieder und begann mit der Hand unter dem Steine zu suchen. Das war zu viel für ihn.

„Genug!" rief er, sie bei Seite stoßend, „nimm dich in Acht, meine Geduld ist erschöpft!"

„Aber wofür haltet Ihr mich denn?" fragte sie jetzt verwundert.

„Für ein Satanskind, in der Verkleidung eines Engels. Schämst du dich nicht? — Noch so jung, so schön, — und schon auf so schlechten Wegen!"

Hohe Röthe bedeckte das Gesicht des armen Mädchens und Thränen quollen aus ihren Augen.

„Es sollte mich freuen," fuhr der Maler in etwas milderem Tone fort, „wenn dieses Erröthen und diese Thränen ein Zeichen von Scham und Reue wären. Vielleicht ist dein Herz noch nicht ganz verderbt, mein armes Kind; vielleicht kannst du noch gerettet werden, wenn ich dich dem bösen Einflusse deines Freundes Giacinto entziehe."

„Giacinto?" rief das junge Mädchen; „dann wißt Ihr also Alles?"

„Ja, ich weiß Alles, oder ich habe vielmehr Alles errathen. Giacinto's Liebe und seine bösen Rathschläge haben dich so weit gebracht."

„Giacinto!" rief das Mädchen von Neuem mit funkelnden Augen, — „Giacinto ist meiner Liebe würdig, und ich bin stolz darauf; von Euch ist es aber recht abscheulich, Jemanden anzuklagen, der nicht gegenwärtig ist und sich vertheidigen kann."

„Ich bin gegenwärtig!" sagte Giacinto, eben aus dem Gebüsche hervortretend.

Beim Anblick desselben glaubte Michael Angelo, daß seine letzte Stunde gekommen sei.

„Wie groß auch eure Zahl sein mag," rief er den Dolch ergreifend, „verlaßt euch darauf, daß ich mein Leben theuer verkaufen werde."

Giacinto blickte ihn erstaunt an.

„Meister," sagte er, „ich bin allein und unbewaffnet."

„Unbewaffnet? — kann ich unter deinen Mantel sehen? — und allein? — kann ich wissen, wie viele von deinem Gelichter hinter jenen Gebüschen und Felsen versteckt sind?"

„Aber Meister, wofür haltet Ihr mich?"

„Wofür ich dich halte? — nun, für — für —"

Digitized by Google

Der Maler ließ jedoch den Satz unvollendet, denn Giacinto's Gesicht drückte die vollkommenste Unschuld aus.

„Was hattest du hier vor Anbruch des Tages zu thun?" sagte er statt dessen; „und was bedeutet das sonderbare Benehmen dieses Mädchens? Wie kommt es überdies, daß du hier so plötzlich wieder erscheinst? und was führt euch zu diesem Steine, unter dem ihr beide Etwas zu suchen scheint?"

„Meister, „erwiderte Giacinto, „unter den jetzigen Umständen wäre es unnütz, das Geheimniß länger zu bewahren. Ich liebe Teresa."

„Das habe ich längst geahnt. Glaubst du, ich hätte deine Signora hier nicht in den sechs Madonnenköpfen erkannt, mit denen du mir meine Leinwand verdorben hast?"

(Schluß folgt.)

Genossenschaftswesen.

Ueber die in Würtemberg bestehenden Winzervereine erhalten wir aus competenter Quelle folgende Mittheilung: „Es bestehen in Würtemberg mehrere Weingärtnervereine, namentlich in Stuttgart, Heilbronn, Neckarsulm, Tübingen, Reutlingen, Eßlingen ꝛc., zu einem Kreditvereine in der vom „Arbeitgeber" angeregten Weise hat sich jedoch noch keiner ausgebildet, obwohl diese Frage im Jahr 1853 bei dem Stuttgarter Verein bereits dem Abschluß nahe war und seitdem nicht ganz außer Augen gelassen wurde. Es wurden zur Sicherung der Kreditgeber und der Weingärtner Statuten entworfen und vorläufig Keller gemiethet. Die Veranlassung zu dieser für die kleineren Weingärtner sehr bedeutsamen Frage gaben die gesegneten Weinjahre 1848 und 1849, wo die Mehrzahl der Weingärtner ihre Weine entweder gar nicht oder nur um ganz niedere Preise verkaufen konnte und unter dem Druck der damaligen Geschäfts- und Kreditlosigkeit schon nach wenigen Jahren zum Theil in die bitterste Armuth und in Gant gerieth, während diejenigen, welche in der Lage waren, ihre Weine einzukellern, in den darauf folgenden ungünstigen Weinjahren glänzende Geschäfte machten. Der Stuttgarter Verein hätte die Sache sicher durchgeführt, wenn sich nicht die Verhältnisse der Weingärtner vom Jahr 1854 an bis heute wesentlich geändert hätten. Der Weinverkehr hat sich ganz anders gestaltet, die vermöglicheren Weingärtner kellern ihr Weinerzeugniß meistens selbst ein und die weniger Bemittelten konnten bisher ihre Weine schon unter der Kelter um ganz angemessene Preise verkaufen. Unter diesen Verhältnissen wird der Verein diesen Gegenstand so lange beruhen lassen, bis wieder ähnliche Verhältnisse wie 1848 und 49 eintreten. Damals waren es Vereine von Privaten, welche die Weine im Herbst aufkauften und nach Jahren wieder verwertheten. Aehnliche Vereine gibt es in Würtemberg mehrere, nämlich die Weingärtner-Gesellschaften und zwar in Neckarsulm, Tübingen, Felbach, Asperg ꝛc., wo eine größere Anzahl Weingärtner die Weinlese unter strenger Kontrolle vornimmt und die Trauben theils nach Sorten, jedenfalls aber nach Farbe und Güte auslesen und gemeinsam nach 3 Klassen keltern läßt, wobei die Kelterung möglichst rationell vorgenommen wird. Die Weine werden unter der Kelter versteigert und dabei sehr günstige Verkäufe gemacht. Einmal wurden in Neckarsulm (wenn ich nicht irre im Jahr 1858, wo der Verkauf unter der Kelter weniger günstig ging) die Gesellschaftsweine in den schönen städtischen Keller eingelegt und zu späteren Zeiten im öffentlichen Aufstreich verkauft. Solche Vereine werden von Jahr zu Jahr mehr gegründet. Im Jahr 1856 hat die Stadtgemeinde Weinsberg allen Weingärtnern, die im Herbst ihre Weine nicht zu angemessenen Preisen absetzen konnten, solche abgekauft und sie später aus dem Keller wieder verkauft."

Wir sehen aus Wieck's Gew.-Ztg., daß schon 1857 Generalsecretär Thilmany in Bonn einen ähnlichen Vorschlag gemacht hat. Von Schulze-Delitzsch erhalten wir die Nachricht, daß in Loschwitz bei Dresden ein Winzerverein auf dem Grundsatze der Selbsthilfe beruhend gegründet worden ist, dessen Satzungen nächstdem in der „Innung der Zukunft" veröffentlicht werden. Das gleichzeitige Auftauchen der Idee an verschiedenen Orten beweist, wie zeitgemäß dieselbe ist.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 64. Dienstag, den 28. Mai **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Kurz nach meiner Verheirathung überraschte mich Geldorp eines Tages in meiner Arbeitsstube, in welcher ich mich zufällig ganz allein befand. Mit den heftigsten und leidenschaftlichsten Worten beschuldigte er mich zweier Dinge. Das erste, daß ich seinen guten Ruf untergraben, und das zweite, daß ich ihm das Mädchen, welches er geliebt, durch Hinterlist abspenstig gemacht hätte. Vergebens bemühte ich mich, ihm begreiflich zu machen, daß ich meine Frau erst nachdem er von dem Vater eine abschlägige Antwort erhalten, gesehen und kennen gelernt hätte. Dann hielt ich ihm vor, wie er meine Ermahnungen leichtsinniger Weise in den Wind geschlagen und ich ihn dann erst hätte fallen lassen, als mir die untrüglichsten Beweise seiner Unverbesserlichkeit geworden wären. Er wollte jedoch Nichts von mir hören, sondern stellte es als unwiderlegbare Thatsachen hin, daß Theodora seine Geliebte gewesen, daß ich ihn bei ihrem Vater angeschwärzt und mich dann selbst um sie beworben hätte. Ich entgegnete ihm, daß ich mich in dieser Sache als ein Ehrenmann benommen und, auf's Gewissen über ihn befragt, ihm ein solches Zeugniß ertheilt hätte, welches ich vor Gott und Menschen verantworten könne, wobei ich außerdem noch gesucht, ihm so wenig als möglich zu schaden. Im Uebrigen habe er die Schuld davon nicht mir, sondern lediglich seinem eigenen Lebenswandel zuzuschreiben. Er verhöhnte mich auf die frechste Weise und stieß die furchtbarsten Drohungen aus. Die Ruhe und Kälte, mit welcher ich ihn anhörte, erbitterten ihn immer mehr. Zuletzt, in der höchsten Aufregung, schwur er, daß er eine solche Rache an mir nehmen würde, um den Tag zu verwünschen, der uns zusammengeführt habe. — Und dieser Mensch ist jetzt hier. Seiner Schlechtigkeiten wegen hat er das Vaterland meiden müssen und unsere Wege haben uns beide hierher gebracht. Schon hat er die Ausführung seiner Rache begonnen und nur Gott allein weiß, wie sie enden wird."

Diesen Worten folgte ein langes Stillschweigen.

Nachdem Huybert über das Vernommene nachgedacht, sprach er: „Aber wollen Sie denn diesem elenden Menschen, von dem auch ich nichts Gutes gehört, namentlich daß er Freibeuterei treiben soll, diese That so hingehen lassen? Warum nicht dem Gouverneur oder dem Gerichte davon Anzeige machen? Ich, an Ihrer Stelle, würde auf dessen sofortige Verhaftung dringen."

„An Alles dies habe ich bereits gedacht, verspreche mir aber davon nur wenig Erfolg. Wie es mir scheint, so wird Geldorp's Treiben von dem Gouverneur begünstigt, und erhebe ich gegen ihn eine förmliche Klage auf Menschenraub, nur auf den bloßen Verdacht hin und ohne dafür überführende Beweise beizubringen, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß ich der unterliegende Theil sein werde, mein rücksichtsloser Gegner wird aber darin einen Anlaß mehr finden, seine gegen mich begonnenen Verfolgungen auf allerlei Weise fortzusetzen."

„Leider muß ich dem beistimmen," versetzte Huybert; „die Verwaltung der Colonie läßt noch Vieles zu wünschen übrig. Indeß wird sich doch wohl noch ein Mittel finden lassen, dem Schurken beizukommen; jedenfalls aber dürfen Sie die Sache nicht als verloren

Digitized by Google

aufgeben. Mittlerweile habe ich Ihnen einen andern Vorschlag zu machen. Ich bin nämlich Eigenthümer einer sehr schön belegenen Ansiedlung in Pavonia, und außer mancherlei anderen Annehmlichkeiten kann ich mich eines großen und behaglich eingerichteten Wohnhauses berühmen, in welchem ich mich jedoch sehr einsam fühle. Da Sie nun, so viel ich vernommen, noch keine Ländereien angekauft haben, so wollte ich mir erlauben, Ihnen die Gastfreundschaft in meiner Besitzung hiermit anzubieten. Kommen Sie Beide mit mir; ich nehme den aufrichtigsten Antheil an dem Sie betroffenen so beklagenswerthen Schicksale, und während Sie mir Gesellschaft leisten, sinnen wir darüber nach, wie gegen Ihren Feind zu verfahren ist. So lange Sie noch keinen eigenen Hausstand begründet haben, bleiben Sie bei mir."

„Unter dieſen Umständen die Gegend, in welcher mein Sohn verloren gegangen ist, verlassen?"

„Die zunächst erforderlichen Schritte können Sie noch hier thun. Morgen mit dem Frühesten schicken Sie Ihre Boten wieder aus, und dann tragen Sie Ihre Angelegenheit dem Gouverneur vor. Es ist seine Pflicht, Ihnen beizustehen, und ich zweifle nicht, daß er Ihnen alle mögliche Hilfe angedeihen lassen wird."

Nachdem van der Veer das Anerbieten seines Freundes angenommen, begab er sich nochmals in das Schenkzimmer der Taverne. Das unerhörte Ereigniß hatte eine Menge von neugierigen Gästen herbeigelockt, welche dasselbe lebhaft besprachen; keiner aber hatte über das Verbleiben des jungen Mannes irgend Etwas in Erfahrung gebracht.

Folgenden Morgens ging van der Veer, von Huybert begleitet, nach der Veste, wo er dem Gouverneur und dem Secretär die Sache auseinandersetzte und dabei den Antrag stellte, daß auch von Seiten der Verwaltung die nöthigen Nachforschungen nach dem Vermißten ohne weiteren Zeitverlust angestellt werden möchten. Der Gouverneur fragte ihn, wie er (van der Veer) zu der Annahme gekommen, daß Geldorp der Anstifter der Entführung seines Sohnes sei?

Van der Veer theilte ihm hierauf in einigen Worten das mit, was dem geneigten Leser aus der zwischen den beiden Freunden Abends zuvor gepflogenen Unterhaltung bekannt geworden ist. Der Gouverneur konnte nicht umhin, zuzugeben, daß Geldorp dabei in einem verdächtigen Lichte erscheine. Er wolle die Sache in nähere Ueberlegung ziehen.

„Aber warum nicht gleich einige von Ihren Leuten zur Aufsuchung meines Sohnes aussenden?" fragte van der Veer.

„Wohin denn?"

„Nun, mein Herr, Sie werden doch besser als ich davon unterrichtet sein, wo die Indianer hausen? Ohne allen Zweifel wird er zu den Rothhäuten gebracht sein. Indeß mag sein gegenwärtiger Aufenthalt sein, wo er wolle, so glaube ich doch zu Ihrem Pflichtgefühle vertrauen zu können, daß Sie Ihr ganzes Ansehen und Ihre ganze Macht aufbieten werden, um denselben ausfindig zu machen. Bin ich doch ein holländischer Bürger und als solcher berechtigt, auf den Schutz der Colonialregierung Anspruch zu machen. Zudem erkläre ich mich hiermit bereit, sämmtliche Kosten allein zu tragen."

Also in die Enge getrieben, ließ der Gouverneur die zu der Wiederauffindung des Verschwundenen erforderlichen Maßregeln ungesäumt treffen, und während dreier Tage wurden die angestellten Nachforschungen mit dem größten Eifer betrieben, leider jedoch ohne allen und den geringsten Erfolg. Die Beamten berichteten dem Gouverneur, daß an dem Abende, seit welchem der junge van der Veer vermißt werde, nur ein einziges Boot von Huggen's Werft abgefahren sei. Wem dasselbe angehöre, sei nicht zu ermitteln gewesen. Hinsichtlich der Indianer, so wären an jenem Tage wohl mehr als hundert in der Stadt gewesen, doch hätten dieselben sich schon wieder früh auf den Rückweg gemacht. Von den Rothhäuten seien die Mohawker am meisten zu fürchten; auf den Raritanern aber könne gar kein Argwohn haften. Diese lebten mit den Weißen im friedlichsten Einvernehmen; außerdem wären mit dem Krieger Rothschuh ihrer nur sechs dagewesen, welche aber schon lange vor dem Einbruch der Dunkelheit die Stadt wieder verlassen hätten.

Es kann auffällig erscheinen, daß die Raritaner als mit den Weißen im Einverständnisse lebend geschildert wurden, während diese

Digitized by Google

doch über die Ungerechtigkeit der Colonialregierung gegen sie sich lebhaft beschwerten, und daß Niemand auf den Gedanken gekommen war, wie sie (die Raritaner) die Stadt nur zum Scheine so früh verlassen haben und unter dem Schutze der Finsterniß wieder zurückgekehrt sein konnten, um die That in desto größerer Sicherheit auszuführen. Aber gleichwohl war dem so.

(Fortsetzung folgt.)

Des Malers Schatz.

(Schluß.)

„Ich kam jeden Sonntag an diesen Ort," fuhr Giacinto fort, „um ihr reizendes Gesicht zu betrachten, und kehrte stets mit der Hoffnung in Euer Haus zurück, daß die Liebe mich wie durch Berührung eines Zauberstabes zu einem großen Maler machen werde; allein ich lernte die Wahrheit Eurer Worte nur zu wohl erkennen, daß bloße Wünsche nicht genügend seien, einen Künstler zu schaffen."

„Woraus entspringt denn bei dir dieses Verlangen, ein großer Maler zu werden?" fragte Michael Angelo.

„Als ich Teresa's Vater meine Liebe gestand, erwiederte er mir, daß er seine Tochter keinem Andern als entweder einem großen Künstler, oder einem sehr reichen Manne geben werde."

„Ha, nun fange ich an zu verstehen!" bemerkte Michael Angelo.

„Als ich nun Teresa zum letzten Male sah, theilte sie mir mit, daß ihr Vater einen reichen Bräutigam für sie auserwählt habe, den sie binnen Kurzem heirathen solle. Verzweiflungsvoll kehrte ich nach Hause zurück, und da ich sah, daß mir keine Zeit blieb, Reichthum oder Ruhm zu erwerben, so beschloß ich —"

„Den kürzesten Weg zum Glücke einzuschlagen," unterbrach ihn der Maler, „indem du mir gestern Abend hierher folgtest, nachdem ich dir deine Entlassung gegeben hatte, die du so gleichgiltig annahmst."

„Gleichgiltig, in der That!" versetzte Giacinto; „denn ich hatte beschlossen zu sterben, um nicht jene Verbindung zu erleben, die mir meine letzte Hoffnung raubte und das Maß meines Kummers füllte. Wenn ich jetzt hierher gekommen bin, so geschah es nur, um von diesem Orte, an dem ich mit Teresa zusammen zu kommen pflegte, und von diesem Steine Abschied zu nehmen, der bisher in seiner Höhlung unsere geheime Correspondenz aufbewahrt hatte."

„Als ich dich also diesen Morgen hier knieen sah —" fragte der Maler.

„Wollte ich nur mein letztes Lebewohl, mein letztes Schreiben an Teresa hier niederlegen," unterbrach ihn Giacinto; „allein eine Stimme, welche ich für die ihres Vaters hielt, rief: „Ich sehe dich, Nichtswürdiger!" Dies erschreckte mich so sehr, daß ich entfloh, ohne den Brief hier zurückzulassen."

„Und ich," fügte Teresa hinzu, „kam nur in der Hoffnung hieher, ein Schreiben von Giacinto zu finden, als Ihr mich auf so sonderbare Weise empfingt."

Nach diesen schlichten und offenherzigen Erklärungen konnte Michael Angelo nicht länger zweifeln.

„Gut, gut, meine Kinder," sagte er, ihre Hände ergreifend, „ihr könnt euch gratuliren, mir eine qualvolle Nacht und einen peinlichen Tag bereitet zu haben."

„Wie so?" fragten Beide.

„Das sollt ihr später erfahren; jetzt haben wir etwas Anderes zu thun. Wer ist denn dieser hartherzige Vater, der sich weigert, seine Tochter glücklich zu machen?"

„Ihr kennt ihn, Meister," bemerkte Giacinto.

„Ich entsinne mich doch nicht, die Signora anderswo als in deinen Zeichnungen gesehen zu haben," versetzte der Maler.

„Mein Vater erlaubte mir nie, in sein Atelier zu kommen; ich bin Algardi's Tochter," sagte Teresa.

In diesem Augenblicke ließ sich eine Stimme hören, welche Michael Angelo sogleich erkannte und bei deren Klange die beiden Liebenden erblaßten. Es war die Stimme des Bildhauers.

„Das habe ich vermuthet!" rief er.

Ehe er jedoch weiter reden konnte, trat der Maler auf ihn zu und ergriff seine Hand.

„Ein Wort, mein Freund," sagte er.

„Ihr hier? — und mit diesen Beiden, Michael Angelo?" rief Algardi verwundert.

„Die armen Kinder bedürfen eines Bei-

standes; deßhalb habe ich das Amt ihres Anwaltes übernommen."

„Ich werde meine Tochter nie dem Giacinto geben!" schrie Algardi.

„Aber habt Ihr nicht gesagt, mein Freund, daß Ihr sie einem großen Maler geben wollt?"

„Nun, — und wenn ich das gesagt habe?"

„Giacinto hat zwar weder bei Algardi, dem Bildhauer, noch bei Michael Angelo, dem Maler, große Fortschritte gemacht, allein ich werde ihn zu Lafranc bringen, der heilige Jungfrauen mit so meisterhafter Hand zu malen versteht, und gebe Euch mein Wort, daß, ehe zwei Jahre vergehen, Giacinto's Name mit Ehren genannt werden wird."

„Zwei Jahre? — Dann würde er zu spät kommen; meine Tochter muß sich in der nächsten Woche verheirathen."

„Wie viel Zechinen besitzt denn Euer zukünftiger Schwiegersohn?" fragte Michael Angelo.

„Dreitausend," versetzte Algardi.

„Giacinto kann aber in diesem Augenblick viertausend aufzählen," entgegnete Ersterer.

Alle, Algardi, Giacinto und Teresa blickten den Maler erstaunt an, ungewiß, ob er im Scherz oder Ernst rede.

„Wenn das ist," sagte endlich Algardi, „so habe ich meine Tochter zu lieb, um ihr nicht den Mann zu geben, den sie sich selbst gewählt hat."

Michael Angelo bückte sich, entfernte die Erde unter dem Steine, zog den Geldkasten hervor und übergab ihn an Algardi mit den Worten: „Hier, — zählt! Gott sei Dank, der Monte di Pieta wird mein Geld nicht bekommen. Ich habe es jetzt so sicher angelegt, daß es mir in Zukunft keine Unruhe mehr verursachen wird."

Während Algardi das Geld prüfte, um sich zu überzeugen, daß kein Possenspiel mit ihm getrieben werde, drückten Teresa und Giacinto dankbar Michael Angelo's Hände.

„Schon gut, Kinder," sagte der Letztere; „aber du, Giacinto, sollst wenigstens den Kasten nach Hause tragen; denn es ist nicht mehr als billig, daß du auch erfährst, wie schwer er ist."

Bücherschau.

Die durch unsere guten Schulen jetzt auch in die untersten Volksschichten eindringende Bildung steigert sich sichtlich und wird dieselbe durch eine Masse populärer Zeitschriften fortwährend genährt. Diese Blätter, meistens mit Holzschnitten illustrirt, wissen in der Regel das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden und wirken deßhalb außerordentlich viel. Wenn man sich über diese Verbreitung allgemeiner Bildung nur freuen kann, so muß man doch wieder bedauern, daß weder in den Schulen, noch auf andere Weise für die möglichste Verbreitung der Kenntniß der allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen, unter denen wir leben, gesorgt wird. — Nur Wenige im Volke wissen, wie und nach welchen Gesetzen sie regiert werden, und es thut Noth, auf Mittel aufmerksam zu machen, die diesem Uebelstande abzuhelfen suchen. Wir empfehlen deßhalb das so eben vollständig gewordene, gute Buch: Universal-Rathgeber für den bayerischen Staatsbürger von Ludwig Hauff in 12 Lieferungen à 12 kr. (München bei Giel) als das beste Hilfsmittel für den Bürger und Landmann, als vortreffliches Hausbuch, das den Besitzer oft vor vielen Kosten und bitteren Erfahrungen bewahren und ihm die Kenntnisse verschaffen wird, welche zu seiner politischen Bildung unbedingt nöthig sind.

Verschiedenes.

Der größte Hammer in Europa und der schwerste ist dermalen in Essen in der Krupp'schen Eisenfabrik thätig. Er hat ein Gewicht von 400 Zentnern Zollgewicht und seine Schläge erschüttern die Erde dergestalt, daß die Quellen in seiner näheren Umgebung versiegen. Die Bewohner der Gegend leiten wenigstens das Versiegen der Quellen von diesen Schlägen ab und wollen den bekannten Hammerschwinger dafür verantwortlich machen. Somit wäre die Fabel von den „erderschütternden Cyklopen" hier wenigstens zur Wahrheit geworden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 65. Donnerstag, den 30. Mai **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Am Abend des vierten Tages gab van der Veer alle Hoffnung auf, daß die Nachforschungen, so wie sie bisher betrieben waren, zu irgend einem glücklichen Ergebnisse führen würden. Er traf daher die zu einer kürzeren oder längeren Abwesenheit von Neu-Amsterdam erforderlichen Anstalten, und nachdem er seinen Wirth davon unterrichtet, wohin er die über seinen Sohn eingehenden Nachrichten zu senden habe, trat er mit Theodora und seinem Freunde die Reise nach der Niederlassung des letzteren an.

Die Landungsstelle der von Pavonia kommenden Boote lag unfern der von Geldorp bewohnten Hütte. Van der Veer konnte nicht umhin, als er derselben ansichtig wurde, Huybert zu bemerken: „Das ist des Schurken Wohnung."

„Und da ist er in eigener Person," versetzte dieser. „Er steht hinter der Thüre und wird uns wahrscheinlich bemerkt haben."

Manuel, welcher mit Edgar, dem Neger des Herrn Huybert, das Boot zu rudern hatte, blickte ebenfalls nach Geldorp's Hütte hin. „Kommt er mir je wieder in den Weg, so soll er sein Lebtag daran zu denken haben," murmelte er halblaut vor sich hin. —

Van der Veer fand die Besitzung seines Freundes äußerst reizend gelegen. Der Garten war mit Geschmack angelegt, die wohlbestellten Felder versprachen eine reiche Ernte, und das ziemlich geräumige Haus, obgleich es allen europäischen Prunkes entbehrte, war bei der darin herrschenden Sauberkeit höchst behaglich und wohnlich eingerichtet. Dasselbe war mit Glasfenstern versehen, eine Annehmlichkeit, die van der Veer an vielen andern Wohngebäuden vermißt hatte. Zu erwähnen haben wir noch, daß um das Haus eine breite, reichlichen Schatten spendende Veranda lief, an deren Pfeilern Weinreben und andere Schlingpflanzen sich anmuthsvoll hinaufrankten. Das Gesinde bestand aus sechs Sklaven, nämlich einer bejahrten Schwarzen, Hagar mit Namen, und Edgar's Mutter, welche die Dienste der Haushälterin und Köchin versah, und außer Edgar noch vier starken Negern, denen die Feld- und sonstigen Arbeiten zugewiesen waren.

„Wie glücklich würde ich mich hier fühlen," rief van der Veer schweren Herzens, „wenn ich von dem meinen armen Jungen überkommenen Schicksal nur einige Kunde hätte!"

Und Theodora sprach mit thränenden Augen: „Möge der Höchste über seine Tage wachen, sofern er noch am Leben geblieben!"

„Vertrauen wir zu Gott," rief Huybert, „und lassen Sie uns den Muth nicht verlieren! Wer weiß, welche Nachrichten uns schon die nächste Zukunft bringen wird."

9.

Eines Abends saßen Edgar und Manuel in der Nähe des Hauses, sich von den guten Eigenschaften ihrer vortrefflichen Herren unterhaltend, als ein Indianer auf sie zutrat und die Frage an sie richtete, ob Mynheer van der Veer da wohne?

„Wünschet Ihr meinen Herrn etwa zu sehen?" fragte ihn Manuel.

„Daß ich ihn sehe, ist eben nicht nöthig," versetzte der Indianer. „Ich habe für ihn einen Brief, welcher ihm sicher zu Händen kommen muß."

„Wer seid Ihr, und woher kommt Ihr?"

Digitized by Google

„Das kann Euch völlig einerlei sein," antwortete der Wilde. „Uebergebet Eurem Herrn dieses Schreiben und lasset mich meines Weges ungestört weiter ziehen."

Damit warf der Indianer dem Neger den Brief zu. Im nächsten Augenblick war er in der Dunkelheit verschwunden, und obgleich Manuel und Edgar ihm sofort nachsetzten, vermochten sie doch nicht seine Spuren zu entdecken.

Währenddem saß Huybert mit seinen Gästen in einem der nach Norden belegenen kühleren Zimmer seines Hauses. Natürlich, daß die Unterhaltung den Vermißten zum Gegenstande hatte. Noch immer waren keine Nachrichten von ihm eingelaufen.

„Gegen alle Hoffnung anzuhoffen," bemerkte Huybert, „gewährt der Seele weder Ruhe noch Trost. Indeß scheint es mir, als ob Sie der Verzweiflung noch nicht Raum zu geben hätten, da alle Mittel noch nicht erschöpft sind. Sollte aber —"

In diesem Augenblick erschien Manuel, welcher seinem Herrn die ihm von dem Indianer übergebene Sendschrift übergab und ihm dabei auseinandersetzte, auf welche Weise sie in seine Hände gekommen war. Die Hülle des Schreibens bestand aus zwei Stückchen zarter Baumrinde, welche mit einer aus Bast gedrehten Schnur zusammengehalten wurden. Eine Aufschrift war jedoch nicht darauf befindlich. Mit zitternden Händen zerriß van der Veer die Schnur. Sein Auge fiel auf zwei Blättchen Papier, welche nicht nur aus seines Sohnes Taschenbuche gerissen zu sein schienen, sondern auch — nein, es war kein Irrthum — von seiner eigenen Hand mit Bleistift beschrieben waren.

„Von Wilhelm!" rief er freudig überrascht.

„Dann ist er ja noch am Leben!" jauchzte Theodora. „Lies doch!"

Van der Veer las wie folgt:

„Innigst geliebte Eltern! Mit Freuden mache ich von einer sich mir dargebotenen Gelegenheit, Ihnen schriftlich Nachrichten von mir mitzutheilen, Gebrauch. Ich befinde mich in vollkommener Sicherheit, darf aber jetzt zu Ihnen noch nicht zurückkehren. Wie ich unter die Indianer gerathen bin, werden Sie erst in einer späteren, hoffentlich nicht zu fernen Zeit von mir erfahren können. Die Indianer, in deren Hände ich durch List gerathen bin, hatten eigentlich die Absicht, mich als ein Sühnopfer für einen von einem Weißen umgebrachten Wilden dem Tode zu weihen, und schon war der Scheiterhaufen, auf welchem ich hingeopfert werden sollte, angezündet, als ich von einer edlen, hochherzigen jungen Indianerin dem Tode entrissen wurde. Aber das Leben ist mir nur bedingungsweise geschenkt worden; ich habe nämlich angelobenmüssen, meinen jetzigen Aufenthaltsort, ohne die ausdrückliche Erlaubniß dazu erhalten zu haben, nicht zu verlassen. Indessen lebe ich der Hoffnung, meines Wortes früher oder später wieder entbunden zu werden. Die mir bis jetzt widerfahrene Behandlung ist eine menschenfreundliche, und da ich mich des Wohlwollens meiner Retterin und Beschützerin zu erfreuen habe, so ist für mein Leben nichts zu befürchten. Da ich das, was ich schreibe, meinen Hütern fast buchstäblich mitzutheilen habe, so darf ich Ihnen die Gegend, in welcher ich jetzt weile, nicht näher bezeichnen. Ich kann mich daher nicht so deutlich aussprechen, wie ich es wünschte, wage daher auch nicht, den Namen des Mannes, der mir die Schlinge gelegt, hier niederzuschreiben. Möglich, daß diese Blätter durch eine Unvorsichtigkeit des Boten nicht an ihre rechte Bestimmung gelangen. Wer aber unser Feind ist, werden Sie schon errathen haben. Auch erheischt es die Vorsicht, daß Sie, so lange ich mich noch unter den Wilden befinde, nichts gegen ihn unternehmen. Ohne allen Zweifel wird er mich nicht mehr unter den Lebenden wähnen. In einer späteren Zeit soll er seiner Strafe sicherlich nicht entrinnen. Mit der Versicherung, daß ich sicher aufgehoben bin und nichts Böses mehr zu befürchten habe, verbleibe ich Ihr Sie liebender und gehorsamer Sohn."

„Jetzt fort mit aller Trauer!" rief Huybert freudestrahlenden Gesichts. „Der Verlorene ist noch am Leben!"

„Gott sei gelobt und gepriesen!" rief der Vater mit leichterem Herzen.

„Amen!" sprach Theodora mit Thränen der Freude in den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Der historische Geisbock von Lambrecht.

Mitgetheilt vom Grafen v. Stoppelkopf.

In unserer Zeit will man für Bildung und Aufklärung der Jugend mehr als je besorgt sein. Man will verjährte Mißbräuche, veraltete Vorurtheile ausrotten, Alles, was nur den Schein einer Reaction in Beziehung auf den geistigen Fortschritt der Völker hat, wird mit aller Energie bekämpft. Viele mittelalterliche Albernheiten, lächerliche Verkehrtheiten und eingewurzelte Mißbräuche hat man schon, als die Civilisation hemmend, über Bord geworfen und in entsprechender Weise der Jetztzeit angepaßt. Wir wollen nur an den Zehnten, die Gilten, Frohnen und Lehen erinnern. Gleichwohl bestehen in unserm lieben großen Vaterlande — dem Lande voll Länder — hie und da noch Observanzen, die von ihrer mittelalterlichen Abstammung noch die erste Schmälerung zu erfahren haben, von deren genauer Befolgung aber oft der Fortbestand großer Rechte abhängig ist. Unter solchen alten Zöpfen klebt der sonnigen Pfalz am Rhein auch noch einer an, der unter dem Namen der Lambrechter Geisbock so ziemlich bekannt ist. Die ganze Bockgeschichte wollen wir dem Leser möglichst genau hier mittheilen.

Die Gemeinden Lambrecht und Deidesheim haben in dem nahen Gebirge große Waldungen, welche sich gegenseitig begrenzen, Deidesheim jedoch ungleich mehr als Lambrecht. Während letzteres nur 1400 Tagwerke hat, besitzt ersteres über 5000. Diesen enormen Waldbesitz soll es der Freigebigkeit der früher im Kloster zu Lambrecht wohnenden Nonnen verdanken, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Deidesheim übersiedelten und von denen die letzte 1575 auch daselbst starb. Da die Universität Heidelberg, seit 1550 Eigenthümerin des Lambrechter Klosters und seiner Güter und Gefälle, den Deidesheimern den rechtmäßigen Besitz dieses sogenannten Nonnenwaldes streitig machte, so entspann sich ein 200jähriger Proceß, 1602 — 1803, welcher erst als die Pfalz an Frankreich kam, durch das Tribunal zu Speyer zu Gunsten D. beendet wurde. Außerdem daß L. diesen Nonnenwald beanspruchte, hatte es auch aus frühesten Zeiten her das Recht, in gewissen Districten des Deidesheimer Waldes sein Vieh weiden zu dürfen. Dieses Recht wurde ihm schon vom deutschen Kaiser Ruprecht im Jahr 1404 als „altes Herkommen" erneuert. Für dasselbe müssen aber die Lambrechter jährlich am Pfingst-Dienstage vor Sonnenaufgang einen Geisbock „bien cornu et bien capable" nach Deidesheim liefern. Der Führer erhält in D. ein Käsebrod und eine Flasche Wein. Die darauf bezüglichen Urkunden datiren sich aus dem frühesten Mittelalter. Eine derselben aus dem Jahr 1534 sagt, daß L. seit „unfürdenklichen" Zeiten jährlich an D. zur Recognition einen Geisbock geben muß. Die ursprüngliche Entstehungsgeschichte dieses seltsamen Tributs läßt sich ebensowenig ermitteln, als sich der Zeitpunkt genau bestimmen läßt, von wann an diese interessante Lieferung stattfand. Wie übrigens alle aus jener Zeit herstammenden Gebräuche, die mit derartigen Rechten in engster Verbindung stehen, eine komische Seite haben, so ist es auch mit diesem und manchem andern Brauch, der da und dort noch bestehen mag und nicht selten Veranlassung zu obligaten Witzen bietet. Der Bocktribut, mit dessen Ueberlieferung stets der jüngste Bürger Lambrechts betraut wird, scheint auch von jeher mit allen Formalitäten regelmäßig an den Ort seiner Bestimmung verbracht worden zu sein. Bei Ankunft des gehörnten Gastes wird er vom Magistrat beaugenscheinigt, ob er auch alle erforderlichen Eigenschaften habe, es wird nach der Sonne oder der Uhr gesehen, ob der „Löwe des Tages" nicht zu spät gekommen sei, eine Menge Neugieriger begafft ihn oder macht seine Glossen. An diesem sonderbaren Vertrag scheint nun L. zu Anfange dieses Jahrhunderts gerüttelt zu haben, weßhalb D. auf Erneuerung desselben antrug. Der wirklich erneuerte Vertrag, d. d. Aranda de Duero (Provinz Burgos in Spanien) 26. November 1808, erhielt durch die eigenhändige Unterschrift Napoleons I. seine Sanction mit der frühern ausdrücklichen Beifügung„ ..... sous la condition cependant de fournir annuellement comme jusqu'à présent un bouc bien cornu et bien capable."

Als im Jahr 1851 der Tributbock fahrend statt laufend ankam, außerdem die liebe Sonne ihn bei seinem Einzug mit ihren Strahlen

beschien und er noch überdieß die vertragsmäßige Körperbeschaffenheit nicht hatte: so erkannte D. hierin bedenkliche Formfehler und nahm ihn nicht an. Dem Führer wurde für diesen Frevel die Flasche Wein mit Käsebrod entzogen und es entspann sich ein siebenjähriger Bockprozeß, welcher erst 1858 gerichtlich und zwar zu Gunsten L. entschieden wurde, jedoch mit der Clausel, daß seit dem Jahre 1851 alle Böcke nachgeliefert werden müssen. So kam es, daß i. J. 1859 an oben bezeichnetem Tage acht Geisböcke, die sämmtlich zuvor vom königl. Bezirksthierarzt besichtigt und für tauglich befunden wurden, nach D. ihre Promenade hielten. Ein stolzer Zug!! Indessen wurde der 8. nicht angenommen, da die Böcke erst nach Sonnenaufgang präsentirt wurden. Man sah also einem neuen Bockproceß entgegen. Indessen unterblieb derselbe. Gleichwohl wurde der Bock des folgenden Jahres, wie auch der dießjährige, als „zu spät" abgewiesen. Nach dem Urtheile des k. Appellhofes in Zweibrücken v. J. 1858 glaubt eben Lambrecht an die Zeitbestimmung „vor Aufgang der Sonne" nicht gebunden zu sein, da besagtes Urtheil hierüber nichts Positives enthält. Einem on dit zufolge beabsichtigt Lambrecht, sich letztgenanntes Urtheil nochmals gerichtlich auslegen zu lassen mit besonderer Bezugnahme auf die brennende Frage: „Vor oder nach Sonnenaufgang?"

Der nach L. zurückgeschickte Bock wird regelmäßig auf dem Markte daselbst durch den Huissier einer öffentlichen Versteigerung ausgesetzt und der sich gewöhnlich ergebende Mindererlös im Vergleich zum Ankauf fällt dann stets der Gemeinde Deidesheim zur Last.

Daß genannte Gemeinde Deidesheim so fest an der Bocklieferung mit all' ihren Formalitäten hält, kann nur darin seinen Grund finden, daß es glaubt, bei lässiger Erfüllung dieser Tributverbindlichkeiten einen erwünschten Vorwand zu finden, der Gemeinde Lambrecht das Weiderecht zu entziehen. Es ist dieß um so glaublicher, als Lambrecht schon mehrmals annehmbare Bedingungen stellte, diese Naturallieferung in eine entsprechende Geldentschädigung umzuwandeln. Allein Lambrecht erklärt sich nur bereit zu einer jährlichen Entschädigung vom einfachen Werthe eines Geisbocks, oder ein für alle Mal als Abfindungssumme den 20fachen Werth eines solchen.

Dagegen verlangt Deidesheim von Lambrecht eine jährliche Summe von 25 fl., worauf letzteres eben nicht eingeht, weil das in Rede stehende Thier um 8 — 10 fl. käuflich zu haben ist. Da sich beide Gemeinden in anderer Weise nicht einigen können, so wird der historische Geisbock von Lambrecht nach wie vor jährlich am Pfingstdienstage seine Parade in Deidesheim halten.

Verschiedenes.

Eine russische Dame, die zu einem Diner bei Talleyrand, als er Minister der auswärtigen Angelegenheit war, eingeladen wurde, war durch ein unerwartetes Ereigniß genöthigt, eine ganze Stunde später zu kommen. Die hungrigen Gäste murrten und sahen nach der Uhr. Als die Dame endlich eintrat, sagte Jemand zu seinem Nachbar in griechischer Sprache: „Wenn eine Dame weder jung noch schön ist, so sollte sie wenigstens zu rechter Zeit kommen." Die Dame, sich schnell umdrehend, erwiderte in derselben Sprache: „Wenn eine Dame das Unglück hat, mit ungeschliffenen Menschen zu speisen, so kommt sie immer noch zu früh."

Ein junger Mann beklagte sich bei seinem Schwiegervater über das störrige, zänkische Wesen seiner Frau.

„Lassen Sie das gut sein, lieber Sohn," sagte der Schwiegervater, „sie soll dafür gestraft werden — ich werde sie enterben, wenn sie sich nicht bessert!"

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß der junge Mann von nun an seine Frau in den Augen ihres Vaters als einen Inbegriff aller Tugenden darzustellen suchte.

Ein Engländer sagte: „Ich hasse die Franzosen bis in den Tod." Ein Franzose, der zugegen war, antwortete: „Mylord, Sie verwechseln den Haß mit der Furcht!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 66. Samstag, den 1. Juni **1861.**

Die deutsche Linde.

Der Eiche mögt ihr Lieder bringen —
Dem heil'gen Baum der Kelten-Zeit —
Ich will die deutsche Linde singen!
Sie ist der Baum, für uns geweiht.

Wo in der Freiheit alten Tagen
Die Deutschen schaarten sich zum Thing,
Da mußten rings die Linden ragen
In hundertjährig grünem Ring.

Die Linden, wo im Drachenblute
Held Siegfried sich gebadet hat,
Beklagen ihn, dem Mördermuthe
Verrathnen durch ein Lindenblatt.

Doch fröhlich auch die Linden sehen
In deutschen Dörfern Tanz und Spiel;
Auf deutscher Städte Wällen stehen
Zur hohen Wacht der Linden viel'.

Wo der Entsagung Seufzer trauern,
Wo des Genusses Schwindel lebt —
Aus Klosterhöfen, Schlossesmauern —
Gar manche Linde sich erhebt.

Die Linde schützt mit ihren Zweigen
Kapellen und der Gräber Ort;
Sie rauscht, wo frische Bronnen steigen
Und Vöglein singen o h n e Wort

Für jede Pflege uns belohnen
Die deutschen Linden treu und bald;
Sie wollen nur bei Menschen wohnen
Und nicht im einsam stillen Wald.

Und wenn der Lenz die Blüthendüfte
Aus Rosen und aus Reben gießt,
Nicht süßer würzet er die Lüfte,
Als holder Duft aus Linden fließt.

O linder Baum, geliebte Linde,
Die in den deutschen Gauen blüht,
Dich preis' ich, weil in d i r ich finde
Des Deutschen Wesen und Gemüth.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Früh am folgenden Morgen fuhr ein schmales Boot in eine von dichtem Gebüsch umgebene, unfern der Huybert'sche Ansiedlung belegene kleine Bucht ein. Zwei Männer sprangen ans Ufer. Der eine war Geldorp, der andere Hans Schaick, des Freibeuters rechte Hand, sein Gefährte und Steuermann zur See, und sein Genosse in allen seinen strafwürdigen Unternehmungen zu Lande. Nachdem sie den Nachen in dem Gebüsch versteckt hatten, schlugen sie eine aus der Zeit der Indianer herstammende Fährte ein. „Wo mag denn der Pfad liegen, auf welchem er seine Morgenspaziergänge zu machen pflegt?" fragte Geldorp, wobei er seine Blicke umherschweifen ließ. „Ah! Ich entsinne mich. Mein Späher sprach von einer Gruppe hoher Nußbäume."

„Die erhebt sich an jener Seite," bemerkte Schaick, „dort am Saume des Urwaldes."

Vorsichtig am Rande der mit großen Kornstauden bestandenen Felder dahinschleichend, hatte das Paar die fragliche Stelle bald erreicht und sie suchten nun ein Versteck, von welchem aus die von dem Hause herkommenden Personen erblickt werden konnten. Nach Verlauf von etwa zehn Minuten sahen sie van der Veer, von seinem treuen Manuel begleitet, sich der Baumgruppe nähern.

Digitized by Google

„Der verwünschte Neger ist schon wieder bei ihm," flüsterte Geldorp. „Thut nichts; seine Tage sind so gut wie gezählt. Ha! da kommt ja Huybert auch angelaufen. Schon gut; mir einerlei, wie Viele ihrer zusammen sind, mir kommt es für jetzt nur darauf an, sein Gesicht zu sehen, um zu wissen, wie er seinen Verlust erträgt."

Die beiden Freunde begannen ihren Spaziergang.

„Habe ich recht gehört, so hat er eben aus Herzensgrund gelacht," bemerkte Schaick. „Das ist eben kein Zeichen von Niedergeschlagenheit."

„Wartet nur, bis er näher heran gekommen ist; vielleicht, daß er über irgend einen unvermutheten Anblick hat lachen müssen."

Nach etwa fünf Minuten hatten die beiden Freunde sich der Baumgruppe genähert. Van der Veer sah ganz froh und unbefangen aus. „Wie ist das zu deuten?" fragte sich Geldorp. „Als er die Nachricht von dem Verschwinden seines Sohnes erhielt, war er vor Traurigkeit fast wahnsinnig."

Neben dem Fußpfade lag ein alter Baumstamm, auf welchen van der Veer und Huybert sich setzten. Manuel ließ sich zu ihren Füßen auf den Rasen nieder. Die beiden Horcher, etwa nur zehn bis zwölf Schritte von ihnen entfernt, waren auf diese Weise im Stande, jedes gesprochene Wort zu hören.

„Nein, lieber Peter," begann Huybert, „da müssen Sie noch viel früher aufstehen, wenn Sie glauben, sich unbemerkt davon schleichen zu können. Aber was hat Sie denn dazu veranlaßt?"

„Ich fühle mich heute so ungewöhnlich heiter gestimmt, daß ich es im Bette nicht mehr habe aushalten können," versetzte van der Veer. „Auch Theodora ist schon auf, aber die Feuchtigkeit des Grases hat sie abgehalten, mit mir zu gehen."

„Die Gesellschaft Ihrer Frau würde mir sehr angenehm gewesen sein," versetzte Huybert. „Ohne Schmeichelei, lieber Freund, an Ihrer Gattin besitzen Sie einen unbezahlbaren Schatz."

„Das ist die Wahrheit. Ohne sie würde mir das Leben nicht halb so werth sein. Sie ist der Born all meiner Freuden."

„Der Verlust einer Lebensgefährtin, besonders wenn sie eine fühlende, treue und sorgsame Gattin und Mutter gewesen, ist ein unersetzlicher. Wie freudenleer mir jetzt die Zukunft erscheint! Freund, noch blutet mir das Herz, wenn ich an die Zeit zurück denke, wo ich ein glücklicher Gatte und Vater war. Möge Ihnen ein Schicksal wie das meinige nicht vorbehalten sein!"

„Das ist mein tägliches Gebet zu Gott. Nach meiner Gattin Tode möchte ich allein nicht länger mehr hienieden weilen. Theodora's Gedanken stimmen in diesem Punkte mit den meinigen ganz überein, und oft hat sie mir gestanden, wie dankbar sie dem Höchsten sei, daß er sie nicht das Weib jenes Kaspar Geldorp habe werden lassen. Ebenso habe auch ich unzählige Male Gelegenheit gehabt, Gott zu danken, daß er sie vor diesem Schicksal gnädiglich behütet hat. Ha! welch ein merkwürdiges Geräusch?"

„Das sind Kaninchen, von denen dieser Theil des Holzes ganz voll ist. Ich habe hier Fallen aufstellen lassen, vielleicht, daß sich so deren eines darin festgelaufen hat."

„Ein ganz eigenthümlicher Ton," bemerkte van der Veer. „Doch werde ich mich mit der Zeit an diese Töne schon gewöhnen. Das Leben im Urwalde habe ich noch nicht kennen gelernt."

„Müssen aber bald anfangen, es kennen zu lernen, wenn Sie hier zu bleiben beabsichtigen. Indessen machen wir uns wieder auf den Weg. Ihre Frau, die heute so früh aufgestanden, dürfen wir auf das Frühstück nicht zu lange warten lassen."

Die Freunde erhoben sich und gingen weiter.

„Was mag ihn denn wohl in eine so frohe Stimmung versetzt haben?" fragte Geldorp.

„Und er hat darum nicht schlafen können," bemerkte Schaick.

„Möchte wohl wissen, was ihm Angenehmes begegnet ist," hub Geldorp sinnend wieder an. „Einerlei, Hans, wie und was mein Feind von mir denkt, habt Ihr aus seinen Worten vernommen. Seinem Freunde Huybert hat er sein Herz ganz offenbart, aber zu gleicher Zeit hat er auch mich die zarteste und empfindlichste Stelle darin erblicken lassen. An dieser Stelle muß er getroffen werden, und wenn ich ihn da nicht treffe, so bin ich ein Lügner!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Föhn.

Es wurde mehrfach berührt, daß die Hauptursache der in so erschreckender Kürze erfolgten weiten Ausdehnung des Brandes in Glarus der in jener Nacht wüthende Föhnwind war. Recht anschaulich berichtet über die Herrschaft dieses Windes im Alpengebiete Fr. v. Tschudi in seinem Thierleben der Alpenwelt Folgendes: „Im ganzen Bergrevier der Schweiz ist mit Ausnahme weniger Gebiete kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung als der Föhn, im Tessin Foan genannt. Er ist nicht ein Lokal-, sondern ein allgemeiner, europäischer oder vielmehr afrikanischer Wind. Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Polareisgebiete, die der feuchten, regenbringenden Westwinde der atlantische Ozean, so sind die der oft glühend heißen Südwinde (Föhn) die brennenden Sandwüsten Afrikas. Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen; aber sie verstärken dieselben in der That. Ist der heiße Luftstrom über den Alpen angelangt, so möchte er wohl über diese und ihre Thäler hoch hingehen; aber die Kälte des Schnees kühlt einen Theil seiner Randwellen ab, so daß er sofort schwerer wird und in die Thäler niederstürzt. Dieß ist dann um so mehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind und die Thalluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf eine gewaltsame Weise vor sich gehen muß. Darum ist der Föhn nach genauen Beobachtungen im Winter und Anfangs Frühlings in den Bergthälern am häufigsten; sowie die Sonnenwärme die Thäler aber erwärmt, so haust er noch in den kältern Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger als am Tage auf. Die atmosphärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, sehr buntes Schleiergewölke, das sich an die Bergspizen sezt. Die Sonne geht am starkgerötheten Himmel bleich und glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurtinten. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelnen kältern Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen röthlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher erscheinen; der Hintergrund nimmt eine bläulich violette Färbung an. Von fernher ertönt das Rauschen der obern Wälder; die Bergbäche tosen mit größerer Schmelzwasserfülle weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo er ungeheure Schneefelder bestreicht, erst kalt und rauh sind, kündet sich der angelangte Föhn an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluthen ins Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen auf, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt die Region beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versezen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche auffüllen, Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. In den Thaltheilen, die der südlichen Bergmauer zunächst liegen, wüthet er gewöhnlich am heftigsten; denn dort brechen die warmen Luftfluthen am regellosesten und gewaltigsten herein. Auch die thierischen Organismen leiden unter dem Einflusse dieses Windes, der mit seiner trockenwarmen Strömung die Sehnen erst überreizt, dann aber erschlafft. Unruhig ziehen die Gemsen sich auf die Nordseite des Berges oder in tiefe Felsenkessel. Kühe, Pferde, Ziegen suchen mit Mißbehagen nach frischer Luft, während der Föhn ihnen Rachen und Lunge austrocknet. Kein Vogel ist im Wald und Feld zu erblicken. Die Menschen theilen das allgemeine Unbehagen, das beengend auf Nerven und Sehnen wirkt und dem Gemüthe eine lastende Bangigkeit aufdrängt. Gleichzeitig wird sorgsam das Feuer des Herdes oder Ofens gelöscht. In vielen Thälern ziehen die „Feuerwachen" rasch von Haus zu Haus, um sich von jenem Auslöschen zu überzeugen, da bei der Ausdörrung alles Holzwerkes durch den Wind ein einziger verwahrloster Funke großes Brandunglück stiften kann."

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Für Spargel-Liebhaber! In dem von den Kunstgärtnern Schmidt und Herzog zu Weimar im Jahre 1856 herausgegebenen Werkchen, „Der populäre Gartenfreund", findet sich folgende Anweisung, großen und geschmackhaften Spargel zu ziehen, welche wohl die Aufmerksamkeit der Besitzer von Spargelbeeten auf sich ziehen dürfte: Sowie der Spargel im Frühjahr aus der Erde hervorkommt, wähle man an jedem Stock einen recht gesunden und kräftigen Stengel, stecke ihn in den Hals einer Bouteille, die man mit Stäbchen befestigt, damit sie nicht umfalle, weil ihr Hals höchstens auf 2 Zoll in die Erde versenkt sein darf. In der Flasche eingeschlossen und dadurch des Zutrittes der äußern Luft beraubt, treibt nun der Spargelstengel sehr schnell bis an den Boden der Flasche, kehrt dort um, wächst nach abwärts wieder bis an den Hals der Flasche, und da er auch dort keinen Ausweg findet, so wächst er an der innern Wand der Flasche fort, bis er diese ganz ausfüllt und sie dann aus der Erde heraushebt. Nun ist die Zeit, den Stengel abzustechen, man zerschlägt dann die Bouteille und findet einen äußerst zarten und sehr wohlschmeckenden Spargel von 1 bis 2 Pfund.

Lebensphilosophie.

Trag' ein Herz den Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen;
Denk' des Sturms bei heitrer Zeit.

Verschiedenes.

Der bekannte Maler David hatte eines seiner schönsten Gemälde ausgestellt und befand sich zufällig unter der Menge, welche es bewunderte. Er bemerkte einen Mann, in welchem er zu seinem Erstaunen den eigenen Kutscher erkannte, der durch seine Stellung bewies, daß er das Bild eben nicht bewundere. „Ich sehe, daß Euch das Gemälde nicht gefällt," sagte der Maler zu ihm. — „Meiner Treu', nein!" — „Es ist aber eines von denen, die Jedermann bewundert." — „Sie wissen nicht warum. Sehen Sie den Fehler des Malers, der ein Pferd mit schaumbedecktem Maule malt, obgleich dasselbe keinen Zaum trägt." David ärgerte sich, sobald aber der Saal geschlossen war, wischte er den getadelten Schaum weg.

Der französische Dichter Mery war einer der frostigsten Menschen. Als einmal anhaltende Kälte eintrat, schloß er sich in seinem Zimmer ein und schrieb seinen Freunden, daß er gefährlich krank sei. Alle eilen herbei und finden den befreundeten Dichter neben einem Höllenfeuer in wollenen Decken vergraben auf dem Sopha liegen. „Was fehlt Ihnen denn eigentlich?" fragt man den Dichter. „Ach," antwortete Mery mit zitternder Stimme, „ich habe den — Winter!"

Arzt: „Nun, wie geht's heute mit dem Druck auf der Brust?" — Patient: „Auf der Brust fühl' ich mich, Gott sei Dank! viel leichter, aber im rechten Schienbein, da hab' ich grausliche Schmerzen." — Arzt: „Wenn's nur mit der Brust besser geht, das ist die Hauptsache, aus den Schmerzen im Schienbein mach' ich mir nichts." — Patient: „Das glaube ich Ihnen gerne, Herr Doctor; wann Sie's hätten, macht' ich mir auch nichts d'raus."

Bei einer Bürgerrevue in Stockholm bemerkte der Chef, der seiner bürgerlichen Stellung nach Schuhmachermeister war, indem er die schlechte Haltung eines Mannes gewahrte: „Grade gestanden, Bruder Landström!" „Ich kann nicht, Bruder Bergström!" entgegnete dieser, „Sie haben mir meine Stiefel zu klein gemacht."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 67. Dienstag, den 4. Juni **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

10.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens sah Wilhelm den Boten, welchem er die mit Vorsicht abgefaßten Zeilen zur Uebergabe an seine Eltern anvertraut hatte, mit großer Freude auf sich zu kommen. Seine seit vier Tagen wegen der sichern Bestellung des Briefes gehegte Ungewißheit sollte sich jetzt endlich in Gewißheit umwandeln.

„Deinen Brief habe ich abgegeben," redete ihn der Indianer an. Dieses war der Neffe des Häuptlings, Mamawikoe mit Namen, der in den Augen der jungen Raritanerinnen für einen der schönsten Jünglinge des Stammes galt.

„Und du glaubst, daß er zu Handen meines Vaters gekommen ist?"

„Davon halte ich mich fest überzeugt. Dein Vater wohnt aber nicht mehr in dem großen Dorfe der Weißen, sondern in dem Wigwam eines Mannes deines Volkes jenseits des Cohotatea (Hudsonfluß), den sie Huybert nennen. Seine Hütte ist von vielen Kornfeldern umgeben."

Wilhelm fühlte sein Herz durch diese Nachricht unendlich erleichtert. Seine Eltern hatten also in ihrer jetzigen des Trostes so bedürftigen Lage einen Zufluchtsort und die Theilnahme eines Freundes gefunden, dessen Namen er von seinem Vater oft hatte nennen hören. „Aber wem hast du denn den Brief gegeben?" fragte er.

„Einem großen schwarzen Neger."

„Das ist meines Vaters Diener, Manuel. Wie mir scheint, hast du dich deines Auftrags mit Klugheit entledigt. Mamawikoe, jetzt bin ich außer Stande, dich für diesen Dienst auf eine angemessene Weise zu belohnen, hoffentlich aber wird sich später eine Gelegenheit dazu finden."

„Vielleicht," versetzte der junge Wilde, auf dessen Gesicht ein Zug von Traurigkeit sichtbar wurde.

Ein fröhlicher Gesang wurde hörbar. Sonnenstrahl trat auf sie zu. Nachdem sie Mamawikoe flüchtig die Hand gereicht, begrüßte sie den Gefangenen mit großer Freundlichkeit. Der Indianer warf einen wehmüthigen Blick auf Sonnenstrahl und begab sich dann schnellen Schrittes hinweg.

„Fühlst du dich heute zu einem Spaziergange stark genug?" redete Sonnenstrahl ihren Schützling an. „Ich möchte dir so gern einige Fragen stellen."

„Mit Vergnügen werde ich mit dir gehen und deine Fragen nach bestem Wissen zu beantworten suchen," versetzte Wilhelm.

Sie gingen. Jenseits des Baches führte der Pfad zu einem geräumigen Thale, in welchem die hohen Bäume nur in einzelnen Gruppen standen, und dessen Boden von Gestrüpp und Unterholz ganz frei war. Die in dieser Einsamkeit herrschende hehre Stille wurde nur durch das Gezwitscher der Vögel unterbrochen und die Wohlgerüche der im frischen Morgenthau glänzenden Waldblumen wirkten auf die Sinne wohlthätig ein; der Anblick des Ganzen aber hatte etwas Erhabenes, Feierliches.

„Wilhelm," begann das Mädchen, „mich dünkt, daß auch du in den Wissenschaften deines Volkes, wovon ich so viel habe sprechen hören, bewandert sein mußt?"

„Schönes Kind," versetzte er, „fast meine ganze Zeit ist der Erwerbung nützlicher und angenehmer Kenntnisse gewidmet gewesen. Mein

Digitized by Google

Vater, selbst ein sehr unterrichteter Mann und dazu im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, hat mich von jeher angetrieben, meinen Verstand auszubilden und mir des Lebens Weisheit, welche von klugen Männern in belehrenden Büchern niedergelegt ist, zu eigen zu machen."

„Das habe ich mir gedacht," sprach die Indianerin. Nach einigem Stillschweigen hub sie wieder an: „Schon seit Langem habe ich gewünscht, von der Religion der Weißen und dem Gotte, den sie anbeten, etwas Näheres zu erfahren. Eure Religion habe ich jedoch nicht nach den Handlungen deines Volkes, welches in so großer Zahl zu uns gekommen ist, beurtheilt, denn unter demselben gibt es Gute und Böse, eben so wie bei uns, sondern nach den Worten eines bejahrten Fremdlings, der sich für einen Priester oder Diener des großen Geistes ausgab und der sein eignes Volk gelehrt, wo es den rechten Pfad, nämlich den, der zum Guten führt, zu suchen hat. Der arme Mann ist in unserem Dorfe gestorben und ich habe mich mit unter Denen befunden, welche an seinem Sterbelager gestanden. Als er befragt wurde, was mit seinem Körper geschehen solle und wie er beerdigt sein wolle, hat er geantwortet, daß es ihm völlig gleichgiltig sei, wo er seine irdische Ruhestätte finde. Er kehre zu seinem großen Gotte, dem Vater aller Menschen, heim; dort seien alle seine guten Kinder um ihn versammelt, und sie lebten in Freude und Seligkeit ewiglich. Sein Ende war ein ruhiges und heiteres, und als ich ihn so zufrieden sterben sah, da fühlte ich, daß sich in meinem Innern ein Sehnen nach dem Glauben regte, der seiner Seele zum Trost gereichte. Ich fühlte, daß meine Kenntniß von dem großen Geiste, der uns und die Welt erschaffen hat, nur eine sehr geringe ist, und jetzt wollte ich dich fragen, ob du nicht gewillt bist, mich über die Grundsätze deiner Religion zu belehren?"

Wilhelm war über den Ernst der Worte des jungen Mädchens tief bewegt. Er erblickte vor sich ein lernbegieriges Naturkind, das nach Aufklärung trachtete und zwar über Dinge, welche dem tugendhaften Menschen das Höchste, das Heiligste sind. Konnte er sich ihr gegenüber den Pflichten eines Lehrers entziehen? Nein. Aber welch eine Verantwortlichkeit nahm er damit auf sich! Die in dem Christenthume enthaltenen großen und unvergänglichen Wahrheiten kannte er zwar; aber war es räthlich, sie in einem der Glaubensbekenntnisse der verschiedenen Secten zu unterrichten? Indeß war er nach kurzer aber reiflicher Erwägung entschlossen, sie in die unumstößlichen Grundlehren des reinen Christenthums einzuweihen, und später, wenn ihr Verstand dieselben erfaßt haben würde, ihr die Dogmen jeder Kirche und die verschiedenen Formen der Gottesverehrung näher auseinanderzusetzen. Er begann nun seinen Unterricht damit, ihr eine klare Kenntniß von Gott als dem höchsten Wesen, welches er ihr als den Schöpfer, Erhalter und Herrscher des unermeßlichen Weltalls darstellte, beizubringen. Dann sprach er von Gott als dem Vater aller Menschen und von Christus, seinem Sohne, der auf die Welt gekommen, um die in Sünden und Abgötterei untergegangene Menschheit wieder aufzurichten und derselben die einzig wahren Begriffe von der höchsten Gottheit durch Lehre und Beispiel verständlich zu machen, und nachdem Christus sie auf den rechten Glaubenspfad wieder zurückgeführt, wie sie sich vor neuen Irrwegen zu bewahren hätten. Er sprach von dem Sühntode unseres Heilands, wie er sogar am Kreuze seine Mörder noch gesegnet habe. Als er ihr ferner Christi Lehren von der Friedseligkeit, von der Nächstenliebe und dem Satze „Gott ist die Liebe" zu erklären sich bemühte, da ward sein Mund immer beredter, und das Mädchen lauschte seinen Worten mit einem heiligen Entzücken. Ihr war Alles neu, aber jedes seiner Worte fand in ihrer Seele einen Widerhall, denn ihr Herz hatte an den kalten und rohen Begriffen, welche ihr Volk von Religion hegte, keine Befriedigung gefunden, und schon lange waren ihr dieser blutige Ritus, diese Menschenopfer und abergläubigen Gebräuche ein Gräuel gewesen. Die Glaubenssätze von einer die ganze Menschheit umfassenden Brüderschaft, von der unendlichen Liebe Gottes, von einem beseligenden Jenseits nach diesem irdischen Leben sprachen ihr Gemüth ganz besonders an und erfüllten ihre Seele mit dankbaren Empfindungen, und als Wilhelms Lippen ver-

Digitized by Google

stummten, da waren auch ihm die Augen naß, denn auch er war von dem Vorgetragenen tief ergriffen.

Nachdem er sich von seiner Aufregung wieder erholt, fragte er: „Sonnenstrahl, was sagst du zu den Lehren des Christenthums? Habe ich sie dir in Etwas deutlich gemacht?"

„Ohne darüber näher nachgedacht zu haben, kann ich mich noch nicht darüber aussprechen," versetzte sie.

„Dann ist dir das Ganze wohl nicht verständlich, vielleicht mit deinen bisherigen Ansichten von Religion nicht vereinbar?"

„Beurtheile mich nicht falsch. In dem, was ich so eben vernommen, liegt etwas Großes, Erhabenes und auch Liebreiches, ja für die Menschheit fast zu viel," versetzte sie mit einem gewissen Eifer. „O, dieser Glaube ist ein schöner, aber für ein schwaches Gemüth wie das meinige, das diese großen Dinge zum ersten Male gehört und sogleich erfassen soll, ist es schwer, sich von der Wahrheit der Grundsätze desselben zu überzeugen. Ich fürchte, daß ich es nicht vermag."

„Keine Furcht, liebes Kind, daß dieser Glaube nicht auf den von mir nur unvollständig hervorgehobenen ewigen Wahrheiten begründet wäre, du ihn nicht erfassen und der Wohlthaten desselben nicht theilhaftig werden könntest," entgegnete Wilhelm in einem ernsten Tone. „Die so nahe liegenden Beweise von des Allmächtigen Weisheit, Liebe und Güte gehen an dem unbelehrten, in die wahre Religion nicht eingeweiheten Menschen lediglich deßhalb unbeachtet vorüber, weil er sie als etwas Gewohntes mit Gleichgiltigkeit betrachtet, weil er die Grundregeln der göttlichen Ordnung, auf welchen das Weltall beruhet, nicht kennen gelernt. Ersteige nur eines frühen Morgens den Gipfel des nächsten hohen Berges und betrachte den Sonnenaufgang. Blicke dann um dich her, und du wirst einen Theil der großen Werke Gottes zu deinen Füßen ausgebreitet finden. Die Sonne erhebt sich und begleitet den Menschen in den der Arbeit gewidmeten Stunden. Dieser blendend glänzende Feuerball erwärmt die Erde, gibt dem Baume, dem Korn, der Blume neue Triebkräfte, läßt die Früchte reifen und erheitert alle lebenden Geschöpfe. Sind die Stunden der Arbeit vorüber, und erheischen Mensch, Thier und Pflanze der Erfrischung, dann nimmt die Hitze des Tages allmälig ab und ein kühlender, erquickender Thau läßt sich auf die Erde hernieder. Schon dieses einzige Beispiel genügt, um uns jeden Zweifel über die Allgüte Dessen zu benehmen, der diesen Wechsel von Licht und Schatten, von Tag und Nacht zum Besten des Menschen angeordnet hat. Ja, zum Besten des Menschen, denn das Leben des Thieres und das Wachsthum der Pflanzen, Alles ist von Ihm zum Nutzen des Menschen bestimmt."

„Ja, darin liegt eine unverkennbare, eine einleuchtende Wahrheit," sprach Sonnenstrahl in einem andachtsvollen Tone. „Ja, ich will, ich muß mich zu diesem Glauben bekehren, ohne den ich, das fühle ich schon jetzt, nicht mehr zufrieden sein würde."

Und so sprachen sie weiter, während die Sonne ihren Lauf am Himmel fortsetzte, aber sie achteten der ihnen so schnell dahin ziehenden Stunden nicht. Das Mädchen war gedankenvoll, allein das Herz war ihr leicht und die Seele frei geworden. Nach dem Dorfe zurückgekehrt, standen sie vor Namakewa's Hütte still.

„Diesen Unterricht mußt du mit mir fortsetzen," sprach Sonnenstrahl; „denn noch habe ich viel zu lernen und der Fragen dir noch viele zu stellen."

Mit Freuden erklärte sich Wilhelm bereit, ihren Wünschen nachzukommen und sie über die Lehren des Christenthums, so gut er es vermöge, weiter aufzuklären. Hierauf trennten sie sich.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Durch einen sehr einfachen Prozeß kann man nach der „Schlesischen Zeitung" für mehrere Jahre hinaus das Wachsthum des Unkrautes zerstören, welches so oft hartnäckig auf dem Steinpflaster der Höfe und in den Sandwegen der Gärten hervorsprießt und zwar, ohne fortwährend jäten zu müssen, was viel Zeit und Mühe kostet. Man kocht 104 Quart Wasser in einem eisernen Gefäß, thut 24 Zollpfund Kalk und 4 Zollpfund

Digitized by Google

Schwefel hinein, rührt die Mischung gut um und läßt sie ruhig stehen. Dann gießt man die Flüssigkeit in eine gleiche Menge reines Wasser und tränkt mit Hilfe einer Gießkanne das Steinpflaster oder den Sand an einem Tage, an welchem es voraussichtlich nicht regnet.

Lebensphilosophie.

Das stille häusliche Glück ist darum das edelste, weil wir es ununterbrochen genießen können; geräuschvolles Vergnügen ist nur ein fremder Gast, der uns mit Höflichkeit überschüttet, aber kein bleibender Hausfreund.

Es ist leicht, den Haß, schwer, die Liebe, am schwersten, die Gleichgültigkeit zu verbergen.

Verschiedenes.

(Der Fortschritt in Mexico). Eine mexicanische Correspondenz theilt den folgenden Vorfall mit, der sich erst kürzlich dort zugetragen haben soll.

In der Nähe von Queretaro, nördlich von Mexico, befand sich ein Engländer, Mr. D..., seit einigen Monaten in einem Landhause zum Besuch, und jeden Morgen ritt er zwei bis drei Stunden in der Umgegend spazieren. Eines Tages, als er seinen gewöhnlichen Spazierritt machte, sah er aus einem in der Nähe der Landstraße befindlichen Gebüsch einen Reiter herauskommen, der mit einer großen Höflichkeit ihn mit den Worten anredete: „Mylord, ich erwartete Sie hier und bezeige Ihnen meine Ehrfurcht."

„Ah! bah!" antwortete der Gentleman, dem dieses Zusammentreffen keineswegs erfreulich war, denn die Worte: „ich erwartete Sie hier," schienen nichts Gutes zu bedeuten. „Ach, beruhigen Sie sich; ich wünsche Ihnen blos meine Dienste anzubieten. Ich habe erfahren, daß Sie ein Freund von Luxuswaffen sind, und wollte Ihnen diese vorschlagen."

Dabei zog er eine Pistole aus einem Pistolenhalfter heraus, indem er zugleich Sorge dafür trug, dem Engländer sehen zu lassen, daß das Zündhütchen aufgesetzt und das Gewehr schußfertig sei. „Alles das," fuhr er fort, indem er auf den kupfernen Beschlag wies, „ist von massivem Golde. Es ist eine bewundernswerthe Masse, aber ich überlasse sie Ihnen für den Preis, den Sie mir dafür geben werden."

Aus diesen Worten, die von einer sehr ausdrucksvollen Pantomime begleitet waren, begriff der Gentleman, daß hier nicht zu handeln sei. Er gab daher diesem eigenthümlichen Handelsmann alles Geld, das er in der Tasche bei sich führte, und streckte dann die Hand aus, um dagegen das Pistol in Empfang zu nehmen, erhielt aber die Antwort: „Verzeihung, ich habe Ihnen gesagt, daß die Waffe einen sehr hohen Werth hat, und wenn Sie mir dafür noch Ihre Busennadel und Ihre Uhr geben, so haben Sie einen sehr guten Handel gemacht."

Der Fremde mußte sich in diese Bedingung fügen, und der Dieb überreichte ihm dagegen nun die Pistole.

„Jetzt ist nun die Reihe an mir," schrie der wüthende Engländer, indem er ihm die kostbare Waffe unter die Nase hielt; „wenn Du mir nicht Alles zurückgibst, was Du mir soeben genommen hast, so zersprenge ich Dir das Gehirn."

„Mylord," antwortete der Mexicaner, indem er eine andere Pistole aus seinem Gürtel hervorzog, „Sie beschimpfen mich, indem Sie mich für einfältig genug halten, meinen Kunden geladene Gewehre zu überreichen; aber ich vergebe es Ihnen und habe die Ehre, Ihnen meine Ehrfurcht zu versichern."

Mit diesen Worten gab der Schurke seinem Pferde die Sporen, kehrte sich noch zwei oder drei Mal um, um den Engländer zu grüßen, und verschwand.

Charade für Kinder.

Du lieset hin es so wie her:
Ein Frauenname — gar nicht schwer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 68. Donnerstag, den 6. Juni **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

In geringer Entfernung von dem Wigwam der alten Indianerin stand Mamawickoe, der sich die Sprechenden genau betrachtete. Als Sonnenstrahl sich von dem weißen Jüngling verabschiedet hatte, sah er ihr lange nach, dann beugte er das Haupt, rieb sich die Stirn, als wolle er seine Gedanken sammeln, und die Hände auf die Brust stemmend, entfernte er sich langsamen Schrittes. Augenscheinlich nagte ein tiefes Weh an seinem Herzen.

Mehrere Tage hindurch kam Sonnenstrahl jeden Morgen, um Wilhelm zu einem belehrenden Spaziergange abzuholen. Auf ihre mannigfachen Fragen, die mit ihrer wachsenden Wißbegierde bedeutungsvoller wurden, hatte er stets eine ihrem Fassungsvermögen, und dieses war kein geringes, angemessene Antwort. So wie er ihr die Hauptstücke der christlichen Religion erklärte, theilte er ihr gleichzeitig auch die Gründe mit, auf welchen sein Glaube und seine Hoffnungen beruhten. — Nach Verlauf einer verhältnißmäßig kurzen Zeit war ihr Alles klar geworden, und mit einem tiefen Ernste trat sie zum Christenthume über. Dieses Werk vollbracht, richtete sie ihre Lernbegierde noch auf manche andere Dinge; namentlich waren es die Sitten und Gebräuche der Weißen in dem Vaterlande derselben, welche sie sehr interessirten.

„Also ist das Weib unter deinem Volke allgemein geachtet, ist seine Stellung von der, die es bei uns einnimmt, so unendlich verschieden?“ fragte sie Wilhelm, nachdem er ihr von den gesellschaftlichen Gewohnheiten der Europäer das Hauptsächlichste mitgetheilt hatte.

„Diese bevorzugte Stellung verdient das Weib mit großem Rechte,“ versetzte Wilhelm, „und die Geschichte des Christenthums hat der Gründe dafür mehrere aufzuweisen. Da, wo wir das Weib erniedrigt sehen, herrscht die Rohheit vor, und die einer so großen Entwicklung fähige menschliche Natur befindet sich dort noch auf einer sehr niedrigen Stufe, von der des Thieres nur wenig verschieden. Ein Weib nährte und pflegte den Heiland in seiner Kindheit, ein Weib harrte am längsten am Fuße seines Kreuzes aus, um über seinen Tod zu weinen, und einem Weibe gab er sich nach seiner Auferstehung zuerst zu erkennen. In dem für alles Gute und Erhabene so empfänglichen Gemüthe des Weibes faßten seine Lehren zuerst Wurzel, und die Männer, welche seine glorreichen Lehrsätze weiter verbreiteten, konnten nicht vergessen, wie viel sie der innigen Liebe und der zarten Sorgfalt des Weibes zu verdanken haben. Schon in unserer ersten Lebensstunde wachet die mütterliche Liebe über uns, in den Jahren der Kindheit ist sie sowohl unser Schutz als unsere Führerin, in der aufbrausenden Jugend gewährt sie uns Trost und Frieden, und in den ersten Jahren der Mannheit, in welchen des Lebens Kämpfe all unsere Kraft, all unsern Thatenmuth erheischen, richtet sich der Geist des Mannes in den Stunden der Trübsal und der Widerwärtigkeit an der hingebenden Liebe und Treue des Weibes wieder auf, stärkt er sich zu neuen Thaten. Was wäre der Mann ohne diese sanfte, beseligende, heilige Liebe des Weibes? Zum Thiere würde er herabsinken. Gesegnet sei daher das Licht, welches das Christenthum für die Frau hat aufgehen lassen, denn das Christenthum hat sie gelehrt, diese Liebe weiter auszubilden,

Digitized by Google

und durch das Christenthum liebt sie den Mann, der sie mit gleicher Treue und Hingebung wieder liebt."

Mit einer alles Andere um sich vergessenden Aufmerksamkeit hatte das reine Naturkind Wilhelms Worte in ihre Seele aufgenommen, und als er seine ergreifende Rede beendigt hatte, weilte ihr Blick noch lange auf seinem Antlitz, und der Wechsel ihrer Gesichtszüge zeigte, daß ihre Gedanken mit der ihr gewordenen Offenbarung beschäftigt waren.

„Hast du eine Schwester?" fragte sie nach einem langen Stillschweigen.

„Nein, weder eine Schwester noch einen Bruder."

„Hast du deine Liebe schon einem schönen Mädchen deines Volkes zugesagt?"

„Nein, Sonnenstrahl. Noch habe ich kein Mädchen meines Volkes mit derartigen Gefühlen betrachtet, auch noch nicht an die Wahl einer Lebensgefährtin gedacht."

* * *

Folgenden Morgen fand sich Sonnenstrahl zu Wilhelms nicht geringer Betrübniß nicht wieder bei ihm ein. Nachdem er lange auf sie vergeblich gewartet, trat er den Weg nach dem lieblichen Thale allein an. Aber dasselbe hatte jetzt keinen Reiz mehr für ihn; er fühlte sich einsam und mißgestimmt. Er gedachte der jungen Indianerin, deren Gesellschaft, abgesehen von allen andern Rücksichten, ihm Stunden einer wahren Glückseligkeit gewährt hatte. Er hatte einen Blick in ihr Gemüth gethan und dasselbe rein und unverdorben gefunden. Er wußte, daß ihre Seele den Geist des wahren Christenthums sich zu eigen gemacht hatte und daß ihre Bestrebungen auf die Erkenntniß der Wahrheit und Tugend gerichtet waren. „Gewiß," sprach er zu sich selbst, „sie ist der Liebe eines guten Herzens würdig und wird für den, der sie einst besitzt, einer jener seltenen Schätze sein, die nur wenigen Sterblichen zu Theil werden."

An diesem Tage suchte er zeitig sein Lager auf. Bald war er in Träume versunken und in dieselben mischte sich Sonnenstrahls liebliches Bild. Er träumte, daß sie sein Weib geworden, seine Seele war darüber voll Freude; als er aber erwachte, da erinnerte er sich, daß er sie Tags vorher nicht gesehen. Er schlief wieder ein, wiederum sah er die reizende Indianerin vor sich; er fragte, ob sie die Seine sein wolle, und als sie seine Frage mit einem verschämten Ja beantwortete, schloß er sie in seine Arme und unerschöpflich waren seine Betheuerungen, daß er nie aufhören werde, sie als sein köstlichstes Gut zu schätzen und zu lieben. Aber horch, ein lautes Geräusch drang an sein Ohr.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Washington, die amerikanische Bundeshauptstadt, jetzt aussieht.

Washington, „das zweite Rom", wie es vom begeisterten Jung-Amerika nicht ungern und auch nicht ohne Grund betitelt wird, hat seit den letzten Wochen sein Aussehen und seine Gestalt total verändert. Sein sonst so festtägliches, schmuckes Gewand, welches in trockener Jahreszeit nur von einem unverbesserlichen Staube, und in der nassen von einem stellenweise knietiefen Schmutze beeinträchtigt wird, hat so zu sagen einer stählernen Rüstung weichen müssen. Das, was Washington zu dem Anspruche auf ein „zweites Rom" berechtigt, besteht in dem über 20 Mill. Doll. kostenden, in architektonischer Beziehung nicht tadellosen, in seiner inneren Einrichtung aber eine beispiellose und dabei meist solide Pracht entfaltenden Kapitol mit seiner werthvollen Bibliothek und seinen wahrhaft reizenden Gartenanlagen; es besteht ferner in dem an seinem Fuße gelegenen, zwar im Entstehen befindlichen, aber immerhin schon sehenswerthen botanischen (später auch zoologischen) Garten; es besteht in der Mall, welche unter den beschützenden Fittichen des Bundes, ehe ein Vierteljahrhundert vergeht, eine vom Kapitol in der Erstreckung von einer Meile bis an das Ufer des Potomac sich fortsetzende Gartenanlage darstellen wird, in deren Bezirk wir bereits jetzt der Armory, dem Smithsonian Institute, dem begonnenen Washington Denkmal und der Musterlandwirthschaft des Ver.-St.-Landwirthschafts-Bureaus begegnen. Wir finden in Washington weiter die schmucken, marmornen Paläste, die General-Postoffice und das Patentamt, die eine im dorischen, die andere im jonischen Bau-

ſtyle in faſt tadelloſer Nachahmung der für ewige Zeiten klaſſiſchen Muſter der alten Griechen aufgeführt. Das koloſſale Marmorviereck des Patentamtes namentlich läßt auch der ſtrengſten Kritik in Bezug auf Reinheit des Styls kaum etwas zu wünſchen übrig. Die Patentoffice beherbergt in vier, in rechten Winkeln aneinanderſtoßenden rieſigen Marmorſälen in glänzenden Schreinen die Reſultate der Arbeiten von Erfindern Amerikas und aller andern civiliſirten Nationen in Modellform; Tauſende uud aber Tauſende der ſinnreichſten Erfindungen, denen wir die Geſtaltung der neueren Induſtrie verdanken, feſſeln hier Blick und Geiſt in unabſehbarer Aufeinanderfolge. Der Schaden, den in das Patentamt geworfene Bomben anzurichten vermöchten, würde in Wahrheit unerſetzlich ſein. Weiter gegen das Weſtende der Stadt ſtoßen wir auf das ſäulengetragene Schatzamt, das in ſeiner noch im Bau begriffenen Erweiterung das größte und koſtbarſte Gebäude nach dem Kapitol darſtellen wird. An dem Schatzamt iſt neben dem Marmor namentlich der unvergleichlichſte Granit zur Anwendung gekommen; Säulenſchäfte aus einem Stück, wie ſie die Welt noch nicht geſehen, feſſeln hier die Aufmerkſamkeit des Beſchauers. Auf demſelben Plan mit dem Schatzamt ſind das Staatsdepartement, das Kriegs- und Marineminiſterium, ſowie die ſchmucke Wohnung des Präſidenten, genannt das „Weiße Haus“ wegen ſeines immer blendend rein und weiß gehaltenen Anſtrichs, gelegen. Sämmtliche dieſer letztgenannten Bauten waren beſtimmt, in nicht ferner Zeit weit prachtvolleren und geräumigeren Bauten zu weichen. Der Garten des Präſidenten iſt nicht minder eine reizende Anlage. Und noch weiter gegen Georgetown zu prangt auf einem künſtlichen, treffliche Gartenanlagen gleichfalls tragenden Hügel das durch die Forſchungen des Lieutenant Maury, der leider die Wiſſenſchaft dem Baſtard der Lostrennung zum Opfer gebracht hat, weltberühmt gewordene nautiſche Obſervatorium. Dem Präſidentenhaus gegenüber liegt der Lafayettepark mit der Jackſonſtatue; eine andere, näher Georgetown gelegene und der Cirkel genannte Anlage ziert eine koloſſale Reiterſtatue Waſhingtons, deren Einweihung vor kaum zwei Jahren zurück durch die Anweſenheit des jetzt in ganz anderer Sendung in Waſhington befindlichen 7. Regiments verherrlicht wurde. Rechnen wir zu den angeführten Bau-, Kunſt-, Induſtrie- und Staatsſchätzen nun noch den Sitz der ebenſo unermüdlichen als verdienſtvollen amerikaniſchen Topographen, der Windersbau genannt, die Küſtenvermeſſung mit ihrem Schatz an werthvollen Inſtrumenten, das nördlich an der Diſtriktslinie reizend gelegene Invalidenhaus mit dem ſinnigen Namen soldiers home belegt, die Navy Yard, welche den Beſucher allein Tage lang zu feſſeln vermag, und in der jedes erdenkliche Kriegsmaterial von einer Patrone uud einem Zündhütchen an bis hinauf zu einer monſtröſen Dahlgreenkanone und einer vollendeten für eine Fregatte erſter Klaſſe beſtimmten Dampfmaſchine, ſo wie Schiffe jeder Gattung gefertigt werden, und endlich das eine ähnliche Beſtimmung habende Arſenal, das Ver. St.-Gefängniß, und jenſeits des Oſtrivers das auf einem Hügel gleich einer Feſtung prangende Irrenhaus, und die nur der New-Yorker etwa nachſtehende Waſſerleitung — ſo haben wir ungefähr ein, wenn auch nur flüchtiges Bild Alles deſſen, was durch die Bundesregierung am Bundesſitz bis jetzt geſchaffen worden iſt. Wenn wir im Auge behalten, wie alle dieſe herrlichen Schöpfungen die Frucht der Arbeiten eines halben Jahrhunderts ſind, ſo darf man kühn behaupten, daß nach nur weiteren kurzen 50 Jahren Waſhington jede Pracht- und Paläſteſtadt, von der die Geſchichte uns noch Kunde gegeben, überragen muß. Dazu ein den Diſtrikt einſchließendes, anmuthige, impoſante, wildromantiſche, oder unter den Händen des Menſchen heimiſch und wohnlich gemachte Parthieen und Scenerien in reicher Fülle darbietendes, zum Ueberfluſſe noch von den ſilbernen Fluthen eines breiten Stromes gegen Süden hin geöffnetes Hügelpanorama mit dem nun der Nation gehörenden Wohnſitz und Ruheſtätte des Vaters des Vaterlandes im Geſichtskreis,*) und ein liebliches, geſundes Klima, das durch die Entfernung einiger im Flußbette gebildeten Fieberquellen ſeine letzte Plage verlieren

*) Mount Vernon, woraus die Virginier ſo eben die Aſche Waſhingtons geraubt haben.

Digitized by Google

würde: welch' eine Zukunft steht nicht der Hauptstadt der großen nordamerikanischen Union bevor, sobald nicht mehr zu befürchten steht, daß diese Union in ihren Grundfesten erschüttert und zerrissen werden kann durch die falsche Auslegung und Anwendung der großen Grundsätze der amerikanischen Revolution? Diese Gefahr ist da; die stolze Bundeshauptstadt ist in ein Kriegslager verwandelt; die noch stolzeren Bauten in Festungen und Barrikaden; Mormorsäulen dienen zu Wällen; Granitstufen zu Bastionen, kunstvoll modellirte Eisengüsse schmücken die Barrikaden. Ein reeller Werth von mehr als 60 Mill. Doll., das Product der jahrelangen Anstrengungen künstlerischer Talente jeder Art, die Arbeit eines halben Jahrhunderts kann binnen wenigen Tagen in einen Haufen von Trümmern und Asche verwandelt sein, wenn dem dräuenden Verrath an Allem, was einem Amerikaner theuer und heilig sein muß, nicht mit rücksichtsloser Energie entgegen getreten und Einhalt geboten wird.

Landwirthschaftliches.

Nach dem „Fortschritt" hat ein Herr Rösler den Versuch gemacht, beim Oculiren der Bäume das Wasserglas in Anwendung zu bringen, was sehr gut gelungen ist und gleichzeitig weit billiger zu stehen kommt, als das bisher gewöhnlich angewandte Baumwachs und Wasserharz. Die Manipulation ist äußerst einfach. Man nimmt so viel Wasserglas, als man gerade braucht, vermengt es mit fein gestoßener Champagnerkreide (mit feingesiebtem Chausseestaub oder von Kalksteinen) zu einem leichten Bret und bestreicht hiermit die wunden Stellen des oculirten Baumes. Der Baum ist hierdurch gegen jeden Witterungseinfluß geschützt und kann bei richtiger Behandlung nur selten ein Zweig ausbleiben. Ueberdies ist diese Masse viel bequemer, als die bisher verwendeten, da sie nicht erwärmt zu werden braucht.

Lebensphilosophie.

Trübe, unglückschwangre Wolken
Ueberziehn den Erdenhimmel;
Unter Sturm und Ungewitter
Reift die Frucht des höhern Lebens.
Der Geprüfte und Erstarkte
Fühlt es tief: Gott ist die Liebe!

Verschiedenes.

Verehrer, Begehrer und Ernährer. Im Durchschnitt wollen die Mädchen nichts, als Verehrer; die Mütter nichts, als Begehrer; die Väter endlich wollen nichts, als Ernährer; und es bedarf eines Umlaufs von einigen Kometen, bis Verehrer, Begehrer und Ernährer in Eine Person, id est Mannsperson, zusammenfallen. Von 100 Männern, die ein Mädchen umgaukeln, sind 98 Verehrer, 1½ Begehrer und nur ein halber Ernährer! Es ist aber auch leicht, unsere Mädchen zu verehren, noch leichter, sie zu begehren, aber es ist verdammt schwer, sie zu ernähren! — Denn wenn wir sie verehren, so verehren wie sie allein; wenn wir sie begehren, so begehren wir sie allein; wenn wir sie aber ernähren, so ernähren wir Schuster und Schneider und Juwelier und Putzhandlung, und noch einige Handlungen, die gar nicht zu den guten Handlungen gerechnet werden! Unsere Mädchen verehren sich selbst zu viel, als daß wir sie noch verehren sollten; und sie ernähren zu viel Modehändlerinnen, als daß man sie selbst ernähren könnte. Die Verehrungsmittel sind so wohlfeil, und die Ernährungsmittel sind so theuer! — Verehren können wir die Frauenzimmer stets auf dieselbe Weise, aber ernähren müssen wir sie alle Augenblicke anders, wie es eben die Mode will; deßhalb bleibt das Verehren stets modern, aber das Ernähren kommt ganz aus der Mode!

Auflösung der Charade für Kinder in Nro. 67:

Anna.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 69. Samstag, den 8. Juni **1861.**

Mathäi am letzten.

Ihr Freunde, geht's einem von uns einmal schlecht,
Ist einem bald dieses, bald jenes nicht recht,
Gleich ruft er: Mathäi am letzten!
Und doch gibt's hienieden, so viel ihr auch klagt,
Es gibt nur, so viel ihr auch zweifelt und zagt,
Ein einz'ges Mathäi am letzten!

Es rollt sein gewaltiges Rad das Geschick;
Da gibt's nur ein Vorwärts, kein Halt, kein Zurück,
Kein banges Mathäi am letzten.
Den Einen bringt's nieder im schwirrenden Lauf
Und hebt in den Speichen den Andern hinauf,
Den Armen, den müde Gehetzten.

Genieße das Dasein, wenn dein ist der Tag,
Und zähle die Tropfen nicht kopfschüttelnd nach,
Die eben die Lippe dir netzten.
Gib Freiheit des Lebens hellsprudelndem Geist,
So lange das Blut in den Adern noch kreist,
Dann gibt's kein Mathäi am letzten!

Und greift einst der Tod auch, inmitten der Lust,
Mit eisiger Faust in die glühende Brust,
Ist doch nicht Mathäi am letzten.
Du stirbst nicht, du tauschest die Himmel nur aus,
Du setzest sie fort in der Seligen Haus,
Die Freuden, die hier dich ergötzten.

Nur — wenn deine Seele kein Echo mehr hat
Für fröhliches Wort und für mannhafte That,
Die einst in Begeist'rung dich setzten;
Wenn nicht mehr dein Herz für das Edle entbrennt,
Und wenn der Philister „Herr Bruder" dich nennt:
Dann, dann ist Mathäi am letzten!

Die geheimnißvolle Braut.

11.

(Fortsetzung.)

Neugierig, die Ursache dieses am frühen Morgen stattfindenden Aufruhrs zu erfahren, sprang er schnell auf. Mamawickoe, der hastigen Schrittes daher kam, erklärte ihm in kurzen Worten, daß das Dorf von einer Anzahl Bären umringt sei, und da diese Thiere bereits großes Unheil angerichtet hätten, so beabsichtige man, Jagd auf sie zu machen. Gern hätte er sich den Kriegern angeschlossen, allein da ihm eine Einladung, an ihren Jagden Theil zu nehmen, bis jetzt noch nicht geworden, so sträubte sich sein Stolz, ihnen seine Dienste unaufgefordert anzubieten.

Sonnenstrahl erschien auch an diesem Morgen nicht. Die Zeit wurde ihm lang, weßhalb er sich zu seinen gewohnten Spaziergängen anschickte.

„Wohin gehst du?" fragte ihn Namakewa.

„Nach dem Thale."

„Dann rathe ich dir, nicht unbewaffnet zu gehen; leicht könnte dir eines von den aufgescheuchten Thieren begegnen."

Wilhelm glaubte diesen Rath nicht unbeachtet lassen zu dürfen, weßhalb er das lange Jagdmesser, welches dem Sohn der Wittwe angehört, zu sich nahm.

Die Schönheiten des Thales hatten auch diesmal ohne Sonnenstrahls Anwesenheit in demselben keinen Reiz für ihn, weßhalb er, Zerstreuung suchend, willens war, den steilen Gipfel eines der höchsten, das Thal einschließenden Berge zu erklettern. Er hatte gehört, daß von da ab die ganze umliegende Gegend zu überschauen sei, und wie gern hätte er einen, wenn auch noch so kurzen Blick auf Neu-Amsterdam gethan!

Digitized by Google

Welch ein erhabener Anblick, als er sich nach einem zweistündigen mühseligen Marsche auf der Spitze des Berges befand! Zu seinen Füßen dehnte sich in westlicher Richtung der unermeßliche Wald, von Hügeln und Thälern unterbrochen, in unabsehbare Ferne aus. Hier und da schlängelte sich ein Fluß, einem hell glänzenden Bande gleich, dahin, oder lag ein Landsee in tiefer Wildniß versteckt. Nach Osten streckte sich der Wald bis zum Ocean hin, dessen blaue Fläche er durch die Oeffnung von Long-Eiland und Sandy-Hook erkennen konnte. Den Blick nordwärts gerichtet, sah er das Indianerdorf, dessen Hütten wie Bienenstöcke neben einander standen. Das Gefühl der gänzlichen Verlassenheit ergriff ihn mächtig. Wie erging es seinen um ihn trauernden Eltern? Würde es ihm vergönnt sein, sie bald wiederzusehen?

Doch war es an der Zeit, sich wieder auf den Rückweg nach dem Indianerdorfe zu machen. Vorsichtig stieg er den Berg wieder hinab. Plötzlich hörte er einen lauten Schrei. Dem Tone nach war es der eines Indianers. Er blieb stehen und horchte. Umherblickend bemerkte er eine Hochebene, die beim Hinaufsteigen er nicht gesehen zu haben vermeinte. Ein zweiter Schrei. Derselbe drückte sowohl Furcht als Schmerz aus.

Ohne sich weiter zu bedenken, eilte er der Richtung zu, aus welcher diese Nothrufe herübertönten. Dort angekommen, stellte sich seinen Blicken ein Grausen erregendes Schauspiel dar. Ein junger Indianer, im Todeskampfe begriffen, lag zu Boden und unfern von demselben sah er Ouheewawa, den Häuptling, von zwei Bären, von denen jedoch noch keiner verwundet war, umringt. Der kräftige Indianer, anscheinend waffenlos, hielt seinen furchtbaren Gegnern die geballten Fäuste entgegen. Dies schien der einzige Widerstand zu sein, den er ihnen entgegenzusetzen hatte. Einen Augenblick mehr und auch er hatte das Schicksal seines verscheidenden Jagdgefährten zu theilen. Wilhelms edle Gefühle regten sich: er sammelte seine Kräfte zum Kampfe, und der Feigheit fremd fühlte er in sich den Muth, es mit den wilden Bestien aufzunehmen. Jetzt war die Zeit da, die in seinen Erholungsstunden getriebenen gymnastischen Uebungen in Anwendung zu bringen. Sein Messer ziehend, maß er mit den Augen die ihn von den Thieren trennende Entfernung und er ersah die Stelle, von wo er dem einen derselben den tödtlichen Streich beizubringen hatte. In diesem Augenblicke ward der Häuptling seine Anwesenheit gewahr. Dieser war im Begriffe ihn anzurufen, doch gab ihm Wilhelm noch rechtzeitig einen Wink, sich ruhig zu verhalten. Ouheewawa, der die Natur der Bestien kannte, unterdrückte daher den auf seinen Lippen schwebenden Laut.

Schon hatte der eine der Bären des Häuptlings Jagdhemd mit den Zähnen erfaßt. Wilhelm sprang vorwärts, und schnell und sicher zielend grub er die Klinge des langen Messers mit unbeirrter Hand zwischen den Schultern durch in das Herz des lauernden Thieres. Es stieß einen lauten Schrei aus, erhob sich, blieb aber vor seinem Gegner stehen. Wahrscheinlich, daß es einen Sprung auf ihn beabsichtigte, aber gleich darauf sank es zuckend zusammen. Wilhelm, mit großer Geistesgegenwart, warf sich ebenfalls nieder, jedoch auf den Rücken, nur daß er den Kopf um einige Zoll empor hielt. Der zweite Bär rührte sich nicht von der Stelle. Zweß blieb er in dieser zuwartenden Stellung nur wenige Secunden und laut grunzend sprang das Thier auf den Liegenden ein. Diser hatte den Blick unverwandt auf die Augen seines zottigen Gegners gerichtet. Schon stand der Bär mit geöffnetem Rachen und ausgespreizten Tatzen über seinem anscheinend wehrlosen Gegner, als dieser sich plötzlich halb aufrichtete und, vom Glücke wiederum begünstigt, ihm das Messer tief in die Brusthöhle hineinbohrte. Schnell war er wieder auf den Beinen, aber das tödtlich verwundete Thier rollte kraftlos auf der Erde umher und nach wenigen Minuten hauchte es den letzten Athem aus.

Nun, nachdem alle Gefahr vorüber war, näherte sich Wilhelm dem Häuptlinge. „Bist du verwundet?" fragte er ihn.

„Eben nicht gefährlich. Nur bin ich etwas betäubt, da ich einen tüchtigen Stoß am Kopfe bekommen habe. Wo ist Mamawiko?"

„Wie!" rief Wilhelm, indem er an der Seite des Verwundeten niederkniete und eine der Hände desselben in die seinige nahm.

Der arme junge Mann war von den grausamen Thieren auf die gräßlichste Weise zerfetzt und augenscheinlich lag er in den letzten Zügen. „Wollte Gott, daß ich früher gekommen wäre!“ rief Wilhelm.

„Wo sind die Bären?“ fragte der Wilde mit schwacher Stimme.

„Beide sind von meiner Hand gefallen.“

„Beide Bären hast du getödtet? Bist also nicht feig, sondern ein starker, tapferer Krieger?“

So sprechend suchte er den Kopf aufzurichten, aber die Kraft fehlte ihm dazu. Nachdem er Wilhelm einige Augenblicke gebrochenen Auges angeschaut, flüsterte er: „Ich fühle, daß ich zu meinen Vätern in den großen Jagdgründen des Südens gehe. Sonnenstrahl wird ohne Beschützer sein. — Willst du sie nicht verlassen? — Mein weißer Bruder, ich weiß, daß sie dich liebt, und das hat mir weh gethan. Aber das ist jetzt vorbei. -- Sei freundlich gegen sie. — Sag' ihr, daß Mamawickoe ihrer in seiner Todesstunde gedacht habe. — Wo ist mein tapferer Oheim? Haben die Bären auch ihn gemordet?“

Ouheewawa trat auf den Sterbenden zu. „Armer Knabe, mußt schon sterben, und noch so jung!“ sprach er gerührt.

„Ich sterbe, großer Sachem. Die Bären haben meinem Leben ein Ende gemacht — aber mein weißer Bruder hat mich gerächt. Gib ihm die beiden Felle; wenn er sie später ansieht, wird er sich meiner dabei erinnern. Reicht mir die Hände.“ Mit Sonnenstrahls Namen auf den Lippen verschied er.

„Obwohl noch jung,“ sprach der Häuptling, „war er doch schon einer der Topfersten der Tapfern. Aus mehr denn zwölf Schlachten ist er unverwundet heimgekehrt und der Skalp eines Delawarenhäuptlings schmückt als Siegeszeichen seine Hütte.“

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon I. als Gönner der Tonkunst.

Von Napoleon I. erzählt man sich bekanntlich, er sei eben so wenig ein Kenner, wie ein Freund der Tonkunst gewesen und er habe das Klirren der Säbel, die Harmonie des Kleingewehrfeuers, die Tutti des Musketenfeuers und die Soli der Geschütze jeder andern Musik vorgezogen. Um so interessanter ist daher folgende Anecdote, welche der jetzt in Paris erschienene Univers musical unter der Ueberschrift: „Napoléon I. et l'orchestre de l'Opéra“ mittheilt.

Es war im Jahre 1804 während eines der kurzen Zwischenräume, wo der Kaiser und das Geschütz sich einige Augenblicke der Ruhe gönnten. Auch damals hing die Oper wie jetzt von der Civilliste ab und sie gehörte zu den Befugnissen eines der Präfecten des Palastes, welche Stelle zuerst von dem Herrn de Rémusat und dann von dem Herrn de Lucay bekleidet wurde. Dieser Letztere, welcher sich den Zeitvertreib à la mode einer kleinen administrativen Revolution machen wollte, trat ohne Mitleiden in das System kleinlicher Ersparnisse ein und begann bei dem Orchester. Frédéric Duvernoy, welcher in der Eigenschaft als erster Solohornist demselben angehörte und als solcher ein jährliches Gehalt von 4000 Fr. bezog, wurde von dem Herrn de Lucay als ein ziemlich fettes Opfer betrachtet; er wurde für überflüssig erklärt und seiner Stelle entlassen.

Als Duvernoy die Note empfangen hatte, die ihm die Maßregel mittheilte, welche in Betreff seiner Person ergriffen worden war, besuchte er gleich am folgenden Tage am frühen Morgen seinen besten Freund Plantade, der damals Professor des Gesanges und der Composition der Prinzessin Hortense war, welche bald nachher Königin von Holland wurde.

„Was ist der Grund Deiner betrübten Miene?“ fragte ihn dieser.

Duvernoy erzählte ihm die Angelegenheit.

„Die Sache ist ernst,“ sagte Plantade, „wir müssen sie überlegen. Warte“, fuhr er nach einem augenblicklichen Nachdenken fort, „mir fällt eine Idee ein. Ich gehe heute nach Saint Leu, um dort meine Lection zu geben, und werde der Prinzessin mittheilen, was sich zugetragen hat, und ich bin gewiß, daß sie sich dafür interessiren wird. Sei ruhig; ich habe gute Hoffnung.“

Plantade kommt in Saint Leu an, setzt die Thatsachen auseinander, vertritt die Sache seines Freundes sehr warm und es gelingt ihm, die Prinzessin dafür zu interessiren.

„Beruhigen Sie Ihren Freund,“ sagte die Prinzessin: „ich dinire heute bei dem Kaiser

Digitized by Google

in Saint Cloud; ich werde mit ihm von dieser Angelegenheit sprechen und hoffe, Alles wird geordnet werden."

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Das Wochenblatt für Land- und Forstwirthe theilt aus dem mediciniſchen Correſpondenzblatt folgendes Mittel gegen Phosphorbrandmale mit. Man tauche die Hand in eine verdünnte Löſung von Javellſcher Lauge (unterchloridſaurem Natron), um deren raſch oxydirende Kraft zu benützen, welcher man etwas Magneſia zugefügt hatte. Schmerz, Dampfentwickelung und Phosphorescenz verſchwinden dadurch binnen 5 Minuten. Es wird beigefügt, daß man ſich in ähnlichen Fällen, wohl ohne Zweifel mit demſelben günſtigen Erfolg, des überall leicht zu habenden Chlorkalks, in Waſſer gelöst, bedienen könne.

Lebensphiloſophie.

Genüge dir und bettle nicht
Um Gunſt und eitles Brod,
Und tauge nie dein Angeſicht
Vor Großen in den Koth.

Leichſinn iſt die erſte Quelle
Jedes Unglücks, das uns droht.

Verſchiedenes.

In Folgendem theilen wir unſern Leſern den Text des Liedes (vom herzogl. coburg. geh. Secretär Hrn. v. Meyern) mit, welches vom Herzog Ernſt von Coburg in Muſik geſetzt und dem in Nürnberg ſtattfindenden deutſchen Sängerfeſte gewidmet iſt:

Altes Banner deutſcher Größe,
Fühlſt du deines Ruhmes Blöße?
Trägſt du Flore, Tricolore?
Warum ſchlägt der Aar,
Der einſt Herrſcher war,
Trauernd dich um ſein Gefieder?
Lebe, fliege, kämpfe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrſcherpracht!

Kennſt du nicht den Ruf, den ſchönen,
Dich dem Ruhme zu verſöhnen?
Warum ſtarben deine Farben?
Sank dein Vaterland
Nicht durch Zwietracht Hand
In das Reich der Träume nieder?
Eintracht, Eintracht ſchaffe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrſcherpracht!

Fühlſt du nicht mit ſel'gem Lauſchen
Bei dem Worte ſchon entrauſchen
Deine Flore, Tricolore?
Breitet nicht der Aar
Ueber unſ'rer Schaar
Neuverjüngt ſchon ſein Gefieder?
Lebe, fliege, kämpfe wieder,
Und nach langem Traum der Macht
Grüßt dich neue Herrſcherpracht!

Märkte in Neuſtadt a. d. Haardt waren in früherer Zeit mehrere. So leſen wir in einem alten Tagbuche, einem intereſſanten Manuſcripte von Peter Schopman (dem erſten Apotheker ſeines Geſchlechts, aus Rheinberg am Unterrhein, geb. 1624, geſt. 1672): „Donnerstag den 24 Juni 1652 welcher war Joannis des Täufers tag war der Erſte Jahrmarkt, ſo ich allhie erlebt, und hatt es noch einen uff Egidii, deßgleichen 4 Quatember, und 2 Wochenmärkte, Montags nämlich und Freytags."

Charade für Kinder.

Männlich:

Der Brantweinkeſſel, oft auch Mann und Frau,
Die tragen's je in and'rer Form zur Schau.

Weiblich:

Auf ihr trifft du das Vieh von jeder Art
Oft einzeln, oft zur Heerde angeſchaart.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neuſtadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 70. Dienstag, den 11. Juni **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Nachdem sie eine Weile in Gedanken versunken neben dem Dahingeschiedenen gestanden, mahnte Wilhelm den Häuptling an den Rückweg. Den Leichnam trug er alsdann in ein Gebüsch, später könne derselbe von seinen Freunden zum Begräbnisse abgeholt werden, wie er bemerkte. Ouheewawa war damit zufrieden. Indessen waren diesem die Kräfte noch nicht wiedergekommen; er klagte über heftige Kopfschmerzen, auch war ihm der eine Fuß verstaucht, weßhalb ihm Wilhelm seinen Arm zur Stütze anbot.

Unterwegs theilte der Häuptling seinem Begleiter die Einzelnheiten des Jagdzuges mit. Nachdem die Krieger die Fährte des Wildes gefunden, hatten sie sich getheilt. Ouheewawa, von Mamawikoe begleitet, hatte sich zwei große Thiere ausersehen, von denen sie eines eingeholt und erlegt hätten. Dann wären sie auf die beiden weiblichen Bären gestoßen. Diese hätten sich sogleich zur Wehr gesetzt, und wäre Mamawikoe so schnell auf sie zugeeilt, daß er darüber seine Flinte abzuschießen vergessen. „Ich sprang ungesäumt zu seinem Beistand hervor," fuhr Ouheewawa fort, „wurde aber von dem zweiten Bären selbst angegriffen. Unglücklicher Weise versagte mein Gewehr den Schuß, wahrscheinlich, daß die an den Blättern hängende Feuchtigkeit sich dem Schlosse mitgetheilt hat. Auf die Pfanne neues Pulver zu schütten, dazu fehlte es mir an Zeit, weßhalb ich, den Lauf in die Hand nehmend, mit dem Kolben auf das Thier losschlug; aber der Bär entriß mir mit seiner starken Tatze das Gewehr; ich zog daher das Messer, das Unglück jedoch wollte, daß es meinen Händen entfiel. Das Thier drang auf mich ein, mein Körper verlor den Halt, ich fiel nieder, stieß mit dem Kopfe auf einen Stein und verstauchte mir den Fuß. Als ich mich wieder aufrichtete, erblickte ich dich. Das Uebrige weißt du. Daß du mir Hilfe zu leisten bereit warst, erkannte ich sogleich. Indessen hätte ich dir, einem Weißen, nie so große Kraft, einen solchen Muth und eine solche Körpergewandtheit, wie du entwickelt hast, zugetraut. Ja, du bist ganz dazu geeignet, unter den Kriegern der Raritaner einen Platz einzunehmen, und sicherlich hat aus Sonnenstrahl der große Geist gesprochen, als sie sich deiner Hinrichtung widersetzte."

Als sie das Dorf erreicht hatten, erzählte der Häuptling den Kriegern das schreckliche Abenteuer, in welchem Mamawikoe den Tod gefunden. Die Wilden erhoben ein lautes Geschrei und eilten davon, um die Leiche des Gefallenen und die getödteten Bären heimzuholen.

12.

Mamawickoe's Leichnam wurde in die von ihm früher bewohnte Hütte gebracht und daselbst zur Schau ausgestellt, die erschlagenen Bären aber wurden zerschnitten, die Fleischstücke vertheilt und die mit besonderer Sorgfalt abgezogenen Felle für den tapferen Sieger zurückgelegt. Sie waren von ungewöhnlicher Größe, weßhalb Wilhelm um deren Besitz von Manchem beneidet wurde; doch war es nur Einer, der sie ihm gern vorenthalten hätte: Rothschuh, einer ihrer Anführer im Kriege.

Während zweier Tage und Nächte drang aus Mamawickoe's Hütte das von seinen Freunden ihm zu Ehren angestimmte klägliche

Digitized by Google

und ohrenzerreißende Wehgeschrei. Am Morgen des dritten Tages wurde ihm seine Grabstätte bereitet, worauf die Beerdigungsfeierlichkeiten ihren Anfang nahmen. Der Todte wurde in seine besten Kleidungsstücke gehüllt, ihm sein kostbarster Kriegsschmuck angelegt und er unter Begleitung der ganzen Einwohnerschaft zu Grabe getragen, in welches er in sitzender Stellung gelegt wurde. Um in dieser Lage zu bleiben, wurde er mit dem Rücken an einen großen Stein gelehnt. Hierauf wurden seine Waffen, ein Kessel, ein Napf, ein Messer und ein Löffel mit in die Grube hinein gethan. In seiner rechten Hand hielt er drei Schnüre Muschelgeld, um davon die Kosten der Reise seines Geistes durch das dunkle Thal nach den im Süden belegenen großen Jagdgründen zu bestreiten. Die ihm mitgegebenen Nahrungsmittel sollten ihm zur Stärkung und die Waffen zur Vertheidigung gegen Feinde oder wilde Thiere dienen.

Dies geschehen, ward die Gruft vermittelst einiger Reihen dicht neben einander gesteckten Stäbe verbarrikadirt, dann mit Rasen bedeckt und schließlich, um dieselben Menschen und Thieren unzugänglich zu machen, mit starken, tief in die Erde gerammten Pfählen umzingelt. Damit war der Platz vor jeder Entweihung gesichert und in den Augen von Freund und Feind ein geheiligter.

An dem der Beerdigung folgenden Tage berief der Häuptling die Männer seines Stammes zu einer Versammlung, in welcher er denselben die von dem weißen Jünglinge verrichteten Heldenthaten ausführlich schilderte. Seine mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehörte Rede schloß er also:

„Nochmals werdet ihr die Güte des großen Geistes, der uns davon durch Sonnenstrahl so viele Beweise gegeben, erkennen, denn hätte sie durch seine Eingebung den weißen Fremdling dem Tode nicht entrissen, so wäre er nicht nur hingeopfert, sondern ihr würdet jetzt den Tod eures Sachems zu beklagen haben. Der weiße Jüngling hat sich die gerechtesten Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erworben. Eben so edel als tapfer hat er mit Gefahr des eignen Lebens mich der tödtlichen Wuth zweier Bären entzogen. Tapfere und edle Krieger, eurem Schutze und eurer Freundschaft sei er damit empfohlen. Von diesem Augenblicke an erkläre ich ihn für einen unserer Brüder und Krieger, und damit erfreue er sich einer eben solchen Freiheit, wie wir sie genießen. Ich hab's gesprochen, so sei es!"

Ein lautes Freudengeschrei folgte dieser Rede. Die Aeltesten des Stammes drängten sich an den neuen Bruder heran und drückten ihm die Hände. Er aber fühlte, daß sein Leben von nun an unter den Wilden gesichert sei.

Seit Mamawickoe's Tode waren sechs Tage verstrichen, ohne daß Wilhelm eine Gelegenheit gehabt, Sonnenstrahl zu Gesicht zu bekommen. Auf seinem gewohnten Wege nach dem Thale fand er sie am siebenten Tage am Ufer des Baches sitzen. Sie lächelte ihn freundlich an und reichte ihm ihre Hand entgegen. „Du bist schon früh auf," redete sie ihn nach der ersten Begrüßung an.

„Fast hatte ich die Hoffnung aufgegeben, dich je wieder zu sehen," versetzte er, „weßhalb ich heute daran gedacht habe, Namakewa zu bitten, mir zu erlauben, zu meinen Eltern zurückzukehren."

„Du wolltest uns verlassen?"

„Ohne deine Gegenwart ist der Aufenthalt hier für mich ohne all und jeden Reiz."

„Wilhelm," sprach sie nach einigem Stillschweigen, „ich sehe ein, daß ich dir Alles offenbaren muß. Du hast ein gutes und edles Herz, du wirst daher von meinem Vertrauen keinen Mißbrauch machen. Was mein Ausbleiben anbetrifft, so konnte ich während der der allgemeinen Trauer um den dahingeschiedenen Krieger gewidmeten Tage anständigerweise nicht ausgehen. Zudem war Mamawickoe mir mit aufrichtiger Liebe zugethan, und ich, nun, ich hatte ihm einige Hoffnung gemacht, einst die Seinige werden zu wollen."

„Daß der Verstorbene dich treu geliebt, weiß ich, denn seine letzten Worte hatten nur dich zum Gegenstande."

„Der arme Mensch! — Ich weiß mir die Empfindungen nicht zu erklären, die sich meines Herzens plötzlich bemächtigten, als ich dich am Scheiterhaufen erblickte. Ich stand ganz verwirrt da. Schon zu mehreren Malen habe ich Gefangene hinrichten sehen, aber ihre Leiden hatten mich nicht so gerührt, wie deine Angst, wie deine zu Herzen sprechende Stimme. Ein unnennbares Gefühl trieb mich

Digitized by Google

an, dich zu retten, und demnächst handelte ich. Später bat ich dich, mein Lehrer zu sein. Du kamst meinen Wünschen bereitwilligst nach. Während du mich nun in die Geheimnisse des Christenthums einweihetest und mir dadurch ein nie geahntes Glück bereitetest, da ging Mamawickoe's Zufriedenheit unter. Seine stillen, nicht in Worten ausgedrückten Vorwürfe konnte ich nicht länger ertragen. Ich entschloß mich daher, dich zu meiden. Jetzt aber haben die Dinge sich geändert. Mamawickoe ist todt, die Trauerzeit um ihn ist vorüber, ich bin auf's neue Herrin meiner Handlungen, und so bin ich wieder bei dir."

„Dies mir mit Offenheit abgelegte Geständniß weiß ich zu schätzen," hob jetzt Wilhelm an. „Aber der Ruhe meines Herzens wegen muß ich wissen, ob unser Umgang noch länger fortbestehen kann. Von deinem Ausspruche wird mein Schicksal abhängen. In dem Verkehre mit dir habe ich über das meiner wartende Loos zu grübeln, über meine Eltern, denen ich entrissen bin, zu trauern vergessen, denn in mein Herz, das bisher nur Gefühle der Freundschaft und der Kindesliebe gekannt, ist eine Liebe eingezogen, eine Liebe, welche die ganze Kraft meiner Seele verzehrt, und meine Hoffnungen sind auf eine neue Sphäre geleitet. Durch deine Abwesenheit bin ich die Beute einer tiefen Schwermuth geworden. Dieser Zustand ist auf die Dauer ein unerträglicher, da ich nicht weiß, ob ich Gegenliebe gefunden. Um nun allem Drangsal ein Ende zu machen, ist es mein fester Entschluß — —"

„Halt," unterbrach ihn Sonnenstrahl, „keinen Entschluß übereilt. Ja, Mamawickoe hat recht gesehen, daß ich Liebe zu dir gefaßt habe. Aber du, ein Sohn der Weißen, kannst du dir eine Wilde, eine Indianerin zum Weibe erwählen? Mein Volk ist nicht das deinige und meine Farbe ist nicht die einer Europäerin."

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon I. als Gönner der Tonkunst.

(Schluß.)

Die Sache trug sich nun in folgender Art zu: Als Napoleon die Erzählung von dem, was Duvernoy begegnet war, angehört hatte, machte er ein Zeichen der Unzufriedenheit und dann fragte er, in welchem Stück dieser Virtuos ein Solo zu blasen habe.

„Sire," antwortete Hortense, „ich glaube, man kann ihn in dem Ballet „les Noces de Gamache" hören, wo er die Romanze von Plantade: „Te bien aimer, oh ma chère Zélie!" zu blasen hat."

Der Kaiser ließ sogleich den diensthabenden Kammerherrn herbeirufen.

„Mein Herr," sagte er zu ihm, „lassen Sie die Verwaltung der Oper davon in Kenntniß setzen, daß ich morgen der Opernvorstellung beiwohnen werde; man wird les Noces de Gamache geben."

Am folgenden Tag begab sich der Kaiser in Begleitung der Prinzessin Hortense in's Theater, nahm seinen Platz in der kaiserlichen Loge, und das Ballet begann. Als das berühmte Hornsolo kam, welches von Aumer, der die Rolle des Don Quixote zu spielen hatte, mimisch dargestellt wurde, wurde es von dem Stellvertreter Duvernoy's geblasen.

Der Kaiser schien aufmerksam zuzuhören; dann sich an den Herrn de Lucay wendend, der hinter dem Sessel des Kaisers stand, sagte er:

„Das ist sehr mittelmäßig. Wer ist der Musikus, der dieses Stück geblasen hat?"

„Sire, er heißt B . . ."

„Weßhalb," entgegnete Napoleon, „ist es nicht Frédéric Duvernoy? Er gehört ja zu dem Orchester, und wenn ich in's Theater komme, will ich stets das Beste hören."

„Sire," sagte Herr de Lucay mit einer verlegenen Miene, „Duvernoy hat aufgehört, Mitglied des Orchesters zu sein."

„Aus welchem Grunde?" erwiderte der Kaiser lebhaft.

„Sire, Gründe der Sparsamkeit . . ."

„Gründe der Sparsamkeit! Und welches enorme Gehalt bezog denn Frédéric Duvernoy?"

„Sire, er hatte 4000 Franken."

„4000 Franken! das ist kläglich; ich will, daß dieser Virtuos sofort wieder in seine Stelle eintritt und daß sein Gehalt auf 5000 Franken erhöht wird. Erinnern Sie sich, mein Herr, daß die Oper ein nationaler Reichthum ist. Nur indem man ihr das nothwendige Geld bewilligt, kann man diesem

Digitized by Google

schönen Schauspiele den Luxus geben, den es gestattet, und ihm den europäischen Ruf erhalten, dessen es sich erfreut."

Einige Augenblicke später reiste der Kaiser nach Saint Cloud zurück, und es würde ganz überflüssig sein, hier noch die Folgen der Scene, die wir eben erzählt haben, für Duvernoy zu erzählen.

Landwirthschaftliches.

Als vorzügliches Mittel zur Vertilgung der Raupen wird folgendes empfohlen: Man zerschneide weiße Nießwurz, koche 2 Loth davon in 1 Maas Wasser eine Viertelstunde lang und seihe die Masse durch. Das Durchgeseihete versetze man mit 3 — 4 Quart Wasser und benutze es zum Bespritzen der Baumäste, Sträucher und Gemüse bei sonnigem Wetter. Das Abkratzen und Abbürsten der Rinde von altem Moos und Flechten, sowie das Abschneiden der Raupennester mittelst der Raupenscheere kann nicht genugsam empfohlen werden.

Lebensphilosophie.

Das Glück ist der ächte Prüfstein des Werthes oder des Unwerthes der Menschen.

Hoffnung ist das tägliche Brod des Unglücklichen.

Verschiedenes.

Ein Mitglied des Provinzial-Landstandes von Maryland in Nordamerika erzählte folgende Anekdote: Neulich machte ich mit einigen Freunden einen Ausflug in die Nähe der Ortschaft Bath. Dort fand ich einen einzigen Arbeiter an einer Kapelle beschäftigt. Er hatte die Hemdärmel hoch aufgeschürzt, und sein Gesicht war mit Schweiß und Staub bedeckt. Aus Neugierde ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein und sagte: „Um Vergebung, Meister, wer ist denn der Baumeister dieses Gotteshauses?" Der Arbeiter antwortete: „Ich, mein Freund." Ich fragte weiter: „Wer ist der Maurer?" Die Antwort war: „Ich." Wer ist denn der Pfarrer? „Ich." Wer seid denn eigentlich aber Ihr? „Ich bin der Bischof." Der also Angeredete war Dr. Chan, Bischof von Natchez in Nordamerika.

Eine ganz hübsche Erfindung sind die patentirten Papiertrinkbecher für Eisenbahnstationen. Durch dieselben wird es den Restaurateuren möglich, selbst beim kürzesten Aufenthalt der Züge den Passagieren das Gewünschte reichen zu können, ohne, wie dies oft vorgekommen, den Verlust des Geschirres besorgen zu müssen; der Passagier dagegen wird gern eine Kleinigkeit (für den ihm mit zu überlassenden Becher) mehr zahlen, wenn er sich Zeit zum Genuß nehmen kann. 100 große Becher (1/2 Kanne enthaltend) kosten nur 1 1/2 Thlr., 100 kleine (1/4 Kanne enthaltend und selbst zu warmen Getränken passend) 1 1/6 Thlr. Herr T. F. Bergmann in Dresden liefert dieselben.

Als unter dem König Ludwig XIV. Lille belagert wurde, redete ein Officier den Kriegszahlmeister Heron an, als dieser eben aus seiner Wohnung trat, und bat ihn um seinen rückständigen Sold. Heron zog ein paar Thaler aus der Tasche, zeigte sie dem Officier und sagte: „Sehen Sie, das ist jetzt unsere ganze Kriegskasse." Der Officier fand sich durch diese Lüge beleidigt, und da er mit der Bewachung der Kriegskasse beauftragt war, so befahl er der Schildwache von seiner Compagnie, die vor Herons Wohnung stand, dem Zahlmeister überall nachzufolgen, weil er nun die Kriegskasse bei sich trüge. Die Schildwache gehorchte, folgte dem Zahlmeister durch die ganze Stadt nach, und dieser fand für's Beste, den Officier so geschwind als möglich zu befriedigen.

Auflösung der Charade für Kinder in Nro. 69:

Der Hut, die Hut.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 71. Donnerstag, den 13. Juni **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Die Farbe deiner Haut und der Zufall, der dich das Kind indianischer Eltern hat werden lassen, sind auf meine Liebe ohne allen Einfluß," entgegnete Wilhelm. „Die Thatsache, daß zwischen Menschen äußere Unterschiede stattfinden, und daß mein Herz darüber hinwegsieht, muß dir den Beweis liefern, daß diese Unterschiede für mich nicht vorhanden sind. Die wahre Liebe wurzelt in etwas Tieferem, als in äußeren Gestalten oder Formen. Natürlich, daß ein abschreckendes Aeußere die Liebe abwehren kann, aber ist sie einmal erwacht, so hängt die Fortdauer derselben lediglich von den inneren Eigenschaften der Erwählten ab. Doch dieses Alles bei Seite gesetzt, so braucht deine Schönheit mit der meiner Landsmänninnen keinen Vergleich zu scheuen. Ja, Sonnenstrahl, du bist eben so schön wie liebenswürdig. Ich könnte dich auch bei weniger Schönheit geliebt haben, aber die Wahrheit zu gestehen, du gefällst mir gerade so, wie du bist, und was schön ist, gefällt allgemein. Der Mann von Geschmack sucht sich die lieblichste Blume aus, und unter zweien von gleichem Wohlgeruche fällt seine Wahl stets auf die schönste. Ist dem auch nicht so bei den Frauen?"

„Ja, Wilhelm, dem ist so. Aber unstreitig gibt es unter deinem Volke der schönen Mädchen viele. Deine Liebe zu mir, einem einfachen, mit der gesitteten Welt ganz unbekannten Naturkinde, könnte einst, wenn auch erst in späteren Jahren, erkalten und dies würde mich unsäglich elend machen. Lieber bleibe ich in meinen Urwäldern zurück, als — —"

„Sonnenstrahl!" rief Wilhelm, sie mit einer Umarmung unterbrechend, „Gott, der in unsere Herzen schauet und dem all unsere Gedanken unverborgen sind, ist Zeuge, daß in meinen Worten Wahrheit und keine Falschheit liegt. All mein Streben wird auf die Förderung deines Glücks unablässig gerichtet sein. Jedes Wölkchen, welches sich an deinem Horizonte erhebt, um deine Glückseligkeit zu verdunkeln, werde ich, sofern es in meiner Macht steht, zu zerstreuen suchen. Den rauhen Pfad unserer irdischen Pilgerschaft werde ich in einen ebenen und blumigen umzuwandeln mich bestreben und es dir an einer kräftigen Stütze während der Dauer unseres Lebens nie fehlen lassen. Ja, auf diese Weise wird, sofern es des Höchsten Wille ist, unser Leben ein zufriedenes, ein genußreiches, ein glückliches sein. Nie sollst du bereuen, mir in eine dir neue Welt gefolgt zu sein, und der Gedanke, daß meine Liebe zu dir einst erkalten könnte, nie in dir wieder aufkommen. Sprich, habe ich dich beruhigt?"

Das Mädchen legte ihr Haupt auf des Geliebten Brust und sprach: „Ich bin die Deine auf immer. Nimm mich, wie ich bin, und vergiß nie, daß ich deine Betheuerungen angehört, daß ich dir mein ungetheiltes Herz im vollsten Vertrauen gegeben habe, und daß ich dir bis an's Ende meiner Tage in Treue und Aufrichtigkeit zugethan sein werde. O, jetzt bin ich wahrhaft glücklich!"

Auf dem Rückwege nach dem Dorfe trat ihnen Rothschuh plötzlich entgegen. Nachdem er auf Wilhelm einen Blick des Grimmes geworfen, entfernte er sich wieder, ohne ein Wort geäußert zu haben.

„Was hat dies zu bedeuten?" fragte er die an seinem Arme zitternde Geliebte.

„Wir haben ihn zu meiden," versetzte sie.

Digitized by Google

„Er ist ein böser Mensch und hat mich einst mit Liebesanträgen verfolgt. Jetzt, wo Mamawickoe nicht mehr am Leben ist, glaubt er vielleicht mit seinen Bewerbungen wieder hervortreten zu dürfen. Sollte er mich aber zu sehr beunruhigen, so werde ich den Schutz des Häuptlings gegen ihn anrufen."

„So lange ich noch unter deinem Volke weile, werde ich dich zu beschützen wissen," versetzte Wilhelm. „Von ihm sollst du nichts zu befürchten haben."

13.

Den Bewohnern der auf Pavonia entstandenen neuen Ansiedlung verging die Zeit, Dank den Bestrebungen Huybert's, seinen Gästen so viel als thunlich Zerstreuungen zu verschaffen, auf eine ziemlich angenehme Weise.

Eines Tages, als Huybert mit seinen Freunden Geschäfte halber die Stadt besucht und sie an Geldorp's Hütte vorbeigehend sich nach dem Landungsplatze der Pavonia'schen Böte wieder begaben, begegnete ihnen des Freibeuters Frau. Sich gegen van der Veer stumm verneigend, fiel ihr Blick auf Huybert. Dieser schien durch diese Begegnung die Fassung verloren zu haben. Gleich darauf trat er auf sie zu und in großer Aufregung sprach er zu ihr:

„Täuschen mich meine Sinne nicht? Nein, da kann kein Irrthum obwalten, mag auch die Zwischenzeit eine noch so lange sein, Sie sind Katharine Tronck."

„Ja," versetzte sie, „die bin ich. Indeß ist der gegenwärtige Augenblick zu einer Aufklärung nicht der geeignete, weßhalb ich Sie dringend bitte, jetzt keine Fragen an mich zu richten. Zu einer gelegeneren Zeit sehen wir uns wohl wieder. Dann sollen Sie Alles wissen."

„Ums Himmels willen, Katharine, keinen Aufschub; ich beschwöre Sie — —"

„Bitte, machen Sie doch hier kein Aufsehen. Verlassen Sie sich darauf, daß ich Ihnen Alles mittheilen werde; doch unter der Bedingung, daß Sie keine Schritte thun, mich aufzusuchen. Ein solches Beginnen könnte Ihnen nur Gefahren bereiten. Mein Mann —" sie entfernte sich schnell.

„Ihr Mann?" fragte Huybert verwunderungsvoll.

„Ist mein ärgster Feind, der saubere Kaspar Geldorp," ergänzte van der Veer.

„Haben Sie die Frau denn auch schon früher gekannt?"

„Vor etwa neunzehn oder zwanzig Jahren in Amsterdam," bemerkte Theodora. „Damals habe ich sie in dem allerhilflosesten Zustande zu mir genommen. Sie war krank und obdachlos."

„Zu Hause werde ich Sie bitten, mir Alles ausführlich zu erzählen," versetzte Huybert. „Doch jetzt schnell ins Boot, wenn uns die Dunkelheit unterwegs nicht überraschen soll. Der Anblick dieser Frau hat mich ganz entmuthigt."

Während der Ueberfahrt beobachtete Huybert Stillschweigen. Eben so auch in seinem Hause, als sie dort angekommen waren.

„Das Benehmen unseres Freundes kommt mir etwas sonderbar vor," redete Theodora ihren Gatten an, als Beide sich in ihrem Schlafzimmer befanden. „Welche Erinnerungen die Frau des Freibeuters in ihm wohl erweckt haben mag?"

„Auch mir ist der Grund seiner Verstimmung ganz räthselhaft," entgegnete van der Veer. „So viel ist aber ausgemacht, daß er in Amsterdam sich nie eine längere Zeit aufgehalten hat."

„Katharine Tronck auch nicht," bemerkte Theodora; „denn als ich ihr in unserem Hause ein Obdach gewährte, sagte sie mir, daß sie in Amsterdam völlig fremd sei. Auch wollte sie mir nicht gestehen, woher sie gekommen, und da ich ihr ansah, daß meine Fragen sie beunruhigten, so habe ich sie über diesen Punkt nicht weiter befragen mögen. Vielleicht, daß sie vordem in Rotterdam gelebt hat."

„Sehr wahrscheinlich. In Rotterdam muß er sie gekannt haben."

„Darin stimme ich dir bei. Uebrigens muß Katharine, nachdem sie unser Haus verlassen, sich gleich darauf mit Geldorp verheirathet und das Paar sich hierher begeben haben."

„Merkwürdig," sprach van der Veer gedankenvoll, „daß unsers Freundes Begegnung mit dieser Frau auf ihn von eben derselben Wirkung ist, wie die des Mannes auf mich. Wer weiß, zu welchen Entwicklungen das noch führen kann."

Digitized by Google

„Sonderbare Dinge haben sich schon oft ereignet und können sich wieder ereignen," meinte Theodora.

Ehe sich das würdige Ehepaar zur Ruhe begab, flehte es den Höchsten in einem inbrünstigen Gebete an, daß er über die Sicherheit des Sohnes noch ferner wachen und ihnen denselben bald wieder zuführen möge. Sodann verrichteten Beide noch ein anderes Gebet, eines, welches sie dem Allmächtigen täglich vortrugen, und dessen Veranlassung dem Leser später mitgetheilt werden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Assisen der Pfalz. II. Quartal 1861.

(Sitzung vom 4. Juni.) Jakob Sornberger, 29 Jahre alt, Ackersmann von Bierbach (Kanton Blieskastel), des Verbrechens des Meineids angeklagt, vertheidigt durch den kgl. Advokaten Herrn Glasser.

Am 19. Fbr. d. J. ließ der Wirth Joseph Lick von Bierbach den heutigen Angeklagten auf Bezahlung von 3 fl. 48 kr. für 38 Liter Bier, die der Angeklagte am Dienstag der Bierbacher Kirchweihe von ihm erhalten und in der Lick'schen Wirthschaft zum Besten gegeben haben sollte, vor das kgl. Landgericht Blieskastel laden. Der Angeklagte läugnete die Schuld und Lick schob ihm den Eid darüber zu, den der Angeklagte annahm und in der Sitzung vom 12. März, in welche die Sache vertagt worden war, den eindringlichsten Meineidsverwarnungen des kgl. Landrichters unerachtet, auch ausschwor. Der kgl. Landrichter errichtete sofort nach dem Vorgang Protokoll und ließ den Angeklagten dem kgl. Staatsprocurator vorführen. — Der Anklageact hebt gegen den Angeklagten als belastend hervor, daß durch die Aussage des Wirthes Lick, seiner Ehefrau und seiner Schwiegermutter, Ehefrau Ehrmanntraut, die inzwischen gestorben ist und demnach in der Sitzung nicht mehr vernommen werden konnte, sowie des Peter Bubel jun. von Wörschweiler festgestellt sei, daß der Angeklagte Letzteren am Kirchweihdienstage in die Lick'sche Wirthschaft gebracht habe, nachdem er ihm schon vorher im Wirthshause des Peter Ehrmanntraut versprochen hatte, Alles zu bezahlen, was er, Bubel, trinken würde. Hier habe nun Sornberger ein Fäßchen Bier von 38 Liter auflegen lassen, das er mit Bubel und andern Burschen leer getrunken, während er wiederholt und bestimmt dem Wirthe Lick, der ihn eigens darum befragt, die Bezahlung zugesichert habe. Auch Bubel erinnere sich, obwohl er damals sehr betrunken gewesen, daß an dem Tische, an welchem er und Sornberger saßen, ein Fäßchen Bier aufgelegt worden sei, ohne jedoch angeben zu können, von wem. Den Grund, warum der Angeklagte gegen Bubel und die übrigen Bursche so freigebig gewesen sei, erblickt die Anklage in einem Vorfalle, der sich am Morgen des fraglichen Tages in der Ehrmanntraut'schen Wirthschaft zugetragen hatte. Dort hatte nämlich irgend Jemand dem schlafenden Bubel Wein in den Hals geschüttet. Bubel, glaubend, Sornberger sei es gewesen, gerieth mit diesem in Streit, der aber wieder beigelegt wurde. Darauf sagte der Angeklagte zu Bubel: „Weil Du so couragirt warst, an mich zu gehen, zahle ich Dir Alles, was Du trinkst." — Auch durch die Aussage des alten Bubel wurde der Angeklagte belastet. Zu diesem Zeugen sei der Angeklagte einen Tag vor der Eidesleistung gekommen und habe sich erkundigt, was sein Sohn vom dem Vorfall wisse, und hierauf erklärt, er wolle es sagen, wie die Sache sich eigentlich verhalte: Christian Selbach von Bierbach, jetzt in Amerika, habe das Bier kommen lassen und er nur dafür gutgesprochen. Endlich habe sich auch der Angeklagte im Laufe der Untersuchung in mehrere Widersprüche verwickelt. Er habe zuerst behauptet, den Bubel gar nicht zu kennen und den Vorfall in der Ehrmanntraut'schen Wirthschaft geläugnet, und habe doch später seine Anwesenheit in den Wirthschaften von Ehrmanntraut und Lick zugeben müssen. — Der Angeklagte behauptete, daß er den Eid nach bestem Wissen und Gewissen ausgeschworen habe. Die Vertheidigung bekämpfte vor Allem die Angaben des Wirths und seiner Angehörigen, als unglaubwürdig. Lick sei Civilkläger gewesen und habe deßhalb alles Interesse, daß der heutige Prozeß zum Nachtheil des Angeklagten entschieden werde. Auch sei er in wesentliche Widersprüche gerathen. So habe er behauptet, daß das Fäßchen 38 Liter

Digitized by Google

Bier enthalten habe, während durch den Entlastungszeugen Diel dargethan sei, daß Lick gar kein so großes Fäßchen erhalten habe. Die Aussage des Bubel, der sehr betrunken gewesen, sei in Bezug auf die Hauptsache ganz ohne Belang, da er ja nicht anzugeben vermocht, wer das Fäßchen Bier bestellt habe, und dem Wirthe den Preis schuldig geworden sei. Außerdem seien die Personen nicht zu ermitteln gewesen, welche das Bier getrunken hätten, da alle zur kritischen Zeit in der Lick'schen Wirthschaft anwesenden Bursche das Bier, welches sie getrunken, auch selbst bezahlt hätten, nur Bubel nicht, der aber nur ein Glas getrunken habe, so daß der Angeklagte das übrige getrunken haben müßte, was doch nicht möglich sei. Endlich könne man vom Angeklagten, gegen den nichts Nachtheiliges vorliege und der auch ein wohlhabender Mann sei, nicht annehmen, daß er wegen einer so geringen Summe sich mit dem Verbrechen des Meineids belasten sollte. — Die Verhandlung endigte mit der Freisprechung des Angeklagten.

Lebensphilosophie.

Verzärtelt eure Leidenschaften,
So herrschen sie zuletzt: sie bleiben ewig haften;
Ein diamant'nes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigeborne Geist erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

Ohne Glauben ist nicht Liebe,
Ohne Liebe ist nicht Glauben;
Willst du dir dich selber rauben,
Nimm dem Herzen Lieb' und Glauben!

Verschiedenes.

Jeder Herzschlag des Menschen dauert eine Secunde, folglich schlägt das Herz 3600 Mal in einer Stunde und 86,400 Mal in einem Tage. Bei jedem Herzschlage springen aus der linken Höhlung 2 Unzen Blut, um in die große Pulsader zu fließen. Weil also das Herz 3600 Mal in einer Stunde schlägt, gehen in derselben Zeit 7200 Unzen Blut aus ihm hervor. Da nun erfahrungsmäßig die ganze Blutmasse, welche in dem Körper eines ausgewachsenen Mannes befindlich ist, gewöhnlich nicht 80 Pfund übersteigt, so geht diese Blutmasse in einer Stunde 25 Mal durch das Herz. Um eine einzige Bewegung der Zusammenziehung zu bewerkstelligen und das Blut in die Pulsader zu treiben, braucht das Herz eine Kraftäußerung von 100,000 Pfund.

(Der Stadt-Komet.) „Deine Herrschaft und Du," schrieb im Sommer 1811 von Paris aus eine Mutter an ihre Tochter, „habt Eure Zeit, auf das Land zu gehen, sehr schlecht gewählt; man zeigt hier seit einigen Tagen einen prächtigen Kometen; ich bin schon drei Mal auf dem Pont des arts gewesen, um ihn zu sehen, und da mir Jedermann sagt, daß so Etwas nur alle tausend Jahre vorkommt, so thut es mir sehr leid, daß Du eine so schöne Gelegenheit versäumt hast."

In Belgien hat man den Versuch gemacht, die Farrenkräuter als Küchengewächse zu benutzen, und gefunden, daß dieselben, wenn sie ganz jung, ehe die Blätter sich völlig entwickelt haben, gekocht werden, wie Spargel schmecken. Ganz junge Brennnesseln ersetzen schon längst den Spinat.

Ein Mann, der bereits 24 Jahre verheirathet war, aber, wie allgemein bekannt, in einer unglücklichen Ehe lebte, wurde von Jemand darauf aufmerksam gemacht, daß nun sein silbernes Hochzeitfest bevorstände. Jener indeß erklärte, daß er es nicht feiern würde. Als der Freund nun sagte, er solle es doch seiner Kinder und der Welt wegen thun, erwiederte der Ehemann: „Ei, so warte ich lieber noch sechs Jahre, da kann ich ja meinen dreißigjährigen Krieg feiern."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 72. Samstag, den 15. Juni **1861.**

Aesthetisches Leben.

Schön ist das Fest des Lenzes,
Doch ach! es währt nur kurze Zeit.
Hast du ein Lieb', bekränz' es,
Wenn Flora Rosen streut.

Liebe, o blühende Schöne!
Dein Reiz gibt dem Dasein nur Werth;
Dem Dichter bist du Hippokrene,
Dem Krieger die Schneide am Schwert.
Du lindrest der Leidenden Leiden
Und würzest des Glücklichen Glück;
Mögst du aus dem Herzen nie scheiden,
Dein Gründer ruf' nie dich zurück.
Geliebte, die treu sich ergeben,
Genießt euch! — ein Frühling blüht nur;
Entflieht er, so schwindet das Leben,
Die Reize der blumigen Spur.

Schön ist das Fest des Lenzes,
Wo Cupido mit Bachus minnt.
Hast du ein Glas, credenz' es,
So lang das Fäßchen rinnt.

Rebensaft, Tödter der Sorgen!
Wie schmeckst du so lieblich und gut,
Credenzt mir mein Lebchen am Morgen
Ein Gläschen der goldenen Fluth.
Dem Kuß' gibt er Süße und Weihe;
Sagt! labet ein wäßriger Kuß?
Gott — daß er die Herzen erfreue,
Gab Durstenden Wein zum Genuß.
Geträumt muß das Noah wohl haben,
Als er Gott, dem Herrn, hat geklagt:
„Das Wasser kann mich nicht mehr laben".
Ein Hoch sei ihm darum gebracht.

Schön ist das Fest des Lenzes,
Bekränzt sich Lieb' beim Becherklang;
Viel schöner noch ergänzt es
Harmonischer Gesang.

Gesang, du Zauberstrom, strömest
Begeisternd zum Himmel hinein,
Weckst schlafende Geister und nehmest
Sie mit dir die himmlische Bahn.
Den süßen, melodischen Tönen
Lauscht jedes tiefgefühlende Herz;
Sie trocknen des Weinenden Thränen,
Versenken in Lethe den Schmerz.
O laßt uns als Sänger umschlingen!
Aufmunterung wohnet im Lied'.
Laßt lieben uns, trinken und singen,
So lange der Frühling uns blüht.

Frankeneck, im Mai 1861. Schlicher.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Hubert verharrte in seiner Schweigsamkeit den ganzen folgenden Tag hindurch. Erst gegen Abend, als Wirth und Gäste sich zufällig unter den schattigen Bäumen des Gartens trafen, wurde er wieder gesprächig.

„Ich kann mir leicht denken," hub er an, „daß Ihnen mein Benehmen wunderlich vorkommen wird. Leider bin ich noch nicht im Stande, Ihnen darüber eine aufklärende Mittheilung zu machen, da ich mir einst selbst feierlichst angelobt habe, über einen gewissen Umstand, der durch die Begegnung mit jener Frau meinem Geiste jetzt lebhaft wieder vorschwebt, so lange Stillschweigen zu beobachten, bis er mir völlig aufgeklärt sein werde. Durch jene Frau gedenke ich aber den gewünschten Aufschluß zu erhalten. Gott gebe, daß dem so sei, und dann sollen auch Sie Alles wissen."

Digitized by Google

Hier schwieg Huybert. Nach einigem Nachdenken begann er wieder: „Dabei ist es mir aufgefallen, daß die Ursache meiner Unruhe zu der Ihrigen in einiger Beziehung steht, und ich muthmaße, daß zwischen Ihnen und Geldorp noch Etwas vorgefallen sein muß, von dem Sie mir bis jetzt noch nichts mitgetheilt haben; indeß beabsichtige ich nicht, Sie dieserhalb auszuforschen; doch möchte ich Sie bitten, mich von dem zu unterrichten, was Sie über Geldorp's Frau erfahren haben."

„Das ist nur sehr wenig. In der That habe ich dem, was ich Ihnen über diese Frau gesagt, fast nichts hinzuzufügen. Als ich sie zum ersten Male sah, hatte sie meine Frau von der Straße in unser Haus schaffen lassen. Das war im Winter; gegen den Frühling hatte sie uns wieder verlassen. Um diese Zeit muß sie Geldorp's Bekanntschaft gemacht haben; daß sie Geldorp's Frau geworden, habe ich erst hier von ihr selbst erfahren."

„Habe ich recht verstanden, so haben Sie sie an dem Abend, an welchem Ihre Frau sie von der Straße aufnahm, zum ersten Male gesehen. Von welchem Orte war sie gekommen?"

„Das wollte sie nicht sagen."

„Ha! Das ist ein Zeichen ihrer Schuld!" rief Huybert. „Sie muß von Rotterdam gekommen sein. War sie allein?"

„Ja."

„Ganz allein? Hatte sie denn gar nichts bei sich? Kein Bündel, keinen Hund — kein Kind, oder sonst Etwas?"

„Gar nichts; weder Kleidung noch Wäsche."

„Und auch von ihren früheren Verhältnissen hat sie Ihnen nichts offenbart?"

„Nur so viel, daß sie von einem Treulosen, dem sie Alles geopfert, in Schimpf und Schande verlassen wäre und als eine Waise sich ohne alle Stütze in der weiten Welt ganz allein befinde."

„Das ist die Wahrheit!" rief Huybert. „Sie ist schmählich hintergangen worden, und das durch falsche Gerüchte. Bis dahin ist ihre Aufführung ganz tadellos gewesen. Doch werde ich sie wiedersehen. Ja, wiedersehen muß ich sie!"

(Fortsetzung folgt.)

Assisen der Pfalz. II. Quartal 1861.

(Sitzung vom 5. Juni.) Jakob Feldeisen, 25 Jahre alt, Seiler von Lautzkirchen, der Verwundung des Soldaten Adam Frey angeklagt, vertheidigt durch den Hrn. Rechtscandidaten Petri.

In der Nacht vom Sonntag den 3. auf Montag den 4. Febr. l. J. fand in der Wirthschaft von Jakob Blatt in Lautzkirchen Tanzmusik statt, zu der sich viele Bursche und Mädchen eingefunden hatten, unter Andern auch der Angeklagte und der Soldat Adam Frey. Gegen 2 Uhr Morgens war die Musik zu Ende. Der Angeklagte, im Begriffe, sich nach Hause zu begeben, unterhielt sich auf der Straße noch mit einigen Mädchen, rief dann seinem Hunde, als plötzlich der Soldat Adam Frey, der in der Nähe war, ihm zurief: „Was hast Du, Du großmauliger Krischer?" Auf diese Aeußerung trat Feldeisen auf Frey zu, Beide geriethen aneinander und hielten sich gepackt, Frey den Angeklagten am Halse, dieser jenen bei den Haaren. Mehrere Zeugen sahen den Angeklagten nun mit dem Arm in die Höhe und über die linke Schulter des Frey fahren, worauf dieser auch gleich rief: „Ach Gott, ich bin gestochen!" Frey war nicht mehr fortzubringen; er war lebensgefährlich verwundet und mußte im Blatt'schen Hause verpflegt werden. Die Arbeitsunfähigkeit dauerte nach dem ärztlichen Gutachten 26 Tage. Der Angeklagte wurde sofort von dem Verwundeten und den anwesenden Personen als der Thäter bezeichnet, während er dies in Abrede zu stellen suchte und bemerkte, man solle ihn visitiren, ob er ein Messer habe. In demselben Augenblicke zog er sein Sacktuch aus der Hosentasche und schleuderte es von sich; hierbei hörte man Etwas rappeln und man fand beim Nachsuchen ein Messer, welches der Wirth Blatt an demselben Abende vor dem Vorfall in den Händen des Angeklagten gesehen hatte und an welchem deutlich Blutspuren sichtbar waren, das aber der Angeklagte nicht kennen wollte. — Die kgl. Staatsbehörde hielt die Anklage im vollen Umfange aufrecht, wogegen die Vertheidigung vorerst die mehr als 20tägige Arbeitsunfähigkeit bestritt und zur Hauptfrage aufstellte, daß der Angeklagte jedenfalls im Zustande des Reizes gehandelt

Digitized by

habe, da Frey den Streit veranlaßt und gesucht habe und angenommen werden müsse, daß er auch den Angeklagten, als dieser auf ihn zugetreten sei, um ihn wegen der Beschimpfung zur Rede zu stellen, zuerst angepackt habe. Diese Aufstellung werde unterstützt durch den Umstand, daß Frey im Rücken verwundet worden sei, ein Beweis dafür, daß Beide sich fest gepackt gehabt hätten. — Die Geschworenen sprachen den Angeklagten der freiwilligen Verwundung, verübt im Zustande des Reizes, schuldig, worauf er zu 9monatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Landwirthschaftliches.

(Der Rhabarber als Küchenpflanze.) Bis vor nicht langer Zeit kannte man vom Rhabarber keine andere Anwendung, als die Eigenschaft der Wurzel desselben, welche ganz allgemein als abführendes Mittel gebraucht wird. In neuerer Zeit benutzt man aber auch die Blattstiele dieser Pflanze zur Bereitung sehr delikater Pasteten und Compots.

Noch trägt das Vorurtheil die Eigenschaft der Wurzel auch auf die Blätter über und hindert dadurch die Verbreitung des Rhabarbers als Pflanze des Küchengartens, und so oft ein delikates Gericht derselben auf den Tisch kommt, erhebt sich die Frage: Bekömmt es aber auch gut? In England existirt dieses Vorurtheil nicht mehr; man sieht dort um London große Strecken Landes nur mit Rhabarber eigens zu diesem Zwecke bepflanzt, und auf den Märkten werden im ersten Frühjahre große Körbe mit Rhabarberstielen zum Verkauf ausgeboten. Auch in Deutschland ist hier und da diese Pflanze bereits in Gärten eingebürgert und hoch geschätzt. In München, Erfurt, Frankfurt und mehreren Städten ist sie bereits auf den Tafeln als höchst leckeres Gericht zu finden.

Da diese äußerst zarte und eigenthümlich schmeckende Speise, welche namentlich bei heißem Wetter wegen ihrer angenehmen Säure, wie gedämpfte Aepfel, sehr zu empfehlen ist, noch nicht überall bekannt ist, so folge hier das Recept, wie sie zubereitet wird.

Zu Compots wählt man die zartern jungen Blätter, von denen man nur die Blattstiele benutzt, ähnlich dem Mangold-Gemüse. Nachdem die Oberhaut von denselben so weit abgeschält ist, bis man auf das zartere Fleisch kommt, werden sie in 3 Zoll lange Stücke zerschnitten und gebrüht. Die erste Brühe wird alsdann weggegossen, weil sie zu scharf ist. Diese Stengel werden dann mit Zucker, Zimmt und Citronenschalen gekocht und wie Aepfel verrührt, warm oder kalt zu Fleisch genossen.

Zu Pasteten kocht man die Stiele und schüttet die Brühe ab; mit dem angegebenen Zusatz kommen sie in eine irrene Schüssel, auf deren Grund eine umgestürzte Tasse gestellt wird; obenauf wird Pastetenteig gelegt und das Ganze gebacken. Die Sauce sammelt sich dann in der umgestürzten Tasse, welche, wenn die Pastete umgedreht auf den Teller gestellt wird, gerade zu stehen kommt. Bei dem Verspeisen kann man noch beliebig Zucker zusetzen. Es sind dieses delikate und gesunde Gerichte, welche durchaus nichts von der Wirkung der Wurzel haben.

Man kennt bereits mehrere Abarten des Rhabarbers. Die beste Art ist Rheum undulatum var. Victoria, die bereits im Großen angebaut und sehr verbreitet wird*).

Man vermehrt dieselben durch Samen und Wurzeltheilung. Die Samenpflanzen dürfen aber erst im dritten Jahre geblattet werden, liefern aber alsdann einen immer fortwährenden Ertrag. Während des Winters werden die Pflanzen mit Stroh oder mit Strohdünger belegt, und sie treiben bald im Frühjahre äußerst zarte Blätter, die, wie gebleicht, fortwährend benützt werden können. Die Blüthenstengel müssen aber abgeschnitten werden, um stets frische Blätter aus dem sogenannten Herz zu erhalten.

Der beste Boden für den Rhabarber ist ein lockerer, nahrhafter, recht tiefer Gartenboden. Im Herbste wird das Land behackt und wie schon bemerkt, mit Dünger versehen, wodurch die Blätterstengel wie Endivie sich bleichen.

Den Samen säet man in Töpfe, die man im Mistbeete warm und feucht erhält.

*) Kunst- und Handelsgärtner Dochnahl in Neustadt a. d. Haardt kann junge Pflanzen à 15 kr. abgeben.

Digitized by Google

Die Pflanzen versetzt man später einzeln, jede in einen Topf, um sie leicht versenden und beliebig in das Freie pflanzen zu können.

Lebensphilosophie.

Süß glüht die Sonn', mit goldnem Strahl
Steigt purpurn sie aus Meereswellen;
Süß lacht die Ros' im Waldesthal,
Wenn ihre Knospen röthlich schwellen;
Doch süßer, als die Rose lacht,
Und als der Frühlingsblume Pracht,
Als duft'ger Birken lind Gesäusel,
Als Sonne aus der Fluth Gekräusel,
Als Alles, was mit hoher Wonne,
Mit Freude füllt des Menschen Brust,
Als alles Andre, was die Sonne
Bestrahlt, ist erster Liebe Lust.

Verschiedenes.

(Treffende Antwort.) Fürst: „Sagen Sie mir, mein lieber Schulze, wie kommt es, daß ich in dieser Gegend gar so viele Kinder baarfuß herumlaufen sehe?" Schulze: „Ja, Durchlaucht, so kommen sie bei uns auf die Welt!"

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gab ein Pariser Bürger seiner Frau folgende gute Lehren, die noch heute viel Gutes wirken können: Wisset, daß Ihr in der Wahl Euerer Kleider immer die Lage Euerer Eltern und die meinige, sowie den Stand meines Vermögens vor Augen haben müßt. Seid anständig gekleidet, nicht affectirt, noch modesüchtig. Bevor Ihr Euer Zimmer verlasset, habt Acht, daß der Saum Eures Hemdes und Eures Kleides wohl in Ordnung sei und nicht schief sitze. Laßt Euere Haare, Euere Haube, Euern Hut immer einfach, aber reinlich sein. Wenn Ihr gehet, haltet den Kopf gerade, die Augenlieder gesenkt und den Blick in bestimmter Entfernung zur Erde gerichtet. Betrachtet nicht zur Rechten und Linken die Männer und die Frauen, dreht nicht den Kopf bei jeder Veranlassung, lacht nicht, noch bleibt auf der Straße stehen, um zu plaudern. Einmal in der Kirche, wählt Euch einen verborgenen einsamen Platz vor einem Altare, behaltet ihn und verändert ihn nicht mehrere Male. Haltet den Kopf gerade, sprecht ohne Unterlaß Euere Gebete, indem Ihr den Blick auf das Buch, oder das Bild, das vor Euch steht, gerichtet habt, indeß ohne Ziererei und Mienenspiel; laßt Euer Herz am Himmel hängen und verehret Gott aus allen Eueren Kräften. — Ein französischer Edelmann gibt zu derselben Zeit seinen Töchtern folgende Ermahnungen: Wenn Ihr in der Messe Euere Gebete sprecht, so gleichet nicht dem Kraniche, der den Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite dreht, sondern sehet gerade vor Euch hin und mit Würde, denn man hält sich nicht mit Unrecht über Frauen auf, welche unbescheiden das Gesicht hier und dort hin wenden.

Der Sohn eines Bauers wurde zum Soldaten ausgehoben und sollte nach wenigen Tagen schon den Marsch in's Feld antreten. Beim Abschiede versprach er seinem Vater, einen feindlichen Kopf mitzubringen, wenn er aus dem Feldzuge wieder heimkehren würde, der Vater aber umarmte ihn weinend und sprach: „Lieber Sohn! Du wirst mir auch ohne Kopf willkommen sein, wenn Dir nur sonst nichts fehlt."

(Die Krebse im Briefe.) Ein Bauer sollte einem Advokaten Krebse bringen. Der Bauer war erschöpft und setzte sich auf einem Rasenplatze nieder. Er schlief ein und sein Kober lag neben ihm. Wie erschrack er, als er erwachte! Die Gefangenen hatten den Kober indessen eröffnet und sich frei gemacht. Mit großer Herzensangst trug er den Brief ohne die Krebse zu dem Advokaten. Dieser las und las wieder und sagte endlich zu dem Bauer: „Aber mein Freund, hier sind ja Krebse in dem Briefe!" — „Gottlob," sagte der Bauer, aus seiner Angst erlöset, „Gottlob, daß sie in dem Briefe sind! Aus dem Kober waren sie mir, bei meiner armen Seele, allesammt fortgelaufen!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 73. Dienstag, den 18. Juni **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Es war nahe vor Mitternacht, als van der Veer durch den Ruf: „Feuer! Feuer!“ aus seinem tiefen Schlafe geweckt wurde. Schnell aufspringend, sah er den Widerschein der hellen Flammen an den Fenstern seines Zimmers glänzen, und nachdem er Theodora geweckt, begann er sich eiligst anzukleiden.

„Es ist nicht im Hause,“ bemerkte Theodora, als sie aus dem Fenster blickte, „sondern in dem Schoppen hinter der großen Scheune. Nur schnell, Peter, und hilf mit löschen, damit die Scheune kein Feuer fängt.“

Daß das Wohnhaus nicht in unmittelbarer Gefahr schwebte, gereichte Peter zu einiger Beruhigung; indeß beschleunigte er doch seinen Anzug. Gerade als er aus dem Hause trat, kam Huybert auf ihn zu. „Wo ist das Feuer?“ fragte dieser.

„In dem Schoppen hinter der Scheune.“

„Diese sorglosen Neger mit ihren verwünschten Tabakspfeifen!“ rief er. Bei dem Brunnen angekommen, fanden sie Manuel und die übrigen Neger mit der Füllung der eiligst herbeigeschafften Eimer schon beschäftigt. Beide Männer nahmen einige Eimer zur Hand und liefen damit zum Feuer.

Der brennende Schoppen stand an der Seite des Viehhofes und diente den Kühen bei schlechtem Wetter zum Obdach. Abends war er der Sammelplatz der Sklaven, wo sie, ihre Pfeifen rauchend, sich von ihren Angelegenheiten gemüthlich unterhielten. Huybert fand, daß das Feuer erst wenig Fortschritte gemacht hatte. Das in einer der Ecken aufgehäuft liegende Stroh war freilich von den Flammen schon verzehrt, allein die dicken Balken leisteten dem sonst so schnell zerstörenden Elemente noch einigen Widerstand. Nach Verlauf einer halben Stunde war das Feuer gelöscht und damit alle Gefahr vorüber.

Huybert wandte sich jetzt an seine Neger. „Da seht ihr,“ sprach er in einem ernsten Tone, „was ihr durch eure Fahrlässigkeit angerichtet habt. Das kommt von eurem steten Rauchen hier, und es ist noch ein Wunder, daß sich das Feuer den übrigen Gebäuden nicht mitgetheilt hat. Hätten wir jetzt Ostwind, so wäre Alles unrettbar verloren gewesen.“

„Aber wir sind gestern Abend gar nicht hier gewesen,“ versetzte Edgar bescheidentlich.

„Nein, das sind wir nicht,“ fügte ein Anderer hinzu.

„Wir wissen, daß Sie es nicht gern sehen, daß wir hier rauchen.“

„Wie!“ rief Huybert. „Keiner von euch ist hier gewesen? Wie kann denn das Feuer entstanden sein?“

„Nur durch menschliche Hände, da wir auch kein Gewitter gehabt haben,“ bemerkte Manuel.

„Dann müßte es ja absichtlich angelegt sein,“ rief van der Veer.

„Unmöglich!“ versetzte Huybert.

„Und doch kann es nicht anders sein,“ sprach Manuel in einem zuversichtlichen Tone.

„Entweder rührt es von den Indianern her,“ sprach van der Veer, „oder —“

„Sollte es aus Bosheit angelegt sein,“ unterbrach ihn Manuel, „so würde man das Wohnhaus auch angesteckt haben.“

„Dann lasset uns schnell im Hause nachsehen,“ rief van der Veer.

Alle begaben sich dorthin. Die Vorderthür stand sperrweit offen und Huybert stieß in der Vorhalle auf einen Gegenstand, der

ihm ein menschlicher Körper zu sein schien. Man zündete Licht an, und der auf dem Boden liegende Gegenstand war Hagar, die alte Negerin, an Händen und Füßen gebunden und den Mund mit einem Tuche verstopft. Nachdem sie von ihren Fesseln befreit war, erzählte sie, was sie gesehen hätte.

Sobald sie den Feuerlärm gehört, sei sie schnell heruntergekommen, um den Hausherrn zu wecken, hätte diesen aber mit Herrn van der Veer aus dem Hause gehen sehen. Dann hätte sie sich zu der Frau van der Veer begeben wollen; aber zwei Männer wären ihr entgegen getreten, welche sie sogleich überwältigt und gebunden hätten. Die Männer wären dann die Treppe hinauf gesprungen und sie hätte einen lauten Schrei gehört. Bald darauf wären die Männer wieder heruntergekommen und an ihrer Seite vorbeigegangen, aber in der Dunkelheit hätte sie nichts erkennen können.

Van der Veer, ohne das Ende von Hagar's Erzählung anzuhören, flog die Treppe hinauf. In der Kammer fand er eine brennende Lampe, aber seine Frau war darin nicht zu erblicken. Er lief in die Stube, auch diese war leer. Laut rief er sie bei Namen; keine Antwort. Theodora war verschwunden.

13.

Seit jenem Morgen, an welchem Geldorp das Gespräch der beiden Freunde unter den Nußbäumen behorcht, hatte er unablässig darüber nachgesonnen, wie er der seinem Feinde geschwornen Rache die Krone aufzusetzen habe. Nachdem er mit seinen Plänen endlich ins Reine gekommen und ihm den letzten, aber fürchterlichsten Schlag zu versetzen bereit war, zog er seine Genossen Hans Schaick und Martin Kieffer, deren Mithilfe er dabei nicht entrathen konnte, mit ins Geheimniß. Auch dem Indianer Rothschuh hatte er eine Rolle dabei zugedacht. Sehen wir uns den Anfang des Drama's mit an.

Versetzen wir uns eines Morgens, kurz nach Sonnenaufgang, in die Gegend der Mündung des Raritanflusses in den Hudsonstrom, und nehmen wir an, daß wir den Blicken Neugieriger durch den dunklen Schatten einer dichten Gruppe hoher Eichbäume entzogen sind. Im Vordergrunde sehen wir zwei in einem lebhaften Gespräche begriffene Personen. Es sind Geldorp und Rothschuh. Etwas weiterhin, am Ufer des Flusses, stehen zwei andere Männer, Schaick und Kieffer, des Winkes ihres Anführers zum Beginn irgend welchen Unternehmens gewärtig. Endlich ist die Unterredung der beiden Ersteren beendigt, und der Indianer schlägt den in den Wald hineinführenden Pfad ein. Ein paar neue und blanke Pistolen zieren seinen Gürtel, und in der Hand trägt er eine große irdene Flasche. Dies ist der ihm gewordene Preis für die seinem weißen Bruder zugesagte Hilfe in der Verübung eines schurkischen, das Tageslicht scheuenden Streiches. Der Thor! Der Inhalt der Flasche, das den Rothhäuten so verderbliche Feuerwasser, hilft ihm dem eignen Verderben zueilen. Und die Pistolen? Nun, damit will er den Untergang Anderer bereiten. In diesem Augenblicke aber frohlockt er über den Besitz dieser in seinen Augen so kostbaren Schätze.

Ein Wechsel der Scene. Nachdem Geldorp sich der Dienste des Indianers versichert, steigt er mit seinen beiden Gefährten ins Boot, um sich nach seiner uns bekannten Behausung zu begeben. Katharine ist übler Stimmung und beobachtet Stillschweigen.

„Was ist denn mit dir vorgegangen?" fragt er sie. „Warum diese Schweigsamkeit?"

Katharine antwortet hierauf nichts.

„Weib!" ruft er, „verschone mich mit deinen Launen. Ist Jemand hier gewesen?"

„Seit du fort gewesen, hat Niemand dieses Haus betreten. Wer könnte es denn wohl der Mühe werth halten, mich hier aufzusuchen?"

„Vielleicht der Herr Peter van der Veer? Laß dir gesagt sein, daß dieser Mann bald an andere Sachen zu denken haben wird. Ich beabsichtige nämlich, ihm eine Arbeit zu verschaffen, welche ihm auf's Neue eine Gelegenheit geben wird, dieses Land von allen Seiten kennen zu lernen. Ha, ha!"

Hätte Geldorp gewußt, mit welchen Gedanken das Gemüth seiner Frau beschäftigt war, sein spöttisches Lächeln würde er unstreitig unterlassen haben. Katharine hatte unwillkürlich jener Zeiten gedacht, wo sie ihn noch nicht gekannt und Theodora van der Veer ihr in ihrer Verlassenheit als ein Engel des Trostes erschienen war. Freilich war seitdem schon manches Jahr verstrichen, allein die Er-

Digitized by Google

innerung an ihre Wohlthäterin war in ihrem Herzen noch nicht erloschen. Geldorp aber glaubte, daß seine Frau in steter Furcht vor ihm lebe, und fern lag ihm der Gedanke, daß sie zu einer Durchkreuzung oder Verhinderung seiner Pläne je etwas unternehmen werde.

„Ihm eine Arbeit verschaffen, welche ihm auf's Neue Gelegenheit geben wird, dieses Land von allen Seiten kennen zu lernen!" sprach Katharine sinnend vor sich hin, als Geldorp sich wieder entfernt hatte. „Was will er damit sagen? — Den Sohn hat er dem armen Manne bereits entführt, wahrscheinlich wird er es jetzt auf die Frau abgesehen haben. — Sollte er wirklich etwas gegen sie auszuführen beabsichtigen? — Möge er sich davor hüten. Rührt er eine Hand gegen sie, dann wird er an mir keine gehorsame und kriechende Sklavin mehr finden. — Theodora, du bist mir eine Freundin in der Noth gewesen. Kann ich dir helfen, so soll es geschehen."

(Fortsetzung folgt.)

Assisen der Pfalz. II. Quartal 1861.

(Sitzung vom 6. Juni.) Daniel Weiß, 55 Jahre alt, zu Ingenheim wohnhaft, des Meineids angeklagt, vertheidigt durch den k. Advokaten Hrn. Gulden.

Die Brüder Weiß trieben seit langen Jahren gemeinschaftliche Händel, die in einem Prozesse unter denselben ihr Ende fanden. Vom Jahre 1838 an trat der Angeklagte mit seinem Bruder Jakob Weiß in Geschäftsverbindung und zwar so, daß Ersterer, als der vermögendere Theil, das Geld schoß, Letzterer die Händel vermittelte. So kauften Beide im Jahre 1858 in Gemeinschaft mit dem Handelsmanne Nathan Blum von Bergzabern die Ländereien von Maria Böhles, welche nach Amerika auswandern wollte, um den Preis von 600 fl. Der Kauf wurde durch Notariatsakt verbrieft, und in demselben sind der Angeklagte und Nathan Blum als Käufer aufgeführt. Der Kaufpreis wurde auch von Beiden je zur Hälfte baar bezahlt. Die Güter wurden nun zwei Jahre auf gemeinschaftliche Kosten bebaut und geerntet und zwischen dem Angeklagten und Blum gegenseitig berechnet. Im Jahre 1860 ließen Blum und der Angeklagte diese Güter versteigern und erlösten daraus 1336 fl., also 736 fl. mehr, als der Ankaufspreis betrug. Jakob Weiß behauptete nunmehr, er sei Theilhaber bei diesem Geschäfte gewesen, und klagte das ihm zukommende Viertel, sowie noch weitere, aus verschiedenen Geschäften herrührende Beträge ein. In Ermangelung eines anderen Beweises seiner Theilhaberschaft bei dem fraglichen Güterkauf schob er dem Angeklagten einen Eid zu, den dieser auch annahm und in der Weise ausschwur, daß Jakob Weiß kein Theilhaber, sondern nur Mäkler bei diesem Geschäfte gewesen sei und daher auch nur eine Mäklergebühr beanspruchen könne. Jakob Weiß denuncirte jetzt seinen Bruder bei der Staatsbehörde des Meineids. Die eingeleitete Untersuchung hatte die Verweisung des Angeklagten vor die Assisen zur Folge. In das Detail der stattgehabten gründlichen Verhandlungen zu folgen, ist hier nicht möglich. Es sollen nur in allgemeinen Umrissen die von der kgl. Staatsbehörde vorgebrachten Belastungsmomente und die von der Vertheidigung vorgetragenen Vertheidigungsgründe hier angegeben werden.

Die Anklage stützt sich vor Allem darauf, es sei das Verhältniß zwischen dem Angeklagten und seinem Bruder Jakob Weiß ein eigentliches Societätsverhältniß gewesen, so daß Beide am Gewinn und Verlust der abgeschlossenen Händel gleichermaßen betheiligt gewesen seien. In dieser Weise sei auch der Böhles'sche Güterkauf abgeschlossen worden, so daß also Jakob Weiß zum gleichen Theil wie sein Bruder an dem Mehrerlös berechtigt gewesen sei. Daß Jakob Weiß in dem errichteten Notariatsact nicht als Theilhaber figurirte, habe seinen Grund darin, daß er nicht wie der Angeklagte mit einem Güterhandelspatent versehen sei. Weiter stützt sich die Anklage auf die Aussage des Zeugen Blum, der bei Notär Heuck in Landau erklärt hätte, er schließe den Kaufact nicht anders ab, als so, daß er die eine Hälfte des Gewinnes und die beiden Weiß die andere Hälfte erhielten. Dies seien die beiden Weiß zufrieden gewesen. Blum habe gar nicht anders geglaubt, als Jakob Weiß sei Theilhaber bei diesem Handel. Der Angeklagte habe auch dem Geschäftsmann Rosenthal gegenüber geäußert, es sei doch unbillig, daß Blum die

Digitized by Google

eine Hälfte des Gewinnes, er und sein Bruder zusammen die andere Hälfte erhalten sollten. Auch dem Feldschützen Mahling von Kleinsteinfeld gegenüber habe der Angeklagte auf die Bemerkung, es sei ein Liebhaber für die Böhles'schen Aecker da, gesagt, dieser möge sich an seinen Bruder oder an Blum wenden. Aus all dem gehe der klare Beweis hervor, daß Jakob Weiß Theilhaber beim fraglichen Geschäft gewesen und daß daher der ausgeschworene Eid ein Meineid sei.

Die Vertheidigung hob vor Allem hervor, daß der heutige Proceß lediglich die Folge sei der traurigen Familienverhältnisse unter den Brüdern Weiß, und daß der Angeklagte nur auf die Denunciation des eigenen Bruders, der mit Verläugnung alles natürlichen und sittlichen Gefühls gegen seinen leiblichen Bruder als Ankläger aufgetreten sei, auf der Angeklagtenbank erscheine. Das Motiv dieser Denunciation sei Bosheit, Haß, Rachsucht und niedriges Geldinteresse gewesen. Dies sei die allgemeine Ueberzeugung. Zur Sache selbst führt die Vertheidigung aus, daß das Verhältniß zwischen Jakob Weiß und dem Angeklagten kein Societätsverhältniß sei, und sie wies dies aus den von Jakob Weiß selbst ausgegangenen Vorladungen gegen den Angeklagten und die übrigen Proceßacten aus dem vorhergegangenen Civilproceß nach, in welchen Vorladungen Jakob Weiß in 10 verschiedenen Posten Mäkler gebühren eingeklagt habe, und gerade für Güterverkäufe seien diese verlangt worden. Ein Beweis, daß Jakob Weiß nicht immer der Gesellschafter seines Bruders gewesen sei. Es sei auch auffallend, wie gerade bei Güterverkäufen, bei denen größeres Betriebskapital erforderlich sei, der Angeklagte seinen Bruder zum Associé gemacht haben sollte, während constatirt sei, daß derselbe bei weit geringern Händeln nur der Makler des Daniel Weiß gewesen sei. Außerdem figurire weder ein Kaufact selbst, noch bei der mündlichen Verhandlung vor dem Notär Jakob Weiß als Mitkäufer der Böhles'schen Güter und es seien diese auch nur von Blum und dem Angeklagten allein bewirthschaftet und die bezüglichen Rechnungen nur unter diesen Beiden gestellt worden, nur einen halben Morgen dieser Güter habe Jakob Weiß einmal ein Jahr lang mit Kartoffeln bepflanzt und geerntet und zwar unentgeltlich auf die deßfalls vom Angeklagten an Blum gerichtete Bitte. Die Aussage Blum's sei irrelevant, ob dieser nicht anders geglaubt habe, als Jakob Weiß sei Theilhaber, sei gleichgiltig, aber dieser Zeuge sei auch nicht immer der Wahrheit getreu. Er habe gesagt, daß bei Notär Heuck der Angeklagte und sein Bruder seinen Vorschlag bezüglich der Vertheilung des Mehrerlöses acceptirt hätten, während durch Notär Heuck und seinen Clerc constatirt sei, daß Jakob Weiß gar nicht auf dem Bureau des Ersteren erschienen war. Es sei allerdings Jakob Weiß ursprünglich als Theilhaber angegeben worden, allein dies sei nur geschehen, um eine höhere Gewinnquote zu erzielen. Daraus erklärt sich auch die Bemerkung des Angeklagten Rosenthal gegenüber. Die Bemerkung an Mahling sei ohne alle Bedeutung, der Geschäftsherr könne recht gut Kunden an seinen Mäkler weisen, ohne daß dieser hiedurch zum Theilhaber eines Geschäfts werde. Endlich stützt sich die Vertheidigung auf die glänzenden Zeugnisse, die dem Angeklagten von den vorgeladenen Entlastungszeugen gegeben wurden, wornach man vom Angeklagten unmöglich annehmen könne, daß er um einer so geringen Summe sich mit dem Verbrechen des Meineids belasten sollte. Diese Entlastungszeugen seien Ortsvorstände derjenigen Gemeinden, in denen der Angeklagte seine meisten Geschäfte mache und die selbst schon mit dem Angeklagten in Geschäftsverbindung gestanden seien. Diese hätten alle den Angeklagten als einen ehrlichen, redlichen Mann geschildert, gegen den noch nie auch nur die geringste Klage laut geworden sei, und alle hätten auf die Frage, ob sie den Angeklagten eines Meineids fähig hielten, entschieden mit Nein geantwortet. Die Vertheidigung schloß mit der Ueberzeugung, nicht blos die Anklage entkräftet, sondern auch nachgewiesen zu haben, daß sie die Folge einer boshaften, verleumderischen Denunciation des eigenen Bruders war. -- Die Geschworenen sprachen nach kurzer Berathung das Nichtschuldig aus.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

tized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 74. Donnerstag, den 20. Juni **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatte Geldorp mit Martin und Hans den Fluß bereits überschifft, und er schlug hierauf mit diesen den nach Huybert's Ansiedlung führenden Weg ein. Dort suchten sie ein Versteck, von welchem aus sie die Bewegungen der Bewohner des Hauses genau beobachten konnten. Nachdem es Nacht geworden und Geldorp Alle im ersten tiefen Schlafe versunken glaubte, schlich er sich mit seinen Gefährten nach dem Schoppen und steckte das darin befindliche Stroh in Brand.

Alles ging nach Wunsch. Er sah die Neger des Colonats nach der Brandstätte eilen, zählte sie, und nachdem er sich vergewissert, daß auch die beiden weißen Männer nicht zurückgeblieben waren, betrat er mit Martin das Haus. Hans mußte zur Wache draußen bleiben. Die alte Hagar ward auf die bereits erzählte Weise unschädlich gemacht, darauf drangen sie in die Schlafkammer der Gatten. Theodora, welche sich soeben angekleidet, um sich das Feuer in der Nähe anzusehen, stieß bei dem Anblick der beiden auf sie zustürzenden Männer einen lauten Schreckensschrei aus, aber im Nu war sie geknebelt und an Händen und Füßen gebunden. Einer der Männer nahm sie in seine Arme, und fort ging es, über Stock und Stein, durch Wald und Gebüsch, nach dem Ufer zu, wo sie in das daselbst befindliche Boot getragen wurde. Nach einer etwa anderthalbstündigen Fahrt bog das Boot in eine schmale und geschützte Meeresbucht ein, in welcher eine Schaluppe vor Anker lag. Theodora wurde in die Kajüte der Schaluppe getragen und ihr dann die Fesseln abgenommen.

„Weißt du, Theodora van der Veer, wer ich bin?" redete Geldorp sie im Tone des Spottes und des Zornes an.

Die arme Gefangene, welche bereits geahnt, in wessen Gewalt sie sich befand, wurde jetzt zu ihrem nicht geringen Schrecken gewahr, daß sie sich nicht geirrt hatte.

„Kaspar Geldorp," hauchte sie kaum hörbar.

„Hast mich also nicht vergessen und mein Gesicht wieder erkannt? Ja, freilich bin ich im Aeußern sehr verändert, denn die Zeit hat ihre Spuren sichtbar an mir zurückgelassen, aber im Innern bin ich noch immer derselbe. Sieh meine gefurchte Stirne und Wangen und mein schon stark gebleichtes Haar. Freuet mich aber, dich so wohl erhalten wieder zu finden."

„Geldorp, wie habe ich diese mir widerfahrene Behandlung zu erklären?"

„Wenn du noch nichts errathen, so will ich deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen. Rache ist's!"

„Haben Sie denn der Rache noch nicht genug gehabt?"

„Erst in diesem Augenblick ist sie der Erfüllung nahe. Wirf doch nur einen Blick in die Vergangenheit, und du mußt dich erinnern, daß du mir auf den Besitz deiner Hand einst Hoffnung machtest, denn du verschmähtest meine Bewerbung nicht und hörtest meine heißen Liebeserklärungen mit einem aufmunternden und freundlichen Lächeln an. Das war eine schöne Zeit. Da aber kam der Verleumder. Er zerstörte mein Glück und baute auf den Trümmern meiner Niederlage seinen Siegestempel. Damit nicht zufrieden — hatte er doch schon dich und deinen leichtgläubigen Vater bethört — verbreitete er über meine Aufführung die lügenhaftesten Ge-

Digitized by Google

rüchte, in Folge deren ich von der Gesellschaft ausgestoßen wurde, so daß man mit Fingern auf mich zeigte, mich als einen Gegenstand der Verachtung, als einen gänzlich verdorbenen Menschen betrachtete."

„Geldorp, Sie selbst müssen sich gestehen, daß Ihr Mund Lügen geäußert hat. Peter van der Veer, den Sie betrogen und hintergangen, dessen Vertrauen Sie auf eine unerhörte Weise gemißbraucht, hat Ihren Untergang nicht bereitet, vielmehr Sie noch zu retten gesucht, und erst nachdem ihm durch eigenen Augenschein die Ueberzeugung geworden, daß Sie nicht mehr zu bessern waren, hat er Sie aus seinem Dienste entlassen. Ja, es ist wahr, daß Sie mir Ihre Liebe einst gestanden haben; allein meinem Vater waren die über Sie verbreiteten Gerüchte zu Ohren gekommen, er unterrichtete mich davon, und ich bat ihn, daß er sich von dem Grund oder Ungrund derselben überzeugen möge. Peter van der Veer war ihm als derjenige bezeichnet, der ihn davon am zuverlässigsten unterrichten könne. Er ließ ihn daher zu sich kommen. Der gutmüthige junge Mann suchte jedoch die ihm gestellten Fragen zu umgehen. Erst als mein Vater ihm als letztes Mittel zu Gemüthe geführt, daß von seinen Worten das zukünftige Glück seines einzigen Kindes abhänge, verstand er sich dazu, ihm die Wahrheit zu gestehen. Nachdem ich nun von Ihrem wahren Charakter Kenntniß erhalten, da wandte ich mich im tiefsten Abscheu von Ihnen ab, denn einem Diebe und Wüstlinge konnte ich meine Liebe nicht schenken."

„Und hattest nichts Eiligeres zu thun, als dich meinem Verleumder zuzuwenden und dich mit ihm zu verheirathen," fügte Geldorp hinzu.

„Nicht so übereilt als Sie zu folgern scheinen. Erst nachdem Sie mit Ihrer Bewerbung von meinem Vater zurückgewiesen waren, machte ich seine Bekanntschaft, und erst als ich die Reinheit seines Charakters kennen gelernt, erwachte meine Liebe zu ihm. So ist der wahre Stand der Dinge."

„Nichts desto weniger bin ich gesonnen, meinem mir feierlichst angelobten Racheschwur nachzuleben, und wenn ich dir gestattet habe, diese Geschichte mir auf deine Weise vorzutragen, so ist es nur geschehen, um zu hören, wie du dich rein zu brennen versuchen würdest. Peter van der Veer ist der Urheber meines Unglücks, er hat durch seine falschen Verleumdungen mein Mißgeschick verschuldet, und jetzt ist die Zeit gekommen, wo er dafür zu büßen hat. O, ich weiß, daß ich ihn durch das, was ich gethan, an seiner verwundbarsten, empfindlichsten Stelle getroffen habe. Deinem ehelichen Glücke mit ihm werde ich ein Ende machen, denn was ich mit dir noch weiter vorhabe, wirst du leicht errathen können."

Theodora's Gesicht bedeckte sich mit einer tödtlichen Blässe. Der moralische Muth, der sie bis dahin aufrecht erhalten, verließ sie, denn in des Flibustiers Tone lag Etwas, das für den Ernst seines bösen Willens sprach.

„Geldorp, wie habe ich Ihre Worte zu deuten?" fragte sie mit leiser Stimme.

„Ganz nach dem Sinne, der darin enthalten ist."

„Sie werden doch nicht —"

„Genug für diese Nacht und den morgenden Tag. Morgen Abend siehst du mich wieder." Damit ging er.

(Fortsetzung folgt.)

Assisen der Pfalz. II. Quartal 1861.

(Sitzung vom 7. Juni.) Christine Siebecker, 26 Jahre alt, ledige Dienstmagd, zu Oberwiesen (Kanton Kirchheimbolanden) wohnhaft, des Kindsmords angeklagt, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Eberhard.

Im Laufe des Monats April d. J. verbreitete sich im Orte Oberwiesen das Gerücht, die Angeklagte, welche bis kurz vorher bei dem Ackerer Karl Becker zu Orbis gedient hatte und seitdem zu Hause bei ihren Eltern krank lag, sei heimlich niedergekommen. Die ärztliche Untersuchung ergab die Richtigkeit dieses Gerüchts und nach kurzem Läugnen gestand auch die Angeklagte, geboren zu haben, und zwar auf dem Abtritt, wo sie so plötzlich von der Geburt überrascht worden sei, daß das Kind in den Abtritt gestürzt sei. Tags darauf fand man dort die Kindesleiche, welche nach dem ärztlichen Gutachten einem neugeborenen Kinde männlichen Geschlechts angehörte, welches vollkommen reif und ausge-

Digitized by Google

tragen, in allen seinen Organen kräftig entwickelt zur Welt gekommen, lebensfähig gewesen war und das nach der Geburt gelebt hatte. Bezüglich der Todesart ergab die Section untrügliche Beweise dafür, daß das Kind gewaltthätig erstickt worden sei. Man fand nämlich in der Mundhöhle des Kindes, fest auf dem Kehlkopfe aufsitzend, einen kunstgerecht gedrehten Leinwandpfropfen, der dem Kinde das Athmen unmöglich machte und so den Erstickungstod herbeiführte. Am 20. April wurde die Angeklagte wiederholt vor die Kindesleiche geführt und ihr auch der Leinwandpfropfen vorgezeigt, bei welcher Gelegenheit sie denn auch eingestand, daß sie ihr Kind gewaltsam getödtet habe. Ein umfassendes Geständniß legte sie aber erst in einem spätern Verhöre ab. Darnach war sie auf dem Boden in der Magdkammer sitzend niedergekommen und hatte dann das Kind durch Einzwängen der Leinwand in den Hals getödtet und es in den Abtritt geworfen. „Ich war außer mir," sagte sie, „meine hilflose Lage, der Gedanke an die Schande und an meine arme Mutter, die keine Ahnung von der ganzen Sache hatte, hatten mich so verwirrt gemacht, daß ich ganz den Kopf verlor." Ihrem letzten Geständnisse blieb die Angeklagte auch bei der heutigen Verhandlung treu. Ihr Ruf war bisher ein guter. — Die Geschworenen sprachen sie schuldig, ließen jedoch durch ihren Vorstand an das Gericht und die kgl. Staatsbehörde die Bitte richten, die Begnadigung der Angeklagten an allerhöchster Stelle zu befürworten. Dieselbe wurde zur Todesstrafe verurtheilt.

(Sitzung vom 8. Juni.) Heinrich Winsweiler, 46 Jahre alt, Wirth, Krämer und Ackerer zu Odernheim (Kanton Obermoschel), des Meineids angeklagt, vertheidigt durch den kgl. Advokaten Hrn. Gulden.

Am 24. Januar 1838 ersteigerte der Angeklagte aus dem Nachlasse des Ackerers Wilhelm Euler von Odernheim einen Acker für 92 fl., zahlbar auf Martini 1838, 1839 und 1840. Die drei Termine wurden pünktlich ausbezahlt und findet sich auf dem Steigact folgende, von drei am Euler'schen Nachlasse Betheiligten ausgestellte Bescheinigung: „Daß vorstehende Termine im Gesammtbetrage von 92 fl. durch Jakob Winsweiler für Heinrich Winsweiler bezahlt wurden, wird hiermit treu und gewissenhaft bestätigt." Daraus folgt, daß nicht der Angeklagte, sondern sein Bruder den Steigpreis bezahlt hat. Im Jahre 1860 belangte Friedrich Jakob Winsweiler, pens. Lehrer in Odernheim, seinen Bruder auf Rückersatz des von ihm vorgelegten Steigpreises und schob in Ermangelung anderweiter Beweismittel seinem Bruder einen Eid zu, den dieser in folgender Fassung annahm und ausschwur: daß er die zwei ersten Termine selbst an die Wittwe Euler bezahlt habe, daß zwar Friedrich Jakob Winsweiler den dritten Termin wirklich für ihn bezahlt, er aber diesen Betrag kurz nachher zurückerstattet habe. Darnach hätten also die Erben Euler die beiden ersten Termine doppelt erhalten. Friedrich Jakob Winsweiler belangte nunmehr die Erben Euler auf Rückersatz der beiden Termine. Bei der Verhandlung der Sache ergaben sich aber so dringende Verdachtsgründe, daß der von dem Angeklagten ausgeschworene Eid ein falscher sei, daß der k. Landrichter sofort an die k. Staatsbehörde berichtete. Die geführte Untersuchung hat diesen Verdacht in jeder Beziehung gerechtfertigt. Friedrich Jakob Winsweiler versichert auf das Bestimmteste, daß er aus eigenen Mitteln die 92 fl. zur Entlastung seines Bruders bezahlt habe, was dadurch unterstützt wird, daß der Angeklagte zur fraglichen Zeit noch gar nicht selbstständig etablirt war und noch kein eigenes, ausgemachtes Vermögen besaß, er sohin auf die Unterstützung seiner Angehörigen angewiesen war. Auch befand sich der Steigact, auf dem die Quittungen enthalten sind, bis in die neueste Zeit in den Händen des Friedrich Jakob Winsweiler, was wohl nicht der Fall gewesen wäre, wenn der Angeklagte selbst die Termine bezahlt hätte. Die Erben Euler erklärten, daß die drei Termine nicht durch den Angeklagten, sondern durch dessen Bruder bezahlt worden seien, und machten auch diese Erklärung schon in dem gegen sie anhängigen Proceß auf Rückerstattung der beiden ersten Termine. Die Behauptung des Angeklagten, daß er die beiden ersten Termine an die Wittwe Euler selbst in Gegenwart einer Tochter derselben bezahlt habe, erwies sich als unwahr. Diese Tochter der nunmehr verstorbenen Wittwe Euler, die jetzige Ehefrau

Digitized by Google

Braun, bezeugt auf das Bestimmteste, daß der Angeklagte in ihrer Gegenwart nie einen Termin an Wittwe Euler bezahlt habe; auch ließ Wittwe Euler, des Lesens und Schreibens unkundig, alle Geschäfte und namentlich auch die auszustellenden Quittungen durch ihre Familienangehörigen besorgen. Endlich stand fest, daß der Angeklagte kurz vor der Eidesacceptation sich alle Mühe gab, zu ermitteln, wer die von ihm geschuldeten Termine zu beziehen hatte und an wen sie bezahlt wurden, was nicht nothwendig gewesen wäre, wenn der Angeklagte sie selbst bezahlt hätte. Derselbe wird als in jeder Beziehung verdorben, gewissenlos und als ein Mann ohne Treu und Glauben geschildert. Die Geschworenen sprachen ihn des ihm zur Last gelegten Verbrechens schuldig, worauf er zum Verluste der staatsbürgerlichen Rechte verurtheilt wurde.

Lebensphilosophie.

Die Rosen und die Nelken,
Und Flieder und Jasmin,
Die müssen wohl verwelken
Und müssen wohl verblühn.

Die Lieb' ist Gab' und Güte,
Die Lieb' ist keine Pflicht,
Die Lieb' ist eine Blüthe —
Verblüht und bleibet nicht!

Die Rosen und der Flieder,
Und Nelken und Jasmin,
Die kommen alle wieder
Und werden wieder blüh'n.

Nur nicht die Lieb' und Treue,
Wenn sie verloren ist!
Und keimt kein Herz auf's Neue,
Das schon gebrochen ist.

Verschiedenes.

Der berühmte englische General Elliot ritt eines Tages, bei der Belagerung von Gibraltar, als die Festung gerade heftig beschossen wurde, selbst umher, die Posten zu besichtigen, und traf bei dieser Gelegenheit einen hannover'schen Soldaten an, der weder sein Gewehr ergriff noch dasselbe präsentirte, sondern unbeweglich wie eine Bildsäule dastand. „Kennst du mich nicht, mein Sohn!" redete der General den Soldaten an, „oder warum beobachtest du sonst deine Pflicht nicht?" Der Soldat erwiderte mit aller Fassung: „Ich kenne Ew. Excellenz und meine Pflicht sehr gut; aber soeben sind mir die Finger der rechten Hand zerschossen worden, und ich bin daher außer Stande, meiner Pflicht nachzukommen." — „Warum gehst du denn nicht, um dich verbinden zu lassen?" entgegnete der General mitleidsvoll. „Weil es in meinem Vaterlande nicht erlaubt ist, seinen Posten eher zu verlassen, als bis man abgelöst wird." Der General flüsterte leise in sich hinein: „Wo solche Wächter an den Grenzsteinen eines Landes stehen, da lasse jeder Feind seine Nase weg", stieg dann mit sichtbarer Rührung augenblicklich vom Pferde und sagte zu dem Braven: „Gib mir dein Gewehr und deine Patrontasche, ich will dich ablösen, damit du dich verbinden lassen kannst." Der Soldat gehorchte, ging aber zuerst in die nächste Wache, zeigte an, daß der General auf seinem Posten stehe, bat, man möge denselben ablösen, und ließ dann erst seine verstümmelte Hand verbinden. Da er zu ferneren Kriegsdiensten nicht mehr tüchtig war, wurde er verabschiedet und erhielt bei seinem Abgange von dem General, der den Vorfall unverzüglich nach London berichtet hatte, ein ansehnliches Geschenk. Als nun die Invaliden und mit ihnen auch unser Hannoveraner in London ankamen, verlangte König Georg III. den braven Hannoveraner zu sehen. Als er ihm vorgeführt wurde, beschenkte er ihn wahrhaft königlich und verlieh ihm zugleich eine Fähnrichsstelle unter den hannover'schen Landtruppen.

Ein vom Hofe mit Gunstbezeigungen überhäufter Edelmann rühmte sich, daß er darum keinen Schritt gethan habe. — „Mylord hat Recht," sagte eine Dame, „kriechen heißt nicht gehen."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 75. Samstag, den 22. Juni **1861.**

Turner-Wahlspruch.

Frisch sei der Turner alle Zeit
In Allem, was er thut,
Zu jedem Handeln rasch bereit,
Voll Feuer, Kraft und Muth.

Fromm sei der Turner, Frömmler nicht,
Sein Sinn sei grad und ächt,
Er übe freudig jede Pflicht,
Und thue nur, was recht.

Froh sei der Turner, freud'ger Muth
Beleb' ihn ganz und gar,
Daß die Erinn'rung wohl ihm thut
Dereinst im Silberhaar.

Frei sei der Turner, stets abhold
Jedweder Tyrannei;
Denn schwerer als das schwerste Gold
Wiegt wohl das Wörtchen: frei!

Die geheimnißvolle Braut.

15.

(Fortsetzung.)

Erst gegen Morgen schlossen sich die Augen der armen Frau zum Schlafe. Als sie gegen Mittag zum Bewußtsein ihrer traurigen Lage wieder erwachte, fand sie auf einem der Tische einige kalte Speisen und eine mit frischem Wasser angefüllte Kanne. Nachdem sie mit Mäßigkeit Etwas genossen, ließ sie sich auf einen der niedrigen Stühle nieder, um sich mit ihren Gedanken zu beschäftigen. Furcht und Angst wohnten in ihrem Gemüthe, und langsam schritten ihr die langen Nachmittagsstunden dahin. Mit eintretender Dunkelheit erschien Geldorp vor ihr. Der Ausdruck seines dämonischen Gesichts zeugte von einer innern Zufriedenheit, ja er begrüßte sein Schlachtopfer mit einem Lächeln.

„Wohlan, Theodora," sprach er, „du siehst, daß ich mein Versprechen halte; noch mehr, ich werde dich von hier hinwegführen."

„Und wohin wird das sein?"

„Das wirst du sehen. Der für dich auserwählte Aufenthaltsort hat sogar etwas Romantisches, Poetisches und Malerisches an sich und wird dir daher gewiß gefallen."

Theodora stand nicht an, sich dem Willen ihres Gewaltigers, so lange es nicht vom Schlimmen zum Schlimmsten kam, zu fügen. Selbst wenn er ihr ein persönliches Leid anzuthun beabsichtigte, so war diese enge Kajüte eben so gut dazu geeignet, wie jeder andere Ort, und durch einen unnützen Widerstand ihn zu Gewaltthätigkeiten verleiten, das verbot ihr die Klugheit.

Theodora ward in ein Boot hinabgelassen und trat letzteres seine Fahrt, von zwei Ruderern geleitet, sofort an. Nach Verlauf von etwa zwei Stunden wurde das Boot am Ufer einer kleinen Bucht, in welche sich ein mäßig breiter Strom ergoß und die den Indianern als ein Hafenplatz für ihre Kanots diente, zum Stillstand gebracht. Geldorp sprang ans Land und ließ Theodora unter der Hut seiner Gefährten zurück. Dem westlichen Ufer entlang gehend, hielt er bei einem hohen Ulmenbaume an. Rothschuh trat ihm entgegen.

„Seid Ihr endlich da?" fragte ihn der Wilde.

„Wir hatten ja verabredet, uns hier zu treffen."

„Das wohl, aber es gibt der weißen Männer viele, die ihr Versprechen nicht immer halten. Doch kommt es jetzt nicht darauf an. Habt Ihr die Frau mitgebracht?"

Digitized by Google

MÜNCHEN

„Gewiß. Sie befindet sich, gehörig bewacht, in meinem Boote.“

„Aber warum sie nicht gleich in das Land der Geister schicken?“

„Das würde meinen Zwecken nur wenig entsprechen,“ versetzte Geldorp kopfschüttelnd. „Ihr Rothhäute wißt nicht, was Rache ist; wenigstens habt ihr nicht die rechten Begriffe davon. Welch eine Befriedigung liegt denn in der Tödtung eines Feindes? Nein, ich muß ihn in meiner Macht haben, muß ihn mitunter sehen, um mich an seiner Todesangst zu weiden. Ihr habt mir ja von einer wunderbaren Höhle eine glänzende Beschreibung gemacht.“

„Diese Höhle hat mich auf einer Bärenjagd der Zufall entdecken lassen, und außer mir kennt sie Keiner von meinem Stamme.“

„Gerade dort wünsche ich die Frau untergebracht zu wissen.“

„Ich werde dir den Weg dahin zeigen. Doch können wir einen Theil des Weges in deinem Boot zurücklegen.“

Man denke sich Theodora's neuen Schrecken, als sie den kräftigen Indianer zu Gesicht bekam. Welch ein Schicksal stand ihr, der wehrlosen, schwachen Frau, in den Händen Geldorp's und eines grausamen Wilden bevor?

An einer flachen, sandigen und baumlosen Stelle des Ufers ward das Boot, nach einer Fahrt von etwa einer Stunde, angelegt und die Gefangene ans Land gebracht. Der Indianer, ohne sich weiter umzublicken, ging voran. Geldorp und Theodora folgten ihm. Der eingeschlagene Pfad war kein betretener, aber der Wilde schritt zwischen den hohen Bäumen mit einer Sicherheit dahin, die einen Irrthum seinerseits nicht denkbar werden ließ. Immer ging es weiter; die Richtung war dem Nordwesten zu. Eine vor den Wanderern sich ausbreitende Ebene erweiterte sich, jedoch blieben die Umrisse des Urwalds noch ziemlich sichtbar. Bald darauf befanden sie sich wiederum unter hohen Bäumen und eine mit Erlengebüsch und wildem Weine dicht bewachsene Felswand bot sich ihren Augen dar. An einer Stelle, wo das von den nahen Bergen herabströmende Regenwasser und der im Frühjahre schmelzende Schnee sich einen Durchgang dem Flusse zu gebahnt hatten, stand Rothschuh still. Hier hob er die Zweige des wilden Weines in die Höhe und ließ Geldorp und Theodora darunter hindurch treten. Sie befanden sich in einem engen und kurzen, durch irgend ein Naturereigniß entstandenen Engpaß. Nur wenige Schritte weiter und Rothschuh schob mit aller Kraft ein Felsstück zur Seite.

„Jetzt dein Licht herbei,“ sprach er zu Geldorp. „Da drinnen kannst du deine Gefangene in Sicherheit bringen.“

Geldorp brachte eine brennende Diebslaterne zum Vorschein und Theodora an der Hand nehmend, betrat er mit ihr eine Höhle. Dieselbe war von einer ziemlichen Tiefe und Breite. Die Decke war rauh und hing an einigen Stellen bis auf sechs Fuß herab, während an andern die Höhe wohl das Dreifache betrug. In einer Ecke erblickte Geldorp ein von Zweigen, trockenem Laub und Moos hergerichtetes Lager; dahin führte er das Opfer seiner Rache.

„Diesen schauerlichen Ort haben Sie zu meinem neuen Gefängnisse ausersehen?“ fragte Theodora, als sie sich darin umgesehen.

„Gefällt er dir etwa nicht?“ versetzte der Freibeuter mit einem höhnischen Lächeln.

„Barmherzigkeit!“ rief die arme Frau händeringend.

„Meine Barmherzigkeit rufst du an? Hast du nicht meine Liebe verschmäht, als ich vor dir auf den Knieen liegend dich flehentlich bat, das mir früher dargebrachte Gelübde der Treue nicht wieder zurückzunehmen?“

„Geldorp,“ erwiderte Theodora, „wie können Sie so sprechen? Nie ist es zwischen uns zu Gelübden der Treue gekommen. Als Sie mir Ihre Liebe gestanden, war ich ein junges, unerfahrenes Mädchen, und habe Ihnen auf den Besitz meiner Hand weder durch That noch Wort je Hoffnung gemacht. Das können Sie mir gewissenhafterweise nicht ableugnen. Sie haben eine Gattin gefunden und ich einen Gatten. Wir stehen uns daher völlig fremd einander gegenüber. Und jetzt suchen Sie an mir Rache, für welche nicht einmal ein Schatten von Grund vorhanden ist. Ich beschwöre Sie —“

„Deine Worte kannst du sparen,“ unterbrach sie Geldorp, „und dein Flehen bleibt auf mich ohne allen Eindruck. Hier mußt du bleiben.“

„Hier werde ich dem Hungertode erliegen.“

Digitized by Google

„Das nicht. Rothschuh wird dir das Nöthige bringen."

„Geldorp, Gnade! Ist denn Ihr Herz dem Mitleide gänzlich verschlossen? Es wäre eine unerhörte Grausamkeit, wenn Sie mich hier allein zurückließen."

Ohne auf Theodora's Flehen zu hören, löschte Geldorp das Licht seiner Laterne aus und verließ die Höhle. Theodora ließ sich an Geist und Körper erschöpft auf dem für sie bereiteten Lager nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Assisen der Pfalz. II. Quartal 1861.

(Sitzung vom 10. Juni.) Katharina Stöckel, 35 Jahre alt, Krämerin und Wirthin zu Hainfeld (Kanton Edenkoben), Wittwe des verlebten Bäckers, Wirths und Krämers Johann Philipp Nebel, des Kindsmords angeklagt, vertheidigt durch den k. Advocaten Hrn. Golsen.

Die Angeklagte war vor etwa vier Jahren mit ihrem Ehemann nach Hainfeld gezogen. Beide verhielten sich hier gut und keine Klage ward gegen sie laut. Nach dem Tode ihres Mannes bezichtigte aber die öffentliche Stimme die Angeklagte eines sittenlosen Lebenswandels und im vorigen Jahre ward sie schwanger, obwohl sie dies stets hartnäckig in Abrede stellte. Daß dieselbe jedoch ihren Zustand kannte, läßt sich kaum bezweifeln, da sie während ihrer Ehe sechs Kinder geboren hatte und durch die Hebamme und verschiedene Aerzte, die sie consultirte, über den Sachverhalt genügend aufgeklärt wurde. Auch steht fest, daß die Angeklagte vor ihrer Niederkunft anerkannt abortiv wirkende Mittel gebraucht hat, um, wie sie angibt, Kopfschmerzen zu vertreiben, ohne aber den wahren Zweck, die Beseitigung ihres Kindes, zu erreichen. So nahte die Zeit der Entbindung. Am 25. März l. J. verfügte sich die Angeklagte zu Dr. Lobstein nach Landau und klagte diesem über Schmerzen im Unterleibe. Auch dieser Arzt belehrte sie, daß sie schwanger sei, aber auch hier läugnete dies die Angeklagte hartnäckig. Abends um 5 Uhr kam sie nach Hause und klagte ihrer Dienstmagd ebenfalls über Schmerzen im Leib und legte sich dann zu Bette. Am folgenden Tage stand sie, wie gewöhnlich, um 6 Uhr auf, ging aber bald in ihr Schlafzimmer zurück. Etwa um 7 Uhr sah die Dienstmagd — eine bejahrte, brave Frau — nach der Angeklagten und machte den Vorschlag, die Hebamme zu rufen, nicht weil sie Verdacht hatte, sondern weil sie diese für gescheidter hielt, als sich selbst. Die Hebamme verordnete warme Ueberschläge und versprach wieder zu kommen. Die Angeklagte machte diese Ueberschläge nur kurze Zeit. Als die Dienstmagd wieder zur Angeklagten eingetreten war, fand sie dieselbe vor dem Bette stehend. Wittwe Nebel schickte nunmehr ihre Magd aus dem Zimmer, mit dem Auftrage, Kaffee zu wärmen. Als diese etwa eine Viertelstunde später zurückkehrte, fand sie die Angeklagte im Bett und vor demselben eine große Blutlache. Zu gleicher Zeit trat die Hebamme ein, und ihre erste Frage, nachdem sie die Spuren im Zimmer gesehen, war: „Wo ist Dein Kind?" Die Angeklagte läugnete auch jetzt noch, geboren zu haben. Erst am folgenden Tage gab sie den Versteck des Kindes an. Dasselbe war auf dem Speicher in einem Loche der Brandmauer unter zwei Ziegelstücken verborgen. Die Leiche war in ein Tuch eingeschlagen und wahrscheinlich in Folge des Einzwängens war das Köpfchen so fest auf die Brust gedrückt, daß Wange und Brust an den entsprechenden Stellen breitgedrückt waren. Am Halse fand man eine 6 — 7 Millimeter breite bläuliche Rinne. Das ärztliche Gutachten ging dahin, daß das Kind reif und ausgebildet gewesen sei, daß es nach der Geburt g lebt und daß es sein Leben durch gewaltsame Erstickung verloren habe, und wenn der Tod nicht vorsätzlich bewirkt worden sein sollte, so könne er nur die Folge der gröbsten und strafwürdigsten Nachlässigkeit von Seite der Mutter gewesen sein. Bezüglich der Art und Weise, wie das Kind getödtet worden sein könne, stellte der k. Kantonsarzt in seinem früheren Gutachten eine Vermuthung auf, die er aber bei der heutigen Verhandlung wieder verließ und als wahrscheinlich aufstellte, daß das Kind durch das feste Einbinden in das Tuch getödtet worden sei. Die Angeklagte gab an, sie sei in knieender Stellung im Bette niedergekommen. Da das Kind kein Lebenszeichen von sich gegeben

Digitized by Google

und sie es für todt gehalten habe, habe sie es, um ihre Schande zu verbergen, eingebunden und versteckt. Berührt habe sie es nicht, am allerwenigsten aber gewaltsam getödtet. Die Geschworenen sprachen sie der Tödtung ihres Kindes durch Fahrlässigkeit schuldig, worauf sie zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Lebensphilosophie.

Die Tugend ist das Göttliche, die Liebe das Menschliche im Menschen; wo sie sich vereinigen, da wird ein genügendes Dasein verlebt.

Mit der Liebe ist es, wie mit den Pocken; wer sie in seiner Jugend nicht gehabt hat, bekommt sie selten oder nie.

Verschiedenes.

Wittwe: Ach gnädigster Herr, mein Mann ist doch bei dem Baue Ihres Hauses umgekommen und hat mich mit 8 unversorgten Kindern hilflos zurückgelassen. Banquier: Die Anforderungen, die das Proletariat an uns stellt, häufen sich täglich mehr, man muß ein Rothschild sein, um allen genügen zu können. Ihr Mann ist, wenn ich nicht irre, des Morgens um 8 Uhr vom Gerüste gefallen, ich werde Ihr jetzt den ganzen Taglohn auszahlen lassen. Damit wird Sie doch zufrieden sein?

(Der Charlatanismus des Krankthuns.) Krank sein ist das Traurigste auf der Welt, und doch gibt es Leute, die ein immerwährendes Uebelbefinden affectiren. Es gibt Personen, besonders Frauenzimmer, denen das Kranksein, selbst das wirkliche, sehr gut steht; und ich kenne viele Männer, die niemals einem andern Frauenzimmer als einem unpäßlichen die Cour gemacht haben. Es ist wahr, es gibt nichts Unschöneres, als jene plumpen, fetten, rothbackigen Gesichter, die eine eiserne Gesundheit ankündigen, die Einen durch ihr strotzendes Aussehen zu verhöhnen scheinen. Man hat einen Widerwillen gegen diese Leute, wie gegen einen scharlachrothen Rock, gegen eine von Fett überfließende Speise. Man interessirt sich hingegen für die blassen Gesichter, aus denen das Leben zu entfliehen scheint, und man unternimmt sie zu lieben, denn es liegt viel Poesie, viel Reiz in der Angst, sie bald wieder zu verlieren. So liebt eine Mutter oft das kränkliche, melancholische, leidende Kind mehr als das lebhafte, heitere und von Gesundheit strotzende. Man spielt Krankheit, wie man Gefühl spielt, wie man Heiterkeit grimassirt. Es gibt kein Frauenzimmer, die es nicht unternommen hätte, ein oder mehrere Mal in ihrem Leben, sich in den Augen ihres Anbeters als eine Brustkranke herauszustellen, wenn ihre physische Beschaffenheit nur halbwegs diesem sentimentalen Kalkul keinen Strich durch die Rechnung macht. Es ist eine Wonne für diese Damen, Besorgnisse und Schrecken in das Männerherz zu werfen. Die Personen, die an ernstlicher Krankheit leiden, beklagen sich im Gegentheil sehr wenig und scheinen von ihrem Uebel gar nichts zu wissen. Eine höhere, tröstende Macht scheint vor der Gefahr die Hoffnung gepflanzt zu haben, die dem Tode als Maske zu dienen scheint. Es gibt eine Unzahl von conventionellen Krankheiten, deren sich der Bonton bedient. Die Modedamen haben seit undenklichen Zeiten eine Vorliebe für Migräne. Eine Ohnmacht, ein Nervenanfall stehn ihnen zu jeder Minute, bei jeder Gelegenheit zu Gebote. Die größten Virtuosinnen im Krankthun sind jedoch Schauspielerinnen und Sängerinnen. — Welche Verheerungen der Charlatanismus des Krankthuns auf der bretternen Coulissenwelt anrichtet, lehrt die tägliche Erfahrung und die Theaterzettel. Die Hauptpanaceen gegen dieses simulirte Unwohlsein der dramatischen Menschheit sind wohl, daß man einen Rivalen oder eine Rivalin, die die Rolle besser spielen oder singen, als Ersatz auftreten zu lassen droht, oder auch ein gutes Spielhonorar. Vom Gelehrten bis zum Schulknaben schreit sich Alles krank aus Interesse, Faulheit oder Affectation.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 76. Dienstag, den 25. Juni **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

16.

Peter van der Veer's Zustand war dem eines Menschen gleich, der sich plötzlich des Gebrauches seiner Vernunft beraubt sieht. Hilf- und rathlos saß er in der Wohnstube seines Wirthes, die Augen starr auf den Boden gerichtet, während sein schwer gedrücktes Herz sich ab und an durch einen tiefen Seufzer Luft machte. Manuel trat geräuschlos ins Zimmer und mitleidigen Gesichts blickte er seinen Herrn an. „Mein guter Herr," begann er, „noch wird Hilfe möglich sein. Weisen Sie meinen guten Willen und den der Andern nicht zurück, und lassen Sie sich von der Verzweiflung nicht ganz bewältigen."

„Ich nicht verzweifeln, Manuel? Den Umfang meines Verlustes kann Keiner ermessen. Mein Sohn und mein Weib sind mir beide entrissen. O, dieser Geldorp! Er hat das Herz eines Teufels und scheint über die Macht eines Teufels gebieten zu können. Die Colonie ist ganz von Indianern umzingelt und diese sind für einige Maß Rum zu irgend welcher Gewaltthat gegen die Weißen, welche sie als Eindringlinge betrachten, zu erkaufen. Wie kann unter diesen Umständen mir noch zu helfen sein?"

„Dennoch kann meine Herrin wieder aufgefunden werden. Ich bin hier, um Ihnen zu sagen, daß die Sklaven Ihres Wirthes mit seiner Genehmigung bereit sind, nach der guten Frau, überall wo sie nur zu vermuthen ist, Nachforschungen anzustellen. Den anzustellenden Feldzugsplan haben wir schon besprochen."

„Möge Gott seinen Segen dazu geben. Gehet und thut, was ihr könnt. Huybert hat mir versprochen, mich zu dem Gouverneur zu begleiten. Nehmet eines der Böte, es sind ja mehrere da. Huybert und ich werden uns schon selbst hinüber rudern."

Nachdem Manuel mit den Huybert'schen Sklaven ein Boot bestiegen, schickten sich van der Veer und Huybert zu der Fahrt nach der Stadt an. Der alten Hagar und dem sechsten Sklaven wurde die Bewachung des Hauses anvertraut.

Der Gouverneur hörte van der Veer's Vortrag mit ziemlicher Gleichgiltigkeit an. Auch war er nicht geneigt, die beantragte sofortige Einziehung Geldorp's zu verfügen. Ein genügender Grund sei dazu nicht vorhanden; höchstens könne man ihn wegen dieser That in Verdacht haben, und da van der Veer noch kein grundbesitzendes Mitglied der Colonie sei, so müsse er Anstand nehmen, dem an ihn gestellten Ansuchen zu willfahren.

Huybert, den die von dem Gouverneur an den Tag gelegte Kälte und Gleichgiltigkeit im höchsten Grade erbitterte, trat jetzt vor. „Ich bitte Folgendes zu Protocoll zu nehmen," rief er. Der Regierungssecretär nahm die Feder zur Hand und schrieb, wie Huybert ihm vorsagte, nieder: „Ich, Hendrick Huybert, ein freier und angesessener Bürger der Colonie Neu-Niederland, klage den Einwohner Kaspar Geldorp von Neu-Amsterdam hiemit an, daß derselbe hinterlistiger- und verbrecherischerweise die Ehefrau des augenblicklich bei mir wohnenden Kaufmanns van der Veer aus Amsterdam in der gestrigen Nacht aus meiner Behausung entführt hat, und behaupte fernerweit, daß besagter Kaspar Geldorp dieselbe gegen den Frieden und die Gesetze der Colonie widerrechtlich in Gefangenschaft hält."

Digitized by Google

Nun wurde ein Haftbefehl gegen Geldorp ausgefertigt und derselbe den Unterbeamten der Colonie zur schnellsten Ausführung übergeben.

Mittlerweile waren die Neger den Tag über ihrerseits nicht unthätig geblieben. Ohne Aufsehen zu erregen, hatten sie bei Geldorp's Nachbarn über das Thun und Treiben desselben am gestrigen Tage Erkundigungen einzuziehen gesucht und zuletzt von einem Fischer erfahren, daß er Abends zuvor mit einigen von seinen Leuten in der Richtung auf Pavonia zu gefahren sei. Dies war wenigstens Etwas, worauf sich Vermuthungen gründen ließen. Manuel meinte nach einigem Nachdenken, daß der Flibustier die geraubte Frau nach seinem Schiffe gebracht haben könne, weßhalb er vorschlug, zuvörderst die Ankerstelle desselben, welche aller Wahrscheinlichkeit nach innerhalb des Sandy-Hook sich befinden werde, ausfindig zu machen. Dahin ging's nun ohne weitern Aufschub, und wurden die Bucht, einige Engen und selbst mehrere Flüsse, jedoch ohne allen und jeden Erfolg durchforscht.

(Fortsetzung folgt.)

Assisen der Pfalz. II. Quartal 1861.

(Sitzung vom 11. Juni.) Christian Schuhmacher, 41 Jahre alt, Steinhauer von Oberndorf (Kanton Obermoschel), des qualifizirten Diebstahls angeklagt, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Sauter.

Am Ostermontage wurde die Entdeckung gemacht, daß in der Kirche zu Oberndorf, welche ringsum von einer niedern, leicht übersteigbaren Mauer eingeschlossen ist, der Opferstock erbrochen und seines Inhaltes — etwa 10 fl. — beraubt worden war. Dieser Opferstock ist ein aus Eichenholz gefertigter viereckiger Pflock, 81 Centimeter hoch, 17 Centimeter tief und breit, oben ist er ausgehöhlt und mit einer Platte von Eisenblech geschlossen, in welcher sich eine Oeffnung zum Hineinwerfen des Geldes befindet. Vorn befindet sich eine Oeffnung in Form eines Rechteckes, in welcher eine blecherne Schublade sich befindet, die durch ein etwas größeres Eisenblech bedeckt war, welches durch zwei eiserne sich kreuzende Querbänder überschlossen ward. Diese waren gewaltsam aufgesprengt und am Holze zeigten sich die Spuren eines eingezwängten Meisels oder eines ähnlichen Instruments. Das Thor der Kirche, überhaupt schwer verschließbar, war auch von Ostersonntag auf Ostermontag nur in der Schlinke, nicht verschlossen. Der Verdacht des Diebstahls fiel alsbald auf den Angeklagten, der als ein Mann bekannt ist, der mehr Geld ausgibt, als er verdient, gern Karten spielt, die Wirthshäuser frequentirt und eine Masse Schulden hat. Durch die Untersuchung ward festgestellt, daß die neben dem erbrochenen Opferstocke aufgefundenen Streichhölzchen von derselben Größe und Beschaffenheit waren, wie diejenigen, die in der Behausung des Angeklagten vorgefunden worden sind, und daß ein bei ihm aufgefundener Meisel ziemlich genau in die am Opferstock gefundenen Spuren paßte. Der Angeklagte hatte sich am Ostermontage nach Meisenheim begeben und überall, wo er einkehrte, seine Zeche mit Kupferkreuzern bezahlt, auch Silbergeld gegen Kupfermünzen eingetauscht. Auch machte er noch verschiedene Ausgaben mit Kupferkreuzern und preußischen Dreipfennigstücken. Bei seiner Verhaftung fand man ebenfalls solche Münzen in seinem Besitz. Bei seiner Rückkehr von Meisenheim kehrte er in Mannweiler ein. Dort sprachen die Gäste vom Diebstahle, der Angeklagte benahm sich aber dabei so gleichgiltig und theilnahmlos, daß es allen Anwesenden auffiel. Als das Gericht in Oberndorf eintraf, begab sich der Angeklagte alsbald in den Steinbruch. Des andern Tages wurde er verhaftet. Vor Ostern hatte derselbe wenig Geld eingenommen, mußte sogar, um seinen Gesellen auszuzahlen, am Ostersonntag Geld leihen. Der Angeklagte behauptet, das in Meisenheim ausgegebene Geld erübrigt zu haben; die verdächtigen Münzsorten will er auf dem Wege dahin von zwei ihm unbekannten Handwerksburschen, die aber trotz der genauesten Nachforschung nicht aufgefunden werden konnten, eingetauscht haben. Es ist in dieser Beziehung auch festgestellt, daß am Ostermontag weder in Meisenheim, noch in der Umgegend ein Handwerksbursche gesehen worden ist. — Die Geschworenen sprachen den Angeklagten ohne den erschwerenden Umstand des Einsteigens über die Kirchhofmauer des ihm zur Last gelegten criminellen Diebstahls schuldig,

Digitized by Google

worauf er zu 5jähriger Zwangsarbeit verurtheilt wurde.

In der Sitzung vom 12. Juni wurde Heinrich Neumann, 21 Jahre alt, lediger Taglöhner von Kirrberg, vertheidigt durch den k. Advokaten Hrn. Vollmar, eines gewaltsamen Angriffs auf die Schamhaftigkeit schuldig erklärt und zu 5jähriger Einsperrung verurtheilt.

(Sitzung vom 13. Juni.) 1) Johannes Peter, 22 Jahre alt, Taglöhner von Wachenheim, 2) Peter Ottinger II., 45 Jahre alt, Taglöhner von Zeiskam, Beide der Theilnahme an einem durch den Soldaten Heinrich Niederhöfer von Rodenbach verübten qualificirten Diebstahl angeklagt; Ersterer vertheidigt durch den Hrn. Rechtskandidaten Vogel, Letzterer durch den Hrn. Rechtskandidaten Pfender.

Der Angeklagte Peter, der ein durchaus verdorbener, arbeitsscheuer, dem Bettel und Diebstahl ergebener Bursche ist, zog gewöhnlich in der Zeit, die er nicht im Gefängniß zubrachte, als Landstreicher umher. Im Laufe des vorigen Winters trieb er sich vagabundirend in der vordern Pfalz herum und hatte seinen gewöhnlichen Unterschlupf bei dem Angeklagten Ottinger. Auf seinen Streifereien kam er am Abend des 1. Februar l. J. mit dem gleich übel berüchtigten Heinrich Niederhöfer nach Sondernheim. In dem dortselbst befindlichen unbewohnten, am Ende des Dorfes stehenden Tabaksschoppen gewahrten sie zum Trocknen aufgehangene Wäsche. Mit ihren Messern schnitten sie jeder eine der den Tabaksschoppen einschließenden Latten in der Höhe von etwa einem Meter vom Boden durch, brachen dieselben heraus und nun schlüpfte Niederhöfer in den Schoppen und entwendete die Wäsche, während Peter Wache hielt. Beide theilten sofort ihre Beute und trugen sie zu Peter Ottinger, welcher ebenfalls seinen Antheil bekam. Ottinger ist schlecht beleumundet, er wurde schon vier Mal wegen Diebstahls bestraft und machte, wie die Ortsbehörde angibt, ein förmliches Geschäft daraus, alles schlechte Gesindel zu beherbergen. Dem Eigenthümer der gestohlenen Effekten, Polizeidiener Mellein von Sondernheim, gelang es erst im April, auf die Spur der Thäter zu kommen. Er brachte nämlich in Erfahrung, daß wegen gestohlener Wäsche zwei Bursche bei Ottinger Streit bekommen hätten. Dies führte zur Ermittelung der Diebe. Peter legte alsbald ein umfassendes Geständniß ab, während Ottinger stets beharrlich in Abrede stellte, gewußt zu haben, daß die Wäsche, von der er einen Antheil bekommen, gestohlen gewesen sei. Beide Angeklagten wurden schuldig erklärt und zu 5jähriger Zwangsarbeit verurtheilt.

Mit dieser Prozedur endeten die Sitzungen für das II. Quartal 1861.

Gemeinnütziges.

Der „Fortschritt" meldet, daß der Obstwein einen sehr angenehmen Geruch und Geschmack bekomme, wenn man den bekannten Waldmeister über das offene Spundloch des gefüllten Fasses lege.

Lebensphilosophie.

Ach! wie Blumen sich entfärben,
Wenn ein Hauch den Schmelz entführt,
Muß der Liebe Blüthe sterben,
Von der Sünde Hauch berührt.
Edles Feuer schöner Jugend,
Bebe vor der Schuld zurück!
Lieb' erfiegt allein die Tugend;
Nur der Unschuld blüht das Glück.

— Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen; es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unsre Angst in fremden Busen zittert,
Daß unsre Leiden fremde Augen wässern!

Verschiedenes.

Der Regisseur hatte in einem Stücke die Soldaten so vertheilt, daß links in den Coulissen die Römer, rechts die Griechen standen. Bei der ersten Vorstellung des Stücks kamen die Griechen nicht schnell genug heraus, da lief der Regisseur auf die rechte Seite und schrie:

Digitized by Google

„Geschwind, geschwind hinaus, Griechen!“ Die Statisten, welche kriechen verstanden, legten sich schnell auf den Bauch und krochen hinaus.

(Die Kostgänger unsres lieben Herrgotts.) Wenn ich so anschaue, wie viel verschiedene Kostgänger unser lieber Herrgott zu erhalten hat, und wie er sie alle mit Liebe und Geduld, mit Nachsicht und Güte behandelt, so kann ich nicht umhin, den Menschen zuzurufen: „Nehmt euch ein Exempel daran!“ Wenn ich so den zarten, runden Freitisch, die Erde, ansehe, wie der liebe Gott ihn alle Winter mit schneeweißem Tischtuche deckt, damit Alles nach der Arbeit des Sommers sich hinsetze und esse; wie er alle Sommer den grünen Wachstaffet über diesen Tisch deckt; wie er dann aufträgt diese Gerichte ohne Zahl, und die edelsten Getränke sonder Maß, und seine Einladungskarten ergehen läßt an jegliches Geschöpf, so möchte ich den lieben Menschen zurufen: „Nehmt euch ein Exempel daran!“ — Mit welcher himmlischen Langmuth erträgt unser liebe Herrgott alle die tausend kuriosen und wunderlichen Kostgänger an seinem Freitische! Er brauchte doch nur mit den Wimpern zu zucken, und sie wären nicht; er brauchte nur zu hauchen, und sie wären zergangen; aber er zuckt nicht, er haucht nicht, sondern er geht herum mit einem milden Lächeln um seinen Tisch, und er bewirthet den feinen Gast wie den ungehobelten Gesellen, den bescheidenen Wenigesser wie den nimmersatten Vielfraß, den Dankenden wie den Undankbaren, den, der ihn lobpreiset und segnet, wie den, der ihn läugnet und lästert, er bewirthet sie allesammt mit gleicher unerschöpflicher Huld und Barmherzigkeit, und darum möchte ich den Menschen immer zurufen: „Nehmt euch ein Exemplar daran!“ — Ihr Menschen also, die ihr alle als Kostgänger zu Gaste sitzt an dem großen runden Freitisch der Erde, seid nicht ungeberdig und nicht bärbeißig, stoßt euch nicht die Ellenbogen zusammen, reißt euch nicht die Bissen aus dem Munde, schlagt euch nicht die Gläser an den Kopf, denn wahrhaftig dadurch verletzt ihr die Gastfreiheit gegen den großen Kostgeber, dem ihr Nichts bezahlt und bei dem ihr nur eingeladen seid zur Mahlzeit des Lebens. Treibt es nicht zu bunt, denn gedenkt, der Gastgeber könnte euch Alle zusammen zur Thüre hinauswerfen und euch zurufen: „Habe ich euch darum Alle, Alle eingeladen zu meinem Tisch, euch aufgethan alle meine Speisezimmer und Vorrathskammern und Schatzkästlein, damit ihr euch untereinander voll Neid und Mißgunst, voll Geiz und Habsucht, voll Rechthaberei und Klaubseligkeit, voll Dünkel und Hoffarth meine Gaben streitig machen sollt? Ich habe euch Alle an meinen Tisch gezogen und euch die Plätze angewiesen, und ihr wollt sie euch gegenseitig streitig machen? Ich habe euch Alle aufgenommen, den Gerathenen wie den Mißrathenen; den Frommen wie den Gottlosen; den auserlesenen Geist und den Blödsinnigen; ich weise Keinen von meinem Tisch, und ihr untereinander wollt euch ewig großmeistern und zuchthäuslern? Wartet nur ein Bischen, bis ich die Tafel des Lebens aufgehoben habe, und die Posaune des jüngsten Gerichts euch ein „Prost die Mahlzeit“ zurufen wird; dann werdet ihr alle euere Anmaßungen wie die Servietten zusammenrollen und niederlegen, und ihr werdet aufstehen von dem Divan und von dem Armen-Sünder-Schemel, und Keiner wird mehr wissen, auf welchem Platze er gesessen hat; darum, ihr armen Schlucker und Kostgänger, Hungerleider und Brasser, seid verträglich an meinem Freitisch, und wenn die Schüssel herumgehet, fische Jeder zufrieden sein Theilchen heraus, und begnüge sich mit dem Gerichte, das an ihn kömmt, und drängt euch nicht, und sehet euch nicht neidisch und mißgünstig in das offene Maul.

Der Besitzer einer großen Landwirthschaft hieß „Tod“; da kam eines Nachts ein Dieb und räumte ihm ein ganzes Krautfeld ab, setzte darein aber eine Stange mit einem Zettel, worauf die Worte standen: „Für den Tod ist kein Kraut gewachsen.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 77. Donnerstag, den 27. Juni **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Nach Sonnenuntergang legten die von ihrer Kreuzfahrt zurückgekehrten Neger ihr Boot der Veste gegenüber an. Bald darauf sahen sie Geldorp's Hausthür sich öffnen und aus derselben vier Personen heraustreten. Zu bemerken ist noch, daß kurz zuvor die erste Mondsichel am Firmament erschienen war, und da sämmtliche Schwarze dieselbe an ihrer linken Seite erblickt hatten, so hielten sie dies in ihrem Aberglauben für ein Zeichen der übelsten Vorbedeutung hinsichtlich des Gelingens ihres Unternehmens.

„Ha!" flüsterte Manuel, „da ist ja auch der Schurke Pedro Gostra. Nehmen wir uns vor ihm in Acht; ich kenne ihn, da ich mit ihm gearbeitet habe. Ei, ei! Geldorp ist ja auch dabei. Laufet nur nicht davon. Besteigen sie ihr Boot, so thun wir dasselbe und folgen ihnen nach."

Geldorp schiffte sich mit seinen Gefährten ein, Pedro Gostra aber ging schnell auf die Neger zu.

„Holla!" rief er, indem er die Kette des Bootes der Neger ergriff, „dies ist Eigenthum der Compagnie."

„Laß die Kette fahren," versetzte Manuel, „das Boot gehört dem Herrn Hendrick Huybert," und dabei stieß er den Zudringlichen zur Seite. Was aber der riesenstarke Neger nur für einen sanften Stoß gehalten, genügte, um Pedro zu Falle zu bringen. Dieser jedoch, indem er sich schnell wieder aufraffte, zog ein Messer hervor und sprang damit auf Manuel, der ihm schon wieder den Rücken zugewandt hatte, ein. Edgar, der die Klinge in der aufgehobenen Hand des Meuchlers blinken sah und befürchtete, daß er sie schon in dem nächsten Augenblicke in den Nacken seines Freundes bohren werde, zog, ohne sich weiter zu bedenken, sein in der Brusttasche steckendes Pistol hervor, legte es auf den Kopf Pedro's an, drückte ab, und zerschmetterten Gehirns lag dieser zu Boden.

„O weh!" rief Manuel, „was hast du gethan? Das kann für uns von sehr schlimmen Folgen sein. Du hättest ihm nur das Messer aus der Hand zu schlagen brauchen und dann würde ich ihn schon vollends unschädlich gemacht haben."

„Aber welch' schlimme Folgen haben wir denn zu befürchten?" fragte Edgar.

„Dein gut gemeintes aber voreiliges und unbesonnenes Handeln wird ohne Zweifel ein Mord genannt werden. Gewiß, ein Mord. Denn wie können wir den Beamten begreiflich machen, daß wir sechs gegen einen Mann nicht hätten aufkommen können? Sehet, da kommen sie schon. Höret, Keiner verräth, was Edgar gethan. Einer stehet für Alle und Alle stehen für Einen."

Der Schuß war sowohl von Geldorp als in der Veste gehört worden, und er und die Beamten trafen bei den sechs Negern fast gleichzeitig zusammen.

„Was ist hier vorgefallen?" fragte einer der ersteren.

Geldorp schnitt den Negern das Wort ab. „Sie haben den armen Pedro Gostra erschossen," sprach er, indem er auf die Leiche desselben hinwies. „Die Thäter sind die Sklaven des Herrn Hendrick Huybert. Im Uebrigen ist mir die Sache leicht erklärlich. Dies Boot gehört der Compagnie. Ich weiß, daß es vor einiger Zeit gestohlen worden ist, und wunderte mich, es wieder hier zu sehen.

Digitized by Google

Als ich Pedro darauf aufmerksam gemacht, ist er hingegangen, um sich des Bootes zu bemächtigen, und jetzt sehen Sie, wie der arme Teufel dabei gefahren ist."

Die Neger wurden alsbald verhaftet, in die Veste abgeführt und dem Gerichtsfiskal, dem Gouverneur und dem Secretär von dem an Pedro Gostra verübten Morde Kenntniß gegeben.

Noch an demselben Abend fand das Verhör der Beschuldigten in Gegenwart der eben genannten und einiger andern hohen Colonialbeamten statt. Es war beschlossen worden, jeden derselben einzeln vorzunehmen. Geldorp hatte sich dabei die Rolle des hauptsächlichsten der Zeugen zugetheilt.

„Beiläufig bemerkt," sprach der Gouverneur zu Geldorp, „Sie werden doch nicht die Frau des Herrn Peter van der Veer entführt haben? Das wäre ein erschrecklich thörichter Streich. Aber der verlassene Gatte hat Sie des Raubes seiner Frau angeklagt und ist demgemäß ein Haftbefehl gegen Sie ausgefertigt. Natürlich kann von der Ausführung desselben jetzt nicht mehr die Rede sein."

„Ich bitte Eurer Excellenz versichern zu dürfen, daß van der Veer sich dieserhalb in einem schrecklichen Irrthume befindet. Er muß wahnsinnig geworden sein. Nicht genug, daß er behauptet, ich hätte ihm seinen Jungen entwandt, soll ich ihm nun auch noch sein Weib gestohlen haben. Wahrhaftig, Excellenz, ich habe an einer Frau schon genug."

„Doch spricht van der Veer zur Begründung seiner Anklage, daß zwischen Ihnen Beiden schon von langer Zeit her eine arge Feindschaft herrsche."

„Ja, vor längerer Zeit haben wir in Amsterdam 'mal eine Zwistigkeit gehabt, die ist aber von mir schon längst vergessen."

„Bei Alledem ist es doch ebenso unerklärlich wie auffallend, daß ihm Weib und Kind gestohlen sind," bemerkte der Gouverneur.

„Die Sache wird sich mit der Zeit wohl von selbst aufklären. Die Indianer —"

„Sehr wahrscheinlich," fiel der Gouverneur ein, wobei er sich dem Fiskal zuwandte. „Wollen Sie nicht mit der Vernehmung der Neger beginnen?"

17.

Das Verhör begann mit Manuel.

„Ich stand mit meinem Gefährten am Ufer neben unserem Boote," sprach er, „als Gostra erschien, die Kette desselben ergriff und uns erklärte, es gehöre der Compagnie. Ich entgegnete ihm, daß er die Kette fahren zu lassen hätte, er befände sich in einem Irrthume, und stieß ihn dabei zur Seite. Gerade als ich die Kette losgebunden, hörte ich den Knall einer Pistole und mich umsehend, gewahrte ich, daß Gostra tödtlich getroffen auf dem Boden lag."

„Wer von euch hat das Pistol abgefeuert?" fragte der Fiskal.

„Das weiß ich nicht; fünf Männer standen hinter mir."

„Wessen Eigenthum ist denn das fragliche Boot?" fragte der Fiskal.

„Das des Herrn Hendrick Huybert."

„Und was hattet ihr denn damit zu schaffen?"

„Wo möglich den jetzigen Aufenthaltsort der geraubten Frau van der Veer auszuforschen."

Manuel wurde abgeführt und Edgar trat jetzt ein. Dieser sagte aus, wie er gesehen, daß Pedro Gostra ein Messer in der Hand gehabt und mit demselben Manuel, der ihm den Rücken zugewandt hatte, einen Stich habe versetzen wollen. Indeß wurde Pedro daran verhindert, da in diesem Augenblick ein Pistolenschuß ihn niedergestreckt habe.

Die Aussagen der übrigen Sklaven, Kato, Simon, Kongo und Antonio, welche alle einzeln hereingerufen wurden, stimmten mit der Edgar's im Wesentlichen überein.

Als das Verhör beendigt war, beriethen sich die Beamten, wie nun weiter zu verfahren. Ein derartiger Fall war ihnen in der Praxis noch nicht vorgekommen. Das corpus delicti war vorhanden und der Tod des Negers Pedro wurde einem wohl überlegten Morde zugeschrieben. Von einer Selbstvertheidigung oder Nothwehr konnte gar keine Rede sein, denn Einer, wenn auch mit einem Messer bewaffnet, vermochte gegen sechs Personen nichts auszurichten.

Nach fernerer Berathung ward beschlossen, die Neger am folgenden Morgen einem nochmaligen Verhöre vor offenem Gericht zu unterziehen, welcher Verhandlung van der Veer und Huybert, nach gehöriger Vorladung, mit beiwohnen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Hochzeit in Paris.

In der deutschen Kolonie einer östlichen Vorstadt von Paris ereignete sich kürzlich folgender komische Vorfall:

Ein Arzt, Namens X . . ., der nur in einer Heirath das Mittel zu finden hoffte, sich in den Besitz eines Vermögens zu setzen, lernte bei einem Concerte die Tochter des Fabrikanten Y . . . kennen, der die Schwäche besitzt, sich gerne für wohlhabender auszugeben, als er wirklich ist, und da Herr X . . . hier seine längst gehegten Wünsche zu realisiren glaubte, so bewarb er sich um die Hand des Mädchens, die ihm auch von Vater und Tochter freudig gewährt wurde.

Der Tag zur Hochzeit wird bestimmt und da Herr Y . . . in diesem Feste eine günstige Gelegenheit sieht, die Welt im Glauben an seinen Reichthum zu bekräftigen, so wird eine für seine Tochter äußerst kostbare Ausstattung angeschafft und selbe durch 8 Tage zur Besichtigung öffentlich ausgestellt, dem Schwiegersohne jedoch nur eine Mitgift von 15,000 Franken zugesichert, welche er am Morgen des Hochzeitstages bekommen sollte.

Diese Vermählung erregte eine ungeheure Sensation in dem betreffenden Quartiere und Viele beneideten den glücklichen Arzt, von dem man glaubte, daß er ein fürstliches Vermögen bekommen werde. Andere aber, die Herrn Y . . . schon längst seiner Prahlerei wegen nicht sehr zugethan waren, machten den Bräutigam aufmerksam, daß sein zukünftiger Schwiegervater ein schlauer Fuchs und lange nicht so wohlhabend sei, als dieser die Welt glauben machen wolle, und er deßhalb auf seiner Hut sein möge, um nicht eine Braut ohne Vermögen zu bekommen.

Herr X . . . glaubte wohl nicht sehr hieran, aber er nahm sich dennoch vor, nur mit Klugheit zu Werke zu gehen.

So rückte der bestimmte Hochzeitstag heran. Eine lange Reihe prachtvoller Wagen stand bereits vor der Fabrik des Herrn Y . . . und in den Salons desselben bewegte sich eine bunte Menge reichgeputzter Damen und Herren. Die Beglückwünschungen waren längst vorüber, die bestimmte Stunde der Trauung bereits abgelaufen, aber — der Bräutigam fehlte noch. Die Braut wurde in ihrer ängstlichen Aufregung bald blaß, bald roth; der Vater sah mit jeder Minute mißmuthiger auf die Uhr und die Mutter mit sehnsüchtigen Blicken zum Fenster hinaus, die Gäste zischelten sich Verschiedenes in die Ohren und manches Mädchen lachte boshaft im Geheimen.

Es schlug 12 Uhr, und da die Trauung auf 11 Uhr angesetzt war, so entschloß sich Herr Y . . ., mit dem Zeugen der Braut selbst zu Herrn X . . . zu fahren, um nachzusehen, was diesen veranlassen konnte, so lange zu zögern.

Nach wenigen Minuten traten die beiden Herren bei dem Bräutigam ein und waren wie vom Schlage gerührt, denselben im Schlafrocke und mit einem Buche in der Hand auf seinem Sopha liegen und lesen zu sehen.

„Ha, was machen Sie denn?" rief Herr Y . . . dem jungen Arzt höchst aufgebracht entgegen. „Wissen Sie denn nicht, daß Sie um 11 Uhr hätten zur Trauung kommen sollen?"

„Zur Trauung? Heute?" sagte dieser befremdet, aber anscheinend ganz ruhig. „Dies muß ein Irrthum sein, denn Sie selbst bestimmten, daß ich am Morgen dieses Tages von Ihnen 15,000 Franken zu bekommen habe; da dies bis jetzt nicht der Fall gewesen, so kann auch von der Trauung keine Rede sein."

Das Gesicht des Herrn von Y . . . wurde vor Zorn und Scham zinnoberroth; er suchte aber seinen Unmuth zu unterdrücken, um sein Haus und seine Familie vor der Schande zu bewahren, aus der Heirath seiner Tochter im letzten Momente Nichts werden zu sehen.

Herr Y . . . hatte sein ganzes verfügbares Vermögen bei sich, und dieses bestand in 6000 Franken; der Zeuge seiner Tochter gab ebenfalls 2000 Franken dazu, aber der hartnäckige Bräutigam ließ sich noch immer nicht bestimmen, zur Trauung zu gehen, sondern beharrte auf dem Empfang der ganzen Summe, um, wie er sagte, später den Frieden der Familie nicht zu stören und keine Unannehmlichkeiten zu haben.

Herr Y . . . mußte sich bequemen, schnell zu einigen Freunden zu gehen, um sich den fehlenden Betrag zu borgen, und erst, als er die vollen 15,000 Franken seinem Schwiegersohne übergeben hatte, warf dieser seinen

Digitized

Schlafrock ab und stand nun höchst elegant in schwarzer Toilette vor seinem Schwiegervater, dem er nun mit außerordentlicher Höflichkeit folgte.

Als sie im Kreise der geladenen Hochzeitsgäste anlangten, herrschte hier bereits eine peinliche Stimmung. Die Braut weinte und die Anwesenden befanden sich in der größten Verlegenheit; das Erscheinen des Bräutigams aber verursachte sogleich eine freudige Bewegung, da sich dieser mit dem boshaften Witze entschuldigte: „Verzeihen Sie, meine Herrschaften, mein spätes Erscheinen, aber ich bin Arzt und mußte noch vorher einen alten Herrn schröpfen.“

Nun beeilte man sich, so schnell wie möglich auf die Mairie und in die Kirche zu kommen. Braut und Bräutigam standen bereits vor dem Altar und der Priester liest die übliche Formel; er fragt die Braut, ob sie ihrem Manne für immer angehören, Leid und Freud' mit ihm tragen und ihm unterthänig sein wolle. Und diese antwortet schüchtern und mit leiser Stimme: „Ja!“

Hierauf richtete der Priester an den Bräutigam die bedungenen Fragen, und als dieser ebenfalls aufgefordert wird, zu antworten, greift er an seine Brusttasche, und da er in derselben die bewußten 15,000 Franken fühlt, sagt er mit lauter und vernehmlicher Stimme: „Ja!“

Die Vermählung wurde beendigt — wie wird die Ehe werden?

Lebensphilosophie.

Wollust und Liebe sind so verschieden, als der Platzregen eines Gewitters vom befeuchtenden Morgenthau. Jener schlägt die Wiesenblumen darnieder in Schlamm; dieser erhebt sie zu dem sanften Reize, mit dem die Natur — wie aus dem Bade — noch einmal so schön hervortritt.

Der Mann sollte nie seinetwegen, ausgenommen vor Entzückung, weinen. (?!)

Verschiedenes.

Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo wurde auf einer kleinen Insel des Medway flusses, nicht weit von Chatham, von zwei professionellen Boxern um die Championship und den großen Ehrengürtel der englischen Boxerei gekämpft, der seit dem berühmten Kampf zwischen Heenan und Sayers zu vergeben war. Der Kampf war einer der außerordentlichsten in den Annalen der Boxerei. Hurst und Mace sind die Namen der Mächtigen, die um den Gürtel rangen. Jener, ein Mann von herkulischer Stärke, 6' 4" hoch, von stark ausgebildeter Muskulatur, ein Riese, der mit einem einzigen Schlage, wenn nicht einen Ochsen, doch einen Menschen fällen kann, aber sonst kein Boxer von Talent und Geschick. Dieser im Vergleich zu ihm ein schwächliches Individuum, blos 5' 8" hoch, dabei aber wohlgeformt und in allen Künsten des edeln Faustkampfs wohlbewandert. Der Kampf dauerte 50 Minuten, es wurden wohl ein Dutzend Gänge gemacht, und — um kurz zu sein, der Riese wurde geblendet, jämmerlich zerschlagen und so fürchterlich zugerichtet, daß der Rasen von seinem Blute getränkt wurde, während sein Gegner auch nicht einen einzigen Stoß erhielt. Mace ist somit Boxerkönig und trägt den Ehrengürtel, bis ein Anderer ihm denselben entreißt.

Ein Rechtspraktikant erhielt die längst ersehnte Anstellung in einem entfernten Städtchen, und man wollte wissen, geringe Fähigkeit habe bisher seiner Beförderung hemmend im Wege gestanden. In der Freude seines Herzens hatte er sich noch desselben Abends ein Räuschchen und als Folge dessen eine schmerzhafte Contusion der Stirne zugezogen, welche ihn nöthigte, ein Pflaster aufzulegen. Tags darauf bringt der Jude *** bei dem neuen Staatsdiener ein Anliegen vor, findet aber wegen angeblicher Vorkehrungen zur eiligen Abreise desselben kein williges Gehör. „Herr Actuar,“ sagt der Jude, „reisen Sie sobald noch nicht ab!“ — „Warum?“ — „Nun, wenn Sie so mit dem Pflaster an der Stirne nach *** kommen, so sehen alle Menschen, daß Sie auf den Kopf gefallen sind.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 78. Samstag, den 29. Juni **1861.**

Lampus' Testament.

(Ein rheinhessisches Volkssprüchwort.)

Zu Spießheim bei dem Becher saß
Ich jüngst; Gott weiß, woran ich dachte,
Daß ich das Trinken just vergaß,
Als mir es zu mein Vetter brachte.

Und als ich in Gedanken da
Ein Weilchen so vertieft gesessen,
Sprach freundlich er: Herr Vetter, ja
Ich: Lampus' Testament vergessen!

Sein seltsam Wort verfehlte nicht,
Zu wecken mich aus meinem Sinnen;
Ich sah ihm fragend in's Gesicht
Und hörte also ihn beginnen:

Zu Odernheim am Petersberg
Da wohnte einst ein wackrer Zecher;
Der war im Trinken just kein Zwerg
Und stets ein Freund der vollen Becher.

Er schrieb sich Lampus und er trank,
Den Tod in's Angesicht zu foppen,
Noch auf dem Lager, altershrank,
Mit heißen Zügen seinen Schoppen.

Doch als er sah, daß, morsch und matt,
Sein Leib nun bald zusammenfalle,
Da ließ an seine Lagerstatt
Er rufen seine Kinder alle.

Sie kamen, um von seinem Mund
Den letzten Willen zu vernehmen;
Er sprach: Bald kommt mein Stündchen und —
Ich gehe ein in's Reich der Schemen.

Doch, Kinder, habet drum kein Leid
Und merket euch nur diese Lehre,
Die, wenn ihr in Gesellschaft seid,
Euch nur gereichen wird zur Ehre!

So oft man zubringt euch das Glas,
Trinkt gleich und gebet fort die Gabe;
Denn wissen könnt ihr ja nicht, was —
Für einen Durst der Nachbar habe!

Er sprach's und starb; allein sein Wort,
Es pflanzte bald von Mund zu Munde
Als heil'ges Testament sich fort
Bis auf die gegenwärt'ge Stunde.

Und wenn am Schenktisch Einer sitzt,
Der weiter trinkt das Glas behend nicht,
Mahnt noch sein durst'ger Nachbar itzt:
Vergesse Lampus' Testament nicht!

Also mein Vetter, und ich ließ
Dem Testament sein Recht geschehen
Und, wenn es „Wohlbekomm's!" mir hieß,
Das Gläschen hurtig weiter gehen. *)

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Die Gerichtssitzung, zu welcher van der Veer und Huybert sich eingefunden, ward schon zu früher Morgenzeit eröffnet, jedoch lieferte die Vernehmung der Neger kein neues Ergebniß. Sie verharrten bei ihren früheren Aussagen.

Der Fiskal gab sich einem langen Nachdenken hin. Dann flüsterte er dem Gouverneur Etwas zu. Dieser machte ein Zeichen

---

*) In der Gegend von Alzey ist es üblich, daß der Zutrinkende mit dem Worte: „Profit!" zuerst trinkt und dann das Glas mit dem Wunsche: „Wohlbekomm's!" dem Anderen reicht. So geht es auf der Reihe um, und läßt Einer das ihm zugebrachte Glas etwas lange, ohne zu trinken, vor sich stehen, so mahnt der Folgende: „Vergeß Lampus' Testament nicht!"

Digitized by Google

der Bejahung, worauf Beide, leise sprechend, mit den beisitzenden Richtern eine Berathung pflogen. Jetzt wurden die Gefangenen, bis auf Manuel, entlassen. Zu diesem sprach der Mann des Rechts in einem barschen Tone: „Der Gerichtshof hat beschlossen, die peinliche Frage, das heißt die Tortur, auf dich in Anwendung zu bringen."

Ein Schauder durchfuhr die starken Gliedmaßen des riesigen Negers, denn schon zu mehreren Malen hatte er die Folter bei Anderen anwenden sehen.

Der Beschuldigte ward nämlich zwischen zwei in dem Saale befindliche Pfeiler gestellt, hatte die Arme weit auszustrecken, und wurden ihm dann die an Ketten hängenden Daumschrauben angelegt. Letztere waren von einer dreifachen Wirkung, nämlich sie quetschten die Fäuste, bogen die Daumen zurück und die stumpfen Schrauben drangen in die Wurzel der Nägel ein. Nachdem Manuel die Folterwerkzeuge angelegt und diese auf ein Zeichen des Fiskals in Thätigkeit gebracht waren, fragte derselbe: „Nun, wer ist der Mörder?"

Keine Antwort.

Erst als der Neger die Qualen der Folter zum dritten Male erduldet hatte und einsah, daß man ihm bei fernerem Stillschweigen die Hände gänzlich zerquetschen oder die Knochen brechen würde, entschloß er sich in seinem unerträglichen Schmerze, den Mund zu öffnen. Aber lieber sterben, als seine Kameraden verrathen, rief er: „Ich bin der Mörder! Ich habe Pedro Gostra erschossen!"

Sofort ward er seiner Qualen enthoben und abgeführt.

„Sollte es nicht ein durch die Schmerzen erpreßtes Geständniß sein?" fragte der Gouverneur die Richter. „Vielleicht, daß er seines Nutzens und Werthes wegen auf eine Begnadigung hofft. Lassen Sie uns daher noch einen der Anderen vornehmen und sehen, ob er Manuels Geständniß bestätigt."

Diesem wurde beigestimmt und Edgar herbeigeführt. Schon bei dem zweiten Drucke der Daumschrauben brach er zusammen. „Ich will's bekennen!" stöhnte er.

„Wer ist der Thäter?"

„Ich und kein Anderer! Von meiner Hand ist Pedro gefallen!" Es war in Wirklichkeit seine Absicht, der Wahrheit die Ehre zu geben und dadurch seinen unschuldigen Gefährten Qualen zu ersparen.

Allein die Richter nahmen sein Geständniß mit eben so viel Mißtrauen als Verdruß entgegen. Kato wurde nun vorgefordert.

„Ich will Alles gestehen!" rief dieser, nachdem er die Tortur zu dreien Malen erduldet.

„Willst du auch die Wahrheit sagen?"

„Das will ich."

„Wer hat Pedro Gostra erschossen?"

„Ich!"

Nach etwa fünf Minuten stand Simon zwischen den Pfeilern. Zu zweien Malen hatte er den furchtbaren Druck der Schrauben erduldet: „Genug!" schrie er, „ich hab's gethan; ich bin der Mörder."

„Kerl, du hast gelogen!" schrie der Fiskal.

Kongo, der älteste von Huybert's Sklaven, rief bei seinem Hereintreten: „Gnade! Verschonen Sie mich mit jenen schrecklichen Dingen. Auch ohne Tortur bin ich bereit, Alles zu gestehen. Möge Gott mir armen Sünder dies Verbrechen verzeihen, ich bin der Thäter."

„Nein, dies geht doch gar zu weit," schrie der mit den Füßen stampfende Gouverneur und befahl, daß der sechste vorgenommen werde.

Zu Antonio sprach der Gouverneur, der in seinem Eifer anstatt des Fiskals das Wort genommen, wie er so lange gefoltert werden würde, bis man der Wahrheit auf den Grund gekommen sei. „Also ohne weitere Umschweife gesagt, wer die That verübt hat," schloß er. „Einer von euch muß es doch gewesen sein."

„Ja, einer von uns ist es gewesen, hochmögender Herr, und dieser Eine bin ich. Meine Kameraden sind edle Seelen und haben mich retten wollen. Möchten sie doch mit weiteren Strafen verschont bleiben. Ich bin bereit, für meine That zu büßen."

„Nein," rief der Gouverneur, „dies geht über meine Fassungskraft. Und doch muß einer der verfluchten Hunde die Wahrheit gesagt haben."

„Aber welcher?" fragte der Secretär.

„Wahrhaftig," sprach der Fiskal, „der Streich dieser Schurken will mir wohl gefallen. Ein merkwürdiges Zusammenhalten!"

„Aber soll denn das Verbrechen unbestraft bleiben?" fragte Kieft. „Strafe muß sein,

Digitized by Google

oder Keiner in der Colonie wird seines Lebens mehr sicher sein."

„Bedenken Sie, meine Herren," bemerkte der Secretär, „daß wenn wir sie Alle baumeln lassen, fünftausend Gulden so gut wie auf die Straße geworfen sind."

„Zehntausend Gulden!" rief der Fiskal. „Rechnen Sie nur dreist das Doppelte. Gesunde und starke Neger stehen augenblicklich sehr hoch im Preise."

„Ich hab's!" rief der Gouverneur. „Die Schurken haben sich einer und alle zu der That bekannt, und doch kann sie nur von einem verrichtet sein. Das Loos soll entscheiden. Wen es trifft, der muß sterben."

(Fortsetzung folgt.)

Rechenschaftsbericht einer Mutter an ihre Tochter.

„Mein theures Kind," sprach Frau v. Klugsinn zu ihrer einzigen Tochter, „Du feierst heute Deinen dreißigsten Geburtstag noch ledig im elterlichen Hause und könntest denken, es sei Gleichgültigkeit von mir, Deine Versorgung durch ein eheliches Glück nicht schon längst bewerkstelligt zu haben. Ich finde mich deßhalb veranlaßt, Dir, mein gutes Kind, einen Rechenschaftsbericht über alle jene Herren abzulegen, die um Deine Hand schon anhielten und bei welchen ich immer triftige Gründe hatte, ihnen dieselbe zu verweigern. Du wirst daraus ersehen, daß Du Dich Deines ledigen Standes nicht zu schämen hast und ich nur immer zu Deinem Vortheile handelte. In Deinem zwanzigsten Jahre bewarb sich ein Offizier um Deine Hand. Es ist natürlich, daß ich meiner Tochter keinen Mann gebe, der ein Commando führt, indem meinem Erachten nach das Weib dasselbe führen muß. Ich war also gezwungen, ihn abzuweisen. Zu einundzwanzig Jahren hielt ein Schauspieler um Dich an. Denke, ein Schauspieler, der das ganze Jahr so viele Rollen inne hat, nur keine Geldrollen. Er versicherte mich zwar, daß er in gutem Kredit stände. Ich sagte, ich werde mich darum erkundigen. Zufällig ging ich Abends in das Theater. Jener Schauspieler gab den Franz Moor, da hörte ich, wie er sagte: „Die unendliche Erbarmung würde bankerott werden, wenn sie für meine Schulden all' gut sagen wollte." Diese Worte sprach er so herzlich, daß er sie nothwendig aus dem Leben gegriffen haben mußte, und ich schrieb ihm deßhalb sogleich: „Mit der Heirath ist's nichts." Im zweiundzwanzigsten Jahre wollte Dich ein Papierspeculant heirathen. Mein Kind! hast Du den Bauer als Millionär gesehen? Da sagt der Vater, als man beantragte, er solle einem Fischer seine Tochter zur Frau geben: „Was, einem Fischer, so ein unsicheres Metier? bis er einen Fisch fängt, kommen ihm hundert aus." Kannst Du, diesen Spruch beherzigend, verlangen, daß ich Dir einen Papierspeculanten zum Manne gebe? Ein junger Arzt hielt in Deinem dreiundzwanzigsten Jahre um Dich an; hältst Du mich aber für solch' eine Rabenmutter, daß ich Dich unter die Hände eines jungen Arztes geben würde? Es war ein Oppositionsheld, ein wahrer Jakobiner, welcher, als Du vierundzwanzig Jahre zähltest, um Dich warb. Du kannst Dir denken, liebe Tochter! daß dieser Liberale meine Einwilligung nicht erhielt, denn solch' ein Mann liebt Lieber-ale (lieber-alle) mehr als seine Frau. Fünfundzwanzig warst Du alt, als ein Juwelier Dich heirathen wollte. Jedoch meine Maxime ist, ein Mann darf nur einen Juwel besitzen, und der muß seine Frau sein. Sowie er mehrere besitzt, ist das Interesse getheilt. Wer immer mit Juwelen umgeht, ist bei der Erlangung von neuen nicht überrascht. Ich konnte mich deßhalb nicht entschließen, Dich von einem Manne fassen zu lassen, welcher früher schon viel gefaßt hatte. Ein Doctor der Philosophie, dieser hielt in Deinem sechsundzwanzigsten Jahre um Deine Hand an, aber ich konnte mir ja gar nicht denken, daß der Mann seine Sache gut verstehe, denn wenn er ein Philosoph gewesen wäre, hätte er ja nicht heirathen wollen. Du zähltest siebenundzwanzig, als ein berühmter Porzellan-Händler Dich zu gewinnen suchte. Doch solch' einem gefährlichen Manne konnte ich meine Tochter nicht geben. Ein Porzellanhändler! wie leicht wird so ein Mann zum Verbrecher und Du dürftest mit ihm büßen. Ein Poet besang Dich in Deinem achtundzwanzigsten Jahre und hielt in einer sehr romantischen Sprache förmlich um Dich an.

Digitized by Google

Bei dieser Gelegenheit citirte er jedoch beständig fremde Dichter. Als ich ihn fragte, warum er das thue, antwortete er: „weil er auch sehr oft citirt werde.“ Dieses war genug, um ihn abzuweisen. Ein Uhrenfabrikant, ein Mann, der mir recht gefiel, wollte Dich in Deinem neunundzwanzigsten Jahre heirathen, ich hätte bei ihm nichts zu riskiren gehabt, weil ich wußte, wie es mit ihm an der Zeit war. Aber bei Deinem Alter sollte er nicht wissen, wie viel es bei Dir geschlagen hat, und so mußte ich die Sache zu meinem Leidwesen wieder ablaufen lassen. Dreißig bist Du nun und heute hat ein Alterthumsforscher um Dich angehalten. Ich wies ihn ebenfalls zurück. Es wäre eine Blamage für Dich gewesen, wenn die Leute gesagt hätten: „Der Mann hat sich eine Frau erforscht.“ Sei deßhalb ruhig, mein Kind! Es ist wahr, Du bist volle dreißig alt, aber tröste Dich, Du entfernst Dich alle Tage mehr davon.“

Lebensphilosophie.

Liebe greift auch in die Ferne;
Liebe fesselt ja kein Ort.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine and're wachsend fort.

Geheime Liebe fordert Schweigen,
Und Edelsinn ist dem nicht eigen,
Der laut und prahlend davon spricht.

Verschiedenes.

(Colossale Prellerei!) Wer jemals im bayerischen Oberlande reiste, wird sich auch des früheren Gastgebers und Posthalters zu Mittenwald nächst dem Schernitzpasse als einer in obiger Beziehung gefürchteten Persönlichkeit erinnern. Die Lehre, welche ihm König Ludwig von Bayern angedeihen ließ, ist aber zu originell, um nicht mitgetheilt zu werden. Der kunstsinnige Fürst hatte bei einer Durchreise durch Mittenwald beim Herrn Postmeister während des Pferdewechsels eine Tasse Kaffee getrunken und diesen höchst mäßigen Genuß mit 18 Gulden bezahlen müssen. Seitdem war manches Jahr vergangen. Als aber der König einmal wieder durch Mittenwald kam und die Pferde wechseln ließ, bemerkte der pflichtschuldigst am Thore stehende Postmeister, der das Frühstück schon bereit hielt, zu seinem Entsetzen, daß der König sich seinen Kaffee selbst im Reisewagen bereitete. An den Schlag tretend, frug der Herr Postmeister unterthänigst an, ob Se. Maj. vielleicht Etwas zu wünschen geruhe, erhielt jedoch die geschichtlich wohlverdiente Antwort: „Nein, lieber Postmeister, Ihr Kaffee ist mir zu theuer!“ Und König Ludwig fuhr weiter, während der verblüffte Postmeister noch immer gleich einer Salzsäule dastand.

(Epilepsie in Folge frühen Tabakrauchens.) Bei dem Mißbrauche, der jetzt sehr häufig von ganz jungen Leuten mit dem Tabak getrieben wird, dürfte nachstehendes Factum, welches wir dem Werke „The Tabacco, question de Sir Charles Hastings“ entnehmen, wohl zu würdigen sein. Den heftigsten Fall von Epilepsie, der mir überhaupt vorkam, sagt der Verfasser, beobachtete ich bei einem zwölfjährigen Knaben, der damals schon seit zwei Jahren stark rauchte. Er fröhnte dieser Leidenschaft selbst dann noch, als sich bereits die ersten Symptome seines Nervenleidens zeigten. Bevor man von dieser schädlichen Gewohnheit Kenntniß hatte, wurde Patient mit einer Menge von Heilmitteln erfolglos behandelt; nur nachdem man ihn gezwungen hatte, das Rauchen ganz aufzugeben, gelang es, seine epileptischen Anfälle zum Schwinden zu bringen.

„Was hat denn heute der Herr Pfarrer gepredigt?“ fragte ein Mann seine Frau, welche aus der Kirche zurückkehrte. — „Man soll mit Allem zufrieden sein, nie wider Gott murren und sein Kreuz geduldig auf den Schultern tragen.“ — „Ei, wie fein,“ sagte der Mann, „daß ihr Weiber dann nicht zu Fuß gehen dürftet.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 79. Dienstag, den 2. Juli **1861.**

Das weinende Mädchen.

Ein Mädchen fand ich weinend,
Die Augen purpurroth,
Aus ihren Mienen klagte
Der Gram und tiefe Noth.

Mir that so leid das Mädchen,
Ich selber ward so weich,
Ist doch mein Herz an Mitleid,
Wie selten eins, so reich.

Ich nahte ihr und fragte:
„Was foltert Dir das Herz?
„Was preßt Dir aus die Thränen?
„Woher der tiefe Schmerz?"

Mir schien's, als ob mein Mitleid
Ihr sanften Trost verliehe;
Doch sie sprach, leise lächelnd:
„Meereitig hab' ich g'riebe!"

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Dieser Vorschlag fand die Billigung der Uebrigen. Sechs Papierstreifen, von denen einer mit dem Worte „schuldig" beschrieben war, wurden in ein Buch gelegt, und zwar so, daß die Enden der Streifen leicht gefaßt werden konnten. Die Neger wurden sodann von der Entschließung des Gerichtshofes in Kenntniß gesetzt. Einen Einwand dagegen zu erheben wagten sie nicht.

Vier Neger zogen ein weißes Stück Papier hervor. Jetzt war die Reihe an Edgar. Zitternd näherte er sich dem gefürchteten Buch. War ihm, dem wirklichen Thäter, von der blinden Gerechtigkeit das unheilvolle Papier mit dem Worte „schuldig" darauf vorbehalten? Nur zwei Streifen waren noch vorhanden. Nein, nicht gezögert; lieber sein Leben zwanzig Mal aufopfern, als den Unschuldigen, zu dessen Rettung er freilich die übereilte That begangen, den unverdienten Tod erdulden lassen.

„Zieh!" rief der Secretär.

„Und daß ein Ende damit wird!" fügte der Gouverneur hinzu.

Der arme Teufel warf auf den Freund einen flehenden Blick, gleichsam als wolle er sich dessen Verzeihung erbitten, falls er das unglücksschwere Papier für ihn (Manuel) in dem Buche zurückließ. Er zog. Der Papierstreifen war ein unbeschriebener.

Manuel trat mit seiner gewohnten unverwüstlichen Gemüthsruhe hervor und hielt den für ihn zurückgebliebenen Streifen in die Höhe. Deutlich war auf demselben das Wort „schuldig" zu lesen.

Ein Gemurmel ward im Saale hörbar. „Manuel!" rief van der Veer in höchster Aufregung. „Du wärest wirklich schuldig?"

„Das bin ich," versetzte er mit lauter und fester Stimme.

„Nein, nein!" schrie Edgar, indem er sich vor den Richtern auf die Kniee warf, „um's Himmelswillen nur einen Augenblick Gehör!"

„Schweig, schwarzer Hund!" donnerte ihm der Gouverneur zu. „Unsere Geduld ist zu Ende. Zu dreien Malen haben wir eure Lügen anhören müssen. Durch euren complottmäßigen Widerstand habt ihr uns gezwungen, die Tortur anzuwenden und das Loos entscheiden zu lassen. Still, sage ich, und kein Wort mehr!"

Nach einer kurzen Berathung des Gerichts sprach der Vorsitzende desselben das Urtheil über Manuel aus. Es lautete auf Tod am Galgen, — die Hinrichtung wurde auf den folgenden Morgen um neun Uhr festgesetzt.

Digitized by Google

Nachdem Manuel abgeführt war, hob der Fiskal die Sitzung auf, und wenn auch von den Zuhörern Stillschweigen beobachtet wurde, so war es doch den meisten nicht undeutlich anzusehen, daß sie dem eingehaltenen Verfahren des Gerichts, welches die Anwendung so eigenthümlicher Mittel erheischt hatte, so wie dem Urtheile selbst ihre Billigung versagten.

18.

Ein wonniger Morgen. Der Himmel war wolkenlos, die Atmosphäre rein, die Sonne schien freundlich herab, und von der andern Seite des Flusses wehte ein sanfter, mit süßen Wohlgerüchen geschwängerter Wind herüber. Kein Wunder daher, wenn das Gedränge in den Straßen der jungen Stadt und auf dem zu der Veste führenden Wege ein ungewöhnliches war, da innerhalb der Pallisaden und der Mauern der Veste die Hinrichtung Manuels vor sich gehen sollte. Anstatt des bei solchen Veranlassungen gewöhnlichen Lärmens, Schreiens und Drängens verhielt sich die Menge ganz ruhig. Sie vertheilte sich in Gruppen, in welchen mit verschiedenen Zeichen des Unwillens und der Unzufriedenheit gesprochen wurde. Eine in dem Hofe der Veste abgefeuerte Kanone gab das Zeichen zum Beginn der Hinrichtung. Die Thür des Wachthauses wurde geöffnet und Manuel, von vier Wächtern begleitet, trat aus derselben hervor. Die Wächter, obgleich Männer von einer anständigen Größe, erschienen an der Seite des armen Sünders fast wie Kinder, und es machte einen sonderbaren Eindruck auf die Zuschauer, wie ein riesig großer und dabei kräftig gebauter Mensch sich so ganz ruhig zu Tode führen ließ. Jedermann hielt sich fest überzeugt, daß, wenn es sein ernster Wille gewesen wäre, er sich ihrer Hut mit leichter Mühe hätte entziehen können.

Der Galgen bestand aus zwei starken, etwa fünfzehn Fuß hohen, vermittelst eines Querriegels zusammengehaltenen Pfählen. An dem Riegel hingen zwei in einander geschlungene Halfter. Ein Halfter war für den schweren Körper des Verbrechers nicht stark genug befunden worden, weßhalb man geglaubt hatte, deren zwei nehmen zu müssen. An den Querbalken war eine Leiter gelehnt, eine zweite an einen der Pfähle. Die erste sollte der Hinzurichtende besteigen, die zweite der Nachrichter, welcher ihm eine Mütze über den Kopf zu ziehen und die Doppelschlingen um den Hals zu legen hatte.

Der am Fuße des Galgens mit seinen Helfershelfern stehende Henkersmann erwartete das Zeichens des Fiskals. Dies wurde gegeben. Der Neger erstieg die eine Leiter, der Nachrichter die andere, und nachdem er ihm die Halfter um den Hals geschlungen, wurde ihm die Leiter unter den Füßen schnell weggezogen. Der Galgen erzitterte in seinen Grundfesten, als der Riese daran baumelte.

Doch siehe da, die eine Schlinge zerreißt, indessen hängt der schwere Körper noch an der zweiten, aber schon in dem nächsten Augenblick reißt auch diese und der Erhängte fällt zur Erde.

Eine schauerliche Stille herrscht unter der von Furcht und Grauen ergriffenen Menge. Der herabgestürzte Neger richtet sich auf die Kniee und verbleibt in dieser Stellung. Alle sehen den kommenden Dingen mit der gespanntesten Erwartung entgegen.

„Schaffet neue und stärkere Seile herbei!“ wurde von Jemand gerufen.

Es war Geldorp, der diese Worte gesprochen.

„Ja, neue und stärkere!“ wiederholte der Gouverneur.

Jetzt aber tritt der ehrwürdige Prediger des Evangeliums, Everardus Boyardus, an des Schlachtopfers Seite, und demselben seine Hände auf den Kopf legend, spricht er in lauten und ernsten Tönen: „Dies ist Gottes Werk! Daß dieses Zeichen nicht unbeachtet bleibe!“

„Dies ist Gottes Werk!“ rufen die dem Galgen am nächsten Stehenden, und die Worte gehen von Mund zu Mund, und die Menge wird mit jedem Augenblicke unruhiger und der Ruf immer lauter.

„Zum zweiten Male ihn aufknüpfen lassen dürfen wir wohl nicht?“ fragte der Gouverneur leise sprechend den Fiskal.

„Das Volk wird es nicht zugeben.“

„Also ihn laufen lassen?“

„Je eher, desto besser.“

Der Gouverneur entschloß sich nun, die Begnadigung des Negers auf der Stelle zu verkünden. Er trat vor und rief: „Bürger! Diesem Zeichen gemäß soll gehandelt werden. Manuel de Reus ist hiermit begnadigt.“

Digitized by Google

Aus Hunderten von Kehlen erschallte ein lautes und anhaltendes Freudengeschrei. Ein Beweis, daß das Volk den Verurtheilten nicht für schuldig gehalten.

(Leser, der eben erzählte Auftritt ist kein Gebilde unserer Einbildungskraft. Der von sechs Sklaven begangene Mord, das Verhör, die Tortur, das Geständniß Aller, des angeklagten Verbrechens schuldig zu sein, die Wahl des Schlachtopfers durch das Loos, „welches auf Manuel de Reus den Riesen" gefallen, sein Sturz auf die Erde durch das Zerreißen der Schlingen, und wie er dem ihm zugedachten Schicksale durch Begnadigung entgangen, Alles ist Wirklichkeit und diese Begebenheit in O'Callaghan's Geschichte von Neu-Niederland zu lesen.)

Geldorp war der Einzige, der mit der Wendung der Dinge sich unzufrieden erklärte. Er wollte beschwören, daß irgend Jemand die Halfter beschädigt und so das Zerreißen derselben veranlaßt habe. Allein diese Behauptung war schon deßhalb eine unhaltbare, da die Seile seit der letzten Hinrichtung sich in der Behausung des Fiskals befunden hatten und daher von den Händen eines Fremden nicht berührt sein konnten. Indessen war er bald gezwungen, seinen Mund zu halten; er sah, wie das Volk ihn mit verdrießlichen Blicken betrachtete, und er hatte seine Gründe, es zu einem offenen Bruche mit demselben nicht kommen zu lassen.

Van der Veer eilte voll Freude auf den Geretteten zu. „Noch Eins, ehe Sie sprechen," begann der Gouverneur. „Höre, Manuel, du bist freilich begnadigt, doch hast du, ehe du auf freie Füße trittst, mir anzugeloben, daß du den menschlichen und göttlichen Gesetzen stets nachzuleben gesonnen bist, und dich daneben einer guten Aufführung zu befleißigen. Wo nicht, so trittst du von jetzt an in den Dienst der Compagnie zurück."

„Hochmögender Herr," versetzte Manuel mit halb erstickter Stimme, „Sie sollen nie die geringste Ursache haben, mit mir wieder unzufrieden zu sein."

„Gut. Für jetzt magst du bei dem Herrn van der Veer verbleiben."

Ohne das Wort an van der Veer zu richten, ging der Gouverneur davon.

Welch ein Jubel, als Huybert mit seinen fünf Sklaven sich dem gleichsam vom Tode Erstandenen näherten. Huybert drückte ihm herzlich die Hand und übergab ihn der Pflege seiner Neger. Der arme Teufel bedurfte nach überstandenem Gottesgerichte in der That der Ruhe und Pflege.

„Da gehen ja Geldorp und der Gouverneur Seite an Seite," sprach Huybert zu van der Veer. „Der gegen ihn erlassene Haftbefehl scheint mir ohne Wirksamkeit bleiben zu sollen. Was meinen Sie, wenn wir diese Gelegenheit zu einer Unterredung mit Geldorp's Frau benutzten?"

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Männer-Gesangs-Zeitung.

Es gibt keinen Zweig des Wissens und Könnens mehr, welcher nicht seine Vertretung durch ein Organ der Presse gefunden hätte, warum sollte es also nicht auch der Männergesang, der das Interesse so vieler Tausende berührt und wodurch alle Stämme des großen Vaterlandes schon lange vor politischen Centralisationen in socialer, brüderlicher Weise eine Vereinigung durch Herz und Geist gefunden haben und finden? Die Angelegenheiten des Männergesangs waren bisher nur nebenher in den Musikzeitungen vertreten und deren Gunst verfallen. Der Gedanke, ihnen einen eigenen Heerd zu gründen, ist im Schoße des märkischen Central-Sängerbundes bereits seit längerer Zeit gehegt, namentlich aber von dem Dirigenten dieses aus über dreißig Filial-Sängerchören bestehenden Verbandes, Rudolph Tschirch, angeregt worden. Unter der Redaction desselben erschien vorläufig für ein Vierteljahr der Stoff im Selbstverlage. Alsbald jedoch durch die Zahl der Theilnehmer auf monatlich eine Nummer anwachsend, wurde diese erste „deutsche Männergesangs-Zeitung" einem Verleger von Fach, E. Schotte u. Co., in Commission gegeben, durch welchen die zwölf Nummern eines Jahrgangs für 1 Thlr. (ohne Posterhöhung) zu beziehen sind. Den Inhalt bilden Leitartikel, Vereinsnachrichten, Mittheilungen über Gesangsfeste, Empfehlungen guter, brauchbarer, neuerschienener Männergesänge, eine Art Feuilleton unter der Aufschrift Füllhorn und endlich eine gediegene

Digitized by Google

Original-Composition für Männergesang von einem bewährten Componisten. Es liegen bis jetzt fünf Nummern dieses anspruchslosen und in treffend populärem Tone geschriebenen Blattes vor, das von einem durchaus anzuerkennenden, seiner Sache liebevoll ergebenen Bestreben geleitet wird, so daß es Allen empfohlen werden kann, welche sich um diesen Zweig der Kunst, besser und weitgreifender zu sagen, um eine edle Angelegenheit oder um die Veredlung des Volkes durch sittlichen Gesang, bekümmern. Daß der Verfasser in dieser letzteren Beziehung gerade auf die Vereine einwirken will, sie zu sich heraufziehend und sie abziehend von allem seichten Treiben, dem diese Convente leicht verfallen, das beweist der Aufsatz: „Ueber die Wahl der Lieder." Eine andere kleine Abhandlung läßt sich über die Nothwendigkeit der technischen Heran- und Vorbildung vernehmen, er heißt: „Wie steht's um das Notenlesen?" wobei der Verfasser hindeutet, daß in dieser Beziehung die Schule weit mehr thun müsse, wenn sie in der wahrlich nicht kurzen Frist der Schulpflichtigkeit von 8 — 14 Jahren für das Erlernen der musikalischen Zeichenschrift Sorge zu tragen verpflichtet würde. Wir stimmen ihm hierin vollständig bei, hoffen aber von der mit Recht von oben herab begünstigten Sache der Turnerei, die ohne Sang und Klang füglich nicht bestehen kann. Die bisher von der Zeitung gebrachten Lieder sind durchaus correct und interessant, und während sie ein edles Streben bekunden, sind sie ganz geeignet, sich in den Vereinen schnell beliebt zu machen. Die Ausstattung dieses in der Druckerei von Gumprecht verfertigten Blattes, namentlich die hübsch erfundene Titelvignette, verdienen alles Lob, so wie das Unternehmen jede Förderung.

Verschiedenes.

(Folgen eines großen Treffers.) Den Haupttreffer der Creditloose pr. 250,000 fl. im Monat Januar v. J. machte ein Kürschner in Krakau, Namens Rzikowsky. Um augenblicklich in den Besitz des gewonnenen Geldes zu gelangen, zahlte er bei 11,000 fl. Escomptgebühr. Als Rzikowsky das Geld im Hause hatte, war es auch um seine Ruhe geschehen. Er sah nichts Anderes mehr als Diebe und Räuber, gegen welche ihn nur eine Wertheim'sche Casse sicherstellen konnte. Diese wurde angeschafft, in dem finstersten Winkel eines sichern Gewölbes verborgen und gegen lüsterne Blicke durch die Verhüllung mittelst eines großen Reisepelzes verwahrt. Mehr als zehn Mal des Tages enthüllte Rzikowsky das Geheimniß hinter dem Pelze, und eben so oft überzeugte er sich von dem Inhalt der feuer- und diebessichern Casse. Die beständige Aufregung war aber Ursache eines Nervenfiebers — und dieses befreite erst vor Kurzem den bekümmerten Besitzer von seinem Mammon und von allen irdischen Sorgen.

Der Präfect des Vogesen-Departements hat jüngst ein scharfes Edict gegen die Trunkenheit erlassen und darin namentlich die Wirthe, in deren Locale solche vorkommen würde, mit strengen Strafen bedroht. Ein vorsichtiger und gewissenhafter Wirth in Mericourt ist daher auf den Gedanken gekommen, diejenigen seiner Gäste, welche den Verdacht eines kleinen Haarbeutels auf sich geladen haben, folgenden zwei Nüchternheits-Proben zu unterwerfen, die er für untrüglich erklärt: Erstlich müssen sie, ohne zu stottern, ein fünf- oder sechssilbiges Wort aussprechen und sodann eine Minute lang unbeweglich auf Einem Beine stehen. Wer sich dessen weigert oder die Probe nicht besteht, wird sofort vor die Thüre gesetzt.

Ein marktschreiender Modewaarenhändler schrieb stets über seine Annoncen: „So Etwas kommt nicht wieder!" Eines Morgens fand er seinen Laden erbrochen, die Kasse geleert und in dem leeren Kasten nur ein Stück aus dem Intelligenzblatte, mit dem Anfang seiner eigenen Annoncen: „So Etwas kommt nicht wieder."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 80. Donnerstag, den 4. Juli **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Die zwischen Huybert und der Frau des Freibeuters gepflogene Unterredung lieferte für Ersteren durchaus kein befriedigendes Ergebniß. Jedoch versprach sie ihm, wie sie schon früher gethan, daß, sobald der rechtzeitige Augenblick dazu gekommen, sie ihm den gewünschten Aufschluß ertheilen werde.

Ihr Benehmen gegen van der Veer war indessen ein ganz anderes. Theilnahmsvoll hörte sie die Erzählung der letzten Begebenheiten an, und als er seine Worte beendigt, versprach sie ihm, sofern eine Gelegenheit sich dazu darbieten sollte, ihre Mitwirkung zur Auskundschaftung des gegenwärtigen Aufenthaltsortes seiner Frau und seines Sohnes. Doch verlangte sie dafür Aufschluß über das frühere Verhältniß Geldorp's zu ihm, und darüber, ob Geldorp mit Theodora wirklich verlobt gewesen sei.

„Jetzt ist mir Alles klar!" rief sie, nachdem van der Veer sie über diese beiden Punkte völlig aufgeklärt hatte. „Geldorp kann Sie auch nicht des geringsten Unrechts beschuldigen. O, könnte ich Ihnen Beiden schon jetzt meine Hilfe angedeihen lassen! Aber meine Lage ist eine verzweifelte. Darf ich an meinem Gatten zur Verrätherin werden?"

19.

„Weißt du wohl, Wilhelm," so redete Sonnenstrahl eines Morgens den Geliebten auf ihren gewohnten Spaziergängen an, „daß in unserm gegenwärtigen Glücke mein sonst so heiteres Gemüth von einer schwarzen Wolke mitunter umdüstert wird?"

„Wie so?" fragte Wilhelm.

„Ja, es ist eine Wolke, oder — wie soll ich es nennen — eine unerklärbare Traurigkeit, die mir der Vorbote einer nicht getrübten Zukunft zu sein scheint."

„Sprich dich doch etwas näher darüber aus, liebes Kind."

„Wohlan denn! Betrachte ich mir die jungen Männer unsers Stammes, so finde ich auch nicht einen darunter, zu dem ich Liebe fassen könnte. Auch die jungen Mädchen wollen mir nicht mehr gefallen."

„Und doch gehört Sonnenstrahl diesen Naturkindern mit an."

„Das ist's gerade. Ich gehöre ihnen mit an, bin in den Augen der Weißen eine Wilde, und dennoch hast du mir deine Liebe geschenkt."

„Weil du ein ganz anderes Wesen bist, ihnen gar nicht ähnelst!"

„Ist doch meine Haut von derselben Farbe!"

„Das ist aber die eine und einzige Aehnlichkeit. Zwischen deinem und meinem Volke bildet nur die Hautfarbe einen Unterschied, und zwar den äußeren; in sonstiger Hinsicht und namentlich was geistige Fähigkeiten anbetrifft, sind sie sich beide gleich."

„Dank deinem Unterrichte bin ich zur Erkenntniß mancher Wahrheiten gekommen. Mein Volk, so befürchte ich, wird noch lange in seiner jetzigen Unwissenheit verbleiben, und leider hat der Indianer im Verkehr mit dem Weißen auch die Laster desselben angenommen. Zudem ist der Weiße darüber aus, die Rothhäute aus ihrer Heimath zu vertreiben."

„Aber sind die Indianer für das von ihnen abgetretene Land nicht bezahlt worden?" fragte Wilhelm.

„Für das schöne Eiland der einst so mächtigen Manhattan sind diesem Stamme einige wenige Goldstücke, die ihnen jedoch nicht mehr werth

Digitized by Google

waren als eben so viele Steine, geworden. Ehe der weiße Mann kam, kannte der Indianer seine jetzigen Bedürfnisse nicht. Du hast mir von deinem Vaterlande jenseits des großen Oceans erzählt; ist es sehr bevölkert?"

„Es zählt der Bewohner gar viele."

„Dann wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo der Weiße den Indianer aus seinen Wäldern vollends vertrieben haben wird. Ich sehe, wohin des Schicksals Finger zeigt. Als ich im Beginn des Frühlings an dem Ufer des Flusses dort unten stand und den durch den warmen Regen aufgelösten Schnee von den Bergen in Fluthen herabstürzen sah, da wendeten sich diese Fluthen einem dicht daranstoßenden Kornfelde zu. Ich erkannte, daß der Strom die Erde von dem Felde abspülen werde, denn der Lauf desselben war ein unaufhaltsamer geworden. Eben so steht der Lauf der einströmenden Einwanderer auf unser Volk, welches demselben keinen Widerstand zu bieten vermag. Mit jedem Neumonde kommt ein Schiff mit neuen Fremden an. In dem gegen die aufgehende Sonne sich erhebenden Lande, dort wo die Pequoden, die Narraganſetten und die Pekanoketen wohnen, treiben die blassen Gesichter die Rothhäute vor sich her. Der Strom schwillt an, die Fluth wird eine reißende — —" Sonnenstrahl erhob sich und die Züge ihres schönen Gesichts schienen von einem prophetischen Geiste belebt zu werden. — „Ich sehe sie ihre Wigwams verlassen, eine lange Reihe; Männer und Frauen, Jünglinge, Mädchen und Kinder ziehen gesenkten Hauptes der untergehenden Sonne zu, um sich in noch tieferen Wildnissen als diese hier zu verbergen, in Gegenden, in welche noch kein menschlicher Fußtritt gedrungen. Aber auch dort ist ihres Bleibens nicht, wiederum haben sie neue Jagdgründe aufzusuchen, und mit jedem Jahre wird ihre Zahl eine geringere. Ist dies das Schicksal der Unwissenheit? O Gott, verleihe meinem Volke die Macht der Aufgeklärten, erhöhet, aber auch gemäßigt durch den Geist dessen, der den Menschen deine Religion offenbarte, und zu der auch ich mich jetzt bekenne!"

Wilhelm fühlte, daß die von der jungen Indianerin mit der Begeisterung der Weissagung gesprochenen Worte Wahrheit enthielten. „Sonnenstrahl, du hasseſt mein Volk," sprach er.

„Wie du doch meinen Worten einen ganz andern Sinn unterschiebst," versetzte sie kopfschüttelnd. „Meine Traurigkeit liefert gerade den Beweis, daß ich es mehr liebe als mein eigenes. Hat sich doch mein Herz dem Fremdlinge zugewandt."

„Und ist dies die Wolke, von der du vorhin sprachst?"

„Nein, meine Gedanken haben sich von der ersten Richtung abgewendet."

„Nun, so öffne mir dein Herz. Diese Wolke, ich muß wissen, welcher Art sie ist."

„Mir ist es, als ob du in naher oder ferner Zeit wünschen könntest, meine Haut möchte eine ebenso weiße sein, wie die der Mädchen deines Volkes. Da aber dieser Wunsch ein vergeblicher ist, so fürchte ich, daß du meiner überdrüssig werden, dich meiner schämen und die Liebe vergessen könntest, welche ihren Grund in der Dankbarkeit findet, die du mir für die Rettung deines Lebens schuldig zu sein glaubst."

„Mädchen!" rief Wilhelm mit Gefühl, „wisse, daß ich mich selbst geprüft habe, und zwar mit Aufrichtigkeit und ohne alle Leidenschaft. Dabei habe ich die Schönheit deiner Formen und deines Gesichts zu vergessen gesucht, nur an die Farbe deiner Haut, aber auch an den Werth deines reinen Gemüths und deines reinen Herzens gedacht. Und das Ergebniß meiner Prüfung ist zu deinen Gunsten ausgefallen. Mädchen, nochmals gelobe ich dir vor Gott dem Allwissenden, den ich zum Zeugen nehme, feierlichst an, daß meine Liebe zu dir eine stets unveränderliche bleiben soll, daß ich mit Treue und Hingebung für dein zeitliches Wohl sorgen werde, und zwar bis zu der hoffentlich noch fernen Zeit, wo wir nach des Höchsten Willen unsere Pilgerfahrt hienieden werden beendet haben."

Thränen der Wonne entströmten Sonnenstrahls Augen, und mit einer nie gekannten Seligkeit hing sie an der Brust dessen, der sie so unendlich liebte. Nun war ihr Gemüth von allen Zweifeln frei, und wenn ihr später der Gedanke an ihre dunkle Haut wiederkam, so richteten die von Wilhelm in jener glücklichen Stunde gesprochenen, ihr unvergeßlich gebliebenen Worte ihr sinkendes Gemüth wieder auf, eben so wie der Anblick des Regenbogens den Kindern Gottes die trostvolle Gewißheit

Digitized by Google

brachte, daß die Erde von einer zweiten Sündfluth nicht wieder heimgesucht werden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Natur.

Die Bienenkönigin ist bekanntlich natur- und gesetzmäßig Oberhaupt aller derer, welche innerhalb des Stockes summen und kriechen, und fehlt sie, so wird ein dem Larvenzustand bald entschlüpfendes Mitglied der Königsfamilie, anscheinend ohne Zwischenregierung, auf den Thron erhoben. Wenn keine Biene von Geblüt vorhanden ist, so erzwingen oder pflanzen die constitutionellen Bienen, aus Schrecken vor der Anarchie, ein neues Oberhaupt für den Bienenstaat. Sie begeben sich zu einer Zelle, die ein noch nicht ausgebrütetes Arbeitsbienenei, oder noch sonderbarer, eine nicht mehr als 3 Tage alte Larve (die Zeit, in welcher unter gewöhnlichen Umständen ihre Nahrung geändert werden würde) enthält, und ändern plötzlich die Bedingungen jugendlichen Lebens derselben, so daß sie sich in eine Königin verwandelt. Sie bewirken dies durch Erweiterung der Arbeitsbienenzelle auf Kosten der Vernichtung der umliegenden, durch unbarmherziges Hinschlachten der Inwohner, und dann bilden sie durch die Vereinigung der zuvor zerstörten horizontalen Zellen eine einzige vertikale Wiege, in welcher die Thronerbin, oder vielmehr das bereits regierende Wiegenkind verschanzt ist. Sie füttern die junge Larve unausgesetzt freigebig mit Königspastete während der ganzen ersten Zeit ihres Lebens und behandeln sie in jeder Hinsicht als die Erbin des Thrones, den sie dann zu gehöriger Zeit, muthmaßlich inmitten des Billigungsgesumms des ganzen Bienenstocks, besteigt. Es gibt in der ganzen Geschichte eines Bienenstocks kaum etwas Staunenswertheres als diese Erscheinung, allein sie wird von zuverlässigen Beobachtern verbürgt.

Fassen wir jedoch die Geschichte der Bienen in ihrem gewöhnlichen Verlaufe, wenn keine erzwungene oder beschleunigte Thronnachfolge vorhanden ist, in's Auge. Die Pflicht der Königin besteht darin, Eier zu legen. Auf ihrem Zuge von Zelle zu Zelle zum Zwecke der Eierlegung wird sie von vier bis zwölf Arbeitsbienen begleitet, welche sie mit Honig versorgen, und welche alle ihre Bewegungen bewachend, Sorge tragen, daß sie nur Ein Ei in jede Zelle legt. Sollte sie mehr niederlegen, so entfernen sie alle bis auf eines, und legen dieselben anderswohin. Gewöhnlich legt sie zwei bis sechs Eier nacheinander und ruht dann eine Weile und kann so ungefähr 200 Eier täglich legen. Die Gesammtzahl der von einer einzigen Königin in einer Jahreszeit gelegten Eier wird verschiedentlich geschätzt von 50,000 bis 100,000. Nehmen wir an, das Frühjahr sei schon ziemlich vorgerückt und die Königin habe im Monat Mai zwischen 10 bis 11,000 Eier gelegt, bestehend aus Arbeitsbienen- und Drohnen-Eiern, dann bauen die Arbeitsbienen ein halbes Dutzend königlicher Zellen, und Ihre Majestät schreitet sogleich dazu, die nothwendigen Eier in dieselben niederzulegen. Wenn der gewöhnliche Termin von sechzehn Tagen verflossen ist, erhalten die Wächter einer der königlichen Zellen durch die Bewegung innerhalb derselben die Andeutung, daß der neue Monarch im Begriff ist, zum Vorschein zu kommen. Schnell fliegt die Kunde von Biene zu Biene und schnell schaaren sie sich um die Zelle zur Bewillkommnung des königlichen Fremdlings. Auch die Königin-Mutter kommt heran, begleitet von ihrer Leibwache. Hier aber haben wir als getreue Geschichtsschreiber eines schmerzlichen Ereignisses Erwähnung zu thun, das Illusionen menschlicher Liebe bei diesen niedrigen Geschöpfen zerstört. Die Königin-Mutter kommt nicht, um ihr Kind zu begrüßen, sondern — wir sagen es mit Leidwesen — um es zu bekämpfen. Dieser unmütterlichen und mörderischen Absicht stemmen sich die Arbeitsbienen, welche sich um die königliche Zelle versammelt haben, entgegen. Sie decken den Eingang, sperren die junge Königin von der Mutter, verstopfen, wenn nöthig, die Oeffnung der Zelle mit Wachs, bis die alte Königin sich zurückzieht, und nähren die junge während ihrer Gefangenschaft mit Honig. Sollte man da nicht meinen, daß alle bösen Leidenschaften in den Bienenstock gekrochen sind und Wohnung gefunden haben in der Brust einer Mutter?

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Von all den vielen Mitteln gegen das jetzt so häufig vorkommende Dickwerden des Rindviehs ist das folgende am geeignetsten. Um ein dickgewordenes Stück Rindvieh sofort wieder davon zu befreien, genügen, selbst wenn es den höchsten Stand errreicht hat, zwei Eier, an der Spitze wird eine Oeffnung gemacht, wodurch man das Eiweiß herauslaufen läßt (das Gelbe muß darin bleiben), das Ei oder der leer gewordene Raum wird mit Terpentinöl wieder gefüllt, und der Kuh dann die Eier tief in den Hals gebracht, so daß sie dieselben herunter schlucken muß; die Wirkung erfolgt in einigen Minuten, ohne dem Vieh in irgend einer Art zu schaden. Müßte die Kuh schon gehalten werden, so wird dieselbe während des Haltens einige Schritte in Bewegung gesetzt, und die Wirkung zeigt sich augenblicklich.

Lebensphilosophie.

Nichts unterhält so gut
Die Sinne mit der Pflicht im Frieden,
Als fleißig sie durch Arbeit zu ermüden;
Nichts bringt sie leichter aus dem Gleis,
Als müß'ge Träumerei.

O Muth, nur Muth in jeder Lage,
Wo uns ein Dornenwald umstarrt!
Die Morgenröthe beff'rer Tage
Glüht hinter'm Berg der Gegenwart.

Verschiedenes.

Im Jardin des Plantes macht gegenwärtig ein prächtiger Tiger vom Senegal Furore, der das Eigenthümliche an sich hat, daß er fortwährend seinen ursprünglichen Tigergrimm offenbart. Der Wärter setzt demselben alle Tage, außer einer Portion Schlachtfleisch, einige lebendige Hühner und Kaninchen vor, die der gefangene Bewohner der Wälder auch ohne Weiteres durch den gewaltigen Rachen in seinen Magen spazieren läßt. Man denke sich nun das Erstaunen des Wärters, als er vorige Woche seinen Schutzbefohlenen wieder fütterte, und derselbe eine kleine schwarze Henne nicht nur ungeschoren ließ, sondern auch mit Vergnügen deren Sprüngen und Fluchtversuchen zuzusehen schien. Seitdem ist das kleine schwarze Huhn auch ganz dreist und zutraulich geworden. Trotz dem schrecklichen Gebrüll seines reißenden Wirthes pickt der kleine Gast ganz gemüthlich die ihm hingeworfenen Getreidekörner auf, spaziert ruhig an letzterem vorbei oder wohl gar zwischen dessen vier Tatzen hindurch, und benutzt sogar von Zeit zu Zeit den Kopf desselben, um kühne Sprung- und Flugübungen anzustellen. Seine Majestät Tigris aber schauen großmüthigst zu und scheinen sich wirklich in den kleinen schwarzen Springinsfeld verliebt zu haben.

Das größte Buch, das je gedruckt worden, befindet sich in einem Exemplare in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien. Es hat den Titel „Pantheon der Helden Englands" und ist jede Seite 4 Klafter hoch und 2 Klafter breit. Die Buchstaben haben die Höhe eines halben Schuhes. Das Buch wurde auf einer Londoner Dampfpresse gedruckt und die Stelle der Druckerschwärze vertrat Goldfirniß. Es sind von diesem typographischen Riesen nur 100 Exemplare für die bedeutendsten Sammlungen abgezogen worden.

Ein Erdbebenanzeiger! Die Japanesen sind kluge Leute. Sie haben entdeckt, daß wenige Stunden vor jedem Erdbeben der Magnet auf kurze Zeit seine Kraft verliert. Sie haben, hierauf fußend, ein Gerüst gebaut, das einen Hufeisenmagnet trägt, unter dem sich ein Becher von Glockenmetall befindet. An der Armatur hängt ein Gewicht. Steht nun ein Erdbeben bevor, so fällt, da der Magnet seine Kraft verliert, das Gewicht herab auf den Becher und gibt ein Allarmzeichen. Alles verläßt nun sofort die Häuser, um sich während des Erdbebens im Freien zu unterhalten.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 81. Samstag, den 6. Juli **1861.**

Der Bareblee.

Gedicht und Composition zu vier Männerstimmen
von Ludwig Schandein

Wollt körzlich uf die Kerwe geh',
Fangt's richtig a' se rehne,
Do dut mer mirem Bareblee
So 'n Märelche begehne:
Rehe-rehe Troppe —
Die Mädcher muß m'r foppe!

Lieb Mädche, därf ich unnersteh',
Es dut Dich net verdriesse?
„Renette — saht's — na' meinetweh' —
Es dut jo runner schieße!"
Rehe-rehe Rinne —
Die Mädcher muß m'r finne.

Del' Bareblee is ebbes kie',
Han trucke saicht ke' Farem;
Ich denk', es dät doch besser geh',
Du bänkicht dich immel' Arem?
Rehe-rehe Rehre —
Die Mädcher muß m'r fehre!

Die Sunn die scheint schun aus der Heh,
Noch hänkemer sesamme:
Zwe Herzer un E' Bareblee,
E' Faier un zwe Flamme:
Rehe-Rehe Rose —
Das Faier muß m'r blose!

O Bareblee, o Bareblee,
Du Möwel lieb und daier,
Bun owe wehrsch du Reh' un Schnee,
Un nnne scheersch du 's Faier:
Un Reh' un Schnee un Schlose
Dun 's Faier net ausblose! —

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Noch gibt es einen Umstand, liebes Kind," hub Wilhelm nach einem langen Stillschweigen wieder an, „über den ich gern einige Aufklärung hätte. Dieser betrifft nämlich deine Geburt, von der mir Namakewa eine höchst eigenthümliche Geschichte erzählt hat. Unstreitig ist sie auch dir bekannt. Welches sind deine eigenen Ansichten darüber?"

„Natürlich, daß meine Ansichten darüber jetzt, wo meine Geistesrichtung durch deine Lehren eine ganz andere geworden ist, nicht mehr dieselben sein können. Vor deiner Ankunft in unserem Lager habe ich mich wirklich für ein übermenschliches Wesen, für ein Kind höherer Geburt gehalten, da Fawankewa, meine Mutter und die Wittwe des früheren Häuptlings, welche bereits über achtzig Jahre zählt, fortwährend behaupteten, daß ich ihr von dem großen Geiste gebracht worden sei."

„Aber die Krieger behaupten, daß sie in ihren Kämpfen durch deinen Segen stets siegreich gefochten haben."

„Einst habe ich dies selbst geglaubt und es für eine Wirkung der mir innewohnenden geheimnißvollen Macht gehalten; jetzt aber urtheile ich darüber ganz anders. Mein Volk ist durch seinen Glauben stark gewesen; eben so wie ein blinder Eifer für seine Sache jedes Hinderniß mit einer gewissen Leichtigkeit zu beseitigen weiß. Die Raritaner, überzeugt, daß durch meinen Segen der große Geist mit an ihrer Seite focht, achteten keiner Gefahr, und siegten da, wo unter gewöhnlichen Umständen sie feiglings davongelaufen wären."

„Ich verstehe. Haben die Krieger noch immer diesen Glauben an dich?"

Digitized by Google

„Die meiſten, ja. Aber die, welche mit den Weißen häufig verkehren, hegen ſchon einige Zweifel darüber. So z. B. Rothſchuh. Sieh, da kommt er gerade auf uns zu.“

Rothſchuh blieb ſtehen und betrachtete das liebende Paar mit auffallend unfreundlichen Blicken. Als ſie an ihm vorüber waren, verſchwand er wieder im Gebüſch.

„Was bedeutet das?“ fragte Wilhelm. „Schon zu mehreren Malen iſt er uns in den Weg getreten. Sucht er etwa Streit mit mir? Er wird ſeinen Mann an mir finden.“

„Reize ihn ja nicht,“ bat Sonnenſtrahl. „Er iſt ein böſer Menſch und voll Tücke und Hinterliſt.“

„Würde dein Bruder, der Häuptling, dich gegen ihn in Schutz nehmen, ſofern er dich wieder mit Heirathsanträgen beläſtigte?“

„Ob mein Bruder, ſo bin ich deſſen nicht ſo ganz ſicher, jedenfalls aber meine Mutter, welche bei unſerm Volke in großem Anſehen ſteht.“

20.

Eines Tages, Wilhelm war gerade mit Namakewa in einem eifrigen Geſpräche über ſeine Freilaſſung und ſeine Liebe zu Sonnenſtrahl begriffen, wurden Beide zu der Hütte der alten Fawankewa eiligſt beſchieden. Sie begaben ſich dorthin.

Die alte Indianerin lag im Sterben. Sonnenſtrahl und ihr Sohn, der Häuptling, ſtanden an ihrem Lager und die Aelteſten und die angeſehenſten drei Krieger waren am Eingange der Hütte verſammelt. Als die Sterbende die Anweſenheit des weißen Mannes gewahrte, winkte ſie ihn zu ſich; Sonnenſtrahl und der Häuptling begaben ſich zu den Uebrigen.

„Wilhelm,“ ſprach ſie mit leiſer Stimme, „ich fühle, daß die Hand des Todes auf mir ruhet. Sonnenſtrahl hat mir geſtanden, daß du ſie liebſt und ihr verſprochen haſt, ſie zu deinem Weibe zu machen. Dieſes Geſtändniß hat mich gar nicht überraſcht, vielmehr habe ich vorhergeſehen, daß es ſo kommen würde. Freilich hat ſie eine dunkle Haut, aber dafür iſt ſie ſchön und liebenswürdig. Während meines Lebens hätte ich mich von ihr nicht trennen können, jetzt aber, wo ich mich meinem Ende nahe fühle, bin ich dem nicht mehr entgegen, und ich habe ihr geſtattet, mit dir zu gehen, ſobald man dir erlaubt haben wird, unſer Dorf zu verlaſſen. Macht dir dieſe Erklärung Freude?“

Wilhelm drückte die matte Hand der Alten an ſeine Lippen und rief: „Habet Dank, gute Frau, nie werde ich —“

„Pſt!“ flüſterte Fawankewa, „Die an der Thüre dort dürfen nichts hören. Ich halte mich von deiner Aufrichtigkeit überzeugt, aber für jetzt noch Verſchwiegenheit. Rufe Namakewa zu mir.“

Namakewa, die geſchickteſte der Heilfrauen des Stammes, fragte, welche Art von Arznei die Kranke einzunehmen wünſche.

„Keine,“ verſetzte dieſe. „Du haſt gethan, was deine Wiſſenſchaft vermochte. Nochmals, vergiß nicht, was ich deinem Ohre einſt anvertraut habe.“

Nachdem ihr Namakewa dies verſprochen, trat ſie zurück.

„Edle Krieger und Söhne,“ redete jetzt die Sterbende die von ihr herbeigewinkten Krieger und Aelteſten des Stammes an, „ehe ich dieſes Leben verlaſſe, wünſchte ich noch einige Worte der Ermahnung an euch zu richten. Noch kann ich mich der Zeit erinnern, wo die Jagdgründe unſeres Volkes von den weißen Geſichtern noch unbetreten waren. Wir lebten glücklich und zufrieden, und die Männer ſtanden feſt wie die Bäume des Waldes, welche dem Unwetter und den Stürmen Trotz bieten, und die aufgehende Sonne fand ſie bereit und willig, Gutes zu thun. Aber jetzt hat ſich bei meinem Volke Manches geändert.“

„Fluch den Weißen!“ rief Rothſchuh.

„Still. Nicht die Schuld der Weißen iſt es, daß dieſer Wechſel über euch gekommen iſt; es iſt vielmehr die Schuld Derer, welche die Laſter derſelben angenommen haben. Ihr hättet das verwünſchte Feuerwaſſer, welches die blaſſen Geſichter euch gebracht, verſchmähen ſollen.“

(Fortſetzung folgt.)

Aus der Natur.

(Fortſetzung).

Thatſache iſt es, daß in den Bienenſtöcken, wie im menſchlichen Gemeinweſen, zwei Cäſaren nicht gleichzeitig herrſchen können, Victor Emanuel und Garibaldi können nicht zuſammen

itized by Google

in italienischen Herzen regieren; darum muß Garibaldi in seine Zelle auf Caprera eingesperrt werden, und es ist gut, daß er dies weiß, obgleich er diese Lehre wahrscheinlich von keinem Bienenstock geschöpft. Um indessen wieder auf unsere Bienen zu kommen, so müssen wir bemerken, daß sich der Groll der alten Königin nicht legt. Wenn sie sieht, daß ihre Abkömmlingin und Nebenbuhlerin außer ihrem Bereich ist, so zieht sie in einem Zustande großer Aufregung im Stocke umher und hört auf, Eier zu legen. Gutes entspringt oftmals aus der Eifersucht und den dunkeln Leidenschaften der Menschen, und also gewiß aus eben diesen Gründen bei der Bienenkönigin, die keine verwittwete Königin-Mutter, sondern eine regierende Königin sein will, und da keine zwei Czarinen in einem und demselben Stocke hausen können, so muß nothwendig eine derselben weichen.

Die eingesperrte und gut genährte jugendliche weiß Besseres zu thun, als ihre Zelle zu verlassen; die Aufgabe des Weichens fällt ihrer Mutter zu, die denn auch nicht zögert und unverzüglich ihr Reich verläßt, und zwar, wenn sie in einem vollen Stock ist, in Begleitung von ungefähr tausend Drohnen, welche, wie man sagt, die Wegweiser machen, und von zehntausend Arbeitsbienen. Man weiß, daß diese Thierchen eine Art Wanderungstrieb besitzen und kennt die Zeit, in welcher sie zu schwärmen im Begriff sind, daher hält man einen leeren Bienenkorb bereit, der, wie in Australien oder Neuseeland, den Einwanderern offen steht, welche keine Zeit mit fruchtlosem Bedauern verlieren und keine sehnsüchtigen Blicke zurückwerfen, sondern sogleich Wachezellen zu bauen anfangen und ihrem eigenen Berufe nachgehen, während die Königin ihre Eierlegungsarbeit alsbald wieder aufnimmt. Auf so eigenthümliche Art werden die neuen Bienenkörbe in Besitz genommen, und so seltsame Ereignisse kommen in dem alten Stocke vor, um zur Colonisation des neuen zu führen.

Hat aber nach dieser Auswanderung aus der alten Heimath innerhalb des Stocks nun Alles ein friedliches Aussehen? Schauet einige Minuten hinein und sehet, was vorgeht. Man sollte meinen, die so wachsam geschützte junge Königin, deren Reich noch auf so schwachen Füßen ruht, werde sich durch Barmherzigkeit auszeichnen; allein dem ist nicht so — sie geht mit Mordgedanken um. Um ihre Herrschaft doppelt sicher zu machen, begibt sie sich, sobald sie allein gehen kann, zu den Zellen, welche ihre jüngern Schwestern enthalten, und sticht sie, mit einer ihrer Bienenmutter würdigen Barbarei, alle zu Tode. Es muß, wie es scheint, unbestrittene Souveränetät im Stocke herrschen, und sie muß auf Kosten vieler Leben gesichert werden. Tadelt ihr darob die Königin-Mutter und die Königin-Tochter? Würden sie nicht, wenn sie menschliche Geschichte lesen könnten, den Vorwurf, mit einigen Parallelen erschwert, auf euch zurückschleudern?

Es kann im Verlauf der Dinge geschehen, daß zwei junge Königinen gleichzeitig aus ihren respectiven Zellen hervorkommen. Das scheint die alte Königin in Furcht zu versetzen und sie von ihrem Kindsmordsvorhaben abzubringen, weßhalb sie dann sogleich mit ihrem Bienenschwarm von hinnen zieht. Nun könnte es scheinen, als ob Alles Unschuld und Betriebsamkeit im Stocke sei. Vergesset aber nicht, daß zwei Königinen beisammen sind — ein Umstand, der ebenso schlimm ist, wie zwei von verschiedenem Alter. Der Unterschied liegt zwischen Furcht und Eifersucht. Wiederum können keine zwei Czarinen vorhanden sein. Wie soll dieser Uebelstand beseitigt werden? Keine von beiden wird herausgehen oder ruhig bleiben. Es erübrigt ihnen also nichts, als der Kampf. Bei dem Menschengeschlechte kämpft das Volk und die Herrscher führen den Oberbefehl; unter Bienen dagegen kämpfen die Herrscher und das Volk schaut zu. Wäre es bei uns so, die Kriege würden auf der ganzen Erde vielleicht aufhören. Allein wir müssen bei den Bienen und ihren Schlachten bleiben. Diejenigen, welche nach dem Schwärmen zurückbleiben, theilen sich in zwei Parteien, die sich gegenseitig um ihre Königin aufstellen und den Boden des Stockes zum Schlachtfelde machen.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Nach der „Schles. landw. Ztg." behandelt Graf de Lannoy die Klauenseuche der Schafe

Digitized by Google

mit Glück folgendermaßen: Vor der Thüre des Schafstalles sind aus Bohlen angefertigte 6 Fuß breite und 6 Fuß lange Becken angebracht, die mit einem 3 bis 4 Zoll hohen Rande versehen sind und mit einem Rahmen zusammengehalten werden. In dies Becken wird gebrannter Kalk geworfen, worauf dieselben mit Wasser bis zum Ueberfließen angefüllt werden. Auf diese Weise entsteht Kalkmilch. Wenn nun die Schafe aus dem Stalle gelassen oder in denselben zurückgebracht werden, sind sie genöthigt, durch die Kalkmilch zu gehen, und die Klauenseuche verliert sich in kurzer Zeit vollständig.

Lebensphilosophie.

Lebe, um zu lernen; lerne, um zu leben.

Verstand und Witz kann leicht ergötzen,
Doch fesseln kann allein das Herz.

Leiden sind ein gutes Fernrohr in die Ewigkeit.

Verschiedenes.

(Gegenseitige Unzufriedenheit.) Bettelvoigt: Aber Hans'l, du verfluchter Kerl, du treibst es doch gar zu arg: ich mag im Wirthshaus dasitzen, wann ich will, immer muß ich dich betteln gehen sehen. — Hans'l: Ja, Herr Voigt, mir gebet's just so, wie Ihnen; i mag betteln herkommen, wann i will, muß i Sie immer dasitzen sehen, Sie treiben's doch gar zu arg!

Für die Cultur- und Sittengeschichte der Gegenwart sind die statistischen Nachweise beachtenswerth, welche M. Sieber, Ministerialbeamter in München, im Deutschen Museum über das Bier — „das fünfte Element in Bayern" — gibt. Mehr als die Hälfte der jährlichen Gerstenernte, 1,200,000 Scheffel, und 50,000 Centner Hopfen werden in Bayern jährlich zur Bierfabrication verwendet. Dies Material kostet etwa 15 Mill. Gulden. Die Kosten der Bereitung, Capitalinteressen ꝛc. eingerechnet, sind 12,600,000 Gulden, die Steuern 8 Mill.; die Bayern kommt also ihr Bier alljährlich auf 35 Mill. Gulden zu stehen, etwa so viel wie die Staatseinnahmen im Ganzen betragen. Nimmt man den jetzigen Bierpreis an, so steigern sie sich auf 50 Mill. Gulden. Die Zahl der Brauereien ist 4858; das Bierquantum jährlich beträgt 8,400,000 Eimer. Der Export desselben ist dagegen verhältnißmäßig gering; er belief sich 1856 nur auf 165,236 Eimer, also nicht ganz 2 Procent des gebrauten Gerstensaftes.

Viersilbige Charade.

1. und 2. Silbe.

Als eintrat ich in's Leben,
Ward Freiheit mir gegeben,
Zu leben in der Welt.
Ich kenne keine Sorgen,
Bin immerhin geborgen,
Auch ohne Gut und Geld.

Auch brauch' ich keinen Schneider,
Trag' dennoch schöne Kleider;
Bin voller Fröhlichkeit.
Ich und mein nettes Liebchen
Wir singen manches Liedchen
In trauter Einigkeit.

3. und 4. Silbe.

Ein Stand, an dessen Blätter
Manch' hoher Standsvertreter
Gleichsam als Raupe nagt;
Den man nicht kann entbehren
Und deshalb sollte ehren,
Statt daß man ihn mißacht'.

Jedoch in neuern Zeiten —
Es läßt sich nicht bestreiten —
Wird doch sein Werth erkannt.
Man hat es eingesehen,
Wenn er nicht würd' bestehen,
Wär' elend jedes Land.

Das Ganze ein Bedrängniß
Und gar noch ein Gefängniß
Für's erste Silbenpaar.
Umringt mit Eisenstäben,
Muß es gefangen leben
Und trauern immerdar.

Elmst. B....

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 82. Dienstag, den 9. Juli **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Wir haben von bösen Geistern gehört," fuhr die Sterbende nach einer Pause fort, „welche in dunkler Nacht auf dem Sturme dahin fahren, welche den Wirbelwind zum Wagen haben, und die den krachenden Donner und die zuckenden Blitze, vor welchen wir uns so sehr fürchten, auf uns herabschleudern. Aber was ist deren Macht, verglichen mit der des Zerstörers, der in dem Feuerwasser der Weißen verborgen ist? Ich habe diese Macht wohl erkannt. Ich kenne die Natur meines Volkes, weiß, wie sehr es die Aufregung liebt und wie gierig es nach dem greift, was seinen Leidenschaften zusagt. Der flüssige Teufel verschafft ihm diese Aufregung und der Thor erliegt ihm. Wollet ihr Männer sein, so meidet die Lockungen des Versuchers. Wollet ihr einst in Ruhe und Ehren sterben, so nehmet es nie wieder an eure Lippen. Blicket auf den von den Bergen herabsprudelnden Bach, der unten angekommen zu einem Strome wird, dann zwischen grünen und buschigen Ufern seinen Lauf fröhlich fortsetzt, dessen Gewässer hie und da Teiche bilden, auf deren glatter Fläche sich die nächsten Gegenstände abspiegeln und sogar beim Hinabschauen sich eure eigne Gestalt wieder zeigt. Nun, des Waldes Bäche, Teiche und Quellen enthalten in verschwenderischer Fülle das von dem großen Geiste für euch bereitete Getränk. Es ist ein wohlschmeckendes, erfrischt die matten Glieder, und der Genuß desselben ist nie ein schädlicher. Daran habt ihr euch zu halten. Was aber enthält das verfluchte Feuerwasser? Den Tod! Der Genuß desselben bringt Krankheit, Wahnsinn und Schlechtigkeit mit sich. Es ist ein höllisches Gebräu. Habe ich nicht gesehen, daß unter dem Einflusse desselben des Sohnes Hand sich gegen den eigenen Vater erhoben? Habe ich nicht gesehen, wie der tapfere Krieger unter der Wirkung desselben matt und kraftlos zur Erde gesunken und so der leichte Raub seiner Feinde und der der wilden Thiere geworden ist? Habe ich nicht gesehen, wie der weiße Mann, dessen Kopf der Sitz kluger Gedanken war, nach dem Genusse desselben zum Narren, zum Wahnsinnigen geworden ist? Ja, das habe ich gesehen und noch mehr. Ich habe sehen müssen, welch reißende Fortschritte dieses Uebel unter euch gemacht hat. Ich sage euch, der weiße Mann kennt die Macht desselben, denn er nimmt es nur mit Mäßigkeit zu sich, ihr aber seid darauf versessen und trinkt es im Uebermaß.

„Meine Söhne, ich sterbe und werde die heutige Sonne nicht untergehen sehen. Ich liebe euch und möchte euch glücklich wissen. Als ich noch jung war, zählte ich der Hütten viele, und die Krieger standen fest wie die Bäume des Waldes. Jetzt faßt dieses Thal unsere sämmtlichen Wigwams. Ich schließe mit dem lebhaften Wunsche, daß ihr zu den einfachen Sitten eurer Voreltern zurückkehren möchtet. Ich — Sonnenstrahl!"

Die Gerufene trat hervor.

„Sonnenstrahl, der guten Namakewa habe ich mein Herz offenbart. Sie weiß Alles. Sie hat die Nacht über an meinem Lager gewacht. Owheewawa!"

Der Häuptling neigte sein Haupt zu der Sterbenden nieder.

„Mein edler Sohn, ich habe frei und dreist gesprochen. Vergiß meine Worte nicht. Bleibe deiner Schwester gewogen. Auch gegen Wilhelm mußt du brüderlich gesinnt bleiben.

Digitized by Google

Er ist ein Fremdling unter euch und seinen Eltern gewaltsamer Weise entrissen worden. Der große Geist — er nähert sich — ich sehe ihn — ich höre die Stimmen meiner Väter — die Sonne scheint heller — ich" — Ihr Gesicht verklärte sich, ihr Athem stockte, und die Aelteste der Raritaner war die Jüngste im Reiche der Geister.

Während einiger Augenblicke herrschte in der Hütte die tiefste Stille, dann aber stieß Namakewa einen lauten, wilden Schrei aus. Die draußen stehenden Frauen stürzten jetzt herein und das von denselben erhobene Geheul war ein wahrhaft betäubendes. Wilhelm entfernte sich langsamen Schrittes. An der Thüre begegnete ihm Rothschuh. „Eine weiße Schlange in dem Neste des schönsten Vogels! Schlangen müssen sterben!" raunte er ihm in's Ohr.

21.

Die zu Ehren der alten Häuptlingswittwe stattgefundenen Trauer- und Begräbnißfeierlichkeiten waren nach fünf Tagen beendigt, am sechsten Tage fand sich Sonnenstrahl bei Namakewa ein, die sie um Aufnahme in ihre Hütte bat. Nach Kawankewa's Tode hatte sie in ihres Bruders Wigwam zu bleiben deßhalb nicht für räthlich gefunden, weil Rothschuh sich ihr oft zu nähern gesucht und des Häuptlings Ohr für sich einzunehmen gewußt hatte.

Wilhelm, der die Gesellschaft der Geliebten seit Tagen hatte entbehren müssen, schlug ihr vor, das schöne Abendwetter zu einem Gange nach Kawankewa's Grabe zu benutzen; er habe ihr so Manches mitzutheilen, sie um so Vieles zu befragen. Sonnenstrahl kam Wilhelm's Wunsch bereitwilligst nach. Während sie gingen, theilte er ihr mit, wie er den Entschluß gefaßt, Namakewa nochmals um seine Freilassung zu bitten, und stellte er Sonnenstrahl die Frage: ob sie geneigt sei, ihm nach den Niederlassungen der Weißen zu folgen, und ob der Häuptling ihr wohl gestatten werde, daß sie mit ihm die Wigwams der Raritaner verlasse?

Sonnenstrahl antwortete auf diese Fragen, daß ihr zukünftiges Schicksal in seinen (Wilhelm's) Händen liege, daß sie ihm mit Freuden überall hin folgen werde; doch glaube sie, daß der Häuptling ihr die Erlaubniß, das Lager der Indianer zu verlassen, schwerlich ertheilen werde. Sie werde ihre Flucht durch List zu bewerkstelligen haben.

„Aber wird man dich von den Weißen nicht wieder zurückverlangen?" fragte Wilhelm.

„Das könnte wohl der Fall sein, namentlich auf Rothschuh's Betreiben. Indessen hoffe ich dabei auf deinen und deines Volkes Schutz."

„Der soll dir gewährt sein!" rief Wilhelm mit Begeisterung. „Keine Macht soll dich mir wieder entreißen, und Rothschuh's List und Tücke verlache ich."

Wie weit Rothschuh's Tücke gegen ihn gehen würde, das sollte er nur zu bald erleben.

Erst in später Stunde und in völliger Dunkelheit kehrten die Liebenden wieder heim. Namakewa hatte Sonnenstrahl's Schlafstätte neben der ihrigen bereitet, die Wilhelm's befand sich nicht am Eingange der Hütte. Sonnenstrahl's Anwesenheit hatte diese Aenderung erheischt.

Wilhelm's Schlaf ward von schweren und ängstlichen Träumen heimgesucht. Er befand sich auf einem hohen Eichbaume, den er, von zwei Bären verfolgt, in aller Eile erklettert hatte. Er blickte hinab. Die Thiere waren verschwunden, aber statt ihrer sah er Rothschuh, der den Baum zu erklettern sich anschickte. Am Fuße des Baumes stand ein zweiter Indianer, bewaffnet mit einem Messer und einer Flinte. Wie sich seinen Verfolgern entziehen? Sprang er hinab, so fiel er in die Gewalt des einen, blieb er auf dem Baume, so ward er die Beute des andern. Schon streckte Rothschuh die Hand nach ihm aus und ergriff ihn; er wurde fortgerissen, er fühlte, daß er getragen wurde und sich in einer kühlen Luft befand. War dies noch ein Traum? Er öffnete die Augen: die schwärzeste Finsterniß umgab ihn. Er wollte den Mund öffnen, fragen, rufen, schreien, aber auch nicht den leisesten Laut vermochte er von sich zu geben; Mund, Augen, Hände und Füße waren geknebelt und gebunden. In wessen Gewalt befand er sich und wohin wurde er getragen?

Nachdem eine ziemlich weite Strecke zurückgelegt sein mußte, wurde er auf den Boden gelegt und ihm die Binde von den Augen genommen. Rothschuh und ein zweiter Indianer standen ihm zur Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Natur.

(Schluß.)

Werfet nun einen Blick auf die Heere, wie sie sich nähern, um einander in's Auge zu fassen, aber nicht um zu kämpfen. Ein Einzelkampf zwischen den Herrschern ist die Losung des Tages, und die versammelten Heerschaaren sind blos betheiligte Zuschauer, welche mit untergeschlagenen Vorderbeinen dasitzen. Die Nebenbuhler-Königinen treten vor und fallen mit unlenksamer Wuth über einander her. Sie packen sich mit ihren Kinnladen am Halse, an Kopf und Beinen. Durch reißend schnelle Flügelschwingungen suchen sie sich gegenseitig außer Fassung zu bringen. Sie stoßen ihre Köpfe zusammen, halten sich mit ihren Beinen fest und suchen einander auf jede mögliche Weise zu stechen. Sie entblößen ihre Stacheln wie Schwerter und suchen die verwundbaren Theile zwischen den Ringen des Körpers, am Halse, oder an dem die Brust und den Unterleib verbindenden zusammengezogenen Theil zu erreichen. Dies ist ein Zweikampf auf Leben und Tod — ein tödtliches Schwertspiel. Nicht ein Zuschauer zieht sein Bein hervor. Ein allgemeines Gesumme bezeugt die Aufregung, oder vielleicht eine allgemeine Stille. Endlich wird der verhängnißvolle Streich gegeben, das Schwert dringt zwischen den Ringen hindurch und in die Lebenstheile ein. Jetzt bebt die Durchbohrte zurück, strauchelt und fällt, schließt nach einer oder zwei krampfhaften Zuckungen auf ewig die Augen.

Der Mensch ist in seinen Versuchen zur Schaffung der vollkommensten Linse unbewußt zu einer Nachahmung des Bienenauges gelangt. Sein Streben ging dahin, die Abirrung des Lichts zu verhindern, welche verursachte, daß seine Linsen den Gegenstand, den er seiner Erforschung unterziehen wollte, färbten und verzogen, und er erreichte diesen Endzweck dadurch, daß er zusammengesetzte Linsen von ungleichen Dichtigkeiten anwendete. Als er nach langem Studium eine achromatische Linse zu Stande gebracht, hatte er nur dasselbe erreicht, was die kleine Biene schon besaß. Und wie sonderbar ist der Gedanke, daß der Mensch durch den Gebrauch seiner eigenen achromatischen Linse zuerst genau die der Biene wahrnahm! Das kleine Insect hatte sie vielleicht Tausende von Jahren hindurch schon gebraucht, ehe denn der Mensch die Erde betrat. Durch ihre wundervollen Linsen und zahlreichen Facetten gewinnt die Biene Licht in den dunkeln Blumenkelchen. In diese Blüthenhöhlungen bringt sie, sozusagen, Tausende von Lichtsammlern und Strahlenbrechern, die im Stande sind, ein einzelnes Gemälde mittelst einer großen Anzahl kleiner Bilder zu schaffen. In den dunkeln Bienenkorb trägt sie denselben optischen Apparat hinein und fängt damit auch den geringsten Lichtstrahl auf. Wenn, wie man behauptet, Bienen stets im Dunkeln arbeiten, so darf man wohl fragen: hat denn nicht jede von ihnen drei- bis viertausend Erleuchter? und wenn wir die vielen Tausende derselben in's Auge fassen, die alle durch den ganzen Bienenkorb hindurch in optischer Thätigkeit sind, wie kann man sagen, daß diese Geschöpfe im Dunkeln arbeiten?

Gemeinnütziges.

(Maschinenschmiere: Rüböl-Pyrolëin.) Dollfuß in Mühlhausen hat sein Verfahren zur Darstellung einer nicht verharzenden Maschinenschmiere, von ihm Rüböl-Pyrolëin genannt, mehreren Industriellen brieflich mitgetheilt. Es ist nach Dingler's Polyt. Journal folgendes: Man läßt 120 Pfd. rohes Rüböl mit 7 Pfd. rothem Mennig in einem Kessel langsam sieden, bis das Mennigpulver, welches auf der Oberfläche des Oels verbreitet ist, vollständig braun wird. Nachdem man sich überzeugt hat, daß das Gemisch nicht mehr die geringste Spur von rothem Mennig enthält, läßt man erkalten und decantirt. Das Rüböl ist dick geworden, und die eiweißartigen Stoffe darin sind zerstört. Es ist zum Schmieren der Dampfmaschinen und der schweren Transmissionen anwendbar. Zum Schmieren der Spindeln ist es zweckmäßig, 30 bis 40 Procent Mineralöl oder Schieferöl beizumischen.

Lebensphilosophie.

Der Keim der Liebe ist so zart, daß er nothwendig erstickt werden muß, sobald die sinnliche Lust über ihn herwächst.

Wer Unglück haben soll, stolpert im Grase,
Fällt auf den Rücken und bricht die Nase.

Ehret die Rechte der Natur, — folgt dem Zug der Liebe, so bedürft ihr keine Gesetze.

Verschiedenes.

(Schiller-Album für die Besitzer von Loosen zur Schillerlotterie.) Für die Gewinner eines der angekauften 5000 baumwollenen Regenschirme (Einkaufspreis 15 Sgr.):

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche Sohn der Stunde,
Aufgebaut auf dem betrüglichen Grunde?

Für die Gewinner eines Korbes mit Rheinwein:

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Sterblichen zu Theil!

Für die Gewinner eines Behrend'schen Schlafrockes (Einkaufspreis per Stück 25 Sgr. Garantie für die Haltbarkeit 24 Stunden):

Nicht an den Gütern hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren;
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz,
Wer besitzt, der lerne verlieren!

Für die Gewinner eines Stiefelknechts:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.

Für die Gewinner eines Tuschkastens für Kinder:

Farben auch, den Leib zu malen,
Gebt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Für die Gewinner von sechs Flaschen Meißner Schattenseite:

Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam für's zerriss'ne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe.

Für die Gewinner der Spitzenschleier (Klöppelarbeit aus dem sächsischen Erzgebirge. Stück 5 Sgr.):

Frommt's, den Schleier aufzuheben? *)

*) Variante des N. K.:
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Für die Gewinner eines englischen Nachtkamisols (Elberfelder Fabr. Preis 5 Thlr. d. Dutz.):

Und ein Jahr hat er's getragen,
Trägt's länger nicht mehr!

Für die Gewinner der Solinger Hirschfänger (Dutzendpreis 8 Thlr.):

Darob entbrennt in Robert's Brust
Des Jägers giftiger Groll.

Für die Gewinner eines messingenen Trichters:

Mein ist der Helm und mir gehört er zu!

Für die Gewinner des Liedes: „Du hast Diamanten und Perlen" (500 Exemplare dem Verein gratis überreicht):

Die Arie, Prinz Carlos, werd' ich wohl
Noch ein Mal spielen wüssen: Ihre Strafe
Soll sein, mir zuzuhören!

Ein sehr beliebter Komiker, der ein großes Vermögen besaß, lag auf dem Todtenbette, seine Freunde umstanden laut schluchzend die Lagerstätte. „Tröstet euch," sagte der Kranke, „denn ihr werdet nicht so lange über mich weinen, als ihr gelacht habt."

Als der König von Bayern das Hochgebirge bereiste, kam vor einem der sangreichsten Dörfer zwischen Isar und Inn die ganze Gemeinde ihrem Fürsten entgegen und sang ihm ihre schönsten eigenen Lieder. Und als sich darauf der König lange mit dem Ortsvorsteher unterhalten hatte und ihn zuletzt huldvoll mit den Worten entließ: „Ich bin recht zufrieden mit Euch!" erwiederte der Vorsteher mit treuherziger Zuversicht dem Könige: „Und wir sind es auch mit Euch!"

(Der angehende Oekonom.) In einer Gemeinde, in welcher der Pfuhlständer ein geschätztes Möbel ist, saß ein dreijähriges Bübchen bei Tisch und schöpfte mehrmal mit dem Löffel Sauce über seine Kartoffeln. „Na, Peter, sa, was machst du dann?" fragte ihn der Vater. „Ich puhl mein Grumbeere," antwortete das Kind.

Auflösung der viersilbigen Charade in Nro. 81:
Vogelbauer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 83. Donnerstag, den 11. Juli **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Die weiße Schlange ist aus dem Neste des schönen Vogels vertrieben," redete Rothschuh ihn an.

„Was willst du damit sagen?"

„Was ich damit sagen will? Ist denn dein Verstand so stumpf, daß du es nicht schon begriffen?" Dabei zog er einen Knäuel Riemen von ungegerbtem Leder hervor und der zweite Indianer richtete den Gebundenen mit dem Rücken an einen Hickorybaum. „Hier ist die weiße Schlange sicher aufgehoben."

„Willst du mich morden?" schrie Wilhelm.

„Das nicht, da ich meinem Häuptlinge habe versprechen müssen, mich an deinem Leben nicht zu vergreifen. Aber wenn auch Keiner unseres Stammes seinem Worte untreu wird, so hindert ihn das doch nicht, Mittel zu suchen, welche das Werk der Rache für ihn thun. Zudem ist einer deines Volkes in dem Glauben, daß du das Land der Geister bereits beschritten, und ich möchte ihn in seinem Glauben durch die That bestärkt wissen. Indessen, wie ich dir angedeutet, ist es nicht meine Absicht, das dem Sachem gegebene Wort zu brechen. Der deiner wartende Todesstreich wird dir also nicht von meiner Hand versetzt werden."

„In dem Namen des großen Geistes, den du verehrst und der auch mein Gott ist, bitte ich dich, von deinem Vorhaben abzulassen und mein Leben zu schonen."

„Schweig, weiße Schlange," versetzte der Indianer, indem er einen zweiten Riemen um die Arme des Gefangenen schlang, „ich habe dein Treiben unter den Raritanern lange genug beachtet. Der schönste Vogel ist nicht dir bestimmt."

„Sonnenstrahl wird niemals einwilligen, dir ihre Hand zu reichen. Sie hält dich in Abscheu, sie —"

Ein ihm um die Brust geschlungener und fest angezogener Riemen raubte ihm für den Augenblick den Gebrauch der Stimme.

„Warum sprichst du denn nicht weiter?" fragte ihn der Wilde mit einem höhnischen Lächeln. „Laß dir gesagt sein, daß das Mädchen mein Weib werden wird. Weigern kann und darf sie sich nicht. Kann ein Kind sich gegen den Wolf wehren? — Fertig! Jetzt magst du aus vollem Halse nach Hilfe schreien. Ob man dich hören wird, das ist eine andere Frage. Das Tageslicht, sollte es dir wieder scheinen, wird dir schon zeigen, wo du dich befindest. Noch ganz kürzlich hat eine Heerde Wölfe ihre Beute an dieser Stelle verzehrt. Der Weg nach ihren Höhlen geht hier grade durch."

„Barmherzigkeit!" Dies Wort stieß der Unglückliche in einem flehenden Tone aus seiner gepreßten Brust heraus. Die Indianer entfernten sich. Er versuchte an seinen Banden zu rütteln. Vergebliche Mühe. Die geringste Bewegung war eine äußerst schmerzvolle, denn die scharfen, harten und unbiegsamen Riemen drangen ihm durch seine Bekleidung ins Fleisch. Ein Zerreißen der Bande, selbst wenn er die Stärke eines Riesen besessen, war daher nicht denkbar.

Kein Stern war am Himmelszelte mehr zu erblicken; oben und unten die schwärzeste Finsterniß. Alles war still um ihn her; nur daß der Wind in immer kürzer werdenden Zwischenräumen lauter und lauter durch die Zweige der gigantischen Bäume des Waldes fuhr. Horch! Ist dies das Geheul der sich nähernden Wölfe? Ein kalter Schweiß be-

Digitized by Google

deckte seine Stirn. Horch! Das Geräusch wiederholte sich, und wieder hört er es und immer schrecklicher schallt es durch den finstern Wald. Aber unmöglich können dies Töne lebender Wesen sein. Nein, er hat sich nicht geirrt, es sind die dumpf verhallenden Donnerschläge eines heranziehenden Gewitters.

22.

Mit welch dankbaren Gefühlen hörte der Beklagenswerthe den über seinem Haupte ertönenden Donner an! Er glaubte Gottes Stimme darin zu erkennen und sein geängstigtes Gemüth wendete sich dem Höchsten zu, den er anflehete, ihm eine zeitige Rettung zu senden; sollte jedoch dies seine letzte Stunde sein — und die Gewißheit, daß sie es war, vermochte er nicht wegzuleugnen, — so bat er, daß Er seine Seele zum Tode stärken und sein Verscheiden zu einem schmerzlosen machen möge. Jetzt hört er das unheimliche Gekrächze mehrerer von dem hehren Naturereignisse aufgescheuchten Raubvögel. Er blickt umher, täuscht ihn seine Einbildungskraft nicht, so sind die Augen eines dieser befiederten Waldbewohner wie zwei glühende Kugeln auf ihn gerichtet. Hat das Thier seine Beute schon gewittert? Ist ihm dennoch ein langsamer und schmerzvoller Tod vorbehalten? Plötzlich erhellt sich der Himmel; es ist der erste Blitzstrahl, dem ein furchtbarer Donnerschlag unmittelbar folgte, und mit verstärktem, aber desto widerlicherem Geschrei suchen die Thiere mit schwerem Flügelschlag das Weite. Dicke und schwere Regentropfen fallen auf die Blätter der Bäume; ein zweiter Blitzstrahl erhellt die Gegend, er schauet umher und wird gewahr, daß dieselbe eine lange und tiefe Schlucht bildet.

Eine ganze Weile hindurch fängt das dichte Laubwerk den Regen auf, aber nach und nach dringt er durch, und zuletzt ergießt sich das Wasser stromweise auf seinen Kopf und seine Schultern. Bald ist er bis auf die Haut durchnäßt, ein eisiges Frösteln durchfährt seinen Körper, durch die gezwungene Regungslosigkeit und das stete Verbleiben in ein und derselben Stellung erstarren ihm die unter dem Drucke der fest angezogenen Riemen angeschwollenen Glieder. Noch immer diese furchtbaren, im wunderlichsten Zickzack sich schlängelnden Blitze, diese schrecklichen Donnerschläge und der in Fluthen auf ihn herabfallende Regen.

Wie dem armen Dulder dieser Zustand von Minute zu Minute unerträglicher wird! Bald weilen seine Gedanken bei der Geliebten, bald bei den theuren Eltern, welche er nie wiedersehen soll, und die von der ihm bereiteten martervollen Todesart keine Ahnung haben. In Gedanken versunken, sucht er zu Erleichterung seiner Schmerzen seinem Körper unwillkürlich eine andere Stellung zu geben, und — welch freudige Entdeckung! Die Stärke der Riemen scheint geschwächt zu sein.

Ja, ja, so ist's. Der Regen hat die aus rohen Thierhäuten geschnittenen Riemen weich und geschmeidig gemacht. Mit all der ihm noch beiwohnenden Kraft reißt und zerrt er an seinen Banden, und siehe, was vorhin von einer eisernen Härte gewesen, ist jetzt von einer schlaffen Weichheit. Nochmals rafft er seine, durch die Hoffnung schon wieder erstarkten Kräfte zusammen. Die Riemen geben immer mehr nach. Er reibt die um seine Füße geschlungenen Riemen an der rauhen Rinde des Baumes und sie zerreißen. Ein wilder Freudenruf entquillt seiner Brust. Jetzt ist der übrige Theil der Arbeit ein verhältnißmäßig leichter, und gleich darauf steht er entfesselt, bandenlos da. Darf er seinen Sinnen trauen? Ist er wirklich gerettet? Ist es keine Täuschung? Nein, mit Leichtigkeit kann er seine Glieder bewegen, wie er will. Von dem Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott ergriffen, fällt er auf die Kniee, und in einem inbrünstigen Gebete bringt er dem Höchsten Lob und Preis für die ihm angediehene Rettung dar. Sein Gebet beendigt, überlegt er mit sich, welchen Weg jetzt einzuschlagen. Noch haben der Regen und das Gewitter nicht nachgelassen. Von Nässe und Kälte fast erstarrt, will er zuvörderst gegen das Unwetter ein Obdach aufsuchen. Der Regen hat die Schlucht mit Wasser angefüllt, und er hält es für räthlich, dem Laufe des sich bildenden Stromes zu folgen; aller Wahrscheinlichkeit nach bahnt sich das Wasser einen Weg dem großen Raritanflusse zu. In der Finsterniß tappend, tritt er seine Wanderung an. Der Blitz zeigt ihm, welche Hindernisse, als umgestürzte Bäume und einzeln liegende große Felsstücke, er zu umgehen hat. Endlich glaubt er sich am Saume des Waldes zu befinden, denn er sieht im Leuchten des Blitzes eine

Digitized by Google

Ebene vor sich und zu seiner Linken erhebt sich hinter einigen Bäumen eine mit Schlingpflanzen dicht überzogene Felswand vor sich. Dort dürfte er ein Obdach gegen den Regen finden. Als er die Felswand erreicht, hebt er eine Masse in einander verwachsener Zweige wilden Weines in die Höhe. Ist es Einbildung oder Wirklichkeit, er glaubt in dem Gestein die Oeffnung einer Höhle erblickt zu haben. Er wartet auf den nächsten Blitzstrahl; ja, es ist eine Höhle. Aber war es räthlich, sich in dieselbe hineinzubegeben? Konnte sie nicht das Lager eines Raubthieres sein? Noch immer wüthete das Unwetter mit aller Macht; er bedurfte eines Obdachs, er tritt hinein, bleibt aber vorsichtshalber am Eingange stehen. Drinnen regt es sich, er hört ein leises Geräusch, er glaubt in dem Dunkel eine Gestalt zu erblicken; er erschrickt, doch bleibt er, es kann ja ein Gebilde seiner Einbildungskraft gewesen sein.

„Wer ist da?" ruft eine aus dem Innern dringende Stimme. Eine menschliche Stimme in dieser Wildniß? Ueberraschung und Staunen binden ihm die Zunge.

„Wer ist da?" ruft es zum zweiten Male. Der Ton der Stimme ist ein weicher, zitternder, ja furchtsamer. Er faßt wieder Muth; der Fragende scheint es nicht auf eine Feindseligkeit abgesehen zu haben.

„Ein verirrter Wanderer, der hier ein Obdach sucht," entgegnete er zwar laut, doch mit einem eigenthümlichen Gefühle, da eine Unterredung mit einem Unsichtbaren und noch dazu in dieser Urwildniß immerhin etwas Unheimliches an sich hat.

„Laß mich den Ton deiner Stimme nochmals hören. In welcher Absicht bist du hier?"

„In keiner bösen. Wie gesagt, um mich gegen den Regen zu schützen."

„Barmherziger Gott! Wilhelm! Mein Kind, mein Sohn!" Er fühlte sich von zwei weichen Armen umfaßt.

„Mutter! Mutter! Müssen wir hier uns wiederfinden? O die wunderbaren Wege der Vorsehung!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Springbrunnen von brennendem Oel.

In Pennsylvanien, wo sich ausgedehnte Kohlenlager befinden, war man schon längst auf den Abfluß von Kohlenöl aufmerksam. Aber erst im Jahre 1859 fand man, daß dieses „Bergöl" besser, als das Photogen zum Brennen zu benutzen ist. Kaum durchlief diese Nachricht die Zeitungen, so bemächtigte sich sogleich der industrielle Geist der Amerikaner der Angelegenheit. Man gründete alsbald Actiengesellschaften, um diese herrliche Gabe der Natur auszubeuten, und schon wollte man berechnet haben, daß richtig geleitete Anbohrungen der Erde unermeßliche Photogenquellen hervor locken werden, die alle künstliche Photogenfabrikation aus dem Felde schlagen müsse. Ein billiges Leuchtmaterial kann allerdings dem glücklichen Unternehmer zu colossalem Reichthum verhelfen. Bei der Stadt Warren bricht eine Quelle hervor, welche 4½ Procent eines schön brennenden Oels liefert. Dieses wird durch die Hitze des Erdinnern aus den unterirdischen Kohlenfeldern abdestillirt. Aus einem Versuchsbohrloche in der Grafschaft Crawford sprangen aus einer Tiefe von 70 Fuß täglich 600 Gallonen (zu 4 Quart) hervor. Die Billigkeit der Gewinnung und die Aussicht auf glänzenden Erfolg war so verlockend, daß man sich bei Ausbeutung jener Schätze in der Erde förmlich überstürzte; ja man wollte in Amerika schon jetzt mit jenem billigen Material gegen die europäische Photogenfabrikation in Concurrenz treten. Allein diese Fabrikation braucht sich kaum zu fürchten. Auch geht man bei der Ausbeute äußerst unvorsichtig um, wie die neuesten Erfahrungen lehren. In Tidione in Pennsylvanien fand kürzlich, wie der „Buffalo Courier" erzählt, während ein Schacht zur Gewinnung von Bergöl gebohrt wurde, plötzlich ein so heftiger Ausbruch des Oeles statt, daß sich das Oel im Verhältniß von 70 Tonnen per Stunde ergoß und der Oelstrom 41 Fuß hoch über den Boden stieg. Ueber diese Oelmasse erhob sich das Gas oder Benzin in einer dichten Wolke von 50 bis 60 Fuß Höhe. Sogleich wurden alle Feuer in der Umgegend ausgelöscht, mit Ausnahme eines einzigen, welches in einer Entfernung von etwa 400 Klaftern brannte. Dieses Feuer entzündete dennoch das Gas und in einem Augenblicke stand die ganze Luft in helllodernden Flammen. Sobald das Gas Feuer gefangen hatte, entzündete sich auch die Spitze des aufsteigenden Oelstromes

Digitized by Google

und das siedende Oel fiel wie das Wasser einer Fontaine über einen Raum von 100 Fuß im Durchmesser in tausend brennenden Tropfen wie in eben so vielen Feuerkugeln zischend herab. Sogleich stand auch der Boden in Flammen, die mit rasender Schnelligkeit zunahmen und durch das herabfallende Oel fortwährend vermehrt wurden. Eine Scene unbeschreiblichen Schreckens folgte. Während der Explosion fing in der Nachbarschaft bis auf eine Entfernung von 900 bis 1000 Fuß Alles Feuer, und Bretterhütten, Maschinen- und Wohnhäuser standen in hellen Flammen. Die ganze Luft brannte. Der in einer Höhe von 40 Fuß aufspringende Oelstrom war eine gewaltige Feuersäule, über welcher das aufblitzende, explodirende, flammende Gas gegen den Himmel brannte. Das Getöse der Explosionen und des Feuers war so furchtbar, daß man es nur mit dem Brausen eines Orkans oder eines im Walde rasenden Sturmes vergleichen konnte. Die Hitze war so heftig, daß sich Niemand auf 150 Schritt nähern konnte, ohne sich Kleider und Haut zu versengen. Mehrere Tage darauf strömte das Oel noch immer aus und lieferte stündlich mindestens 100 Tonnen, die eine ungeheuere brennende Fläche bedeckten. Nach den neuesten Nachrichten hat sich das Feuer über die ganze Oelgegend verbreitet.

Landwirthschaftliches.

Eine große Zahl von Landwirthen der Provinz Rheinhessen haben seit 2 Jahren begonnen, die Repsstengel, welche man vorher allgemein als Brennmaterial benützte, fein zu schneiden und sie im angebrühten Zustande als Fütterungsmaterial mit dem besten Erfolg zu verwerthen.

Verschiedenes.

Der Astronom Heis theilt in der K. Ztg. mit, daß, wie sich aus den Bahnverhältnissen des neuen Cometen ergebe, zwischen diesem und dem im Jahre 1556, zu Zeiten Kaiser Karls V. erschienenen keine Identität bestehe. Höchst wahrscheinlich habe der neue Komet am 27. Juni genau zwischen Sonne und Erde seine Stellung eingenommen, so daß wir in diesem Falle uns selbst in dem mehrere Millionen Meilen weit sich erstreckenden, der Sonne entgegengesetzten Schweife befunden hätten. Der Komet nehme an Glanz bereits ab, doch müsse er, bevor er die Sonne erreichte, von bedeutender Größe gewesen sein und um den 20. Juni in der südlichen Erdhälfte in den Morgenstunden einen herrlichen Anblick am klaren winterlichen Himmel gewährt haben.

(Die mißverstandene Bitte.) A. „Ich weiß nicht, ob ich Sie störe, aber ich komme, um Ihr Fräulein Tochter zu bitten . . . — B. „Ach, das ist ja ein lang gehegter Wunsch von mir — ich will doch gleich meine Frau und Tochter rufen — das ist ja eine große Ehre für unser Haus." — A. (erstaunt) „Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verstehen, ich möchte nämlich Ihr Fräulein Tochter bitten, in unserm Singverein eine Soloparthie zu übernehmen" — B. „Ach — so — blos dazu!"

(Eine Naturerscheinung.) Bei dem Dorfe Dens im Amt Rentershausen (Kurhessen) findet sich ein großer Teich, der See genannt, etwa 10 Acker groß, mit zum Theil 12 — 40 Fuß hohen Ufern und wahrscheinlich durch einen Erdfall in Kalk- und Gypsfelsen entstanden. Der Sage nach wird dieser See, dessen Tiefe „unergründlich" sein soll, an einem gewissen Tage blutroth. Dies Ereigniß ist jedoch seit 50 Jahren in vorigem Monat zum ersten Male wieder eingetreten. Dem Anscheine nach sind die oben auf der Wasserfläche sich sammelnden Klümpchen erdiger Art. Eine Probe dieser Farbe ist an den naturhistorischen Verein in Kassel abgegeben worden, damit eine wissenschaftliche Untersuchung erfolge. Nach dem Volksglauben deutet der roth gefärbte See auf nahe bevorstehenden Krieg.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 84. Samstag, den 13. Juli **1861.**

Die Winde.

Aufwärts ist dein glühend Streben,
Sehnend streckst die durst'gen Arme
Du empor zum Aetherzelt.
Nur des Morgens reiner Sonne
Oeffnest du die tiefen Kelche,
Die Aurora purpurn malt.

Ach! der Drang nach Idealen
Zieht auch in des Lebens Morgen
Manches Menschenherz dir nach,
Das der Sonne seine Kelche
Weit geöffnet und der Erde
Niederwirft den Scheidebrief.

Mußt dich nicht zu hoch versteigen
Ueber unsre Erdensphäre,
Herz, ins hehre Sonnenreich;
Lieber hauche, wie das Veilchen,
Still bescheiden süße Düfte
Aus vom Frührоth bis zur Nacht.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

23.

Nachdem Mutter und Sohn sich eine Zeitlang den freudigsten Gefühlen über ihre unter so seltsamen Umständen stattgehabte Wiedervereinigung hingegeben, kam es zu Fragen und Aufklärungen. Theodora war die Erste, welche dem Sohne den Grund zu ihrer unfreiwilligen Anwesenheit in dieser schauerlichen Einöde, und welch schurkischen Streich Geldorp ihr und ihrem Gatten dabei wiederum gespielt habe, mittheilte.

Hierauf kam die Reihe an Wilhelm. Mit welcher Aufmerksamkeit die Mutter den Worten des Sohnes lauschte!

„Also deine Lebensretterin ist eine Wilde?" fragte sie, als Wilhelm seinen Vortrag beendet hatte.

„Ja, eine Wilde, doch ist sie von großer, fast regelrechter Schönheit."

„Aber die Farbe ihrer Haut?"

„Eben so roth wie die der andern indianischen Frauen. Vielleicht ein wenig heller, jedoch ist der Unterschied ein kaum bemerkbarer. Im Uebrigen steht mein Entschluß fest, sie, ehe wir den Rückweg nach den Ansiedelungen der Europäer antreten, aus dem Lager der Raritaner abzuholen. Vor den Tücken Rothschuh's muß sie sicher gestellt werden. Ueberdies ist es auch ihr Wunsch, nachdem sie eine Christin geworden, bei den Indianern nicht länger zu verbleiben. Zu welcher Zeit hat sich Rothschuh hier gewöhlich eingefunden?"

„In der Regel Vormittags. Morgen glaube ich ihn erwarten zu können."

„Um so wahrscheinlicher," bemerkte Wilhelm, „als er sich ohne Zweifel mit dem Frühesten aufmachen wird, um zu sehen, was aus mir geworden ist."

Hierauf drang Theodora in ihn, da seine Kräfte der Erschöpfung nahe sein mußten und der morgende Tag voraussichtlich neue Anstrengungen erheische, sich schlafen zu legen. Sie überließ ihm ihr Lager, und nachdem sie ihn und sich dem Schutze Gottes empfohlen hatte, legte auch sie sich nieder.

Als Wilhelm nach einem kurzen und erquickenden Schlafe die Augen wieder öffnete, fiel sein erster Blick auf die Mutter. Diese war bereits wach und mit der Bereitung eines sehr einfachen Frühstücks, bestehend aus Brod, getrocknetem Fleisch und Wasser, beschäftigt. Er erhob sich und ward zu seiner Freude gewahr, daß er des Gebrauches seiner Glieder,

Digitized by Google

wenngleich ihnen noch einige Steifigkeit geblieben, wieder völlig Herr war. Jetzt trat er ins Freie. Der Regen und der Sturm hatten zu wüthen aufgehört, der Himmel war wolkenlos und die kurz zuvor aufgegangene Sonne beschien die Spitzen der Bäume. Der Stand der Dinge draußen war also ein ziemlich günstiger.

Nach eingenommenem Frühstück beriethen sich Mutter und Sohn über die zunächst zu thuenden Schritte. Wo aber für den Tag bis zum Abend einen sichern Zufluchtsort finden, da sich Wilhelm in dem Dorfe der Raritaner am Tage zu zeigen nicht für räthlich fand? „Auch unterliegt es keinem Zweifel," fuhr er fort, „daß, sobald Rothschuh gesehen, daß ich dem Tode entronnen bin, er sich sofort hierher begeben wird. Findet er, daß auch du fort bist, so sucht er unsere Spuren auf; diese einmal entreckt, holt er uns sicherlich wieder ein, und ein wohlgezielter Pfeil oder eine Kugel thut das Uebrige. Ich schlage daher vor, seine Ankunft hier ruhig abzuwarten."

„Und du wolltest —?" Theodora konnte vor Angst nicht weiter sprechen.

„Habe ich nicht mit diesen Händen zwei Bären erschlagen?"

„Aber ist deine Kraft jetzt nach den schrecklichen Erlebnissen und Strapazen der gestrigen Nacht noch eine ungeschwächte?"

„Das Leben meiner theuren Mutter steht auf dem Spiele. Konnte ich aus Mitleid mit einem rothen Manne es mit zwei wilden Thieren aufnehmen, um wie viel leichter werde ich mit einem einzigen Feinde fertig werden, zumal wenn ich dadurch dein und mein Leben sichere."

„Mein guter, hochherziger Sohn!" rief Theodora, indem sie ihn umarmte. „Aber ist es dennoch nicht zu gewagt, dich diesem grausamen Indianer offen gegenüber zu stellen?"

„Das würde es. Dir und mir bin ich schuldig, mit Vorsicht zu Werke zu schreiten. Den Anspruch auf einen ehrlichen Zweikampf hat er durch seine Bosheit und Tücke verwirkt. Ich werde ihn daher durch einen unvermutheten Ueberfall auf eine kürzere oder längere Zeit in einen Zustand versetzen, der ihn verhindert, von seinen riesigen Kräften Gebrauch zu machen. Jetzt gehe ich, mir eine Waffe zu holen, eine hölzerne Keule, oder mit einem andern Worte einen tüchtigen Knüppel. Damit versetze ich ihm einen Schlag auf seinen dicken Schädel, welcher eine anhaltende Betäubung zur Folge haben muß."

Unfern des Eingangs bildete der Felsen einen Winkel, der zum Schwingen einer Keule Spielraum genug darbot und überdies noch dem Angreifenden den Vortheil des hellen Lichtes gewährte, dagegen ihn aber dem Blicke seines Feindes, wenigstens bei dem Eintritte desselben, entzog. In diesen Winkel stellte sich Wilhelm, als draußen die Fußtritte Rothschuh's hörbar wurden. Mit einem furchtbaren Fluche kam er heran. Dann beschattete er sich mit der Hand die Augen, beugte den Kopf, stand still und lauschte. Wilhelm erhob die Keule, nahm sein Ziel, und mit einem flüchtigen Gedanken an seine Mutter, an Sonnenstrahl und an die eigene Lage ließ er sie mit voller Wucht auf den Schädel des Wilden herabfallen. Er hatte sich auf einen zweiten Schlag vorbereitet, aber Rothschuh war so wirksam getroffen, daß er ganz besinnungslos zu Boden stürzte. „Hast du Etwas, womit ihm die Hände und Füße gebunden werden können?" fragte Wilhelm seine Mutter. Theodora brachte die von Geldorp vielleicht absichtlich zurückgelassenen Seile herbei, welche an ihrer eigenen Person zu Fesseln gedient hatten. Diese legte Wilhelm dem Indianer so fest und dabei so kunstvoll an, daß sie ohne große Mühe und einen beträchtlichen Zeitverlust nicht wieder zu lösen waren.

„Er ist doch nicht getödtet?' fragte Theodora.

„Durchaus nicht," versetzte Wilhelm. „Sein harter Schädel ist nicht im Geringsten verletzt, auch wird er in verhältnißmäßig kurzer Zeit bald wieder zur Besinnung kommen."

So sprechend nahm er die in der Höhle befindlichen Nahrungsmittel zu sich und rasch führte er seine Mutter ins Freie.

(Fortsetzung folgt.)

Boxer und Kobler.

In Deutschland spricht man so viel von dem englischen Boxerwesen; daß auch bei uns das „Faustrecht" noch nicht ausgestorben ist,

weiß Jeder, der etwas vom bayrischen, Tiroler oder Schweizer Gebirgsvolk weiß — nur daß bei uns diese Künste nicht zunftgemäß und als öffentliche Production an das Licht der großen Städte kommen, sondern „ländlich-sittlich" zwischen ihren Bergen und Thälern bleiben. Einen interessanten Zweikampf dieser Art schildert eine Feder in der Innsbrucker Volks- und Schützenzeitung aus dem Unterland.

Die Namen der Kämpfer, erzählt der Berichterstatter, stehen zwar nicht im gräflichen oder freiherrlichen Almanach, und da ich auch keineswegs gesonnen bin, die beiden Kämpfer näher zu bezeichnen, führe ich sie mit den falschen Namen Graf Hagmayr und Baron Robler auf. Die beiden Individuen, die ich hier damit meine, sind weitum als baumstarke hieb- und stoßgewandte Bursche bekannt, und weil es in vielen Gemeinden des Unterlands zur größern Ehre gereicht, der Stärkere, als der Gescheidtere und Vernünftigere zu sein, so mochte es die Beiden schon lange gejuckt haben, sich gegenseitig zu messen, d. h. zu beweisen, wessen Kopf, Brust und Unterleib bombenfester, wessen Faust und Arm stärker, wessen Zähne schneidender seien.

Wie leicht zu einem solchen Zweikampfe ein Anlaß sich ergibt, zeigt am besten dieser Fall selbst. Um den blankgefegten Buchentisch des Gasthauses in . . . saßen die beiden Robler oder Hagmayr, wie man diesen Tapferkeitsextrakt nennt, nebst einigen andern jüngern Männern herum. In Ermangelung der „Polizeistunde", welche von der Glocke des Kirchthums zwar pflichtschuldig angezeigt, aber sehr häufig überhört wird, wurde die Sitzung erst sehr spät oder wenn man will, sehr früh aufgehoben, und dieß geschah erst in Folge des ausgekommenen Zweikampfes. Gegen 5 Uhr Morgens sagte nämlich ohne alle Veranlassung der eine Robler zum andern: „Du, i han ghöart, du trauetst dir", mit andern Worten: ich habe gehört, du hättest allenfalls die Kurasch, mit mir es aufzunehmen. Obige Worte sind nun hier eine Herausforderung in bester Form, und es kommt nun noch darauf an, ob sie der Andere annimmt. Dieß geschah, indem der Gegner sagte: „Wenn du glaubst, du gewinnst etwas, kannst mit mir geh'n." Nun wurde von Beiden kein weiteres Wort mehr verloren, sondern in den anstoßenden Anger des Gasthauses gegangen, wohin die übrige Tischgesellschaft als Sekundanten sie begleitete. Diejenigen nämlich, welche der Herausforderung beiwohnen, sind die natürlichen Sekundanten, und ihre Aufgabe ist, jedes Einmischen eines Dritten abzuhalten, und demjenigen Raufer beizustehen, der „sich gibt." Sobald nämlich einer sagt: „ich gib mich" oder „ich hab genug," so darf ihm der andere „kein Peckerl" mehr geben, sonst würden die Sekundanten unverzüglich auf ihn losschlagen*).

Was die Leute hier unter einem „Peckerl" verstehen, wird der geehrte Leser bald erfahren. Die Gegner stellten sich vor einander hin und die geringste Bewegung des einen oder andern war das Zeichen zum Losgehen. Keiner hatte außer seinen natürlichen Waffen, Händen, Füßen und Zähnen, andere als den sogenannten Schlagring, der mit seinem großen Metallknopfe am kleinen Finger der rechten Hand sitzt und den Zweck hat, dem Schlage der Faust mehr Nachdruck zu geben. Mit bloßer Faust schlägt so ein Robler zwar ein Tischeck weg, aber an dem stählernen Ambos der Raufenköpfe würden derlei Schläge wirkungslos abprallen. Wie zwei der allerwildesten, blutdürstigsten Thiere schlugen, stießen und bissen nun mit verzweifelter Wuth und mit Anstrengung der äußersten Kräfte die beiden Robler auf einander los; kein Theil des Körpers wurde verschont, und während es weithin schallende Faustschläge gegenseitig auf die Brust, auf die Köpfe und in die Gesichter regnete, stießen die Gegner sich die groben Schuhe mit voller Schnellkraft der Füße in den Unterleib, oder suchten mit den Zähnen einen Finger, ein Ohr oder die Nase zu erwischen, um sie abzubeißen.

Es läßt sich das Grauenhafte eines solchen Kampfes gar nicht beschreiben, wie es einem einigermaßen empfindsamen Menschen auch nicht möglich ist, demselben auch nur kurze

*) Es kommt nun freilich manchmal vor, daß Einer, wenn er auch wollte, in Folge der erhaltenen Stöße und Schläge, die ihm die Sprache raubten, es nicht mehr sagen kann, in welchem Falle der Gegner unbarmherzig fortschlägt, bis der Andere „ein Zeichen mehr gibt."

Digitized by Google

Zeit zuzusehen. Mit unbeschreiblichem Ekel wendet man sich bald von dem Schauspiele ab. Ich sah ihn zufällig und zwar im letzten Stadium, als die Robler bereits eine ganze Viertelstunde gerauft hatten. Die Produktion fand nämlich gerade unter dem Fenster meines Schlafzimmers statt. Ich wurde durch die Schläge der Kämpfer, sonst hörte man nichts, aus dem Schlafe geweckt, und als ich neugierig zum Fenster hinabschaute, sah ich die beiden Raufenden, deren Gesichter ganz mit Blut überdeckt waren. Einige Schritte entfernt standen die 4 oder 5 Sekundanten, welche ruhig ihre Pfeifen schmauchend dem Kampfe zusahen.

Der Kampf blieb unentschieden. Als nämlich der Eine sagte, „lassen wir's gleich sein", ging der Andere, der auch genug hatte, darauf ein. Nach dem Kampf waren die Beiden, die einen Augenblick zuvor noch im eigentlichsten Sinne des Wortes sich zerfleischten, gute Freunde. Sie gaben sich die Hand und baten sich um Verzeihung. Darauf gingen sie zum Brunnen, wo sie sich gemüthlich gegenseitig die blutigen Köpfe abwuschen. Jetzt erst konnte man ihre Gesichtsbildung, wenn auch entstellt, wieder erkennen. Die Umgebungen der Augen waren etwas blaulich unterlaufen, das Gesicht von blutrothen Furchen durchzogen; die unzähligen Merkmale, welche die Schlagringe an den Schädelknochen zurückließen, blieben von den gelockerten Haaren verborgen. Das kühlende Brunnenwasser schien die siedenden und ermatteten Leiber der Raufer wieder aufgefrischt zu haben. Die Nachwehen dürften sich wohl erst später einstellen.

Die moralischen Betrachtungen über diese Zweikämpfe überlassen wir dem Leser.

Lebensphilosophie.

Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt, — und Jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz.

Je mehr Schwäche, je mehr Lüge; die Kraft geht gerade; jede Kanonenkugel, die Höhlen oder Gruben hat, geht krumm.

Verschiedenes.

Nürnberg. Folgende Notizen über das deutsche Sängerfest finden wir in Nürnberger Blättern. Die Festhalle wird mit 812 Gasflammen beleuchtet werden. Auf dem Festplatze und auf dem zunächst der Straße gelegenen Turnplatze werden 34 Wirthschaftsbuden errichtet, in welchen vom 18. bis 24. Juli geschenkt werden darf. Im Vertrauen auf das würdevolle Benehmen der Einwohnerzahl Nürnbergs wird die Polizei dem eigentlichen Feste fern gehalten bleiben, indem die Ordnung beim Festzuge und in der Sängerhalle die Mitglieder des Festausschusses überwachen werden; in der Nähe des Festplatzes selbst wird ein Wachtzelt für Gendarmerie errichtet, während eine kleinere Mannschaft der Landwehr für die Aufrechthaltung der Ordnung auf dem Platze sorgen wird. Während der Festtage werden auf den Eisenbahnen Extrazüge von und nach den benachbarten Ortschaften stattfinden; die Nürnberg-Fürther Eisenbahn wird von Früh 5 Uhr bis Nachts 1 Uhr fahren. Nachdem nun die Anmeldungen geschlossen sind und das Verzeichniß der Städte und Sänger vollständig geordnet ist, gewinnen wir folgende Uebersicht: Es senden zum „Deutschen Sängerfeste" Bayern 3099 Sänger, Sachsen 390, die sächsischen Herzogthümer 341, Oesterreich 334, freie Städte 257, Württemberg 163, Preußen 131, Baden 112, beide Hessen 109, Schwarzburg-Rudolstadt 71, Mecklenburg 44, Holstein 17, Nassau 12, Hannover 10, Braunschweig 5, Oldenburg 4, Schweiz 4, Lippe-Detmold 2 und Türkei 1. Es beträgt die Zahl der Sänger, welche am Sängerfeste singen werden, im Ganzen 5106. Aus der Zusammenstellung geht hervor, daß das Sängerfest mehr einen süddeutschen Charakter hat.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 85. Dienstag, den 16. Juli **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

24.

„Welchen Weges ziehen wir nun?" fragte Theodora.

„Dem Dorfe der Raritaner zu," versetzte Wilhelm. „In der Nähe desselben machen wir Halt und nach eingetretener Dunkelheit schleiche ich hinein, um Sonnenstrahl zu holen. Wir dürfen ja das gute Mädchen, dem ich mein Leben verdanke, bei den Wilden nicht zurücklassen."

„Nein, nein!" rief Theodora. „Ich sehne mich darnach, sie zu sehen. Du aber mußt wissen, ob du dich dort ohne Gefahr wieder zeigen darfst."

„Deßhalb keine Furcht. Der zwischen mir und dem obersten Sachem bestandene Vertrag ist durch Rothschuh's Verrath und Bosheit gebrochen. Das Schlimmste, was mir wiederfahren könnte, ist, daß man mich wieder festnähme. Mein Leben würde aber dadurch nicht gefährdet sein." —

Der zu dem Dorfe der Raritaner führende Pfad wurde von Wilhelm bald gefunden. Ueberdies war ihm die Gegend nicht ganz unbekannt, und schon nach einem Marsche von nur wenigen Stunden befanden sie sich in der Nähe des Lagers. Unter einem schattigen Baume nahmen sie ihr sehr frugales Mittagsbrod ein, und als sie dies verzehrt, schlug Wilhelm seiner Mutter vor, die Zeit bis zum Abend daselbst zu verweilen. Zudem war ihn plötzlich eine Schlafsucht überkommen. Hatte er doch während der letzten achtzehn Stunden die furchtbarsten Strapazen erlitten und nachher nur wenige Stunden der Ruhe gepflegt.

„Ich sehe," versetzte Theodora, „mit welcher Mühe du wider den Schlaf ankämpfst. Schlafe nur ruhig ein. In deiner Kindheit habe ich deinen Schlummer oft überwacht, auch jetzt will ich dir eine sorgsame Mutter sein."

Der Ermüdete schloß die Augen und bald lag er in Morpheus Armen, nein, nicht in denen des Schlummergottes allein, sondern auch in denen seiner Mutter, welche seinen Kopf auf ihren Schooß sanft gebettet hatte, und deren Blicke auf seinem Gesichte mit Zärtlichkeit hafteten. Des Schläfers Lippen verzogen sich zu einem Lächeln.

„Er träumet," sprach sie leise vor sich hin; „vielleicht daß er von mir, von seinem Vater, auch wohl von Sonnenstrahl träumt. Großer Gott!" rief sie plötzlich auffahrend; „bis zu diesem Augenblicke habe ich noch gar nicht daran gedacht. Des Himmels Fügungen sind wunderbar. Wilhelm, solltest du —? Könnte dies möglich sein?"

Die durch ihre Gedanken aufgeregte Frau stützte ihren Kopf auf einen kleinen mit Moos bewachsenen Hügel und schloß die Augen, jedoch nicht um zu schlafen, sondern um so ungestörter nachdenken zu können. —

Als Wilhelm wieder erwachte, es war schon nach Sonnenuntergang, beredete er seine Mutter, auf ihrer Ruhestelle so lange zu weilen, bis er Sonnenstrahl aus dem Raritanerdorfe geholt haben würde. Seine Abwesenheit werde hoffentlich nur von kurzer Dauer sein.

In den Hütten der Indianer sah er Feuer, außerhalb derselben aber war keiner von den Bewohnern zu erblicken. Dreisten und schnellen Schrittes näherte er sich nun Namakewa's Wigwam, welchen er alsbald betrat. Die beiden Bewohnerinnen desselben saßen am Feuer und waren in einem eifrigen Gespräch begriffen: Sonnenstrahl, die seine Gegenwart

Digitized by Google

zuerſt wahrgenommen, ſprang mit einem Freudenſchrei auf und warf ſich in ſeine ihr entgegen gehaltenen Arme. Namakewa hieß ihn nicht minder herzlich willkommen und beſtürmte ihn mit Fragen über ſeine ihnen allen unerklärbare Abweſenheit. Wilhelm theilte ihr die Urſache derſelben und ſeine übrigen Erlebniſſe in gedrängter Kürze mit.

„Du haſt alſo den gefürchteten Krieger an Händen und Füßen gebunden in jener Höhle zurückgelaſſen?“ fragte ihn Namakewa verwunderungsvoll.

„Und derartig gebunden und gefeſſelt, daß er ohne die Hilfe Anderer ſich nie wieder wird frei bewegen können,“ verſetzte er.

„Mag er für jetzt bleiben, wo er iſt,“ bemerkte Namakewa. „Vielleicht daß ich dem Häuptling morgen davon Kenntniß gebe.“

„Dies zu thun, darum bitte ich dich ernſtlich,“ ſprach Wilhelm. „Zwar iſt er mein Feind und er hat mir nach dem Leben getrachtet, doch möchte ich die Beruhigung haben, zu wiſſen, daß er nicht den Hungertod geſtorben iſt. Sodann iſt der Grund meiner Anweſenheit hier der, Sonnenſtrahl abzuholen, damit ſie ſich mit mir und meiner Mutter nach den Niederlaſſungen der Weißen begebe. An mein dem Häuptlinge gegebenes Wort halte ich mich, nach dem was vorgefallen, nicht länger mehr gebunden. Laß mich daher mit Sonnenſtrahl ziehen, und wenn du meinem Glücke die Krone aufſetzen willſt, ſo ziehe mit uns.“

„Leider kann ich dir und Sonnenſtrahl nicht folgen,“ verſetzte Namakewa. „Mit Sonnenſtrahl iſt es ein Anderes. Hier hält ſie nichts mehr zurück.“

„Wie ſoll ich aber das erfahren, was meine Mutter dir auf ihrem Sterbebette über mich mitgetheilt hat?“ fragte Sonnenſtrahl.

„Weil es dir für jetzt noch verſchwiegen bleiben muß.“

„Dieſer Zuſtand von Ungewißheit wird meinem Glücke Abbruch thun.“

„Nicht doch. Die alte Fawankewa hat mir mit weiſer Vorſicht ihre Befehle ertheilt. Haſt du erſt unter den Weißen ſo lange gelebt, daß du keinen Wunſch mehr hegſt, in die Heimath deiner Kindheit und Jugend zurückzukehren, dann iſt die Zeit der Offenbarung gekommen. Bis dahin faſſe dich in Geduld. Und nun mit der Abreiſe nicht länger mehr gezögert!“

Die Vorkehrungen Sonnenſtrahls zur Abreiſe waren bald getroffen. Namakewa gab ihren Schützlingen das Geleite bis an den Saum des Waldes. „Hier muß geſchieden ſein,“ ſprach ſie mit feſter Stimme. „Sonnenſtrahl, der Abſchied von dir wird mir ſchwer. Indeſſen gedenke ich dich bald wiederzuſehen, denn ich muß mich perſönlich davon überzeugen, ob du dich unter den Weißen wirſt zufrieden und glücklich finden können. Wilhelm, nimm Rothſchuh's Kanot. Als Sieger über ihn gehört es jetzt dir an. Du wirſt es leicht erkennen, denn an der Spitze desſelben iſt der Kopf eines Bären befeſtigt. Den Weg zum Fluſſe habe ich dir nicht näher zu beſchreiben. Lebet wohl und möge der große Geiſt euch in ſeinen Schutz nehmen!“

Kaum hatte die Alte dieſe Worte geſprochen, als ſie den Augen des jungen Paares ſchon entſchwunden war. Wilhelm nahm Sonnenſtrahl's Arm in den ſeinigen, und ſtillſchweigend weitergehend richtete er ſeine Schritte dem Orte zu, wo Theodora ſeiner harrte. Dieſer war bald erreicht, und die Mutter ſtieß einen Freudenſchrei aus, als ſie den Sohn unverſehrt wieder vor ſich ſah.

„Dies iſt Sonnenſtrahl, Mutter,“ ſprach Wilhelm, „die Retterin meines Lebens und für die mein Herz mehr als Dankbarkeit empfindet.“

Theodora ergriff die von der jungen Indianerin ihr dargebotene Hand und mit Thränen in den Augen rief ſie: „Kind, ſei mir willkommen; mein mütterliches Herz ſchlägt dir mit Wohlwollen entgegen. Daß ich meinen Sohn lebend wiedergefunden, verdanke ich dir. Du biſt in ſeiner Gefangenſchaft ſeine Freude, ſein Troſt geweſen, von jetzt an biſt du meine Tochter, ein Glied meiner Familie. Ihm zu Liebe haſt du dein Volk verlaſſen, und ich flehe den Himmel an, daß er dich dieſen Schritt nie bereuen laſſen möge.“

Sonnenſtrahl, ſowohl von dieſen freundlichen und herzlichen Worten wie von der ſüßen und wohlklingenden Stimme der Sprecherin tief ergriffen, warf ſich in Theodora's Arme. „Ich fühle,“ erwiderte ſie, „daß in deinen Worten Aufrichtigkeit und Wahrheit liegen. Ja, ich will dir eine Tochter ſein und nach

Kräften will ich mich bemühen, mich deiner Liebe und deines Wohlwollens würdig zu erweisen."

Wilhelm, in seiner Freude über die dem guten Indianerkind von seiner Mutter gewordene liebevolle Aufnahme, vergaß jedoch darüber nicht, was ihnen Allen zu thun oblag, nämlich den Weg zu den Niederlassungen der Weißen schleunigst anzutreten, weßhalb er zur Eile antrieb. Den kleinen Hafenplatz der Böte der Wilden und Rothschuh's Kanot hatte er bald gefunden. Sie schifften sich ein; die Fahrt war eine verhältnißmäßig mühelose und schnelle, da die Ebbe das kleine Fahrzeug mit Leichtigkeit mit sich fortriß.

(Fortsetzung folgt.)

Sind Kometen gefährlich?

Nach Speidel im „Vaterland".

Eine wohl aufzuwerfende Frage, von deren thatsächlicher Beantwortung möglicherweise das Schicksal unseres alten Planeten sammt seiner vieltausendjährigen Geschichte abhängen kann. So oft ein Komet über unsern Gesichtskreis heraufsteigt und das Firmament uns zu Häupten mit seinem Besen kehrt, sieht das Volk in dieser merkwürdigen Lichterscheinung ein vorbedeutsames Zeichen künftigen Unheils, gleichsam „Bassermann'sche Gestalten" des Himmels, kosmische Proletarier und Strolche, welche bösen Ereignissen vorangehen, und Krieg, Hungersnoth und Pestilenz verkündigen.

Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
Und aus den Wolken, blutigroth,
Hängt der Herrgott den Kriegsmantel 'runter.
Den Kometen steckt er, wie eine Ruthe,
Drohend am Himmelsfenster aus —

so predigt, ganz im populären Sinne, der prächtige Kapuziner in „Wallensteins Lager". Was sagt nun die Wissenschaft zu solchen volksthümlichen Befürchtungen? Man könnte vermuthen, daß sie, wie sie sonst pflegt, über die Vorurtheile der Masse mit Verachtung hinwegsehen würde. Dem ist nicht ganz so.

Sind dem Volke die Schwanzsterne unheimliche Fragezeichen, so sind sie andererseits ironische Ausrufungszeichen, welche der Himmel wie ein boshafter Kritiker hinter das unzulängliche Wissen der Sternkundigen gesetzt hat. Zwar bedeutet den Astronomen ein Komet nicht etwa Krieg, Hungersnoth oder sonst ein partielles Unglück; aber sie sehen in ihm die Möglichkeit einer Weltcalamität. Nicht blos einzelne Land- und Völkerschaften stehen dann auf dem Spiel, sondern der Bestand unserer Erde und Alles dessen, was darauf kreucht und fleugt.

Sachkundige behaupten, es sei wahrscheinlich, daß in den Jahren 1819 und 1823 unsere Atmosphäre mit dem Dunste der Kometenschweife gemischt war. Wie aber, wenn einer von jenen ewigen Juden des Himmels einmal die Laune hätte, nicht blos seine Visitenkarte abzugeben, sondern uns einen persönlichen Besuch abzustatten? Wohl ist nicht anzunehmen, daß die Erde bei einem solchen Zusammenstoß zertrümmert und stückweise in den unendlichen Weltraum hinausgeschleudert würde, denn selbst die gewaltigsten Kometen, die man bis heute kennt, sind zu seichte Windbeutel, um eine so kräftige Wirkung hervorzubringen. Aber muthmaßlich einen Stoß bekäme die Erde, an den sie einige Zeit denken würde. Es könnte dann wieder wie vor Uralters geschehen, daß die Erdachse ihre Richtung plötzlich änderte und die ganze Erdoberfläche dadurch ein neues, überraschendes Ansehen bekäme.

Auf der Pfingstweide in Frankfurt z. B. wandelte man unter Palmen, während aus dem Schlamm des benachbarten Metzgerbruchs das schuppige Krokodil den Kopf hervorstreckte, um der kühlen Abendluft in schmelzenden Tönen seine Sehnsucht nach frischem Menschenfleisch zu klagen. In der Taunusanlage gingen vielleicht Kameele und Affen spazieren, und bei Loos in Bornheim tränke man statt Hohenasteimer Cocosnußöl. Das wäre nun gewiß für uns Frankfurter eine willkommene Abwechslung und Zerstreuung — wenn uns der Komet nicht den Garaus gemacht hätte. Was hilft uns alle Herrlichkeit nach uns? Wir denken ein wenig mit Rameau's Neffen: „Die beste Ordnung der Dinge ist immer die, worein ich auch gehöre, und hole der Henker die beste Welt, wenn ich nicht dabei sein sollte."

Kehren wir nach dieser prophetischen Abschweifung wieder auf den festen Boden der Thatsachen und zu unserm Thema zurück. Sind Kometen gefährlich? Nur geringe Angst brauchen uns Kometen einzuflößen, welche,

Digitized by Google

gleich denjenigen von Anno 1811 und 1680, zu ihrem Lauf um die Sonne 3000 bis 9000 Jahre brauchen. Es gibt aber andere, welche in etlichen Jahren damit fertig sind und obendrein die Erdbahn schneiden. Von diesen Burschen kann uns oder unsern Kindern möglicherweise Gefahr drohen.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Man hat in neuester Zeit wiederholt die Beobachtung gemacht, daß Erstlingskühe, sobald ihnen das Kalb fortgenommen wird, die Milch zurückhalten, sich also nicht melken lassen. Es ist durch diesen Uebelstand in einigen Fällen geradezu zum Versiegen der Milch gekommen. Da der dadurch erwachsende Schaden groß ist, wird es gut sein, sich zu merken, daß man Erstlingskühe während des Säugens der Kälber mitunter melken muß, um sie an diese Art der Milchentziehung zu gewöhnen.

Lebensphilosophie.

O jedes Elend kann der Mensch ertragen,
Wenn ihm des Mitleids heil'ge Thräne rinnt,
Wenn brüderlich die Brüder ihn beweinen
Und ein geliebtes Herz die Klage theilt.

Wie lästig ist sich selber der Müßige:
Einst sinkt des Mangels eiserner Scepter schwer
Ihm auf den Nacken; Glück und Ehre
Sind die Gefährten der muntern Arbeit.

Verschiedenes.

(Schauspieler-Eitelkeit.) Frederick Lemaitre, nächst Talma der größte Schauspieler des neueren Frankreichs, konnte es nicht ertragen, daß neben ihm ein Anderer auch nur das geringste Beifallzeichen erhielt. In irgend einem Melodrama erschien er mit dem Leichnam seines jüngeren Bruders auf den Armen. Der ganz untergeordnete Schauspieler, der diese Rolle gab, ahmte die starre Unbeweglichkeit des Todes so vorzüglich nach, daß das überraschte Publikum sich kein Gewissen daraus machte, eine der schönsten Tiraden des großen Künstlers zu unterbrechen, um dem kleinen Todten seine volle Zufriedenheit zu bezeugen. „In der That," dachte Frederick, „ein frecher Bube, sich auf meinen Armen so applaudiren zu lassen!" Dabei beugt er sich über ihn, und während er in seiner Rolle fortfährt, bläst er in die Nasenlöcher des Todten; der rührt sich nicht. Da, in einem Anfall von Verzweiflung, immer ganz im Geiste der Rolle, reißt Frederick dem Todten eine Hand voll Haare aus; keine Bewegung. Endlich scheint der große Bruder seinem Schmerze zu erliegen, öffnet die Arme und läßt den Leichnam fallen, der heldenmüthig sich die Seite auf den Brettern aufschlägt, ohne zu mucksen. Das war wundervoll. Das Publikum zittert, die Bravo's werden rasend und der große Schauspieler geht wüthend ab. Während der schlaflosen Nacht verfällt er nach langem Brüten endlich auf ein weniger grausames, aber unfehlbares Mittel. Als er am nächsten Abend den Bruder wieder an die Lampen trägt, kitzelt er ihn ganz unmerklich unter den Armen und auf den Fußsohlen. Das hält der unglückliche Todte nicht aus, er wacht auf, bricht in lautes Lachen aus, springt zu Boden und — wird ausgepfiffen. Lemaitre hatte seinen Zweck erreicht, die Bravos der Zuschauer gehörten ihm jetzt allein.

Zweisilbige Charade.

Wohl Schutz und Schirm gewährt hienieden
Die erst', ob groß und ob auch klein.
Doch ist dir Friede nicht beschieden,
Kannst du in ihr nicht glücklich sein.

Wenn dir der große Wurf gelungen
Und sagen kannst: Die zweit' ist mein,
Dann halte sie nur fest umschlungen,
Weil heut'gen Tags trügt oft der Schein.

Das Ganze ist von großem Werthe
Dem, der es hat und sich's bewußt,
Daß es in Treu' sich stets bewährte,
Der drück' es fest an seine Brust.

Elmstein. B....

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 86. Donnerstag, den 18. Juli **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

25.

„Peter van der Veer, nun auch von der geliebten Gattin getrennt, hatte mittlerweile Tage des Kummers und der Trauer verlebt. Alle von ihm mit Hilfe der Colonialregierung und den Negern angestellten Nachforschungen waren ohne all und jeden Erfolg geblieben, das Land war in allen Richtungen weithin erspähet, bei der weißen und der rothen Einwohnerschaft über das Verbleiben oder den muthmaßlichen Aufenthalt der entführten Frau Erkundigung eingezogen, aber auch nicht die geringste Spur von ihr entdeckt worden.

„Alles verloren!" rief van der Veer verzweiflungsvoll am Abend eines Tages, an welchem er, mit Huybert von einer fehlgeschlagenen Entdeckungsreise heimgekehrt, in Trostlosigkeit versunken still vor sich hinbrütete. „Weib und Kind mir entrissen! Warum bin ich noch am Leben? Geldorp, warum hast du dein Werk nicht vollends zu Ende gebracht?"

Huybert blickte ihn mitleidig an. Worte des Trostes hatte er schon genug an ihn verschwendet und vermochte der Hoffnung auf eine Wendung des Schicksals seines Freundes selbst nicht mehr Raum zu geben.

„Unter solch herben Prüfungen ist es wirklich schwer, den Glauben an die Gerechtigkeit Gottes nicht zu verlieren," hub van der Veer wieder an. „Ist es mit derselben wohl vereinbar, daß er mir ein solch tiefes Weh bereitet? Zwar sind wir Alle Kinder der Sünde und auch ich kann mich in meinem früheren Glücke wohl mancher Unterlassungssünde schuldig gemacht haben, aber die mir in meinen alten Tagen zugesandten Leiden zu ertragen, das geht über meine Kräfte."

„Peter," versetzte Huybert, „nicht gemurrt! Den Glauben an Gottes Gerechtigkeit und Liebe dürfen wir nie aufgeben. Wir haben uns unter des Allmächtigen Hand, selbst wenn sie schwer auf uns liegt, ohne Murren zu beugen, uns gegen seinen Willen nicht aufzulehnen und uns über das uns beschiedene Schicksal in Klagen nicht zu ergehen. Peter, auch in mir sehen Sie einen Menschen, der die ihm zugesandten Leiden schon seit Jahren mit Geduld und Ergebung erträgt."

„Sie, Hendrick — ?"

„Peter, davon [illegible] nur so viel für jetzt, daß ich seit Langem unter einem dem Ihrigen ähnlichen Schicksale seufze, aber an Gottes allwaltender Güte und Weisheit habe ich nie gezweifelt. Eine schwarze Nacht, welcher kein heller Morgen folgte, ist nicht denkbar. Indessen ist diese schwarze Nacht weder Ihnen noch mir gekommen. Wir beide gehen einem schönen Morgen entgegen; das Alter nähert sich uns, und nach einigen hienieden noch verlebten Jahren werden wir in sein Reich einziehen, wo die Tage der Freude von düstern Wolken nicht mehr werden getrübt werden."

„Hendrick," rief van der Veer, „ich fühle, daß Ihre Worte Wahrheit enthalten. Wären mir alle Hoffnungen auf eine Wiedervereinigung mit meinem Weibe und meinem Kinde abgestorben, so würde ich mich bemühen, mich mit Ergebung in mein Schicksal zu finden. Aber glauben Sie mir, dieser Zustand der Ungewißheit ist fast schwerer zu ertragen, als die traurigste Gewißheit selbst."

Huybert schüttelte das Haupt. Die Möglichkeit des Wiederfindens der Verlornen war

Digitized by Google

freilich noch vorhanden, aber zu gleicher Zeit auch sehr zweifelhaft, weßhalb er Anstand nahm, sich darüber weiter zu äußern. Er holte eine Bibel herbei. „Lassen Sie uns einige Kapitel in dem Buche der Bücher lesen," wobei er die Psalmen Davids aufschlug und einige derselben mit eindringlicher Stimme vorlas. Die eigenthümliche Sprache und der in dieser erhabenen Poesie liegende Rhythmus, der aus jedem Worte des Sängers sprechende unbedingte Glaube, so wie das hingebende Vertrauen desselben zu seinem Schöpfer verfehlten ihre Wirkung auf den des Trostes so sehr bedürftigen Gatten und Vater nicht, und als Huybert zu lesen aufgehört hatte, da rief er mit Inbrunst „Amen!"

Unter dem Eindruck der mit Andacht angehörten Worte des Psalmisten begab sich van der Veer zur Ruhe. Aber die Ruhe und der Schlaf wollten ihm nicht kommen. Er beschäftigte sich mit seinen Gedanken, bildete Pläne für die Zukunft und warf Rückblicke in die Vergangenheit. Schon begann das Tageslicht wieder zu leuchten, aber noch immer lag er schlaflos da. Jetzt hört er eilige Fußtritte auf der Treppe, sie nähern sich seiner Kammer. Er springt [illegible] auf, um zu sehen, ob dem Hause seines Freundes wieder eine Gefahr drohe, aber schon öffnet sich die Thür, und mit dem Ausrufe: „Peter, mein theurer Gatte!" stürzt sich Theodora in seine Arme.

„Du, Theodora? Mein geliebtes Weib!"

„Dir wiedergegeben mit deinem Sohne Wilhelm!"

„Wilhelm wäre auch hier?"

„Gewiß. Er ist es, der mich aus Geldorp's Macht befreiet hat, und jetzt befindet er sich in diesem Hause."

Schleunigst kleidete er sich an und begab sich mit Theodora in das untere Wohnzimmer, wo Huybert ihn mit den Worten anredete: „Hier ist Ihr Sohn und diese junge Indianerin ist die Retterin seines Lebens. Zweifeln Sie noch an Gottes Gerechtigkeit?"

„Gott hat an mir mehr gethan, als ich verdiene," versetzte er gebeugten Hauptes. „Aber es war kein Mißtrauen zu Ihm, sondern die Verzweiflung, deren Raub ich gewesen bin, hatte aus mir gesprochen."

„Lasset uns die Aufklärungen bis zum morgenden, schon anbrechenden Tage verschieben," bemerkte Huybert. „Die Heimgekehrten bedürfen nach so vielen ausgestandenen Mühseligkeiten nothwendigerweise der Ruhe. Also bis morgen."

Van der Veer stimmte diesem Vorschlag bei, wiewohl er sich mit seinem Sohne noch gern unterhalten hätte. Sonnenstrahl wurde der Pflege der alten Hagar übergeben und Wilhelm in eines der Zimmer des gastlichen Hauses geführt.

* * *

Gegen Mittag des folgenden Tages hatte Huybert alle seine Gäste in dem behaglich eingerichteten Wohnzimmer seines freundlichen Landhauses versammelt. Er selbst, sonst so ernst und still, besonders seit seiner ersten Begegnung mit Geldorp's Frau, war heiterer Stimmung, und nachdem seine Blicke auf der wieder vereinten Familie und auch auf Sonnenstrahl mit Wohlwollen geweilt, forderte er zuerst Theodora und dann Wilhelm auf, ihre Erlebnisse ihnen ausführlich mitzutheilen. Beide kamen dieser Aufforderung bereitwilligst nach. Dem Leser sind die wunderbaren Abenteuer der Mutter und des Sohnes bereits bekannt, und da die Vorträge etwas Neues nicht enthielten, so können wir uns einer Wiederholung derselben füglich enthalten.

„Geldorp soll eine Seereise unternommen haben," bemerkte Huybert; „wenigstens wird dies allgemein und auch von dem Gouverneur behauptet. Hoffentlich kehrt der Bösewicht bald zurück, dann aber soll er seiner Strafe nicht entgehen. Ich werde meine Maßregeln schon darnach treffen."

Hierauf ward die Unterhaltung eine allgemeine; Wilhelm und Sonnenstrahl betheiligten sich jedoch nur wenig daran, sie besprachen sich von andern, ihnen näher liegenden Dingen, weßhalb sie auch nicht bemerkten, daß plötzlich die drei älteren Personen Stillschweigen beobachteten und in Gedanken versunken zu sein schienen. Wilhelm nahm die Geliebte an der Hand, führte sie seinen Eltern zu und bat sie um ihren Segen zu seiner Verbindung mit ihr. „Wilhelm, wozu diese Eile?" fragte Theodora mit einer auffallenden Unruhe „Nicht, daß ich gegen Sonnenstrahl Etwas einzuwenden hätte — dabei umarmte sie sie zärtlichst —

Digitized by Google

und daß ich deinem Glücke entgegen wäre, aber im Schooße der Vergangenheit liegt noch so Manches, das ich zuvörderst aufgeklärt zu sehen wünsche. Befrage mich deßhalb nicht, da ich dir schon jetzt eine befriedigende Aufklärung nicht zu geben vermag. Kinder, gewährt mir diesen Aufschub; ich fühle, daß es zum Besten unser Aller sein wird."

Wilhelm stand ganz verwirrt da. Dann auf seine Mutter und Sonnenstrahl blickend, sprach er: „Mutter, weßhalb meinem Glück noch eingebildete Hindernisse in den Weg legen? Vor Gott und aller Welt erkläre ich hiermit feierlichst, daß ich meiner Lebensretterin meine Hand und mein Herz zugesagt habe; sie ist in dem Besitz der edelsten Eigenschaften, ihre geistige Ausbildung läßt nichts zu wünschen übrig, und was sie sonst noch zu lernen hat, wird sie bei ihrer leichten Fassungskraft sich bald zu eigen machen können. Wozu nun dieser Aufschub?"

„Von Sonnenstrahls vortrefflichen Eigenschaften halte ich mich völlig überzeugt," versetzte Theodora, indem sie sich anstrengte, ruhig zu scheinen; „aber dennoch habe ich für meinen Wunsch triftige Gründe. Kind," sprach sie zu Sonnenstrahl, „sei versichert, daß ich dir stets eine wahre Mutter sein werde; nenne mich fortan bei diesem Namen, und ich werde den Höchsten täglich anflehen, dich stets an meiner Seite zu lassen."

„Wilhelm!" rief Sonnenstrahl, durch Theodora's liebevolle Worte bis zu Thränen gerührt, „daß der Wille unserer Mutter geschehe, laß uns gehorsame Kinder sein!"

(Fortsetzung folgt)

Sind Kometen gefährlich?

Nach Speidel im „Vaterland".

(Schluß.)

Wo es sich, wie hier, um eine ernste Sache handelt, treten wir mit unserer Meinung zurück und überlassen das Wort einem Manne, der keineswegs im Rufe wissenschaftlichen Aberglaubens steht. Es ist Alex. v. Humboldt, welcher sich im ersten Bande des Kosmos (Seite 113 und 118) über Kometengefahr fogendermaßen ausspricht:

Biela's Komet hat eine Umlaufszeit von 6¾ Jahren. Er hat das erste sichere Beispiel eines unsere Erdbahn schneidenden Kometen dargeboten. Die Bahn des Biela'schen Kometen ist daher eine Bahn, die Gefahr bringen kann, wenn man jedes außerordentliche, in historischen Zeiten noch nicht erlebte und in seinen Folgen nicht mit Gewißheit zu bestimmende Naturphänomen gefahrbringend nennen soll. Kleine Massen, mit ungeheurer Geschwindigkeit begabt, können allerdings eine beträchtliche Kraft ausüben . . . Man muß den Durchgang von Biela's Kometen durch unsere Erdbahn nicht mit dem Zusammentreffen mit der Erde oder seiner Nähe zu derselben verwechseln. Als am 29. October 1832 der Durchgang erfolgte, brauchte die Erde noch immer einen vollen Monat, um an den Durchschnittspunkt beider Bahnen zu gelangen. Die zwei Kometen von kurzer Umlaufszeit schneiden sich auch unter einander in ihren Bahnen, und man hat mit Recht bemerkt, daß bei den vielen Störungen, welche so kleine Weltkörper von den Planeten erleiden, sie möglicherweise, wenn die Begegnung sich um die Mitte des Octobers ereignen sollte, dem Erdbewohner das wunderbare kosmische Schauspiel des Kampfes, d. h. einer wechselseitigen Durchdringung, oder einer Agglutination, oder einer Zerstörung durch erschöpfende Ausströmung gewähren könnten. Solcher Ereignisse, Folgen der Ablenkung durch störende Massen oder sich primitiv kreuzender Bahnen, mag es seit Millionen von Jahren in der Unermeßlichkeit ätherischer Räume viele gegeben haben, — isolirte Begebenheiten, so wenig allgemein wirkend oder weltumgestaltend, als es in den engen irdischen Kreisen der Ausbruch oder Einsturz eines Vulcanes sind.

Seitdem wissenschaftliche Kenntnisse, einige gründliche neben vielen unklaren Halbkenntnissen, in größere Kreise des geselligen Lebens eingedrungen sind, haben die Besorgnisse vor den wenigstens möglichen Uebeln, mit denen die Kometenwelt uns bedroht, an Gewicht zugenommen. Die Richtung dieser Besorgnisse ist eine bestimmtere geworden. Die Gewißheit, daß es innerhalb der bekannten Planetenbahnen wiederkehrende, unsere Regionen in kurzen Zeitabschnitten heimsuchende Kometen gibt; die beträchtlichen Störungen, welche Jupiter und Saturn in den Bahnen hervorbringen, wo-

Digitized by Google

durch unschädlich scheinende in gefahrbringende Weltkörper verwandelt werden können; die unsere Erdbahn schneidende Bahn von Biela's Kometen; der kosmische Nebel, der als widerstrebendes, hemmendes Fluidum alle Bahnen zu verengen strebt; die individuelle Verschiedenheit der Kometenkörper, welche beträchtliche Abstufungen in der Quantität der Masse des Kernes vermuthen läßt, ersetzen durch Mannigfaltigkeit der Motive reichlich, was die früheren Jahrhunderte in der vagen Furcht vor brennenden Schwertern, von einem durch Haarsterne zu erregenden allgemeinen Weltbrande zusammenfaßten.

Da die Beruhigungsgründe, welche der Wahrscheinlichkeitsrechnung entnommen werden, allein auf die denkende Betrachtung, auf den Verstand, nicht auf die dumpfe Stimmung der Gemüther und auf die Einbildungskraft wirken, so hat man der neueren Wissenschaft nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen, daß sie Besorgnisse zu zerstören bemüht ist, die sie selbst erregt hat. Es liegt tief in der trüben Natur des Menschen, in einer ernsterfüllten Ansicht der Dinge, daß das Unerwartete, Außerordentliche nur Furcht, nicht Freude und Hoffnung erregt. Die Wundergestalt eines großen Kometen, sein matter Nebelschimmer, sein plötzliches Auftreten am Himmelsgewölbe sind unter allen Erdzonen und dem Volkssinne fast immer als eine neue, grauenvolle, der alten Verkettung des Bestehenden feindliche Macht erschienen. Da das Phänomen nur an eine kurze Dauer gebunden ist, so entsteht der Glaube, es müsse sich in den Weltbegebenheiten, den gleichzeitigen oder den nächstfolgenden, abspiegeln. Die Verkettung dieser Weltbegebenheiten bietet dann leicht etwas dar, was man als das verkündete Unheil betrachten kann. Nur in unserer Zeit hat sich seltsamerweise eine andere und heiterere Richtung des Volkssinnes offenbart. Es ist in deutschen Gauen, in den anmuthigen Thälern des Rheines und der Mosel einem jener lange geschmähten Weltkörper etwas Heilbringendes, ein wohlthätiger Einfluß auf das Gedeihen des Weinstocks, zugeschrieben worden. Entgegengesetzte Erfahrungen, an denen es in unserer kometenreichen Zeit nicht mangelt, haben den Glauben an jene meteorologische Mythe, an das Dasein wärmestrahlender Irrsterne nicht erschüttern können.

Literarisches.

Die neueste, originellste und geistreichste politische Flugschrift über Napoleon III. ist ohnstreitig die jetzt schon in 3. Auflage, München bei Giel erschienene Schrift unter dem Titel: Enthüllte Geheimnisse aus dem Reiche der Finsterniß oder neueste Denkwürdigkeiten aus dem Leben Napoleons III. und Vorhersagungen über dessen Ende von Baron Belial, erstem geheimen Cabinetsrathe des Kaisers. Preis 18 kr. Dieselbe enthält nicht blos, was Napoleon III. bereits gethan, sondern sie enthüllt auch, wie er es gethan hat und das Interessanteste, was er noch thun will! Also gewiß die unterhaltendste Lectüre, die man jetzt in die Hand nehmen kann!

Verschiedenes.

Das größte Manufacturwarengeschäft der Welt ist wohl ein kürzlich auf West-Broadway in Neuyork eröffnetes Verkaufslocal. Die Front desselben mißt 375 Fuß; es ist 80 Fuß tief, und die Höhe beträgt, außer den Kellern und Souterrains, fünf Stockwerke. Durch das Ganze führt eine 20 Schuh breite Straße, auf der die zu versendenden Waaren mittels kolossaler Winden, die mit allen fünf Stockwerken in Verbindung stehen, auf Karren und Wagen geladen werden. Jedes Stockwerk ist zu einer Niederlage für eine besondere Waarenbranche eingerichtet. 200 Commis und Verkäufer sind angestellt; die Zahl der Portiers beläuft sich auf 40 Mann.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 83: Hausfreund.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 87. Samstag, den 20. Juli **1861.**

Sehnsucht nach Licht.

(Von einem Blinden.)

Du schönes Licht, das Alles rings erhellt,
Dem alle Blicke freudig sich erschließen,
Mit Harfenton will ich dich fromm begrüßen,
Wenn auch kein Strahl in meine Augen fällt.

Die Blume hebt das Haupt zu dir empor,
In bunter Pracht erglänzen rings die Auen;
Doch, schönes Licht, ich kann dich nimmer schauen,
Da sich mein Blick in ew'ger Nacht verlor.

In ew'ger Nacht — soll sich am Sonnenschein,
Am Abendglanz, am blauen Himmelsbogen,
Wie an des Morgens feuerfarb'nen Wogen,
Am Sternenheer mein Auge nie erfreu'n?

Soll nimmer ich den Schmelz der Blumen seh'n?
Die Freunde nicht, die Geber milder Gaben?
Soll nie der Blick am Grün der Saat sich laben?
Umsonst, umsonst! Vergebens ist mein Fleh'n.

Die Kerkernacht, die hier mein Aug' umschließt,
Nicht Menschenkraft löst ihre Zaubersiegel,
Nur dann zerbricht des Schicksals Demantriegel,
Wenn mir der Tod die Wange bleich geküßt.

Dort, wo sich jede Nebelwolke bricht,
Im ew'gen Osten, an des Lichtes Quelle,
Da wird das Auge, da die Seele helle. —
Wie sehn' ich mich empor zum ew'gen Licht!

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

26.

Die alte Hagar, welche an der jungen Indianerin ein großes Wohlgefallen gefunden hatte, trug mit Freuden ihr Theil dazu bei, sie zu einer tüchtigen Hausfrau heranzubilden. Sie weihete sie daher nicht nur in die Geheimnisse der Küche ein, sondern unterrichtete sie auch noch in manch andern nützlichen Dingen, vorzüglich aber suchte sie in ihr einen Sinn für Ordnung und Reinlichkeit zu erwecken, zu welch letzterem Zwecke sie sie antrieb, täglich frühmorgens ein Bad in einem durch den Wald fließenden Strom zu nehmen, eine Gewöhnung, welche die alte Negerin schon seit längerer Zeit angenommen, und die, wie sie behauptete, auf ihre Gesundheit von den wohlthätigsten Folgen sei.

Eines Morgens am Frühstückstische — es waren seit der Rückkehr Theodora's und Wilhelms schon mehrere Wochen verflossen — schien Hubert die junge Indianerin mit einem ganz besondern Interesse zu betrachten. Sonnenstrahl, welcher dies nicht entgangen war, schlug verschämt die Augen nieder. „Was ist denn mit unserer jungen Freundin vorgegangen?" fragte er. „Ihr Gesicht — —"

„Ihr Gesicht," unterbrach ihn Wilhelm, „was wollen Sie damit? Sie machen das arme Ding ja ganz verlegen."

„Ihre Gesichtsfarbe scheint mir um Vieles heller geworden zu sein," hub Hubert wieder an. „Wie ist das gekommen?"

Alle blickten Sonnenstrahl an. In der That war Sonnenstrahls Haut auffallend hell und rein geworden, jedoch war ihr ein etwas dunkler Anstrich noch geblieben. „Mutter!" rief Wilhelm, „was ist dir?" Theodora, welche ihre Blicke ebenfalls auf Sonnenstrahl gerichtet hatte, war ohnmächtig zu Boden gesunken. Alle sprangen ihr bei; die sie angewandelte Schwäche aber war eine so anhaltende, daß sie in ihr Schlafzimmer gebracht werden mußte.

Gegen Mittag war Theodora so ziemlich

Digitized by Google

wieder hergestellt; doch war von dieser Zeit an deutlich an ihr wahrzunehmen, daß sie sowohl körperlich als geistig litt. Auch van der Veer war still und schweigsam geworden und schien ihm das öftere Zusammensein der Liebenden gar nicht recht zu sein. Huybert hatte die frühere Verschlossenheit wieder angenommen und brachte ganze Stunden in seinem Zimmer oder im Walde zu. Unter solchen Umständen ist es leicht denkbar, daß Wilhelm sich äußerst unglücklich fühlte. Wie aber dem abhelfen? Zuletzt kam er auf den Gedanken, Namakewa zu sich bescheiden zu lassen. Ihr war das über Sonnenstrahls Geburt schwebende Geheimniß bekannt. Weßhalb die Zeit der Aufklärung noch weiter hinausschieben? Er beauftragte Manuel, die alte Indianerin aus dem Lager der Raritaner herbeizuholen.

Eines Abends, Huybert hatte sich am Morgen dieses Tages nach Neu-Amsterdam begeben, erschienen Manuel und Namakewa zu Wilhelms großer Freude in der Huybert'schen Ansiedlung. Nachdem er sie seinen Eltern vorgestellt hatte, überreichte sie ihm die von ihm zurückgelassenen Bärenfelle. „Es sind deine Siegeszeichen," sprach sie, „Merkmale deiner Tapferkeit und, wie ich glaube, wohl werth, von dir als eine Erinnerung an deinen Aufenthalt unter meinem Volke aufgehoben zu werden. Aber wo ist denn Sonnenstrahl?"

„Hier, gute Namakewa," rief diese. „Bin ich denn so unkenntlich geworden?"

„Du wärest Sonnenstrahl? Doch worüber wundere ich mich? Ich hätte es schon im Voraus wissen sollen. Wie ist's? Willst du mit mir in die Wälder, in welchen du deine Kindheit und Jugend verlebt, zurückkehren?"

„Nein, lieber sterben!"

„Dann dürfte es wohl an der Zeit sein, daß ich dir das deine Abkunft betreffende Geheimniß enthülle."

„Sprich, Namakewa, sprich!" riefen Sonnenstrahl und Wilhelm zugleich.

„Wohlan. Jetzt mögen wohl achtzehn oder neunzehn Sommer dahin sein, als ein weißer Mann mit einem Kinde, einem etwa einjährigen Mädchen, sich heimlich in unserm Lager einfand und sich an Appewan, den Häuptling und Gatten Fawankewa's, wandte. Er sagte ihm, daß des Kindes Eltern todt seien, und da er sein eignes Volk hasse, wünsche und wolle er nicht, daß das Kind unter demselben aufwachse und die Laster desselben kennen lerne. Das Kind solle die Erziehung einer Indianerin erhalten. Um nun Appewan und Fawankewa seinen Wünschen zugänglich zu machen, machte er ihnen einige kostbare Geschenke, wofür er aber die unverbrüchlichste Zusage verlangte, daß Niemand, weder von seinem noch unserm Volke, je erfahre, welcher Abkunft das Kind sei. Nachdem er sich überzeugt, daß das ihm gegebene Wort gehalten werden würde, entfernte er sich eben so heimlich, wie er gekommen war.

Appewan und seine Squaw (Frau), von den geschenkten Sachen verblendet — er hatte eine Flinte und ein blankes Messer, sie eine schöne, wie Gold aussehende Kette und noch andere Kostbarkeiten bekommen — beriethen sich alsbald, wie nun zu verfahren. Das Kind hing liebevoll an Fawankewa's Halse, ihr Herz schlug der armen verlassenen Waise entgegen; sie war daher entschlossen, daß ihm kein Leid geschehen solle. Sie bereitete aus mehreren Kräutern eine ätzende Flüssigkeit, in welcher das Kind gewaschen und gebadet wurde. Nachdem die Haut desselben unsere Farbe angenommen, zeigte es Appewan dem versammelten Volke, dem er sagte, daß es ihm von dem großen Geiste zugesandt sei; es sei ein Manitu in Fleisch und Blut, der mit Liebe und Achtung behandelt werden müsse, wofür er aber den Kriegern Segen bringen werde. Der Aberglaube unsers Volkes ist nur zu bekannt, und es war damals noch um Vieles leichtgläubiger als jetzt. Zwar wunderten sich die Krieger, daß der große Geist ein Mädchen zu ihrem Schutzgeist ausersehen habe; doch wurden ihre Zweifel über dessen Wunderthätigkeit bald beseitigt. Kurze Zeit darauf war es zwischen den Raritanern und den Hackingsacken zu Feindseligkeiten gekommen. Ehe unsere Krieger in die Schlacht zogen, trat Appewan mit dem begabten Kinde in deren Mitte und legte die kleinen Hände desselben auf den Kopf jedes Einzelnen. Diese Berührung erfüllte die Tapfern mit Muth, sie gingen dem Feinde kühn entgegen, und obgleich derselbe ihnen an Zahl um das Zweifache überlegen war, so fochten sie dennoch mit einer solchen Unerschrockenheit, daß der

Digitized by Google

Sieg sich bald auf ihre Seite neigte, und als die Gegner erfuhren, daß die Raritaner sich unter dem Schutze eines Geistes befänden, da flohen sie in Furcht und Schrecken davon, und von diesem Tage an war des kleinen Manitu's wunderbare und wohlthätige Macht eine eben so unbestrittene wie einflußreiche.

„Fawankewa fuhr indessen fort, dem Kind, welchem sie den Namen Sonnenstrahl beigelegt hatte, täglich ein Kräuterbad zu geben, und als es größer geworden, gab sie ihm zu verstehen, daß dies zu seiner Gesundheit und Reinigung diene. Das Wasser hatte die Eigenschaft, die Farbe zu befestigen und zu erhöhen; das Kind aber hat nie eine Ahnung davon gehabt, daß seine Hautfarbe eine künstliche war."

„Jetzt kann ich mir erklären, weßhalb Fawankewa mir so dringend anempfohlen, das Baden in diesem gefärbten Wasser nie zu unterlassen," bemerkte Sonnenstrahl.

„Seit deiner Abwesenheit von den Raritanern," hub Namakewa wieder an, „hat aber die ursprüngliche Reinheit deiner Haut sich dennoch wieder eingestellt."

„Weiter, weiter," sprach Theodora in höchster Aufregung. „Hat man nie erfahren, von wem das Kind den Indianern zugeführt worden ist?"

In diesem Augenblick erschien Manuel, der seinem Herrn mittheilte, daß Geldorp's Schaluppe von Jemand in der Umgegend der Stadt gesehen worden sei.

„Dann werden wir seine Rückkehr nach der Stadt jeden Augenblick erwarten können," bemerkte van der Veer. „Manuel, jetzt ist's an dir, die Bewegungen des Schurken in genaue Obacht zu nehmen."

„Dies Mal soll er uns nicht entgehen!" versetzte Manuel. „Schritt für Schritt soll er von mir und von des Herrn Huybert Sklaven überwacht werden."

(Fortsetzung folgt.)

Bestrafter Vorwitz.

Es war zu Anfang der vierziger Jahre, als zu Dresden der Dr. Schmieder die Redaction der „Abendzeitung" übernommen hatte und mit unerbittlicher Stahlfeder grausame Theater-Kritiken losließ.

Da reiste eines Tages die bekannte Schröder-Devrient nach Leipzig, die am Bahnhof den Dr. Schmieder traf und mit demselben in einem Coupé zweiter Classe Platz nahm. — Hier saßen noch einige fremde Herren und Damen, welche Dresden besucht hatten. Man unterhält sich, und damals, wo es keine Politik gab, natürlich vom Theater und von Frau Schröder-Devrient.

Eine Dame, welche keine Ahnung hatte, daß sich die berühmte Künstlerin mit im Coupé befindet, und die am Abend vorher die „Euryanthe" mit angehört, mequirte sich über die Schröder-Devrient in herben Ausdrücken. So heißt es: „Sie ist viel zu alt für diese Rolle, für die Bühne überhaupt, sie hätte derselben längst Lebewohl sagen müssen. Früher mag sie bedeutend gewesen sein, aber jetzt — sie hat ja keine Stimme mehr, ist unförmlich dick geworden — ich habe nicht die ganze Oper aushalten können."

„Nun, und Sie, mein Herr?" wendete sich die kritisirende Dame an einen ihr zur Seite sitzenden, ihr völlig fremden schwarzen Herrn. „Sie lächeln und sagen gar nichts, habe ich nicht Recht? Die Schröder ist doch vorbei?"

„Wollen Sie das nicht der Madame Schröder-Devrient selbst sagen? Sie sitzt Ihnen gegenüber", entgegnete mit einer graziösen Handbewegung der Gefragte.

Es treten einige, für das ganze Coupé höchst peinliche stumme Augenblicke ein. Es kommen jetzt stückweise aus dem Munde der Dame alle möglichen, unter so mißlichen Umständen nur etwa denkbaren Entschuldigungen.

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung. Mein gestriges Unwohlsein mag wohl den größten Theil der Schuld tragen, daß Ihr Auftreten nicht den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartete — und dann habe ich leider nur den kleinsten Theil Ihrer Rolle gehört — Gott! man ist so voreilig! Ach, und dann war ich schon von vornherein gegen Sie eingenommen; ich fand Sie in der „Abendzeitung" stets so sehr getadelt; verzeihen Sie mir, ich bitte fußfällig, verehrte Frau! . . . Aber dieser Schmieder, der die „Abendzeitung" schreibt, er muß ein abscheulicher Mensch sein!"

„Wollen Sie ihm das nicht selbst sagen?" entgegnete die Schröder-Devrient, die bisher

Digitized by Google

schweigend zugehört hatte, auf den schwarzen Herrn zeigend, „er sitzt neben Ihnen.“

Landwirthschaftliches.

Im verflossenen Jahre wurden auf vielseitige Anregungen vielfach vergleichende Versuche bezüglich des Abbrechens der Kartoffelblüthen zur Ertragserhöhung gemacht. Die Erfolge haben sich durchweg als sehr befriedigend erwiesen.

Lebensphilosophie.

Religiöse Duldung ist die schönste Gottesverehrung.

Eine gute That versäume nie, wo du Gelegenheit dazu findest. Sie ist eine Gnade, die dir Gott schenkt.

Nicht die Freude, die dir bereitet wird, sondern nur die, welche du Andern bereitest, kann dir wahrhaftes Entzücken geben.

Verschiedenes.

(Was ein Pariser Gasthof einbringt.) Das große Hotel Louvre in Paris, das für Rechnung der Gesellschaft des „Credit mobilier“ erbaut ist und auch für dieselbe verwaltet wird, hat im Jahr 1860 1,114,940 Fr. 43 Ct. ertragen. Außerdem wurden noch 296,400 Fr. durch Vermiethung der Kaufläden gewonnen, so daß die Gesammteinkünfte des Hotels nahe an anderthalb Millionen betrugen.

(Die erläßliche Taufe.) Thüringisch. Pastor: „Nun Ruschelbusch, was bringt Er denn?“ — Ruschelbusch: „Ich wullte Ihnen nur melden, daß meine Frau en Kleenes gekriegt hat.“ — Past. (das Kirchenbuch zur Hand nehmend): „Nun, wann ist denn das Kind geboren?“ — Rusch.: „Heite frieh umme Dreie rum.“ — Past.: „Was ist es denn, ein Knabe oder ein Mädchen?“ — Rusch.: „E Junge.“ — Past.: „Wann soll denn das Kind getauft werden?“ — Rusch.: „Sull's denn och getooft werd'n?“ — Past.: Nun, Ihr werdet es doch nicht dem Teufel überlassen!“ — „Rusch.: Na, da wull'n mer'sch gleich morgen toofen.“ Past.: „Wer sollen denn die Pathen sein?“ — Rusch.: „Sull's denn och Pathen kriegen?“ — Past.: Ihr wißt doch, guter Mann, daß bei jeder Kindertaufe wenigstens drei Taufzeugen zugegen sein müssen!“ — Rusch.: „Ich dachte, es ginge emal och ohne die ab. — Da's nu aber sei muß, da wull'n mer Nachbars Guttlieben, Hannerusen und aus der Mühle den Grußen dazu nehmen.“ — Past.: „Was soll denn das Kind für einen Namen bekommen?“ — Rusch.: „Sull's denn och eenen Namen kriegen? — Past.: „Na aber Ruschelbusch, wie kommt Er mir denn heute vor; ohne Namen kann doch das Kind sein Lebtag nicht herumlaufen!“ — Rusch.: — Herr Jeses, s' is je todt!!“ — Past.: „Ja, das hättet Ihr eher sagen sollen.“

Die „Fr. Familienblätter“ bringen folgendes Scherzgedicht:

Gesteigerte Liebe.

Zwanzigtausend Gulden: — Ach, ich liebe Dich!
Dreißigtausend Gulden: — Du entzückest mich!
Vierzigtausend Gulden: — Bin vor Liebe stumm!
Fünfzigtausend Gulden: — Ich — ich falle um!

Räthsel.

Geheimnisse vertraut mir Der und Jener an:
Er weiß, ich schweige wohl, wenn er nur schweigen kann.
Bald quält man mich, und bald sucht man mich zu entzücken;
Zu meiner Pein sucht mich dein Stolz oft auszuschmücken;
Doch lieber wird ein schönes Lied mir sein,
Als Peru's Gold und Edelstein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 88. Dienstag, den 23. Juli **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

27.

„Ums Himmels willen, gute Frau," rief Theodora, „lasset mich jetzt wissen, wer das Kind in Euer Lager gebracht hat. Habt Ihr den Namen des Fremden je nennen hören?"

„Sein Name ist nicht allein mir, sondern auch Euch bekannt. Es ist Kaspar Geldorp. Seit jener Zeit hat er mit unserm Volke in stetem Verkehr gestanden."

Van der Veer stieß einen tiefen Seufzer aus und schlug die Hände zusammen. Theodora sank besinnungslos auf ihren Sitz zurück. Nachdem sie sich in Etwas wieder erholt, fragte sie:

„Habt Ihr Eurer Erzählung nichts weiter hinzuzufügen? Ist das Alles, was Ihr wißt?"

Namakewa antwortete: „Die Kleidungsstücke, in welche das Kind gehüllt war, als es Fawankewa gebracht wurde, sind von ihr sorgsam aufgehoben. Hier sind sie. Ich habe sie von ihr erhalten, um sie Sonnenstrahl einst auszuliefern."

„Gebet sie mir! Lasset sie mich sehen!" rief Theodora, indem sie Sonnenstrahl das kleine Bündel aus den Händen riß und mit Schnelligkeit öffnete. Ein kleines seidnes Kleidchen, dessen Farbe bereits sehr verschossen war, ein Röckchen von feiner Wolle und ein Hemdchen mit den Buchstaben O. V. gezeichnet, waren darin enthalten.

„Wie seid Ihr zu diesen Sachen gekommen?" fragte sie.

„Es ist die Kleidung des weißen Kindes, welches von Geldorp unserm Häuptling gebracht worden ist."

„Und was ist aus dem Kinde geworden?"

„Frau," sprach Namakewa im Tone des Unwillens, „glaubt Ihr etwa, daß ich die Unwahrheit gesprochen?"

„Nein, nein!" rief Theodora. „Peter, geliebter Mann, wozu noch weiter fragen? Wozu noch weiter beten? Aus der Finsterniß hat uns der Allmächtige in ein glorreiches Licht geführt, hat uns nach Jahre lang still genährtem Kummer den Genuß einer überschwänglichen Freude bereitet! Namakewa, Wilhelm, Sonnenstrahl! Das mir die Brust erdrückende Geheimniß kann ich Euch jetzt offenbaren. Meine Olivia, unsere Tochter, ist uns von Geldorp, als sie noch ein Säugling war, gestohlen worden. Er hatte geschworen, daß wir in unserer Ehe keine glückliche Stunde verleben sollten, und die erste That seiner Rache war die, uns unseres theuersten Schatzes zu berauben. Daß er und kein Anderer diese That verrichtet, darüber hegten wir von vorn herein keine Zweifel. Allein er hatte sich unsern Nachforschungen entzogen, und da wir überdies keine Beweise vorzubringen vermochten, so beschlossen wir, gegen diesen herben Verlust im Stillen anzukämpfen. Der Allbarmherzige sei gelobt! Nach so langen Jahren hat er uns die Verlorne zurückgegeben und die Freude ist in mein Herz wieder eingezogen. Sonnenstrahl, Olivia! An meine Brust, du wiedergefundener Schatz!"

Sonnenstrahl, welcher das eigene Herz schon gesagt, die in der Tiefe ihrer Seele gefühlt hatte, daß das, was sie so eben vernommen, auf Wahrheit beruhe, stürzte sich in die Arme ihrer Mutter.

„Armer Wilhelm!" sprach van der Veer gefühlvoll, „daß du anstatt einer Fremden uns die Tochter zugeführt, davon hast du dir nichts träumen lassen."

Digitized by Google

Aber Wilhelm war im Zimmer nicht mehr zu erblicken.

„Wo mag er ſich denn hinbegeben haben?“ fragte Theodora ganz beſorgt.

„Ich will gehen, ihn zu ſuchen,“ ſprach Sonnenſtrahl.

„Thue das, gutes Kind,“ rief Theodora ihrer raſch davon eilenden Tochter zu, „und bringe ihn uns wieder.“

Von einem der draußen ſtehenden Neger erfuhr Sonnenſtrahl, daß Wilhelm die Richtung nach den Nußbäumen hin eingeſchlagen habe. Dort fand ſie ihn der tiefſten Verzweiflung hingegeben auf der feuchten Erde liegend.

„Wilhelm,“ ſprach ſie zu ihm, indem ſie ſich an ſeiner Seite niederließ, „ich bin gekommen, dir Troſt zu bringen, wiewohl ich ſelber, in meinem neuen Glücke, des Troſtes noch bedarf. Was das Schickſal mir mit der einen Hand gegeben, hat es mir mit der andern wieder genommen.“

„Du ſprichſt noch von Troſt? Meine ſchönſten Hoffnungen ſind unwiederbringlich dahin! O, wäre ich doch damals des Todes Opfer geworden, als du mich dem Scheiterhaufen entriſſeſt!“

„Wilhelm,“ verſetzte ſie, „wer hat mich in der von unſerm Heilande gelehrten Religion unterrichtet? Wer hat mich gelehrt, auf Gott zu vertrauen? Wer hat mir durch Beiſpiele bewieſen, daß Gott Alles zu unſerem Beſten eingerichtet hat und daß wir uns ſeinen Fügungen gehorſamlich zu unterwerfen haben? Auch in meiner Bruſt iſt der Kummer eingezogen, — indeſſen murre ich nicht, gebe ich mich nicht der Verzweiflung hin. Hiemit verſpreche ich, dir fortan eine Schweſter im wahren Sinne des Wortes ſein zu wollen. Sei du mir ein guter, lieber Bruder.“

„O, wie aus deinem Munde die Worte Bruder und Schweſter ſo widerlich klingen! O, daß ich nie geboren wäre! O, daß ich dich nie geſehen hätte!“

„Wilhelm! Wilhelm! Möge der Himmel dir dieſe in der Verzweiflung geſprochenen Worte verzeihen! Bedenke, wie wunderbar der Allwaltende Alles geleitet. Du und ich der Macht eines rohen Volkes entriſſen, die Gattin durch dich dem Gatten wieder zugeführt, und die längſt verloren geglaubte Tochter ebenfalls durch dich den Eltern wieder zurückgegeben, — iſt darin nicht der Finger einer allweiſen Vorſehung zu erkennen? Die Zeit, welche ſo manche Wunden heilt, wird auch uns an die neue, geſchwiſterliche Liebe gewöhnen. Komm, laß uns zu unſern Eltern zurückkehren, welche deine Abweſenheit mit Unruhe bemerkt haben, auf daß ſie von deinem Kummer an dieſem Abend nichts gewahr werden und ihre Freude über ihr neues Glück eine ungetrübte ſei. Sei mir zu Liebe ruhig und gefaßt, und daß auf deiner Stirne ſich keine Wolke der Unzufriedenheit zeige!“

Der arme Wilhelm! Er erhob ſich und ſchwankenden Schrittes, das Herz voll Wehmuth, ließ er ſich von Sonnenſtrahl zurückführen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

Die Schenke „Zu den United States“, in der nördlichen Vorſtadt von Albany im Staate New-York gelegen, war an dieſem Abende zu klein, um die Menge der Gäſte, welche Tiſche und Bänke belagerten, zu faſſen. Mr. Craigle, der Eigenthümer der Wirthſchaft, war ganz verklärt und ſchien ſich zu vervielfältigen, um mit eigener Hand ſeine Stammgäſte mit Porter und Whisky zu bedienen. Von Zeit zu Zeit zog er kleine roſa Zettel aus der Taſche und vertheilte ſie an die Maſſe, welche ſich gierig darum riß. Ein ſchlechter Holzſchnitt, einen aufrechtſtehenden und ſeine Vordertatzen auf eines Mannes Schultern legenden Tiger darſtellend, befand ſich am Kopfe dieſer Ankündigungen, welche das genaue Programm der Abendvorſtellung des berühmten Thierbändigers Jock Erskine veröffentlichten.

Bald übertönte der Klang einer Glocke den Lärm der Menge, die Geſpräche, die Nachahmungen von Thierſtimmen und grellen Pfiffen endeten in drei wüthenden, dem nationalen „hip“ folgenden Hurrahs, und der Menſchenknäuel wälzte ſich hinaus. Die Vorſtellung des Thierbändigers ſollte beginnen. Zwei Trinker blieben allein im Saale der Schenk und fuhren fort, durch kleine, gekrümmte Glasröhren das gelbliche Getränk einzuſchlürfen

welches auf dem Grunde ihrer Krüge perlte: den „Sherry-Cobbler", eine Nachahmung des Xeresweines, gemischt aus Rum, Orangensaft, Zucker, Zimmet und Muskat. Der ältere dieser beiden Persönlichkeiten trug einen Matrosenanzug; der Buchstabe P war mit rother Wolle auf dem Kragen seiner Schiffsjacke gestickt. Er nannte sich Thomas Easy und war Steuermann an Bord eines der Schiffe der Hudson-Compagnie. Der Andere war ein junger Mann von achtzehn bis neunzehn Jahren, mit ernster, träumerischer Physiognomie. Er trug, wie sein Gefährte, die Wollmütze, die Schiffsjacke und das blaue Beinkleid der amerikanischen Seeleute. „Habt Ihr Tabak, Jasper?" fragte der Steuermann, eine Pfeife aus der Tasche ziehend. — „Da," erwiederte der junge Mann, indem er seinem Kameraden eine Rolle „Cavendish" reichte, welche dieser mit seinem Messer zu zerschneiden begann. — „Also, Freund, Ihr bereut nicht Euren tollen Streich?" — „Es ist kein toller Streich, den ich machte," sagte Jasper mit entschlossenem Tone. „Ich bin Matrose, ich werde reisen, das ist Alles, was ich wollte." — „Ah so! Euer Alter ist also ganz unbändig?" redete von Neuem der Steuermann, den Tabak anzündend. Jasper runzelte die Stirn und warf auf den Steuermann einen strengen Blick. „Wir wollen nicht von diesen Dingen reden, wenn's beliebt, Mr. Easy," sagte er mit Nachdruck. — „O, es geschieht nicht aus Neugierde, daß ich davon spreche; ich bin dafür zu sehr im Klaren über Alles, Kamerad; und der Alte ist hinlänglich im Lande bekannt." — „Was wißt Ihr?" unterbrach ihn barsch der junge Matrose. — „Ei! wahrhaftig, ich weiß, daß Eures Vaters Gehirn seit lange krank ist, und daß er sein Lebenlang seine Familie unglücklich gemacht hat. Ich weiß, daß, ehe er Euch mit seinen Anfällen von Zorn und Narrheit mißhandelte, er Euren armen Bruder Kem, einen wackeren Burschen, zur Verzweiflung brachte, ihn wie einen Diebsneger fortjagte, und daß man seitdem von diesem nie wieder etwas hörte. Ich weiß auch, daß Ihr Matrose geworden seid, bloß weil Ihr Eure Kusine Eva liebt, welche Euch Euer Onkel Kennedey nicht geben wird, so lange Euer Vater lebt." — „Das ist wahr," murmelte Jasper, den Blick senkend; „und dieser unerschütterliche Entschluß, den ich mir nicht erklären kann, ist es, der mich zur Verzweiflung gebracht hat." Ein fürchterliches Brüllen, ähnlich dem Geräusch des Meeres, wenn es Steine auf das Ufer rollt, und wahnsinnige Hurrahs machten die Wände der Schenke erzittern. „Hören Sie, meine Herren?" rief Mr. Craigle aufstehend; „Erskine geht in den Käfig des Tigers." — „Armer Mann," sagte Jasper, „er wird über kurz oder lang zerrissen werden." — „Ah! wenn Mr. Jasper da wäre, wie vergnügt würde er sein, Euch so sprechen zu hören," fuhr der Schenkwirth fort, indem er sich den beiden Matrosen näherte. — „Wie so?" entgegnete Jasper lebhaft. — „Euer Vater hat Euch also nichts gesagt?" — „Nein . . . ich verstehe Euch nicht." — „Nun, Master Jasper hat vierhundert Dollars gewettet, daß Jack Erskine zerrissen sein wird, ehe ein Monat vergeht; und Ihr wißt, daß er darauf hält, die Wetten, die er macht, zu gewinnen. Er versäumt keine Vorstellung und setzt sich immer auf den ersten Platz. O! er wird sich's an dem Tage, wenn er seine Dollars einsteckt, wohlschmecken lassen." Ein Frösteln des Entsetzens durchbebte den jungen Mann und er ließ den Kopf auf seine Hände sinken. „Ihr sucht Euch den Grund der Weigerung Eures Onkels zu erklären," sagte der Steuermann mit Güte. „Dieser Mann hat es, ohne zu wissen, eben gethan. Euer Vater," fuhr Thomas Easy in dumpfem Tone fort, „Euer Vater ist voll kalter Grausamkeit." — „Schweigt, Easy!" schrie Jasper in Verzweiflung . . . „Schweigt, Ihr vergeßt, zu wem Ihr sprecht." — „Nein," erwiederte traurig der Steuermann, „nein . . . ich bin nur aufrichtiger als die Andern. Ich wiederhole es Euch, Jasper, die Narrheit Eures Vaters ist boshafter Natur, und dieses Fieber, das sein Gehirn verzehrt, ist eine Sucht nach Blut und Mord. Euer Onkel verweigert Euch nur deßhalb die Hand seiner Tochter, weil er fürchtet, daß Euer Glück Eurem Vater zu Kopfe steigen und daß der Teufel, der sich eine Kajüte in seinem Hirn eingerichtet hat, ihm irgend welchen bösen Gedanken eingeben möchte. Und jetzt, da ich frei vom Herzen weg gesprochen habe, will ich auch nicht stehen bleiben. Ihr seid aus Liebeskummer Einer

Digitized by Google

der Unsern geworden; bedauert es nicht. Seht, es ist ein Glück für Euch, daß Ihr den Entschluß gefaßt habt, das Land zu verlassen. Für die Leute im Staate New-York ist Euer Vater ein Narr, nichts als ein Narr, und man bemitleidet ihn! . . . Für Fremde und Neuankommende ist es ein gefährlicher Mann. Man fürchtet und haßt ihn . . . Denkt nicht, daß diese guten Seelen eine Ausnahme zu Euren Gunsten machen werden . . . Ihr heißt Jasper, das genügt ihnen. Ihr werdet keinem Kinde über den Kopf streicheln, ohne daß man sage, daß Ihr es, gleich einem Huronen, skalpiren wollt. Man wird bald eines Rufes müde, den man nicht verdient; Ihr seid gut, Ihr seid tapfer; man wird Euch bald bös und feige machen. Glaubt der Erfahrung des alten Easy, mein lieber Junge; er hat zu Euch gesprochen, wie er zu seinem Sohne gesprochen haben würde, wenn der liebe Gott ihm einen wackern Burschen wie Ihr gegeben hätte." —

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Mehrere Landwirthe haben im vorigen und vorvorigen Jahre versucht, noch Anfangs Juli Weinberge zwischen den Zeilen mittelst Jauche zu düngen. Da, wo man die Jauche ganz rein anwendete, haben die Stöcke Schaden gelitten, wo man aber die Jauche vorher mittelst Eisenvitriol (2½ Pfd. pr. Ohm) neutralisirte, ist der Erfolg ein recht günstiger gewesen.

Lebensphilosophie.

Ihr wollt recht stark geliebt sein, Weiber, und recht lange, und bis in den Tod; nun, so seid Mütter eurer Kinder.

Das Wort Stiefkind hat für ein edles christliches Weib keinen Sinn.

Für Menschenkinder ist der Frühling der schönste Priester.

Verschiedenes.

Eine höchst interessante Ordre, vom Jahre 1624 datirt, enthält die Verhaltungsmaßregeln für die zu einer erzherzoglichen Tafel geladenen Junker (Fähndriche, die jüngsten Offiziere). Wie müssen die damaligen Sitten beschaffen gewesen sein, wenn es nothwendig war, nachfolgende Ordre zu erlassen: „Sintemalen Ihre k. k. Hoheiten geruhten, mehrere Offiziere an Höchstdero Tafel zu invitiren, item ich alldieweilen in Okkasion bin gewesen, mit männlicher Kenntniß und Persuasion wie sich allemalen die der meisten Offiziere als Cavaliers ritterlich und manierlich untereinander und männiglich traktiren thun und kontentiren, alsdann muß ich doch vorwegen den Junkern, so noch nicht ordentlich gehobelt sind, aufmerksam machen auf die mensure régulaire, als: 1. Item mit blanken Zeuge, saubern Rock und Stiefeln, und nicht antrunken Ihre k. k. Hoheit zu inkomplimentiren. 2. Item bei der Tafel den Stuhl nicht wackeln und die Füß nicht lang ausspreitzen. 3. Item nicht nach jedem Bissen trinken, alsdann man zu frühe voll wird, den Humpen aber nach jeder Speis nur einmal halbert ausleeren, vornhinein aber den Schnautzbart und das Maul sauber abwischen. 4. Mit der Hand nicht in die Vorlegschüssel langen oder die abgekiefelten Beine zurück oder hinter den Tisch werfen. 5. Item nicht an den Fingern mit der Zunge schlecken, auf das Teller speien oder in das Tischtuch schneitzen. 6. Item zu letzterem nicht zu viehisch humpiren, daß man vom Stuhl fällt oder item nicht mehren gradweg gehen kann."

Der Schmied von Gretna-Green, an der schottisch-englischen Grenze, der Helfer so vieler Liebespaare und Romanschriftsteller, ist 63 Jahre alt gestorben. Er hieß John Murray. Uebrigens ist diese „Schmiede" eine alte Firma, von Urgroßvaters Zeiten her.

Auflösung des Räthsels in Nro. 87:

Das Ohr.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 89. Donnerstag, den 25. Juli **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

28.

Tags darauf kehrte Huybert von Neu-Amsterdam schon in früher Morgenstunde wieder heim. Doch mußte ihm dort etwas ganz Außerordentliches begegnet sein, da er sich in einem solchen Zustande von Aufgeregtheit und Verwirrung befand, daß er die Gäste seines Hauses kaum begrüßte und sich ihrer Gegenwart wieder entziehen zu wollen schien. Hieran wurde er jedoch von van der Veer verhindert, der ihm Sonnenstrahl, unter Mittheilung der von Namakewa Abends zuvor gemachten Offenbarungen, als seine Tochter, welche er verloren, ja längst todt geglaubt, vorstellte.

„Wie aber kommt es," fragte Huybert, „daß Sie mir von Ihrer verloren gegangenen Tochter früher mit keinem Worte Erwähnung gethan haben? Wie habe ich mir das zu erklären?"

„Dieser Gegenstand ist uns stets ein so peinlicher gewesen, daß wir beschlossen hatten, nie davon zu sprechen, und hätte die Verlorene sich nicht wiedergefunden, so würden wir das Geheimniß mit zu Grabe genommen haben."

„Fern sei es von mir, Sie dieserhalb tadeln zu wollen," versetzte Huybert, „da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie überaus schmerzlich es ist, von in der Vergangenheit liegenden Dingen, die uns die ausgestandenen Leiden stets wieder neu auffrischen, zu sprechen. Doch hören Sie. Auch ich bin nahe daran, Etwas in Erfahrung zu bringen, nach dessen Wissenschaft ich mich schon seit Jahren gesehnt habe. Gestern erfuhr ich in Amsterdam, daß Geldorp wieder zurück sei. Sofort begab ich mich nach seiner Wohnung, wo ich seine Frau in Thränen gebadet antraf. Bei meinem Anblick suchte sie mir ihre Unruhe zu verbergen; ich aber, ihre weiche Stimmung benutzend, bat sie bei Allem, was ihr heilig und theuer sei, das in ihrem Besitze befindliche Geheimniß, von welchem die Ruhe und das Glück meiner noch wenigen Lebensjahre abhängen, mir nicht länger mehr vorzuenthalten. Meine Worte mußten ihr Herz gerührt haben; ich sah, wie sie mit sich kämpfte, denn nach einer langen Pause sprach sie: „Herr Huybert, der Elende, den ich Gatte zu nennen gezwungen bin, ist soeben hier gewesen. Wiederum hat er mich der Untreue und der Falschheit beschuldigt. Sehen Sie diese Beule auf der Stirn? Dieselbe rührt von ihm her, sie ist eines der Zeichen seiner Rohheit. Schon früher hat er mich zu mehreren Malen mißhandelt. Aber nicht länger mehr bin ich gewillt, eine solche Behandlung von ihm zu ertragen. Das Maß ist zum Ueberlaufen voll und die Stunde der Trennung von ihm ist gekommen. Morgen früh, so sagte er mir, will er Herrn van der Veer sehen und sich an seinem Elende weiden. Daß aber Theodora, welche er noch immer in seiner Gewalt zu haben glaubt, wieder auf freien Füßen ist, und Wilhelm, den er schon längst todt wähnt, sich aus seiner Gefangenschaft befreiet hat, davon weiß er noch nichts. Gott gebe, daß er es heute Abend in der Stadt nicht erfahre! Meine Absicht ist nun die, mich morgen früh ebenfalls nach Ihrem Hause zu begeben, ihn dort in seiner ganzen Schlechtigkeit und Niederträchtigkeit bloszustellen und Ihnen, da ich bei dieser Gelegenheit noch Mehreres zu offenbaren habe, auch

Ihr Geheimniß mitzutheilen. Kann ich dabei auf Ihren Schutz rechnen? Wollen Sie mich seiner Rache entziehen?" fragte sie mich. Natürlich, daß ich ihr diese Versicherung bereitwilligst ertheilte und sie in ihrem Entschlusse zu bestärken suchte."

„Aber wie hat sie von der Rückkehr meiner Frau und meines Sohnes Kenntniß erhalten?" fragte van der Veer.

„Da fällt mir ein," versetzte Huybert, „daß ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich mit Geldorp's Frau schon vor längerer Zeit eine Unterredung gehabt habe, bei welcher Veranlassung ich sie um Theodora's Schicksal auf's Tiefste bekümmert fand, und um sie zu beruhigen, theilte ich ihr mit, daß Mutter und Sohn sich wieder in Sicherheit bei uns befänden. Im Uebrigen scheint es mir, als ob sie der Raub heftiger Gewissensbisse sei; jedenfalls aber halte ich mich davon fest überzeugt, daß sie ihren Vorsatz, sich von ihrem Gatten zu trennen, zu verwirklichen suchen wird."

Nachdem Manuel angewiesen war, sich der Person Geldorp's, sobald sich derselbe blicken lasse, zu versichern und dabei, wenn nöthig, sich der Hilfe der andern Sklaven zu bedienen, setzten sich die Hausgenossen an den Frühstückstisch. Wilhelm hatte sich auf dringendes Bitten Sonnenstrahls ebenfalls eingestellt, doch war es ihm nicht möglich, sich in seiner gewohnten Unbefangenheit zu zeigen. Indessen blieb sein verstörtes Wesen von den Andern unbemerkt, da die Aufmerksamkeit Aller lediglich auf Geldorp's Erscheinen gerichtet war.

Nur kurze Zeit hatte die Gesellschaft am Tische gesessen, als Manuel die Annäherung Geldorp's, der sich von Schaick begleiten ließ, meldete.

Van der Veer, welcher den gefürchteten Freibeuter ohne Beisein der Uebrigen zu sprechen wünschte, ließ diese in ein Nebenzimmer treten; nur Manuel behielt er bei sich, jedoch hatte sich dieser hinter einen Wandschirm zu stellen, um nicht sogleich gesehen zu werden.

Kaum waren diese Anordnungen getroffen, als Geldorp von der alten Hagar in das Speisezimmer geführt wurde.

„Ah, mein Herr van der Veer, wie geht es Ihnen?" redete er diesen mit der Miene der Schadenfreude auf seinem abschreckenden Gesichte an.

„Wie es mir geht? Was geht Sie das an? Doch ist mir Ihr Besuch recht lieb," versetzte van der Veer in einem ernsten Tone.

„Haben Sie Nachrichten von Ihrer Frau?"

„Wozu diese Frage?"

„Weil ich mich für sie interessire."

„Dann sind Sie ohne Zweifel gekommen, mir zu sagen, wo sie sich gegenwärtig befindet?"

„Ich hätte von dem gegenwärtigen Aufenthalte Ihrer Frau Kenntniß? Doch davon abgesehen, so gereicht mir Ihr jetziger Gemüthszustand zu einer großen Genugthuung. Es ist mir gerade so, als ob ich Ihnen Theodora mit eigenen Händen entrissen hätte, und hierin finde ich eine Art Sättigung meiner Rache."

„Schurke!" rief van der Veer, der seiner Gefühle nicht mehr Herr war. „Wozu noch dieser Spott? Meinen Sie, daß Ihre Handlungen mir ein Geheimniß wären? Ich kann Ihnen durch lebende Zeugen den Beweis führen, daß Sie nicht nur meine Frau, sondern auch meinen Sohn entführt haben."

„Diese Zeugen möchte ich wohl sehen."

Van der Veer öffnete die Thüre des Nebenzimmers. Theodora und Wilhelm standen an der Schwelle desselben.

„Tod und Teufel!" rief Geldorp, der zu entfliehen sich anschickte.

Aber hieran ward er durch Manuel verhindert, der ihm mit seiner starken Faust einen so derben Schlag auf die Stirn versetzte, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. In diesem Zustande ward er gebunden und auf eine Ruhebank gelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

(Fortsetzung.)

Der junge Matrose schüttelte kräftig die Hand, welche der Steuermann ihm hinreichte, und stürzte aus der Schenke. Jasper löste das Tuch, das seinen Hals umgab, um freier die frische Luft einathmen zu können; und nachdem er einige Schritte gemacht hatte, stützte er seine Stirn gegen die Umzäunung der Menagerie und ließ die Thränen, die ihn erstickten, fließen. Die Straße war leer und schweigsam. Ein dumpfer Schlag, wie durch die Stange einer gewaltigen Maschine hervorgebracht, machte die Erde unter Jasper's

Digitized by Google

Füßen erheben. Dieser blieb unbewegt und horchte. Ein zweiter, noch stärkerer Schlag als der erste, ertönte von Neuem; allein dieses Mal war er von einem langen Brüllen begleitet, das aus dem Innern der Menagerie kam. Jasper erzitterte und fuhr entsetzt zurück. Das Haus des Thierbändigers Jack Erskine zeichnete sich schwarz auf dem gestirnten Himmel ab. Bald folgten die Balkenschläge und das Brüllen schneller auf einander, und eine neue Erscheinung verlieh dieser Scene vollends einen wahrhaft phantastischen Charakter. Ein röthlicher Schein drang durch die Bretter der Menagerie. „Es ist Feuer! Feuer!" schrie Jasper, „und die Wärter bemerken es nicht! Ehe ich in der Stadt Lärm mache, muß ich sie davon benachrichtigen." Und über die Umzäunung springend, erkletterte er einen gegen die Mauer gestützten Mastbaum, welcher dazu diente, Flaggen und Wimpel zu tragen. Auf diese Weise gelangte Jasper an den Balkon des ersten Stockwerks; dort stieß er ein halbgeöffnetes Fenster auf und blickte begierig in's Innere. Ein Schrei des Entsetzens erstarb auf seinen Lippen und er mußte sich mit Kraft am Fenster festhalten, um nicht zu fallen. Der Thierbändiger, mit einer Reitjacke und ledernen Beinkleidern angethan, stand vor dem Käfig eines ungeheuren Tigers. Alle andern Käfige waren durch eisenbeschlagene Laden fest geschlossen. Jack Erskine befand sich allein in dem großen Saale der Menagerie, welcher nur durch zwei, zu beiden Seiten der Behausung des Tigers angebrachte Gasflammen beleuchtet war. In der rechten Hand hielt der Zähmer eine biegsame Stahlstange, und mit der Linken faßte er den Griff eines langen Schlüssels, welcher aus einer unter dem Fußboden des Käfigs angebrachten Oeffnung hervorsteckte. Er war unbeweglich wie eine Bronzestatue. „Hier . . . hier, Webst!" sagte er, den Tiger anredend, mit sanfter, einschmeichelnder Stimme. Die Augen des Ungeheuers funkelten wie zwei Smaragde, sein Rückgrat krümmte sich gleich einem Bogen, sein ungeheurer Kopf stützte sich auf die Spitzen seiner Vorderpfoten, die Muskeln seines Gesichtes zogen sich zusammen, und ein grausiges Zischen entfuhr seiner Brust, das Antlitz des Bändigers wie Feuerhauch streifend. Jack Erskine sprach mit leiser Stimme die Silbe „heng" und drehte kräftig den Schlüssel, den er in der linken Hand hielt. Ein dumpfer Schlag ertönte unter dem Boden des Käfigs und warf eine Staubwolke empor. Der Tiger sprang gegen die Eisenstäbe und ein Schreckensgebrüll grollte in seiner Kehle, gleich wie das Rollen des Donners über dem Lande. Der Thierbändiger steckte alsdann sein Handgelenk durch das Gitter, ließ seine Stahlstange durch die Luft pfeifen und schlug damit vier oder fünf Mal dem Thiere in die Seiten. Dieses eben beschriebene Verfahren wiederholte Erskine mehrere Male, aber immer umsonst: der Tiger gehorchte nicht. Der Zähmer warf alsdann seine Stange auf den Boden, zündete an der Gasflamme eine Schwefellunte an, berührte damit ein eisernes, auf dem Rande des Käfigs stehendes Gefäß und sprang schnell zurück. Ein Prasseln machte sich bald vernehmbar, und eine glänzend rothe Lichtgarbe, dem eisernen Behälter entströmend, erleuchtete den weiten Raum des Saales. Der Tiger stieß ein noch durchdringenderes, verzweifelteres Brüllen als das frühere aus, und sich auf den Hinterpfoten aufrichtend, ließ er sich von seiner ganzen Höhe auf den Bauch fallen und verbarg den Kopf zwischen den Tatzen. Indeß der Thierbändiger beschäftigte sich nicht mehr mit seinem Tiger: beim Scheine des farbigen Feuers, das er angezündet, hatte er Jasper aufrecht am Fenster bemerkt. Jack Erskine zog sachte ein Pistol aus der Tasche, und auf den jungen Matrosen anlegend, sagte er mit Donnerstimme: „Bei der ersten Bewegung seid Ihr des Todes, Freund." Jasper begriff augenblicks den Ernst seiner Lage. Vor ihm die Mündung eines Pistols, hinter ihm ein Fall von dreißig Fuß Tiefe in der Dunkelheit. „Ich muß jedoch entweder hinein- oder hinausgehen, mein lieber Herr Erskine," sagte er mit einer gewissen Sicherheit. — „So kommt nur herein; wir wollen nachher sehen, ob Ihr hinausgehen dürft," fuhr der Bändiger fort, indem er eine Leiter gegen das Fenster stellte. Jasper betrat entschlossen die erste Stufe; er war im Grunde weit entfernt beruhigt zu sein, allein er war tapfer und hatte das Bewußtsein einer guten Absicht.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Es ist neulich mehrfach empfohlen worden, derjenigen Milch, welche in heißen Sommertagen transportirt wird, zur Verhütung des Sauerwerdens einige Tropfen Meerrettigbrühe per Maas zuzusetzen.

Verschiedenes.

Kürzlich nahm mich, erzählt der Feuilletonist der „Ind. belge", ein Freund mit sich in eine Soirée, wo ich nach seiner Versicherung einen Künstler hören sollte, welcher zugleich ein großer Mystifikateur ist. Da ich sehr begierig war, diesen Künstler kennen zu lernen, welchen außer mir schon alle Welt gehört hatte, ließ ich mich hinführen. Man sollte soupiren, und der Künstler hatte versprochen, zu erscheinen. Er kam. Bei Tisch setzte er mich jedoch nicht in Erstaunen. Die Geschichten, welche er erzählte, waren amüsant, aber nicht geradezu neu. Gemach! Nach Tisch, flüsterte mir der Hausherr zu. Ich wartete. Endlich erhebt man sich, man begibt sich in den Salon, und nach einer hergebrachten halbstündigen Unterhaltung verlangt der Künstler sein Instrument. Denken Sie sich meine Freude! Man bringt es. Er nimmt es. Er dreht es hin und her, reibt es, bläst hinein, endlich setzt er es an den Mund. Was werde ich hören? Die Thür des Salons öffnet sich. Ein Diener bringt ein Theebrett, auf welchem sich Gläser mit Wasser befinden. Zwei oder drei Personen nehmen davon und rühren den Zucker um. Der große Künstler blickt umher und fragt, ob man wünscht, daß er eine kleine Geschichte erzähle. Allgemeine Zustimmung. Er beginnt: Als Kaiser Alexander 1815 nach Paris kam, fragte ihn Hr. von Tallehrand, was er am liebsten in Paris sehen möchte. — Garat möchte ich sehen, den großen Garat, den, welchen man den Proteus des Gesanges genannt hat, antwortete der Selbstherrscher aller Reussen; ihn möchte ich sehen, und vor Allem wünschte ich, daß er eine jener Romanzen singe, welche er auf eine so wundervolle Weise singen soll, sei es Pelisar, oder „Je t'aime tant," oder „Vous qui portez un coeur sensible," kurz, was er will. — Sire, erwiederte Tallehrand, Garat wird die Ehre haben, vor Eurer Majestät nicht was er will, sondern was Ew. Majestät wollen, zu singen. Der Kaiser dankt. Man ladet Garat ein. Er kommt. Der Selbstherrscher aller Reussen richtet einige Complimente an ihn, und man macht sich zurecht, den großen Sänger zu hören. Schon steht das Piano bereit. Garat hält sein Papier in der Hand und will jene anbetungswürdige Klage „Vous qui savez ce qu'on endure" singen, als er plötzlich neben sich ein unangenehmes Klinkern vernimmt. Es war der Kaiser, welcher mit dem Löffel auf den Boden seines Glases stieß, um den Zucker zu zerstoßen. Garat rollte seine Noten zusammen, machte dem Kaiser eine tiefe Verbeugung, sagte: „Sire, ich bin nicht gewohnt, in den Kaffeehäusern zu singen," und ging ab. — Während der Künstler dieses Geschichtchen erzählte, packte er sein Instrument zusammen, nahm es unter den Arm, als er fertig war, grüßte und sagte: „Ich auch nicht." So verließ er uns.

(Grund für Urlaubsverweigerung.) „Herr Hauptmann, ich bitte gehorsamst um Urlaub, meine Mutter ist gestorben." — „Was geht mich Seine Mutter an? Meine Mutter ist schon lange gestorben, und ich gehe doch nicht auf Urlaub!"

Räthsel.

Nennt mir das Ding — ihr kennt es alle —
Es gibt sich kund in jedem Stand,
Bringt Ruf und Ehre oft zum Falle;
Der Lüge ist es nah verwandt.

Kein Blut vergießt's und schlägt doch tiefe Wunden;
Es raubet stets, wenn auch nicht Gut und Geld,
Gewiß ward in der Hölle es erfunden,
Da immer es nur nach dem Guten stellt.

Die größten Zwiste hat's gegründet,
Und wo das Gute wird verpönt,
Ist's, wo ihr stets bereit es findet,
D'rum Fluch dem Menschen, der ihm fröhnt!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 90. Samstag, den 27. Juli **1861.**

Kampf und Sieg.

Es liegt ein Meer von Lust und Qual,
Von Wonnen und von Sorgen,
Von Freuden, Leiden ohne Zahl
Im Herzen tief geborgen.

Der beste Segen strömt ihm zu,
Im reinsten Seelenfrieden
Ist ihm der Liebe Himmelsruh'
Als höchstes Glück beschieden.

Und fühlt es so die Seligkeit
Der wärmsten Lebensfülle,
Zum Blüh'n und Lieben ganz bereit,
Dann herrschet Meeresstille.

Doch wenn es ohne Unterlaß
Vom Schicksal wund geschlagen,
Und wenn es treibt der Zorn und Haß
Und Muth zu kühnem Wagen —

Und wenn Gefahr und Leidenschaft
Es riesengroß umthürmen,
Aufstachelt seine ganze Kraft —
Dann tobt's in wilden Stürmen.

O Menschenherz, wenn Ruh' und Glück
Dich seligfroh umgeben,
Dann sammle Kraft, um nicht zurück
Vor Sturm und Nacht zu beben.

Und naht der Tag, und kommt die Zeit,
Und brechen alle Schranken, —
Dann finde sie dich kampfbereit,
Ohn' Zagen, ohne Wanken.

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

Als Geldorp nach einiger Zeit die Augen wieder öffnete und seine eigne Frau mit unter den Anwesenden erblickte, da kannte seine Wuth keine Grenzen. Er stieß die schauderhaftesten Flüche gegen sie aus und beschuldigte sie des Verraths und der Treulosigkeit.

„Geldorp," sprach Katharine, als er seinem Zorne Luft gemacht, „dein Haß gegen mich kann nicht stärker sein, als der meinige gegen dich. Als ich mich mit dir verheirathete, hatte ich freilich schon manche Sünden begangen, aber nicht so schlimme, wie du mir stets vorgeworfen. Du hast mir bei unserer Ankunft in diesem Lande feierlichst angelobt, einen ehrlichen Lebenswandel zu führen. Aber wie hast du dein Wort gehalten? Mit dem Auswurfe der Menschheit verbunden, hast du fortwährend gegen göttliche und menschliche Gesetze gehandelt, und wenn ich dir Vorstellungen darüber machte, hast du mir mit Schlägen und Mißhandlungen darauf geantwortet. Glaubst du, daß ich die mir versetzten Streiche, die ich geduldig ertragen, vergessen hätte? Nein! Jeder Schlag, jeder Streich hat das in meinem Innern brennende Feuer zu neuen Flammen angefacht, und doch habe ich den Ausbruch desselben zu hemmen mich bemüht. Ich war entschlossen, meine Leiden als eine Buße für das von mir früher begangene Unrecht geduldig zu ertragen. Sobald du die Anwesenheit Peter van der Veer's und seiner Frau in Neu-Amsterdam erfahren, hast du sogleich auf ihren Untergang gesonnen; ich aber, die ich diesem vortrefflichen Paare zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet bin, habe auf Mittel gesonnen, deine Pläne zu vereiteln. Indessen bist du mir zuvorgekommen. Nicht genug, den Sohn zu entführen, hast du auch die Frau geraubt."

„Lügnerin!" schrie Geldorp.

„Aber das ist noch nicht Alles. In einer

Stunde, in welcher der Rum dich gesprächig gemacht, hast du mir bekannt, daß du ihnen schon vor Jahren die Tochter genommen habest."

„Lügnerin! Hältst du nicht den Mund, so reiße ich dir die Zunge aus."

„Geldorp, deine Wuth hilft dir zu Nichts, und deine Drohungen gehen an mir verloren. Was ich gesagt habe, ist die Wahrheit." Dabei blickte sie suchend im Zimmer umher.

„Geldorp," begann jetzt Theodora, welche Katharinens suchenden Blick verstanden, „haben Sie dieses Mädchen zuvor noch nicht gesehen?" Sie wies auf Sonnenstrahl hin. „Noch vor wenigen Wochen war die Haut dieses Mädchens von eben derselben dunkeln Farbe, wie die der Indianerin (Namakewa) da ist. Aus dem Munde dieser indianischen Frau haben wir ausführlich vernommen, auf welche Weise sie als Kind unter die Raritaner gekommen ist. Wer hat sie dem Häuptling Appewan und der Frau desselben, Fawankewa, übergeben?"

„Ich nicht. Ich kenne das Mädchen nicht."

„Wozu diese Lügen?" fragte Katharine. „Hast du mir nicht einst selbst gestanden, auf welche Weise du das Kind in dieses Land gebracht? Bei deiner ersten Reise hierher hast du es gethan. — Theodora, wie sehr habe ich mich nach dieser Stunde gesehnt! Gern würde ich Ihnen die Schuld der Dankbarkeit schon früher abgetragen, Ihnen die von Geldorp bereiteten Leiden erspart haben, aber die Gelegenheit dazu war mir nicht gegeben. — Noch ist meine Aufgabe nicht ganz verrichtet," hub sie nach einer Pause wieder an, „Huybert, auch die Zeit zur Aufklärung Ihres Geheimnisses ist jetzt gekommen."

„Endlich!" sprach Huybert mit einem tiefen Seufzer.

29.

„Ich werde Nichts verschweigen, Nichts beschönigen, sondern der Wahrheit die Ehre geben," fuhr Katharine fort. „Zuvörderst muß ich der ersten Jahre meiner Jugend mit einigen Worten gedenken. Ich bin in Ammerstol, einer kleinen Stadt Hollands, geboren. Meine Mutter habe ich schon in früher Kindheit verloren, und da mein Vater seiner Geschäfte wegen den Tag über sich außerhalb des Hauses aufhalten mußte, so wuchs ich fast ohne alle Aufsicht heran. In Folge dessen war meine Erziehung eine sehr vernachlässigte, besonders was Religion und Moral anbetrifft. Dagegen aber war meine körperliche Ausbildung eine frühzeitige, und da mir ein nicht gewöhnlicher Theil von Schönheit zugefallen, so sah ich mich bald von Bewunderern umgeben. Unter diesen befand sich ein junger Mann, der Sohn sehr reicher Eltern, der durch die heiligsten Betheuerungen und eine anscheinende Aufrichtigkeit in seinem Wesen sich bemühte, mir seine Liebe darzuthun. Ich war erst fünfzehn Jahre alt, als er mir eines Tages den Vorschlag machte, ihn auf einer Reise nach der Schweiz zu begleiten. An schönen Kleidern, Schmuck und Geld werde er es mir nicht fehlen lassen. Die Aussicht auf den Besitz so kostbarer Dinge hatte für mich einen großen Reiz; doch war ich so klug, ihm zu bemerken, daß der Reise unsere Verheirathung doch wohl vorangehen müsse. Verwundert blickte er mich an und fragte mich, ob dies mein Ernst sei; mich zu seiner Frau zu nehmen, das sei ihm nicht in den Sinn gekommen, aber ein herrliches und genußreiches Leben wolle er mir demungeachtet verschaffen. Ich erröthete vor Scham, wandte mich in höchstem Unwillen von ihm ab und ging, um ihn nie wieder zu sehen.

Da ich den Falschen wirklich geliebt hatte, so wirkte diese Enttäuschung so heftig auf mich ein, daß ich Monate lang krank darnieder lag. Während dieser Zeit starb mein Vater, und als ich mich von meinem Krankenlager wieder erhob, überhäufte mich die Frau, bei der ich meine Kindheit zugebracht, mit Vorwürfen, ein so glänzendes Anerbieten, wie mir der reiche junge Mann gemacht, ausgeschlagen zu haben. Sie erklärte mich für eine alberne Spröde, für eine dumme Tugendheldin, und da ich es an Gegenworten nicht fehlen ließ, so war eine Trennung von ihr der erste der von mir gethanen Schritte. Ich begab mich nach Krimpen, wo ich bei einem Schneider Arbeit, in dem Sohne desselben einen zweiten, aber wiederum falschen Liebhaber fand. Der junge Mann gestand mir seine Liebe, ich hielt seine Versicherungen für aufrichtige; indessen ließ er die Maske der Ehrbarkeit bald fallen, zeigte sich als einen Wüstling, und als er sah, daß ich mich seinen Begierden nicht ergeben würde, begann er mich zu quälen und mir auf allerlei Weise nachzustellen. Darüber

Digitized by Google

erbittert, suchte ich bei seiner Mutter Schutz. Diese jedoch beschuldigte mich der Verleumdung ihres frommen Sohnes und verwies mir das Haus. Mit schwerem Herzen und einem beginnenden Hasse gegen die mich arme Waise verfolgende Menschheit machte ich mich auf den Weg nach Rotterdam, wo ich so glücklich war, in Ihrem Hause, mein Herr Huybert, einen Dienst zu finden."

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

(Fortsetzung).

„Was machtet Ihr da, Herr?" fragte rauh der Thierbändiger, als Jasper auf dem Boden angelangt war. Der junge Matrose erzählte unverholen, wie es zugegangen. „Das kann sein," sagte Jack Erskine, auf Jasper einen durchdringenden Blick heftend; „allein Ihr habt darum nicht weniger Dinge gesehen, welche Niemand kennen soll." — „Wenn das Wort eines Ehrenmannes Euch eine Bürgschaft sein kann, Herr, so schwöre ich Euch, niemals zu enthüllen, was ich diese Nacht gesehen habe." — „Wenn ich mich nicht irrte, wenn Ihr entschieden tapfer seid, wie ich es hoffe, wird mir Euer Wort genügen. In einigen Minuten, Kamerad, werde ich darüber im Klaren sein," fuhr Jack Erskine fort, indem er sich einem der verschlossenen Käfige näherte. Eine Wolke fuhr über Jasper's Augen, und das anmuthige Bild seiner Kusine Eva erschien ihm wie im Traum. „Hier, Dolly, hier!" rief der Bändiger, indem er die Thüre des Käfigs öffnete. Ein schwarzer indischer Panther sprang vom Boden auf, und nachdem er Erskine umkreist hatte, zog er sich zusammen, nahm einen Anlauf und war mit einem Satz auf dessen Schultern. „Nähert Euch, Herr," sagte der Thierbändiger lachend, „und liebkost den guten Dolly . . . Ihr kennt das Sprichwort: Wer mich liebt, liebt meinen Hund." Jasper schritt entschlossen auf Erskine zu; allein bald stand er still und schwankte. Der Panther schoß Blitze auf ihn aus seinen rothfahlen Augäpfeln. Seine Ohren legten sich dicht an den geflachten Schädel und seine Krallen zerrten am Wammse des Bändigers. Dieser wandte sich um, und dem Panther fest in die Augen blickend, wiederholte er gebieterisch den Gurgellaut: „heng!" Das Thier ließ schwer den Kopf auf seines Herrn Schulter fallen. „Wir erlangen ziemlich seltsame Erfolge bei unsern Thieren, das müßt Ihr zugeben . . . wenn ich das Wort, das Ihr eben vernommen, nicht ausgesprochen, würde Dolly Euch mit einem Kinnladenbiß erwürgt haben; . . . Ihr bezeugt wahrlich meinen gegenwärtigen Beschäftigungen zu viel Theilnahme, als daß ich Eure Belehrung nicht vollenden möchte, mein junger Seemann," setzte Erskine hinzu. „Wir haben Jeder ein eigenes System, unsere Tiger und Panther abzurichten: es ist wie der geheime Stoß der Fechtmeister. Ich meinerseits bändige sie durch Einschüchterung. Eine Stunde bevor ich die Lection, die Ihr gesehen habt, beginne, gebe ich ihnen zu essen, wobei ich Sorge trage, das Fleisch, das ich ihnen zuwerfe, mit einem starken Betäubungsmittel, etwa Belladonna oder Daturinblättern, zu würzen. Diese Substanzen, indem sie auf das Nervensystem einwirken, bringen Angst und Sinnesverwirrung, während der ganzen Zeit, die ihr Halbschlaf dauert, bei ihnen hervor. Die Vergrößerung der Pupille ist für mich ein sicheres Zeichen ihres vollständig gebändigten Zustandes und erlaubt mir zu handeln. Dieses Wort, welches ich ausspreche, wenn sie mir nicht gehorchen, ist für sie stets von einer Einschüchterung oder Strafe gefolgt; so daß, wenn ich später öffentlich ihre Käfige betrete, ich die Sylbe nur zu sagen, die Bewegung, die sie gewöhnlich begleitet, nur zu machen brauche, um sie zittern und gehorchen zu sehen. Nieder! Dolly, nieder," fuhr der Thierbändiger fort und warf dabei mit einer Bewegung der Schulter den Panther auf den Boden. Dann, seine Stahlstange aufhebend, zeigte Erskine dem Thiere den armen Jasper, welcher sich gegen die Wand lehnte. Der Panther rieb sich an seinen Beinen, krümmte den Rücken wie eine schmeichelnde Katze und legte, sich plötzlich aufrichtend, beide Tatzen auf die Schultern des armen Burschen. Ein schmerzliches Stöhnen entfuhr den Lippen des Matrosen, eine fahle Blässe bedeckte seine Stirn; seine Augen umschleierten sich und er verlor das Bewußtsein. „Er wird nichts ausplaudern," murmelte der Thierzähmer, indem er den

Digitized by Google

Panther in den Käfig sperrte. — „Aber er ist allen Ernstes ohnmächtig," fuhr er fort, indem er einige Tropfen Wasser in das entfärbte Gesicht des jungen Mannes spritzte. „Der Scherz ist zu weit gegangen." Und damit der Kranke freier athmen könne, knöpfte Erskine flink den obern Theil seiner Jacke auf. Ein Papier fiel zu den Füßen des Thierbändigers. „Was ist das?" sagte er, es entfaltend. „Ein Vertrag mit dem Kapitän Blood von den Hudsonsschiffen, auf den Namen . . ." Erskine vollendete nicht, ein Schmerzensschrei entrang sich seiner Brust, er legte die Hand auf's Herz und taumelte. „Jasper, er . . . mein armer, kleiner Jasper," rief er schluchzend; „ah! erbärmlicher Kem, Du hättest ihn tödten können!" sagte er voll Verzweiflung.

(Fortsetzung folgt.)

Lebensphilosophie.

Ach, wie wenig wissen wir doch die Zärtlichkeiten einer Mutter zu schätzen, so lange sie lebt! Wie wenig achten wir in der Jugend auf alle ihre liebevollen Bekümmernisse um uns! Aber wenn sie todt und dahin ist, — wenn die Sorge und Kälte der Welt erstarrend auf unser Herz wirken, — wenn wir erkennen, wie schwer es ist, wahres Mitgefühl zu finden, — wie wenig Leute uns um unserer selbst willen lieben, — wie wenige sich im Unglück unserer annehmen — dann erst gedenken wir der Mutter, die wir verloren haben!

Verschiedenes.

In Marseille starb vor Kurzem der ehemalige Kaufmann Bacri, 86 Jahre alt und im tiefen Elend, der eine Art historischer Berühmtheit erlangt hat, da er die nächste Veranlassung zur Erhebung Algiers wurde. Er besaß einst eine reiche Factorei in Algier und hatte ein großes Getreidegeschäft mit der spanischen Regierung gemacht, woraus diese ihm eine Summe von 300,000 Piastern schuldete. Der Dey Hussein, welcher vorgab, eine große Forderung an den Bacri zu haben, widersetzte sich der Auszahlung dieser Summe, und als die spanische Regierung sich nicht daran kehren wollte, sandte er ohne Kriegserklärung seine Korsaren aus, welche in kurzer Zeit viele spanische Schiffe aufbrachten. Darauf eingeschüchtert, übergab die spanische Regierung dem Dey Hussein die fragliche Summe und übertrug die Entscheidung dem französischen Consul M. Duval. Dieser beanspruchte die Summe vom Dey, erhielt aber statt jeder Antwort einen Schlag mit dem Fächer ins Gesicht. Es erfolgte nun der Krieg Frankreichs gegen den Dey, Algier wurde erobert, aber Bacri hat nie seine 300,000 Piaster erhalten. Die Juliregierung bestritt die Richtigkeit seiner Forderung, obwohl Marschall Soult und die Kammern sich für ihn verwandten. Auch die Constituante vom Jahre 1848 hat keinen größeren Erfolg mit ihrer Fürsprache gehabt.

Der weitläufige Verwandte eines reichen Banquiers hatte bei diesem schon mehrere Anleihen gemacht, ohne an's Wiederbringen zu denken. Eines Tages trat er in dessen Comptoir, und der Banquier, der ahnete, daß er wieder Geld haben wollte, machte ein saures Gesicht. Doch Jener rief ihm zu: „Nicht so verdrießlich, diesmal komme ich nur um 25 Thaler." — „Wie?" versetzte der Banquier, „Sie kommen um 25 Thaler? Nein, ich komme um 25 Thaler, wenn ich sie Ihnen gebe."

(Kurze Kritik.) Ein junger Dichter überreichte dem Professor Engel ein Schauspiel, dem er den Titel gegeben hatte: „So sind die Menschen," und bat sich sein Urtheil aus. — Engel gab es ihm nach einiger Zeit wieder zurück mit den Worten: „Ich habe mein Urtheil dabei geschrieben." — Der Verfasser suchte lange vergebens nach dieser schriftlichen Kritik, endlich fand er, daß Engel zu dem Titel das Wörtchen „nicht" hinzugesetzt hatte.

Auflösung des Räthsels in Nro. 89:

Verleumdung.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 91. Dienstag, den 30. Juli **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Fortsetzung.)

„Jetzt glaubte ich das Schlimmste überwunden, einen Hafen der Ruhe gefunden zu haben. Allein wiederum sollte ich die Erfahrung machen, daß einem verwaisten und schutzlosen Mädchen, welcher die leidige Gabe der Schönheit und nichts Anderes als das zu Theil geworden, kein anderes Loos beschieden sein sollte, als Nachstellungen und unverdienten Kränkungen ausgesetzt zu sein. Einer Ihrer jungen Leute, Namens Borgen, näherte sich mir und warb um meine Gunst, ich aber suchte ihn durch Ernst und Kälte zurückzuhalten. Bald darauf schickten Sie ihn auf Reisen. Als er nach Ablauf etwa eines Jahres wiederkehrte, war seine erste Frage die, ob ich während seiner Abwesenheit einen neuen Liebhaber gefunden hätte. Da ich mich aber eines ruhigen und zurückgezogenen Wandels zu befleißigen gesucht, so konnte ich seine Frage dreist verneinend beantworten. Jetzt begann er seine Bewerbungen auf's Neue, jedoch ohne sich darüber zu erklären, ob er es ehrlich mit mir meine. Zuletzt trat er, wie all meine übrigen Verehrer, mit Zumuthungen hervor, gegen welche sich mein Tugendgefühl empörte. Ich spie ihn an und gab ihm zu verstehen, daß ich Ihnen Alles offenbaren würde. Er, über die ihm angediehene Behandlung aufgebracht, hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich bei Ihnen auf die schändlichste Weise anzuschwärzen, ja, er entblödete sich nicht zu behaupten — doch Sie selbst kennen die gegen mich erhobenen Beschuldigungen und schenkten seinen Worten Glauben."

„Leider habe ich das gethan," unterbrach sie Huybert, „da ich in Ihnen alles Gefühl für Tugend und Wahrheit erstickt glaubte. Indessen erfuhr ich von einem andern meiner jungen Leute, als es bereits zu spät war, seine Falschheit. Ich entließ ihn seines Dienstes. Sie aber waren aller Nachforschungen ungeachtet nicht wieder aufzufinden."

„Verborgen zu bleiben war auch meine Absicht. Als ich mich in meiner Noth zu Ihrer Frau begab, die ich an der Wiege Ihres kleinen Sohnes fand, gab diese mir zu verstehen, daß sie ein so verworfenes Geschöpf, wie ich mich erwiesen, in ihrem Hause nicht länger mehr dulden könne. Ich suchte mich zu rechtfertigen, sie aber wollte nichts von mir hören; ich müsse mir einen anderen Dienst suchen, auf ein gutes Zeugniß von ihr habe ich jedoch nicht zu rechnen. Ueberall mit Kälte und Schimpf zurückgestoßen, dabei im Bewußtsein meiner Unschuld, aber in steter Furcht, als eine Diebin, eine lasterhafte Person blosgestellt zu werden, faßte ich in meiner Verzweiflung — ich war wie eine Wahnsinnige — den Entschluß, mich an Ihnen und an Ihrer Frau zu rächen. Der Plan zur Ausführung meiner Rache war bald gefaßt.

„Eines Abends schlich ich mich in Ihr Haus, suchte das Schlafzimmer Ihrer Frau auf und wollte es der Zufall, daß außer dem in seiner Wiege ruhig schlafenden Kinde Niemand darin war. Schnell nahm ich den Knaben zu mir, barg ihn unter meinen Mantel und ungesehen ging ich mit ihm davon. Im Laufe desselben Tages hatte ich meine wenigen Habseligkeiten auf ein nach Amsterdam bestimmtes Schiff bringen lassen. Dahin begab ich mich mit dem Kinde. Das Schiff segelte schon folgenden Morgens mit der Ebbe ab. Auf dem Schiffe machte ich mit einer mir freundlich entgegenkommenden Frau Bekannt-

Digitized by Google

schaft. Ich erzählte ihr, daß ich Wittwe sei und die in Amsterdam wohnenden Verwandten meines Mannes aufzusuchen beabsichtige. Die Frau bezeigte mir ihr Mitleid und bot mir eine Zuflucht in ihrem Hause an. In Amsterdam angekommen, ließ ich das Kind, welches ich anfangs in das Findelhaus zu bringen beschlossen, bei ihr zurück und sah mich nach Arbeit um. Eines Abends, ich hatte mich in der großen mir unbekannten Stadt verirrt, sank ich, von einem heftigen Schwindel und einer Schwäche in allen Gliedern ergriffen, bewußtlos zur Erde nieder. Als ich wieder erwachte, lag ich in einem warmen Bette, und eine schöne junge Frau saß neben demselben. Diese Frau, mein rettender Engel, war Theodora van der Veer, welche die auf der Straße gefundene Fremde in ihr Haus genommen hatte und ihr bis zu ihrer völligen Genesung die sorgsamste Pflege angedeihen ließ. — Ungeachtet des in Theodora's Hause herrschenden Ueberflusses und der liebevollen Aufmerksamkeit, an welchen der Gatte es ihr nicht fehlen ließ, war es jedoch Beiden anzusehen, daß ein tiefer Kummer an ihren Herzen nage. Auf mein Befragen theilte mir Theodora den Grund desselben mit. Ihnen war das Theuerste, was sie besessen, das einzige Kind, eine Tochter, auf eine unerklärbare Weise, aller Wahrscheinlichkeit nach von einem Feinde, der sie um ihr Glück beneidete, entwendet worden. Wie sich bei dem Anhören dieser Erzählung mein Gewissen regte! 'Ich, welche die Wohlthaten dieses vortrefflichen Ehepaares genoß, hatte mich desselben Verbrechens schuldig gemacht!'

„Nach wiederhergestellter Gesundheit nahm ich von meinen menschenfreundlichen Beschützern Abschied und reichlich von ihnen beschenkt, suchte ich die Wohnung der Frau, bei welcher ich das von mir gestohlene Kind gelassen, wieder auf. Durch ihre Bemühungen bekam ich bei einem Kleiderhändler Arbeit. Dort lernte ich Geldorp kennen. Er machte nicht unbedeutende Einkäufe für die Colonien in Amerika, und kurz vor seiner Abreise dorthin bewarb er sich um meine Hand. In meiner Hilflosigkeit und Verlassenheit nahm ich Geldorp's Vorschlag um so lieber an, als er mir angelobte, in dem neuen Vaterlande, welches dem Fleißigen der Hilfsquellen so viele darbietet, nur mir und seinen Geschäften leben zu wollen.

„Was aber mit dem Knaben, von dessen Dasein ich ihm nichts gesagt, beginnen? Ihn ins Findelhaus schicken, oder seinen Eltern wieder zustellen? Zuletzt faßte ich den Entschluß, ihn Theodora van der Veer zu übergeben. Durch den Verlust ihres eigenen Kindes war eine Leere in ihrem Herzen entstanden; vielleicht, daß der Knabe diese Leere einigermaßen wieder auszufüllen im Stande wäre. Eines Abends holte ich den Kleinen von seiner einstweiligen Pflegerin ab, hüllte ihn in einen warmen Mantel, eilte mit ihm nach van der Veer's Wohnung und legte ihn auf den Stufen der Hausthür nieder. Wie mir das Herz pochte! Hätte ich mich in Rotterdam befunden, keinen Anstand würde ich genommen haben, ihn seinen rechtmäßigen Eltern wieder zuzustellen. Dies war jedoch unter den damaligen Umständen unthunlich. Mit zitternden Händen bewegte ich den Thürklopfer und lief dann schnell an die andere Seite der Straße, wo ich mich unter einem dunkeln Thorwege barg. Eine Magd öffnete alsbald die Thür, sah umher und war schon im Begriff sich wieder zurückzuziehen, als der Knabe ein klägliches Geschrei erhob. Erschrocken blickte sie sich um, als sie aber den Fund erkannt, rief sie die Hausgenossen herbei, denen Theodora sich bald hinzugesellte. Theodora prüfte im Scheine eines herbeigebrachten Lichtes die Gesichtszüge des Kindes. Sie stieß einen Schrei der Enttäuschung aus, drückte aber dennoch den Findling liebevoll an ihre Brust. Nun wußte ich, daß der Knabe eine Beschützerin gefunden hatte, und etwas leichteren Herzens begab ich mich wieder hinweg, indem ich mich zu überreden suchte, für das Wohl desselben den Umständen nach bestens gesorgt zu haben."

(Schluß folgt.)

Der Thierbändiger.

(Fortsetzung).

Als Jasper die Augen öffnete, lag er auf einem Ruhebette im Zimmer des Thierbändigers. Jack Erskine stand vor ihm, die Arme auf der Brust gekreuzt, und betrachtete ihn mit neugieriger Aufmerksamkeit. Mit dem Leben kehrte bei Jasper das Gedächtniß zurück. Der Zorn flammte in seinem Auge beim

Digitized

Anblick des Thierzähmers. „Wohlan! Herr," sagte er in ruhigem, gemessenem Tone, „seid Ihr mit Euren Prüfungen fertig und kann ich ungehemmt fortgehen?" — „Ja, Herr Jasper," sagte der Bändiger mit Bewegung, „und ich werde mein ganzes Leben lang diese entsetzliche Scene bereuen." — „Ihr habt Recht, Herr," entgegnete der junge Matrose, „denn sie war lächerlich und feig. Ihr hättet andere Mittel anwenden können, Euch meiner Verschwiegenheit zu versichern, und Jasper würde mit Messer oder Büchse sich nicht schwach gezeigt haben." — „Ach! ich segne den Himmel, daß mir dieses Verbrechen erspart blieb," rief Jack mit Kraft. — „Wie dem auch sei," sagte Jasper aufstehend, „ich wiederhole Euch, Herr, daß Ihr mein Ehrenwort habt, Eure Geheimnisse niemals zu enthüllen. Jetzt öffnet mir die Thür des Hauses; ich will fortgehen."

„Ich habe es Euch gesagt, Ihr seid frei, Herr Jasper," sagte Erskine gütig; „aber wenn der Unglückliche, der jeden Tag sein Leben preisgibt, wenn der arme Jack Erskine Euch einiges Mitleid einflößt, so verzeiht ihm das Uebel, das er Euch zufügte. Der Mann, dessen einzige Gesellschaft Tiger und Löwen sind, dessen Tage und Nächte bei wildem Geschrei, in blutiger Atmosphäre vergehen, — dieser Mann, dessen Wille stets auf ein einziges Ziel gerichtet ist, wird wider Willen roh und grausam. Er ist nichts weiter als ein Gegenstand des Schreckens und der Neugierde für Alle; und der Beifallsruf, die Hurrahs einer schaulustigen Menge, gierig nach Blut, unersättlich in Aufregungen, ersticken seine zartesten Empfindungen. Der Mensch ist verschwunden, um dem Thierbändiger Platz zu machen. Löwen und Tiger beugen unter dem Blitzen seiner Stahlstange ihre Häupter, und Jack Erskine ist alsdann stolz auf sein Handwerk, denn er zähmt diese Könige der Stärke und Zerstörung vor diesen Zwergen der Schwäche und Grausamkeit." Der Thierbändiger sprach die letzten Worte mit einer so großen Begeisterung, daß Jasper sich unwillkürlich gerührt fühlte. „Aber, wer hat Euch denn gezwungen, dieses Handwerk zu ergreifen?" fragte Jasper. — „Ich will es Euch sagen," murmelte der Thierbändiger, „und vielleicht werdet Ihr, wenn Ihr mit dem Manne Mitleid empfunden, Demjenigen verzeihen, den Eure Augen nicht erkennen können." Der junge Matrose blickte Erskine erstaunt an. „Ehe ich wurde, was ich bin, war ich ein bescheidener Mechaniker und wohnte in Delaware mit meinem Vater und jungen Bruder." — „Delaware!" wiederholte Jasper erbleichend. — „Laßt mich fortfahren!" sprach Erskine, beide Hände wie bittend gegen den jungen Mann ausstreckend. „Eines Tages, als ich mit meinem Vater in der Umgegend von Dover spazieren ritt, scheute sein Pferd und warf ihn heftig zur Erde. Als er wieder zum Bewußtsein kam, erschreckte mich die Verwirrtheit seines Blickes. Ein entsetzliches Unglück hatte uns betroffen. Mein Vater war wahnsinnig! Das Uebel war schrecklich, unheilbar; und sogar der Charakter dieser Krankheit war ein neues Unheil. Dieser Mann, seither so sanft und gut, wurde grausam und böse. An einem Tage, einem verfluchten Tage, schlug der Unglückliche, in einem Fieberanfall, mir mit einer Peitsche, die er in der Hand hielt, und vor Fremden, auf offener Straße, in's Gesicht . . . Zorn und Entrüstung verdunkelten meinen Blick; ich stieß den, der mir hätte heilig sein sollen, mit Gewalt zurück . . . ich sah ihn taumeln und zu meinen Füßen niederfallen." — „Ah! Unglücklicher!" rief Jasper, sein Gesicht in den Händen bergend. — „Am nämlichen Abende verließ ich den Staat Delaware. Ich war ohne Freunde, ohne Geld; ein englischer Kapitän nahm mich in seinen Dienst, um der Menagerie zu warten, welche er in den Vereinigten Staaten zu zeigen gedachte. Ich hatte mich schon verurtheilt, indem ich mich freiwillig verbannte; allein ich hatte mein Vergehen noch nicht hart genug gebüßt. Eine unversöhnliche Stimme rief mir unaufhörlich zu: „Du bist ein schlechter Sohn!" Darauf kam mir ein seltsamer Entschluß in den Sinn. Ich hatte in einem Augenblicke des Zornes gewagt, die Hand gegen ein schwaches, der Vernunft beraubtes Wesen zu erheben; ich wollte, als Sühne, das Blut meiner Adern, das Fleisch meines Leibes den Krallen und Zähnen der Tiger und Löwen preisgeben. Gott hat mir vergeben, ich sehe es wohl. Zwei Jahre nachher nannte ich mich nicht mehr Kem Jasper; ich war Jack Erskine, der Thierbändiger." —

Digitized by Google

„Ach! mein Bruder, mein armer Bruder," rief Jasper mit herzzerreißender Stimme, indem er sich in Jack's Arme stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Als sehr wirksames Mittel zur Vertilgung der Feldmäuse wird durch das Amts- und Anzeigeblatt der Stadt Schweinfurt der Steinkohlentheer bezeichnet. Der Theer wird warm gemacht und in die Mäuselöcher je ein Löffel voll eingegossen. Dieses Mittel ist sehr wohlfeil und hat keinen der Nachtheile, wie solche bei Vergiftungsversuchen ꝛc. vorkommen können.

Lebensphilosophie.

Beglückt, wem bei der sorgenvollen Wahrheit ein süßer Irrthum Tröstung schenkt.

Alle Freuden anderer Art sind nicht so viel werth, wie die Leiden wahrer Liebe.

Die Erscheinung, Bewegung und Worte eines geliebten Gegenstandes sind nicht, wie andre Eindrücke, in's Wasser geschrieben, sondern im Feuer ausgeprägt.

Verschiedenes.

Ein dreistes Mittel zur Bezahlung ihrer Schulden ergriff die Frau eines Kaufmanns in Hamburg, welche einen weit über ihre Verhältnisse hinausgehenden Luxus trieb und nun hart von einem Gläubiger bedrängt ward. Statt ihrem Manne ihr Vergehen zu bekennen und dessen Hilfe in Anspruch zu nehmen, veranstaltete sie unter der Hand eine Collecte für eine in Amerika lebende Hamburgerin, die wegen unglücklicher Verhältnisse gern hierher zurückkehren wolle, aber nicht das Geld zur Ueberfahrt besitze. Die Unwahrheit dieser Angaben kam jedoch dadurch ans Licht, daß ein Verwandter der betreffenden Persönlichkeit von der Geldsammlung erfuhr, und die leichtsinnige Kaufmannsfrau konnte sich noch glücklich schätzen, durch Zurückgabe der erbeuteten Summen unangenehmeren Conflicten zu entgehen.

Logogryph.

Mir kann Keiner sich an Macht vergleichen,
Denn ich kann die Feinde dir verscheuchen,
Die kein Gott dir sonst verscheuchen kann.
Und doch bin ich schwach, gleich einem Kinde,
Fürchte mich vor jedem scharfen Winde;
Vor der Furcht ich nie den Sieg gewann.

Hast du mich, so halte mich in Ehren!
Kann auch wenig im Besitz dich stören,
Doch ist mein Verlust gar leicht ersetzt.
Ist dies nicht — kannst du ihn nicht ersetzen,
Dann erst weißt du meinen Werth zu schätzen,
Wenn von Sehnsucht sich dein Auge netzt.

Wer mich hat, der lasse mich nicht nehmen,
Und doch muß sich Mancher meiner schämen,
Der mich mit sich in Gesellschaft bringt.
Wer mich hat, der lasse mich nicht sehen!
Still zum Winkel muß er mit mir gehen,
Wo ihm nicht des Neides Ruf erklingt.

Hast du mich, so kannst du mich nicht sehen,
Willst du mich, kannst du mich nicht erflehen,
Fliehst du mich, so straf' ich dich dafür
Folgst du mir, so bin ich dir ergeben,
Suchst du mich, kannst du mich nicht erstreben,
Ungezwungen nur erschein' ich dir.

Was ich gebe, kann kein Fürst verschenken,
Was ich sage, kaum ein Dichter denken,
Nichts ersetzt dir, was ich dir geraubt.
Gerne magst du meine Gaben schauen,
Selten doch willst du mir ganz vertrauen,
Und wie oft schon hast du mir vertraut.

Nimmst du einen Buchstab meinem Namen,
So gehöre ich sogleich dem zahmen
Thiergeschlecht, das selten einsam irrt;
Jenes bin ich, dem, was ich gewesen,
Man mein Ganzes, rückwärts nun gelesen,
Nie als Prädikat ertheilen wird.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 92. Donnerstag, den 1. August **1861.**

Die geheimnißvolle Braut.

(Schluß.)

„Was, Wilhelm!“ rief Huybert, „er wäre mein Sohn? Theodora, darf ich den Worten Katharinens Glauben schenken?“

„Das dürfen Sie,“ versetzte Theodora. „Als ich mich nach meiner Befreiung aus jener dunkeln Höhle mit Wilhelm in der Nähe des Raritanerdorfes befand und er in einen tiefen Schlaf versunken an meiner Seite lag, da betrachtete ich mir das Gesicht des lang Vermißten, und seine mit Ihnen so unverkennbare Aehnlichkeit fiel mir zum ersten Male auf. Von dieser Wahrnehmung tief ergriffen, stieß ich einen Schrei aus, der den müden Schläfer fast erweckte. Aber der von Katharinen so eben vorgetragenen Erzählung hätte es nicht ganz bedurft, um Ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Sie in Wilhelm den eignen Sohn wieder gefunden haben. Sehen Sie sich ihn an. Nicht wahr, er ist ganz Ihr Ebenbild? Ja, er ist der Knabe, den ich vor zwanzig Jahren vor der Thür unseres Hauses in Amsterdam gefunden habe, und der von jener Zeit an stets die Freude und der Stolz meines Herzens gewesen ist. Können Sie es mir, seiner zweiten Mutter und Erzieherin, verdenken, wenn ich den Wunsch gehegt, daß er mein eigner Sohn sein und bleiben möchte?“

„Großer Gott!“ rief Huybert, indem er Wilhelm in seine Arme schloß, „laß dies keinen Traum, kein Gebilde meiner Phantasie sein! Dank, Dank für diese Segnung! — Blicke mich an, mein Sohn, ich bin dein Vater. Wirst du mich auch als solchen lieben?“

„Mein ganzes Streben wird darauf gerichtet sein, mir Ihre Liebe und Ihr Wohlwollen zu erwerben,“ versetzte Wilhelm. „Dies ist der glücklichste Tag meines Lebens. Die dunkeln Wolken haben sich verzogen, alle Geheimnisse sind offenbart und stehet meiner Liebe zu Sonnenstrahl, meiner Lebensretterin, Nichts mehr im Wege. Nicht wahr, jetzt darf ich auf ihren Besitz rechnen?“

„Ja,“ sprach Theodora unter Thränen, „das kannst du, denn mein Gatte und ich sind dieser Verbindung nicht mehr entgegen. Doch hängt es eigentlich von einem Andern ab, ob er mit einem Sohne auch eine Tochter anzunehmen gewillet ist.“

Wilhelm sah seinen Vater fragend an. Dieser verstand ihn. „Führe sie nur dreist mir zu, mein Sohn,“ sprach er, „und ich verspreche dir, daß sie meinem Herzen eben so theuer und meine Liebe zu ihr eine eben so innige sein soll, wie die ist, mit welcher ich dich zurückempfangen habe.“

„Hier ist sie, deine Braut!“ rief Theodora, „um die du dich in einer schweren Zeit, inmitten großer Gefahren, und ohne zu wissen, wer sie war, beworben hast. Mit ihr verbunden bleibst du unser Sohn, ein Glied unserer Familie.“

Aber welch ein Anblick dieser hochbeglückten Menschen für Geldorp! Seine lang genährte Rache vereitelt, seiner Missethaten überführt, in dem Bewußtsein seiner unverzeihlichen Schuld einer bodenlosen Verzweiflung anheimgefallen, sogar von der eigenen Frau, welche durch das freie Geständniß des von ihr an Huybert begangenen Unrechts jetzt das Glück zweier Familien begründet hatte, verrathen, wahrlich, der gegenwärtige Augenblick mußte für ihn ein unendlich trostloser sein! Und welch eine Zukunft stand ihm bevor?

Die Gegenwart eines Bösewichts in dem

Digitized by Google

Hause, in welches das Glück und die Freude ihren Einzug gehalten, war nicht länger mehr zu dulden. Die Neger erhielten daher den Auftrag, ihn nach Neu-Amsterdam zu schaffen, wohin von der Veer und Huybert sich ebenfalls begaben, um ihn dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. Das Gericht verurtheilte ihn zum Strange. An dem Gouverneur hatte er keine Stütze mehr, denn das gegen ihn redende Zeugniß konnte nicht weggeleugnet, keine anderen Beweise dagegen vorgebracht werden. Wenige Tage darauf ward er zur Richtstätte geführt und an demselben Galgen, an welchem Manuel in seiner Schuldlosigkeit die Todesstrafe hatte erleiden sollen, aufgeknüpft, ohne daß Halfter oder Schlinge dabei zerrissen. Die in Menge herbeigekommenen Zuschauer gingen stillschweigend wieder davon. Ihnen war die beruhigende Gewißheit geworden, daß die junge Colonie jetzt einen sehr gefährlichen Menschen in ihrer Mitte weniger zählte.

* * *

An einem prachtvollen Sonntag Morgen — die ganze Natur zeigte sich in ihrer höchsten Lieblichkeit, gleichsam als habe sie ein festliches Gewand angelegt — begab sich einer der Seelsorger der Stadt nach dem nahen Pavonia, um in Huybert's Hause eine der Pflichten seines heiligen Amts zu verrichten. Der von Wilhelm Huybert und Olivia van der Veer — wie uns diese Namen so fremd klingen — geschlossene Bund für's ganze Leben sollte durch ihn die kirchliche Weihe empfangen. Und sie wurden Mann und Frau.

„Noch bist du mein Sohn, das Kind meines Herzens und meiner Liebe", sprach Theodora, als sie den Mann ihrer Tochter in ihre Arme schloß.

„Und ich", rief Huybert, indem er Olivia an sein Herz drückte, „habe mit dem Sohne noch eine Tochter bekommen."

„Mir aber", sprach Olivia mit bewegter Stimme, „ist mehr als Ihnen Allen zu Theil geworden, denn ich habe eine Heimath, Vater, Mutter und — einen Gatten gefunden."

„Fast kann ich dasselbe von mir sagen," fügte Wilhelm hinzu, „da ich, ohne den alten Vater zu verlieren, noch einen neuen gefunden habe, und was noch mehr ist, aus meiner geheimnißvollen Geliebten ist mein Weib geworden."

Freundlicher Leser, unsere Erzählung wäre damit zu Ende; jedoch bleibt uns zur Vervollständigung derselben noch Einiges zu erwähnen übrig.

Nachdem Ramakewa eine Zeitlang Zeuge des Glückes ihrer Schützlinge gewesen, kehrte sie in ihre heimathlichen Wälder zurück. Indeß währte es nicht lange, daß ihr Volk, von den immer mehr herandrängenden Weißen dazu veranlaßt, seine lang besessenen Jagdgründe aufzugeben sich gezwungen sah. Als ein besonderer Volksstamm aber sind die Raritaner, wer weiß wie lange schon, von dem amerikanischen Boden spurlos verschwunden; nur daß die Geschichte des Landes sich ihrer zuweilen noch erinnert.

Manuel, der treue und hingebende Neger, ging durch Kauf in van der Veer's Eigenthum über. Die ihm von seinem neuen Herrn angebotene Freiheit aber schlug er aus. Er zog es vor, in der Familie desselben als Sclave zu verbleiben.

Katharine Tronck — der Name Geldorp war ihr zu verhaßt geworden, um ihn länger zu tragen — fand ein Asyl in Huybert's Hause, in welchem sie die obere Leitung der Küche ꝛc. übernahm, da die Kräfte der Hagar bereits im Abnehmen begriffen waren.

Die ihres Anführers beraubte Freibeuterbande hatte sich gleich nach der Verhaftung desselben auf ihre Schaluppe gemacht, von welcher alsbald in den Manhattan'schen Gewässern nichts mehr zu erblicken war; auch ist von dem schließlichen Schicksale des Raubschiffes keine Kunde nach Neu-Amsterdam gedrungen. Auf welche Weise es mit seiner gottlosen Besatzung den Untergang gefunden, darüber schwebt ein ewiges Dunkel.

Peter van der Veer trat durch Kauf in den Besitz einer dicht an der Ansiedlung seines Freundes gelegenen, sehr ansehnlichen Strecke Landes. „Sieh, Hendrick," sprach er zu diesem, „deine und meine Ländereien zu einer Pflanzung vereinigt, sollen das Erbtheil unserer Kinder sein. Wir lassen dein Haus durch einen Anbau vergrößern, unsere Familien leben dann unter einem Dache, und in dem Anblicke ihres Glückes und von ihren Nachkommen umgeben, beschließen wir die uns noch beschiedenen Tage in Ruhe."

Digitized by Google

Und so geschah es. Unter einem Dache verlebten die zu einer vereinten Familien nach so vielen überstandenen Schicksalsschlägen zufriedene und heitere Tage. Freud und Leid — ohne letzteres ist kein irdisches Leben denkbar — wurden von allen gemeinschaftlich getheilt und ertragen; Sonnenstrahl aber, dem ihr von den Indianern beigelegten Namen gemäß, verblieb die Sonne — der Schutzgeist des Hauses.

Der Thierbändiger.

(Fortsetzung.)

Erskine nahm den Kopf seines jungen Bruders zwischen seine großen Hände und bedeckte ihn mit Küssen. Aber bald öffnete ein schmerzliches Stöhnen seine Lippen und er legte schnell seine linke Hand auf's Herz. — „Was hast Du?" fragte Jasper, ihn in seinen Armen haltend. — „Ich . . . .? nichts. . . nichts . . . ." sagte er, sich zum Lächeln zwingend; „eine alte Wunde, welche mich schmerzt, wenn ich eine zu heftige Gemüthsbewegung empfinde . . . Ah! es ist jetzt vorbei, beruhige Dich." Und Jack zog von Neuem seinen Bruder an's Herz und drückte seine Lippen abermals auf seine Stirn. „Es thut mir so wohl, Dich zu sehen! Und nun . . . wollen wir von Dir sprechen. Was machst Du in Albany?" — „Mein Vater und ich bewohnen den Staat New-York." — „Unser Vater lebt noch? . . . ah! um so besser. Sprich niemals zu ihm von mir, Bruder, ich bin todt für diese Welt, siehst Du wohl. Wenn er hierher kommen wollte, halte ihn davon ab, sein Anblick würde mir zu wehe thun." — „Mein Gott! mein Gott!" murmelte Jasper, „und die schreckliche Wette, die er gemacht hat!" — „Aber zuvor sage mir, was für ein Papier ist das, welches ich bei Dir gefunden habe, diese Matrosenanwerbung?" Und als Jasper den Kopf senkte und nicht antwortete, fuhr Erskine fort: „Nicht wahr, es ist nicht die Armuth, die Dich zu diesem Entschluß gebracht hat?" — „Nein", erwiederte Jasper schnell, „ich bin allerdings arm, allein dies ist nicht die Ursache, welche mich dazu bewegte." — „Arm, Du? . . . Du wirst reich sein, Bruder, denn ich bin reich, ich . . ." — „Reichthum würde mir nicht das Glück geben, mein armer Kem." — „Ah! ja, ich verstehe", sagte traurig der Thierbändiger. „Nichts hat sich seit meiner Abreise verändert; es ist ein Kind weniger im Hause, das ist Alles." Jasper ergriff freundlich die Hand seines Bruders. „Nein, nichts hat sich verändert . . . . und wenn Du, Bruder, Deinen Schmerzensantheil trägst, so habe auch ich den meinen." — „Ich kann also nichts für Dich thun?" — „Nein, Du wirst es begreifen. Ich liebe meine Kusine Eva, und ihr Vater will sie mir nicht geben, so lange . . ." Jasper stockte einen Augenblick und fuhr dann mit dumpferer Stimme fort: „so lange unser Vater lebt." — „Eva!" wiederholte Jack, wie mit sich selbst redend; „sie war noch ein Kind, als ich abreiste; ich erwärmte ihre kleinen Füße, wie die eines fröstelnden Vogels, in meinen Händen, und sie lächelte mich an, indem sie mit ihren hübschen, rosigen Fingern meine Haare streichelte."

Die Ankunft einer neuen Person unterbrach plötzlich diese Unterhaltung. Es war eine Art Riese, welcher drei oder vier an Haken aufgehängte Fleischstücke trug. Dieser Mensch war der Diener der Menagerie, der „Fleischer", dessen Amt es war, die Thiere zu füttern. „Was wollt Ihr von mir, Pitch?" fragte der Thierbändiger. — „Herr Erskine", sagte der Mann mit linkischem Gruß, „unten ist ein Herr mit seiner Tochter; sie wollen die Menagerie sehen." — „Das können sie diesen Abend während der Vorstellung." — „Aber die junge Miß will Euch gerade nicht in die Käfige gehen sehen, und ihr Vater scheint ebenso empfindsam wie sie zu sein." — „Es ist recht, ich werde hinunterkommen. Bittet sie, mich einen Augenblick zu erwarten." Der Fleischer verneigte sich vor seinem Herrn und stieg mit schwerem Schritt die Treppe hinab. — „Wer sind diese Leute?" fragte der Thierbändiger, indem er eine kleine, im Fußboden angebrachte Klappe öffnete. „Sieh doch, Jasper, ob Du sie nicht kennst." Der junge Matrose neigte sich über das Loch um zu sehen. — „Sie ist es, mein guter Kem, sie selbst, Eva, mit ihrem Vater, meinem Onkel Kennedy," flüsterte Jasper. — „Ach so, also die ganze Familie hat sich heute hier Rendezvous gegeben?" sagte Erskine lächelnd. „Hilf mir

Digitized by Google

schnell den Anzug wechseln; ich möchte die arme Kleine nicht erschrecken."

(Fortsetzung folgt)

Die Münchener Sängergenossen ihren Brüdern in Nord und Süd. *)

Ihr Brüder und Vettern von Sanges wegen!
Wohl ist man Euch viel in den Ohren gelegen
Mit Liedern, Chören, Tutti's, Soli's,
Mit Reden, Toasten, Bruderschaft und Schmolis,
Daß Euch, wie weiland Magister Faust,
Ein Mühlrad in dem Kopfe braust.
Doch drängt es mich, Euch noch ein Paar Wörtlein zu sagen,
Die Euch — so Gott will — aus den bewegten Tagen
Der poetischen Gegenwart, wie ein Wandersegen,
In die stille Heimat geleiten mögen.
Ihr habt von Deutschlands Größe und Einheit,
Von seines Namens Glanz und Reinheit
Euch expectorirt in Lied und Worten,
Daß Euch die Kehlen wund geworden.
Nun versucht einmal ein Stücklein That,
Gebt Zeugniß, daß Eure Red' nicht des Windes Saat,
Die Preußen und Oesterreich — reicht Euch die Hand,
Die ein einziges deutsches Vaterland!
Wir verpönen das Wort — das heillose Wort,
Wir kennen kein Süd, wir kennen kein Nord,
Wir verfluchen die Phrase — der Teufel hol's! —
Wir sind geschnitten aus Einem Holz —
Wir sind wie Blätter der Blumenkron',
Ein Blatt ist nichts — ist des Windes Hohn —
Wir kennen kein Westen und kein Osten!
Soll unsre Ehre verkümmern und verrosten,
Wenn die heillose Phrase, die gottverfluchte,
Noch einmal den Weg über die Lippen suchte.
Taust der Vater die Söhne mannigfalt,
Sind sie verschieden an Gestalt,
An Art und Sitte — so ist das nur
Ein wandelbar Gesetz der Natur.
Doch sind sie nur eines Hauses Erben,
Verbunden, verkittet vom Leben zum Sterben;
Ein Riß in der heiligen Kette — ein Bruch —
Und des Hauses Segen geht über in Fluch!
Mein Vaterland — Du so theuer, werth,
Sei Du unsre Heimat, Haus und Herd,
Du, das ganze, ungetheilte, große,
Nicht zerfetzt durch die Querstrich' der Windrose;
Wir kennen kein Süd, wir kennen kein Nord,
Verflucht sei das heillose Jammerwort —
Das wollen wir künden, Einer dem Andern,
Wohin wir ziehn, wohin wir wandern,
Von den Alpen zur Donau und zum Meere,
Der Einigung wahre Missionäre.
Herrgott im Himmel, wir schwören dir's zu,
Gib uns den Muth und die Kraft dazu!
Das sei die Krone, das sei der Knauf,
Den wir dem Festdom setzen auf —
Wir leben und wir sterben d'rauf. — Amen.

*) Beim Nürnberger Sängerfeste in zahlreichen Exemplaren ausgetheilt.

Verschiedenes.

In Wien lebt eine Dame, Amerikanerin, welche Mutter von 24 Kindern und Großmutter von 50 Enkeln ist, die sich sämmtlich noch am Leben befinden. Vor Kurzem war der 80. Geburtstag dieser würdigen Matrone, und eines ihrer Kinder hatte ihr die Ueberraschung bereitet, aus nah und fern, selbst vom Ohio her, sämmtliche Familienmitglieder zum Besuche nach Wien zu laden. An diesem Tage fanden sich auch alle in der Sommervilla der Ahnfrau ein und es war ein imposanter Anblick, an der Tafel von 100 Gedecken unter dem Vorsitze der rüstigen Greisin vielleicht die zahlreichste Familie der Welt beisammen zu erblicken.

(Ein freundlicher Vorschlag.) Ein Flötist, Dilettant von Geburt, hatte in Leipzig vor mehreren Jahren eine Wohnung über derjenigen von Herloßsohn bezogen, blies hier in seinen Musestunden unabänderlich das zarte Lied „Nach Sevilla!" auf der Flöte. Voll Verzweiflung schrieb der gequälte Schriftsteller dem Hausgenossen eines Tages: „Ich bin von Ihrer Sehnsucht nach Sevilla auf's Tiefste gerührt und mache Ihnen den Vorschlag, im Fall Sie die Reise antreten wollen, die erste Station bis Lützen zu bezahlen!"

Auflösung des Logogryphs in Nro. 91:
Schlaf, Schaf, Falsch.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 93. Samstag, den 3. August **1861.**

Elias.

Vor seinen Feinden fliehend
Barg sich am Berge Horeb
In eine Höhl' Elias,
Der Mann des Feuereifers
Im strengen Dienst Jehovah's.

Bekümmerniß im Herzen
Ob fast verfehlter Sendung,
Ergrimmt sein Geist vor Unmut;
Und dem gewalt'gen Manne
Steh'n Thränen in den Augen.

„Schaust du von deinem Himmelsthron
Denn nicht herab, Gott Israels?
Hält Schlaf dein Angesicht umwöllt,
Daß du nicht siehest deinen Knecht,
Ihm nicht im Kampfe für dein Reich
Beistehst? — Warum vertilgst du nicht
Mit Feuer und mit Schwefelguß,
Wie Sodom und Gomorra einst,
Die ganze Götzenbrut? Warum
Zerstört und stürzt dein Zornblitz nicht
Die heidnischen Altäre all'?
Noch raucht das Blut der Priester Baals,
Die ich geschlachtet, auf zu dir!
Ist dir's nicht süßer Opferduft? —
Und dennoch triumfiren sie,
Die Feinde, deren Haß mich treibt
In dieser Höhle Dunkelheit!
Warum zermalmt dein Allmachtsarm
Nicht die Verhaßten ungesäumt?
Gib mir sie, Herr Gott Israels,
Zu rächen deines Namens Ruhm! —
Warum bleibst du mir stets verhüllt,
Antwortest und erscheinst mir nicht,
Wie deinem Knechte Moses einst? —
Soll ich nun bleiben oder geh'n,
Ruh'n oder kämpfen, soll mein Mund
Sturm oder Frieden predigen?
O Gott, mein Herz ist todeskrank!" —

Da brauset der Sturmwind mit Macht, mit Macht;
Er jaget die Wolken wie Meeresschaum,
Durchheulet die Klüfte, das Thal, den Wald,
Zersplittert, entwurzelt den Baumesstamm
Und schleudert ihn über den Berg, den See,
Als wär' es ein schwankender Haferhalm.
Es zittert und bebet und beugt sich stumm
Die ganze Natur vor der Allgewalt.

Ging nicht Jehovah selbst im Sturmesmantel
Vorüber an der Höhle Horebs, folgten
Ihm nicht der Winde flücht'ge Geisterchöre?
Und sprach er nicht gewaltig und vernehmlich? —
Er war's — er sprach — doch nicht vernahm's Elias.

Da erbebet die Erde dumpf im Grund
Und es rollt in der Tiefe der Donnersturm;
Der gespaltene Boden klaffend gähnt;
Das zerrissene Land wie Sturmflut wogt;
Und es wanket der Berg, der Fels zerspellt;
Und der Thiere Geheul durchhallt die Luft.
Die Natur hat gelöst jed' sichres Band —
Zwischen Himmel und Erde Grabesgraun.

Erregte nicht Jehovahs Tritt die Erde,
Zog Er mit seinen Erdengeisterschaaren
Vorüber nicht an Horebs stiller Höhle?
Und sprach er nicht gewaltig und vernehmlich?
Er war's — er sprach — doch nicht vernahm's Elias.

Da durchzuckt die Wetternacht Blitz um Blitz;
Es zerreißt die Wolke der Feuerstral;
Und die niederstürzende Wasserflut,
Sie vermischt sich flammendem Lichtmeerglanz;
Von getroffner Ceder entsprüt die Glut;
Es erdröhnt die Luft von dem Donnerhall.
Bricht der Himmel ein, stürzt die Erd' hinab —
Ist's der Untergang der erschaffnen Welt?

Digitized by Google

Und ging nicht abermals an Horebs Höhle
Mit seinem Flut- und Flammengeisterheere
Jehovah selbst vorbei im Feuerkleide?
Und sprach er nicht gewaltig und vernehmlich? —
Er war's — er sprach — doch nicht vernahm's Elias.

Da tönet sanft die ruhende Natur;
Es lispelt leis' melodisches Getön;
Ein stilles Säuseln wehet durch den Hain;
In Klarheit strahlt das himmlische Gewölb;
Ein süßer Duft entsteiget dem Gefild.
Versöhnet sind die Elemente ganz.
Harmonisch mild und feierlich ertönt
Der Friedenspsalm der heiligen Natur.

Ist's nicht Jehovah, der vorüberschreitet
An Horebs Höhle mit den Aethergeistern?
Und glänzt sein Antlitz nicht voll Himmelsmilde?
Und spricht er nicht mit sanftem Liebeshauche? —
Er ist's — er spricht — und jetzt vernimmt's Elias.

Laut und stürmisch pocht sein banges Herz;
Zaghaft zögert er, dem Herrn zu nah'n,
Scheut, zu schau'n Jehovahs Angesicht.
Endlich süß durchschauert, ehrfurchtsvoll,
Freudebebend, stumm verhüllt das Haupt
Mit dem Mantel er und tritt getrost
In der Höhle Thor und sinkt auf's Knie.

In süßem Wonneschauer
Erbebt das Herz im Busen,
Das mit dem Höchsten redet.
Erleuchtet wird dem Geiste,
Der, zu dem Herrn erhoben,
Sich beugt vor ihm in Demut.

Im Geist und in der Wahrheit
Sprach Gott mit seinem Knechte,
Der Vater mit dem Sohne.
Getröstet und erleuchtet,
Beruhigt und gerüstet
Erhebet sich Elias.

„Ich danke dir, Gott Zebaoth,
Dir, Herr des Himmels und der Erden,
Für deine Güte, die du mir,
Dem sünd'gen Menschen, hast erwiesen!

„Ja, Herr, du hast dich mir enthüllt
Im Sturm und Drang der Elemente;
Du hast vernehmlich durch den Mund
Der heiligen Natur gesprochen!

„Mein blödes Aug' nur sah dich nicht
Im Kampf verworr'ner Weltenkräfte;
Mein taubes Ohr nur hörte nicht
Dein Offenbarungswort im Donner!

„Im sanften Säuseln der Natur
Drang erst dein Ruf zu meinem Herzen;
Der lieblich milden Maienluft
Eröffnete sich meine Seele!

„Ich habe dich verstanden, Herr,
Ich, deines Reichs getreuer Kämpfer;
Dein Wort soll wirken in mir fort,
Als meiner künft'gen Thaten Lenker!

„Mit Schwert und Feuer nimmermehr
Will deinen Namen ich verkünden!
Durch Furcht und Schrecken nimmermehr
Will ich Bekenner dir erwerben!

„Jehovah, nicht durch Sclavenzwang
Wirst du verehrt in Geist und Wahrheit!
Du willst der Seele eignen Drang:
Gewissensfreiheit, Geistesklarheit!

„Mit Liebe lenkst du unser Herz;
Du willst verehrt sein nur aus Liebe!
Nur Liebe leitet himmelwärts!
Möcht' stets ich werth sein deiner Liebe!" —

Der Thierbändiger.

(Fortsetzung)

In fünf Minuten war der Thierbändiger unerkennbar geworden. Ein Hemd von feinem, rothem Battist hatte den schweren Lederpanzer ersetzt, und Beinkleid und Jacke von schwarzem Sammt ließen seine Taille und gefällige Gestalt blicken. Strümpfe von schwarzer Seide und leichte, lackirte Schuhe mit goldenen Schnallen vervollständigten dieses, vielleicht ein wenig theatralische, jedoch elegante und originelle Kostüm. „Du siehst es, Bruder," sagte Erskine lächelnd, „es liegt stets ein wenig Possenreißerei in unserer Art; willst Du diese gute Gelegenheit benutzen, um Dich derjenigen, die Du liebst, zu nähern?" — „Ja," sagte Jasper, „ich werde meine Anwesenheit an diesem Orte mit dem Wunsche erklären, die Menagerie vor meiner Abreise zu sehen." — „Kein Wort von dem, was Du weißt, Bruder!" — „Fürchte nichts." Allein der Thierzähmer hatte ohne das Gedächtniß, die Augen und das Herz des Onkel

Digitized by Google

Kennedy gerechnet, und der arme Bursche begriff bald, daß der Ueberzeugung des wackern Mannes gegenüber alles Läugnen vergeblich war. Jack Erskine unterrichtete mit zwei Worten seinen Onkel von dem Lauf der Begebenheiten, wie sie sich seit dem Tage, seitdem er aus dem väterlichen Hause entflohen, zugetragen hatten. — „Ja gerade so ist es," sagte der gute Mann, indem er traurig das Haupt schüttelte; „nachdem er seinen ältesten Sohn unglücklich gemacht, ist er auch ein Hinderniß am Glücke des armen Jasper." — „Aber, mein guter Onkel, denkt doch wohl über das nach, was Ihr thun wollt. Diese beiden Kinder lieben sich, und wenn mein Bruder abreist, wie er es sich vorgenommen, so wird meine Kusine Eva sich niemals darüber trösten. Wenn Ihr eine Mitgift verlangt, so beunruhigt Euch deßhalb nicht: ich bin da, ich; und es wäre eine schöne Gelegenheit für Jack Erskine, seine Dollars tanzen zu lassen." — „Ich kümmere mich nicht um Geld! Ich habe für Zwei, ich habe für Vier," erwiederte Kennedy kurzweg, indem er aus seiner Schildpattdose eine große Prise Makuba nahm. — „Betrachtet sie doch, wie hübsch sie sind, und welch' allerliebstes kleines Paar es gäbe!" flüsterte der Thierbändiger, indem er seinem Onkel Jasper und Eva zeigte, welche sich auf eine der Bänke des Saales gesetzt hatten und mit Lebendigkeit plauderten.

„Ich sage nicht nein," äußerte der Onkel Kennedy mit einem Seufzer des Bedauerns; „ich liebe diesen braven Burschen wie mein eigenes Kind, und gerade deßhalb will ich warten. Das wäre mir eine schöne Geschichte, wenn sein Vater, der vom Teufel Besessene, ihren jungen Haushalt in irgend einem neuen Anfall umstürzen möchte." — „Ihr beurtheilt unsern Vater zu strenge, Onkel; er kann nicht boshaft sein." — „Nein, er ist mit kaltem Blute grausam, nur um des Vergnügens willen Uebles zu thun." — „Das ist unmöglich," rief Erskine mit Nachdruck. — „Unmöglich! Jetzt sprichst Du gerade wie Dein Bruder. Unmöglich! ah, Teufel, dies Mal werde ich mich nicht Lügen strafen lassen. Weißt Du, wie Dein Vater seine Abende zubringt?" — „Nein, mein Onkel." — „Nun, er kommt hierher, und jeden Abend verläßt er diesen Saal mit wüthendem Herzen und verstörtem Gesicht. Er hat gewettet, daß Jack Erskine in einem Monat zerrissen sein wird, und jeder Tag des Aufschubs nimmt ihm eine Aussicht auf Gewinn." — „O! es ist fürchterlich! es ist fürchterlich!" rief Jack schaudernd. — „Jetzt urtheile selbst, ob ich Recht oder Unrecht habe." — „Aber kann denn die Wissenschaft nichts für ihn thun?" fragte Erskine mit schmerzlichem Tone. — „Was der Teufel willst Du denn, daß man mache? Das ist nicht mehr Verrücktheit, es ist Excentricität, Monomanie; er könnte die Welt zusammenstürzen sehen, und er würde auf ihren Ruinen singen. Kein Gefühl vermag die Saiten seiner Seele zu rühren oder die Eisenmuskeln seines Gesichtes zu bewegen." — „Und Ihr sagt, daß er alle Abende hierher kommt!" sprach langsam Jack, wie von einem geheimnißvollen Gedanken erfüllt. — „Ja." — „Wohlan!" fuhr er ruhig fort, „kommt diesen Abend, allein, versteht mich wohl. Und wenn Ihr mich in den Käfig des Tigers werdet eintreten sehen, setzt Euch hinter meinen Vater: im Augenblick, wenn ich das Thier mit dieser Eisenstange schlagen werde, erschreckt nicht, beherrscht Euch und sagt ihm, wer ich bin ... Gott wird das Uebrige thun." — „Was willst Du machen?" — „Ihr werdet es sehen. Nun, mein Onkel, versprecht Ihr es mir?" — „Ja," sagte entschlossen Kennedy, „ich werde kommen, denn ich glaube Deinen Gedanken errathen zu haben." Erskine drückte die Hand seines Onkels und wendete sich gegen die beiden jungen Leute. „Pitch, gebt dem Tiger nichts zu fressen," sagte er zum Fleischer, welcher vor dem Käfig des Thieres einen Fleischschlägel auf die Zinken einer großen Gabel steckte. „Adieu, Bruder, ich muß jetzt allein sein. Wir werden uns diesen Abend in der Schenke „Zu den United States" wiederfinden. Und was Euch betrifft, meine liebliche Kusine, hofft ... Umarme mich nochmals, Jasper, und gehe; ich werde Dir heute Abend gute Nachrichten bringen. Adieu!" — „Jetzt," sagte der Thierbändiger, als er allein war, „jetzt haben wir ein Wörtchen miteinander zu reden, Meister Webst."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

Für Maurer und Töpfer. Borax als Bindungsmittel. (Feuerfester Kitt). Der Borax ist ein vortreffliches Mittel, dem Lehm beim Zusammensetzen von Oefen ꝛc. eine viel bessere Haltbarkeit zu verleihen. Bei eisernen Oefen nimmt man zu 4 Theilen Lehm 1 Theil Borax und mischt beides wohl. Sind aber in einem Ofen Risse entstanden, so verstreiche man dieselben mit fein gesiebtem Braunstein, der mit Wasserglasauflösung zu einer dicken Masse eingerührt ist. Der Kitt erlangt bei Erwärmung des Ofens sehr schnell die Härte des Eisens.

Verschiedenes.

(Die Abenteurer.) Fröhlich und wohlgemuth, zwei Hemden in einem Schnupftuche, dazu zwei Taschentücher, ein Brevier und einen Beutel, der mit dem Reisegepäck in vollkommener Harmonie stand, wanderte, 20 Jahre alt, ein Jüngling, strotzend von Gesundheit, raschen Schrittes, singend und pfeifend auf der Straße von Avignon nach Paris, voll Hoffnung, hier sein Glück zu machen. Bald gesellte sich ihm ein anderer Wanderer gleichen Alters, mit eben so leichtem Gepäck, nur blasser und magerer von Gesicht, bei, der gleichen Weg beabsichtigte und gleiche Hoffnung nährte.

„Ich will nur Eins; ich wünsche nur Eins!" sagte der neue Ankömmling, als sich die Herzen etwas gegenseitig geöffnet hatten, ohne daß Einer des Andern Name und Gewerbe kannte. „Ich will nur Eins: beim ersten Todesfalle eines Prinzen oder einer Prinzessin aus der königlichen Familie das Seciren des Cadavers besorgen zu können."

„Ach, der Herr ist ein Arzt, ein Chirurg?" rief jetzt der erste Wanderer, den wir trafen.

„Ich bin ein Doctor, mein Bester."

Vor einem solchen zog natürlich der Andere höflich den Hut ab. „Was mich betrifft," setzte er aber auch hinzu, „so geht mein Ehrgeiz nicht über den Ihrigen. Ich wünschte nur, für den Prinzen oder die Prinzessin, welche Sie seciren wollen, die Leichenpredigt zu halten."

„Ah, der Herr ist also ein Geistlicher?" rief der Andere, nun ebenfalls höflich den Hut abziehend.

Jetzt öffneten sich die Herzen immer mehr, jetzt vertraute der Eine unverhohlen seine Pläne dem Andern. Paris lag vor ihnen. Sie mietheten sich gemeinschaftlich im fünften Stockwerke eines Hauses ein und Jeder verfolgte eifrig seinen Pfad, nebenbei des Andern gedenkend. Das Glück und der feste Wille, etwas werden zu wollen, begünstigte Beide. Es starb eine junge Prinzessin, die Tochter des Dauphins, und der junge Geistliche hielt ihr, von seinen Gönnern empfohlen, in der That die Leichenrede. Es war Maury, der nachher berühmte Kardinal, geboren 1746, der unter Napoleon selbst auf die päpstliche Krone dachte, gestorben 1817. Der Arzt balsamirte nicht minder das Prinzeßlein ein. Er war der nachher so berühmte Leibarzt des Königs, Portal, der bis zur Revolution mit drei anderen Aerzten in Paris das Privilegium zu haben schien, die vornehme Welt in den Himmel zu fördern oder auf Erden festzuhalten, seinen Kindern aber eine Rente von 25,000 Thalern anbot.

Charade.

Die beiden ersten Silben sind
Sonst im Gebiet der Dichtung nur zu haben;
Doch, was sie nennen, zählt so manches schöne Kind
Auf der Galane Wort noch jetzt zu seinen Gaben.
Das zweite Silbenpaar bleibt ewig stumm für den,
Der's nicht versteht, es zu behandeln;
Doch wer damit weiß umzugehn,
Kann auch die Stummheit schnell in Engelssprache wandeln.
Das Ganze, wohl in Reiz und Würde meisterhaft
Erschuf ein Genius der ersten Größe.
Jahrhunderte vergehn, nichts hüllet ihre Blöße,
Denn ihnen ward kein Mann von solcher Schöpferkraft.
Lebt' er vordem in Attika's Gefilde,
Dem Ruhm des Herrlichen geweiht,
Erhüben Tempel sich hoch über seinem Bilde.
Allein er fiel in eine hell're Zeit,
Der nie durch solchen Dank die bess're Einsicht schmähte. —
Du suchst umsonst des Edlen Schlummerstätte!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 94. Dienstag, den 6. August **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

Frei nach Capendu.

Am 12. Februar 1848, kaum zwei Wochen vor dem Ausbruche der Revolution, sandten die Maroniten des Libanon dem Ministerium Louis Philipps einen letzten Hilferuf zu, in welchem all der Jammer enthalten war, den das Aufgeben ihrer gerechten Sache von Seite Frankreichs zur Folge hatte.

„Die Neutralität Frankreichs," lautete es in ihrer Petition, „ist die alleinige Ursache unseres unermeßlichen Elendes. Die Ströme unseres vergossenen Blutes, die Entweihung unserer Kirchen, die Einäscherung unserer Häuser, die Schändung unserer Frauen und Töchter, die Ermordung unserer Kinder sind die Folgen der theilnahmlosen Passivität, in der Frankreich zusieht, wie wir Unglücklichen dem unversöhnlichen Hasse der fanatisirten Drusen zum Opfer werden."

Und dieser Hilferuf vom Jahr 1848, gegen den Frankreich, der einzige Beschützer, welchen in Europa die syrischen Christen fanden, taub geblieben war, fand im Jahr 1860 sein schauerliches Echo.

„Gott machte Syrien zum Paradiese, aber die Menschen verwandeln dieses Paradies in eine Hölle!" so sagte einst ein maronitischer Bischof, indem er die Herrlichkeiten des Libanon, die Reichthümer des Thales Baalbek, die Fruchtbarkeit der Ebenen von Aleppo und Damaskus pries, und zugleich aber auch die Schlechtigkeit der türkischen Paschas, die Grausamkeit der Drusen und den Fanatismus der vielen abgöttischen Secten geißelte, die im Libanon wimmeln. Dieser Ausspruch des Kirchenfürsten beruht seit dem ersten Jahre der Hegira bis auf unsere Tage auf tiefer Wahrheit; er charakterisirt eben so gut die Vergangenheit wie die Gegenwart.

Zu allen Zeiten war in der That Syrien mit dem reichsten Segen Gottes beglückt, und alles Elend, alle Noth, aller Jammer kam nur von den Menschen. Schon in der grauen Vorzeit war dieses Land der Kampfplatz herrschsüchtiger Eroberer. Die Perser unter Nebukadnezar, die Juden unter Moses und Josua, die Griechen und Römer stritten sich der Reihe nach um seinen Besitz, bis es endlich im Jahr 1517 den Türken in die Hände fiel und drei Jahrhunderte später, im Jahr 1833 dem Pascha von Aegypten mit Vorbehalt der türkischen Oberherrschaft abgetreten worden ist.

Von den älteren Bewohnern des Landes, den Syrern und Phöniciern, ist keine Spur mehr vorhanden, dagegen bilden die Abkömmlinge der Griechen und Araber den Kern der jetzigen Bevölkerung in den Städten und Dörfern, neben denen man übrigens theils in Districten, theils als Nomaden noch Nosairen, Maroniten, Drusen, Turkomanen, Kurden, Beduinen und Juden trifft.

So gibt es also in diesem schönen Lande im eigentlichen Sinne keine Nation, sondern nur eine gemischte Bevölkerung von Einwohnern der verschiedensten Abstammung, Sitten und Gebräuche, die durch ihre Eigenthümlichkeiten scharf von einander getrennt, nicht selten unter sich in blutiger Fehde leben.

Namentlich sind die Drusen als erbitterte Feinde der Maroniten wegen der grausamen Tücke, womit sie letztere von jeher verfolgten, berüchtigt. Auf einen Bezirk von ungefähr 50 Quadratmeilen des Libanon beschränkt,

Digitized by Google

leben sie, den Tribut abgerechnet, den sie der Pforte zu entrichten haben, unter einem selbstgewählten Emir vollkommen frei und erfüllen gleich einer Heerde heißhungeriger Bestien das Land mit Entsetzen.

Es war im Jahr 1850, als ich mich entschloß, von Beyrut aus einen Ausflug nach Deir-el-Kamar, der Hauptstadt dieser Horden, zu machen.

Vom Kopf bis zu den Füßen dreifach in Burnusse gehüllt, um mich gegen die versengenden Strahlen der Sonne zu schützen, ritt ich auf einem kleinen vortrefflichen Araber neben meinem Führer, einem Manne von 25 bis 30 Jahren, von dem man mir versichert hatte, daß seine Begleitung für sich allein eine ganze Escorte aufwiege und mir gegen alle etwaigen Angriffe von Menschen und Thieren einen hinreichenden Schutz gewähre.

Von den Mohamedanern Aboul-Abbar, von den Christen der Pantherjäger genannt, war mein Führer ein Mann von hoher Statur, mager und von der Sonne ausgedorrt, rothbraun wie ein Indianer und ernst wie ein Armenier, deren malerische Tracht er angenommen hatte.

War Abul-Abbar Asiate oder Europäer? Er konnte ebenso gut das Eine wie das Andere sein; da er aber sicher nicht beides zugleich war, so stand dem Zweifel um so mehr Spielraum offen, als er selbst über seine Abkunft nichts Zuverlässiges zu wissen schien, wie dies aus den unbestimmten Antworten zu entnehmen war, die er mir auf meine hierauf bezüglichen Fragen gab. War er Christ, Jude oder Türke? Auch hinsichtlich der Religion wußte man von ihm nichts Gewisses. Abul-Abbar ging nie in die Moschee, nie in die Kirche und ebenso wenig in die Synagoge; auch hielten die Christen und Juden ihn für einen Muselmann, während diese behaupteten, daß er Jude oder Christ sein müsse, was sie einfach mit dem Ausdrucke „Hund" bezeichneten.

Abul-Abbar schien sich um die Verschiedenheit der in dieser und in obiger Beziehung über ihn herrschenden Ansichten wenig zu kümmern. Es genügte ihm die berechtigte Ueberzeugung, daß man ihn als einen unerschrockenen Jäger anerkannte, der im Verlaufe einiger Jahre mehrere Dutzend Panther und drei Löwen erlegt hatte, der mit allen Pässen des Gebirges, mit allen Fußpfaden der Wälder und allen Wegen in der Ebene vertraut war und der Niemanden Böses zufügte, wenn er nicht eine ihm selbst widerfahrene Unbill zu rächen hatte. Abul-Abbar's Faust war stark, sein Auge sicher, sein Yatagan scharf und seine lange Büchse ging ebenso weit als sicher; er vereinigte somit in sich eine Summe von Eigenschaften, die ihn eben so geachtet als gefürchtet machten, was stets eine respectable Stellung in der Welt verleiht.

Wir näherten uns Deir-el-Kamar in langsamem Schritte unserer Pferde auf einer Straße, die so schlecht war, daß sie Satan selbst erbaut zu haben schien, um nach diesem Wohnsitz seiner Söhne zu gelangen. Lamartine hatte einst die nämliche Reise gemacht, die ich damals machte. Sein „Wegweiser" kam nie aus meiner Hand, und ich verglich Zeile für Zeile mit der Natur, die ich in seiner bewunderungswürdigen Beschreibung mit gewissenhafter Treue und genialer Auffassung wiedergegeben fand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

(Schluß.)

Der Onkel Kennedy hielt Wort und befand sich an diesem Abende dicht beim alten Jasper. Eine neugierige und lärmende Menge drängte sich vor den Behältern und Bänken des Saales. Die Thiere gingen unruhig in ihren Käfigen auf und ab; zuweilen hielten sie in ihrem schwerfälligen, einförmigen Schritt inne, um die Menschenmenge zu betrachten und ein Brüllen der Ungeduld auszustoßen. Ein leichtes Geräusch und Schwanken in der Zuschauermasse verkündeten bald, daß Jack Erskine in den ersten Käfig, den des Löwen, eintrat. Der Thierbändiger trug das nämliche Kostüm, welches er gewählt hatte, um seinen Onkel zu empfangen; nur hatte er sich seiner Jacke entledigt und die Hemdärmel bis zu den Schultern aufgeschlagen. Sein Antlitz war todtenblaß. Kein besonderer Vorfall bezeichnete den ersten Theil der Vorstellung, als aber Jack in dem Käfig des Tigers erschien, durchlief ein Schauer des Entsetzens die Menge. — „Kommt, kommt, Kennedy!" schrie der alte Jasper, indem er

Digitized by Google

die Masse theilte, um sich in die vorderste Reihe zu setzen. Jack hielt mit der rechten Hand seine Stange und in der Linken ein Stück blutiges Fleisch. Es war das erste Mal, daß er so verfuhr. Als die Eichenfüllung der Thür sich hinter ihm schloß, richteten sich Jack's Augen sogleich auf das Publikum und ein nervöses Beben verzog seine Züge. — „O!" murmelte der alte Jasper schadenfroh, „wie bleich er ist! er hat Furcht! Heute wird es geschehen." Als der Tiger seinen Bändiger bemerkte, richtete er sich gegen das Gitter empor und stieß ein wüthendes Brüllen aus. „Hier Webst . . . hier!" sagte Erskine, indem er das Stück Fleisch in die Höhe hob, das er in der Hand hielt. Der Tiger ließ sich mit dumpfem Grollen auf seine Tatzen niederfallen; aber bald öffnete, beim Geruch des Blutes, eine Art Sparre seinen weiten Rachen und er stellte sich von Neuem auf, indem er seine beiden großen Pfoten auf die Schultern seines Herrn legte. Erskine näherte das Fleisch den Lippen des Ungeheuers. Die Augen des Tigers sprühten fahle Blitze und seine runzelige Zunge begann mit wilder Freude das Blut und die sich loslösenden Fleischtheile zu lecken. Alsdann riß Erskine mit Kraft das Stück Fleisch aus den Kinnladen des Thiers, versetzte ihm einen Schlag damit und stieß ihn zuletzt an das Ende des Käfigs. Der Saal erdröhnte von wahnsinnigen Hurrahs. Ein wüthendes Brüllen erscholl wie ein Donnerschlag im Käfig, und sich zusammenraffend, versuchte der Tiger sich auf den Mann zu stürzen. Allein ein Lichtblitz zuckte durch den Raum und die Stange des Thierbändigers schlug gewichtig das geringelte Kleid des Ungeheuers. — „Sechshundert Dollars, wenn Ihr wollt, Herr Adam, sechshundert Dollars, wenn Ihr wollt!" rief der alte Jasper athemlos. — „Top! Zugeschlagen, Herr Jasper," sagte Adam, über die Bänke steigend. „Erskine ist seiner Sache gewiß." — „Und ich, ich sage Euch, daß der Tiger Blut geschmeckt hat . . . Hurrah, Tiger, Hurrah!" schrie der Besessene und schwenkte seinen Hut, um den Tiger zu reizen. — „Unglücklicher! es ist Dein Sohn Kem," rief der Onkel Kennedy, indem er ihm den Arm drückte, als ob er ihn zerbrechen wollte. — „Mein Sohn! mein Sohn!" wiederholte Jasper mit erstickter Stimme; und ehe Kennedy Zeit fand, ihn aufzuhalten, stürzte er sich über die Barriere, welche ihn von dem Käfig trennte. — „Heda, halt, alter Schelm!" schrie der Steuermann Cash, ihn am Kragen packend. Ein durchdringender Schrei entfuhr der Brust des alten Jasper, und er fiel mit dem Gesichte zur Erde. Jack Erskine verließ den Tigerkäfig, drängte sich durch die Menge und trug seinen Vater auf den Armen bis zur Schenke „Zu den United States". Onkel Kennedy folgte ihm dorthin mit einem Arzte, welcher der Vorstellung beigewohnt hatte. — „Die Erschütterung war stark," sagte der Doctor, „allein das Leben ist gerettet . . . . ich stehe dafür . . . Und wer weiß?" setzte er mit Kopfschütteln hinzu, „vielleicht führt dieser Stoß eine heilsame Reaction in seinem geistigen Zustande herbei" — „Was ist denn vorgefallen, mein Gott!" rief Jasper, als er das Zimmer betrat, in welches man den Kranken gebracht hatte. — „Ich will es Dir sagen," entgegnete der gute Kennedy, indem er Jack's Hand ergriff. „Dieser wackere Bursche hat sich der Gefahr ausgesetzt, bei lebendigem Leibe zerrissen zu werden, um seinem Vater den Verstand wiederzugeben und seinen Bruder glücklich zu machen. Wohlan! so wahr ich Kennedy, er soll es nicht umsonst gethan haben. Was auch geschehe, Du wirst mein Sohn, Jasper."

Drei Monate nach diesem Abende verließ der alte Jasper die Kirche und stützte sich dabei auf den Arm seiner Schwiegertochter Eva Kennedy. Der Onkel und die beiden Brüder folgten hinter dem Alten und der hübschen Braut. Als sie vor Jack's Menagerie vorbeikamen, ertönte im Innern ein andauerndes Brüllen. — „Hört Ihr, Onkel?" sagte der Thierbändiger, sich zum Ohre Kennedy's neigend; „mein guter Webst stößt einen Seufzer des Bedauerns aus: er hätte mich so gern zerrissen." — „Bruder, ich hoffe, Du hast für immer diesem entsetzlichen Handwerk entsagt?" sprach Jasper, Jack's Arm drückend. — „Ja," entgegnete Erskine, „wenn ich den Tiger gebändigt haben werde, den ich als freigebiger Onkel Deinem Erstgebornen darbieten will." — „Einen Tiger!" wiederholte Onkel Kennedy entsetzt. — „Ja, Onkel, einen Tiger . . . von Pappendeckel."

Digitized by Google

Lebensphilosophie.

Liegt doch der ärmste Mensch einmal an einem weichen, unendlich warmen Herzen, an dem seiner Mutter, und eine süßere, innigere Liebe begegnet ihm niemals wieder. Die Welt ist einsam, wenn das liebe, freundliche Auge einer Mutter verloschen ist; von der Minute an, in welcher das kleine Leben abreißt von ihrem, hat sie keine Freude mehr, als Opfer, und wenn sie es mit ihrer Brust nicht länger nähren darf, nährt sie es, so lange sie lebt, mit ihrem Herzen.

Verschiedenes.

Wir lesen im rheinischen Antiquarius folgende heitere Gerichtsscene. Ein Advocat, der das zweifelhafte Erbrecht eines Kindes vor Gericht verfocht, wurde bei jeder pathetischen Stelle seiner Rede durch das laute Weinen des zarten Wesens, das er auf seinen Armen trug, unterstützt. Unbeschreiblich wirkten auf Richter und Zuhörer diese Thränen, bis der Anwalt der Gegenpartei, dem die genaue Concordanz des zwiefachen Vortrags etwas verdächtig vorkam, den weinenden Knaben fragte: „Pourquoi pleurez vous?“ „C'est qu'il me pince la jambe.“ („Warum weinest du?“ „Ach, weil er mich in's Bein zwickt.“

Aus den officiellen Rapporten der englischen, französischen und preußischen Regierungen über den Verkehr der Eisenbahn-Reisenden und über die dabei constatirten Unglücksfälle geht hervor, daß ein Todter auf 4,500,000 und ein Verwundeter auf 381,000 Reisende kommt. Die Berechnungen wurden für Großbritannien von dem Zeitraume von 1848 bis 1856, für Frankreich von 1835 bis 1856, für Preußen von 1851 bis 1856 angestellt. Analoge Berechnungen über die Anzahl der Reisenden mit Postwagen von 1846 bis 1856 ergaben einen Todten auf 355,463, und einen Verwundeten auf 29,872 Reisende. Es ist also für den Reisenden „auf der Achse“ zwölf Mal mehr Gefahr, getödtet oder verwundet zu werden, als für den Eisenbahnreisenden.

Ein Mädchen vom Lande kam einst in eine Berliner Conditorei und verlangte eine Tasse Kaffee. Man brachte ihr diese und, wie gebräuchlich, ein Glas Wasser dabei. Die Ländliche wurde nachdenklich, weil sie nicht wußte, was das Glas Wasser bedeuten solle. Endlich ging ihr ein Licht auf. Sie trank den Kaffee aus, nahm dann das Glas Wasser und wusch damit die Tasse rein.

(Kopf.) Was die Astronomen von 1846 sehr beschäftigte, ist ein Komet, der ganz ohne Kopf erschien. Sie wissen nicht, wie er geht, wie er kömmt, sie können seiner Entfernung nicht nachspüren, denn das ist gar nicht zu berechnen, wie weit man ohne Kopf kommen kann!

Die Stockfischfänger hauen dem Stockfisch vor Allem den Kopf ab, weil er weit in die Welt kommen soll!

Was der Mensch nicht im Kopfe hat, muß er in den Füßen haben, und auf jeden Fall ist der Verstand, den man in den Füßen hat, gangbarer als der im Kopfe.

Als Leib und Seele sich vermählten, hat ihnen die Schöpfung drei Hausgeräthe zur Aussteuer gegeben: den Kopf, das Herz und den Magen. Daran, wie der Mensch diese Möbel gestellt hat, erkennt man ihn ganz, der Magen liegt ihm viel näher am Herzen, als der Kopf. Den Magen hat er unter Dach gebracht, für den Magen braucht er das ganze Jahr keine Parapluie, aber der gute Kopf wird alle Augenblicke von den Menschen oder vom lieben Himmel gewaschen. Ein unruhiger Kopf wird unter Aufsicht gestellt, aber Niemand bekümmert sich um die unruhigen Mägen!

(Sehnsucht nach Krankheit.) Ein Betrunkener lag besinnungslos in einer Straße. Ein sehr armer Mann ging vorüber und sah, wie jenen die Umstehenden für krank hielten. „Ach,“ rief der arme Mann, „hätte ich die Hälfte seiner Krankheit, wir befänden uns beide wohl.“

Auflösung der Charade in Nro. 93:
Zauberflöte.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 95. Donnerstag, den 8. August **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

„Zur Rechten und Linken", so las ich, indem ich mich mit eigenen Augen von der Wahrheit seiner Schilderung überzeugte, „ragen wie zwei gigantische Mauern in mächtiger Höhe die Bergrücken des Libanon empor, den der Hammerschlag eines Cyklopen gespalten zu haben scheint, oder der vielleicht durch jenes Erdbeben in zwei Theile zerrissen wurde, als der Sohn Gottes mit seinem letzten Athemzuge den Geist der Wahrheit, der Freiheit und des Lebens über die wiedergeborne Welt hauchte."

Unermeßliche Granitblöcke, von beiden Seiten dieser Kluft herabgerollt, vergleichbar mit den zu Stein gewordenen Wogen eines reißenden Stromes, der sich zwischen einem Chaos von Felsen hindurchwindet, ein wahrer Katarakt von Steinen, zwischen welchen keine Pflanze, kein Blatt, kein Halm unter dem versengenden Strahl der Sonne fortkömmt: dies bildet die Straße nach Deir-el-Kamar, die man begangen haben muß, um sich einen Begriff von der Melancholie machen zu können, mit der diese sterile Natur den Wanderer erfüllt. Der Spleen wird hier zum unvermeidlichen Uebel: man empfindet unüberwindliche Schauer; man fühlt, daß man sich dem Horte blutgieriger Dämonen nähert; der Tod zittert gleichsam in der Atmosphäre, in der sich kein Lüftchen rührt, die bleischwer auf diesen kahlen Felsen lastet und unter ihrem glühenden Athem alle Vegetation vernichtet.

Von Zeit zu Zeit begegneten wir einzelnen Männern, die in ihre wallenden Kaftans gehüllt, den umfangreichen Turban auf dem Kopfe, mit ihren langen bis zur Brust herabreichenden Bärten, mit ihren scheuen Blicken, ihren unheimlichen Gesichtern und dem tückischen, hinterlistigen Ausdrucke ihres ganzen Wesens geräuschlos wie die Schlange an uns vorüberschlichen und mich unwillkürlich zu einer Handbewegung veranlaßten, um mich zu versichern, ob noch meine Pistolen in ihren Halftern steckten.

Abul-Abbar bemerkte es und schien meine Besorgniß zu errathen. Er lächelte ernst und zuckte mit den Achseln.

„Fürchten Sie nichts," sagte er. „Die Druſen sind zwar blutdürstiger, als die Hyänen der Wüste, aber noch haben ihre Marabuts den heiligen Krieg nicht gepredigt, noch hat die Stunde nicht geschlagen."

„Wird sie denn je wieder schlagen?" fragte ich mit Schauer.

„Sie wird so lange wieder schlagen, als die Druſen Druſen sind und als es im englischen Interesse liegt, dieses Land in seinem Elend zu lassen."

Ich war ziemlich erstaunt, von meinem Führer diese politischen Aphorismen zu vernehmen; er aber schüttelte sanft seinen schönen Kopf und versank wieder in sein voriges Schweigen.

So erreichten wir endlich Deir-el-Kamar und bald darauf daselbst das Haus des Herrn Loiselay, eines französischen Negocianten, der schon seit mehreren Jahren in dieser Druſenstadt lebte, und an den mir unser Consul in Beyrut einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte.

Herr Loiselay empfing mich mit jener liebenswürdigen Zuvorkommenheit eines Landsmannes, der sich glücklich fühlt, einen Gast bei sich auf-

Digitized by Google

zunehmen, mit dem er vom fernen Vaterlande sprechen kann. Er stellte mich seiner Gemahlin vor, einer reizenden jungen Frau, und seiner Tochter Victorine, einer köstlichen Blume des Orients, einem Mädchen von acht Jahren, das ich mir schnell zur Freundin gewann, als ich aus meinem Mantelsack die Spielsachen packte, die ich aus Beyrut für die Kleine mitgebracht hatte. Herr Loiselay zwang mich in freimüthiger, herzgewinnender Weise, während meines Aufenthaltes in Deir-el-Kamar in seinem Hause Wohnung zu nehmen; ebenso wurde auch Abul-Abbar auf's Freundlichste empfangen und beherbergt.

Abends nach Tisch erquickten wir uns auf der großen Plattform des Hauses an der frischen Luft, die uns von einer wohlthuenden Brise mit allen Düften der Ebene zugeweht wurde. Auf weiche Teppiche ausgestreckt, mit langen Pfeifen versehen und ächten Mokka schlürfend, war es eine herrliche Siesta, der wir uns überließen.

Neben Herrn Loiselay wohnte im nächstgelegenen Hause ein israelitischer Kaufmann namens Esau, der einen großen Handel mit Edelsteinen trieb und mit diesem ein vortheilhaftes Bankgeschäft verband. Esau war der Correspondent aller bedeutenden Häuser in Syrien und sein Vermögen schätzte man auf Millionen. Er hatte eine Tochter von Victorinens Alter, die mit allen Reizen begabt war, womit die Natur die Töchter Palästina's zu schmücken pflegt.

Noëmie, so hieß das schöne Kind, war die Gespielin Victorinens, und beide Mädchen liebten sich mit zärtlicher Freundschaft. Nichts gab es Lieblicheres als den Anblick dieser holden Geschöpfe: Victorine in europäischer Tracht, Noëmie in dem reichen Kostüm ihrer Glaubensgenossinnen, beide spielend, hüpfend und tanzend, auf dieser breiten, mit tropischen Gewächsen gezierten Terrasse, die das ganze Panorama der Stadt beherrschte und mit jenem tiefblauen Himmel überwölbt war, den nur der Orient kennt.

In den düstern, schmalen Straßen der Stadt, die sich zu unsern Füßen labyrinthisch hinschlängelten, sah ich die bunte, aus Druſen und Maroniten, aus Griechen, Türken, Arabern und Franken bestehende Bevölkerung umherwandeln. Ich hatte so viel von den Grausamkeiten der Druſen gehört, ihr Ruf war in dieser Hinsicht in ganz Syrien so furchtbar, daß ich nicht umhin konnte, das Gespräch mit meinem Wirthe auf sie zu bringen, da Herr Loiselay, der im täglichen Verkehr mit ihnen stand, sie genau kennen mußte.

Mein freundlicher Landsmann beeilte sich, mir seine Erfahrungen mitzutheilen. Ich fand in seinen Aeußerungen die Bestätigung Alles dessen, was man mir bereits von den Druſen erzählt hatte. „Sie sind ein perfides Volk," sagte er. „Grausam und feig, hinterlistig und verrätherisch, betrügerisch und diebisch, häufen sie Verbrechen auf Verbrechen angesichts der türkischen Behörden, die in lässiger Gleichgiltigkeit sie nur selten zur Verantwortung ziehen, namentlich wenn es gelte, die unglücklichen Maroniten gegen ihre Angriffe zu schützen. Man kann der Pforte in dieser Beziehung die ungerechteste Parteilichkeit zum Vorwurfe machen, wie sie sich deren, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1847 bei der Entwaffnung des Libanon zu Schulden kommen ließ, die sich nur auf die Maroniten, — keineswegs aber auch auf die Druſen erstreckte. Es wird nie eine Besserung dieser Zustände zu erwarten sein, so lange die Oberhoheit über dieses Volk in die Hände einer Regierung gegeben ist, die nur leere Versprechungen und Worte macht, statt zu handeln, und deren Befehle Niemand befolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Schlaues Entwischen und Entdecken von Sträflingen in London.

Der Schlesischen Zeitung schreibt man aus London vom 22. Juli: Am Sonntag vor acht Tagen entkamen zwei verzweifelte Sträflinge, Meggs und Carly, von denen der erste zu 15 und der zweite zu 10 Jahren Transportation verurtheilt war, aus der Strafanstalt zu Millbank Penitentiary. Die curiose Geschichte ihres Entschlüpfens und Erwischens innerhalb dreier Stunden liefert einen so schlagenden Beweis von der Thätigkeit und Wachsamkeit der Polizei, daß sie wohl nacherzählt zu werden verdient.

Der Plan wurde von drei Sträflingen entworfen und zwei rissen aus. Nach der Art,

Digitized by Google

wie derselbe ausgeführt wurde, muß viele Wochen daran gearbeitet worden sein. Die drei Leute waren in einer der Souterrainzellen eingesperrt, von welcher ein eiserner Ventilator (Luftgang) in der Mauer mit einem Keller in Verbindung stand. Um 8¾ Uhr werden die Hängematten in den Zellen herabgelassen, gegen 9 Uhr sind alle Sträflinge zu Bett und ein offenes Gitter in jeder Zellthür gestattet der Wache zu sehen, daß jeder liegt, während die Zellen selbst nächtlich ein bis zwei Mal untersucht werden. Die erste Sorge der drei Kerle bestand darin, eine Figur zu verfertigen, dieselbe mit einer Nachtmütze zu versehen und in die Hängematte desjenigen zu legen, welcher sich bei der Arbeit befand. Dann handelte es sich darum, die Ziegel um den Ventilator zu entfernen, was eine mühselige Operation gewesen sein muß, da das Werkzeug schlecht und die Mauer sehr dick und dazu noch weiß angestrichen war, um die Entdeckung aller Versuche solcher Art zu erleichtern. Die Sträflinge wußten jedoch Rath. Sie ahmten den Anstrich nach, indem sie aus dem weißen Stoff, welchen sie zur Reinigung ihrer Zinngefäße erhielten, eine Composition herstellten, welche dem weißen Kalk glich, und mit welcher sie Alles überstrichen, wenn sie am Morgen die herausgenommenen Ziegel der innern Mauer wieder an ihre Stelle gebracht hatten. Dies wurde mit solcher Geschicklichkeit ausgeführt, daß man selbst nachdem die Leute fort waren und Jedermann sich wunderte, wie das Entwischen möglich gewesen wäre, die Oeffnung nicht entdeckte. Sobald sie den Keller erreicht hatten, arbeiteten sie blos von 1 bis 4 Uhr Morgens.

In diesem Keller befand sich ebenfalls ein Ventilator, welcher nach den Gefängnißplätzen hinausführte. Dem Sträflinge, welcher an der Entfernung der Ziegel um diesen Ventilator arbeitete, wurde eine Schnur an seine Taille befestigt, deren anderes Ende die Gefährten in der Zelle hielten. Vernahmen sie etwas Ungewöhnliches oder glaubten sie, die Wache wolle die Zelle betreten, so zogen sie an der Schnur, und der Arbeiter kehrte sofort durch das enge Loch in die Zelle zurück, brachte Ventilator und Ziegel in Ordnung und befand sich in einer Minute in seiner Hängematte.

Endlich war Alles fertig, und den drei Sträflingen, welche während des Tages Soldatenröcke machen mußten, war es gelungen, allmälig drei solche und eine große Quantität von Schnuren beiseite zu bringen, aus denen sie eine Strickleiter verfertigten, die sie im Keller verbargen. Die erwählte Zeit zur Flucht war zwischen 8½—9 Uhr, wo die Leute nach ihren Zellen entlassen werden. Nach 9 Uhr befinden sich rings um die Außenmauern Wachen; was also geschehen sollte, mußte vor dieser Stunde geschehen, oder gar nicht. Sie begaben sich demnach nach ihrer Zelle, ließen die Hängematten herab, und zwei legten ihre Puppen mit den Nachtmützen hinein, während dem dritten, welcher nur drei Jahre zu sitzen hatte, plötzlich der Muth ausging, so daß er zu bleiben beschloß. Die beiden andern, in jeder Hinsicht desperate Bösewichter, ließen sich natürlich dadurch nicht zurückhalten; sie schlüpften durch das Loch in den Keller, wo sie sich die Soldatenröcke anzogen, erklimmten mit Hilfe der Strickleiter rasch die innere hohe Gefängnißmauer, dann die äußere, rannten über den großen Grasplatz bei der Vauxhallbrücke, kletterten über das Gitter und liefen davon.

Leider werden oft die pfiffigsten Plane durch den stupidesten Zufall zu Schanden gemacht. Gerade als die beiden über das Gitter stiegen, bemerkt sie ein vorübergehender Herr und sieht auch einen Theil ihrer Sträflingstracht, als sie sich davonmachten. Er zeigte daher den Vorfall sofort am Gefängnißthor an. Es wurde Alarm geblasen. Die Zellen wurden durchsucht und die Puppen in den Hängematten der Davonläufer gefunden, worauf man die Sache in die Hände von vier in der Auffindung von Sträflingen höchst geschickten Gefängnißaufsehern legte. Als diese die betreffenden Papiere durchsahen, machten sie die Entdeckung, daß die Burschen früher besonders zwei Diebeshöhlen zu besuchen pflegten, und überzeugt, daß sie sich auch diesmal nach einer derselben begeben würden, machten sich die Aufseher auf den Weg. Sie erfuhren auch bald, daß die Flüchtlinge eine Hansomdroschke genommen und dem Kutscher gesagt hätten, sie so rasch als möglich nach einem Hospital am Ostende der Stadt zu fahren, wo ihre Schwester krank läge. Diese Richtung bestätigte die Voraussetzung der Aufseher voll-

Digitized by Google

ständig, und sie begaben sich daher nach dem ersten der beiden Plätze, wo sie die Ausreißer vermutheten. Nachdem sie sich hier vertheilt hatten, überzeugte sie eine Reihe von Beobachtungen und vorsichtigen Fragen, daß die Gesuchten nicht da waren. Zwei blieben jedoch zurück, um Acht zu geben, während die andern nach der zweiten Diebeshöhle in der Umgegend von St-Luke wanderten, und hier genügten zehn Minuten, diesen erfahrenen Aufspürern die Gewißheit zu verschaffen, daß sich die Leute da herum aufhielten. Da jedoch die Nachbarschaft eine schlimme war, und die Sträflinge nicht danach aussahen, als ob sie gutwillig zurückkehren würden, nahmen sie sich vier Constabler in Civilkleidung zum Beistand und verfolgten nun mit diesem Zuwachs rasch und vorsichtig die Spur bis zu einem Wirthshause, wo sie nach einigen unverfänglichen Fragen sich überzeugten, daß die beiden dagewesen, aber nicht mehr anwesend wären, obgleich Niemand ihr Weggehen wahrgenommen hatte. Dieses Räthsel wußten sich die geheimen Polizisten sofort zu lösen.

Die Sträflinge hatten in einem Zimmer die Kleider gewechselt und das Wirthshaus verlassen, ohne erkannt zu werden. So verhielt sich auch die Sache wirklich. Mit diesem Schlüssel, daß sie sich nicht länger auf die Kleidung der Sträflinge verlassen dürften, wurde ein anderes Mittel versucht und der Weg derselben so glücklich verfolgt, daß die Beamten endlich bestimmte Nachricht erhielten, die beiden Flüchtlinge würden sehr anständig gekleidet in ihren neuen Anzügen um 10 Uhr die Britanniastraße hinabgehen. Hier also postirten sich die Verfolger und warteten. Aber es wurde 11 Uhr, es schlug ein Viertel, keine Sträflinge, und die Aufpasser machten sich endlich auf den Rückweg ihrer Fährte, als sie beim Umbiegen um eine Ecke den Vermißten, welche ganz fidel Arm in Arm daherkamen, gerade in den Weg liefen. Augenblickliches gegenseitiges Wiedererkennen, und in demselben Augenblick auch ein verzweifeltes Gebalge, welches alle Kräfte der Aufseher und Polizeibeamten in Anspruch nahm, da die Entwischten wie die Teufel drauflos schlugen, stießen und wüthend um sich bissen. Der eine wäre fast losgekommen, hätte ihn nicht ein Constabler mit seinem Knüppel zu Boden geschlagen. Nachdem sie überwältigt waren, wurden sie noch vor 12 Uhr gefesselt und nach ihren Zellen von Millbank zurückgebracht, aus welchen sie um 9 Uhr ausgebrochen waren. Alle List, alle Unterstützung und alles Verkleiden hatte ihnen in dieser ungeheuern Stadt nichts geholfen, und Fouche's Annalen enthalten kaum Etwas, was sich in dieser Sphäre an Geschick, Schlauheit und Berechnung mit diesem Entwischen und Wiedereinfangen vergleichen ließe.

Verschiedenes.

(Die Kraft der Frauen.) Der Mann formt und bildet die Welt, aber das Weib bildet den Mann. Diese Wahrheit kann nicht oft genug ausgesprochen werden, um zu beweisen, in welcher Weise gewirkt werden muß, daß das Menschengeschlecht der Bahn des Guten und Schönen, des Fortschrittes in allen Dingen zugeführt werde. „Die Gewalt", sagt Rousseau, „welche die Frauen über die Männer haben, ist an sich kein Unheil, es ist ein Geschenk, welches ihnen die Natur zum Glück des menschlichen Geschlechts machte; wenn es besser angewendet würde, so würde es so viel Gutes hervorbringen, als es jetzt Uebels bewirkt. Man sieht nicht genug ein, welche Vortheile der Gesellschaft durch eine bessere Erziehung dieser Hälfte des Menschengeschlechts, von der die andere beherrscht wird, erwachsen würden. Die Männer werden immer das sein, was den Frauen gefallen wird; wenn ihr wollet, daß die Männer groß und tugendhaft werden, so lehret die Frauen, was Größe und Tugend ist."

Logogryph.

Ein nützlich Haustier bin ich, wohlbekannt
Dem Alpenhirten, jedem Landmann werth;
Die ganze Welt hab' ich zum Vaterland.
Wirfst du mein Letztes weg und nimmst mich dann verkehrt,
Ist ein verdorbnes Herz mein Vaterland;
Zu List und Lug und Trug biet' ich die Hand,
Und jedes Uebel ist mit mir verwandt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 96. Samstag, den 10. August **1861.**

Nachtwächterruf.

Hört an, meine Herren, und laßt Euch sagen,
Es hat elf geschlagen!
Schließet Paläste und Hütten nun zu,
Endigt das Tagwerk, begebt Euch zur Ruh.
Doch wollet im frommen Gebet Eure Seelen
Zuvor noch der Obhut des Himmels empfehlen!

Gute Nacht, meine Herren, und laßt mich's sagen,
Es hat zwölf geschlagen!
Da treiben die Geister der Nacht ihr Spiel;
Doch während Ihr schlummert auf weichem Pfühl,
Macht pünktlich ausrufend jegliche Stunde
Der furchtlose Wächter die nächtliche Runde.

Ruht sanft, meine Herren, und laßt mich's sagen,
Es hat eins geschlagen!
Es blinken die Sternlein hell durch die Nacht,
Der Vollmond zugleich mit dem Wächter wacht,
Daß nicht Eure Hab' bei nächtlichem Schweigen
Frech wolle der Dieb und der Gauner erschleichen.

Schlaft wohl, meine Herren, und laßt mich's sagen,
Es hat zwei geschlagen!
Schon bleichet der leuchtenden Sterne Glanz,
Es tanzen die Träume den Reihentanz,
Sie spinnen und wirken das magische Leben,
Womit sie prophetisch die Sinn' Euch umweben.

Träumt süß, meine Herren, und laßt mich's sagen,
Es hat drei geschlagen!
Schon dämmert der Morgen, es krähet der Hahn,
Bald zündet Aurora die Fackel an,
Bald weckt Euch der wieder erwachende Morgen,
Zu Freud' und Beschwerde, zu Arbeit und Sorgen.

Erwacht, meine Herren, und laßt's Euch sagen,
Es hat vier geschlagen!
Schnell auf vom Lager, an's Morgengebet!
Wenn Jeder dann fröhlich an's Tagwerk geht,
Folgt ihm unerbeten der himmlische Segen.
Erwacht, daß der Wächter sich schlafen kann legen.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

„Aber Frankreich?" fragte ich. „Nimmt Frankreich sich seiner Glaubensgenossen nicht an?"

„Frankreich überläßt uns seit lange unserem Schicksale. Es hat hier keinen Einfluß, kein Ansehen mehr. Sie mußten sich von dieser traurigen Wahrheit seit Ihrem Aufenthalte in Syrien überzeugen."

Ich konnte nicht leugnen, daß gerade meine Eigenschaft als Franzose mir während meiner orientalischen Reise unzählige Vexationen zuzog.

„Und England?" fuhr ich mit einem Erröthen fort, in welchem das Geständniß unserer politischen Erniedrigung lag, „kann England nichts für die Maroniten thun?"

„Es könnte wohl, aber es will nicht," erwiderte Herr Loiselay. „England wird sich hüten, die Maroniten in Schutz zu nehmen, und wenn es je im Libanon interventirt, so geschieht es nur, dies dürfen Sie mir glauben, um seiner Handelsinteressen willen. Es hat keinen Vortheil dabei, die Maroniten beschützt zu sehen. Im Gegentheil . . ."

„Wie? Im Gegentheil?" wiederholte ich überrascht.

Herr Loiselay rückte mir näher.

„Der Libanon ist das reichste Land der Erde," sagte er. „Besäßen die Maroniten dieses Land in Ruhe und Frieden, so würden sie bald ein mächtiges Volk werden, mächtig genug, um den englischen Einfluß in Indien zu paralysiren und dem englischen Handel im Orient eine vernichtende Concurrenz zu bieten, und somit wird unsere Lage immer dieselbe

Digitized by Google

bleiben, d. h. wir werden uns beſtändig über einem Krater befinden, deſſen Eruption mit jedem Tage zu befürchten ſteht."

„Aber," konnte ich mich nicht enthalten zu entgegnen, „wenn die Lage der Chriſten hier eine ſo precäre iſt, ſo kann ich zwar begreifen, wenn ein Einzelner, der nur für ſich ſelbſt und ſonſt für Niemanden zu ſorgen hat, ſich hier niederläßt, aber unerklärlich iſt es mir, wie Sie ſelbſt mit Frau und Kind . . ."

„Ich muß mir hier ein Vermögen gründen," unterbrach mich Herr Loiſelay. „Dies iſt die Urſache, warum ich hier lebe. Glauben Sie mir, es wird dieſer Zweck von mir kaum erreicht ſein, ſo werde ich mich beeilen, nach meinem ſchönen Frankreich zurückzukehren, nach dem ich mich ſo ſehr ſehne. Nein, nein!" fügte er hinzu, „meine Victorine ſoll nicht lange mehr auf dieſer blutgedüngten Erde weilen. Seit ich ein Kind habe, fürchte ich die Druſen."

Victorine kam jetzt mit Noëmie zu uns heran und unterbrach unſer Geſpräch.

Ich blieb fünf Tage in Deir-el-Kamar, dann nahm ich Abſchied von der gaſtlichen Familie, ſchloß Victorine und Noëmie in meine Arme und trat mit meinem Pantherjäger, der, nebenbei bemerkt, ein ganz beſonderes Wohlgefallen an Victorine genommen und die Kleine mit Aufmerkſamkeiten überhäuft hatte, die Rückreiſe an. Das liebliche Kind meines freundlichen Wirthes ſandte uns Kußhände nach und ſo verließen wir mit dem Abſchiedsgruße eines Engels dieſe Wohnſtätte wilder Dämonen, wie Deir-el-Kamar mit Recht genannt werden konnte.

Wer hätte mir damals geſagt, daß zehn Jahre ſpäter eine Reihe gräßlicher Ereigniſſe meine Reiſeerinnerungen wieder wach rufen und mich veranlaſſen würde, dieſe intereſſante Familie in einer Erzählung vorzuführen, deren Held Abul-Abbar, mein Führer, werden ſollte?

Als die Nachrichten von den blutigen Gräuelthaten in Syrien nach Frankreich kamen, fiel mir meine damalige Unterredung mit Herrn Loiſelay ein, deren Prophezeihungen in den Tagesereigniſſen ihre traurige Beſtätigung fanden.

Und ſeine Tochter, der zu Liebe er Deir-el-Kamar verlaſſen wollte! Armes, liebliches Kind, welches Loos erwartete dich mitten unter dieſen Kannibalen während der letztvergangenen Monate deines Lebens! Es iſt deine Odyſſee, die ich erzählen will, nachdem ich einem Zufall die Kenntniß aller grauenvollen Einzelnheiten derſelben verdanke.

Kehren wir alſo nach Deir-el-Kamar zurück, freundlicher Leſer, nur überſpringe mit mir einen Zeitraum von zehn Jahren, der meinen erſten Beſuch von dieſem zweiten trennt, welchen wir nun zuſammen daſelbſt machen wollen.

Ich verließ die Druſenſtadt am 26. Juni 1850. Am 3. Juli 1860 betreten wir ſie wieder.

(Fortſetzung folgt.)

Der Luxus im alten Rom zur Kaiſerzeit.

Nach Wilhelm Roſcher.

Bei verfallenden Nationen nimmt der Luxus einen unklugen und unſittlichen Charakter an. Auf unbedeutende Genüſſe werden enorme Koſten verwandt, ja, die Koſtſpieligkeit der Conſumtion iſt Selbſtzweck. Unnatur und Verweichlichung treten an die Stelle der Schönheit und des Lebensgenuſſes.

Das großartigſte Beiſpiel eines ſolchen Luxus bietet uns Rom in der Kaiſerzeit. Wie reißend die Schwelgerei, beſonders ſeit Lucullus Vorgange, zugenommen, beweiſt der Conſul Lepidus, ein Zeitgenoſſe des Sulla. Dieſer baute ein Haus von einer Pracht, wie man ſie zu Rom früher nie geſehen hatte. Kaum waren 30 Jahre verfloſſen, ſo konnte es nicht einmal für das 100ſte Privathaus mehr gelten. Eine murrhiniſche Mundtaſſe ward von Nero mit 300 Talenten (412,000 Thlr.) bezahlt. In Seneca's Zeit war der Luxus mit Spiegeln, zum Theil in Lebensgröße und von erlem Metall, ſo hoch geſtiegen, daß die ganze Ausſteuer, welche vormals die Tochter des großen Scipio von Senatswegen erhalten hatte, jetzt nicht mehr ausreichte, der Maitreſſe eines Freigelaſſenen einen anſtändigen Spiegel zu kaufen. Seefiſche wurden aus entfernten Meeren an die Küſte Italiens förmlich übergeſiedelt; ein Admiral des Kaiſers Claudius erwarb ſich Ruhm durch dieſe Erfindung. An Friſchheit der Fiſche ſuchte man einander ſo ſehr zu überbieten, daß die Gäſte zuletzt nur ſolche genießen mochten, die ſie an der Tafel ſelbſt noch lebendig geſehen hatten. Nichts ſchien

Digitized by Google

dem Römer entzückender, als seinen Lieblingsfisch, den Mullus, mit eigenen Augen sterben zu sehen. Wir haben die exaltirtesten Beschreibungen, wie schön der Fisch dabei seine Farbe wechsele. Der berühmte Feinschmecker Apicius erfand eine eigene Brühe, worin das grausame Schauspiel am besten zu sehen war.

Die Luxusobjecte dieser Periode haben in der Regel gar keinen reellen Nutzen: von Nachtigallenzungen, Flamingo-, Drossel- oder Straußengehirnen wird so leicht Niemand satt; man müßte denn, wie Heliogabalus, 600 Straußengehirne zu einer Mahlzeit verspeisen lassen. Man hielt sich Schafheerden, die mit Purpur gefärbt waren, als ob nicht ihr natürliches Weiß für den geläuterten Geschmack unendlich viel schöner wäre. Nicht blos auf Hausdächern sah man Fischteiche, sondern selbst auf Thürmen Gärten angelegt, die ohne Zweifel eben so klein, häßlich und unbequem sein mußten, wie sie kostspielig waren. Daß man Löwen und Tiger zähmte, wilde Schweine mit Zügeln versah, Elephanten zum Tanzen abrichtete, andrerseits wieder Rehe mit einander kämpfen ließ, mag ein erfreulicher Beweis von der Macht des Menschen über die Thiere sein. Aber wahrhaft empörend ist der Luxus des berühmten Tragöden Aesopus. Dieser ließ bei einem Gastmahle eine Schüssel auftragen, die ihn sexcentis sestertiis, d. h. etwa 6000 Pistolen nach unserm Gelde gekostet hatte. Niemand begriff, wie die kleinen Vögel, aus denen sie bestand, so theuer hätten sein können. Es waren lauter zum Singen oder Sprechen abgerichtete Vögel gewesen. Das Einzige also, was diese Kost so reizend machen konnte, war der Gedanke an die süßen Sänger, die nun für immer verstummt waren! Und dies war kein unerhörter Vorgang: Horaz erwähnt die Familie Arrius, die „gewohnt gewesen, Nachtigallen zu speisen". Besonders charakteristisch für diese Luxusperiode sind die Perlen, welche Kleopatra, Caligula u. A. mehr in Wein auflösten, nicht um ihn wohlschmeckender, sondern nur kostspieliger zu machen.

Man wechselte bei Tische seine Kleider, so unbequem es auch war, mitunter sogar elf Male. Dahin war es mit den Römern, diesen Kindern der Cornelier, Decier und Catonen gediehen, daß sie wohl Salben in ihren Wein mischten, mochte er dadurch auch bitter werden, nur in der Absicht, aus allen Oeffnungen ihres schändlichen Leibes wohlzuriechen. Viele waren so sehr an die Aufwartung ihrer Sclaven gewöhnt, daß sie ans Baden, Essen, ja Schlafen erst von diesen erinnert werden mußten. Von einem wird erzählt, er sei aus dem Bade getragen, auf ein Polster gesetzt worden und habe nun noch gefragt, ob er jetzt sitze (Seneca de brev. vitae 12). Welche Vornehmthuerei! Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn ein Apicius zum Giftbecher greift, sobald er nur noch centies sestertium, d. h. weit über eine Million Thaler übrig hat. — Das war dasselbe Volk, welches bis zum ersten punischen Kriege noch kein Brod gegessen hatte, sondern nur Mehlbrei, das seinen Dictator wohl nackt und vom Pfluge weg in die Schlacht gerufen, von dem aber auch Pyrrhus kluger Minister geurtheilt hatte, diese Stadt sei ein Tempel und ihr Senat eine Versammlung von Königen.

Wie der einzelne Mensch in seinem Greisenalter manche Erscheinungen der Kindheit wiederkehren sieht, so auch das Volk im Großen. In dieser letzten Luxusperiode werden vielfach die rohen Ausschweifungen der ersten zu den raffinirten hinzugenommen. Ganz besonderer Werth wird auf Zwerge, Narren, Castraten, Zwitter gelegt, gerade wie bei uns im Zeitalter der absolutistischen Höfe, deren Luxus überall dem der sinkenden Nationen nahe steht. Augustus schränkte die Verbannten auf die Mitnahme von nur zwanzig Sclaven ein!

Die unermeßlichen Gefolge von Gladiatoren, ganz den mittelalterlichen Comitaten entsprechend, nahmen in Cäsar's Zeit einen staatsgefährlichen Charakter an, so daß sie verboten werden mußten. Auch ungeheure Schmausereien kamen wieder an die Tagesordnung, wie z. B. das Triumphessen des Cäsar, wobei das ganze römische Volk bewirthet wurde. Kaiser Nero's Palast war so groß wie eine förmliche Stadt, und von seiner Pracht im Innern zeugt der Name: aurea domus. Wie sehr dieser ganze Luxus dem gleichzeitigen Literaturgeschmack parallel läuft, den uns vornehmlich Seneca, aber auch Petronius repräsentirt, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Eine so raffinirte, zum Theil unsinnige Schwelgerei mußte natürlich selbst die Schätze der Weltbezwinger erschöpfen. Man darf aber nicht glauben, daß sich der Luxus deßhalb gemindert hätte. Selbst

Digitized by Google

die geringsten Städte hatten damals ihren tribunus voluptatum (Vergnügungsrath?). Natürlich aber wurde das Elend der unterdrückten Klassen und Provinzen immer größer. In Theodosius des Großen Zeit scheint der Luxus zu guter Letzt noch einmal gestiegen zu sein. Gibbon nennt dieses letzte Aufflackern der alten Schwelgerei geradezu ein Resultat der Verzweiflung. Es war der Luxus eines Matrosen, der seinen Schiffbruch vor Augen sieht und sich nun noch berauscht, um vor dem Tode noch einen Genuß zu haben. Je despotischer ein Staat wird, um so mehr pflegt die augenblickliche Genußsucht zu wachsen: schon aus demselben Grunde, weßhalb große Pesten die Sparsamkeit und Sittlichkeit verringern.

Landwirthschaftliches.

Ein vorzügliches Hühnerfutter, hauptsächlich zur Mast, sind nach der illustr. landw. Dorfzeitung Semmelstückchen mit Bier befeuchtet, auch klein geschnittenes Brod mit Milch getränkt, welche letztere jedoch nicht sauer oder säuerlich sein darf.

Lebensphilosophie.

Enthülle nie auf unedle Art die Fehltritte und Schwächen deiner Nebenmenschen, um dich auf ihre Unkosten zu erheben!

Wenig Menschen vertragen ein Uebergewicht von Andern. Lieber verzeihen sie uns eine zweideutige Handlung, ja ein Vergehen, als eine That, durch welche wir sie verdunkeln.

Gib Andern Beweise deiner Theilnahme, um dich der ihrigen zu versichern!

Verschiedenes.

Die Körperstärke des Marschall von Sachsen ist bekannt. Als er sich einst in einem großen Gedränge von Menschen befand, suchte einer von den gewandten Künstlern, die bei solchen Gelegenheiten gern die Taschen der Vornehmen untersuchen, auch der seinigen auf den Grund zu kommen. Der Marschall merkte dies aber, griff schnell in die Tasche und erhaschte zum Glück darin die fremde Hand. Knack! brach ein Finger derselben entzwei, knack! noch einer, und knack! noch ein dritter. Während dieser Execution innerhalb der Tasche rief Jemand dem Marschall ängstlich zu: „Sehen Sie sich doch um, mein Herr, hinter Ihnen geräth ein Mensch in Convulsionen." — „Es hat nichts zu sagen," erwiederte der Marschall, „ich bin schon am letzten Finger."

Ein Kaufmann hatte so eben in Tivoli ein kleines Souper für seine Familie auftragen lassen, als Freund X. an ihrem Tische vorbeiging und guten Appetit wünschte. „Wollen Sie mitspeisen?" sprach der Kaufmann einladend. „Mitspeisen wohl nicht," erwiederte Herr v. X., „denn mir ist seit einigen Tagen unwohl, und selbst heut zu Mittag habe ich im Essen nur so gestichelt; wenn Sie aber erlauben, so will ich aus Curiosität ein wenig kosten." Herr von X. nahm nun Platz und ließ es sich so vortrefflich schmecken, daß mein guter Kaufmann zwei und dreifach anschaffen mußte und eine tüchtige Zeche zu zahlen bekam. Dies Letztere brachte ihn in eine solche Mißlaune, daß er beim Abschiede ganz ärgerlich sagte: „Mein lieber Herr von X., Sie waren mir sehr angenehm, es wird mir aber für künftighin viel lieber sein, wenn Sie bei sich zu Hause kosten und bei mir in Tivoli nur sticheln."

Der Puls eines gesunden Kindes schlägt in der Minute durchschnittlich 120—130 Mal; während der Periode der Mannbarkeit des Menschen schlägt er 80 und in den 60er Jahren nur 60 Mal.

Auflösung des Logogryph in Nro. 95.
Ziege, Geiz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 97. Dienstag, den 13. August **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

1.

Wenn in Europa das Volk in irgend einer Art sich zum politischen Sturme erhebt, wenn der Orkan der Emeute durch die Straßen großer Städte braust, so gibt sich dies als äußeres Merkmal der socialen Umwälzung, die vor sich gehen soll, in einer erhöhten Thätigkeit und Bewegung, in einer fieberhaften Aufregung und Unruhe kund, die alle Köpfe erhitzt und sich eines jeden Einzelnen bemächtigt. Im Orient ist dies anders. Nie sind die Morgenländer in sich gekehrter als am Vorabend irgend eines wichtigen, in der Stille vorbereiteten Ereignisses. Je näher der entscheidende Augenblick rückt, desto feierlicher wird ihr Ernst, desto unergründlicher ihre Schweigsamkeit, desto düsterer und drohender die unheimliche Ruhe und scheinbare Unthätigkeit der Massen.

An jenem Abend, an welchem wir nach Deir-el-Kamar zurückkehren, herrschte in den Straßen der Stadt jene unheilverkündende Stille, obwohl sich viel Volk in denselben bewegte.

Indessen beging man nichtsdestoweniger bei Herrn Loiselay, meinem einstigen Wirthe, ein fröhliches Fest. Es war Victorinens achtzehnter Geburtstag, den ihre Eltern dadurch feiern wollten, daß sie zu Ehren ihrer geliebten Tochter alle ihre in Deir-el-Kamar wohnhaften Freunde und näheren Bekannten zu einem Balle eingeladen hatten.

Noëmie, die Tochter des Juwelenhändlers und Freundin Victorinens, fehlte natürlich nicht. Die beiden jungen Mädchen waren neben einander in ihrer gegenseitigen Neigung aufgewachsen und hatten hinsichtlich ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit im reichsten Maße die Hoffnungen erfüllt, zu denen sie schon als Kinder, zur Zeit als ich ihre Bekanntschaft machte, berechtigt hatten. In ganz Deir-el-Kamar galten Noëmie und Victorine mit vollem Rechte für die beiden Königinnen der Schönheit und jungfräulichen Anmuth. Sie waren beide voll Grazie, beide voll Liebenswürdigkeit, kein Wunder also, wenn die junge Männerwelt der Stadt beide in gleich hohem Grade zum Gegenstand ihrer Verehrung und Huldigung machte.

Unter den zahlreichen Gästen des Herrn Loiselay befanden sich auch zwei junge Franzosen, die kürzlich erst in der Drusenstadt angekommen waren und für die Dauer ihres Aufenthaltes im Hause ihres Landsmannes gastliche Aufnahme gefunden hatten. Der Eine hatte sein Domicil in Damaskus und hieß Olivier Cast; der Andere, aus Liebhaberei für aufregende Abenteuer und als enthusiastischer Bewunderer der Natur seit etwa einem halben Jahre Tourist, war der Graf Henri v. Villeneuve.

Olivier Cast, ein Mann von 35 Jahren, war groß und schlank; in seiner Erscheinung lag etwas Vornehmes und seine edlen, geistreichen und einnehmenden Gesichtszüge hatten das Gepräge einer unbeugsamen Energie. Er trug im Knopfloch seines Rockes das Band der Ehrenlegion, welches er sich in Algier als tapferer Offizier verdient hatte.

In Frankreich geboren und erzogen, war Olivier mit 18 Jahren in die Kriegsschule von St. Cyr gekommen, die er in seinem zweiundzwanzigsten Jahre als Leutnant der

afrikanischen Jäger verließ. Nach acht Jahren ehrenvoller Dienste hatte er es bis zum Capitän gebracht und sah sich somit eine schöne militärische Laufbahn eröffnet, als er die Nachricht von dem Tode seines Oheims erhielt, des letzten Verwandten, der ihm geblieben war. Als Associe eines Marseiller Hauses hatte dieser Oheim in Damaskus gelebt und sich hier ein großartiges Vermögen erworben, welches nunmehr seinem Neffen, als dem alleinigen Erben des kinderlosen Mannes, zufiel. Um dieses Vermögen, welches in Syrien und der ganzen asiatischen Türkei vertheilt war, zu realisiren, mußte sich Olivier an Ort und Stelle begeben und einige Jahre auf die Liquidation seiner Erbschaft verwenden; er hatte demnach, durch die Umstände veranlaßt, seine Entlassung genommen und sich nach Damascus begeben. Zur Zeit, als wir ihn in Deir-el-Kamar finden, stand er dem Abschlusse seiner Geschäfte ziemlich nahe und er rechnete darauf, nach Verlauf einiger Monate nach seinem geliebten Frankreich zurückkehren zu können.

Was nun Henri v. Villeneuve betrifft, so war er einer jener beneidenswerthen Erdensöhne, die, unter einem besonderen Glückssterne geboren, keinen andern Kummer haben, als ihr Leben so angenehm wie möglich zu machen. Henri vereinigte in sich alle körperlichen und geistigen Vorzüge mit dem erfreulichen Besitz einer jährlichen Rente von 30,000 Franken, die er lediglich nur für sein eigenes Ich zu verwenden hatte.

Des müssigen Pariser Lebens müde, war er auf die Idee gekommen, ein paar Jahre seines Lebens nebst einigen Tausendfrancsbillets zur Bereisung der mittelländischen Meeresküsten zu verwenden, um in der Ferne Abenteuer aufzusuchen, zu welchen ihm in der Seinestadt die Gelegenheit fehlte.

Henri und Olivier kannten sich von Paris her.

Bei seiner Ankunft in Beyrut war es die erste Sorge des Grafen, Olivier davon zu benachrichtigen und ihm zu schreiben, daß er ihn demnächst in Damaskus besuchen werde.

Olivier hatte kaum den Brief erhalten, als er selbst zur Begrüßung seines Freundes nach Beyrut eilte, um sich ihm zugleich während seines Aufenthaltes in Syrien als Cicerone anzubieten.

Einige Tage später machten Beide zusammen die Reise nach Damaskus, wobei Olivier den jungen Grafen unterwegs nach Deir-el-Kamar führte, da er ihn mit der liebenswürdigen Familie Loiselay bekannt machen wollte. Geschäftsangelegenheiten hatten Olivier Cast mit Herrn Loiselay in Berührung gebracht, aus der bald eine intime, auf gegenseitige Hochachtung gegründete Freundschaft entstanden war. Olivier machte dem Grafen eine so anziehende Schilderung von dem Hause des Negocianten, daß derselbe mit Vergnügen einwilligte, sich demselben vorstellen zu lassen.

In der That fand der junge Graf die Familie Loiselay in jeder Hinsicht des Lobes würdig, welches ihr Cast gespendet hatte, und er fühlte sich bald so heimisch in ihrem Kreise, daß sein Aufenthalt, der anfangs nur auf acht Tage festgesetzt war, sich bereits auf einen ganzen Monat ausgedehnt hatte, ohne daß er an seine Weiterreise dachte.

Henri v. Villeneuve, der Madame Loiselay mit allen Aufmerksamkeiten eines galanten Mannes überhäufte, sich gegen Victorine und Noëmie mit der zartsinnigsten Zuvorkommenheit benahm und ein ganz besonderes Vergnügen daran zu finden schien, alle Abende ein paar Stunden mit seinem freundlichen und durch hohe Intelligenz ausgezeichneten Wirthe zu verplaudern, fühlte, daß es ihm trotz seines unruhigen Geistes mit jedem Tage schwerer wurde, sich diesen gebildeten Menschen entziehen zu sollen. Endlich schien aber doch von seiner Abreise die Rede zu sein; wenigstens sprach Madame Loiselay eines Tages mit Victorine und Noëmie, als Beide neben ihr am Arbeitstischchen saßen, davon, daß der Graf die Absicht geäußert habe, in der nächsten Woche zu scheiden.

Victorinens Wangen überzogen sich mit einer tiefen Röthe, als sie dies vernahm, und eine Thräne zitterte in ihren Wimpern. Noëmie hingegen bückte sich wie zufällig tiefer über ihre Stickerei, ohne Etwas zu sagen. Sie schien den Eindruck verbergen zu wollen, den diese Nachricht auf sie machte. Einige Augenblicke später verließ sie ihre Freundin und begab sich nach Hause, indem sie plötzliche Kopfweh vorschützte. Als sie Abends wieder kam, sah sie bleich und angegriffen aus: ohne Zweifel war ihre Migräne eine sehr heftige g

Digitized by Google

wesen. Victorine empfing die leidende Freundin mit der ganzen Heiterkeit ihres Temperamentes, denn Henri hatte auf Zureden ihres Vaters erklärt, daß er noch so lange bleiben wolle, bis die große Hitze vorüber sein werde. Diese begann erst recht, denn man war kaum in der ersten Hälfte des Monats Juni.

Diese plötzliche Aenderung seines Entschlusses war wie gesagt durch Herrn Loiselay veranlaßt worden. Der Graf, ein Mann von loyaler Gesinnung, hatte dem Negocianten offen erklärt, daß er um seiner innern Ruhe willen gezwungen sei, Deir-el-Kamar so schleunig als möglich zu verlassen.

„Um Ihrer innern Ruhe willen?" rief Herr Loiselay überrascht. „Wie soll ich diese Worte deuten?"

„Es kann Ihnen nicht entgangen sein," erwiderte Henri, daß die unvergleichliche Schönheit Ihrer Tochter einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht hat. Ich bin auf dem besten Wege, mich über Hals und Kopf in sie zu verlieben; nun frage ich Sie aber, was da aus mir werden soll, wenn Sie mit Victorinen andere Absichten haben, wenn Sie nicht gesonnen sind, mir ihre Hand zu geben? Ich würde der unglücklichste Mensch unter der Sonne sein. Deßhalb, Herr Loiselay, will ich Sie verlassen, bevor die Flamme meines Herzens durch längeres Verweilen in Ihrem Hause zum unauslöschlichen Brande wird."

Herr Loiselay vernahm nicht ohne Rührung diese freimüthigen Worte. Es lag eine Redlichkeit, eine Biederkeit in denselben, die auf den Charakter des Grafen das vortheilhafteste Licht warf. Auch ergriff Victorinens Vater die Hand des jungen Mannes und sagte mit Wärme: „Bleiben Sie!"

In diesem einfachen „Bleiben Sie" lag für Henri v. Villeneuve eine ganze Welt von Hoffnung; es lag in demselben die Ermächtigung zur officiellen Bewerbung um Victorinens Hand; es war die Einwilligung zu einer Verbindung, in der Henri die Verwirklichung seiner schönsten Träume sah.

Ueberglücklich sank der Graf an die Brust seines künftigen Vaters, der sofort Madame Loiselay rief, um sie von dem frohen Ereigniß, welches der Familie bevorstand, in Kenntniß zu setzen. Man traf die Uebereinkunft, Niemanden außer Olivier, den Freund des Grafen, ins Vertrauen zu ziehen; für alle übrigen Bekannten, selbst für Noëmie sollte die beabsichtigte Verbindung vorläufig noch so lange ein Geheimniß bleiben, bis die nöthigen Vorbedingungen zur Heirath erfüllt sein würden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester der Kaiserin.

Seit einer Reihe von Jahren ist der Palast Montijo als einer der glänzendsten von Madrid bekannt. Aber es sind nicht allein die Pracht seiner inneren Räume, die Werke alter und neuer Kunst, mit denen die Staatszimmer geschmückt sind, sondern die feine Sitte, die vollendete Bildung seiner reizenden Bewohnerinnen, welche neben einer edlen Gastfreundschaft, die eben nicht sehr häufig in den Häusern der spanischen Großen gefunden wird, das Hotel Montijo zu den gesuchtesten der Hauptstadt machten.

Noch prächtiger, umfangreich wie ein Königsschloß, ist der Palast des Herzogs von Alba.

Dieser war seiner Zeit der ausgezeichnetste Cavalier am Hofe der Königin Isabella. Jung, ritterlich, von hoher geistiger Begabung, war er nicht minder wegen seiner persönlichen Vorzüge, als wegen seines hohen Ranges und seiner unermeßlichen Reichthümer überall gesucht und gern gesehen. Die Wohnungen der stolzesten Granden standen dem Herzoge zu jeder Tageszeit offen. Indessen blieb es nicht lange verborgen, daß er vorzugsweise nur einer der vielen hohen Familien in Madrid seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Es verging nämlich selten ein Tag, an dem der schöne Herzog nicht am Hotel Montijo vorfuhr, und das Gerücht, daß er sich um eine der drei anmuthigen Töchter des Hauses beworben, fand täglich mehr Eingang in der vornehmen Welt.

Längere Zeit blieb es jedoch auch dem schärfsten Auge der vielen Beobachter verborgen, welche von den drei blendenden Schönheiten die von dem Herzoge eigentlich Auserwählte sei. Seine Aufmerksamkeiten waren in der Oeffentlichkeit unter alle so gleich vertheilt, daß eine besondere Bevorzugung niemals zu unterscheiden war.

Es gab damals nach den Berichten von

Digitized by Google

Augenzeugen nichts Schöneres in Madrid, als der Anblick, den die Loge der Gräfin Montijo an einem Abend der Vorstellung in der Oper gewährte. Da sah man auf den ersten Sitzreihen die immer noch schöne Mutter, umgeben von ihren Töchtern, alle strahlend in blendenden Reizen, aber jede verschieden an Gestalt, an Alter und an bezaubernder Grazie. Die Augen der Gräfin glitten, so oft sie es unbemerkt glaubte thun zu können, mit einem Anfluge mütterlichen Stolzes über sie hin, wenn ihr Blick von der Musterung einer befreundeten Familie gegenüber auf die ihrem Herzen so theuern Kinder zurückfiel. Dahinter stand eine Elite von jungen Herren im schwarzen Frack, weißseidener Cravatte und feinen Pariser Glacehandschuhen, oder in reich gestickten Hof- und Generalsuniformen, mit dicken, goldenen Epauletten, auf der Brust oder doch wenigstens in einigen Knopflöchern glänzende Orden, die Stelle des Herzens bezeichnend, das manchen von ihnen vielleicht fehlte.

Aengstlich bewachten sie jeden Blick, jede Bewegung der Schönen, daraus einen Strahl oder ein Symptom bisher vergebens erflehter Hoffnung zu entnehmen. Unter Allen aber war der stolze Herzog von Alba der Einzige, dessen Blicke gar nichts verriethen.

Während der Zeit begann ein Herz zu erkranken unter vergeblichem Hoffen, in jener peinigenden Ungewißheit, welche schon so oft todbringend für die Liebe geworden. Jede Stunde, welche die Ungewißheit verlängerte, brachte sinnverwirrende Angst über ein schönes weibliches Wesen, dessen Wachsamkeit es bis dahin nicht hatte gelingen wollen, auch nur das leiseste Zeichen zu entdecken, ob sie, oder welche von den beiden anderen Schwestern die vom Herzoge Bevorzugte sei. Waren sie doch alle drei mit dem höchsten Liebreiz, alle in gleicher Weise mit geistigen Gaben vom Himmel so reichlich beglückt! Das schöne Mädchen aber, die jüngste von den Töchtern der Gräfin Montijo, besaß zu viel von der Kühnheit und Entschlossenheit einer Spanierin, als daß sie diese Ungewißheit auf Kosten ihres schon lange genug gefolterten Herzens hätte noch ferner ertragen können.

Ein von der Königin angesagter Maskenball sollte dazu dienen, ihr Gewißheit zu verschaffen. Die bei solchen Gelegenheiten gestattete Redefreiheit — wer hätte nicht mitunter die Wirkung süß und heimlich geflüsterter Worte auch in Deutschland beobachtet, obgleich die Maskenfeste bei uns nur ein schwacher Abglanz von denen sind, die in südländisch poetischer Begeisterung ihr Entstehen gefunden? — — sie sollte den Herzensqualen ein Ende machen, denen die eben so stolze als schöne Rosabella bei längerer Dauer unterliegen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Der Duft der Pflanzen rührt von einem eigenthümlichen Oel her, das sich aus den Blüthen und Blättern absondert. Dieses Oel bildet sich in den Pflanzen und bildete vor der Absonderung einen Theil derselben. Die Wurzeln haben ebenfalls ihre eigene Absonderung. Aus den Blättern verdunsten immerwährend wässerige Theile, die vorher einen wesentlichen Bestandtheil der Pflanze bildeten. Es findet deßhalb ein unausgesetzter Abgang Statt, und unmittelbares Verwelken erfolgt, wenn der Verlust nicht durch eine geeignete Nahrung ersetzt wird.

(Menschliche Art Krieg zu führen.) Die französische Armee unter Championnet kam im Herbst 1795 bei Frankfurt an und sollte ein Lager aufschlagen. Bei dem Anblick der weiten Ebene, von der gereiften Frucht bedeckt, die nur die Hand des Schnitters erwartete, hielt Championnet still und sagte zu den Officieren seines Generalstabs mit Thränen in den Augen: „Freunde, wir wollen nicht die Geschenke des fruchtbaren Landes mit Füßen treten; laßt uns nicht die Hoffnung des armen Landmanns zerstören. Ich will lieber noch einen Marsch ertragen und meinen angestrengten Körper später ausruhen lassen, als zweihundert Familien zu Grunde richten, die eben die Früchte ihres Schweißes einärnten wollten.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 98. Donnerstag, den 15. August **1861.**

Für die Pilger

zum

Säcularfeste der Domweihe in Speyer.

Melodie: Psalmenton 186.

Was kündet uns der Pilgerschaaren Menge,
Die allseits her zu einem Feste wallt,
Wo in dem lauten Ruf der Glockenklänge,
Der feierlich in Berg und Thal erschallt,
Wo in der Harmonie der Hochgesänge
Das Lied der Tausende fromm wiederhallt?
Es zeugt der Waller Zug, der Fahnen Wehen:
Das Wort des Herrn wird ewig nicht vergehen.

Nachdem am Rhein vor acht mal hundert Jahren
Der Oberhirt im Hohenpriester-Kleid,
Umringt von Menschen- und von Engelschaaren,
Den königlichen Bau dem Herrn geweiht;
Der Wechsel manche hat dies Haus erfahren,
Doch nie verschlang's die Fluth im Strom der Zeit;
Es kündet noch von seiner Thürme Höhen:
Das Wort des Herrn wird ewig nicht vergehen.

Es sah gebeugt der Christen Millionen,
Sie traten von der Erdenbühne ab;
Prälaten sah's auf Purpursitzen thronen,
Sie legten Mitra ab und Hirtenstab;
Und Kaiser sah's im goldnen Schmuck der Kronen,
Und sah sie wandern in das stille Grab;
Uns läßt's in seinem Bild das Zeugniß sehen:
Das Wort des Herrn wird ewig nicht vergehen.

Ob einstens in barbarisch wildem Wahne
An seine Schwelle drang der Frevler Zug,
Und dann entweihend der Zerstörung Fahne
Auf seine Zinn', auf Thurm und Kuppel trug;
Ob unterm Prall der brausenden Orkane
Verheerend an das Haus die Flamme schlug;
Verherrlicht sollt's aus Schutt und Asch' erstehen:
Das Wort des Herrn wird ewig nicht vergehen.

Die frevelnden Vandalen sind verschwunden,
Mit ihrem Gräul in Grabesgrund versenkt;
Sie alle haben längst ihr Loos gefunden,
Wie Ludwig, deß kein Ehrenmal gedenkt;
Ein andrer Ludwig sollt's in Huld bekunden,
Wie Gott der Menschen Plan zum Ziele lenkt;
Aus Trümmern sollte Glanz und Pracht erstehen:
Das Wort des Herrn wird ewig nicht vergehen.

So laßt uns denn zum hehren Tempel wallen!
Es leuchtet uns der ew'gen Wahrheit Bild;
Laßt uns erbau'n in seinen weiten Hallen,
Ergreifen dort des Glaubens starkes Schild,
Uns stärken dort am Fronaltar, wo Allen
Der Heilesborn des Gnadenlebens quillt —
Dir kündet's Aller Jubel, Dank und Flehen:
Das Wort des Herrn wird ewig nicht vergehen.

Da schließen wir den Bruderbund auf's Neue,
Des Einen Glaubens und der Eintracht Bund;
In Einer Mutterkirch' empfängt die Treue
Der Kinder all' — ein Sinn, ein Herz und Mund —
Von eines Bischofs Segenshand die Weihe —
Die Liebe sprossend aus des Glaubens Grund;
Wenn Erd' und Himmel fällt, wird fortbestehen:
Das Wort des Herrn wird ewig nicht vergehen.

Digitized by Google

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

Es war zwei Tage vor dem Wiegenfeste Victorinens, als diese in aller Stille vollzogene Verlobung stattfand; nie hatte demnach das junge Mädchen unter froheren Aussichten auf die Zukunft ein neues Lebensjahr angetreten. Auch herrschte an jenem Abende, wo zur Begehung ihres Geburtsfestes Victorine ihre Freundinnen und deren Familien im Hause ihrer Eltern um sich versammelt sah, wenigstens unter den jüngeren Leuten der Gesellschaft die heiterste Stimmung trotz der düsteren Physiognomie der drusischen Bevölkerung, aus der auf ein heranziehendes Gewitter zu schließen war.

Victorine und ihre Freundin Noëmie glichen in ihren glänzenden Balltoiletten zwei seltenen Blumen inmitten eines blühenden Gartens, umgeben, wie sie waren, von allen schönen Mädchen der in Deir-el-Kamar lebenden Consulatsfamilien.

Der innere Hofraum im Hause des Herrn Loiselay, nach orientalischer Sitte mit einer großen, weiß- und rothgestreiften Leinwand überspannt, diente der jungen Welt als Tanzsaal, während der ernstere Theil der Gesellschaft, die Väter und älteren Männer, theils Negocianten, theils diplomatische Agenten, sich in dem anstoßenden Salon, der durch offene Glasthüren mit dem Hofe in Verbindung stand, einer lebhaften, obwohl nur in halblautem Tone geführten Conversation überließen. Wer da eintrat, dem konnte es nicht entgehen, daß die hier Anwesenden sich unter dem peinlichen Gefühle einer gewissen Unruhe befanden: ihre Mienen waren sorgenvoll, ihre Gespräche ein flüsterndes Gemurmel, dessen Gegenstand die unheilverkündende Haltung der drusischen Bevölkerung bildete.

Meistens Männer, die durch langjährigen Aufenthalt in Syrien reich an Erfahrung waren und sich auf den Volkscharakter verstanden, tauschten die im Salon Versammelten ihre Ansichten über die Wahrnehmungen aus, die sie seit einigen Tagen hinsichtlich der verdoppelten Schweigsamkeit und dem geheimnißvollen Gebahren der Drusen gemacht hatten.

„Sie erinnern sich," sagte einer von den Gästen, „welch unbedeutende Veranlassung vor einem Jahre hingereicht hatte, daß die Maroniten in Akaba ermordet und ihre Häuser verbrannt wurden. Es war ein Streit zwischen einem drusischen Eseltreiber und einem maronitischen Ziegenhirten, in Folge dessen das ganze Dorf der unglücklichen Christen in einen Aschenhaufen verwandelt wurde und mehr als zweihundert friedliche Menschen in einer einzigen Nacht ihr Leben verloren. Die Wenigen, die sich durch die Flucht gerettet hatten, führten Klage beim Kamaikan. Dieser verurtheilte die Drusen zum Wiederaufbau der niedergebrannten Häuser und zu einer nicht unbedeutenden Geldbuße, allein es ist nun ein Jahr, daß dieser Urtheilsspruch erlassen wurde, und noch liegt das Dorf in Trümmern, noch ist nicht ein Piaster von der Entschädigungssumme bezahlt!"

„Verfluchtes Land," rief ein Anderer, „wo Drusen, Türken und Beduinen sich vereinigen, um den armen Christen den Aufenthalt unmöglich zu machen. Aber warum hat uns Frankreich dem erbärmlichen Protectorate der Pforte unterstellt? Statt des versprochenen Schutzes machen die türkischen Behörden mit den Drusen selbst gemeinsame Sache gegen uns."

„Ich habe mit Bestimmtheit vernommen, daß der heilige Krieg, wie sie es nennen, gepredigt werde," sagte ein Dritter.

Ein Schauer überlief alle Anwesenden.

„Der heilige Krieg!" rief Herr Loiselay.

„Ja, ich wurde von mehreren Seiten gewarnt," versicherte der, von dem diese beunruhigende Mittheilung gemacht worden war. „In einem anonymen Briefe aus Damaskus berichtet man mir, daß eine allgemeine Niedermetzelung der Christen beschlossen sei."

Eine Todtenstille erfolgte im Salon auf diese Worte, die nur durch die Accorde der Ballmusik und das muntere Lachen der Frauen und Mädchen im Tanzsaale unterbrochen wurde.

Die Väter dieser sorglosen Jugend warfen unwillkürlich einen Blick nach dem Hofe, der ihre höchsten Güter dieser Welt enthielt.

„Was würde aus diesen unglücklichen Geschöpfen werden," seufzte ein Greis, „wenn unsere Befürchtungen auf Wahrheit beruhten?"

In diesem Momente trat ein neuer Gast

Digitized by Google

in den Salon. Es war ein Mann von kräftig gebauter Figur, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er sich nicht leicht von ängstlichen Eindrücken beherrschen ließ, und doch war sein Gesicht bleich und sein ganzes Wesen ließ eine Aufregung erkennen, die auf alle Anwesenden einen sichtlichen Schrecken hervorbrachte.

„Ach, Sie sind es, Armand," rief ihm Herr Loiselay entgegen, indem er dem hastig Eintretenden die Hand reichte. „Aber um Gotteswillen, was ist Ihnen? Sie sehen ja ganz verstört aus. Was ist Ihnen begegnet?"

„Ich bin in der That außer mir," erwiderte der, den Loiselay Armand genannt hatte.

„Aber weßhalb?"

„Ueber die Nachricht, die ich soeben erhielt."

Die Männer schlossen einen engeren Kreis um den Neuangekommenen, auf dessen Gesichte die lebhafteste Bestürzung zu lesen war.

„Man erzählte mir soeben," berichtete Armand mit leiser Stimme, um von den Frauen nicht gehört zu werden, „daß sich die Drusen in ganzen Schaaren vom Libanon herab der Stadt nähern, daß sie unterwegs mehr als zwanzig Ortschaften plünderten und niederbrannten, und aller Wahrscheinlichkeit nach einen Angriff auf Deir-el-Kamar beabsichtigen. Sie sollen nicht mehr als eine Stunde von hier entfernt sein und warten ohne Zweifel nur noch auf ein von hier aus zu gebendes Signal, um uns zu überfallen."

„Aber von wem haben Sie diese Nachricht?" fragte man von allen Seiten.

„Von einem Augenzeugen der Scheußlichkeiten, die diese Banden in der Umgegend verübt haben, und der den Drusen vorauseilte, als er die Gewißheit hatte, daß sie sich Deir-el-Kamar nähern."

„Bah," erwiderte Cast, der eben aus dem Tanzsaale gekommen war und diese Mittheilung gehört hatte, „es ist nicht zu leugnen, daß es Leute gibt, die sich ein Geschäft daraus machen, die Gemüther zu beunruhigen. Wer weiß, ob Ihr Augenzeuge nicht zu dieser Sorte von Menschen gehört, die in ihrer Aengstlichkeit Alles übertreiben und aus einer Mücke einen Elephanten machen. Ich für meinen Theil halte zwar unsere Lage für eine ernste, allein noch glaube ich die Gefahr nicht so nahe."

„Wie kommen Sie zu dieser Zuversicht?" fragte Herr Loiselay.

„Aus einem Umstande, den gerade Sie am wenigsten unbeachtet lassen sollten," entgegnete Cast.

„Ich? . . . Wie so? Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie selbst waren es, der mir von der unbegrenzten Freundschaft erzählte, die Abul-Abbar, der Pantherjäger, für Sie und Ihre Familie hegt. Sie theilten mir Beweise derselben mit, die wahrhaft rührend sind, und ich selbst konnte mich von der Hingebung überzeugen, die er namentlich gegen Ihre liebenswürdige Tochter, gegen Fräulein Victorine an den Tag legt."

„Das ist wahr," erwiderte Loiselay. „Abul-Abbar hat uns in mehr als hundert Fällen eine Ergebenheit bewiesen, die man nur von einem wahrhaft seltenen Freunde erwarten darf. Seine Freundschaft ist eine seit langer Zeit oft erprobte; sie datirt von zehn Jahren her, wo er als Führer eines Reisenden zum ersten Male in mein Haus kam. Aber wie kommen Sie dazu, aus dieser Freundschaft auf einen geringeren Grad von Gefahr zu schließen, in der wir uns befinden sollen?"

„Weil Abul-Abbar, der alle Schlupfwinkel des Libanon so genau kennt, wie nur irgend einer von den Panthern selbst, die er tödtet, sich beständig in den Bergen aufhält, wo er nothwendigerweise ebenfalls Augenzeuge von den Scheußlichkeiten geworden wäre, die uns Armand berichtet. Wäre nun aber die Gefahr wirklich so drohend, so hätten wir ihn längst hier in unserer Mitte, um Herrn Loiselay und seine Familie zu warnen, um sie zu vertheidigen und Diejenige zu beschützen," fügte er, an den Herrn des Hauses gerichtet, hinzu, „die ihm, wie Sie mir selbst erzählten, vor drei Jahren, als er in Ihrem Hause an der Cholera erkrankte, durch ihre aufopfernde und sorgsame Pflege das Leben rettete."

„Sie können Recht haben," entgegnete der Negociant; „wenigstens habe auch ich zu Abul-Abbar's Anhänglichkeit das größte Vertrauen. Allein wer steht uns dafür, daß ihn die Drusen nicht daran hindern, zu uns zu kommen? Wer kann es wissen, ob er nicht vielleicht selbst ein Opfer ihrer mörderischen Ueberfälle geworden?"

„Auch in dieser Hinsicht bin ich ohne Sorge,"

Digitized by Google

erwiderte Cast. „Sie wissen, daß seine Kugel im ganzen Libanon gefürchtet ist und daß er unter diesem abergläubischen Volke in dem Rufe der Unverwundbarkeit steht."

Die wenigsten von Herrn Loiselay's Gästen fanden in der guten Meinung, die Cast von Abul-Abbar hatte, eine Garantie gegen die bestehende Gefahr, und kopfschüttelnd blieb man bei der Meinung, daß bald Christenblut fließen werde.

(Fortsetzung folgt)

Gemeinnütziges.

(Vertilgung der Wanzen.) Ein gutes Vertilgungs- oder Vertreibungsmittel dieser lästigen Insekten ist der Branntwein. Die Anwendung ist sehr einfach. In die Fugen und Höhlungen, in denen man solche vermuthet, schüttet man durch irgend einen Riß oder eine Spalte so viel von diesem gebrannten Wasser, daß es sich möglichst überall hin vertheilt. Aestige, winkelige oder sonstige Stellen, bei denen man nicht gut beikommen kann und wo wir diese Blutsauger vermuthen, beschütte man damit oder bestreiche sie mit einer in genannte Flüssigkeit getauchten Federfahne. Wiederholt man diese sehr einfache Verfahrungsart einige Mal, so wird man von diesen Peinigern nichts mehr verspüren. Schläft man in einem Bette, in dem solche Gäste herbergen, so bestreiche man vor dem Schlafengehen Hände, Füße und Hals mit Branntwein und man wird für 1 oder 2 Kreuzer eine ruhige Nacht haben. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß in den Häusern, in denen Schreiner, Glaser und Tüncher wohnen, diese Ruhestörer sich sehr selten einbürgern, weil sie die laut riechenden Farben meiden, weßhalb Manche auch grünen Hanf, Nußlaub ꝛc. in Bette streuen, um sie zu vertreiben. Wie überhaupt Reinigung das allerbeste Mittel ist, derartige Geschöpfe, die ihre Herberge in der unmittelbarsten Nähe des Menschen und übrigen Thiere aufgeschlagen haben, zu vertreiben, so ist sie bei den verrufenen Wanzen ganz besonders nöthig. —

Lebensphilosophie.

Kinder sind unsterblich, denn sie wissen nicht, daß sie sterben müssen.

Undankbarkeit ist eine verrufene Münze und doch überall im Umlauf.

Der einzige Weg, einen Freund zu erwerben, ist: ein Freund zu sein.

Verschiedenes.

Eine Wiener Kammerzofe schmollte mit ihrem Liebhaber, einem Berliner Tischlergesellen, und wollte ihm kurz und gut alle Bekanntschaft aufsagen, wenn er sich nicht einen andern Rock schaffen würde, indem er in diesem viel zu schofel aussähe, als daß sie länger mit ihm ausgehen könne. — „Du beleidigst mir, Jeliebte, wenn Du jlobst, det ick kenen andern Rock habe. — Hör' mal, det könnte mir fuchtig machen." — „Nu, wenn Du'n andern Rock hast, warum ziehst ihn denn nid an?" fragte die Schöne verwundert. — „Wie kann ick doch?" entgegnete der Liebhaber, „er is man noch viel schlechter, als dieser da."

Soldaten-Ideal. (Während des Zapfenstreiches kommen zwei Soldaten aus dem Wirthshause): „Und i sag' Dir, Stuhlmüller, und denk' an mich, daß es wahr is und daß ich Recht hab; es ist nix beim Militär und wird nix beim Militär, bis nit jeder Soldat seinen Hausschlüssel hat."

Als eine Dame die Zeitungsanzeige las, daß ein berühmter Sänger zu Limburg an der Lahn gestorben sei, rief sie verwundert aus: „Wie mancherlei Krankheiten gibt es doch! Ich hatte bisher noch nie Etwas von der Lahnkrankheit gehört."

Ein Irländer beklagte sich über seinen Arzt, derselbe hätte ihm mit seinen Arzneien den Magen so verdorben, daß er noch lange nach seiner Genesung krank gewesen sei.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kränzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 99. Samstag, den 17. August **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

„Sie haben zu Ihrem Familienfeste doch auch den Scheik eingeladen?" fragte Jemand aus der Gesellschaft.

„Ja," versicherte Herr Loiselay, „und nicht nur diesen, sondern auch den türkischen Aga."

„Nun," entgegnete man, „und doch ist weder Malun-Chatun, noch Osman-ben-Affah hier. Sonst fehlen diese Beiden nirgends, wo sich eine Gelegenheit bietet, ihre lüsternen Augen an unsern unverschleierten Frauen und Töchtern zu weiden. Sie müssen gestehen, daß ihr Wegbleiben ein schlimmes Zeichen ist."

Ein beistimmendes Gemurmel folgte auf diese Bemerkung, doch verstummte dasselbe schnell wieder, da im nächsten Augenblick Victorine in den Salon gesprungen kam und ihren Vater benachrichtigte, daß soeben der Scheik und der Aga angekommen seien.

Herr Loiselay warf einen triumphirenden Blick auf seine Gesellschaft, als ob er damit sagen wolle: „Ihr seht, eure Befürchtungen sind grundlos!" Dann verschwand er, um den beiden Beamten entgegen zu gehen und sie in seinem gastlichen Hause zu begrüßen.

Malun-Chatun und Osman-ben-Affah waren Männer von zu hoher Wichtigkeit, um nicht auch von den Europäern mit äußerster Rücksicht und Zuvorkommenheit behandelt zu werden. Ersterer, ein angehender Vierziger, hatte die stolze Haltung eines Mannes, der sich seiner Macht bewußt ist. Er trug den Kopf hoch und seine Blicke maßen Jeden, der in seine Nähe kam, mit der wegwerfenden Verachtung, zu der er sich gemäß seiner hohen Stellung als Scheik der Druſen für berechtigt hielt.

Osman-ben-Affah dagegen, von geschmeidigerem Naturell, von weniger brutalem als hinterlistigem Charakter, ein Mann von einigen fünfzig Jahren, galt für einen blutdürstigen Fanatiker, der unter der gleißnerischen Maske herablassender Güte seine bestialischen Begierden zu verbergen suchte. Auch war er es, der die Zuvorkommenheiten des Herrn Loiselay mit einem cordialen Händedruck erwiderte, während der Scheik mit kaltem Ernste grüßte und sich den Damen gegenüber darauf beschränkte, sie mit seinen kleinen stechenden grauen Augen zu mustern.

Besonders schien Victorine seine Aufmerksamkeit zu fesseln; wenigstens hielt er seinen Blick mit solcher Dreistigkeit und so lange auf sie geheftet, daß das junge Mädchen tief erröthete und sich in ihrer Verlegenheit hinter ihre Freundinnen zu verbergen suchte.

Henri von Villeneuve bemerkte die Bestürzung seiner Braut. Er eilte auf sie zu, um sie nach der Ursache derselben zu befragen. Victorine versicherte ihm, daß der Blick des Scheik wie der eines Basilisken auf ihr geweilt und daß es ihr geschienen, als habe sich dabei sein Mund zu einem boshaft höhnischen Lächeln verzogen.

Der junge Graf machte Miene, sich dem Unverschämten zu nähern, um ihn zurechtzuweisen, Victorine aber hielt ihn bebend zurück.

„Bedenken Sie, daß er unser Gast ist," rief sie erschrocken, „und daß der ganze Zorn dieses fürchterlichen Menschen auf das Haupt meines Vaters fiele, wenn er hier beleidigt würde."

Der junge Graf ließ sich beschwichtigen. Er sah ein, daß Victorine Recht hatte; sein trotziger Muth beugte sich vor der verständigen Warnung des geliebten Mädchens.

Digitized by Google

Diese ganze Scene dauerte nur einige Augenblicke und entging allen Anwesenden; nur von einer einzigen Person war die Aufregung bemerkt worden, in der sich Henri dem jungen Mädchen genähert hatte: diese Person war Noëmie, die schöne Jüdin, mit der der Graf eben noch gesprochen und die derselbe wegen Victorinen so plötzlich und ungestüm verlassen hatte, daß sie förmlich darüber erschrack. Mit glühendem Auge verfolgte Noëmie den Franzosen, als er sich ihrer Freundin nahte, und mit dem Scharfsinne der Eifersucht errieth sie, was zwischen Victorine und Henri vorging. Die Erregtheit, in der Graf Villeneuve mit Victorinen sprach, die finstere Wolke, die über seine Stirne zog, während er den Scheik mit kühnem Blicke maß, die Röthe auf den Wangen ihrer Freundin, die rasche Bewegung, mit der Victorine abwehrend und zurückhaltend ihre schöne kleine Hand zitternd auf den Arm des Grafen legte, Alles dieses waren eben so viele Dolchstiche in das Herz der schönen Jüdin, die krampfhaft ihre Lippen zusammenpreßte, während sich ein schwerer Seufzer ihrer Brust entrang.

Inzwischen setzten Olivier Cast und die übrigen Herren ihre Conversation fort, die durch das nicht mehr erwartete Erscheinen der beiden Muselmänner in ein neues Stadium getreten war.

„Wenn wir ernstlich und zwar jetzt schon bedroht wären," sagte Cast, „so würde der Scheik sich nicht hierher gewagt haben. Müßte er nicht befürchten, daß wir ihn hier bei dem geringsten Anzeichen von Gefahr als Geisel festhalten würden?"

„Was wäre dabei gewonnen?" entgegnete man ihm. „Er würde sich durch die heiligsten Versprechungen seine Freiheit erkaufen, um sich sodann um so fürchterlicher an uns zu rächen."

„Aber Ihre Entmuthigung geht zu weit!" rief Cast unwillig. „Leben hier nicht dreitausend Christen, unter welchen doch mindestens achthundert streitbare Männer sind, die sich und ihre Familien vertheidigen können?"

„Wissen Sie nicht, daß man sämmtliche Maroniten entwaffnet hat," erwiderte Armand, „und daß die Druſen nur dann angreifen, wenn sie an Stärke zehnmal überlegen sind? Sie werden die armen Christen im Schlafe überfallen, denn längst ist feiger Meuchelmord ihre Losung."

„Aber was wäre denn im Falle eines Angriffs zu thun?"

„Im Fall eines Angriffs ist nur in der Flucht allein noch Heil zu suchen."

Olivier knirschte mit den Zähnen.

„Fliehen," rief er, „vor so feigen Banditen! O hätte ich nur eine einzige Schwadron meiner afrikanischen Jäger hier, wie wollte ich diese Wichte bedienen! . . . Indessen," fügte er hinzu, „halte ich die Gefahr nicht für so dringend, ich wiederhole es. Abul-Abbar ist mir in dieser Hinsicht ein sicherer Barometer."

Armand stand der Eingangsthüre in den Hof gegenüber, der Olivier den Rücken kehrte.

„Nun," sagte er erbebend, „wenn Ihr Barometer sicher zeigt, so machen wir uns auf das Schlimmste gefaßt, denn hier ist Abul-Abbar!"

In der That schlich sich in diesem Augenblick der Pantherjäger längs der Mauer des Gebäudes durch den Hof; er suchte sich hinter den Tanzenden zu verbergen, um unbemerkt den Salon zu erreichen.

Olivier Cast ging ihm entgegen.

„Was bringst du Neues?" fragte der Franzose in höchster Spannung.

„Nichts Gutes!" erwiderte Abul mit gedämpfter Stimme.

„Wie?"

„Beit-el-Lahm und Bostra im Ejalet Damaskus sind niedergebrannt. Die Horden von Kurschid-Pascha plünderten und mordeten bis dicht vor den Thoren von Beyrut. Ueberall wird der Djihad verkündet und der ganze Libanon steht unter Waffen."

„Aber warum hast du uns nicht früher gewarnt?" rief Olivier vorwurfsvoll.

„Ich war in Aleppo, als die Schlächtereien wie auf einen Wink gleichzeitig begannen."

„Wie steht es in Damaskus?"

„Damaskus wird eben so gewiß an die Reihe kommen wie Deir-el-Kamar."

„Du glaubst?"

Es war Mitternacht. Die lustigen Klänge der Musik rauschten durch das festliche Haus, und heiterer denn je drehte die sorglose Jugend sich im fröhlichen Tanze, als plötzlich außen ein gellender, herzzerreißender Schrei die Luft durchschnitt und die Pulse der ganzen Gesell-

Digitized by Google

schaft zum Stocken brachte. Todtenstille herrschte einen Moment lang in diesen eben noch so belebten Räumen, bis ein wohlgenährtes, heftiges Flintenfeuer in den Straßen von Deir-el-Kamar über den Ausbruch der gefürchteten Katastrophe keinen Zweifel mehr zuließ.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester der Kaiserin.

(Fortsetzung.)

Nur zwei Personen, eine ihr treu ergebene Tante und ihr Kammermädchen, waren von Rosabella in ihr Vorhaben eingeweiht.

Rosabella schützte Kopfschmerz vor, und so ertheilte die Gräfin Montijo, obgleich unter einigem Zögern, ihrem theueren Kinde die Bewilligung, von einem Feste zurückzubleiben, auf das man sich allseitig schon lange gefreut hatte. In dem Augenblick, als die gräfliche Equipage aus dem Palast rollte, trug Rosabella den Kopf tief verhüllt unter den seidenen Decken ihres Bettes. Neben dem Lager saß die Tante, mit der schönen Nichte vor der Zeit den rechten Augenblick zum Handeln berechnend, während die Dienerin im Vorzimmer Wache haltend der Befehle ihrer Dame gewärtig blieb.

Eine halbe Stunde mochte so verflossen sein, als sich Rosabella rasch von ihrem Lager erhob. Statt des prachtvollen mythologischen Costüms, welches Tags zuvor für sie ausersehen war, nahm die junge Gräfin den bereit gehaltenen einfachen schwarzen Domino, um ihre schöne Gestalt bis zur Unkenntlichkeit darin zu verhüllen. Die Lichter wurden ausgelöscht bis auf das kleine Flämmchen in der silbernen Nachtlampe, dann schritt sie unter dem Schutze der Tante dem Königspalaste zu, wo sie das Schicksal um ihre Zukunft zu befragen den kühnen Entschluß gefaßt hatte.

Der große Ballsaal und die anstoßenden Gemächer entfalteten an diesem Abend eine fast nie zuvor gesehene Pracht. Der Schimmer der zahllosen Kerzen, die sich in den Spiegelwänden verdoppelten, der süß berauschende Duft des Blüthenhaines, in den die weiten Räume verwandelt waren, mahnte an des Orients fabelhafte Pracht.

Der erste Eindruck war fast bewältigend für Rosabella. Doch schon im nächsten Augenblick hatte der Gedanke an den Grund ihres Hierseins sie wieder gekräftigt. Der sie belebende Sinn war das Auge, für ihn, den ihr durchdringender Blick nach wenigen Minuten unter dem Auf- und Niederwogen der glänzenden Gesellschaft erkannt hatte. Er war es, der stattliche Herzog von Alba, den sie an dem prachtvollen Costüm erkannte, das man in dem dem Feste vorangehenden Familienrathe für ihn auserwählt hatte.

Bald hatte sie den Weg zu dem Platze gefunden, wo der Herzog nach seiner Gewohnheit in lebhafter Unterhaltung mit den Gräfinnen Montijo begriffen war. Ohne Furcht in ihrer dichten Verhüllung erkannt zu werden, berührte sie leicht seine Schulter und richtete nach Maskenbrauch mit veränderter Stimme, in fast muthwilligem Tone die Frage an ihn: „ob er es abschlagen würde, mit einer Dame zu tanzen, die den Ball in der einzigen Absicht besucht habe, eine Frage mit dem edlen Don Juan von Austria zu erörtern?“ Es war die Maske, welche der Herzog für die Nacht erwählt, die ihn von Anbeginn des Festes zum Gegenstand allgemeiner Beobachtung gemacht hatte. Sowohl sein wirklicher, als der für den Abend angenommene Charakter machten es dem Herzoge zur Pflicht, dem Wunsche der schwarzen Dame ohne Zögern Folge zu geben. Sich bei den Gräfinnen beurlaubend, reichte er in verbindlicher Weise der Unbekannten die Hand, um sie zu der Quadrille zu führen, welche eben unter dem strahlenden Kronleuchter in der Mitte des Saales ihre Stellung einnahm.

Wer hätte es in diesem Augenblicke vermocht, die Gefühle der jüngsten Gräfin Montijo, das ungestüme Schlagen ihres Herzens zu schildern, als sie entschlossen war, ein Geständniß von dem Manne zu erringen, für den sie das Höchste an diesem Abend gewagt hatte!

Wenige, aber inhaltschwere Worte waren es, die sie ihm zuflüsterte. „Es beruht eine Seligkeit darauf, Herr Herzog, von Ihnen jetzt Wahrheit zu hören; das Glück oder das Weh nicht einer Einzigen, — auch das Anderer, die Ihnen theuer zu sein scheinen, hängt von der Antwort ab, die ich von Ihnen als einem Cavalier zu erwarten das Recht habe.“

Digitized by Google

Die Maske verbarg den Eindruck, den die hastig an ihn gerichteten Worte auf ihn machten. Rosabella aber sah die blitzenden Augen, mit denen er sie zu erkennen sich bemühte, als sie gleich darauf im Walzer an seinem Arme die weiten Räume des Saales durchflog.

„Wird der edle Juan von Austria einer Dame die Antwort schuldig bleiben auf die Frage, welche von den Montijo's die Glückliche ist, der er sein Herz geschenkt? Erklären Sie sich, Herr Herzog, antworten Sie, welche von den Damen die Begünstigte ist. Es ist der Auftrag, den ich an Sie habe. Ich beschwöre Sie, Altezza, bei der schmerzensreichen Jungfrau! Ihr Zögern bringt unnennbares Unheil über das edele Haus der Montijo!"

Rosabella fühlte, wie bei diesen hastig, zwar leise, aber ihm hinreichend verständlich geflüsterten Worten des Herzogs Hand, welche die ihrige hielt, kaum merklich zuckte; er machte eine leichte wie abweisende Bewegung, in dem Augenblick als die Tour des Walzers ihn wieder mit seiner Tänzerin in die bunten Wirbel der Quadrille verwickelte. Der Herzog, welcher an dem Zittern des auf seiner Schulter ruhenden Armes auf eine seine Tänzerin überkommende Erschöpfung glaubte schließen zu müssen, war im Begriff, sie zu einem Divan zu geleiten, der aus einem Gebüsch blühender Oleander, womit eine weite Nische kunstvoll drapirt war, zur Erholung und Ruhe einladend hervorblickte. Schon war er geneigt, das Ganze für einen etwas outrirten Maskenscherz zu halten, als ein leises Halt! von einem stärkeren Handdruck seiner Dame begleitet, ihn vom Gegentheil überzeugte.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Nur selten ist das Glück der Tugend Preis.

Unglückliche lernen das menschliche Herz am besten kennen.

Ein Einziges auf Erden ist nur schöner und besser als das Weib — das ist die Mutter.

Verschiedenes.

(Kometen und Frauen.) Die Kometen entsprechen ohne Frage vielen weisen und guten Zwecken in der Schöpfung, so die Frauen. Kometen sind unbegreiflich, excentrisch, schön, so die Frauen. Kometen strahlen stets mit einem ganz besondern Glanze, in recht dunkler Nacht aber glänzen sie am schönsten, so die Frauen. Kometen setzen die Gelehrtesten in Verlegenheit, wenn sie versuchen, in ihr Wesen einzudringen, so die Frauen. Kometen erregen die Bewunderung der Philosophen wie des albernen Bauern, so die Frauen. Kometen — doch man darf nicht Alles sagen, sonst dächten die Leser gar nichts mehr.

Bei einem fürchterlichen Unwetter sah ein Weißer einen Neger, der vorsichtig seinen Hut unter seinem Rock verborgen hielt und den Kopf ruhig naß werden ließ. „Aber Pompeji, Dein Kopf wird ja ganz naß," rief ein Vorbeigehender aus. „Hi, hi, hi," lachte der Neger und zeigte ein paar Reihen Zähne, die seinen Schädel förmlich in zwei Hälften zu theilen schienen, „Hut gehört mir, Kopf gehört Massa!"

Warum sehen unsere Männer nicht darauf, daß die Frauen sich mehr in der Küche beschäftigen? — Weil sie wissen, daß sie zu viel kosten?

Charade.

Mein Erstes, wißt, in jedem Reiche,
Trotz der verschiednen Sitten und Gebräuche,
Ist's ein Mal nur, und auch in großer Zahl.
Mein Zweites treibt in jedem Stande,
Zur Lust und Unlust, als Original,
Und als Kopie sein Wesen überall,
Auch ohne Harlequinsgewande.
Mein Ganzes dankt dem Ersten nur
Sein Dasein, spielt Karrikatur,
Verfolgt im Scherz der Wahrheit Spur,
Würzt Albernheiten mit Verstande
Und wich der feineren Kultur.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 100. Dienstag, den 20. August **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

2.

Die todtenähnliche Erstarrung, von der alle Gäste des Herrn Loiselay betroffen waren, dauerte nur einige Secunden, aber diese Secunden kamen einem Jahrhunderte gleich, so ungeheuer war die Angst und das Entsetzen, welches sie in sich faßten.

Der furchtbare Schrei, den man von draußen herein gehört hatte, war verklungen, das Knattern des Gewehrfeuers verstummt, und Todtenstille herrschte im nächsten Augenblicke, der dieser ersten Ankündigung eines gräßlichen Drama's folgte.

Unbeweglich, mit dem Ausdruck panischen Schreckens auf den erblaßten Gesichtern, wie durch einen bösen Zauber plötzlich zu Statuen verwandelt und wie gelähmt mitten in der momentanen Bewegung oder Stellung eines jeden Einzelnen, boten die Gäste des Herrn Loiselay den Anblick einer plastischen Gruppe, wie sie kein Künstler in Darstellung lebender Bilder von ergreifenderer Wirkung zu ordnen vermocht hätte.

Plötzlich gellte wieder ein Schrei durch die Luft, der wie elektrisirend auf die Gelähmten wirkte. Das Leben kehrte in die betäubte Versammlung zurück und mit dem Leben das Bewußtsein dessen, was Jedem drohte. Es war dieser Schrei im Salon des Herrn Loiselay selbst ausgestoßen worden und zwar von Olivier Cast, der als erstes Opfer meuchlerischer Mordlust von dem Yatagan des Aga tödtlich getroffen zu Boden stürzte. Es schien, als habe Osman-ben-Assah damit das Signal zum Beginne der darauffolgenden Schlächterei gegeben, denn gleichzeitig brach eine Horde von 200 Dämonen durch die zertrümmerte Thüre in den Hof und wälzte sich mit der blanken Waffe in der Hand gleich einer Lawine auf die wehrlosen Gäste.

In zwei Minuten war das ganze Haus von Bewaffneten überfluthet, in zwei Minuten nur mehr Tod und Verderben, wo eben noch die Lust eines fröhlichen Festes gewaltet hatte.

Die Scene, die nunmehr statt fand, vermag keine Feder zu beschreiben: es war eine satanische Orgie, bei der sich die Drusen wie wilde Bestien im Blute berauschten.

Und wie im Innern des Hauses einerseits das Knallen der Schüsse, das Klirren der Waffen, das Toben der in ihrer unersättlichen Wuth wie die Schakale der Wüste heulenden Mörder, andererseits das Stöhnen der zum Tode Getroffenen, das Wimmern der Verwundeten, das Jammern und Flehen der Frauen die Luft erschütterte, so ertönte außen auf den Straßen gleich einem schauerlichen Echo dasselbe gräßliche Lärmen, dasselbe Getöse eines ungleichen Kampfes, in welchem immer zehn Drusen über einen Christen herfielen und ihn mit unmenschlicher Grausamkeit dem Tode überlieferten.

Gleich beim Beginne des Gemetzels hatten die Drusen die Stadt an vier Ecken angezündet, und bald verdunkelte das hochauflodernde Feuer den Glanz der Sterne und vermehrte die entsetzliche Verwirrung.

Weder Frauen noch Mädchen, weder Greise noch Kinder wurden geschont, und Madame Loiselay, die auf ihre Tochter zugestürzt war, um sie zu schützen, fiel eine der ersten unter den wüthenden Streichen der unbarmherzigen Kannibalen.

Digitized by Google

Esau, der Vater Noëmie's, hatte mit dem Kolben einer Flinte einen Stoß auf die Brust erhalten und war bewußtlos niedergesunken.

Victorine und Noëmie, sich gegenseitig an einander klammernd, warteten auf den Tod, der auch sie ereilen mußte. Vor ihnen stand Henri, der mit seinem Körper die beiden Mädchen deckte. Mit einem Yatagan bewaffnet, den er einem Druſen entrissen hatte, war er entschlossen, sie bis zu seinem letzten Athemzug zu vertheidigen, ihr und sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Abul-Abbar war, als er Olivier Cast zu Boden hatte stürzen sehen, mit einem einzigen Satze, wie ein Tiger, der seine Jungen vertheidigen will, auf ihn zugesprungen. Ohne den Verwundeten aber zu erreichen, sah er sich im nächsten Augenblick von den hereinbrechenden Druſen umringt und gleichzeitig von mehr als zwanzig entblößten Yatagans bedroht, bis die Druſen ihn erkannten und mit abergläubischer Furcht vor ihm zurückzuweichen begannen.

Als Augenzeuge von der Ermordung seiner Frau wahnsinnig vor Schmerz und Wuth hatte Herr Loiselay eigenhändig den feigen Mörder erwürgt; dann aber trieb die Vaterliebe ihn zu seiner Tochter und er eilte ihr zu Hilfe.

Noch immer umzingelte eine ganze Schaar von Banditen die beiden Mädchen; aber noch hatte keine Kugel sie getroffen, noch hatte keine Spitze eines Dolches bis zu ihnen Bahn gefunden. Sie standen aufrecht und sahen mit weit aufstarrenden Augen auf die Scenen um sich her: es lag in ihren Blicken eine Art Stumpfsinn, eine Erstarrung, in der sie kaum zu begreifen schienen, was hier geschah. Das namenlos Gräßliche, was sich vor ihnen zutrug, hatte sie der Fähigkeit beraubt, zu denken.

Daß sie noch lebten, war dem Scheik zu danken, der seiner Bande zugerufen hatte, sie zu schonen und nur den Giaur zu tödten, der vor ihnen als Beschützer stand. Allein den Grafen tödten, ohne daß der tödtliche Streich auch die beiden Mädchen getroffen hätte, war Sache der Unmöglichkeit, denn wenn Henri sie mit seinem Körper deckte, so bildeten umgekehrt Victorine und Noëmie gleichzeitig einen Schutz für ihn, da alle drei so beisammen standen, daß sie gleichsam nur eine einzige Masse bildeten. Herr Loiselay war mit äußerster Kraftanstrengung, mit einer Energie, wie nur die Verzweiflung verleiht, bis zu seiner Tochter durchgedrungen. Aus mehreren Wunden blutend hatte ihn aber, bei ihr angelangt, die Kraft verlassen und er war verscheidend dem Kinde zu Füßen gesunken.

Mit einem gräßlichen Schrei schien Victorine aus ihrer Lethargie zu erwachen, als sie ihren Vater blutend vor sich zu Boden stürzen sah. Sie bückte sich zu ihm herab, fiel neben ihm auf ihre Kniee und umklammerte ihn mit convulsivischer Gewalt.

Dies war der für die Gegner des Grafen günstige Moment, um den Streich zu führen, der ihn tödten sollte. Schon schwangen die Druſen ihre Säbel über seinem Haupte, schon drohten die scharfen Klingen auf ihn niederzusausen, als ein herkulischer Hieb mit einer umgekehrten Flinte dieselben in die Höhe schlug und gleichzeitig drei Druſen niederschmetterte. Der junge Graf ward abermals gerettet und Abul-Abbar war es, dem er sein Leben zu danken hatte.

Unterdessen aber hatten der Scheik und der Aga diesen Zwischenfall benutzt und die beiden Mädchen gewaltsam mit sich fortgerissen. Ein Knäul von Druſen schob sich zwischen letztere und ihre Beschützer, so daß Victorine und Noëmie aus dem Hause entfernt waren, bevor Henri oder Abul-Abbar es verhindern konnten.

Wie ein verwundeter Löwe aufspringend, als er die gewaltsame Entführung seiner Braut mit ansehen mußte, wollte sich der Graf nachstürzen, aber ein furchtbarer Kolbenhieb traf ihn auf die Stirne und warf ihn nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester der Kaiserin.

(Schluß.)

Der verhängnißvolle Augenblick für Rosabella war gekommen. Ihr Herz wogte hoch auf, dann — krampfte es heftig zusammen wie im letzten Zucken des Lebens, als sie die frühere Frage wiederholte, und der Herzog nun, wie es seine unbefleckte Ehre gebot, zum ersten Male den Gegenstand seiner Liebe mit einem Namen bezeichnete. — Es war — die älteste Tochter der Gräfin Montijo, der er

Digitized by Google

mit seiner Liebe sein Leben zu weihen und noch am selbigen Abend die bestimmte Erklärung zu machen entschlossen war.

So war denn die letzte Hoffnung Rosabella's gebrochen. Die Unglückliche hatte sich selbst in Enträthselung des langen, bangen Geheimnisses den unwiderruflichen Spruch ihres Schicksales geholt.

Ein leiser Aufschrei war Alles, was der Herzog vernahm, und wie von unsichtbarer Hand entführt, war der schwarze Domino verschwunden. Das Gedränge im Ballsaal und das Wogen in den Corridors des weitläufigen Königspalastes schloß sich wie Meeresfluthen hinter der unbemerkt Davoneilenden. —

Wohl dürfte es schwer sein, Rechenschaft über die Gedanken des Herzogs zu geben, als er zu den Damen zurückkehrte, die es nicht gewohnt waren, so lange von ihrem Begleiter verlassen zu sein; indessen wurde nicht die mindeste Veränderung in der Unterhaltung des Herzogs bemerkt, die er da fortsetzte, wo sie durch die Ankunft des schwarzen Domino's war unterbrochen worden.

Bei dem auf den Ball folgenden Banquet, welches die Elite der Residenz an der Tafel der Königin vereinigte, wollten jedoch einige der vornehmen Gäste aus den freudestrahlenden Gesichtern des Herzogs von Alba und der ältesten Tocher der Gräfin Montijo die Schlußfolgerung ziehen, daß ein besonders glückliches Ereigniß dieses Abends es sein müsse, welches den edelen Zügen des hohen Paares ein noch höheres als das gewöhnliche Interesse verleihe.

Rosabella war ohne Begleitung, gleich einem gehetzten Reh, durch die bereits menschenleeren Gassen von Madrid geeilt. Schwankend hatte sie die Stufen einer zum Palast führenden Hintertreppe erreicht. Vom Fieberfrost geschüttelt betrat sie ihr einsames Gemach. Das Blut jagte heftig pulsirend vom Herzen zum Kopfe — es war, als sei dieser von der Gluth des Wahnsinns erfaßt. Gebrochen an Seele und an Körper, vernichtet sank sie auf das Lager, welches sie einige Stunden zuvor verlassen hatte, um sich die Verzweiflung zu holen, welche lange Zeit an ihrem Leben zehren, sie unempfänglich für alle Freude machen sollte, der ihr fröhliches Herz sonst so leicht zugänglich gewesen war. —

Das Morgenroth begann die leicht gekräuselten Fluthen des Manzanares zu färben, als die Gräfin Montijo mit ihren beiden Töchtern vom Feste zurückkehrte. Alle waren in der heitersten Stimmung; doch die glücklichste — war die älteste Tochter des gräflichen Hauses. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihrer theuren Rosabella noch während der Nacht das Glück zu verkünden, welches ihr die Erklärung des Herzogs von Alba gebracht. Leise öffnete sie die Thür des Schlafgemaches; kaum hörbar nahete sie dem Bette, auf welchem sie die Schwester in ruhigem Schlafe zu finden hoffte. Aber — mit einem Schrei des Entsetzens fuhr sie zurück, als sie die Schwester, die sie am Abend nur von einem leichten Unwohlsein befallen, in ihr Nachtgewand gekleidet verlassen, in einen schwarzen Domino gehüllt vom Lager halb herabgesunken erblickte, in der Hand die gewaltsam zerknitterte Maske. Laut rief sie den Namen der geliebten Schwester, aber keine Antwort erfolgte.

Das Entsetzen der Geängstigten wurde gesteigert, als sie bei einem Strahle des Mondes, welcher die schaurige Scene streifte, gewahrte, wie die vor ihr ausgestreckte Gestalt ohne alles Bewußtsein war und daß Krampf die bleichen Züge bis zur Unkenntlichkeit entstellt hatte. Es war der Tod, der auf diesem sonst so schönen Gesicht sein rasches Herannahen verkündigte.

Ihr wiederholter gellender Ruf versammelte endlich die Ihrigen, die sich schon zurückgezogen hatten, am Lager der Sterbenden. Mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl erkannten sie die Bestätigung von der furchtbaren Ahnung, welche die ältere Schwester im Augenblick ihres letzten Aufschreies durchzuckt hatte. Aerztlicher Beistand kam eben noch zur rechten Zeit, um kräftige Gegenmittel gegen den Stoff anzuwenden, dessen Natur aus dem geringfügigen Inhalt einer kleinen am Boden liegenden Phiole erkannt wurde.

Jeder erdenkliche Beistand wurde der heftig Leidenden gewährt, und so gelang es, daß die Folgen von Rosabella's geistiger Abirrung nach einigen Monaten fast gänzlich gehoben waren. Selbst der moralische Schmerz, den Herzog als den künftigen Gemahl einer Andern zu wissen, schien endlich aus ihrem Herzen gewichen.

Digitized by Google

Allgemein wurde angenommen, daß Rosabella dem Einfluß der hochherzigen Braut zunächst ihre Heilung zu verdanken habe. Diese bestand fest darauf, die theure Schwester nicht eher zu verlassen, um einen Namen anzunehmen, der nach dem des Königs der höchste in Spanien war, bevor sie nicht die völlige Ueberzeugung gewonnen, daß die Verzweiflung wegen ihrer unerwiderten Liebe aus Rosabella's Seele gänzlich gewichen sei.

Das ist die Geschichte, die man sich bei Gelegenheit des Todes der in Madrid hochgefeierten schönen Herzogin von Alba allgemein dort erzählte. Sie wurde vielseitig auch in Paris von hochgestellten Personen erzählt, die Gelegenheit gehabt, mit dem gräflichen Hause der Montijo in Verbindung zu treten. —

Das Matte in den edelen Gesichtszügen, ein mitunter rasch hinter einander folgendes Zucken der Augenlider, welches man an der Gräfin Rosabella Montijo bemerkt, die seitdem eine von der Welt hochgeachtete Gattin und Mutter geworden, sind verschiedentlich als Bürgschaft für die Wahrheit unserer Mittheilung erwähnt worden.

Neben den aufopfernden Bemühungen der Herzogin von Alba ist es jedoch wohl insbesondere den großen geistigen Anstrengungen ihrer jüngern Schwester beizumessen, daß nicht Beide, einem hoffnungslosen Gefühle nachgebend, wie das eigene so auch das Glück der Ihrigen für längere Zeit, wenn nicht etwa für immer, gestört haben.

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen aufgesprungene Hände.) Man schmilzt ¼ Pfund weißes Wachs, mischt darunter 2 Loth Mandelöl und bereitet daraus eine Salbe. Mit dieser bestreicht man alle Abende die Hände und zieht über Nacht Handschuhe an. Nach kurzem Gebrauch dieses Mittels werden die Hände geheilt sein.

Lebensphilosophie.

Unter Fremden enthalte dich alles Urtheils über bedeutende Personen, über politische Zwecke und Unterhandlungen, über Religion und religiöse Verbindungen.

Wer auf seinen Körper losstürmt, der verschwendet ein Gut, welches oft allein hinreicht, ihn über Menschen und Schicksal zu erheben.

Man muß die Menschen studiren, wenn man im Umgang auf sie wirken will.

Verschiedenes.

Ein sehr beliebter Komiker, der ein großes Vermögen besaß, lag auf dem Todtenbette, seine Freunde umstanden laut schluchzend die Lagerstätte. „Tröstet Euch," sagte der Kranke, „denn Ihr werdet nicht so lange über mich weinen, als Ihr gelacht habt."

Gegen eine geistreiche Dame äußerte ein süßer Herr, daß er so häufig den wüthendsten Kopfschmerzen unterworfen sei, fügte aber sogleich mit selbstgefälligem Lächeln hinzu: „Dieses wäre eine gewöhnliche Krankheit der Männer von Kopf." — „Sehr unbillig handelt da die Natur gegen Sie," erwiederte die Dame, „Ihnen die Leiden Anderer aufzubürden."

Floh, Grashpferd und Heuschrecke springen 200 Mal so weit, als ihre Länge beträgt; wenn der Mensch in demselben Verhältnisse Sprünge machen könnte, so würde der Sprung eines ausgewachsenen Mannes gegen 600 Ellen lang sein.

Das Gehirn des Menschen bildet den zwanzigsten Theil des Körpers, beim Pferde dagegen nur den vierhundertsten Theil. Das Gewicht des Gehirns beträgt bei einem ausgewachsenen Menschen gewöhnlich 2 und nur selten bis zu 3 Pfund. Bei den größten Stieren und Pferden wird es noch nicht bis zu 1½ Pfund gefunden.

Auflösung der Charade in Nro. 99:

Hofnarr.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 101. Donnerstag, den 22. August **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

Erst nach mehreren Minuten gelangte Henri wieder zum Bewußtsein.

Er rief mit matter Stimme: „Abul-Abbar!"

Der Pantherjäger war aber nicht mehr da; überhaupt schien es kein lebendes Wesen im Hause mehr zu geben, denn die feigen Mörder waren verschwunden und hatten nur Leichen hinter sich zurückgelassen.

Mitten in diesem grauenhaften Schweigen des Todes, welches den Verwundeten umgab, hörte er endlich die schwache Stimme eines Sterbenden. Es war sein Name, den man stöhnend rief.

Henri schleppte sich mühsam vor und fand Herrn Loiselay, den Tod im Antlitze, in seinem Blute schwimmend, neben dem entseelten Körper seiner Frau.

„Mein Vater!" murmelte der Graf.

„Wo ist meine Tochter?" stammelte der Sterbende, . . . „ist sie todt?"

„Sie lebt," erwiderte Henri bebend, „sie lebt, aber tausendmal wäre der Tod für sie besser, denn sie ist in der Gewalt der Drusen."

Der unglückliche Vater stieß einen Seufzer aus — er wollte sprechen, aber ein röthlicher Schaum floß über seine Lippen, — er wollte eine Bewegung machen, aber der Tod lag bereits erstarrend in seinen Gliedern, — er wollte einen letzten Blick auf Henri werfen, aber sein Auge brach, ein dichter Schleier zog sich darüber hin, und sich zurücklehnend gab der Unglückliche in dem Augenblick seinen Geist auf, als sich krampfhaft seine Finger um die Hand seiner todten Gattin schlossen, an deren Seite er verschied.

In den Straßen von Deir-el-Kamar lagen todt 800 Frauen, ebenso viele Männer und über 1200 Kinder, die unter dem Yatagan der Drusen gefallen waren. Nahe an 3000 Leichen bedeckten alle Wege, durch welche das Blut der Christen in Strömen floß. Denkt man sich dazu die schauerliche Gluth der brennenden Häuser, die prasselnden Flammen, in deren röthlichem Glanze dieses Bild der Verwüstung seine gräßliche Beleuchtung fand, so gibt dies eine schwache Idee von dem Werke, über welches die Drusen, nachdem es vollbracht war, ein Triumphgeschrei erhoben.

Hinausgezogen aus der dem Untergange geweihten Stadt, hatten die entmenschten Scheusale auf der Ebene von Deir-el-Kamar einen kurzen Halt gemacht, um sich des Anblickes zu freuen, den dieses Feuermeer gewährte, und dabei ihre Reihen zum Aufbruch nach den Bergen zu ordnen, wohin sie ihre Gefangenen schleppten, einige wenige Männer, die sie sich aufbewahrt hatten, um ihnen noch größere Qualen zu bereiten als die eines kurzen Todes, und viele Frauen, die sie für ihre Harems bestimmten.

Es war in der That ein schauerlich großartiger Anblick dieses Feuer, welches sich mit rasender Schnelligkeit über die ganze Stadt verbreitete und mit blutrothen Flammen gleichsam racheforderend zum Himmel emporschlug. Die schwarzen mächtigen Rauchwolken, die sich in den oberen Schichten der Atmosphäre zwischen die Erde und die friedlichen Sterne schoben und Alles in tiefe Finsterniß hüllten, was nicht im Lichtkreise der Lohe lag, und dazu das Knistern und Prasseln der Flammen, das Krachen der zusammenstürzenden Häuser, das Röcheln der Verwundeten, dort und da ein letzter Schrei, mit dem ein hilflos in

Digitized by Google

seinem Blute schwimmendes Opfer drusischer Wuth seinen Geist aufgab: — gewiß es lag in dem allen für drusische Anschauung ein Genuß, der seinen Höhepunkt noch durch das Stöhnen ihrer mißhandelten Gefangenen erreichte.

Es war 3 Uhr Morgens, als nur noch ein kleiner Theil der Häuser stand. Unter diesen war auch jenes des Herrn Loiselah, welches, massiv von Stein, bis jetzt siegreich den Angriffen des verheerenden Elements widerstanden hatte.

Mitten durch diese rauchenden Trümmer, über die zahllosen Leichen hinweg, glitt wie ein Phantom ein in seinen weißen Burnus gehüllter Mann, der sich rasch, aber geräuschlos und schleichend vorwärts bewegte und endlich vor dem Hause des französischen Negocianten stehen blieb.

Als er seine Kapuze, die er, um sich gegen die Gluth des Brandes zu schützen, bisher dicht über sein Gesicht zusammengezogen hatte, zurückschlug, konnte man in diesem einsamen Wanderer, in diesem einzigen Lebenden auf dieser Stätte des Todes Abul-Abbar erkennen, der sich vorsichtig nach allen Seiten umsah und dann in das Haus des Herrn Loiselah eintrat.

Es war ein haarsträubendes Bild, welches sich hier dem Pantherjäger bot. Mit jedem Schritte stieß er auf eine Leiche, überall lagen einzelne Gliedmaßen umher, hier Arme, dort Hände, und an den eisernen Stäben des Gitters, durch welches der Hof von der Vorhalle getrennt war, steckten grinsende Köpfe von Männern und Frauen, die sich kurz vor ihrem plötzlichen Tode noch angelächelt hatten.

Abul-Abbar drang Schritt für Schritt vorwärts, hielt dabei öfters an und blickte um sich, ob nicht etwa in irgend einem Körper noch ein Lebensfunke sei; aber überall fand er nur Todte und immer wieder Todte, wohin sein Auge sich wandte.

In der Mitte des Hofes blieb er abermals vor einem Leichenhügel stehen: diesmal kniete er vor demselben nieder und verharrte lange schweigend und unbeweglich, wie im stillen Gebete für die Dahingeschiedenen, in dieser Stellung.

Vor ihm lag Madame Loiselah, verstümmelt und bis zur Unkenntlichkeit durch verschiedene Gesichtswunden entstellt; neben dieser ihr Gatte, mit ebenso großer Grausamkeit niedergemetzelt, und unweit davon Henri von Villeneuve, die Augen geschlossen, den Säbel in seiner Rechten, immer noch drohend in seiner Haltung, obwohl starr und leblos wie die Andern.

Abul-Abbar streckte seine Hände über die Leichen dieser drei Personen aus und mit einem Blicke nach Oben sprach er mit lauter und feierlicher Stimme:

„Ihr, die Ihr mich dort Oben höret, vernehmt, was ich Euch schwöre, und wenn ich je meinen Schwur vergesse, so rufet auf mich den Zorn des Herrn, bei dem ihr jetzt im Himmel seid. Ich schwöre, meine Tage und meine Nächte, meine geistigen und körperlichen Kräfte, mein Herz und meinen Arm der Rache zu weihen, die ich an Euren Mördern nehmen will! Ich schwöre, Alles zu thun, was menschenmöglich ist, um Victorine wiederzufinden, sie zu befreien und zu rächen. Ich schwöre, bis vor Ende dieses Monats so viele Drusen zu tödten, als an Euren Händen Fingern sind, und meinen Yatagan nicht eher abzulegen, als bis der dreißigste Mörder in seinen letzten Zügen liegt. Dies schwöre ich, und Gott verfluche mich, wenn ich meinen Schwur nicht halte!"

Nachdem er diese Worte gesprochen, tauchte er seine Fingerspitzen in das Blut der Gemordeten und erhob sie sodann mit ausdrucksvoller Geberde gegen den Himmel, wie um seinem Schwure noch mehr Kraft zu verleihen. Dann stand er auf und ging in den Salon. Ohne Zweifel fand er nicht, was er suchte, denn so oft er in das bleiche Antlitz einer Leiche sah, zuckte er wie in bitterer Enttäuschung die Achseln.

„Und doch", sagte er zu sich selbst, „sah ich ihn hier vor meinen Augen niederstürzen Er sank von dem Yatagan des Aga getroffen hier zu Boden. Aber wo ist er, da ich ihn hier nicht mehr finde? Wo soll er hingerathen sein?"

Und Abul-Abbar begann aufs Neue zu suchen und rief dabei mit lauter Stimme den Namen dessen, nach dem er forschte. „Herr Olivier Cast! . . . Herr Olivier!" wiederholte er mehrere Male. Sein Rufen war vergebens. Niemand gab ihm Antwort.

Digitized by Google

„Sollten die Druſen bemerkt haben, daß er noch lebte," murmelte er, „und ſollten ſie ihn fortgeſchleppt haben, während ich in die Stadt lief, um die Maroniten zu holen? . . . Aber wenn es ſo wäre, ſo hätten ſie es nur gethan, um ſeine Qualen zu verlängern! . . . O dieſe Ungeheuer, dieſe Teufel ſind zu allem fähig. Warum machte ich nicht lieber ihnen den Krieg als den Panthern in den Wäldern? Die Panther ſind Lämmer gegen dieſe Beſtien! . . . Wohlan, ich werde auch ihn ſuchen, wie ich Victorine und Noëmie ſuchen will!"

(Fortſetzung folgt.)

Ein moderner Selbſtmörder.

„Sie haben mich doch wohl verſtanden, Jim," ſagte Mr. Belfaſt zu ſeinem Kammerdiener; „ich werde heut Abend Niemand als Sir Richard Linn, den Baronet Nithsdale und Mr. Clifton empfangen." — „Ja, Euer Ehren." — „Ich jage Sie fort," ſprach Mr. Belfaſt weiter, „wenn Sie andere Perſonen einlaſſen. Um acht Uhr werden Sie ſelbſt uns in dieſem Salon den Thee ſerviren." — „Ja, Euer Ehren." — „Und, Jim, gehen Sie in mein Arbeitszimmer hinauf, und nehmen Sie aus dem Schrank rechter Hand mein vergoldetes Neceſſaire; holen Sie dann meine Jagdflinte Nro. 3 und das kleine Gemälde, welches über meinem Schreibtiſch hängt; legen Sie alle dieſe Sachen auf dieſen Tiſch, und wenn die Herren ſich eingefunden, ſo klopfen Sie an meine Thür, um mich zu benachrichtigen. Jetzt können Sie gehen." Jim verneigte ſich bis zur Erde vor dem ehrenwerthen Unterhausmitgliede und verließ den Salon. Mr. Belfaſt warf einen düſtern Blick auf die Standuhr und ging mit ſteifem, ſchwerem Schritt in ſein Schlafzimmer. Nachdem er deſſen Thüre wohl verſchloſſen, wandte ſich der Ehrenwerthe gegen das Fenſter, öffnete es und lehnte ſich hinaus, um die Themſe zu betrachten, welche den Fuß des Hauſes beſpülte. Die Flut war gefallen und die Mauer tauchte ſich in eine gelbliche Schlammpfütze. „Nein . . . nein, das wäre unſauber," murmelte Mr. Belfaſt, zu ſich ſelbſt ſprechend; „ein Gentleman kann nicht auf dieſe Art enden." Und vom Fenſter wegtretend, ſetzte ſich Mr. Belfaſt vor einen Tiſch aus Roſenholz und entfernte ſachte den Teppich, welcher die denſelben bedeckenden Gegenſtände verbarg. „Ordnen wir dies Alles ein wenig," ſagte er, indem er ein halbes Dutzend Fläſchen mit den Bezeichnungen: Digitalis, Sydenham Laudanum, ſalzſaures Morphium, Wuralagift, Blauſäure u. ſ. w., in eine Reihe aufſtellte. „Teufel! ich habe nur noch ſechs Tropfen davon," fuhr Mr. Belfaſt mit einem Seufzer des Bedauerns fort, „es wird ſich verflüchtigt haben." Und das letztere Fläſchchen wieder auf den Tiſch ſtellend, nahm er ein Piſtol, prüfte mehrere Male den Hahn, ſchüttete ſorgfältig Pulver auf und pflanzte es gegenüber der Giftſammlung wie einen Vorpoſtenſoldaten auf. Als dies geſchehen, zog er aus einem Etui ein Paar Raſirmeſſer, wetzte ſie, und nachdem er deren Schneide auf der flachen Hand geprüft hatte, legte er ſie kreuzweis vor das Piſtol. „Alles geht gut," ſagte er aufſtehend und mit Zufriedenheit dieſe unheimlichen Vorbereitungen betrachtend. Drei kleine Schläge an der Thür ſeines Zimmers zogen ihn aus ſeinem Nachdenken. „O!" ſagte er niedergeſchlagen, „ſie ſind ſo pünktlich nnd ich konnte nicht einmal den Troſt haben, vor meinem Hingange eine Widerwärtigkeit zu erleben." — „Sie befinden ſich wohl, Sir Belfaſt?" ſagten zu gleicher Zeit die drei Gentlemen, als der Ehrenwerthe in der Thür des Salons erſchien. — „Ich befinde mich wohl, zu wohl," entgegnete er, indem er die Händt ſeiner Freunde kräftig ſchüttelte. — „Sie beſitzen gewiß das Recept des Verjüngungselixirs, mein lieber Charles," ſagte der Baronet Nithsdale und legte einen Finger auf Mr. Belfaſt's breite Bruſt; „Sie bleiben ewig ein junger, ſchöner Mann." Dieſes, wie man geſtehen muß, wohlverdiente Kompliment brachte bei dem Ehrenwerthen eine unangenehme Empfindung hervor, wenn man das Zucken übler Laune, das ſeine Lippen verzog, ſo deuten konnte. „Sie ſind äußerſt gütig, mein lieber Sir Nithsdale," erwiederte er, dem Baronet den Rücken wendend. — „Wiſſen Sie," fiel Mr. Clifton ein, „daß Sie da eine fürſtliche Wohnung haben, mein lieber Freund, und daß man ſelbſt auf der Inſel Wight nichs Komfortableres finden könnte?" — „Ja, gewiß," ſprach ſeinerſeits Sir Richard Linn,

Digitized by Google

sich in einen Fauteuil zurückwerfend, „und das Schauspiel, das Ihnen die Temse bietet, ist nicht zu bezahlen. Von Ihren Fenstern sehen Sie die Regatten, ohne sich im Mindesten zu derangiren.“ — „Ah! Sie können sagen, daß Sie in Wahrheit glücklich sind,“ riefen die drei Gentlemen im Chor. Mr. Belfast's Wangen färbten sich scharlachroth und seine Hände ballten sich vor Wuth in der Tiefe seiner Taschen. „Ich würde Ihnen unendlich verbunden sein, nicht länger bei diesem Gegenstande zu verweilen,“ sagte er trocken. — „Lassen Sie hören, Sie haben von ernsten Dingen mit uns zu reden,“ äußerte der Baronet; „um was handelt es sich?“ — „Sie werden es erfahren, meine Herren; allein zuvor soll uns Jim den Thee serviren und die Salonlampen anzünden. Die Unterredung, die ich mit Ihnen haben werde, dürfte sich in die Länge ziehen; die Cigarre und der Porto werden Sie aufmerksamer machen.“

(Fortsetzung folgt)

Gemeinnütziges.

Folgendes Mittel, den Stärkemehlgehalt der Kartoffeln zu erproben, ist besonders für Brennereibesitzer, für Stärkemehlfabrikanten, sowie für Haushaltungen, die ihren Kartoffelbedarf kaufen müssen, von Nutzen. Man nehme 1 Quart Wasser und löse darin 13 Loth (genau gewogen) Kochsalz auf und lege die Kartoffeln hinein; bleibt dieselbe auf dem Grunde des Gefäßes liegen, so ist sie sehr gut; schwimmt sie dagegen oben auf, so ist der Stärkemehlgehalt nur gering Je mehr sich die Kartoffel dem Grunde nähert, desto schöner ist sie, und zwar nicht allein für den Brennerei- und Stärkemehlbetrieb, sondern auch zur menschlichen Nahrung.

Lebensphilosophie.

Suche weniger selbst zu glänzen, als Andern Gelegenheit zu geben, sich von vortheilhaften Seiten zu zeigen.

Selbsterkenntniß macht bescheiden, duldsam, nachsichtsvoll und wohlwollend.

Sorge für die Gesundheit deines Leibes und deiner Seele, aber verzärtle beide nicht.

Verschiedenes.

Zwei junge Schriftsteller, der eine sich im belletristischen, der andere im politischen Fache versuchend, wendeten sich mit ihren Erstlingsprodukten an einen scharfsinnigen Beurtheiler mit der Bitte, die Manuscripte einer Durchlesung zu würdigen, und selbe mit angemessenen Titeln auszustatten. — Nach wenigen Tagen gelangten die Hefte an ihre Verfasser zurück. Das eine prangte mit dem Titel: „Mohnkörner für schlaflose Nächte,“ das andere mit der Aufschrift: „Fidibusse für politische Schmaucher.“

(Werth einer kleinen Küche.) „Das Haus ist sehr schön, geräumig und bequem gebaut,“ sagte Einer zu dem Bauherrn, „nur die Küche ist zu klein gerathen.“ Der Bauherr antwortete: „Ich weiß nicht, mein Herr, wie Sie die Bauart lieben, das aber kann ich Ihnen sagen, daß die kleine Küche den Hauptgrund zum Dasein des großen Hauses ausmacht.“

Räthsel.

Meinen Vater und mich hat Eine Mutter geboren,
Sie selbst tödtete erst meinen Vater; und ich
Ging aus seiner Asche hervor zum Leben, und alle
Meine Brüder mit mir. Eine Mutter hat uns
Alle an Mutterbrust genährt. Desselbigen Todes
Sterben wir Alle; und dann trennet die feindliche Hand
Unsre Körper, zerstampft sie mit zermalmenden Lasten,
Und wir — siehe das Bild frommer Duldung in uns!
Sterbend geben wir Leben für Tod, ernähren den Mörder.
Siehe das Ideal frommer Tugend in uns.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 102. Samstag, den 24. August **1861.**

Bum erschte Johrmark in Neuschtadt.

E' Mark soll jetz ball gebe
In Neuschtadt an der Haardt,
Do werd mer seh' e Lebe
Recht uf die Pälzer-Art —

Met Kogle, Züwer, Bütte,
Hack, Karscht, Sääh, Bückel, Beil,
Schuh, Schtiewle, Schtrümp, Kapp, Hüte,
Veel Sesel, Aex un Keil,

Gold-, Kupper-, Blechschmied, Häwner,
Bun' jeder Sort e' Paar,
Zinngießer, Schlosser, Sattler,
Met engelischer Waar.

Schtrehlmacher, Dreher, Gärwer,
Pariser Schneider aach,
Woll-, Leinewewer, Färwer
Aus Schlesien und Prag.

Veel Weck- un Zuckerbäcker,
Met Waar vum schenschte Mehl,
Un aach die Adbetheker
Hall'n do Roseine fähl.

Halstücher, Hauwe, Schp'itze,
Schlöpp, Schleier, Bänner, Schträuß,
Reetz, Gorvel, Borrde, Lütze,
Reefröck um alle Preis.

Un daß merr nit verhungert,
Gebt's Schtänn met gurer Worscht
Un Deichle meh' als hunnert,
Comet Niemand verdorscht.

Norr ebbes dut mich daure,
Das schene Federvieh,
Das deß vun Herrn un Baure
Wärd ufgerewe hie.

Seh' ich die veele Ente,
Kapaune, Gänse geh'n,
Hör morjetz das Lamente
Der junge Hahne kräh'n,

Do denk' ich, krähen norre,
Aegidi isch jetz ball,
Dann wärren ähr all gebrore,
's bleibt üwrig nix im Schtalle.

Un hinner Busch, un Grase
Vum Finkgall ufgejaad,
Do wärren Reh un Hase
Zur Kärwe schun gelaad.

Doch därf ich's nit vergesse,
Die Gasch:wärth hän's gesaht,
Wer ganz e' Pas det esse,
Greet gratis den Salat.

Un unser liewe Brauer
Die nehmen aach for's Bier
Die ganze Kärwe- Dauer
Drei Kreuzer, anschtatt vier.

Rech: trau ich nit de' Worte,
Se sin voll Schelmerei,
Se machen große Borrde,
Dann sin se scharefrei.

Un isch d'r Himmel günschtig
Met Rehje, Sunneschein,
Dann kann gewiß merr trinke
Bei uns schun neue Wein.

Jetz kummt! — Loßt's Bims nit fehle!! —
's gebt gurer Wein un Bier,
Dann känn' ähr aach verzehle
Bum erschte Johrmark hier.

Neuschtadt a./H. im Augusht 1861.

G. Delfinger.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

Abul-Abbar kehrte wieder in den Hof zurück, um das Haus zu verlassen. Sein Blick fiel hier wieder auf Herrn Loiselay und dessen Frau und auf den jungen Grafen.

„Armer junger Mann," murmelte er, indem er Henri traurig ansah. „Wie liebte er Victorine und wie wurde er wieder geliebt! ... Sein edles Herz hat aufgehört zu . . ."

Er unterbrach sich plötzlich und neigte sich zum Grafen herab.

Er schien in gespannter Erwartung zu lauschen, denn er glaubte an dem vermeintlich Todten eine Bewegung bemerkt zu haben.

In der That hatte die Hand des jungen Mannes leise gezuckt und mit dem Griffe des Yatagans, den sie noch umschlossen hielt, auf den Steinplatten des Fußbodens ein Geräusch gemacht.

Abul-Abbar kniete sich vor dem Bewußtlosen nieder, legte hastig die Hand auf dessen Brust und gewann nach einigen Secunden die frohe Ueberzeugung, daß das Leben des Grafen noch nicht ganz entflohen sei.

„Er lebt!" rief er vor Freude zitternd, und den Körper Henri's mit seinen kräftigen Armen aufhebend schickte er sich an, ihn fortzutragen. Als er mit dieser theuren Last durch die Vorhalle schritt, blieb Abul-Abbar plötzlich wieder stehen. Er glaubte abermals ein leises Stöhnen vernommen zu haben.

„Lebt hier noch jemand?" rief er mit starker Stimme. „Es ist ein Freund da, der zu Hilfe kommen will."

Er horchte. Ein zweites, noch deutlicheres Seufzen drang jetzt abermals an sein Ohr. Nun nicht länger zögernd, legte Abul-Abbar den Grafen vorsichtig auf einen Divan und suchte nach demjenigen, der hier noch lebte. Sein Suchen währte nicht lange, denn bald stieß er auf einen Körper, der sich mühsam zu erheben suchte, aber zu schwach war, um dies allein zu können. Es war ein Greis mit weißem Barte, in der Tracht eines orientalischen Juden.

Abul-Abbar erkannte in ihm Esau, den Juwelenhändler. Noëmie's Vater war nicht verwundet. Der Kolbenstoß, den er auf die Brust erhalten, hatte ihn nur betäubt, und nun allmälig zu sich kommend, fiel sein erster Blick auf Abul-Abbar, in dem er einen rettenden Freund sich nahen sah.

„Mein Haus?" war die erste Frage, die der Jude murmelte.

„Es ist verödet und geplündert," erwiderte Abul-Abbar.

„Meine Diamanten?"

„Sind in den Händen der Druſen."

„Gott Abrahams erbarme dich meiner!" rief Esau verzweiflungsvoll; dann sich endlich an seine Tochter erinnernd, rief er auch ihren Namen.

„Noëmie lebt," sagte der Pantherjäger, „aber die Druſen haben sie als Gefangene mitgenommen."

Der Greis jammerte laut und zerraufte sich den Bart. Abul-Abbar suchte ihn zu trösten.

„Wir werden sie retten," sagte er. „Du bist auch reich genug, um sie loszukaufen. Für jetzt hilf mir diesen armen jungen Mann in dein Haus tragen, ich will dort seine Wunden verbinden. Bei dir ist dazu ein geeigneterer Platz, denn du siehst, das Feuer greift auch hier um sich."

In der That schlugen die Flammen schon zu den Fenstern der oberen Gemächer heraus. Noch wenige Minuten und ein längerer Aufenthalt in dem brennenden Hause wurde unmöglich. Abul-Abbar lud daher den noch immer bewußtlosen Grafen auf seine Schultern und entfloh mit dem Greise aus dieser Stätte des Jammers.

(Fortsetzung folgt.)

Ein moderner Selbstmörder.

(Fortsetzung.)

Mr. Belfast zog die Klingel und Jim brachte ein großes Kredenzbrett mit Flaschen und Gläsern beladen. „Sie haben die Gegenstände, die ich Ihnen nannte, heruntergebracht, Jim?" — „Sie sind auf dem Kamin, Euer Ehren," sagte der Diener, indem er die letzte Kerze des Kronleuchters anzündete. — „Gut. Nehmen Sie diese Börse, Jim; ich war sehr zufrieden mit Ihrer Bedienung, in acht Tagen

werden Sie bei Mr. Weems, meinem Vetter, als erster Kammerdiener eintreten. Gehen Sie jetzt, und vergessen Sie nicht meine Befehle: ich bin für Niemand zu Hause. Jetzt, meine Herren," fuhr Belfast fort, indem er seinen Freunden ein Paket Cigarren bot, „wählen Sie die trockensten Cigarren und die weichsten Sessel. Mr. Clifton, wollen Sie den Grog bereiten . . . Sie waren auf der Krokodiljagd, wie ich glaube, Sir Rithsdale?" — „Und liebte sie mit Leidenschaft. Aber warum diese Frage?" — „Weil ich mich zu erinnern meine, von Ihnen gehört zu haben, daß Sie vier- oder fünfmal nahe daran waren, zerrissen zu werden." — „Vier- oder fünfmal, zwischen Spont und Kench, das ist richtig." — „Und Sie, Sir Richard Linn, wurde Ihnen nicht der Vorderarm durch einen vergifteten Pfeil durchbohrt?" — „Zwei Meilen von Chandernagor; Ihr Gedächtniß ist ausgezeichnet. Ich wurde anfangs blau wie Ihr Rock, und mein Kopf schwoll wie ein Ballon; nachher ging ich in's Citronengelbe über und schwand zu einer durchsichtigen Magerkeit. Das Gift war nur zweite Sorte." — „Was Sie betrifft, Mr. Clifton, Sie waren Schiffsarzt und werden genügend garstige Dinge auf den Pontons von Plymouth gesehen haben. Kurz, mit solchen Erlebnissen müssen Sie, wie ich geneigt bin zu glauben, alle Drei eine unerschütterliche Kaltblutigkeit und große moralische Kraft besitzen." Die drei Herren verneigten sich bescheiden. „Ich hege auch aufrichtigen Glauben an Ihre Freundschaft." — „Und Sie thun Recht damit, mein lieber Belfast," entgegnete warm der Baronet. — „Weßhalb ich darauf rechne, daß, wenn Sie die Frage, die ich an Sie richten will, freimüthig beantworteten, Sie meinen Entschluß billigen werden." — „Sprechen Sie!" riefen die Herren Rithsdale, Linn und Clifton. — „Bin ich in Wahrheit glücklich?" fragte Mr. Belfast ernst, indem er auf seine Freunde einen forschenden Blick warf. — „Ja!" erwiederten einstimmig die drei Grogtrinker. — „Also Sie glauben, daß Lady Belfast eine tiefe Neigung für mich hegt?" — „Ja!" — „Und Sie sind überzeugt, daß meine Gesundheit, mein Vermögen und Ansehen im blühendsten Zustande sind?" — „Wir können es dreist bejahen!" riefen die drei Gentlemen aus, indem sie, gleich den drei Horaziern, die Hände ausstreckten. — „Können Sie es ebenfalls bejahen, daß dieses Glück, welches von allen Seiten in meine Existenz hineinlächelt, immer dauern wird?" — „Aber . . ." brachte ängstlich Sir Richard hervor. — „Es ist zu hoffen . . ." murmelte Mr. Clifton. — „Kein Aber," sagte nachdrücklich der Ehrenwerthe. — „Können Sie, Ja oder Nein, mich bei Ihrer Ehre versichern, daß ich immer glücklich sein werde?" — „Das wäre Thorheit," rief der Baronet, sein Glas auf den Tisch stellend. — „Das ist wahr," bekräftigte Sir Richard; „denn Sie können ihr Vermögen durch einen Bankerott verlieren, oder beim Spiel, oder überhaupt durch eines von jenen Ereignissen, welche die menschliche Vernunft nicht vorherzusehen vermag." — „Sie sind nicht von Eisen, der Teufel!" bemerkte seinerseits Mr. Clifton, „und eine Brustkrankheit kann Sie beim Ausgange eines Ballsaales oder bei der Rückkehr von einer Jagdpartie erwarten." — „Sie vergessen auch, daß ich meine Haare verlieren könnte," setzte Mr. Belfast mit Grabesstimme hinzu. „Lady Belfast gestand mir eines Tages, daß dieser üppige, mit bläulichen Lichtern schimmernde Haarschmuck einer der Beweggründe für sie gewesen sei, mir ihre Hand zu gewähren. Ich dürfte kahl werden wie Sie, Clifton, und ich sänke um fünfzehn Grad in der hohen Meinung, die Lady Belfast von meinem Aeußern hat. Demnach, wenn ich mein Vermögen verliere, oder krank werde, oder eine Perrücke trage, höre ich auf, vollkommen glücklich zu sein." — „Das ist durchaus logisch," sagte der Baronet. — „Nun wohl, ich sage es Ihnen auf meine Ehre, meine theuren Freunde, meine vortrefflichen Nachbarn, ich kann nicht mit dem Gedanken leben, daß mein Stern sich eines Tages von seiner Höhe lösen und mit den Spitzen in eine Tintenflasche tauchen möchte. Ich fühle, daß ich nicht den Muth haben würde, eine einfache Widerwärtigkeit zu ertragen; das nichtigste Mißgeschick würde meinen Geist erschüttern, ein wirkliches Unglück mir den Verstand rauben. Mein Dasein war bis zu dieser Stunde eine Kette von Freuden, Glück und Erfolgen; es ist unmöglich, daß dieses immer so bleibt, die Gesetze der Natur widerstreiten dem ausdrücklich. Der Tag, an

Digitized by Google

dem der Umschwung stattfände, wäre fürchterlich, ich sage es Ihnen. Das Unglück muß kommen, es wird kommen, es wird aus unbekannten Regionen im Tragsessel anlangen; aber ich werde ihm mit der Eisenbahn aus dem Wege gehen, und wenn es an meine Thüre klopft, werde ich am Abende vorher ausgegangen sein." — „Sie wollen sich tödten, Belfast?" rief der Baronet, vom Stuhl aufspringend. — „Ich will in meiner Glückseligkeit entschlummern," sagte der Gentleman mit düsterem Seherblick. — „Geschah es, um uns um Rath zu fragen, daß Sie uns einluden, den Thee bei Ihnen einzunehmen?" sagte Mr. Clifton. — „Nein," entgegnete Mr. Belfast, „denn mein Entschluß ist unerschütterlich; ich wollte nur, daß Sie bezeugen könnten, daß ich nicht verrückt bin, und daß der Spleen durchaus nicht die Ursache meines Hinganges war." — „Ich meinerseits werde Alles bezeugen, was Sie wollen," sagte der Exchirurg mit Humor. „Was meine Meinung über das, was Sie thun wollen, betrifft, so erlauben Sie mir, sie für mich zu behalten." — „Nein, sprechen Sie zuerst, Mr. Clifton." — „Sprechen Sie, Mr. Clifton," drängten die beiden Andern, indem sie aufstanden. — „Wahrhaftig, ich kann es nicht." — „Wir bestehen darauf, Mr. Clifton." — „Wohlan, wenn ich es bekennen muß, so begreife und billige ich den Entschluß unseres ehrenwerthen Freundes. Es ist Egoismus, es ist Monomanie, es ist Alles, was Sie wollen, aber vor Allem ist es antiker Stoizismus." — „Nun gut, mein lieber Mr. Clifton, das ist auch meine Meinung," sagte der Baronet mit pedantischer Würde. — „Ich fühle mich glücklich, mich Ihren Ideen anzuschließen, welche auch die meinigen sind," äußerte Sir Richard Linn, sich vor seinen beiden Kollegen verneigend. Belfast blickte seine drei Freunde mit bewunderndem Erstaunen an. Das Richtertrio wehrte allen Einwendungen mit römischem Heroismus und verurtheilte ihn mit der Ruhe einer wunderbaren Ueberzeugung. „Es bleibt mir demnach nichts mehr übrig, meine lieben Freunde, als Sie zu bitten, diese Gegenstände als Erinnerung an mich anzunehmen," sagte der Gentleman, sich gegen das Kamin wendend. „Hier, Baronet Rithsdale, das ist eine Flinte, welche hundertfünfzig Schritte weit trägt; wenn die Leidenschaft für Krokodilsjagden Sie je wieder befällt, so werden Sie mit dieser Waffe Wunder vollbringen. Wenn Sie, Sir Richard, nach Indien zurückkehren, so empfehle ich Ihnen dieses Reisenecessaire, es ist ein wahrer Weltbazar. Und Sie, Mr. Clifton, behalten Sie diesen „Raucher" von Van Ostade, als eines der besten Werke dieses Meisters. Jetzt, meine lieben Freunde, wollen wir uns noch einmal die Hände drücken und uns verlassen. Das Packetboot ist im Abfahren, ich würde untröstlich sein, es zu verfehlen." — „Glückliche Reise mein armer Freund," murmelte der Baronet Rithsdale und trocknete eine Thräne. — „Denken Sie zuweilen an uns, mein guter Belfast," seufzte Sir Richard Linn.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

„Schönes Weibchen," sagte Herr L*** zu seiner jungen Nachbarin, „geben Sie mir doch ein Küßchen, blos aus Neugierde, ich möchte gern wissen, ob es von Ihrem Munde süßer schmeckt, als von dem meiner Frau." Die Mühe können Sie sich ersparen, Herr Nachbar," erwiederte sie schnippisch, „fragen Sie nur meinen Mann, der hat Ihrer lieben Frau manchen Kuß gegeben, der muß es wissen."

Ein reisender Tonkünstler gab ein Concert, trug aber sein Violin-Solo so schlecht vor, daß das Publikum im höchsten Grade unzufrieden war. „Voriges Jahr hat er's viel besser gemacht!" sagte ein Zuhörer. „Wie ist das möglich?" bemerkte sein Nachbar, „voriges Jahr war er ja gar nicht hier!" — „Eben deßwegen!"

Im Kusse des stets treuen Weibes liegt Entschädigung dem Manne für schnöden Undank der Welt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 101:
Das Korn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 103. Dienstag, den 27. August **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

3.

Man kann sich nichts Entzückenderes denken, als den Anblick des herrlichen Thales von Beyrut mit der Anzahl von Villas und Klöstern, die auf den westlichen Abhängen des Libanon umherliegen und auf die in steter Frühlingsfrische strahlende Ebene herabsehen. Alles ringsum ist belaubt, jeder Fleck Erde ist ängstlich benützt und die verschiedenen Gruppen von Maulbeer-, Oliven-, Palmen- und Orangenbäumen zwischen blühenden Cactushecken bilden einen von der Natur selbst angelegten Garten, mit dem sich kein anderer auf Erden vergleichen läßt.

Es war Abends 6 Uhr am andern Tage nach den Schlächtereien in Deir-el-Kamar, als zwei Reiter auf arabischen Pferden mit goldgestickten Sätteln von rothem Sammet, die Füße in den orientalischen Bügeln von damascirtem Stahl, zu ihrem Vergnügen wie es schien, diese paradiesische Gegend durchstreiften. Von den beiden Reitern war der eine kurz und dick, von gedrungener Gestalt mit breiten Schultern, auf welchen ein großer, kugelrunder Kopf saß, der zwischen zwei enormen Vatermördern aus einer hellblauen Atlascravatte hervorsah und wegen der Röthe des Gesichtes und der Röthe der Haare ziemliche Aehnlichkeit mit einem Feuerballen hatte.

Der Anzug des Reiters, nach englischem Schnitt, von englischem Tuch und mit englischer Steifheit getragen, verrieth diesen einen Reiter auf den ersten Blick als einen Engländer, während man über den zweiten in Ungewißheit blieb, da derselbe so in Burnusse eingewickelt war, daß man ihn für eine ambulante Pyramide halten konnte.

„Goddam, Sir William," sagte der Dicke zu seinem Begleiter, nachdem sie eine längere Strecke schweigend neben einander her geritten waren, „Sie könnten es getrost wagen, einige von Ihren Burnussen abzulegen."

Der Vermummte ließ ein gedehntes „Oha" vernehmen und schüttelte bedenklich mit dem Kopf. Dieses „Oha" allein war genügend, auch diesen zweiten Reiter als einen Sohn Albions zu kennzeichnen.

„Ich versichere Sie, es ist keine Gefahr mehr dabei," fügte der Erstere hinzu.

„Glauben Sie? Sie wissen, Mr. Patterson, wie sehr ich diese verwünschte Sonne fürchte," gab der Zweite zu bedenken.

„Aber sie geht jetzt unter und hat keine so bedeutende Kraft mehr," sagte der, den Sir William Mr. Patterson genannt hatte. „Sie ersticken ja unter Ihrer Vermummung."

„O nein, mein Lieber. Uebrigens will ich lieber ein bischen ersticken als braten; ich finde ersteres weniger qualvoll. Wenn Ihnen begegnet wäre, was mir unlängst passirte, Mr. Patterson, so würden Sie sich ohne Zweifel eben so vorsichtig zeigen wie ich."

„Nun, was ist Ihnen denn geschehen, Sir William? Erzählen Sie doch," bat Patterson.

„Stellen Sie sich vor, Mr. Patterson, daß ich letzthin, als ich von Tripoli aus einen Spazierritt machte, nahe daran war, bei lebendigem Leibe geschmort zu werden!" . . .

„Geschmort?"

„Im buchstäblichen Sinne des Wortes, ja, Mr. Patterson, geschmort bei lebendigem Leibe. Ich war damals noch nicht lange hier und verstand mich noch nicht auf die klimatischen

Eigenthümlichkeiten dieses schönen Landes. Eines Morgens stehe ich auf, nehme, wie gewöhnlich, meinen Thee mit Sherry zu mir und schaue dann zum Fenster hinaus. Die Witterung ist herrlich: prachtvoller Sonnenschein, ein wahres Wetter, um zwei Stunden in Hyde-Park zuzubringen. Ich dehne mich, gähne und denke bei mir selbst, daß ein Spaziergang selbst in Ermangelung des Hyde-Park angezeigt wäre. Ich entschließe mich, Lady Harriet und ihre Tochter abzuholen, und lasse mein Pferd satteln. Sie begreifen, daß ich eine anständige Toilette machen mußte. Ich wählte eine weiße Hose, eine weiße Jacke und ein weißes Gilet, ein ächtes Gentlemancostüm, lieber Patterson, setzte meinen Panama auf und schwang mich in den Sattel. Ich war sehr hübsch so, kann ich Sie versichern, auch machten mir Lady Harriet und ihre Tochter ein sehr schmeichelhaftes Compliment über meinen Anzug. Die Sonne stand im Zenith, als wir unsere Promenade machten, und die Folge davon war, daß ich bedeckt mit Blasen wieder nach Hause kam. Ich hatte einen Sonnenstich!

„Einen Sonnenstich!" wiederholte Mr. Patterson phlegmatisch.

„Von oben bis unten, mein Lieber! Ich war gekocht, wie ein gesottener Krebs."

„Armer Sir William, ich begreife Ihre Vorsicht. Aber ich sage Ihnen, Sie riskiren nichts mehr, wenn Sie sich etwas Luft machen. Die Sonne ist schon beinahe ganz hinter den Bergen und überdies reiten wir ja jetzt im Schatten dieser Pinien."

Die beiden Reiter hatten eben ein Wäldchen erreicht, welches eine ziemliche Strecke weit sich der Straße entlang ausdehnte.

Sir William folgte nun dem Rathe seines Freundes und schlug die sechs Kapuzen seiner sechs Burnusse etwas zurück, wobei zuerst eine himmellange Nase, dann ein bartloser Mund mit eingekniffenen Lippen, und endlich der übrige Theil des Gesichtes zum Vorschein kam. Der ehrenwerthe Gentleman mochte etwas über 30 Jahre alt sein und glich wie ein Ei dem andern einer Schnepfe. Seine nach rückwärts abgeflachte Stirne, seine runden Aeugelein, die spitzige Nase, sowie die hervorragenden Backenknochen und das nach rückwärts sich verlierende Kinn berechtigten vollkommen zu diesem Vergleiche. Seine Figur war lang und hager wie eine Hopfenstange, seine Brust schmal, die Beine dünn und die Füße breit, platt und von ächt englischer Länge.

Von seinem Anzuge war nichts zu erkennen, da die Burnusse ihn bedeckten; es ließ sich aber seiner kurz vorher erwähnten Versicherung zufolge, daß Lady Harriet und ihre Tochter seiner Garderobe ihre volle Anerkennung gezollt hatten, vermuthen, daß er äußerst elegant nach englischem Sinne, d. h. so geschmacklos als möglich war. Gewiß ist, daß Sir William ein großes Wohlgefallen an sich selbst fand und sich sicher für den schönsten Mann der Welt hielt, ohne daran zu denken, daß seine Ansicht in dieser Beziehung möglicher Weise eine vollkommen isolirte sein konnte. Unterdessen näherten sich die beiden Gentlemen allmälig der Stadt, dem alten Berytus mit seiner großen Bai, umschlossen von einem Halbkreise majestätischer, mit Schneekronen bedeckter Gebirge. Beyrut ist einer der schönsten Punkte des Orients. Der gegenüberstehende mächtige Libanon füllt mit seinen kühn emporstrebenden Massen die ganze östliche Seite des Horizontes, und die ganz eigenthümliche Gestaltung seiner hervorspringenden Massen, die ewig mit Schnee bedeckten Spitzen und die tief absteigenden unter ihnen hinziehenden Matten sind vielleicht durch kein anderes Hochgebirge Asiens übertroffen. Ein eigener unbeschreiblicher Zauber ruht dagegen auf dem Thale, das, von Berg und Fluth eingezwängt, in der concentrirtesten Schönheit vor uns liegt. Die ganze Atmosphäre duftet paradiesisch von den Wohlgerüchen der Myrthen; Maulbeerpflanzungen ziehen sich, sorgfältig in Einfassungen gepflegt, im weiten Kreise um die Stadt, die sich über eine Reihe flacher Hügel bis in die höheren, vor den Strahlen der Sommersonne mehr geschützten frischen Abhänge der Ausläufer des Gebirges hinaufzieht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein moderner Selbstmörder.

(Fortsetzung.)

„Und wenn Sie etwa eine besondere Vorliebe für Feuerwaffen haben," sagte Mr. Clifton leise, „so geben Sie Acht, sich nicht

zu verstümmeln: legen Sie die Mündung an die rechte Schläfe, jedoch nicht zu nahe; das ist die beste Art." Ein bitteres Lächeln fuhr über das Antlitz des Ehrenwerthen. „Ich danke Ihnen," sagte er, sich der Thüre seines Zimmers nähernd; „ich brauche Ihnen nicht anzuempfehlen, nicht sogleich einzutreten: es gibt Dinge, welche sich hinter den Kulissen zutragen sollen, und welche das Publikum nicht sehen darf." — „Adieu, Belfast, adieu!" stöhnten die drei Gentlemen, als sie ihn die Portière seines Zimmers aufheben sahen. — „Adieu!" wiederholte Belfast mit hohler Grabesstimme und ging hinein. Das Zimmer des Ehrenwerthen war in Dunkelheit begraben. Beim bleichen Licht der Sterne wandte sich Belfast gegen den Tisch. Ein durchdringendes, unangenehmes Geräusch, ähnlich dem, welches das Reiben einer Feile auf Eisen hervorbringen würde, hemmte seinen Schritt. Belfast horchte, hielt den Athem an, und indem seine Augen sich nach und nach an die Dunkelheit gewöhnten, sah er einen Mann, der seinen Schreibtisch aufzubrechen suchte. Ein Ausruf der Ueberraschung erstickte zwischen den Lippen des Gentleman; mit Behutsamkeit schlich er bis an den Tisch, nahm das Pistol, lud es geräuschlos und sagte halblaut: „Wer da?" — „Wer da, Sie selbst?" entgegnete der nächtliche Besucher, sich umwendend. — „Antwort, oder ich schieße!" — „Schießen Sie," sagte der Dieb, indem er im Dunkeln den Hahn einer Pistole knacken ließ; „nur, wenn Sie Lowel fehlen, so wird Lowel Sie nicht fehlen." — „Lowel!" wiederholte Mr. Belfast entsetzt; denn der Name, den der Bandit ausgesprochen, war in England berühmt geworden. „Nun, was wollen Sie?" fuhr er mit erregtem Tone fort. — „Ich will einen Vorschuß auf Ihre Hinterlassenschaft entnehmen," antwortete der Dieb, ohne aus der Fassung zu kommen. — „Sie haben unsere Unterredung belauscht?" — „Vom ersten Wort." — „Das ist ein Mißbrauch des Vertrauens!" — „Nichts Anderes." — „Und wenn Sie mich beerbt haben, was werden Sie thun?" — „Ich werde wieder durch's Fenster in das Boot steigen, das mich hergebracht hat. Sie haben Unrecht, Ihre Fenster im Sommer offen zu lassen, Mr. Belfast, die Fledermäuse können hereinfliegen." — „Und Diebe ebenfalls," murmelte der Ehrenwerthe. — „Was sagten Sie?" — „Nun, so vollenden Sie Ihre Arbeit und entfernen Sie sich." — „Ich wußte wohl, daß Sie ein echter Gentleman sind," sagte Lowel, indem er mit einer letzten Handumwendung das Schloß des Schreibtisches sprengte. — „Das Geld ist in der Schieblade links. Fünfhundert Guineen in einem ledernen Beutel." — „Wenn Sie mir dieselben in Banknoten umwechseln könnten, so würden Sie mich verbinden," äußerte der Bandit mit großartiger Frechheit. — „Untröstlich, nicht dienen zu können, mein Herr," entgegnete Belfast mit Ruhe; „wenn ich hätte denken können, daß Ihnen dies angenehm sein würde, so hätte ich mich im Voraus damit versehen." — „Ich bin Ihnen nichtsdestoweniger dankbar," erwiederte der Bandit, sich Mr. Belfast nähernd, „und zum Beweise will ich Ihnen einen Freundschaftsdienst erzeigen. Sie glauben glücklich zu sein und vertrauen der Ansicht und Offenherzigkeit Ihrer Freunde. Durch meinen Stand bin ich ziemlich gut von Allem, was in England vorgeht, unterrichtet, und ich glaube Menschen und Dinge zu kennen. Nun wohl! ich sage es Ihnen, Mr. Belfast, Sie sind nicht glücklich, Ihre Freunde verbergen Ihnen die Wahrheit; ich werde es Ihnen augenblicklich beweisen, wenn es Ihnen angenehm sein sollte." — „Sei es," rief der Gentleman, athemlos vor Bewegung. — „Legen Sie Ihr Ohr an diese Thür, und ich will eine Pistole zum Fenster abfeuern." — „Aber warum?" — „Sie werden es sogleich begreifen." Der Knall machte die Scheiben erzittern, und der Rauch, durch den Wind zurückgedrängt, ballte sich im Zimmer zu weißlichem Gewölk. — „Still jetzt;" murmelte Lowel, auf den Fußspitzen zurückgehend. Belfast drückte das Ohr an das Schlüsselloch. „Sie haben es gehört, meine Herren," rief zuerst der Baronet, „es ist geschehen!" — „Geschehen!" wiederholten die beiden Andern. — „Armer Belfast! er ist für immer geschieden, in der vollen Ueberzeugung seines Glückes." — „Offen gestanden, konnten wir ihn enttäuschen?" — „Wie!" rief Belfast erbleichend. — „Nein, gewiß nicht," fuhr Sir Richard Linn fort. „Es bleibt nun wahr, daß Lady Belfast Wittwe ist, und daß sie sich in einigen Monaten wieder verheirathen kann mit

Digitized by Google

ihrem Vetter Henry." — „Ist er nicht aus Liebesverzweiflung abgereist?" — „Ja; allein seit einem Monat wiedergekehrt. Ah! das Warten hat ihm nicht geschadet: Belfast hinterläßt seiner Wittwe ein ungeheures Vermögen." — „In welches die Flucht des Bankier Simon Maidel einige Lücken machen wird," sagte der Baronet, sich ein Glas Porto einschenkend. — „Das Haus Maidel hat fallirt?" rief Sir Richard; „vor kaum einem Jahre hatte ich Kapitalien dort stehen; welch' glückliche Eingebung, daß ich sie zurückzog!" — „Und glauben Sie mir, meine Herren, Belfast hat wohl gethan, sich zu tödten," sagte seinerseits Mr. Clifton; „der Hals steckte ihm in den Schultern, das Gesicht war purpurroth, er hatte alle Anzeichen einer schlagflüssigen Constitution." — „Es ist wahr, er wurde sehr dick," warf der Baronet in leichtem Tone hin. — „Entsetzlich! entsetzlich! entsetzlich!" schrie der Ehrenwerthe, sich an Lowel's Arm klammernd. — „Nun, was sagen Sie dazu, Mr. Belfast?" — „Ich sage," entgegnete wüthend der Gentleman, „ich sage, daß ich den Vetter Henry umbringen, daß ich alsdann diesen Schurken Maidel bis zur Hölle verfolgen und zuletzt diesen Quacksalber Clifton erwürgen werde." — „Also geben Sie Ihre Selbstmordgedanken auf?" — „Aufgeben!" rief Belfast. „Und morgen, mein lieber Mr. Lowel, versichere ich mein Leben für vierundsiebenzig Jahre!" — „Morgen muß man Sie todt glauben, wenn Sie das eben angekündigte Programm ausführen wollen." — „Das ist logisch; aber wie soll man das anfangen?" — „Das macht Sie in der That verlegen. Um gewiß zu sein, sich nicht zu fehlen, wird man annehmen, hätten Sie sich auf dem Fenstersims stehend erschossen, und die Fluten der Themse hätten Ihnen als Grab gedient." — „Das ist vortrefflich," sagte Belfast. — „Gute Nacht, Mylord!" — „Lowel, ich gebe Ihnen baare zweitausend Pfund, wenn Sie mich in Ihre Bande aufnehmen wollen." — „Abgeschlossener Handel, Mylord." — „Und wo ist Ihre Höhle?" — „In London, Mylord, Hotel Albany, Regentstreet. Wenn Sie einen Platz in meinem Boote wünschen, so biete ich Ihnen denselben mit Vergnügen an." Und Lowel, über die Brüstung steigend, begann die an den Vorsprüngen des Balkons befestigte Strickleiter hinabzusteigen. Belfast folgte tapfer seinem Beispiel; aber auf halbem Wege hielt er an und zögerte eine Secunde, ehe er weiter ging. „Teufel!" sagte er zwischen den Zähnen; „wenn die Leiter nicht sicher wäre, wenn ich um's Leben käme!"

(Fortsetzung folgt)

Verschiedenes.

Bezüglich der Särge steht Japan wahrscheinlich einzig in der Welt da. Der Todte wird nämlich nicht in einem Holzsarge und in liegender Stellung, sondern sitzend, mit den Knieen bis an das Kinn gezogen und die Arme nach vorn darüber gekreuzt, in einem großen bauchigen Kruge von Steingut beerdigt und dieses Gefäß in einer sehr leicht gebauten Sänfte mit Papierfenstern zu Grabe getragen. Die Geschmeidigkeit, welche erforderlich ist, um der Leiche diese sonderbare Stellung zu geben, wird durch ein eigenes Pulver erzeugt, das dem Todten in den Mund gestreut wird und wodurch er nach Verlauf von wenigen Minuten vollkommen weich und biegungsfähig wird. Um in den Besitz dieses Pulvers zu gelangen, machten die Europäer bis jetzt verschiedene vergebliche Versuche, da die Priester, welche es allein verkaufen, durch kein Geld bewogen werden konnten, davon abzulassen. Es wird in einem Kloster in Miaco, der Residenz des Micado oder geistlichen Kaisers von Japan, angefertigt, und scheint seine Bereitung ein streng bewahrtes Geheimniß zu sein.

Was sind Kunststraßen? In einer Gesellschaft beklagte sich Jemand über die schlechten Straßen im Pesther Comitate und meinte, es wäre die höchste Zeit, auch dort einmal Kunststraßen anzulegen. „Wozu das?" fragte einer der Anwesenden, „sind doch alle unsere Straßen Kunststraßen, da es wahrlich eine große Kunst ist, auf denselben zu fahren, ohne den Hals zu brechen."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 104. Donnerstag, den 29. August **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

Sir William und Mr. Patterson waren nur noch einige hundert Schritte von den ersten Häusern der Stadt entfernt, als aus derselben in der raschesten Gangart seines edlen Pferdes ein Reiter gesprengt kam, der in dem Augenblicke, als er an den beiden Engländern vorüber wollte, so scharf parirte, daß das feurige Thier mit einem Rucke stehen blieb.

„Oha!" machte Mr. Patterson, indem er gleichfalls anhielt und dadurch seinen Freund Sir William veranlaßte, dasselbe zu thun, „oha, Abul-Abbar! Ei guten Tag, mein Junge," fügte er mit seiner feinen Fistelstimme und im Tone herablassender Gönnerschaft hinzu, „du kommst aus der Stadt, dein Besuch galt vielleicht mir? Hast du etwa wieder hübsche Felle für mich?"

„Nein," erwiederte der Pantherjäger.

„Goddam, Junge, du vernachläßigst mich," zankte Mr. Patterson halb im Ernste, halb scherzend. „Weißt du auch, daß du schon seit zwei Monaten nichts mehr geschossen hast? Gibt es denn keine Panther mehr im Libanon?"

„Es wimmelt im Gegentheil davon."

„Nun, so bist du also faul geworden?"

„Nein, aber ich mache jetzt auf andere Bestien Jagd, und die Häute dieser würden Sie mir nicht abkaufen."

„Auf andere Bestien? Was meinst du damit?"

„Die Bestien, die ich meine," erwiderte Abul-Abbar, „sind zweibeinig und haben keinen Pelz, aber sie sind blutdürstiger als die Panther der Berge, es sind mit einem Worte die Druſen."

„Oha, oha!" machte Mr. Patterson überrascht. „Du willst auf die Druſen Jagd machen? . . . Aber was veranlaßt dich dazu, sie zu verfolgen?"

„Wissen Sie denn nicht, was geschehen ist?" fragte Abul-Abbar.

„Ich hörte von einigen kleinen Unordnungen, die drüben vorgefallen sein sollen," erwiderte der Engländer gleichgiltig, „an denen aber ohne Zweifel nicht viel gelegen ist."

„So haben Sie nicht gehört, daß Deir-el-Kamar in Asche liegt? . . ."

„Wirklich? . . . Nun die Stadt war schlecht genug gebaut, die Häuser waren schon alt und im Ganzen genommen ist es um das Nest nicht schade."

„Es ist wohl auch um die dreitausend Maroniten nicht schade, die ermordet wurden?" rief der Pantherjäger entrüstet.

„Dreitausend Maroniten? Waren es wirklich dreitausend? Du hast sie wohl selbst gezählt?"

Mr. Patterson richtete diese Frage mit so spöttischer Betonung an Abul-Abbar, daß dieser nur mit einem Blicke tiefster Verachtung antwortete.

„Ich sehe mit Bedauern," fuhr der Gentleman fort, ohne auf diesen Blick zu achten, „mit welcher Parteilichkeit man über die armen Druſen herfällt. Man beschuldigt sie mit gewissenloser Einseitigkeit der unerhörtesten Grausamkeiten, ohne andrerseits zugestehen zu wollen, wie sehr sie von den Maroniten gereizt werden. Fällt je ein Mord in dieser Gegend vor, gleich heißt es: die Druſen haben ihn begangen; wird irgendwo geplündert, so waren es wieder die Druſen. Die Druſen, die Druſen und immer wieder die Druſen, und doch bin ich überzeugt, daß mehr als die

Digitized by Google

Hälfte der im Libanon verübten Verbrechen auf Rechnung der Maroniten zu bringen wäre. Wenn übrigens wirklich der Djihad zum Ausbruche gekommen ist," fügte Mr. Patterson hinzu, „so wird Kurschid Pascha die Ordnung wieder herstellen."

„Er?" rief Abul-Abbar mit Abscheu. „Er wurde heute Morgen um 7 Uhr von den Metzeleien in Deir-el-Kamar in Kenntniß gesetzt, es ist jetzt 7 Uhr Abends, und noch hat er nicht das Geringste gethan, was nur einigermaßen auf seine Energie schließen ließe. Ja, im Gegentheil, man weiß, daß er im Laufe des heutigen Tages Malun-Chatun, den Scheik, empfing, der die Schlächtereien angeordnet hatte und der ihn zu bestimmen wußte, den Abmarsch der Truppen so lange zu verzögern, bis die Druſen sich mit ihren Gefangenen in die Berge zurückgezogen haben werden."

„Kurschid Pascha ist ein großer Staatsmann," entgegnete Mr. Patterson, „er ist ein feiner Politiker und man darf über seine Handlungsweise nicht vorschnell aburtheilen. Ich bin überzeugt, daß er eine strenge Untersuchung einleiten und ein abschreckendes Beispiel statuiren wird, wenn sich's herausstellt, daß die Anklagen nicht wieder, wie gewöhnlich, übertrieben sind."

„Sie glauben?"

„Ich bin es überzeugt . . . Ich hoffe, daß bei dem Vorfalle kein Engländer beschädigt wurde?"

„So viel mir bekannt ist, nein; und somit ist auch das Uebel nur ein halb so großes," erwiderte der Pantherjäger mit Ironie.

„Aber noch hast du mir nicht gesagt, was du eigentlich in Beyrut zu thun hattest," sagte Mr. Patterson. „Bist du herüber gekommen, um die Ereigniſſe der vergangenen Nacht zur Anzeige zu bringen?"

„Ja, und aber nicht nur deßhalb," entgegnete Abul-Abbar, „sondern auch, um mir Pulver und Blei, und Salben und Leinwand zu kaufen. Ich brauche Leinwand und Salben, um die armen Christen zu verbinden, die zu retten ich so glücklich war, und Pulver und Blei brauche ich, um auf Ihre guten Freunde, die Druſen, Jagd zu machen, Mr. Patterson. Ich muß dreißig Druſen niedergemacht haben, bevor dieser Monat zu Ende ist. Wenn Sie Ihre Freunde treffen, Mr. Patterson, so können Sie ihnen mittheilen, was ich Ihnen da gesagt und was ich zu thun geschworen habe. Man hat mich bis jetzt den Pantherjäger genannt, ich will, daß man mich in Zukunft den Druſenjäger nenne!"

Abul-Abbar schickte sich an, mit diesen Worten die beiden Engländer wieder zu verlassen, doch plötzlich besann er sich eines Andern und drückte sein Pferd an Herrn Patterson näher hinan.

„Bald hätte ich die Hauptsache vergessen, Mr. Patterson," sagte er mit boshaftem Lächeln. „Eine Nachricht, die ganz besonders für Sie von großem Interesse sein wird . . . Sie erwarteten eine Sendung Edelsteine und Perlen, nicht wahr?"

„Ja," entgegnete Mr. Patterson lebhaft. „Aber die Sendung steht unter englischem Schutze, der hoffentlich respectirt wurde."

„So respectirt," lachte Abul-Abbar, „daß Ihre Perlen und Diamanten sich gegenwärtig in den Händen Ihrer guten Freunde, der Druſen, befinden."

„„Meine Edelsteine, meine Perlen?" rief Mr. Patterson wie vom Donner gerührt.

„Sind gestohlen," versicherte der Pantherjäger mit großer Ruhe. „Ich war Augenzeuge, wie das Haus des Juden Esau geplündert wurde," fügte er hinzu, „und erfuhr nach der Hand durch letzteren selbst, daß der größte Theil der geraubten Schätze Ihr Eigenthum war."

„Geraubt, geplündert, gestohlen, meine Diamanten, meine Rubinen und Smaragden, meine Perlen, ein Werth von 20,000 Pfund Sterling, mein halbes Vermögen! Oha, oha!" rief und jammerte Mr. Patterson, der trotz seines englischen Phlegma's über diese Mittheilung ganz außer Fassung kam.

„Bah," lachte Abul-Abbar, „was sind 20,000 Pfund Sterling für Sie, wenn mit dieser Summe Ihren Freunden, den Druſen, geholfen wird? Trösten Sie sich, mein lieber Mr. Patterson; wenn ich meine dreißig Druſen getödtet haben werde, bringe ich Ihnen vielleicht wieder Pantherfelle, an denen Sie genug verdienen können, um in fünf Jahren so reich zu sein wie vorher." Und seinem Pferde die Sporen gebend sprengte Abul-Abbar lachend davon, denn er freute sich, den egoistischen Engländer so trostlos zurückzulassen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein moderner Selbstmörder.

(Fortsetzung.)

Ehe er das Hotel Albany betrat, hielt Belfast einige Minuten bei einer Barbierstube an, um sich den Backenbart abrasiren zu lassen und sich dadurch so unkenntlich als möglich zu machen. Lowel führte ihn darauf in ein prächtiges Gemach. „Jetzt schnell unsere Verabredungen," sagte der Ehrenwerthe, nachdem er sich versichert hatte, daß Niemand ihre Unterredung belauschen konnte. „Lowel, können Sie mir die Mittel verschaffen, den Schelm Maibel zu erwischen, meinem schönen Vetter Henry zu Leibe zu gehen, und überhaupt meinen vortrefflichen Freunden irgend einen Streich zu spielen?" — „Ja," entgegnete Lowel, „unter der Bedingung, daß Sie unsern Gesellschaftsvertrag unterzeichnen." Dabei zog der Bandit ein fettiges Pergamentblatt aus der Tasche und reichte es dem Gentleman. „Sei es," sagte Belfast energisch; „durch Eisen oder Strick enden, gleichviel; ich unterzeichne, ohne zu lesen." — „Und Sie thun wohl daran, denn Sie könnten doch nicht die geheimnißvollen Schriftzüge entziffern, zu denen ich allein den Schlüssel habe. Diese Nacht noch werde ich an meine Genossen nach Hamburg schreiben, und in acht Tagen werden Sie die Summe empfangen, die Sie bei Maibel deponirt hatten; das Uebrige kommt nachher." — „Und wann gedenken Sie mich Ihren „Herren" Collegen vorzustellen?" fragte Belfast mit Wichtigkeit. — „Sobald Sie vor mir Ihre Proben abgelegt haben werden," sagte Lowel. — „Dies ist Ihr Zimmer, Sie werden der Ruhe bedürfen; suchen Sie gut zu schlafen, Mr. Belfast, und einen Vorschuß auf die nächste Nacht zu nehmen; denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir morgen nicht zu Bette gehen werden." Der Ehrenwerthe warf sich ganz angekleidet auf sein Lager, und seine schweren Augenlider schlossen sich bald. Belfast träumte von Polizeidienern, Blendlaternen u. s. w., und erwachte vor Schreck, gerade als das unheilvolle Brett von Newgate unter seinen Füßen wich. Beim Tageslicht verschwanden die Phantasieen, allein die Wirklichkeit schien ihm noch düsterer und bedrohlicher. Er hatte den Teufelspakt des Banditen Lowel unterzeichnet. Der Hauptmann hatte recht gehabt, Mr. Belfast anzukündigen, daß die nächste Nacht eine ermüdende sein würde; der Ehrenwerthe verbrachte sie in einem Graben, auf dem Wege nach Gravesend, in Gesellschaft Lowel's, welcher, nachdem er etwa zehn unheimlich aussehende Männer auf der Landstraße aufgestellt hatte, sich neben ihm niederlegte. Plötzlich benachrichtigte ein Allarmpfiff den Banditen, daß die Polizei von dem Streifzug Wind erhalten habe; Lowel sprang auf, zog den Ehrenwerthen mit sich über Felder, Hecken und Gräben, und hielt erst an, nachdem der phantastische Lauf eine Stunde gedauert hatte. Am nächsten Abende wiederholte sich dieselbe Szene auf dem Wege nach Richmond; und während sechs auf einander folgender Nächte machte der Allarmpfiff der Wegelagerer das Blut des ehrenwerthen Mr. Belfast erstarren. Der Unglückliche war zu Tode erschöpft. „Ich habe acht Tage verlangt, um Ihnen die Kapitalien zu verschaffen, nicht wahr?" sagte Lowel, in sein Zimmer tretend. „Da, sehen Sie nach, ob Alles richtig ist." Belfast stürzte sich auf das Portefeuille, welches der Bandit ihm reichte, und zählte die darin befindlichen Banknoten. „Fünfundsiebenzigtausend Pfund!" rief er, „ganz richtig. Das ist wunderbar!" — „Ich werde heut Abend Ihrer bedürfen, Mr. Belfast," fuhr Lowel fort, eine Cigarre anzündend. — „Um wohin zu gehen?" fragte neugierig der Ehrenwerthe. — „In Ihrer Majestät Theater." — „Die Musik greift mir die Nerven an." — „Das bedaure ich, allein unsere Sperrsitze sind schon gemiethet, und ich wiederhole," betonte Lowel scharf, „ich bedarf Ihrer."

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Um geronnene Milch wieder süß und brauchbar zu machen, tröpfelt man vorsichtig in dieselbe Natronlauge so lange ein, bis der Geschmack süß geworden ist; dann wird sich auch der Käsestoff wieder gelöst haben und kein Feinschmecker ahnt es, daß kurz vorher die Milch noch „verdorben" war. Will man durch etwas Zucker das Getränk noch versüßen und durch Eiweiß den Schaum verschönern, so

Digitized by Google

bietet jener chemische Zusatz kein Hinderniß. Die nöthige Natronlauge, die man Monate lang aufbewahren kann, erhält man in jeder Apotheke, und ½ Loth genügt, um die sauer gewordene Milch für zwanzig Kaffeegesellschaften wieder gut zu machen.

Lebensphilosophie.

Mische dich nicht in Familienhändel, vor Allem hüte dich, Zwistigkeiten schlichten und Versöhnungen stiften zu wollen; denn meist werden beide Parteien einig, um dann über dich herzufallen.

Für die Heiterkeit deines Gemüthes sorgst du am besten, wenn du in ihm Genügsamkeit, Wohlwollen und Vertrauen als Lieblingskinder hegst und pflegst.

Wenn wir Fremden gegenüber befangen sind, rührt dies von der Thorheit her, ihnen ein augenblickliches Erkennen aller unserer Fehler zuzutrauen und zu vergessen, daß auch sie Menschen mit Schwächen sind.

Verschiednes.

Ein Schlosserjunge ging mit nackten Füßen im Kothe. Ein Herr in Schuhen und Strümpfen sagte zu ihm: „Du bist ein recht hübscher Junge, bist Du auch klug?" — „Nun, gescheidter ist er schon als der Herr," antwortete der Junge, „wenigstens geht er im Koth nicht mit Schuhen und Strümpfen."

(Verschiedenheit im Küssen.) Achtung küßt die Hand, Freundschaft die Wange, väterliches Wohlwollen die Stirne, Liebe den Mund, Galanterie den Arm, Sehnsucht die Augen, Begierde den Nacken, Demuth das Gewand.

Dante behauptete einst gegen Cetto das Paradoxon: die Kunst vermöge mehr, als die Natur. Cetto bestritt dies. Dante führte zum Beweise seiner Meinung an, er habe eine Katze so abgerichtet, daß sie ihm mit ihrer Pfote ein brennendes Licht halte, wenn er des Abends speise oder lese. „Das muß ich erst selbst sehen," äußerte Cetto, „ehe ich's glaube." — „Das kann geschehen!" erklärte Dante. Es wurde ein Abend zu der Beweisführung bestimmt. Cetto fand sich bei Dante ein; er erschien aber mit einer verdeckten Schüssel. „Was hast Du denn da?" fragte ihn Dante. „Mein Abendessen," versetzte Cetto, „wenn Du speisen wirst. Ich will bei Deiner Mahlzeit nicht den Schmarotzer machen." — „Närrischer Eigensinn!" rief Dante aus, „doch Du magst Deinen Willen haben." Dante setzte sich nun zum Speisen nieder, Cetto ihm gegenüber. Die Katze verrichtete ihren Dienst als Leuchter. Kaum hob aber Cetto den Deckel von der mitgebrachten Schüssel, so sprangen aus solcher ein Paar eingesperrte Mäuse; die Katze ließ das Licht fallen und sprang ihnen nach, um sie zu erwischen. „Wer hat nun Recht?" fragte Cetto.

(Die kürzeste Kritik.) Ein sehr eitler und dazu erbärmlicher Schriftsteller überreichte Voltairen eines seiner Bücher in der Handschrift, und erbat sich darüber sein Urtheil. Voltaire strich bloß den letzten Buchstaben des ganzen Buches weg und gab es ihm stillschweigend zurück. — So war aus dem Worte Fin (Ende) Fi (Pfui) geworden.

Ein auf Kanzleien ergrauter Kopist verrichtete zuletzt sein Geschäft ganz mechanisch, ohne daß die Seele dabei betheiligt war. Er wußte niemals, was er kopirte. Ein Rath ließ ihn einmal aus Scherz eine Urkunde, worin er selber nach Vor- und Zunamen zum Tode verurtheilt war, dreifach abschreiben. Als er das dritte Mal fertig war, bemerkte er trocken: „Ich glaube, hier handelt es sich um meinen Kopf."

Jeder Mann geht so lange nach Körben aus, bis er den letzten Korb bekommt, und zwar am Hochzeitstage, nämlich: — den Maulkorb.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 105. Samstag, den 31. August **1861.**

Auf einer Pfälzer Bauernhochzeit.

E Beilag zum Ehkuntrakte.

Gott segn' euch, Braut unn Bräutigam
Unn Vatters Schtamm unn Mutters Schtamm,
Vunn noh unn fern versammelt.
E Leyermann e armer Mann,
Drum nehmt's als Hochzeitsschteuer an
Das Liedche, wo er stammelt.

Was fraat bei Dag, was fraat bei Nacht,
Was lacht in's Herz wie Sunnepracht,
Was schnäwwelt wie e Deibche?
Was hilft forr Alp unn Winterfroscht?
Geh weg mit Abedehkerloscht
Unn frei e wacker Weibche.

Die lacht mit der, wann's Werre gut,
Die kreint mit der, wann's nöhrig duht,
Unn is bei gurer Engel.
Unn schenkt der Himmel Vatterlusht,
So wachsen se an ehrer Brusht
Unn schießen uff wie Bengel.

Hunn Alles, was beim Herz gefällt,
's bleibt doch a aremsel'gi Welt,
Musht des ellän genieße.
Drum geh' unn mach's deim Babbe no,
Der Mann war nett vun Hawwerstroh;
Der Ehschtand sei gepriese.

E volles Haus, e volles Herz,
Deß is der Eh ehr beschi Gewerz,
Drum' loßt die Gläscher klinge.
Unn so e gurer voller Klang
Kling dorch eu'r ganzes Lewe lang
Unn helf in alle Dinge.

Gott wohn unn walt in euerm Haus
Unn stell sei Engelcher enaus
In Feld unn Hof unn Scheuer.
Unn schenk euch langi Lewenszeit
Unn führ euch in Herzeinigkeit
Unn's Lache sei net deuer.

Gedeiht unn wachst unn mehret euch
Unn hegt unn pflegt unn ehret euch
Unn altert in der Treue.
Des bitt ich Gott mit Leierspiel,
Unn wenn mei Liedche euch gefiel,
Dann singe mer's uff's Neue.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

„Oha!" machte Sir William, indem er dem Reiter nachsah, der wie im Fluge das Weite gewann. „Ich würde 200 Pfund für sein Pferd geben! Sehen Sie nur, Mr. Patterson, wie es über Stock und Stein hinwegsetzt. Nur ein Vollblut . . ."

„Gehen Sie zum Teufel mit Ihrem Vollblut," unterbrach Mr. Patterson seinen Begleiter ganz außer sich. „Geplündert, bestohlen, ich, ein Engländer, ein Unterthan Ihrer britischen Majestät! . . . Es ist unmöglich! In mir ist die englische Flagge insultirt, und das Parlament wird für mich Genugthuung fordern."

„Die englische Flagge steckte doch nicht auf der Kiste, die Ihre Diamanten enthielt?" bemerkte Sir William trocken. „Uebrigens wird man Ihnen Schadenersatz leisten müssen, das unterliegt keinem Zweifel."

„Ich werde zu Kurschid Pascha gehen und Klage führen."

Digitized by Google

„Er geht morgen mit dem Früheſten in die Berge.“

„Ich folge ihm.“

„Hm,“ murmelte Sir William, „ich hätte gute Luſt, Sie zu begleiten. Wenn das, was der Menſch vorhin erzählte, nur halb wahr iſt, ſo muß es im Libanon aufregende Scenen in Maſſe geben. Niedergebrannte Städte und Dörfer; in Deir-el-Kamar dreitauſend Leichen allein! Oha, welcher Anblick, welch intereſſantes Schauſpiel! . . . Topp, Mr. Patterſon, wenn Sie wirklich in die Berge gehen, ſo begleite ich Sie!“

„Ich muß in Deir-el-Kamar jedenfalls perſönlich mit Eſau Rückſprache nehmen,“ erwiderte der beſtohlene Engländer. „Ich werde morgen abreiſen. Wenn Sie alſo mit wollen, ſo machen Sie ſich bereit.“

Sir William verſprach es, und ſo erreichten Beide die Stadt, während Abul-Abbar längſt in entgegengeſetzter Richtung verſchwunden war.

Der Pantherjäger hatte die Straße nach dem Libanon eingeſchlagen und war an den erſten Vorbergen des Gebirges angelangt, als die Nacht mit jener Schnelligkeit hereinbrach, mit der ſie im Orient dem Tage folgt. Mit der eintretenden Dunkelheit begannen auch die Schakale ihr nächtliches Concert. Man muß zur Nachtzeit im Orient gereist ſein, um ſich eine Idee von dieſem infernaliſchen Geheul zu machen, welches ſich weit und breit gleichzeitig auf allen Punkten erhebt urd von allen Seiten im tauſendfachen Echo erwidert wird. Es iſt ein wahrer Höllenſabbath, und erſt nach vielen ſchlafloſen Nächten wird man ſich endlich daran gewöhnen, bei dieſem ohrenzerreißenden Lärmen die Augen zu ſchließen.

Auf Abul-Abbar, den Sohn der Berge, machte dieſe ſchauerliche Muſik keinen Eindruck: ſeine ganze Aufmerkſamkeit war nur auf die Beſchaffenheit der Wege gerichtet, die hier oft ſtundenlang mehr einer Klippenleiter als einer Felſenſtraße gleichen. Man mußte die Gegend ſo genau kennen, mußte ein ſo vortreffliches Pferd haben wie er, um ſich zur Nachtzeit in dieſes Labyrinth von Pfaden zu wagen, die ſich durch chaotiſch umhergeworfene Tuffſteinſtücke von koloſſaler Größe winden, die an furchtbaren Abgründen vorüberführen, die ſich über Felſenkanten von ſchwindelnder Höhe hinziehen und oft wieder in Schluchten verlieren, in deren Tiefe nie ein Strahl der Sonne dringt.

Abul-Abbar ſchien ſich ganz ſeinem Pferde zu überlaſſen, dem er den Zaum auf den Hals legte, um es in ſeinen Bewegungen nicht zu hindern. Die Vorſicht, mit der das edle Thier vorwärts ſchritt, war bewunderungswürdig. Wie um die Glätte des Bodens oder die Haltbarkeit der einzelnen Steinblöcke zu prüfen, ſetzte es leiſe einen Huf nach dem andern vor, ſprang ſodann über höhere Stellen hinweg, ließ ſich da förmlich hinabrutſchen, um dort wieder hinaufzuklettern, und bewies mit einem Worte einen Inſtinct, der an Verſtandeskraft grenzte.

Plötzlich fuhr Abul-Abbar in die Zügel und hielt das Pferd an. Er hatte ein dumpfes Geräuſch vernommen und lauſchte nun, um zu erkennen, was es ſei.

Ein verworrener Lärmen, ein Gemurmel wie das vieler Stimmen drang an ſein Ohr. Das Geräuſch wurde immer deutlicher, es kam immer näher und bald unterlag es für den Pantherjäger keinem Zweifel mehr, daß es die Druſen waren, die unter ihm vorüberzogen. Abul-Abbar ſprang vom Pferde, welches den Willen ſeines Herrn erkennend unbeweglich ſtehen blieb; er ſelbſt aber kletterte über den Abhang hinab, um der vorüberziehenden Colonne näher zu kommen. Mit zurückgeſchlagenem Burnuß, um die Hände freier bewegen zu können, ſeine lange Flinte ſchußbereit und die Schärfe ſeines Blickes verdoppelnd, ſo drang Abul-Abbar in die Tiefe hinab, bis er auf eine Felſenplatte kam, auf der ſich eine mächtige, hundertjährige Ceder erhob, hinter deren umfangreichem Stamm er ſich verbarg.

Der Weg, den die druſiſche Colonne eingeſchlagen hatte, führte hier dicht vorüber längs einem Gebirgsſtrom, deſſen rauſchender Fall bald von dem Stimmengewirr übertönt wurde, welches von Minute zu Minute näher kam. Es waren Angſtſchreie, Jammertöne und herzzerreißende Klagen, in die ſich rohe Schelt-worte, Flüche und Drohungen miſchten, es waren mit einem Worte, wie Abul-Abbar richtig errathen hatte, die Druſen, die ihre Gefangenen mit ſich in die Berge ſchleppten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein moderner Selbſtmörder.

(Schluß.)

Punkt acht Uhr betraten Belfaſt und Lowel, in Seidenſtrümpfen und weißen Kravatten, Ihrer Majeſtät Theater. Es war im Zwiſchenakt. Der Ehrenwerthe und ſein Hauptmann nahmen ihre Plätze ein. „Da," ſagte Lowel nachläſſig, „ich habe mein Taſchentuch im Hotel vergeſſen." — „Ich habe zwei bei mir," entgegnete gefällig der Ehrenwerthe. — „Ich ſchnäuze mich nur in Seide, mein Lieber," ſagte der Bandit. „Aber, da iſt Etwas, das mir vortrefflich dient. Belfaſt, reichen Sie mir doch jenes Foulard, welches aus der Taſche des dicken Mannes, Ihres Nachbars, hängt." — „O!" rief der Ehrenwerthe und wurde purpurroth. — „Sie wollen nicht?" — „Aber, Unglücklicher, es iſt Lord Kendal, einer meiner Unterhauskollegen." — „Nun, unter Kollegen geht das ſchon." — „Niemals, niemals," ſagte Belfaſt außer ſich. Lowel warf auf den Ehrenwerthen einen Blick des Mitleids und zog das fatale Pergament aus der Taſche, welches er wie einen Theaterzettel auseinanderfaltete. „Nun, ſo hören Sie dies, Gentleman ohne Ehre," ſagte er leiſe: „Zwiſchen mir, Lowel, und dem Unterzeichneten . . ." — „Genug . . . genug," ſtotterte Belfaſt, ihm wüthend das Handgelenk drückend. Und der Ehrenwerthe ließ ſeine Lorgnette fallen, bückte ſich, wie um ſie aufzuheben, und zog das Foulard heraus, das er dann auf Lowel's Schooß warf. „Ich danke Ihnen, Belfaſt," ſagte der Bandit, indem er das Foulard wie das Fockſegel eines Dreimaſters entfaltete und ſich geräuſchvoll ſchnäuzte. Der Ehrenwerthe ſprang über die Bänke und ſtürzte ohne Hut und Mantel zum Theater hinaus. „Lowel! Sie ſind ein Elender, und ich bin der unglücklichſte der Menſchen!" rief der Gentleman, als der Bandit bei ihm eintrat. „Sie ſind unglücklich, Mr. Belfaſt?" ſagte Lowel lächelnd; „geben Sie mir Ihr Ehrenwort darauf." — „Ja," wiederholte der Ehrenwerthe in Verzweiflung, „ja, ich bin furchtbar unglücklich, denn ich habe meine Selbſtachtung verloren, ich bin ein Dieb wie Du, Räuber." — „Nun fürwahr, ich bin glücklich, ſehr glücklich, Sie ſo ſprechen zu hören, Mr. Belfaſt, ah! Sie wollten ſich tödten, weil das Glück Sie ermüdete, weil Sie von Allen geliebt und geachtet, weil Sie reich wie ein Nabob waren." — „Ich war verrückt," ſagte Belfaſt, das Geſicht in den Händen bergend. — „Sicherlich, ja; und Sie würden ſich ohne Weiteres eine Kugel durch dieſen Anſchein von Gehirn, das Sie zu beſitzen glauben, gejagt haben, wenn Ihre Freunde nicht Ordnung dahineingebracht hätten." — „Wie? was ſagten Sie?" ſtammelte der Ehrenwerthe. — „Ich ſage," fuhr Lowel lächelnd fort, „daß Lady Belfaſt ſtets nur Sie geliebt hat; daß Ihr Bankier ein redlicher Mann iſt; und daß die Herren Rithsdale, Linn und Cliſton gute und vortreffliche Freunde ſind, welche ihre Rollen mit gutem Gewiſſen geſpielt haben." — „Aber der Vetter Henry?" — „Der Vetter Henry exiſtirt. Nur war er ſchon ſeit drei Jahren verheirathet, als ſeine Kuſine Harriet Lady Belfaſt wurde." — „Herrlicher Vetter!" rief Belfaſt ſtrahlend. Eine dritte Perſon trat in den Salon und ſprach leiſe mit Lowel einige Worte. „Es iſt einer der Banditen der vergangenen Nacht," murmelte der Ehrenwerthe zwiſchen den Zähnen; „der, welcher pfiff." — „Es iſt mein Schiffsaufſeher, welcher mir ankündigt, daß wir abſegeln werden." — „Sie reiſen fort!" rief Belfaſt. — „Ja, wir reiſen fort. Nur wird mein Boot Sie bei Gravesend wieder an's Land führen." — „Ah! aber . . . ſind Sie denn nicht Kapitän von . . ." — „Dieben? nein, ſondern von der Handelsmarine." — „Und Sie heißen?" — „Henry Ferguſſon, Vetter," ſagte der junge Mann, dem Ehrenwerthen die Hand reichend; „ah! wenn Sie nicht den Entwurf Ihres Teſtamentes in Lady Belfaſt's Zimmer vergeſſen hätten . . ." — „So wäre Lady Belfaſt jetzt Wittwe." — „A propos — und Lord Kendal's Foulard, das ich vergaß!" rief luſtig Henry, das indiſche Gewebe aus der Taſche ziehend; „Sie werden wohl ſo gütig ſein, es ihm wieder zu geben." — „Ich werde es in Gold einfaſſen laſſen," rief Belfaſt enthuſiaſtiſch; „es wird mich daran erinnern, daß ich das Glück hatte, einmal unglücklich zu ſein." — „Indeſſen . . ." bemerkte Henry. „O unter Kollegen!"

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Die Pflanzen, aus welchen die Bienen die größte Menge Honig ausziehen, sind: Reseda, Haidekraut, Pfriemenkraut, weißer Klee, Thymian, Rosmarin, Melisse, Bohnen und verschiedene andere Hülsenfrüchte, alle harzigen Bäume, Borretsch, wilder Senf und Goldruthe, Letztere beginnt zu blühen, wenn alle anderen Blüthen schon abgefallen sind und dauert bis Anfang October; sie wächst in dem magersten Boden und sollte besonders in der Nähe von Bienenständen cultivirt werden.

Lebensphilosophie.

Demjenigen, von dem Du voraussiehst, daß er dein Bekenntniß oder deine Offenherzigkeit gewiß mißbrauchen wird, oder daß er die Wahrheit, die er von dir begehrt, nicht wird ertragen können, dem bist du keine Offenherzigkeit schuldig.

Wer sein Gemüth dem Sturm der Leidenschaften ohne Unterschied preisgibt oder die Segel seines Geistes unaufhörlich spannt, der läuft auf den Strand oder muß mit durchlöchertem Fahrzeug nach Hause laviren, wenn gerade die beste Jahreszeit zu neuen Entdeckungen eintritt.

Verschiednes.

Die Luxusseifen enthalten selten, was ihre Etiketten besagen: die grünen sind durch Chrom, die rosa Seifen durch Quecksilber gefärbt; wohlfeile Seifen enthalten bis 30 Procent unlösliche Stoffe, Kalk, Bimsstein ꝛc.; anderen sind thierische Stoffe beigemischt, die bei ihrer Lösung an der Luft einen verpestenden Geruch verbreiten, wie die Bittermandelseife aus Thierleichnamen gewonnene Blausäure enthält, die Urinseife (Bartseife), welche aus Harnstoff von frischem Urin parfümirt ist, andere Seifen, deren Aprikosen- oder Ananasparfüm aus ranziger Butter und frischem Kuhmist bereitet ist ꝛc.

Für einen Deutschen ist es ein seltenes Schauspiel, die Londoner Freiwilligenschaaren ausrücken zu sehen, welche alle durch ein deutsches Lied, durch das Kücken'sche: „Wer will unter die Soldaten", zu ihren Drillplätzen geleitet werden. Wirklich hat dieses Lied nicht blos einen europäischen Ruf erlangt, sondern in der kurzen Zeit eine Reise um die Welt ausgeführt, da nicht nur die Milizen von Neuholland auch nach dieser Marschweise sich bewegen, sondern auch die Schaaren der Nordamerikaner unter diesem Gesange ins Treffen gegen die Vertheidiger des Sclaventhums ausrücken.

(Gebildetes.) In Ragatz. Mad. X. aus Leipzig am Morgen nach der Ankunft zu ihrer Gesellschafterin: Nun Fräul. W., wie gefällt es Ihnen in der Schweiz? — O recht gut, gnädige Frau; — aber bitte, sagen Sie mir, ist dies die freie Schweiz, oder die, die dem König von Sachsen (sächsische Schweiz) gehört?

Räthsel.

Gleich dem Phönix, den die Gluth geboren,
Steig' ich aus dem Feuermeer empor,
Schweb' im weiten Luftraum, schreibe Horen
Ihren Tanz mit heller Stimme vor.

Traurig klag' ich über frische Grüfte,
Stürme, wo empörte Flammen sprühn;
Warnend hall' ich durch der Felsen Klüfte,
Töne lustig, wo die Heerden ziehn.

Andacht weck' ich in des Frommen Herzen,
Jauchze bei der Ehe süßem Bund,
Und der Trauernden verborgne Schmerzen
Mach' ich laut, doch ohne Zunge, kund.

Selig der, dem jede Lebensstunde
Als ein Ruf zu reiner Lust erklingt,
Dem mein letzter leiser Ton die Kunde
Der Vergeltung schöner Thaten bringt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 106. Dienstag, den 3. September **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

Bald tauchten vor Abul-Abbar weiße Gestalten auf, die aus einem Engpasse debouchirten und geisterhaft näher rückten. Der Mond drang in diesem Augenblicke durch die Wolken und übergoß mit seinem Silberlichte die Gegend. Es war dem Pantherjäger somit leicht, diese Gestalten deutlich zu unterscheiden und in ihnen die in ihre weißen Burnusse gehüllte Vorhut der Drusen zu erkennen. Nach dieser kam das Gros des Zuges, untermischt mit einem dichten, in unregelmäßigen Haufen sich mühsam fortschleppenden Knäuel von Menschen, meistens Frauen und Kinder, die unglücklichen Gefangenen, die dem entsetzlichen Schicksale der Sclaverei entgegengingen und gewaltsam von diesen Barbaren vor sich hergetrieben wurden.

Zitternd vor Wuth sah Abul-Abbar hier Scenen von Grausamkeiten, die sein Herz empörten. Drei Mal legte er seine Flinte an, aber drei Mal senkte er sie wieder, denn die ruhigere Ueberlegung sagte ihm, daß er mit ein paar Schüssen Nichts ausrichten, sondern im Gegentheil nur Alles verderben würde. So wartete er denn in stiller, unmächtiger Wuth, bis der Zug vorüber war, dann trat er aus seinem Verstecke hervor und kletterte noch gar bis auf die Straße hinab, um von ferne den Drusen zu folgen, als er hinter sich Tritte vernahm, die seine Aufmerksamkeit auf's Neue fesselten. Es war ein Nachzügler, der einige hundert Schritte hinter seinen Kameraden zurückgeblieben war und ein armes Mädchen bei den Haaren mit sich fortschleppte, welches, ganz erschöpft, nicht mehr im Stande war, selbst nur eine Klage hervorzubringen.

Abul-Abbar wartete auf den Elenden, der sich ein Vergnügen daraus zu machen schien, sein unglückliches Opfer selbst noch in den letzten Zuckungen des Todes zu peinigen.

Der Unmensch sah den Pantherjäger vor sich, glaubte aber ohne Zweifel es mit einem der Seinigen zu thun zu haben, denn er ging sorglos seines Weges, bis Abul-Abbar ihm ganz nahe war. Mit cynischer Rohheit rief er diesem zu, er möge ihm helfen, die Christenhündin wieder beweglich zu machen.

„Bah," entgegnete Abul; „machen wir lieber ein Ende mit ihr!" Und mit gezücktem Dolche entgegengehend, wie in der Absicht, das Mädchen zu durchbohren, stieß er seine Klinge — in das Herz des Ruchlosen, der lautlos zu Boden stürzte und seine teuflische Seele aushauchte.

„Der zählt nicht!" sagte Abul-Abbar, dessen nächste Sorge nun der Wiederbelebung des jungen Mädchens galt. Allein die Unglückliche war ihren Schmerzen und den Wunden, die ihr Peiniger ihr mit seinem Dolche beigebracht hatte, um sie zum Gehen anzuspornen, erlegen; Abul-Abbar überzeugte sich, daß alle Wiederbelebungsversuche nutzlos waren. Er kehrte sich nun zu dem Drusen, nahm demselben seine Oberkleider ab und zog dieselben selbst an, um in dieser Maske von den übrigen Drusen um so sicherer für einen aus ihrer Horde gehalten zu werden.

Nachdem dies geschehen war, erstieg er die Stelle, an der er sein Pferd hatte stehen lassen. Das kluge Thier harrte hier noch immer seines Herrn, der sich sofort wieder in den Sattel schwang, um der Drusencolonne nachzureiten.

Digitized by Google

„Ist Victorine unter ihnen," murmelte er, „so werde ich es erfahren und sie mit Gottes Hilfe retten!"

Mit diesem Vorsatze setzte er sein Pferd in Bewegung und bald erreichte er die letzten Gruppen der unter wildem Geheul dahinziehenden Schaar.

4.

In Europa wird sehr häufig Serail und Harem für synonym gehalten, beide Worte aber bedeuten verschiedene Begriffe. Serail ist so viel wie Palast, Harem bezeichnet „das Verbotene". Die Türken verstehen unter Serail alle Wohnhäuser von monumentalem Style, Harem dagegen ist der Ausdruck, der für die speciell von den Frauen bewohnten Gemächer und im weiteren Sinne auch für die Frauen selbst gebraucht wird. Harem ist der verbotene Ort, in welchen nie der Fuß eines fremden Mannes tritt, er ist das Heiligthum, in dessen Inneres zu blicken keinem profanen Auge gestattet wird. Ohne Fenster nach außen, hat der Harem in der Regel eine sehr schmale Eingangsthüre, an der Tag und Nacht ein treuer Wächter steht, der jeden Vorübergehenden auffordert, das Auge von diesem geheimnißvollen Orte abzuwenden.

In den Vorzimmern, die den von den Frauen bewohnten Gemächern vorausgehen, halten sich die Eunuchen und schwarzen Dienerinnen auf, die gleichsam eine zweite Wache bilden, immer bereit zu allarmiren, wenn irgend ein Verwegener sich unterstehen sollte, diesen verbotenen Ort zu betreten.

Nur vor zwei Klassen von Männern, außer dem Herrn, öffnen sich die Pforten eines Harems. Es sind dies die Aerzte und die Wasserträger, die bei den Reichen wie bei den Armen gezwungen sind, die Schwelle des verbotenen Ortes zu überschreiten, um ihre Functionen zu verrichten. Kommt der Arzt oder der Wasserträger, so geht der Eunuch oder der Herr des Harems selbst voraus und fordert die Frauen auf, sich zu verschleiern. Wird die eine oder andere überrascht, bevor sie sich verschleiern konnte, so wendet sie sich mit dem Gesichte gegen die Wand und bleibt in dieser Stellung so lange unbeweglich stehen, bis sie nicht mehr gesehen werden kann. Der Arzt darf sich einer Kranken nur nähern, nachdem sie sorgfältig verhüllt ist. Er bekömmt nichts von ihr zu Gesicht, als die Zunge, um diese zu untersuchen, und den Arm, um den Puls zu fühlen. Stets ist der Eunuche oder der Herr zugegen und diese sind es, die an die Kranke die nöthigen Fragen richten, um den Arzt von deren Zustand zu unterrichten. Nur in ganz verzweifelten Fällen wird hierin eine Ausnahme gestattet. Der Koran räth nur zu einer Frau, erlaubt aber so viele zu nehmen, als man ernähren kann, wobei er jedoch die Zahl der legitimen Gattinnen auf vier beschränkt. Das Gesetz räumt übrigens letzteren so außerordentliche Vortheile ein, daß ein Muselmann, er sei denn enorm reich, sich nur selten den Luxus erlaubt, sich vier legitime Frauen auf ein Mal zu nehmen. Es sind also die Sclavinnen, welche die Hauptbevölkerung des Harems bilden und die der Koran der Humanität ihrer Gebieter empfiehlt.

Merkwürdig genug ist, daß die legitimen Frauen in der Regel unter sich, sowie auch mit den Sclavinnen, auf sehr gutem Fuße leben. Es gibt unter ihnen keine Eifersucht, ja eine legitime Frau würde sich gedemüthigt fühlen, wenn sie allein stünde, obwohl sie weiß, daß sie die Gunstbezeigungen ihres Gatten mit ihren Sclavinnen zu theilen hat. Letztere bilden den Hofstaat der Sultaninnen (so nennt man die legitimen Frauen) und fühlen sich glücklich, wenn diese an ihren Spielen Theil nehmen. Sie tanzen und singen ihrer Gebieterin vor, um sie zu zerstreuen, und will diese schlafen, so streiten sie sich um die Ehre, den Fächer zu nehmen und der Schlummernden in sanfter Weise Kühlung zuwehen zu dürfen. Dagegen sorgt die Setti (ein anderer Ausdruck für die legitime Gattin) dafür, daß ihre Sclavinnen reich gekleidet und wie sie selbst mit allen Bequemlichkeiten des Lebens umgeben werden. Es gibt für keine von ihnen eine Arbeit, wenigstens keine andere, als sich zu putzen und Alles aufzubieten, um dem glücklichen Sterblichen zu gefallen, der solch einen Harem besitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Frauenregiment.

Wenn der Bart als Zeichen der körperlichen Kraft des Mannes gilt, so ist er darum

Digitized by Google

noch kein Beweis seiner geistigen, und namentlich gibt es eine Menge von Ehemännern, deren Bart eben so stark als ihre geistige Fähigkeit schwach ist. Solche Leute thun also recht wohl daran, sich von Jemand leiten zu lassen, der das Leiten versteht, und sie handeln ganz klug, daß sie den Scepter des Hauses und der Familie in stärkere Hände legen, als ihre eigenen sind. Dann aber ist die Aufgabe der Frau, die Zügel des Regiments festzuhalten, ohne es merken zu lassen, und die des Mannes ist, seinen Willen mit dem seiner Frau zu verschmelzen, mit Würde Befehle zu ertheilen, deren Dolmetsch er nur ist, und mit seinen Lippen anzuordnen, was aus dem Kopfe seiner Frau hervorgegangen. Ein solcher stillschweigender Vertrag müßte gehalten werden; leider ist das aber oft nicht der Fall. Der Mann fühlt sich vom Gehorsam gedrückt, er kämpft gegen Zaum und Zügel an und schämt sich, nicht daß seine Frau die Hosen trägt, sondern daß er selbst zum Unterrock verdammt ist. Er folgt wohl dem gegebenen Antrieb, aber nur mit Verdruß; er sieht wohl ein, daß er zweckmäßig geführt wird, aber auch daß er nicht selbst geht, und der gute Weg, den er wandelt, behagt ihm schon darum weniger, weil er ihn nicht freiwillig einschlagen durfte. Dann gibt es wieder viel Frauen, die den Mann lieber demüthigen als leiten und die ihren Stolz darein setzen, sein Selbstgefühl zu verletzen. Dann verfällt das Paar der Lächerlichkeit, welches bei mehr Klugheit seine geheimen Beziehungen vor der ganzen Welt verbergen konnte.

Die Frau, welche mit Ostentation im Hause herrscht, führt gewöhnlich einen hohen Ton, ihr Blick ist gebietend, ihre Miene hochmüthig; Alles verkündigt ihre befehlende Stellung; der Mann hinwieder ist demüthig, unterwürfig und geschäftig; er erscheint fast wie der Sohn seiner Frau, fürchtet ihren Blick, zittert bei dem Ton ihrer Stimme und ist in ihrer Gegenwart der verkörperte blinde Gehorsam. „Ich gehe schon", „ich war schon dort", „soll gleich geschehen" sind die immer wiederkehrenden Wiederholungen seiner ehelichen Phraseologie. Verlangt man seinen Bescheid oder Entschluß in einer halbwegs wichtigen Sache zu hören, so lavirt er, macht Winkelzüge und verschlüpft in Ausflüchten, bis seine Frau erscheint, oder bis er ihren Willen eingeholt, worauf er dann um so sicherer auftritt und entschiedener spricht, weil er sich durch eine starke Hilfe gedeckt weiß. Macht man ihm in Anwesenheit seiner Ehehälfte einen Vorschlag, so sucht er vorerst in ihren Augen nach einem Wink, in ihren Mienen nach einer Andeutung, und jederzeit versteht er diese telegraphischen Chiffern, wozu ihm lange Gewohnheit der Schlüssel ist.

Erreicht ihn Sonntags das Schicksal eines Spaziergangs mit Familie, so schreitet die Frau stattlich aufgedonnert mit dem älteren Kinde als Vortrab voraus; er selbst als Träger und Wärter des jüngeren, als Aufseher des Hundes, als Bewahrer des Regenschirms und als wandernder Speiseschrank schweißtriefend hinterdrein, jeden Augenblick durch das Commandowort vorn oder durch eine seiner Lasten in Anspruch genommen, ein Sündenbock des ehelichen Lebens, ein Opfer des Gehorsams, ein Märtyrer des Vergnügens. Sie bläht sich selbstgefällig auf und wendet sich nach allen Seiten, um gesehen zu werden; er schrumpft zusammen und möchte sich unsichtbar machen, sieht angelegentlich rechts, wenn ein Bekannter links heransteuert, und begrüßt einen Freund, dem er nicht ausweichen kann, mit dem grinsenden Lächeln der Verzweiflung. Wird endlich der Heimweg angetreten, so kommt über seine verdrossene Müdigkeit das Wetterleuchten der übellaunigen Madame, die kein Aufsehen und keinen Eindruck gemacht und jetzt ihren Aerger an dem Dulder losläßt, welcher mit resignirtem Schweigen auf die vier Pfähle zuschreitet, zwischen denen er endlich seine eheliche Brandmarkung vor der Welt verbergen kann.

Fast noch ärger ist er daran, wenn ihm seine Gebieterin einen Ausgang oder eine Mahlzeit mit seinen Freunden erlaubt; an diese seltene Gestattung ist jederzeit die Bedingung geknüpft, daß er zur bestimmten Stunde pünktlich wieder daheim sei, und diese gleicht der strengen Parze, die den Faden aller Lebensfreuden abschneidet. Dann scheint ihm Alles zu lange zu dauern; jeden Augenblick sieht er nach der Uhr, er wird ein lebendiges Zeitmaß; ängstlich gewahrt er, daß der Spaziergang sich zu weit ausdehnt; es macht ihn besorgt, daß man sich erst so spät zu Tische setzt;

Digitized by Google

mit der vorrückenden Zeit nimmt sein Appetit ab; der Wein widersteht ihm; das Dessert dauert ewig, und der bejammernswerthe Schwelger hält kaum noch auf seinem Sitz aus, denn wie Belsazar sieht er eine drohende Hand seine Verurtheilung an die Wand des Festsaales schreiben.

Dafür entschädigt sich der Gepeinigte auch an Allem, was von ihm abhängig ist: er straft die Katze, prügelt den Hund, zankt mit den Vögeln, er poltert gegen seine Schreiber oder Lehrlinge und schilt die Mägde. In seinem Club aber oder im Cafe, wohin er sich zuweilen stiehlt, da spricht er laut für die Emancipation der Völker und für die Abschaffung des Sclaventhums; denn Niemand kennt so gut, wie er, den Jammer der Sclaverei und die traurige Lage der Unterdrücktheit.

Ach! ich kannte schon manchen ledigen Bramarbas, manchen enragirten Vertreter der freien Manneswürde, der gegen die Weiberknechte und gegen die Unterwürfigkeit der Ehemänner losdonnerte . . . und siehe da, auch diese Großmäuler krochen durch die kaudinischen Pässe und tragen jetzt geduldig das Joch und den Shawl ihrer Frau, wenn sie mit ihr ausgehen müssen.

Gemeinnütziges.

Gekochte Aepfelschalen sind ein sehr schnell fettmachendes und gesundes Futter für Hausgeflügel; ebenso geben sie einen vorzüglichen Dünger. Um sie für längere Zeit aufzubewahren, werden sie in ein in die Erde gegrabenes Loch fest eingestampft und mit Erde bedeckt.

Lebensphilosophie.

Wer die Kräfte seines Verstandes und Gedächtnisses immer schlummern läßt oder vor jedem kleinen Kampf, vor jeder Art von Anstrengung zurückbebt, der hat nicht nur wenig wahren Genuß, sondern ist auch ohne Rettung da verloren, wo es auf Kraft, Muth und Entschlossenheit ankommt.

Verschiedenes.

(Ersatz des Gußeisens durch Papier.) Sicher ist seit längerer Zeit in Bezug auf Papier nichts so Sonderbares und doch für den Geschäftsverkehr so Praktisches und Nützliches erfunden worden, als die Röhren aus asphaltirtem Papier, mit denen Experimente unlängst in Berlin ausgeführt wurden. Die bereits in London und Paris gemachten Experimente haben zum Erstaunen bewiesen, daß das Material, während es die ganze Zähigkeit des Eisens und nur die Hälfte seines spezifischen Gewichtes besitzt, die doppelte Festigkeit von irdenen Röhren hat, ohne daß es dem Zerbrechen unterworfen ist. Mit dieser Festigkeit vereinen die Röhren die Vortheile der Dauerhaftigkeit, Unoxydirbarkeit, Leichtigkeit und Wohlfeilheit. Die Idee der Erfindung besteht in dem Uebereinanderrollen einer Anzahl Papierblätter, die auf einander haften, weil sie vorher mit geschmolzenem Asphalt überzogen sind; die homogene Masse macht die Röhren an und für sich vollständig luft- und wasserdicht. Die Röhren sind in der Regel 5′ lang und können je nach Aufgabe und Zweck mit verschiedenen Wandstärken und mit Muffen aus demselben Stoffe hergestellt werden. Die Verbindung und Dichtung beim Legen geschieht in sehr einfacher Weise dadurch, daß das Muffende inwendig mittels eines heißen Eisens angewärmt, daß einzuschiebende Rohrende dagegen in Asphalt eingetaucht oder damit bestrichen und demnächst in die Muffe eingeschoben wird. Abzweigungen, Krümmungen und Kniee werden in ähnlicher Weise aus gleichen Stoffen gefertigt. Diese Art Röhren eignen sich zu Gas- und Wasserleitungen, zu Leitungen unreiner Flüssigkeiten, zu Wind- und Wetterleitungen, in Bergwerken, sowie zu Leitungen einer Menge von chemischen Flüssigkeiten und Gasen, die bisher aus Röhren von andern kostspieligen Substanzen hergestellt werden mußten.

Auflösung des Räthsels in Nro. 105:

Die Glocke.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 107. Donnerstag, den 5. September **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

Auch Malun Khatun war einer dieser Glücklichen. Sein Serail und sein Harem gehörten zu den großartigsten und schönsten in Damaskus. In der That gab es nichts Feenhafteres, als die innere Einrichtung seines Palastes. Jeder Saal hatte sein Bassin mit plätscherndem Springbrunnen, seinen rings um die Wände laufenden Divan, seine Blumenestraden voll tropischer Gewächse, die die Luft mit Wohlgerüchen erfüllten. Einige dieser Säle waren mit weißem Marmor gepflastert, andere mit kunstvoller Mosaik, die meisten aber hatten jene weichen Teppiche von lebhaften Farben und dichter Wolle, die zu einer europäischen Berühmtheit gelangt sind und heutzutage auch in unsern Salons, wenn sie auf Eleganz Anspruch machen sollen, nicht mehr fehlen dürfen.

Ein Saal besonders war ein wahres Wunder von Pracht. In runder Form gebaut, mit hohen Bogenfenstern versehen, deren Wölbungen auf luftigen Doppelsäulen von Porphyr und Lapislazuli ruhten, mit seinen reichen Vergoldungen, seinem azurblauen, besternten Plafond, seinen prachtvollen Vasen und kostbaren Bassins aus Alabaster und Bronce, war dieser Saal im wahren Sinne des Wortes ein Tempel der Freude, denn hier pflegte Malun Khatun seine Siesta zu halten, während hundert Frauen ihn umgaben und mit Tanz und Musik zu erheitern suchten.

Zur Stunde, als wir denselben betraten, war er leer bis auf zwei Frauen, die aber weit entfernt von der sorglosen Stimmung zu sein schienen, in der sonst die schönen Bewohnerinnen eines Harems ihre Tage verleben. Die eine von beiden war nach französischer Mode gekleidet, die andere trug ein orientalisches Costüm, und es werden unsere Leser nun wohl schon errathen haben, daß es Victorine und Noëmie sind, mit denen wir sie wieder zusammenführen.

Victorine hatte rothgeweinte Augen, auf ihrer Stirne lagerten schwere Wolken, und eine Thräne perlte noch über ihren Wangen. Noëmie dagegen sah düster und träumerisch aus, und ein unheimliches Feuer leuchtete aus ihren Augen.

„Du liebst ihn also?" murmelte die Jüdin nach einer längeren Pause; „du liebtest ihn und er liebte dich?"

„Ja," erwiderte Victorine, „er liebte mich, ich weiß es. Ich hatte errathen, was er mir nicht zu gestehen wagte. O, meine schöne, reiche Zukunft! was ist aus dir geworden! Vater und Mutter unter meinen Augen ermordet, als sie mich vertheidigen wollten!... Und er?... Ohne Zweifel auch eine Leiche!...

„Du liebst ihn," wiederholte Noëmie, wie in Gedanken verloren, „du liebtest ihn und er liebte dich?"

„Ja, ja, ich liebte ihn," rief Victorine, „ich liebte ihn und liebe ihn noch."

„Schweige, schweige!" gebot die Jüdin in einer Aufregung, die sie vergeblich zu bemeistern suchte.

„Aber warum soll ich schweigen?" fragte Victorine mit schmerzlichem Erstaunen. „Warum soll ich die Gefühle meines Herzens verhehlen? Meine Eltern billigten diese Liebe."

„Aber Henri ist todt," murmelte Noëmie.

„O mein Gott, ja todt... leider todt!...

„Du siehst also, daß es umsonst ist, von

Digitized by Google

dieſer Liebe zu ſprechen," ſagte Noëmie, indem ſie ihren Kopf abwandte und ihre Augen zu Boden ſchlug, um den Blick ihrer Freundin zu vermeiden.

In dieſem Augenblick öffnete ſich eine Thüre, und eine Frau, eine jener reizenden Schönheiten des Orients, wie ſie nur in einem Harem zu finden ſind, trat langſamen Schrittes in den Saal. Dieſe Frau war die legitime Gemahlin Malun Khatuns, die Setti des Harems. Sie hieß Aeſchuhna und erfreute ſich bis jetzt eines ſolchen Einfluſſes auf den Scheik, daß ihre Macht im Harem eine unbeſchränkte war.

Seit Victorine und Noëmie die Gefangenen Malun Khatun's waren, hatte Aeſchuhna ſie noch keines Wortes gewürdigt. Es lag in dem Benehmen der Sultanin gegen die beiden jungen Mädchen gewiſſermaßen eine Art Verachtung, obwohl ganz andere Gefühle ihr Herz bewegten, wenn ſie die Schönheit der Einen und die verführeriſche Anmuth der Andern betrachtete. Auch jetzt war es ein Blick voll Mißtrauen, mit dem die Setti die beiden Mädchen anſah, ohne daß ſie von letzteren bemerkt wurde. Aeſchuhna näherte ſich nun raſch und erregte erſt durch das Rauſchen ihrer ſchwerſeidenen Gewänder die Aufmerkſamkeit Victorinens.

Erſchrocken fuhr die junge Franzöſin auf und mit ihr zugleich auch Noëmie, als die Sultanin mit gebieteriſchem Tone ihnen zurief: „Kommt!"

Die zwei Mädchen ſchmiegten ſich furchtſam an einander, Aeſchuhna aber trat noch näher auf ſie zu und wiederholte ihr kurzes, gemeſſenes „Kommt!"

„Was wollen Sie von uns?" rief Victorine entſetzt.

„Folgt mir," lautete die Antwort der Setti.

Aber die beiden Mädchen, von den peinlichſten Befürchtungen ergriffen, rührten ſich nicht von der Stelle.

„Kommt doch!" rief Aeſchuhna zürnend. „Malun Khatun wird in zwei Stunden zurück ſein, dann iſt es zu ſpät. Ihr müßt mit mir, denn er will euch ſehen."

„Wer?"

„Der Giaur!"

„Ein Chriſt?" riefen Victorine und Noëmie zugleich.

„Ja."

„Aber wer iſt es?"

„Der Verwundete, deſſen Leben Malun Khatun ſchonte."

„Olivier Caſt?" rief Victorine.

„Ja, aber ſtill!" gebot die Setti, indem ſie einen ſcheuen Blick um ſich warf, als fürchte ſie belauſcht zu werden.

„Er liegt an ſeinen Wunden darnieder," fuhr Aeſchuhna mit leiſer Stimme fort, „aber er iſt auf dem Wege der Beſſerung. Er hat nach euch verlangt. Iſt es nicht eure Pflicht, ſeinem Wunſche nachzukommen?"

„O, führen Sie uns zu ihm!" bat nun Victorine, der es einen unendlichen Troſt gewährte, einen Freund ihres Vaters und mehr noch als dies: den Freund und Bruder ihres Geliebten in ihrer Nähe zu wiſſen.

Die Sultanin ging voraus, die beiden Mädchen folgten, und alle Drei eilten durch eine Reihe von Zimmern, in deren letztem ein ſchwarzer, reichgekleideter Eunuch ſtand, der ſich vor Aeſchuhna tief verbeugte.

„Ali!" rief die Sultanin in gebieteriſchem Tone.

Der Schwarze näherte ſich voll Ehrfurcht und hörte in tief gebückter Stellung auf das, was Aeſchuhna leiſe zu ihm ſagte. Dann wandte ſie ſich an die beiden Mädchen, die ſprachlos und in banger Erwartung ihr zur Seite ſtanden.

„Wir müſſen durch den Garten," ſagte ſie, „in dem ſich in dieſem Augenblicke die Sclavinnen Malun Khatun's aufhalten. Es iſt daher die größte Vorſicht nöthig; Ali wird uns durch enge, dichtbelaubte Gänge führen, durch die wir unbemerkt gelangen können, wenn ihr nicht irgend eine Ungeſchicklichkeit begehet. Nehmt euch alſo wohl in Acht, bedenkt, daß von eurer Vorſicht ſein und euer Leben abhängt!" . . .

Ohne eine Antwort der beiden Mädchen abzuwarten, gab ſie dem Eunuchen ein Zeichen, den gefährlichen Gang anzutreten. Das letzte Zimmer des Herrn war durch einen ſchmalen Corridor mit einem reizenden Kiosk verbunden, deſſen hohe Glasthüren in den Garten führten, der gerade an dieſer Stelle ſo dicht mit Bäumen und Gebüſchen beſetzt war, daß durch dieſes Chaos einer wild wuchernden Vegetation kein menſchliches Auge bis auf die

Digitized by Google

schmalen Pfade zu bringen vermochte, die mitten durch dieses Gehege führten.

(Fortsetzung folgt.)

Die verhüllte Hand.

Im Jahre 183., in Paris, spielte man im Salon von Madame de Hacqueville.

Die Gesellschaft bestand aus Personen, welche der Jugend längst Lebewohl gesagt, wie zögernd dieses Lebewohl auch gesprochen sein mochte; alle hatten unter den Stürmen der Schreckensherrschaft gelebt und manche von ihnen waren von der gefährlichen Auszeichnung, eine Rolle dabei gespielt zu haben, nicht verschont geblieben. Es lag etwas Versöhnendes und Beruhigendes in dem Anblick dieser Gestalten, welche sich durch die entfesselten Ungewitter der Volkswuth und über die Gräber zahlreicher, weniger glücklicher Standes- und Gesinnungsgenossen hinweg, bis zu dem harmlosen Kampfplatze eines Spieltisches des neunzehnten Jahrhunderts gerettet hatten. Dem oberflächlichen Blicke übrigens zeigten diese Gestalten kein auffälliges Merkmal: wohl mochten die Furchen um Mund und Auge etwas tiefer und die Bewegungen von Hand und Haupt etwas feierlicher sein, — im Allgemeinen erschienen sie nur als lächelnde und flüsternde Mitglieder der großen Familie der guten Gesellschaft.

Zwei Personen allein nahmen keinen Theil an der Zerstreuung, welche die Karten gewährten: es waren Madame de Hacqueville selbst, welche sich auf einen Platz, von dem aus sie das ungestörte Behagen ihrer Gäste überwachen konnte, zurückgezogen; und eine andere Dame, deren ganze Erscheinung ein besonderes Interesse geboten haben würde, auch wenn dasselbe nicht noch durch den Umstand verstärkt worden wäre, daß sie ihre rechte Hand beständig verborgen hielt.

Die Unterhaltung der beiden Damen war belebt und vertraut, auch waren sie in der That durch engere Freundschaftsbeziehungen verbunden; dennoch wußte Madame de Hacqueville so wenig wie alle Welt, warum Madame de Casa-Bianca ihre rechte Hand so sorgfältig verhüllte.

„Ich hatte nie den Muth, darnach zu forschen," pflegte die Erstere, wenn über diese Eigenthümlichkeit ihrer Freundin befragt, zur Antwort zu geben, „ich liebe Madame de Casa-Bianca, und meine Neugierde könnte sie verletzen. Sie besitzt ein Herz voll der edelsten Eigenschaften und genoß das unbegrenzte Vertrauen und die Achtung ihres verstorbenen Gatten, dem sie ihre jetzige Stellung in der Gesellschaft verdankt. Ich wünsche mehr, mir die Freundin zu erhalten, als ihr Geheimniß zu enthüllen."

Der Abend neigte sich zur Nacht. Die spielenden Damen verließen eine nach der andern ihre Parthieen und die Herren waren in ihren jüngeren Tagen zu sehr vollendete Muster der Galanterie gewesen, um dem Beispiele jener nicht sofort zu folgen. Bald umgab eine vollzählige Plaudergruppe Madame de Hacqueville und Madame de Casa-Bianca.

„Präsident!" rief ein Marquis mit diamantenblitzenden Fingern, „erzählen Sie uns eine Geschichte der Vergangenheit."

Der Angeredete, Monsieur de Page, seufzte, als er erwiederte:

„Also eine Geschichte aus meiner Jugend?"

„O," entgegnete Jener, „meine Lippen sind unentweiht vom Epigramm."

„Immerhin," sprach Monsieur de Page, „will ich gern eine Erinnerung meiner Vergangenheit oder Jugend, gleichviel wie man es nenne, auffrischen; allein welche Jugend soll ich wählen? Ich hatte eine Jugend als Parlamentspräsident, eine andere als Emigrant, eine dritte als Soldat der Armee des Prinzen Conde."

„Wählen Sie die beste!"

„Das wird wohl die erste sein."

Die Blicke der Anwesenden sprachen Zustimmung, wie hätte es anders sein können?

„Meine erste Jugend," begann Monsieur de Page, „machte mich zum Parlementspräsidenten; es war im Jahre 88. Sie kennen meine Familie; ihr Rang verlieh mir das Anrecht an diesen wichtigen Posten, während meine duldsamen politischen und religiösen Ansichten mich in den Augen des Volkes, wie man sagte, würdig machten, Vertreter des Gesetzes zu sein. Zwischen die Erwartungen meiner Standesgenossen und diejenigen des Volkes gestellt, war mein Beruf ein äußerst schwieriger. Ich sollte die Strenge des Gesetzes mildern, während ich dessen Ausführung

Digitized by Google

verordnete; Nachsicht üben, wenn der blutige Text desselben sich unter meinen Augen röthete; als Mensch mich an die Stelle des Richters versetzen; als Richter den Henker verjagen. Meine Aufgabe war, den Tod im Gesetz zu vernichten.

„Leider konnte mein Wille allein nicht genügen. Mit zwölf Mitrichtern stand die Stimme des Präsidenten, als dreizehnte, vereinzelt da; sie ward gezwungen, öffentlich Urtheile zu verkünden, welche sie während der Berathungen bekämpft hatte. Es währte nicht lange, so haßte man mich bei Hofe um meiner Toleranz willen und beargwöhnten meine bürgerlichen Collegen die Reinheit meiner Grundsätze und Absichten. Einige der letzteren, die besonders mißliebig auf mich blickten, gingen sogar so weit, die Strenge gegen die Angeklagten zu verdoppeln und zwangen mich dadurch, der Anwendung des Gesetzes, welche ich menschlicher zu gestalten strebte, eine noch größere Härte zu verleihen.

„Im Jahre 88 war die Tortur noch nicht abgeschafft, und gelegentlich eines Falschmünzerprozesses verlangten meine Feinde im Parlament, daß sie wiederum in Ausübung käme. Man wollte mich dadurch in meinem Mäßigungsstolze demüthigen. Der Buchstabe des Gesetzes band mir die Hände, meine Stimme verhallte in der Minorität, ich war genöthigt, feierlich die Anwendung bei einem Rechtsfalle zu verkünden, der unter meinem Vorsitz entschieden wurde. Mein Ruf als gemäßigter Denker, als gewissenhafter Richter war verloren; ich hatte weder durch meine Handlungen, noch meine Schriften gegen dieses schmachvolle Attentat auf die Menschlichkeit protestiren können. Die öffentliche Meinung stellte mich auf eine Stufe mit meinen verhaßten Collegen und diese frohlockten, daß es ihnen gelungen war, mich zu ihnen herabzuziehen."

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Der Ring des Schwedenkönigs Gustav Adolph an einem Madonnenbilde in Wien. Bei Gelegenheit der Inslebentretung des protestantischen Gustav-Adolph-Vereines in Wien dürfte es interessant sein, daran zu erinnern, daß in der Lorettokapelle in der katholischen Augustinerkirche unter den vielen Opfergaben, welche sich daselbst befinden, der Ring aufbewahrt ist, den der bei Lützen in der Schlacht gebliebene große Schwedenkönig Gustav Adolph am Finger trug und welchen Kaiser Ferdinand II. zum ewigen Gedächtniß an einer goldenen Kette dem marianischen Gnadenbilde in dieser Kapelle mit nachstehender in einer goldenen Tafel eingegrabenen Inschrift anhing: „Diesen Ring hat gehabt Gustavus, König in Schweden, so den 16. Nov. 1632 in der Schlacht bei Lützen von der kaiserlichen Armatur geblieben."

Räthsel-Gespräch

zwischen zwei Liebenden.

Erste Silbe.

Er: Ich sprach es aus das zarte Wort
Und du erwiedert'st es voll zarter Liebe.
Es floh'n die Zweifel aus der Seele fort,
Als du dich mir ergabst aus freiem Triebe.
Und wie ich dir, so bist auch du mir eigen. —
O möchte nie der Friede von uns weichen!

Zweite Silbe.

Sie: Was kühn ich sprach als Siegel meiner Treu',
Das halt' ich ewig dir. — Der schöne Glaube
An unsre Lieb', er hielt sich immer neu,
Wie keinem Mißgeschicke je zum Raube;
Denn wie's auch immer werden mag im Leben —
Ich halte, was ich jetzo dir gegeben.

Das Ganze.

Beide: Und niemals werden frevelnd wir begehn,
Bethört von eitlem Wahn und falscher Reue,
Was, wenn vereint die beiden Silben stehn,
Sich zeigt als Schmach für angelobte Treue.
O nein! wir halten fest, was wir versprechen.
Und trennen nimmer uns durch ein Verbrechen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 108. Samstag, den 7. September **1861.**

Gedicht

zum ersten pfälzischen Turnfeste

am 8. und 9. September zu Neustadt a/H.

Will'kommen, Brüder, zu dem Feste,
Reicht Herz und Hand zum alten Bunde,
Daß wir des Zweckes nicht verfehlen
In dieser heil'gen Weihestunde.

Laßt heut uns alle muthig zeigen,
Wie wir nach Kraft und Einheit ringen,
Und unser Hoffen sei gekrönet
Mit einem herrlichen Gelingen.

Wir wollen frisch in den Gedanken,
Fromm, gilt's das Edle hier auf Erden,
Im jugendlichen Herzen fröhlich,
Und frei im Vaterlande werden.

So seid willkommen zu dem Feste,
Reicht Herz und Hand zum alten Bunde,
Daß wir des Zweckes nicht verfehlen
In dieser heil'gen Weihestunde.

L. Deines.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

Auf einem dieser schmalen sandigen Wege, auf welchen kein Tritt vernehmbar war, ging Ali als Führer der drei Frauen voraus, bis er nach einigen Minuten an die Pforten eines kleinen Seitenbaues kam, der zum Hauptgebäude des von Malun Khatun selbst bewohnten Palastes gehörte. Ali blieb vor dieser Pforte stehen, bis Aeschuhna mit den beiden Mädchen herankam, dann öffnete er dieselbe vor seiner Herrin und wartete, sich tief verneigend, auf ihre weiteren Befehle.

„Erwarte uns hier," sagte die Setti, „und sollte unterdessen der Herr zurückkehren, so setze mich durch das verabredete Signal davon in Kenntniß."

Schweigend verbeugte sich Ali nochmals; Aeschuhna aber stieg mit ihren beiden Begleiterinnen eine schmale Wendeltreppe hinan, bis sie im ersten Stockwerke wieder an eine Thüre kam, vor der sie einen Augenblick stehen blieb, wie um den beiden Mädchen Zeit zu lassen, sich zu sammeln.

„Ihr werdet ihn verändert, ja vielleicht entstellt finden," sagte sie, „aber es darf euch nicht erschrecken; nur der Blutverlust war ihm gefährlich, seine Wunden selbst sind fast geheilt und einige Tage Ruhe werden ihm genügen, um sich wieder zu erholen."

„Nach dem, was wir an grauenhaften Dingen in Deir-el-Kamar sahen," erwiderte Victorine mit düsterm Muthe, „kann uns der Anblick eines Verwundeten kaum mehr entsetzen."

Nichtsdestoweniger erbebten beide Mädchen, als sie einige Augenblicke später vor dem Bette eines Mannes standen, den sie im ersten Momente kaum als ihren Freund Olivier Cast wieder erkannten.

Olivier war kreideweiß wie eine Leiche, seine Wangen waren eingefallen, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und die langen Haare hingen ihm vorwärts zu beiden Seiten des Gesichtes unter der blutbefleckten weißen Binde herab, die um seinen Kopf geschlungen war.

„O Olivier!" rief Victorine, sich auf den Kranken stürzend, „so sehen wir uns wieder!"

Der junge Mann ergriff Victorinens Hände und führte sie langsam und mit sichtlicher

Digitized by Google

Schwäche seines Armes an seine Lippen; dann reichte er auch der Jüdin die Hand und drückte sie leise.

„Du siehst, Christ," sagte Aeschuhna, indem sie vortrat, „daß ich Wort hielt. Du verlangtest nach ihnen und ich bringe sie dir... Aber eure Unterredung muß kurz sein, denn noch bist du zu schwach, als daß vieles Sprechen nicht von Nachtheil wäre...."

„Sei unbesorgt," flüsterte der junge Mann, „und habe Dank, Aeschuhna, tausend Dank für deine Güte.... Gott sei gelobt, sie sind am Leben!" fügte er mit einem Blick nach Oben hinzu. „Ich glaubte sie nicht mehr zu sehen; aber die Vorsehung nahm euch in ihren Schutz.... Abul-Abbar hat mich also nicht getäuscht."

„Abul-Abbar?" wiederholte Victorine. „Haben Sie ihn denn gesehen?"

„Ja."

„Wo?.... Wann?"

„In der vergangenen Nacht in den Bergen, als die Druſen uns mit ſich fortſchleppten."

„So waren Sie also auch unter den Gefangenen, unter welchen ich mich selbst befand?" fragte Victorine überrascht.

„Ei, wissen Sie denn das nicht?" erwiderte Olivier erstaunt.

„Nein."

„Aber hat Noëmie es Ihnen nicht gesagt?"

„Noëmie?"

„Gewiß, sie weiß es, daß ich unter den Gefangenen war, sie weiß, daß Abul-Abbar mit mir sprach. Sie war es selbst, die ihm sagte, wo er mich in der Colonne der Maroniten zu suchen hatte."

„Noëmie! Wie, du wußtest dies?" rief Victorine vorwurfsvoll; „und hast mir kein Wort davon gesagt!"

„Unbegreiflich," sagte Olivier. „Wie ist es möglich, Noëmie, daß Sie Ihre Freundin nicht davon in Kenntniß setzten?"

Noëmie blickte verwirrt zu Boden, gab aber keine Antwort.

„Erkläre dich," rief Victorine, „warum schwiegst du, als du mich um Olivier trauern sahst, wenn du doch wußtest, daß er noch lebt?"

„Ich hatte darauf vergessen," erwiderte Noëmie stammelnd.

„Vergessen?"

„Ja, der Schrecken, die Angst, der Schmerz haben ohne Zweifel meine Sinne verwirrt... Ich hatte darauf vergessen!"

„O," rief Victorine, „wie mußtest du dann gelitten haben, wenn es so weit mit dir kommen konnte!"

„Ja," sagte die Jüdin, „ich habe viel gelitten, und," fügte sie mit dumpfer Stimme hinzu, „und leide noch."

Olivier sah die beiden Mädchen erstaunt an.

„Abul-Abbar hat Ihnen also gesagt, daß ich noch lebe?" fragte Victorine.

„Ja," erwiderte Olivier, „er hat sich mit seltener Kühnheit in druſiſcher Verkleidung bis vorn an die Spitze der Colonne gewagt, wo er Sie in dem Gefolge Malun Khatun's sah."

„Aber wenn er mit Ihnen zusammentraf, wenn er mit Ihnen sprechen konnte, so hätte er Sie ja auch retten können."

„Er hat es mir angeboten."

„Warum hat er es nicht gethan?"

„Ich wollte es nicht."

„Sie wollten sich nicht retten?... wollten nicht fliehen?"

„Nein. Ich konnte mich nicht entschließen, Sie beide zu verlassen. Mich in Ihrer Nähe zu wissen, war mir schon ein Trost, obwohl ich mir nicht verhehlen konnte, daß ich wohl kaum im Stande sein würde, Ihnen viel zu nützen. Aber wer weiß, vielleicht bedient sich die Vorsehung doch meiner, um Sie zu retten. Dieser Gedanke wenigstens war es, der mich zurückhielt und mir meine Flucht als eine Feigheit erscheinen ließ, so lange ich Sie in der Gewalt der Druſen wußte."

Victorine ergriff die Hände des edeln jungen Mannes und drückte sie mit Wärme.

„O wie gut, wie großmüthig sind Sie!" rief sie. „Aber kann es anders sein? Müssen Sie nicht ein edler Mensch sein, denn war Henri nicht Ihr Freund?"

„Ich hoffe, daß er es noch sein wird."

„Sie hoffen noch?" rief Victorine erbleichend. „In welchem Tone sagen Sie dies?... Wissen Sie etwas von ihm?"

„Ich weiß, daß Henri mich noch liebt und mich immer wie einen Bruder lieben wird," entgegnete Cast.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die verhüllte Hand.

(Schluß.)

Monsieur de Page fuhr fort:

„Meine Lage war die peinlichste. Ich machte die verzweifeltsten Anstrengungen, die Sache zur Kenntniß Ludwigs des Sechszehnten zu bringen; ich schrieb mit eigener Hand Broschüren voll ergreifender Schilderungen des demoralisirenden Unheils, das aus der Folter Nahrung sog; ich wirkte mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln für die Abschaffung derselben; — vergebens! man fuhr fort zu foltern.

„Um diese Zeit wurde ich bestohlen. Ich vermißte eine mit Diamanten besetzte Dose im Werthe von zwanzigtausend Franken, und mir besonders theuer als Vermächtniß meines Vaters.

„Der Generalprocurator begann auf meine Anzeige die Untersuchung. Ich mußte zuvörderst mein Haus einer genauen Visitation unterwerfen lassen. Dies war unumgänglich nöthig, wenn die Gerechtigkeit sich meiner Sache annehmen sollte.

„Die Dose wurde gefunden. Einer der durchsuchenden Beamten fand sie im Strohsacke des Bettes meiner Milchschwester Francoise.

„Ich muß hier um fünf Jahre zurückgehen. Damals, im Jahre 83, verließ ich einstmals die Sarbonne, woselbst ich meine Rechtsstudien verfolgte; als ich mit mehreren meiner den ersten Familien der Gerichtsarbeit angehörenden Genossen die Treppe hinabging, warf sich Francoise an meine Brust und nannte mich Bruder. Ihre Mutter, meine gute Amme, war gestorben; durch Armuth und Verzweiflung ermuthigt, war das verwaiste Mädchen zwanzig Meilen weit durch den Schnee, von Montereau nach Paris gewandert, um meinen Schutz zu suchen. Sie blickte auf mich, wie auf einen Bruder, und ich nahm sie als solcher auf. Mein Haus wurde ihre Heimath, und während sie, ohne Demüthigung zu erleiden, die Pflichten einer leichten Dienstbarkeit auf sich nahm, sorgte ich für eine Verbesserung ihrer verabsäumten Erziehung.

„Francoise, meine sanfte, blonde Milchschwester, die vor fünf Jahren so vertrauensvoll zu mir gepilgert war, wurde als Diebin vor die Richter geschleppt; ich wollte mich zurückziehen, ... man zwang mich, den Vorsitz zu führen, man berief sich spöttisch auf meine natürliche Unparteilichkeit. Meine Feinde jubelten, während das Volk mich gerne gesteinigt hätte, als es bekannt wurde, daß, ... daß ich die Folter angeordnet hatte."

Monsieur de Page holte tief Athem und fuhr dann fort:

„Francoise leugnete anfangs: den Diebstahl, die Umstände desselben, Alles; dabei erinnerte sie mich immer an ihre Mutter, an Montereau, an den Schnee, den sie durchwandert hatte, um mich auf den Treppenstufen der Sorbonne zu treffen, an den Umstand, daß ich fast ihr Bruder war.

„Alles war vergebens, ... die Folter war befohlen.

„Francoise wurde entkleidet; das war für sie die härteste Qual der Tortur! Der Schrei des Entsetzens, den sie ausstieß, fuhr in mein Inneres gleich einem Dolchstoße.

„Ihr Schrei war schwächer, als man ihre Kniee in Eisenschrauben zwängte; schwächer, als man Feuer an ihre Glieder legte.

„Zuletzt zerbrach man ihre rechte Hand, alle Finger, alle Glieder. Ein blutiger Schleier senkte sich über meinen Blick.

„Francoise gestand den Diebstahl ein, dann verlor sie das Bewußtseyn. Dennoch war Francoise unschuldig; ich selbst hatte die Dose in dem Lager derselben versteckt."

Bei diesem fürchterlichen Geständniß des Präsidenten fuhren die Zuhörer scheu von ihm zurück. Madame de Casa-Bianca allein theilte nicht das allgemeine Entsetzen; mühsam und mit sichtlichem Schmerze enthüllte sie ihre rechte Hand und legte das verstümmelte, entnervte Glied auf ihres Milchbruders Haupt, wie um zu vergeben und zu segnen. Der Greis beugte sich unter dieser Berührung, wie unter der Last der Reue; dann führte er die Hand leise an seine Lippen und küßte sie andächtig, wie der Sterbende die Hostie.

* * *

„Am Abende jenes furchtbaren Tages," beendete der Präsident seine Erzählung, „war Hofball; ich erschien im Amtskleide, in der rothen Robe des Richters, mit Francoise's Todesurtheil. Das Knie vor Ludwig dem Sechszehnten beugend, sprach ich:

„Sire, man hat heute Nachmittag meine Milchschwester, welche ich des Diebstahls an-

Digitized by Google

geklagt hatte, gefoltert. Sie hat inmitten der Qualen Alles eingestanden."

„Nun?" fragte der König.

„Sire, ich hatte den Diebstahl erdichtet."

Der König fuhr entsetzt zurück.

„Und warum das, mein Herr?"

„Weil ich durch ein auffallendes Beispiel dem ganzen Lande beweisen wollte, daß durch die Folter die abscheulichste Lüge geglaubt und die heiligste Wahrheit gemordet werden kann. Sire, ich habe das junge, unschuldige Mädchen, das ich wie eine Schwester liebte, dem Beweise geopfert. Man wird künftig meiner Ansicht glauben."

„Meine Herren," sagte der König, „der Ball soll fortdauern." Und dann, gegen seinen Kanzler gewendet, fügte er hinzu:

„Von dieser Stunde an ist die Tortur in Frankreich abgeschafft; verkünden Sie es dem Königreiche."

Landwirthschaftliches.

Nach den Annalen der Landwirthschaft wiederholt ein Herr Fahrtmann als Mittel gegen die Krankheit der Kartoffeln das Häufeln. Fängt das Kartoffelkraut in Folge der Krankheit an abzusterben, so überdeckt er dasselbe durch starkes Behäufeln mit Erde, wodurch das Eindringen der Krankheit zu den Knollen verhindert werden soll.

Lebensphilosophie.

Hüte dich vor eingebildeten Leiden des Leibes und der Seele! Sie machen dich für die Gesellschaft ungenießbar, und dir selbst wirst du mit solcher zerrütteten Einbildungskraft ein unergründliches und grauenvolles Geheimniß. Du wirst Menschenfeind oder wirst menschenscheu.

Der Mensch muß den Muth haben, selbst mit einem verwundeten Herzen unter Andere zu treten, ohne seinen Schmerz sichtbar werden zu lassen. Gar leicht empfängt er dann angenehme Eindrücke, die sein Weh lindern.

Verschiednes.

Im Jahre 1825 sagte das „Quarterly Review", eine der anerkanntesten englischen wissenschaftlichen Zeitschriften, über die damals auftauchenden ersten Eisenbahnprojekte: „Wir sind nicht die Befürworter phantastischer Projekte, welche sich auf nützliche Institute beziehen. Wir verspotten die Idee einer Eisenbahn als praktisch unausführbar! Gibt es etwas Absurderes und Lächerlicheres, als die ausgegebenen Projekte einer Lokomotive, welche zwei Mal so schnell gehen soll als die Post? Eher ließe sich erwarten, daß die Bevölkerung von Woolwich (wo sich die Laboratorien der engl. Artillerie befinden) sich auf Congreve'schen Raketen fortfeuern läßt, als daß sie sich der Gnade einer mit solcher Geschwindigkeit gehenden Maschine übergibt."

In dem Zimmer eines hochberühmten Arztes zu Paris war eine Gesellschaft von vornehmen Leuten aus allen Ländern versammelt, unter Andern auch ein russischer Fürst mit seiner Tochter. Da nahte sich ein Bauer, ein alter hinfälliger Greis, in einfachem Kleide, um ein Heilmittel für seine kranke Frau zu holen. Ein junger, vornehmer Franzose machte sich lustig über den Alten und rief: „Ich wette um 12 Louisd'or, daß keine dieser Damen den Alten da küßt!" Sogleich legt die schöne Russin zwölf Louisd'or auf einen Teller, geht auf den Alten zu und spricht: „Erlaubt mir, alter Vater, Euch nach Sitte meines Landes zu begrüßen!" Mit diesen Worten umarmte sie den Greis und küßte ihn. Der Franzose legte sein Geld beschämt hin, und das edle Mädchen überreichte es dem Bauer mit den Worten: „Russische Mädchen halten es für Pflicht, das Alter zu ehren."

Ein Mann in Wien, der einen bösen Fall gethan hatte, wurde vom Wundarzt gefragt: „Haben Sie sich in der Gegend des Wirbelbeines verletzt?" „Nein, mein Herr," war die Antwort, „in der Gegend der Kärnthnerstraße."

Auflösung des Räthsel-Gesprächs zweier Liebenden in Nro. 107:

Meineid.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 109. Dienstag, den 10. September **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

Victorine preßte ihre Brust mit beiden Händen, um das heftige Pochen ihres Herzens zu unterdrücken.

„Henri," schluchzte sie, „Henri vereinigt mit meinem Vater und meiner armen Mutter seine Gebete für uns, und alle Drei blicken vom Himmel auf uns herab und winken uns zu sich."

„Wie! Henri wäre also todt?" rief Olivier mit zitternder Stimme. „Todt? . . . Aber seit wann? Woher wissen Sie es? So hätte Abul-Abbar ihn umsonst gerettet?"

„Gerettet? Abul-Abbar hätte ihn gerettet?" stammelte nun Victorine, die sich kaum mehr aufrecht zu halten vermochte.

„Gewiß!"

„Aber ich sah, wie er in jener Unglücksnacht in unserm Hause in Deir-el-Kamar, als er Noëmie und mich vertheidigte, von wenigstens zwanzig Drusen umringt wurde. Er mußte einer solchen Uebermacht unterliegen."

„Dies geschah auch; allein Abul-Abbar fand ihn, nachdem das Haus von den feigen Mördern geräumt war, noch am Leben und brachte ihn in Sicherheit. Ich sage Ihnen, er ist gerettet."

„Gerettet! . . . Henri gerettet!" wiederholte Victorine taumelnd.

„Abul-Abbar hat es mir selbst gesagt."

Victorine stürzte sich nun auf Noëmie und erfaßte sie an den Handgelenken, die sie heftig schüttelte.

„Du wußtest dies auch?" rief sie.

„Sie wußte es," erwiderte Olivier. „Abul-Abbar mußte es ihr gesagt haben, wie er es mir sagte."

„Antworte! Rede!" rief Victorine. „Wußtest du es?"

„Ja," murmelte die Jüdin.

„Und du hast mir nichts davon gesagt? Hast mich an seinen Tod glauben lassen! . . . Du sahst meine Thränen der Verzweiflung, sahst meinen Schmerz, hörtest, wie oft ich mir selbst den Tod wünschte, und doch konntest du schweigen?" . . .

„Ich hatte es vergessen . . . Vergib!" bat Noëmie. „Ich war von Sinnen." Victorine ließ die Arme der Jüdin fallen und wich einen Schritt von ihr zurück, während Olivier einen noch erstaunteren Blick auf dieselbe warf.

„Aber dann lebt Henri, dann ist er also gerettet!" rief Victorine, indem sie wieder zu Olivier hintrat.

„Gewiß, wenn Sie keine neuere Nachricht über ihn haben."

„Nein, nicht die geringste," entgegnete Victorine. „O, mein Gott!" fügte sie im Tone heißen Flehens hinzu, indem sie auf die Kniee sank und ihre Hände zum Himmel emporhob; „mein Gott, beschütze ihn! . . . Lasse ihn den Drusen entkommen, lasse ihn glücklich werden! . . . Lasse ihn Frankreich erreichen! . . ."

Noëmie stand mit zu Boden gesenktem Haupte da. Auch sie hielt ihre Hände gefaltet, auch sie schien zu beten, wenigstens bewegten sich leise ihre Lippen, während ein schmerzhafter Zug um den Mund ihrem Gesichte einen tief wehmüthigen Ausdruck verlieh.

Olivier neigte sich zu Victorine hin.

„Ich muß Sie morgen um jeden Preis allein sprechen," flüsterte er ihr mit kaum vernehmbarer Stimme zu.

Victorine sah den jungen Mann mit einem fragenden Blicke an, als ob sie sein seltsames Verlangen nicht verstanden habe.

Digitized by Google

„Kommt!“ gebot in diesem Augenblick eine Stimme.

Es war Aeschuhna, die zum Aufbruch mahnte.

Olivier hielt Victorine bei der Hand, und indem er einen Kuß auf dieselbe drückte, flüsterte er warnend: „Nehmen Sie sich vor Noëmie in Acht! . . . Trauen Sie ihr nicht, ich fürchte, sie verräth uns.“

Victorine wollte sprechen, vielleicht um ihre Freundin zu vertheidigen, allein die Setti ergriff ihren Arm, um sie beinahe gewaltsam mit sich fortzuziehen. Noëmie folgte ihnen. Alle Drei stiegen wieder die Treppe hinab, an deren untersten Stufe sie den Eunuchen fanden. Ali öffnete die Thüre und die Frauen folgten ihm.

Einige Augenblicke später befanden sich Victorine und Noëmie wieder allein in dem Saale, in welchem wir sie trafen, als Aeschuhna sie aufsuchte, um sie zu Olivier Cast zu geleiten. Die Sultanin hatte sie wieder verlassen, ohne ein Wort mit ihnen zu sprechen. Beide Mädchen schienen ungestört ihren Gedanken nachhängen zu wollen, denn es waren bereits mehrere Viertelstunden seit ihrer Rückkunft von ihrem Besuche bei Cast vergangen, ohne daß eine die andere ansprach. Noëmie war traurig und sah mit finsterer Miene vor sich hin, Victorine dagegen blieb nie lange auf einem und demselben Platze: sie war offenbar die Beute einer heftigen Aufregung, in die das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung sie versetzte. Plötzlich trocknete die junge Französin die Thränen, die in ihren Augen glänzten, und lief auf Noëmie zu, in deren Arme sie sich stürzte.

„O, sage mir, daß du mich liebst!“ rief sie mit einer Hast, als dränge es sie, ihrem peinlichen Mißtrauen, welches Olivier durch seine Warnungen in ihr geweckt hatte, mit einem Male ein Ende zu machen.

Noëmie schien ihre Freundin mit ihren flammenden Blicken verzehren zu wollen. „Du liebst den Grafen?“ sagte sie, indem ihre Brust keuchend sich hob.

„Ja,“ stammelte Victorine.

„Ihr solltet euch heirathen?“

„Ja.“

„Und er liebt dich? . . . Er erwidert deine Liebe?“

„Ich glaube es, . . . o, was sage ich, . . . nein, ich glaube es nicht nur, ich bin es gewiß!“ entgegnete Victorine stolz.

Noëmie ergriff hierauf ihre Hände und drückte sie heftig. „Er hat dir, du Glückliche, seine Liebe wohl selbst gestanden?“ murmelte sie zitternd.

„Ja,“ gab Victorine ohne Zögern zu.

„Und da fragst du noch, ob ich dich liebe?“ keuchte Noëmie außer sich. Und die zärtliche Freundin gewaltsam zurückstoßend, so daß das erschrockene Mädchen auf den Divan sank, der rings um die Wand lief, rief sie laut und drohend: „Ich hasse dich!“

(Fortsetzung folgt.)

Lola Montez.

Das „Ausland“ erzählt über die letzten Schicksale der Lola Montez in den Vereinigten Staaten:

Undank und Habgier haben sie getödtet; sie, die gewohnt war, mit offenen Händen zu geben, deren leidenschaftliches Temperament für jeden Eindruck empfänglich war, der trotz der Bekanntschaft mit Tausenden von Menschen doch alle Menschenkenntniß abging, sie ruht jetzt verwaist auf dem Kirchhof von New-York, ohne daß ein befreundetes Wesen sie auf diesem letzten Wege begleitet, ohne daß einer der Tausende, denen sie Gutes gethan, sie während ihrer letzten Krankheit gepflegt hätte.

Der plötzliche Tod eines jungen Schauspielers, Namens August Follin, mit dem sie von hier nach Australien reiste und der auf der Rückreise in Honolulu ertrank, machte einen sehr schmerzlichen Eindruck auf Lola Montez, indem sie sich als die Ursache seines frühen Hinscheidens anklagte; sie suchte daher für dessen kleine Kinder zu sorgen, indem sie nach dem Verlust ihres Vermögens in Großvalley (zum Theil durch Feuer, zum Theil durch mißbrauchtes Vertrauen) für etwa 10,000 Doll. ihre Diamanten verkaufen ließ und das Erträgniß in einem Testament den genannten Kindern Noel und Karoline Follin vermachte, um denselben im respektiven Alter von 25 und 21 Jahren ausgezahlt zu werden, die Zinsen aber inzwischen zu ihrer Erziehung zu verwenden. Als sie darauf nach New-York zurückkehrte, lernte sie dort eine Schwester

Digitized by Google

Follin's kennen, welche sie adoptirte und als Minnie Montez auf die Bühne brachte, wofür ihr aber das nöthige Talent zu fehlen schien; sie ist es, welche später, verheirathet, ihre Wohlthäterin verleugnete, als sie von derselben in Broadway angeredet wurde.

Diese Undankbarkeit und die Entdeckung, daß ein berühmter Spiritualist, in welchen sie blindes Vertrauen setzte, seine Geisterklopferei nur benutzt hatte, um sie und das Publikum zu hintergehen, wirkten niederschlagend auf Lola's Gemüth. Zwar hielt sie noch Vorlesungen in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten, wie in England, publizirte auch ein Werk über die Künste der Toilette, allein ihre Ansichten von der Welt und von sich selbst waren schon sehr verschieden von dem Ausspruch, welchen sie 1851 machte, als sie mit Kossuth auf demselben Dampfer in New-York eintraf. „Wir sind beide Humbugs", sagte sie, „nur mit dem Unterschied, daß ich es gestehe und er nicht".

Ihre Kräfte schwanden mehr und mehr; sie miethete sich bei einem schottischen Blumenhändler Namens Buchanan ein, dessen Frau sie in früheren Jahren in Schottland kennen gelernt hatte und der einen hübschen Landsitz in Astoria auf Long-Island bei New-York besaß. Europäische Zeitungen verbreiteten die Fabel, daß Lola dort von der Frau des Präsidenten Buchanan (welcher, wie bekannt, Junggeselle ist) während ihrer letzten Krankheit gepflegt wurde, während es jene Schottin war, welche durch erheuchelte Freundschaft sich von Lola Montez Alles überschreiben ließ, was sie besaß, unter dem Versprechen, bis an ihr Ende sie auf's Liebevollste zu verpflegen — unter Anderm auch die ihr von ihrem frühern Manne Heald ausgesetzte Pension von einigen tausend Thalern. Aber wie schmählich erfüllte die Person ihr Versprechen! Als Lola's Zustand bedenklicher ward, ließ Mrs. Buchanan sie im vorigen Herbste zur Stadt bringen und miethete eine schlecht möblirte Wohnung, in deren Hinterzimmer sie eine arme irländische Familie einquartierte, um Lola zu pflegen. Der Redakteur einer Zeitung, früher mit Lola bekannt, besuchte sie in diesem miserabeln Quartier und war so empört über die Art, wie die arme Invalide gebettet und gepflegt war, daß er sich an die „Ladies Christian Association" wandte, um ihr eine bessere Wohnung und Aufwärterin zu verschaffen; allein von der Vorsteherin dieses „christlichen" Instituts ward er abgewiesen, weil sie nur „gute Christen" annehmen könnten. So lag die Aermste fast völlig gelähmt mehrere Wintermonate im ungeheizten Zimmer, und wenn sie dasselbe mit Mühe verließ, um irgend eine Erfrischung zu erbitten, so ward sie von dem elenden Weibe, welches zu ihrer Pflege angestellt war, auf die roheste Weise und, wie es heißt, bei den Haaren zurückgezogen. Ein Geistlicher, Hr. Francis L. Hawks, welcher ihr die letzten Tröstungen der Religion brachte und sie als eine reuige Christin bezeichnet, fand sie auf einer schmutzigen Matratze ruhend, ohne Bettstelle, eine alte Fußdecke gegen die Fenster genagelt statt der Gardinen, die Möbel des Zimmers aus einem gemalten Tisch und zwei Stühlen bestehend. Er beschreibt die Todesscene als das Schrecklichste, was ihm je begegnet, da die Sterbende sich von Dämonen umgeben und bedroht glaubte, was sie während der beiden letzten Tage in den fürchterlichsten Lauten nach Hilfe schreien machte.

So endete die Gräfin Landsfeld; sie, welche den raffinirtesten Luxus gewohnt gewesen, und der von allen Klassen der Gesellschaft gehuldigt worden.

Landwirthschaftliches.

Die Landwirthschaftliche Zeitschrift für die Mark Brandenburg theilt mit, daß ein Landwirth, welcher jeder Kuh in der Woche 1 Pfund Salz fütterte, dieses Quantum versuchsweise verdoppelt habe. Während die Milch vorher 13 pCt. Trockensubstanz enthalten, habe sie nach der doppelten Portion Salz nur noch 8 pCt. feste Bestandtheile enthalten. Als das Salz wieder auf das frühere Maß zurückgeführt worden, habe sich die Wässerigkeit der Milch wieder vermindert. Auch anderwärts habe man die Erfahrung gemacht, daß eine reichliche Salzgabe Abnahme der Milch verursacht. Am besten gibt man daher den Kühen das Salz in Form von Leckfteinen. —

Digitized by Google

Lebensphilosophie.

Wer sein Gemüth dem Sturm der Leidenschaften ohne Unterschied preisgibt oder die Segel seines Geistes unaufhörlich spannt, der läuft auf den Strand oder muß mit durchlöchertem Fahrzeug nach Hause laviren, wenn gerade die beste Jahreszeit zu neuen Entdeckungen eintritt.

Verschiedenes.

Ein Berliner Conditor hat eine neue pikante Methode erfunden, um sich Nahrung zu verschaffen. Er läßt nämlich in verschiedenen Zeitungen sogenannte Heiraths-Annoncen einrücken und nimmt darauf die eingehenden Meldungen der heirathslustigen Männer in Empfang. Demnächst läßt er von seiner Frau oder einer andern Bekannten — die Damen gehen bekanntlich auf solche kleine Scherze sehr gern ein — ein Briefchen an den Heirathscandidaten schreiben, in welchem die Zeit der ersten Zusammenkunft festgesetzt und als Ort derselben die Conditorei unseres Gewerbtreibenden bestimmt ist. Ein solches Rendezvous wird nie versäumt, der dupirte Herr wartet jedes Mal mehrere Stunden, verzehrt in dieser Zeit eine Menge Kuchen, kommt sogar mehrfach wieder, wenn ihn ein Briefchen benachrichtigt hat, daß aus diesen oder jenen Gründen die Dame nicht hat erscheinen können, genug, er setzt den Conditor tüchtig in Nahrung — und weiter hatte es ja keinen Zweck.

(Ein kleiner Auftrag.) „Wann reisen Sie morgen ab, Herr Graf?" — „Um sieben Uhr, Frau Commerzienräthin; wenn Sie vielleicht in Nürnberg Etwas zu besorgen haben, ich stehe zu Diensten. In vierzehn Tagen komme ich wieder!" — „Sie sind recht gütig! Ich bin so frei und schicke Ihnen also eine Kleinigkeit, mit der Bitte um gefällige Besorgung! Nicht wahr, Sie sind so gut?"

„Eine schöne Empfehlung von der Frau Commerzienräthin und der Herr Graf möchten halt so gut sein und das Canapeegestell da mitnehmen, in Nürnberg überziehen lassen und gefälligst wieder mitbringen!"

Amerikanische Kriegsscene. Oberfeldherr: Herr General, wollen Sie nicht gefälligst den Feind angreifen? — General: Ist nicht heut der 17. Juli? — Oberfeldherr: Allerdings. — General: Dann bitte, sehen Sie doch einmal nach der Uhr, wie spät es ist? — Oberfeldherr: Eben sechs. — General: Dann habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. — Oberfeldherr: Aber, General, die Schlacht entbrennt! — General: Geht mich nichts mehr an. Ich habe am 17. April mit der Union meinen Vertrag auf 3 Monate Dienstzeit abgeschlossen. Meine Zeit ist um, ich gehe nach Hause. — Oberfeldherr: Aber ich bitte Sie, General, wenn Sie sich nicht jetzt auf den linken Flügel des Feindes werfen, so ist die Schlacht verloren! — General: Thut mir leid, aber Handelschaft ist keine Freundschaft. — Oberfeldherr: Hören Sie doch nur den fürchterlichen Kanonendonner, General; es gilt die Ehre der Union, die Ehre Amerika's! — General: Bedaure herzlich, aber mein Vertrag ist um. Ich kann mir nichts vergeben. — Oberfeldherr: Ihr Beispiel ist ansteckend, General; das ganze Heer kommt in's Laufen! — General: So lassen Sie's laufen; ein freies Land, wie Amerika, braucht keine stehenden Heere! (Er eilt zu Muttern.)

Logogryph.

Das ganze Wort
Zeigt uns den Ort,
Den niemals weiß
Von ihrem Fleiß
Die Modefrauen
In Städten schauen.

Ein Zeichen ab,
Dann heißt's: Hinab
Ins dunkle Haus,
Wo nie heraus,
Trotz Stillings Lehren,
Wir wiederkehren.

Eins minder noch,
Zeigt mir sich doch
Der Deutschen Baum,
Den wir jetzt kaum
In Urkraft kennen. —
Wer kann ihn nennen?

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 110. Donnerstag, den 12. September **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

5.

In dem Augenblicke, als Noëmie, hingerissen von dem leidenschaftlichen Gefühle, welches ihre Seele beherrschte, ihre heftige Eifersucht errathen ließ, überschritt Malun Khatun, der gefürchtete Scheik, in Begleitung eines großen Gefolges von Drusen die Hauptpforte seines Serails und begab sich durch eine doppelte Reihe von Sclaven, die Spalier bildeten, in seinen Lieblingssalon. Hier umgeben von seinen Officieren begann er nach echt türkischer Weise zu rauchen, d. h. er rauchte mit feierlichem Ernste, indem er mit kreuzweise übereinandergeschlagenen Beinen auf seinem Divan saß, ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich zu rühren, ja ohne zu denken. Es war die Stunde der Siesta, während welcher die Türken sich mit besonderer Vorliebe ihrer gewöhnlichen Trägheit überlassen und in der sie in der Regel keine Störung dulden. Aeußerst wichtig mußte daher der Grund sein, aus welchem der Eunuch Ali es dennoch wagte, in dieses Heiligthum zu treten, wo er schweigend bis zu seinem Herrn vorging, sich mit gekreuzten Händen bis zum Boden herab verneigte und dem strengen Gebieter dessen gelbe Pantoffeln überreichte.

Unsere Leser wissen vielleicht schon, daß in dieser Ceremonie die Bedeutung liegt, es wünsche die Setti eine Besprechnng mit ihrem Gatten. Es ist nämlich keiner türkischen Frau gestattet, die Mandava, d. i. jenes Gemach zu betreten, in welchem ihr Mann seine Freunde empfängt. Dafür haben sie ein Mittel, ihren Mann zu sich zu rufen, wenn sie ihn zu sprechen wünschen: es besteht dies in der Ueberreichung der gelben Pantoffeln durch den Eunuchen. Auch erhob sich Malun Khatun als galanter Gatte, der seine Frau nicht warten lassen will, und begab sich in Begleitung des Eunuchen nach dem Harem. Am Eingange desselben drang eine disharmonische Musik an sein Ohr. Der Scheik legte, wie es Sitte ist, seine Pantoffeln wieder ab und trat nun ein, während der Eunuche gute Wache hielt. Je weiter Malun Khatun vordrang, desto deutlicher vernahm er die Musik, die aus Guitarre und Flötenspiel bestand, unter welches sich Singstimmen mischten.

Endlich kam der Scheik an die Thüre des Salons, in welchem das Concert gehalten wurde. Zwei Eunuchen standen an derselben und zogen unter einer tiefen Verbeugung die schweren Vorhänge vor dem Gebieter zurück, der nun die Schwelle überschritt. Ein reizendes, fröhlich belebtes Bild bot sich seinem Auge. Drei Gruppen reichgekleideter Frauen waren auf drei verschiedene Punkte des Saales vertheilt. Nicht leicht läßt sich bei der üppigsten Phantasie etwas Verführerischeres denken, als diese herrlichen Gestalten in ihren verschiedenartigen Stellungen, die Einen liegend, die Anderen sitzend, fast Alle rauchend und ihren rosigen Lippen weiße Wölkchen entsendend, die sie ihrem Narghile entlockten. Im Mittelpunkte dieser einen Gruppe ruhte auf weichen Polstern Aeschuhna, die Erste im Harem Malun Khatun's. An ihre Polster sich anreihend waren jene, auf welchen der Scheik Platz zu nehmen pflegte, wenn er unter seinen Frauen erschien. Aeschuhna wartete hier auf ihren Gebieter, während zwei prachtvolle Negerinnen hinter ihr standen, um ihr mit Fächern von Pfaufedern Kühlung zuzuwehen.

Digitized by Google

Rechts vom Mittelpunkte, den der Platz des Scheik bezeichnete, lagerte ein Dutzend anderer Frauen, die nicht minder schön, nicht minder reich von der Natur mit körperlichen Reizen ausgestattet, und ebenso kostbar wie die anderen gekleidet, das Orchester bildeten. Die dritte Gruppe endlich bestand nur aus drei Frauen, welche die Aufgabe zu haben schienen, Aeschuhna durch ihren Tanz zu unterhalten

Wenn wir das Wort Tanz gebrauchen, so dürfen sich die Leser nicht jene leichten, graziösen, schwungvollen Bewegungen denken, die der Europäer in seinen Theatern beim Ballete findet, denn im Orient ist das Tanzen etwas ganz Verschiedenes von dem, was man im Occidente darunter versteht. Bei uns sind es die Beine, die der Tanz am meisten in Anspruch nimmt; im Oriente haben diese fast nichts dabei zu thun. Ein lahmer Invalide könnte im Nothfall noch immer bei den Türken eine ganz angenehme Tänzerin machen. Was beim Tanzen im Orient beschäftigt ist, sind die Hüften und nur die Hüften. Die Füße bleiben unbeweglich, die Beine rühren sich kaum, nur die Büste macht leichte Biegungen, bei welchen die Hüften mitgehen. Seltsame Mode, aber immerhin eine Mode, die nun einmal adoptirt ist und an welche die Türken so gewöhnt sind, daß sie vielleicht unsere Walzer und Polkas häßlich fänden.

Im Harem von Malun Khatun tanzten die Frauen natürlich auch so, wie man im Orient tanzt, d. h. ohne sich von der Stelle zu bewegen. Es war demnach auch keine Gefahr für den Scheik vorhanden, von einer der Tänzerinnen umgerannt zu werden, als er dicht an ihnen vorüber ging, um auf seinen Polstern neben Aeschuhna Platz zu nehmen.

Noch saß er kaum, als einige Negerinnen sich beeilten, goldene Rauchpfannen um ihn herumzustellen, in welchen die Wohlgerüche Arabiens glimmten. Eine armenische Sclavin in der luftigen Kleidung einer Sylphide überreichte ihm eine jener prachtvollen Pfeifen, die der orientalische Luxus so kostbar zu schmücken versteht. Eine andere Sclavin brachte ein silbernes Becken mit glühenden Kohlen, von welchen sie eine mit einer goldenen Zange auf den gelben Tabak legte, mit dem der rothbraune Pfeifenkopf bis an den Rand gefüllt war. Aeschuhna war aufgestanden. Auf ein Zeichen von ihr brachte eine Negerin einen kleinen Schemel herbei, den sie vor dem Scheik hinstellte, während eine andere einen goldenen Teller überreichte, der reich mit Smaragden und Rubinen verziert war und auf dem eine kleine Tasse von feinem Porzellan stand, die Aeschuhna selbst mit schwarzem Kaffee füllte. Eine dritte Negerin brachte ein zweites Tabouret herbei, auf dem auf einer goldenen Platte die herrlichsten Confituren, Früchte und in Honig gebackene Kuchen aufgethürmt lagen, die Aeschuhna ihrem Gatten mit verführerischem Lächeln credenzte. Inzwischen wurde fortmusicirt und getanzt.

Wir in Europa, denen man von Kindheit auf Abhärtung des Körpers und Verachtung gegen die Materie predigt, begreifen kaum, in welch raffinirter Weise der orientalische Luxus getrieben wird, der, durch Sitten und Religion zum Cultus der Schönheit erhoben, darauf hinausgeht, die Materie zu idealisiren oder sie wenigstens auf gleiches Niveau mit dem Geiste zu stellen.

Malun Khatun genoß diesen Luxus als ein Mann, der sich unfähig gefühlt hätte, anders zu leben. Aeschuhna zeigte sich voll Aufmerksamkeit gegen ihn. Auf einen weiteren Wink der Favoritin brachten zwei Sclavinnen ein großes silbernes Becken herbei, in welches die Gemahlin des Scheik selbst wohlriechende Wasser goß: denn nun begannen für sie die Functionen, die sie als Setti eigenhändig zu verrichten hatte. Diese bestanden darin, dem Herrn und Gemahl das nach orientalischer Sitte sieben Mal des Tages vorzunehmende Fußbad herzurichten, was sie mit gewissenhafter Sorgfalt that, während Tanz und Musik Malun Khatun's Ohr und Auge ergötzten.

Nachdem das Bad genommen und die Füße des Scheik von Aeschuhna getrocknet waren, setzte sich die schöne Orientalin neben ihn. „Mein Gebieter," sagte sie, während Malun Khatun seine Pfeife rauchte, ohne die Aufmerksamkeiten viel zu beachten, deren Gegenstand er war, „ich habe deine neue Christensclavin gesehen. Sie ist schön."

„Ja," erwiederte Malun Khatun einfach.

„Du hast sie für deinen Harem bestimmt?"

„Ja."

„Ich werde sie schmücken; sie soll deiner würdig werden. Aber," fuhr die Sultanin in

Digitized by Google

einſchmeichelndem Tone fort, „noch ein Anderer als der gefürchtete Scheik hat die Chriſtin geſehen, noch ein Anderer findet ſie ſchön und iſt lüſtern nach ihr.“

„Ein Anderer!“ wiederholte Malun Khatun, ſeine Augenbrauen zuſammenziehend.

„Ja.“

„Wer?“

„Der türkiſche Aga.“

„Osman-ben-Aſſah?“

„Er hat beim Koran geſchworen, die Chriſtin aus dieſem Harem zu entführen, um ſie in den ſeinigen zu bringen, bevor noch der Mond in ein neues Viertel tritt.“

„Er hat dies geſchworen?“

„Ja.“

„Wer hat es dir geſagt.“

„Ali.“

„Woher weiß er es?“

„Der Aga hat ihm tauſend Golddinars geboten, wenn er einwilligt, dich zu verrathen.“

Malun Khatun fuhr in ſeinem Zorne auf. „Wenn Osman-ben-Aſſah dies gethan hat, ſo muß er ſterben!“ rief er. „Laſſe Ali kommen!“

(Fortſetzung folgt.)

Thue Gutes, wo ſich die Gelegenheit bietet.

Der Handelsherr Conrad Waller, einer der bedeutendſten Kaufleute in einer deutſchen Hafenſtadt, ſaß in ſeinem Comptoir und las mit geſpannter Aufmerkſamkeit die neueſten Zeitungen, als ſich ein leiſes Klopfen an der Thür vernehmen ließ, und ein Knabe mit den Worten eintrat:

„Brauchen Sie vielleicht einen Laufburſchen?“

„Nein,“ antwortete der Kaufmann, ohne aufzublicken, mit ziemlich rauhem Tone. Allein kaum war der Knabe fort, ſo ſchlug ihn das Gewiſſen, und er ſagte zu ſich ſelbſt:

„Du hätteſt dem armen Kinde wenigſtens freundlicher antworten können. Das war eine Gelegenheit!“

Das Zeitungsblatt in ſeiner Hand fallen laſſend, blickte er dem Gehenden nach. Der Knabe war noch klein, — kaum zwölf Jahre alt, und ärmlich, aber reinlich gekleidet. Waller klopfte an das Fenſter, und der Knabe ſah ſich um. Ein Wink des Erſteren rief ihn zurück.

„Was ſagteſt Du vorhin?“ fragte der Kaufmann.

„Ich fragte, ob Sie vielleicht einen Laufburſchen brauchten,“ wiederholte der Knabe jetzt mit furchtſamerem Tone.

In Wallers Bruſt erwachte ein plötzliches Intereſſe für ihn. Er hatte ein hübſches, mädchenhaftes Geſicht, dunkelbraune Augen und Haare, und obgleich zart und ſchwach gebaut, ſtand er doch feſt und mit einer faſt männlichen Haltung da, welche verrieth, daß er ſich gewiſſer, im Leben zu erfüllender Pflichten bereits bewußt war.

„Setze Dich, mein Kind,“ ſagte der Kaufmann, der ſich einer unwillkürlichen Regung von Achtung vor ſeinem kleinen Gaſte nicht enthalten konnte.

Der Knabe folgte der Weiſung, während ſeine großen, leuchtenden Augen auf dem Geſichte des Mannes ruhten.

„Wie alt biſt Du?“ fragte Waller.

„In wenigen Wochen zwölf Jahre,“ lautete die Antwort.

„Du ſollteſt noch die Schule beſuchen.“

„Ich muß meiner Mutter Beiſtand leiſten.“

„Iſt Deine Mutter ſehr arm?“

„Ja — ſehr arm, und auch krank,“ erwiderte der Knabe mit zitternder Stimme, während Thränen in ſeinen ſanften Augen ſchimmerten.

Sinnend betrachtete Waller das Kind. Seine Gedanken ſchweiften zurück in die Vergangenheit; ihm war es, als hätte er den Blick dieſer ſchönen Augen ſchon vor Jahren geſehen, und eine Minute lang vergaß er die Gegenwart ganz.

Mit noch freundlicherem Tone als bisher ſagte er endlich:

„Ich ſelbſt brauche zwar keinen Laufburſchen, aber ich könnte vielleicht ein gutes Wort ſprechen, was Dir nützlich ſein würde. Ich habe das Vertrauen, daß Du brav und fleißig ſein wirſt; aber Du biſt nicht ſtark.“

„O ja, ich bin ſtark!“ entgegnete der Knabe, ſich muthig aufrichtend.

Mit ſteigendem Intereſſe blickte ihn der Kaufmann an.

„Wie heißt Du?“ fragte er darauf.

„Carl Leonhard,“ war die Antwort.

Eine plötzliche Bewegung durchfuhr die Züge des Kaufmanns, und er wandte das Geſicht ab, um das Kind nicht den veränderten

Ausdruck desselben sehen zu lassen. Lange Zeit saß er still und schweigend, so daß der Knabe sich zu wundern begann.

„Lebt Dein Vater noch?“ fragte Walter endlich mit noch abgewandtem Gesicht und unsicherer Stimme.

„Nein; er starb vor vier Jahren.“

„Wo?“

„In Amerika.“

„Wann kamst du mit Deiner Mutter hierher?“

„Vor zwei Jahren.“

„Seid ihr seitdem immer hier gewesen?“

„Nein. Ein Jahr lang wohnten wir in M —, bei einem Oheim, einem Bruder meiner Mutter; allein vor sechs Monaten starb er, und wir mußten deßhalb hierher zurückkehren.“

„Wie hieß Dein Oheim?“

„Matthias König.“

„Und König ist auch der Familiennamen Deiner Mutter?“

„Ja.“

Abermals folgte eine lange Pause, während deren der Knabe das Gesicht des Kaufmanns nicht sehen konnte. Als es ihm jedoch wieder zugewandt wurde, lag ein ganz neuer und so liebevoller Ausdruck darin, daß Carl Leonhard keinen Zweifel mehr hegte, der reiche Herr sei ein guter Mann und werde seiner Mutter beistehen.

„Warte einen Augenblick,“ sagte der Kaufmann und ging an seinen Schreibtisch, wo er einen kurzen Brief schrieb und, ohne daß der Knabe es sehen konnte, mehrere Bankscheine hineinlegte.

„Bringe das Deiner Mutter,“ fügte er dann hinzu, dem Knaben das Billet reichend.

„Wollen Sie mir einen Platz verschaffen?“ fragte Letzterer noch mit bittendem Blicke.

„Ja, gewiß, Du sollst einen guten Platz haben. Aber halt, Du hast mir noch nicht gesagt, wo ihr wohnt.“

„In der Steingasse, Nr. 10.“

„Gut,“ erwiederte Walter, die Adresse notirend, „jetzt geh' und bringe Deiner Mutter das Schreiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Vor einiger Zeit ging Jemand an einem Wirthshaus im L. vorüber, in dem er noch eine kleine Schuld zu tilgen hatte. Der Wirth öffnete das Fenster, rief ihm zu und erinnerte ihn an diesen fast verjährten Rückstand. Mit großen Augen und langem Gesicht rief der Angehaltene verwundert aus: „Was e Gedächtniß!“

(Die Reise nach Epidaurus.) Die kränkelnde Irene ließ sich nach Epidaurus bringen, um den Aesculap in seinem Tempel um Rath zu fragen. „Ach,“ rief sie, auf einen ihrer Diener gestützt, „ich bin so müde und zerschlagen!“ — Das kommt von der weiten Reise, erwiederte der Gott. — „Ich habe des Abends keinen Appetit.“ — Du mußt weniger zu Mittag essen. — „Ich bin mit Schlaflosigkeit geplagt.“ — Gewöhne dich, früh aufzustehen. — „Es liegt mir wie Blei in den Gliedern.“ — Du mußt weniger sitzen und mehr deine Füße brauchen. — „Der Wein macht mich träge.“ — Trinke Wasser. — „Ich leide an Unverdaulichkeit.“ — Lebe mäßig. — „Mein Gesicht wird täglich schwächer.“ — Bediene dich einer Brille. — „Ich selbst werde immer schwächer; meine Kräfte nehmen ab.“ — Das kommt daher, weil du zu altern anfängst. — „Und gibt es kein Mittel dagegen?“ — Das kürzeste ist, dich hinzulegen und zu sterben, wie deine Mutter und deine Großmutter gethan haben. — „Ha, Sohn des Apollo, welchen Rath ertheilst du mir? Ist dies deine ganze gerühmte Wissenschaft, um derentwillen Menschen aus allen Weltgegenden zu deinem Tempel wallfahrten? Alle diese Mittel, die du mir angibst, kannte ich ohne dich.“ — Warum brauchtest du sie nicht und ersparteſt dir eine Reise, die dich nur um einige Monate älter macht?

Auflösung des Logogryphs in Nro. 109:

Bleiche, Leiche, Eiche.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 111. Samstag, den 14. September **1861.**

Gut Heil!

Den Turnern beim ersten pfälzischen Turnfest in Neustadt gewidmet.

Motto: Wir könnten Vieles, wenn wir einig wären.
Schiller in Tell.

Gut Heil!

Für heh'res, schönes Streben
Kein Opfer je zu scheu'n:
Dies würzt das schaale Leben,
Wird Menschen nie gereu'n. —
Wird mir der Nachwelt Dank zu Theil —
Ist es genug. — Gut Heil! gut Heil!

Gut Heil!

Zu einer Bruderkette
Bind' uns der heut'ge Tag;
Wir werden um die Wette:
Ein Mann von deutschem Schlag,
Dem einstens wird der Ruhm zu Theil:
Er war ein Mensch. Gut Heil! gut Heil!

Gut Heil!

Aus dieser jungen Pflanze
Werd' eine Eiche, stark!
Sie werd' in vollem Glanze
Der deutschen Einheit Mark.
Durch sie werd' stumpf der gift'ge Pfeil,
Der Zwietracht heißt. — Gut Heil! gut Heil!

Gut Heil!

Und nun die Hand zum Bunde,
Zum Streben, Mensch zu sein!
Es dring' die frohe Kunde
In Deutschland's Gauen ein:
„Die schöne Pfalz bleibt Deutschland's Theil!
Drum diesem Tag — gut Heil! gut Heil!

August Kurz.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

6.

Es war Nacht geworden. Olivier Cast war allein in seinem Zimmer; seine Wunde schmerzte ihn nicht mehr und begann zu vernarben, aber die Kräfte wollten noch nicht zurückkehren, denn sein Blutverlust war so stark gewesen, daß er außer Stand war, sich aufrecht zu erhalten. Der Mond, der freundlich aufgegangen war, übergoß das Zimmer des jungen Franzosen mit seinem milden Silberlichte und verbreitete eine glänzende und doch zugleich sanfte Hellung in demselben. Es war eine vorzüglich geeignete Beleuchtung, um seinen Gedanken nachzuhängen; auch schien Olivier, der in seinem Bette halb sitzend sich auf seinen Arm stützte und melancholisch seinen Blick auf die Schattenbilder heftete, die der Mond ins Zimmer warf, sich in jenem halb wachen, halb träumerischen Zustande zu befinden, in welchem die Seele unstät in der Außenwelt umherirrt und sich an Erinnerungen klammert, die im raschen Fluge kommen und verschwinden.

Plötzlich öffnete sich die Thüre leise und der Reconvalescent sah eine ungemein liebliche Erscheinung sich seinem Lager nahen. Es war eine Frau, dicht verhüllt in weiße, luftige Schleier, die gleichsam eine Wolke bildeten, in der sie heranzuschweben schien. Der weiche Teppich, womit der Boden belegt war, dämpfte ihre Schritte und erhöhte dadurch die Illusion, daß ein überirdisches Wesen nahe. Nichtsdestoweniger war es ein Geschöpf von Fleisch und Blut, es war eine Frau aus dem Harem Malun Khatun's, es war Aeschuhna selbst,

Digitized by Google

die zu einer so ungewohnten Stunde, mitten in der Nacht den lebensgefährlichen Gang zu dem gefangenen Christen gewagt hatte. Olivier erkannte sie, denn gegen die strengen Gebräuche der Töchter des Propheten hatte sie sich schon bei ihrem ersten Besuche vor ihm entschleiert und auch jetzt schlug sie wieder die neidische Hülle zurück, die ihre blendenden Reize den profanen Blicken des Giaur entziehen sollten.

„Aeschuhna!" rief Olivier überrascht.

„Sprich leise!" mahnte die Sultanin, indem sie geheimnißvoll einen Finger an ihren Mund legte und sich dabei auf die Polster niederließ, die neben dem Bette aufgethürmt waren.

„Warum bist du gekommen? . . . Was willst du so spät noch hier?" fragte Olivier, der sich von seinem Erstaunen noch immer nicht erholt hatte.

„Ich bin hier," erwiderte Aeschuhna, „um dir eine wichtige Mittheilung zu machen."

„Du willst von Victorinen mit mir sprechen?"

„Von Victorinen? . . . Nein, es handelt sich in diesem Augenblicke nicht um sie . . . die Sache geht nur dich allein an. Hast du 6000 Golddinars in deinem Hause zu Damaskus?"

„Sechstausend Golddinars? . . . Nein;" erwiderte Olivier mit Bestimmtheit.

„Armer Christ," seufzte nun Aeschuhna, „so mußt du morgen sterben!"

Olivier sah Aeschuhna fragend an. „Warum soll ich morgen sterben?" rief er. „Warum diese Drohung? Sprich, was ist geschehen?"

„Noch ist nichts geschehen," sagte Aeschuhna; „erst morgen ist der Tag, an dem Gräßliches geschehen wird. . . . Und willst du wissen, was?"

„Nun?"

„Morgen sollen in Damaskus die Metzeleien beginnen; morgen werden die Druſen die Christen überfallen. Der Scheik und der Aga wollen alle Giaur vertilgen. Man hat dich bis jetzt geschont, weil man weiß, daß du reich bist. Wenn du augenblicklich 10,000 Dinars geben kannst, wirst du vielleicht gerettet."

„Ich habe sie nicht."

„Dann mußt du sterben."

„Glaubst du, ich fürchte den Tod?" entgegnete Olivier verächtlich.

„Nein," erwiderte Aeschuhna sanft, „ich weiß, du bist ein tapferer Mann, du vermagst dem Tode kühn ins Angesicht zu sehen. Aber eine Andere fürchtet für dich den Tod, und diese Andere will dich retten. Still, still," gebot die Sette, als sie sah, daß Olivier in seiner Ueberraschung einen lauten Ausruf that, „das geringste Geräusch ist unser Beider Verderben, ich bin aber hier, um dein Leben zu retten. Höre mich, Christ, und habe Vertrauen zu mir! Diese 10,000 Dinars, die du nicht hast, ich werde sie für dich bekommen. Ali ist heute Abend mit einem Theil meiner Diamanten zu einem Juden gegangen, der sie kaufen wird. Wir werden die nöthige Summe dafür erhalten und du kannst dich dann loskaufen."

Olivier war sprachlos vor Erstaunen. Er sah das herrliche Weib mit einem Ausdrucke an, in dem zugleich Hoffnung und Zweifel lagen; er schien es nicht begreifen zu können, wie Aeschuhna dazu kam, sich für ihn zu solchen Opfern zu entschließen.

„Was bedeutet diese Zuneigung, die du mir beweisest?" fragte er endlich. „Seitdem ich hier bin, hast du mich mit zarten Aufmerksamkeiten umgeben. Dank dem Balsam, den ich von dir erhielt, sind meine Wunden geschlossen; ich sprach gestern den Wunsch aus, Victorine und Noëmie zu sprechen, und du führtest sie heute zu mir. Nun kommst du, um mir deine Hülfe zur Rettung zu verkünden!... Sprich, was habe ich gethan, daß du dich meiner mit solcher Freundschaft annimmst?"

„Was du gethan hast?" sagte Aeschuhna, indem sie ihre schönen Augen auf den Kranken senkte. „Erinnerst du dich des Spazierrittes, den du vor drei Monaten auf der Straße nach Balbek machtest? Du warst allein und es begegnete dir eine Karawane."

„Ja," bestätigte Olivier, „ich erinnere mich. Es war ein Sclavenhändler, der nach Damaskus zog."

„Unter den Frauen, die er mit sich führte, befand sich Eine, die alt und leidend war. Der Sclavenhändler hatte von ihrem Verkaufe keinen Nutzen zu erwarten, er mißhandelte sie daher und wünschte ihren Tod . . . Kannst du dich auch daran noch erinnern?"

Olivier nickte voll Spannung bejahend mit dem Kopfe.

„Du hattest Mitleid mit der Armen. Du kauftest sie und schenktest ihr die Freiheit, indem du in ihre Hand noch eine mit Gold gefüllte Börse drücktest."

„Ich that, was jeder Mann von Herz, jeder

Digitized by Google

gute Chriſt gethan hätte," erwiderte Olivier beſcheiden.

„Dieſe Frau," fuhr Aeſchuhna fort, indem eine Thräne tiefer Rührung in ihren Augen glänzte, „iſt meine Mutter geweſen. Begreifſt du nun, Chriſt, meine Hingebung, begreifſt du meinen Wunſch, dich zu retten?"

Olivier reichte der Sultanin ſeine Hand hin. „Du haſt das Herz einer Chriſtin," ſagte er, „denn du biſt dankbar."

„Du nimmſt alſo an, was ich für dich zu thun im Stande bin?"

„Ich nehm' es an."

(Fortſetzung folgt)

Thue Gutes, wo ſich die Gelegenheit bietet.

(Fortſetzung.)

Der Knabe ging und der Kaufmann nahm ſein Zeitungsblatt nicht wieder zur Hand. Der Inhalt desſelben hatte alles Intereſſe für ihn verloren. Lange blieb er regungslos ſitzen, das Geſicht mit der Hand bedeckend, ſo daß Niemand ſeinen Ausdruck erkennen konnte. Wenn in Geſchäftsſachen Fragen an ihn gerichtet wurden, ſo antwortete er kurz, kalt und theilnahmlos und zeigte eine ſolche Veränderung in ſeinem ganzen Weſen, daß endlich ſein Compagnon ihn beſorgt fragte, ob er nicht wohl ſei.

„Nur etwas angegriffen," war ſeine ausweichende Antwort.

Vor der gewöhnlichen Zeit verließ er das Comptoir und begab ſich nach ſeiner Wohnung. Beim Oeffnen der Hausthür ſchlug das Klagegeſchrei und das Schluchzen einer Kinderſtimme an ſein Ohr. Eiligſt ſtieg er die Treppe hinauf und trat in das Zimmer, aus dem das Geſchrei erſcholl.

„Was iſt geſchehen, mein Liebling?" fragte er, das weinende Kind in ſeine Arme nehmend, „was fehlt meiner Meta?"

„Ach, Papa, Papa," ſchluchzte die Kleine, das von Thränen gefeuchtete Geſicht an die Wange des Vaters legend.

„Liſette," ſagte der Kaufmann, die Wärterin ſtreng anblickend, „weßhalb weint das Kind ſo heftig?"

Das Mädchen ſah erſchreckt und verwirrt aus.

„Es iſt unartig geweſen," lautete die Antwort.

„Nein, Papa, ich bin nicht unartig geweſen," rief die Kleine; „ich wollte nur nicht hier allein bleiben und da hat ſie mich ſo ſehr gekniffen und geſchlagen. Ach Papa!" ſchluchzte ſie von Neuem und umſchlang ſeinen Hals.

„Hat ſie Dich ſchon öfter gekniffen und geſchlagen?" fragte der Vater.

„Ach, ſie thut es faſt alle Tage," antwortete das Kind.

„Warum haſt Du mir das nicht früher geſagt?"

„Sie drohte mir, ſie wollte mich zum Fenſter hinauswerfen, wenn ich es ſagte. Ach, lieber Vater, leide es nicht! leide es nicht!"

„Das ſind lauter Lügen," rief die Wärterin leidenſchaftlich.

„Sieh' nur mein Bein an, Papa," flüſterte ihm das Kind in's Ohr.

Der Vater ſetzte ſich und entblößte das Bein des Kindes. Es war bis zum Knie mit zahlloſen blauen und grünen Flecken bedeckt, — untrüglichen Zeichen wiederholter Mißhandlungen. Er liebte das Kind zärtlich, denn es war ſein Alles. Die Mutter, mit der er nie in einem ſehr innigen Verhältniſſe gelebt hatte, war vor zwei Jahren geſtorben. Seitdem hatte er ſeinen Liebling der Pflege und Sorgfalt gedungener Wärterinnen anvertrauen müſſen, deren Verhalten er nicht genau beobachten und controlliren konnte. Oft war die Befürchtung in ihm entſtanden, daß das Kind vernachläſſigt werde; aber nie hatte er eine ſo grauſame Behandlung für möglich gehalten.

Obgleich innerlich empört, blieb er dennoch ruhig.

„Liſette," ſagte er mit ſtrengem Tone, „Du mußt augenblicklich das Haus verlaſſen."

„Herr Waller," — wollte das Mädchen einwenden.

„Ruhig! Kein Wort mehr!" unterbrach er ſie, auf die Thür deutend und mit einer ſolchen Miene, daß die Wärterin, erſchreckt, ſogleich das Zimmer verließ.

Er ſchellte und ſagte zu dem eintretenden Bedienten:

„Sorge dafür, daß Liſette das Haus verläßt; ſie iſt von mir verabſchiedet worden und darf mir nicht wieder vor die Augen kommen. Hier iſt ihr rückſtändiger Lohn."

Sobald der Bediente ſich wieder entfernt hatte, drückte er ſein Kind an die Bruſt und

Digitized by Google

küßte es mit ungewöhnlicher Heftigkeit. Obgleich er es zärtlich liebte, zeigte er sich doch sonst, selbst in seinen Liebkosungen, stets ruhig und gelassen; allein jetzt waren die schlummernden Empfindungen seines tieffühlenden Herzens gewaltsam erweckt worden.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Einfaches Mittel gegen Gift. Gifte jeder Art, welche absichtlich oder zufällig verschluckt worden sind, können beinahe augenblicklich unschädlich gemacht werden durch bloßes Einnehmen von zwei Eßlöffeln voll süßen Oels.

Lebensphilosophie.

Nur der verliert Alles, der den Muth verliert.

Verstand und Tugenden, bedürfen sie der Ahnen?

Reue ist Besserung.

Verschiedenes.

Die „A. Z." erzählt: „Ein neues Mittel der Volksbildung hat eine unlängst in London entstandene Gesellschaft auf ihre Fahne geschrieben. Dieweil es die Geduld des Christen übt, die Männer von dem leidigen Wirthshausleben fern hält, jeglichen Menschen aber zum Stillschweigen nöthigt, somit also das eigene Nachdenken wohlthätig fördert, „was besonders für die Damen und Frauen aller Länder heilsam sich erweisen wird, die da außerordentlichen Mißbrauch mit den edlen Sprachwerkzeugen treiben," weil es ferner der Sparsamkeit Vorschub leistet — aus all diesen Gründen will und wird besagte Gesellschaft practischer englischer Gentlemen und Ladies alljährlich Preise für diejenigen Männer und Frauen aussetzen, deren Fortschritte eine emsige Pflege des neuen „formalen Bildungsmittels für Geist und Herz" darlegen, sowie „Ehrendenkzeichen für die verdienstvollen Förderer" dieses Zweigs der Volkserziehung begründen. Das zu cultivirende neue Reis im Garten menschlicher Thätigkeit ist aber — das Angeln!"

(Der brave Sohn.) Ein Herr läßt sich Stiefel anmessen. „So, aber bis Samstag müssen's fertig sein! Apropos, Meister, was ich Sie schon lange fragen wollte, ist denn das wahr, daß Ihr Vater Schriftsteller und Ihre Mutter Schauspielerin war?" — „Allerdings ist es so, Herr Dipfelberger!" — „Ja, wie kommt es denn, daß Sie Schuhmacher wurden?" — „Aus kindlicher Pietät, denn sonst hätten meine Eltern rein barfuß laufen müssen!"

„Ach, liebe Nachbarin, Sie liegen ja darnieder. Was fehlt Ihnen denn?" „Ich muß das Bett hüten." „Sie sind also krank?" „Nein, das nicht, aber wenn ich das Bett nicht hüte, trägt mein Mann es ins Pfandhaus."

„Sie sind dreißig Jahre alt?" fragte ein Untersuchungsrichter eine Dame, die er zu Protocoll vernahm. — „Nein, zwanzig", antwortete diese. — „Aber ich bin doch mit Ihnen in einem Jahre geboren." — „Ei nun", sagte die Schöne schnippisch, „Sie werden wohl rascher gelebt haben, als ich."

Charade.

Mein Erstes bringt der Winter mit.
Wie sich die Knaben freuen!
Nahst du mit allzuraschem Schritt,
Kann dich's gar leicht gereuen.
Zwar es verliert mein Zweites sich
In ungeheure Ferne;
Doch zage nicht! es leiten dich
Magneten und die Sterne.
Das Ganze, Freund, ist fern von dir
Wohl viele, viele Meilen.
Du würdest zaudern, glaub' es mir!
In seiner Nähe weilen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 112. Dienstag, den 17. September **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

„Und nun, was jene beiden Frauen betrifft," fuhr die Setti fort, „besonders jene, die du liebst . . ."

Olivier lächelte. „Du irrst dich," unterbrach er die Favoritin Malun Khatun's, „du irrst, wenn du glaubst, daß ich eine dieser beiden Mädchen liebe. Ich liebe sie als Freund, als Bruder; aber von diesem Gefühle verstehst du nichts, denn die Frauen des Orients wissen nicht, daß zwischen zwei Geschöpfen von verschiedenem Geschlechte ein Band bestehen kann, welches frei ist von aller Leidenschaft des sinnlichen Genusses. Noëmie interessirt mich, weil sie von einem entsetzlichen Geschicke bedroht ist, und Victorine, weil diese die Tochter eines Mannes ist, den ich hochschätzte, und die Braut eines Andern, den ich zu meinen intimsten Freunden zähle."

Aeschuhna hing an den Lippen Olivier's, als er diese Worte sprach. Sie vernahm sie mit einer Befriedigung, die sie nicht zu verhehlen suchte. „Du liebst also keine von den beiden Mädchen," rief sie mit zitternder Stimme, „weder die Christin noch die Jüdin?"

„Ich hege Freundschaft für sie, aber Freundschaft ist nicht Liebe," entgegnete der junge Mann.

Die Sultanin wandte den Kopf ab und sah mit beseligtem Blicke zum Himmel empor. „Dann müssen auch sie gerettet werden," sagte sie, „du und sie! Und Folgendes habe ich bereits gethan: Morgen sollen die Metzeleien hier beginnen. Malun Khatun ist aber nicht allein an der Spitze der Drusen. Ihm zur Seite ist Osman-ben-Assah, der türkische Aga. Osman ist es, der deinen Tod will, ich aber beschütze dich! Osman ist lüstern nach der Christin, die mein Gebieter zu seiner Sclavin machen will. Ich kenne seine Absichten durch Ali, den Eunuchen, der sein Geheimniß zu erforschen wußte. Durch mich von den Plänen des Aga in Kenntniß gesetzt, ist Malun Khatun's Eifersucht erregt; dieser Eifersucht wird Osman-ben-Assah zum Opfer werden. Ist aber der Aga todt, dann hindert nichts mehr den Scheik, dich um das Lösegeld, das du ihm bieten wirst, frei zu geben."

„Und was hast du gethan, um die beiden Mädchen zu retten?" fragte Olivier, dem mehr an dem Schicksal dieser, als an seinem eigenen zu liegen schien.

„Ich war heute bei einer von den Töchtern Abd-el-Kaders, die mir versprochen hat, die Christin und die Jüdin im Harem ihres Vaters aufzunehmen. Wenn der Scheik nach ihnen fragt, wird man ihm sagen, daß sie fliehen wollten und daß die Drusen sie auf ihrer Flucht getödtet haben. Unter der großen Anzahl Todter, die es morgen geben wird, wird man vergebens nach ihren Leichen suchen; es wird unmöglich sein, sie zu finden."

„Aber diese Metzeleien, von denen du sprichst," rief Olivier empört, „muß ich zu verhindern suchen! . . . Wie, ein ganzes Volk soll hingeschlachtet werden, meine Freunde, meine Glaubensbrüder, meine Landsleute will man morden, ich weiß dies, und ich soll nichts thun, um sie zu retten?" . . ."

„Was vermöchtest du für sie?"

„Ich will sie warnen, will sie zu den Waffen rufen!"

„Wie kannst du dies?"

„Meine Kräfte werden ausreichen, mich bis zu ihnen in die Stadt zu schleppen."

Digitized by Google

„Du kannst nicht aus dem Serail entkommen."

„Ich werde über die Gartenmauer klettern!"

„Es wäre dein Tod, ohne daß es dir gelänge, Jemanden zu retten."

„Ich muß Alles versuchen, ich muß Etwas thun!" rief Olivier mit bebender Stimme. „Wenn du mich liebst, Aeschuhna, wenn du ein bischen Dankbarkeit gegen mich hegst, so wirst du Mittel ausfindig machen, daß ich noch heute Nacht das Serail verlassen kann. Ich will zum Consul, ich will den Maroniten Nachricht geben, will die Christen zu den Waffen rufen; wir müssen uns zur Vertheidigung rüsten! Du siehst, Aeschuhna, ich muß fort, ich muß! . . ."

Olivier versuchte mit aller Anstrengung, sich von seinem Lager zu erheben. Seiner Energie gelang es, aufzustehen, allein die Willenskraft ersetzte die körperliche nicht. Sich krampfhaft an die Vorhänge klammernd, die sein Lager umgaben, dauerte es nur einen Augenblick, daß er sich aufrecht erhalten konnte. Bei der Anstrengung, die er machte, gingen seine Wunden wieder auf, das Blut schoß aus denselben mit neuer Gewalt hervor, er wankte; vergebens bot er seine letzte Kraft auf; er hatte sich mehr zugetraut als er vermochte, denn bewußtlos stürzte er zusammen. Aeschuhna schleppte ihn wieder auf sein Bett und suchte durch neue Verbände sein Blut zu stillen.

Während diese Scene im Serail Malun Khatun's vor sich ging, fand eine Scene anderer Art auf der entgegengesetzten Seite von Damaskus statt. Eine Gruppe von Männern mit finsterem Ausdrucke des Gesichtes, mit drohenden Mienen und bewaffnet bis unter die Zähne war in einem Saale zur ebenen Erde eines türkischen Hauses versammelt. Osman-ben-Assah befand sich in ihrer Mitte und horchte mit großer Aufmerksamkeit auf einen Bericht, den Einer von ihnen machte. Der, welcher sprach, stand im Schatten. Es war ein Schwarzer in überaus reicher Kleidung. Eine Bewegung, die er während seines Vortrages machte, stellte ihn ins Licht, und die Strahlen der vom Plafond herabhängenden Lampe erleuchteten das Gesicht Ali's, des Eunuchen Maluv Khatun's.

„Sie liebt den Franzosen, will die Christin und die Jüdin retten und mich morgen ermorden lassen?" fragte Osman-ben-Assah mit einem tückisch wilden Lächeln. „Es ist gut, Ali! Du hast dein Geld verdient."

Mit diesen Worten nahm der Aga eine schwere Börse und warf sie dem Eunuchen zu, der sie geschickt auffing und sich tief verbeugte.

(Fortsetzung folgt.)

Thue Gutes, wo sich die Gelegenheit bietet.

(Schluß.)

In einem kleinen Hinterzimmer saß eine sanfte, bleiche, leidende Frau und las einen Brief, den soeben der Postbote gebracht hatte.

„Gott sei gedankt!" sagte sie am Schluß, ihre sanften braunen Augen gen Himmel richtend, — „es sah recht dunkel um mich aus, aber jetzt beginnt es wieder zu tagen."

Ein schneller, leichter Schritt ließ sich auf der Treppe hören, und die Thür des Zimmers wurde hastig aufgerissen. Mit vor Freude strahlendem Gesicht trat der Knabe ein und rief:

„Mutter, Mutter, ich bekomme eine Stelle!"

Sanft lächelnd streckte ihm die bleiche Frau ihre Hand entgegen, und in demselben Augenblicke stand er an ihrer Seite.

„Jetzt brauchst Du keine Stelle mehr," sagte sie. „Der Onkel Franz, Deines Vaters Bruder, hat uns eine Zufluchtsstätte in seinem Hause angeboten und will für Dich sorgen."

Der Knabe küßte seine Mutter und gab ihr dann das Schreiben, welches ihm der Kaufmann Waller eingehändigt hatte.

„Was ist das?" fragte die Mutter.

„Der Herr, welcher mir eine Stelle versprochen hat, trug mir auf, es Dir zu geben."

Die Mutter öffnete das Papier; es enthielt hundert Mark in Bankscheinen und folgende Worte:

„Gott sandte Ihren Sohn zu einem wahren Freunde. Fassen Sie Muth!"

„Wer gab Dir das?" fragte die Mutter erstaunt, während die Röthe der Aufregung ihre sonst bleichen Wangen bedeckte.

„Ein Herr, den ich nicht kannte. Ich ging in viele Läden, um zu fragen, ob man keinen Laufburschen nöthig habe, und kam endlich in das Haus, wo ich den Herrn traf, der mir diesen Brief gab. Anfangs wies er mich kalt

Digitized by Google

ab, aber als ich gehen wollte, rief er mich zurück und fragte nach meinem Namen und meiner Mutter. Ich sagte ihm unseren Namen und daß der Vater todt und Du krank seiest. Dann saß er eine ganze Weile still und antwortete nichts, und endlich schrieb er diesen Brief und versprach, mir eine Stelle zu verschaffen. Es war doch ein recht guter Mann, wenn er auch anfangs barsch mit mir sprach."

„Hast Du kein Schild am Hause gesehen, auf dem sein Name stand?"

„Ich habe nicht daran gedacht," erwiderte der Knabe; „denn ich war so voller Freude, als ich fort ging. Aber ich kann jetzt gleich wieder hingehen und nachsehen."

„Laß es nur jetzt sein," versetzte die Mutter. „Ich will an den Herrn schreiben, um ihm für seine Güte zu danken, und morgen früh magst Du den Brief hintragen. Wie froh mich der Gedanke macht, daß wir endlich eine sichere Zuflucht, eine Heimath gefunden haben! Gott ist gütig, mein Sohn, laß uns ihm dankbar sein!"

Kurz vor dem Eintreten der Abenddämmerung wurde der Frau Leonhard angezeigt, daß ein Herr sie zu sprechen wünsche.

„Geh', Carl, und sieh', wer es ist," sagte sie zu ihrem Sohne.

„Ach, Mutter," rief der Knabe, im nächsten Augenblick zurückkommend, „es ist der Herr, der mir den Brief gegeben hat. Er will mit Dir sprechen. Soll ich ihn heraufkommen lassen?"

Nachdem sie einen schnellen Blick über das Zimmer geworfen und einige kleine Aenderungen in ihrem Anzuge vorgenommen hatte, gebot sie ihrem Sohne, den Fremden herauf zu führen.

Ein fester Mannsschritt nahte sich der Thür; sie wurde geöffnet, und des Knaben Mutter und sein neuer Freund standen einander gegenüber.

„Konrad!" lallte die Frau erstaunt.

Schweigend näherte er sich ihr und ergriff ihre Hand.

„Sophie, müssen wir so uns wiedersehen?" sagte er dann, wehmüthig in ihre dunkeln, tiefen Augen blickend; „aber ich glaube, die Vorsehung selbst hat uns jetzt zusammen geführt."

Beide setzten sich und sprachen lange von vergangenen Zeiten, von den Verhältnissen, welche die Ursache ihrer Trennung gewesen waren, obgleich ihre Herzen nur für einander geschlagen hatten, — von den öden, einsamen Jahren, die beiden seitdem verflossen waren, und von den Verhältnissen der Gegenwart.

„Ich habe ein mutterloses Töchterchen," sagte er endlich, — „ein zartes, kleines Wesen, das ich innig liebe, und dessen Körper, wie ich wahrgenommen, die Merkmale von Mißhandlungen trägt, welche ihm die Hand einer grausamen Wärterin zugefügt hat. Sophie! willst Du des Kindes Mutter sein? — Du hast einen braven Sohn, der vaterlos ist; laß mich sein Vater sein! O Sophie! unser Leben war bis jetzt leer; eine finstere, nicht zu übersteigende Kluft hat uns Jahre lang getrennt; aber jetzt endlich ist sie verschwunden, — wir stehen wieder bei einander, und wenn die alte Liebe dein Herz noch eben so erfüllt wie das meinige, so dürfen wir noch auf schöne, goldene Tage hoffen."

Und sie kamen. Mutter und Sohn suchten nicht die ihnen angebotene Zuflucht beim Oheim auf, sondern bezogen die stattliche Wohnung des Kaufmann Waller, in der sie die Gebieterin wurde und der Sohn eine Heimath und einen bessern Vater fand, als der gewesen war, welcher früher diesen Namen getragen hatte.

„Thue gut, wo Du kannst, — wo sich die Gelegenheit bietet!" Diese Worte, welche Waller erst vor wenigen Tagen aus dem Munde eines trefflichen Kanzelredners gehört hatte, waren ihm in den Sinn gekommen und hatten ihn veranlaßt, den Knaben nach der ersten kalten Abweisung zurückzurufen; und noch oft dachte er in späteren Jahren an diesen geringfügigen Umstand, dessen Folgen sich über sein ganzes Leben erstreckten, und bebte fast bei dem Gedanken, was er verloren haben würde, wenn er diese Gelegenheit, Gutes zu thun, vernachlässigt hätte.

Lebensphilosophie.

Eine Freude unter allen
Hab' ich stets für wahr erkannt
Und die Leuchte sie genannt;
Sie bleibt wahr, ob Alles trügt,

Digitized by Google

Unbefleckt von Groll und Neide;
Selig der, dem sie genügt:
Freude an der Andern Freude.

Mit den Tönen
Kommt das Sehnen,
Reget sich der Liebe Schmerz.
Wie sie beben
Und verschweben,
Lebt, verschwebt das stille Herz.

Verschiednes.

(Verschiedene Heilmittel.) Auf einem Maskenballe, zur Feier eines hohen Geburtsfestes, erschien auch eine Maske, welche Arzneiwaaren ausbot, unter denen sich folgende auszeichneten: Madagaskar-Oel für diejenigen, die keine Haare auf den Zähnen haben. — Pflaster für diejenigen, die wohl wissen, wo sie der Schuh drückt. — Wunderfalbe für Frostbeulen am Herzen. — Ohren-Balsam für diejenigen, die Alles nur halb verstehen. — Seife für diejenigen, die sich gern weiß waschen möchten. — Scheidewasser, um lästige Verbindungen aufzulösen. — Wunderthätige Mixtur gegen die Einseitigen. — Peruanischer Balsam zur Einreibung für Leute, die gern auf zwei Schultern tragen. — Auflösende Pillen für verhaltene Seufzer. — Kühlender Saft für diejenigen, die immer oben hinaus wollen. — Niederschlagendes Pulver für zu hohe Ansprüche. Probates Mittel gegen den Stein des Anstoßes. — Milch, um seine ungerechten Hände in Unschuld zu waschen. — Sublimat für diejenigen, die zu sehr an der Erde kleben. — Heftpflaster für Schwätzer. — Höllenstein für böse Zungen. — Flüssigkeit, um dem Mantel der christlichen Liebe einige Dehnbarkeit zu verschaffen.

Die Musiknoten sind wahre Abbilder der Menschen; wenn sie die Köpfe hängen, so brummen sie, und sobald sie die Köpfe oben haben, nehmen sie leicht einen hochfahrenden Ton an.

In der diesjährigen Frühjahrsprüfung zu L. katechisirte ein Lehrer über das achte Gebot und bemerkte dabei, daß falsches Maß und Gewicht gleichfalls als feiner Diebstahl anzusehen seien. Ganz trocken flüsterte ein Zuhörer seinem Nachbar ins Ohr: Zu große Borden am Bierglas gehören auch in dieses Kapitel.

Der Reichthum des Krösus, Königs von Lydien, der ungefähr 540 Jahre vor Chr. lebte, ist sprüchwörtlich geworden; obgleich uns keine bestimmte Angabe von dem wirklichen Werthe der Schätze dieses Monarchen geblieben ist, so können wir uns doch eine Vorstellung davon nach den Geschenken machen, welche er dem Tempel von Delphi sandte. Diese Geschenke können nach Herodot auf 4000 Talente Silber und 270 Talente Gold oder gegen 30 Mill. fl. C. M. geschätzt werden. Im Herodot lesen wir auch eine Anecdote, welche sowohl über die Schätze des Krösus als über die Sitten der damaligen Zeit Aufschluß gibt. Als der König einige seiner Unterthanen nach Delphi schickte, um das Orakel zu befragen, wurden die Lydier in Athen von der Familie der Alcmäoniden mit Auszeichnung aufgenommen. Krösus lud dafür ein Mitglied dieser Familie zu sich. Bei der Ankunft des Fremden zeigte man ihm Gold und sagte ihm, es gehöre ihm so viel davon, als er mit sich nehmen könne. Alcmäon zog eine weite Tunika und die größten Schuhe an, und folgte so seinem Führer in den königlichen Schatz. Hier füllte er zuerst die Schuhe, dann die Falten seines Gewandes mit Goldstangen, bestreute sogar seinen Kopf mit Goldstaub und nahm den Mund voll davon. Nur mit Mühe konnte er sich unter der Last fortbewegen; der Goldstaub auf dem Kopfe und dem Kleide entstellte ihn so, daß er gar keinem Menschen mehr glich. Als ihn Krösus sah, mußte er laut auflachen, erlaubte ihm aber nicht blos, Alles, was er hatte, mitzunehmen, sondern fügte auch noch andere bedeutende Geschenke hinzu.

Auflösung der Charade in Nro. 111:

Eismeer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 113. Donnerstag, den 19. September **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

7.

Die Ankündigung der Schlächtereien, die Olivier Cast von Aeschuhna erhalten hatte, sollte leider am andern Tage ihre volle Bestätigung finden. Es war der 9. Juli 1860, ein Tag, den die gesammte Christenheit mit Schaudern im Gedächtnisse bewahren, der auf ewig in den Annalen der Geschichte als ein Tag des Entsetzens verzeichnet bleiben wird. Für uns in Europa verlief dieser Tag freilich ruhig und friedlich; er brachte Jedem seine gewohnten Zerstreuungen, Jedem seine kleinen Freuden und Leiden, wie sonst; es war ein Ring wie tausend andere in der unermeßlichen Kette der Zeit, ein Tropfen wie so viele, die spurlos im Ocean der Vergangenheit verschwinden. Einige hundert Meilen von uns aber, unter derselben Sonne, die über uns leuchtete, an demselben Tage, der für uns still und harmlos dahinfloß, geschahen jenseits des Mittelmeeres Dinge so haarsträubender Natur, Verbrechen so scheußlicher Art, daß man sich unwillkürlich zu der vermessenen Frage versucht fühlt, wie es möglich war, daß ein allbarmherziger Gott solche Gräuel geschehen ließ! Die Druſen, Menschen wie andere, denen der Schöpfer die geistige Kraft zu denken und zu fühlen verliehen, würdigten die menschliche Natur bis unter die wilden Bestien der Wüste herab, und ihren Thaten gegenüber möchte man zweifeln, ob der Mensch berechtigt ist, sich als Herrn der Schöpfung über die Tiger, Schakale und Hyänen zu stellen!

Und nun sich sagen müssen; daß es zur Stunde, da wir diese Zeilen schreiben, Stimmen gibt, die sich zur Vertheidigung dieser meuchelmörderischen Ungeheuer erheben! Daß Männer an der Spitze der Civilisation sich nicht entblöden, zu Gunsten dieser Kannibalen zu sprechen, die nicht einmal den Entschuldigungsgrund für sich haben, den man bei dem Wilden gelten lassen muß, da dieser allein, von anderen Menschen getrennt, entfernt von dem Lichte der Humanität lebt, während Jene seit Jahrhunderten im Verkehr mit allen gebildeten Nationen der Welt stehen!

Aber wenn man die Druſen vertheidigt, warum nicht auch Skorpione und Schlangen beschützen? Warum setzt man Belohnungen für Diejenigen aus, die schädliche Thiere vertilgen? Macht man dem Geier erst den Proceß, bevor man ihn tödtet? Es ruhen dort drüben unter der Wiege des Christenthums 15,000 Maroniten, deren Manen um Rache schreien; wenn aber Humanität das erste Gesetz der Civilisation ist, so ist das zweite Gerechtigkeit für Alle und Strafe des Verbrechens.

Welche Feder, welcher Griffel wäre im Stande, die entsetzlichen Scenen zu schildern, deren Schauplatz Damaskus vom 9. bis zum 13. Juli war? In welcher Sprache fänden sich die Worte, um diese blutigen Orgien zu beschreiben? Derlei Thatsachen sollten auf den Blättern der Geschichte mit Blut verzeichnet stehen, um alle künftigen Generationen mit Abscheu zu erfüllen und die Wiederkehr ähnlicher Dinge zur Unmöglichkeit zu machen!

Damaskus, du paradiesduftende Tochter des gepriesenen Syriens, du schönster Juwel in der asiatischen Krone, welch blutgetränktes Leichentuch warf man über dich während dieser Tage des 9., 10., 11., 12. und 13. Juli! Welchen Anblick boten deine kurz vorher noch

Digitized by Google

so belebten Straßen jetzt mit ihren brennenden Häusern, mit ihren Bächen rauchenden Blutes, in welchen Hunderte von Leichen schwammen und durch die von allen Seiten in wilder Flucht die Unglücklichen flohen, um immer und immer wieder auf neue Banden mitleidloser Mörder zu stoßen!

Was sind gegen solche Vorgänge die wilden Kämpfe des Mittelalters, über die unsere moderne Civilisation erröthet!

Seit längerer Zeit schon, seit dem Ausbruche der Metzeleien in den Bergen durchliefen die beunruhigendsten Gerüchte die Stadt. Die schon einen Monat vorher von Achmed-Pascha, dem türkischen Gouverneur von Damaskus, im Schilde geführten Schlächtereien sollten am 18. Juni beginnen, aber Abd-el-Kader, der den gräßlichen Plan errathen, hatte seine Algerier mit 1200 Flinten bewaffnet, und seine feste Haltung verhinderte die Ausführung. Das Gemetzel wurde verschoben. Achmed-Pascha aber, kann man es glauben, hatte eine europäische Erziehung genossen; er ward in Paris erzogen und hatte zwei Jahre seiner Jugend in Wien verlebt! Sind denn die Wohlthaten der Civilisation so machtlos auf diese wilden Naturen des Orients?

Achmed-Pascha beugte sich vor der drohenden Haltung des Emir, wie der feige Tiger, der seine Krallen vor dem stolzen Löwen einzieht; er wartete, aber er wartete nicht in müssiger Ruhe, sondern knüpfte im Stillen Masche an Masche zu dem Gewebe seiner infamen Intriguen.

Unter dem Vorwande seiner Sorge für die Sicherheit der Stadt und angeblich, um sie in den Stand zu setzen, sich gegen die Angriffe der Drusen zu vertheidigen, hob er Soldaten aus, die er aus dem Abschaume der muselmännischen Bevölkerung wählte, und gab jedem Civilchef von Damaskus hundert solche Banditen, die im entscheidenden Augenblick sich unter den grausamen Mördern als die grausamsten zeigten.

Vom 18. Juni bis zum 9. Juli mehrten sich die Zusammenkünfte der Türken und alle Kaffeehäuser erschollen nur mehr von Beschimpfungen und Drohungen gegen die Christen. Die anfangs geheim gehaltenen Absichten traten mit jedem Tage deutlicher hervor.

So traten eines Tages Türken bei den Lazaristen ein und sagten ganz laut: „Noch ein paar Tage und wir werden aus eurer Kirche eine hübsche Moschee machen! ... Bald werden wir hier nicht mehr verstohlen eindringen, sondern als Herren, denn wir sind überall die Herren, wo Christen sind."

Kurze Zeit darauf wurden die Häuser der Christen mit kleinen rothen Kreuzen bezeichnet, wie einst die Häuser der Protestanten in Paris vor der Bartholomäusnacht. Begegneten die Türken einem Christen außerhalb der Stadt, so zeichneten sie unter Blasphemien ein Kreuz auf die Straße und zwangen den Unglücklichen, das Zeichen der Erlösung mit Füßen zu treten. Hölzerne Kreuze wurden den Hunden, von welchen Damaskus wimmelt, an den Hals gehängt, während man andere Hunde durch die Straßen treiben sah, auf deren Rücken man kleine Fähnchen in den Farben der verschiedenen Consulatsflaggen befestigt hatte, auf welchen zu lesen war: französischer Consul; russischer Consul; preußischer Consul ꝛc. Nur England allein hatte die traurige Ehre, von diesem Schimpfe verschont zu bleiben. Dafür hatte aber auch Mstr. Bank, der englische Consul, die Ueberzeugung, daß nichts zu befürchten sei, und als ihm seine Collegen der andern Mächte ihre Besorgnisse mittheilten, versicherte er sie, daß er an keine schlimmen Absichten der Muselmänner glauben könne.

„Warum zum Pascha gehen?" sagte er; „Ich habe mit ihm bereits besprochen, was zu besprechen war."

Und inzwischen nahmen die Vorbereitungen zu den Metzeleien ihren Fortgang, die Christen zitterten, und Achmet-Pascha ließ Herrn Lanusse, den französischen Consul, zu sich bitten und sagte ihm mit heuchlerischem Tone: „Ich fürchte, daß es ein Unglück geben wird. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun soll. Ich traue den Drusen nicht." Und er war es selbst, der die Drusen leitete, der ihre Schaaren organisirte. Tagtäglich kamen sie haufenweise in die Stadt und fraternisirten mit den Soldaten, tagtäglich mehrten sich als Vorläufer größerer Gräuel vereinzelte Gewaltthaten gegen die friedlichen Maroniten. Erschreckt eilten die Consuln zu Achmet-Pascha und forderten ihn auf, die Drusen aus Damaskus zu entfernen. Der Pascha willigte auf's Zuvorkommendste ein, und die Drusen — blieben.

Digitized by Google

Dagegen erließ Achmet gleichzeitig ein Verbot, Waffen zu tragen, und legte, angeblich zum Schutze der Christen, sechshundert Mann Soldaten in ihr Quartier. Voll Entsetzen über diese Maßregel, deren Tragweite sie erkannten, machten die Christen nichtsdestoweniger gute Miene zum bösen Spiel. Einige von ihnen luden sogar die türkischen Offiziere zu sich zu Tische. Von letzteren wurde später Einer von einem jungen Mädchen, die der Metzelei entkommen war, wieder erkannt.

„Das ist der Mörder meines Vaters!" rief sie und sank in Ohnmacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ausgelassener oder Rosenhonig?

Da man jährlich nach der Haidetracht den Bienen den überflüssigen Honig wegnimmt und ihnen blos den nöthigen Winterbedarf läßt, was noch im Laufe dieses Monats zu geschehen hat, so wollen wir in diesen Zeilen die Frage beantworten, ob der Honig in Rosen dem gepreßten oder ausgelassenen Honig beim Verbrauch vorzuziehen sei.

Beim Oeffnen eines Bienenkorbes unterscheidet man zunächst zwei Hauptsorten Honig: obern, als zuletzt eingetragenen oder auch Kappenhonig, und untern oder ältern Honig. Ersterer ist ziemlich rein, durchscheinend, wein- oder ölgelb und wird gewöhnlich, wenn es der Bienenstock ertragen kann, vom Bienenzüchter zum Verbrauch herausgenommen. Der im untern Theil des Bienenkorbes befindliche Honig ist von geringerer Qualität. Er ist unrein, nicht durchscheinend, mehr oder weniger schwarz, oft noch mit Bruth oder jungen Bienen angefüllt und wird deßhalb am besten als Nahrung für den bevorstehenden Winter verwendet.

Um den herausgenommenen Honig ganz rein zu erhalten, wird er gepreßt, was am bequemsten in einer besonders dazu eingerichteten Presse mittelst eines reinen leinenen Sackes geschehen kann. Allein dieses Pressen darf nur allmählig und nicht zu hart erfolgen, damit der noch in den Zellen befindliche Blüthenstaub nicht mitvermengt wird; weil dadurch der Honig einen eigenthümlichen Beigeschmack erhält und nicht ganz rein wird. Die rückständigen Träber kann man als Bienenfutter benützen oder sie eigens zu diesem Zweck nochmals pressen. Den Honig in einem heißen Backofen auslassen, ist nicht rathsam, weil die Wachszellen leicht schmelzen, den Honig verunreinigen und ihm einen kratzigen Geschmack verursachen.

Honig in Scheiben oder Rosenhonig zum Essen auftragen, ist nicht empfehlenswerth, denn in den Zellen oder Rosen steckt noch immer Blumenmehl, das die Bienen als Klümpchen oder Höschen nach Hause tragen und das beim Genuß bittersüß und sehr unappetitlich schmeckt. Ferner wird im Rosenhonig das Wachs mitgegessen, und hiezu eignet es sich bekanntlich doch nicht; zudem hat das Wachs einen viel höhern Werth, als Honig, da ein Pfund davon 1 fl. und darüber kostet, ein Pfund Honig dagegen nur zu beiläufig 24 kr. verkauft wird. Rein ausgelassener Honig muß frei von allen fremdartigen Stoffen sein, die Farben von Wein oder Oel haben, beim Ausleeren sich in langen Fäden ziehen und beim Niederfallen sich schlängeln oder häufeln; ist er mit Wasser vermischt, so fällt er tropfweise nieder.

Wenn in obiger Weise ausgepreßter Honig einige Tage oder Wochen alt geworden ist, so wird er in Folge des Verdunstens seiner wässerigen Theile etwas dicker und dabei körnig, ähnlich ausgekochter Butter, er krystallisirt in kleine Zuckerkörner und verliert so an seiner Geschmeidigkeit, läßt sich aber in diesem Zustande Jahre lang aufheben. Nicht selten kommt es jedoch vor, daß Manche gerade solchen verdickten Honig als verfälscht erklären, indem sie behaupten, er sei mit Brod, Mehl ꝛc. vermengt, um dadurch das Gewicht zu erhöhen. Nur nebenbei sei bemerkt, daß man solche Beimischungen gleich sehen müßte, und es zudem eine totale Unmöglichkeit ist, ihn mit Brod zu vermengen, da dieses ihn sehr bald in Säure bringen würde. Um solch verdicktem Honig seine frühere Geschmeidigkeit wieder zu geben, gieße man auf ein Pfund Honig einige Eßlöffel voll reines kaltes Brunnenwasser, oder will man eine Probe machen, oder davon auftragen, in demselben Verhältniß weniger, man mache ihn auf dem Ofen warm, jedoch nicht siedend, wobei man ihn mit einem Löffel umrührt. Den weißen Schaum.

Digitized by Google

der sich sodann oben bildet, entferne man und man wird einen Honig erhalten, der dem frisch ausgepreßten ganz ähnlich ist.

Allen Denen, die übrigens fremde Stoffe bei ausgelassenem Honig vermuthen, rathen wir, von demselben den Bienen vorzustellen. In dem Rückstande, der nach der Aufzehrung bleiben sollte, kann man mit eignen Augen sehen, ob und was dem Honig beigemischt wurde, da die Bienen nur Honig verzehren und alles Fremdartige unberührt liegen lassen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß in Apotheken und Zuckerbäckereien häufig ausländischer, besonders amerikanischer Honig verbraucht wird. Ob derselbe echt ist, wollen wir dahin gestellt sein lassen, können aber die Bemerkung nicht unterlassen, daß von seinem Genuß unsere Bienen sterben und daß er seines besondern Beigeschmackes wegen in Deutschland selten zum Essen angekauft wird.

Lambrecht, im September 1861. H.

Landwirthschaftliches.

Ein Gärtner benutzte zum Anstreichen von Holzwerk in seinen Gewächshäusern Steinkohlentheer aus einer Leuchtgasfabrik, welches Anstrichmittel neben dem Nutzen der schwarzen Farbe noch den Vortheil der bedeutenden Wohlfeilheit bot, indem die Kosten desselben nur 1/8 von dem betrugen, was die billigste Farbe gekostet hätte. Das Anstreichen wurde im Spätherbst vorgenommen; im Frühjahre bemerkte der Gärtner mit Erstaunen, daß die Spinnen und Insecten, die sich sonst in seinen Gewächshäusern angesiedelt hatten, verschwunden waren. Zugleich bemerkte er, daß die Weinstöcke am Spalier, die seit zwei Jahren kränkelten und die er deßhalb entfernen wollte, sich plötzlich so erholt hatten, daß sie ihm wieder die schönsten Trauben brachten. Er bestrich nun die Spaliere und Pfähle von allen Bäumen, die von Insecten angegriffen waren, und seine Unternehmung wurde mit gutem Erfolge gekrönt. Die Schnecken und Raupen verschwanden, wie die Insecten und Spinnen, und die bis dahin kranken Bäume trugen herrliche Früchte.

Verschiednes.

Der Theolog Teller wurde vom Prinzen von Sachsen gefragt, ob er Kinder habe. „Ja wohl, Durchlaucht", erwiederte Teller; „das wäre eine schlechte Haushaltung, in welcher sich nicht wenigstens ein halbes Dutzend Tellerchen befänden."

Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 6 7.

Starrt mein Gesicht vor Frost und Eis,
Ist mir der Rücken voll von Schweiß.

3 2 4 5.

Soll der Vogel sich vermehren,
Darf mich nicht der Knab' zerstören.

1 2 7 3 6.

Wer lang gelebt in mir,
Sehnt sich oft fort von hier.

7 6 3 5 2.

Oft nennst du glücklich jenen Mann,
Der sicher von mir leben kann.

4 5 6 7 3 2.

Sobald die Sonne niedersinkt,
Unser Licht gar milde blinkt.

1 2 4 5.

Wenn man mich feiert, zieht Jung und Alt
Zur Stadt hinein, 's ist Mode halt.

4 2 6.

Herrscht auf mir Ruh' und Stille, fährt sicher der Kahn;
Bei Sturm und Wetter verschling' ich oft den Mann.

2 7 3 4 5.

Mit mir zu Werke gegangen,
Wirst bald zum Ziel gelangen.

6 7 3 5 2.

Sichel und Sense mir geben den Tod;
Der Mensch auf mich hofft, denn ich schaffe ihm Brod.

2 3 5 6.

Oefter issest du mein Ei,
Mein Fleisch gewöhnlich auf Kirchweih.

7 2 4 5.

Weil der Kaufmann mich gern entbehrt,
Bekommst du mich oft unterm Werth.

Sch . . . 3 S.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 114. Samstag, den 21. September **1861.**

Der Adler und die Eule.

Die Sonne sinkt im Westen — sie schickt den letzten Strahl,
Als wie ein zärtlich' Grüßen, dem freundlich stillen Thal,
Die Vöglein singen klagend ihr Abendlied vereint,
Und selbst das kleinste Blümchen um seine Sonne weint.

Dann schlüpft, als Nacht es worden, ihr treuester Genoß
Aus einer Mauerritze vom halbverfall'nen Schloß,
Die böse alte Eule, die eben erst erwacht,
Zu ihrem schlimmen Handwerk, mit neugestärkter Macht.

Da flog der Königsadler dem nahen Horste zu,
Er hört die Eule kächzen gar schauerlich: Uhu!
Und steigt von Wolkenhöhen zum Eulensitz hinab:
„Was rufst Du?" spricht der König, „Dein Rufen mahnt an's Grab."

Die Eule sagte: „That ich's, so war es recht gemacht,
Du wärest nimmer König, hielt' ich nicht treue Wacht,
Es hat sich keck verschworen der Vögel ganzes Heer,
Sie wollen Dich, den Adler, zum Könige nicht mehr.

Sie singen laut von Freiheit, sie preisen hoch das Licht,
Das mit dem jungen Morgen durch das Gewölke bricht.
Sie hassen Dich, mein König, ich aber denke Dein,
Wenn alle auch verblendet des bösen Lichtes Schein."

D'rauf sprach der Adlerkönig: „Ich hätte nie vermeint,
Daß meine Unterthanen mir, ihrem König, feind,
Fast kann ich es nicht glauben, daß mich Verrath umgarnt,
Ich will's Dir mächtig lohnen, daß Du mich hast gewarnt

Ich werde hier verweilen, bis daß der Morgen graut,
Bis in den Wäldern d'rüben es munter wird und laut,
Du magst mich dann begleiten, will lauschen dem Gesang,
Kaum kann ich sie bezähmen der Neugier Fieberdrang."

Gesagt, gethan. Der König schlief in der Eule Haus,
Und als der Morgen nahte, da zogen Beide aus,
Noch hüllte tiefes Dunkel die Wälder und die Flur,
Ein fahler dünner Lichtstreif erschien im Osten nur.

Waldeinwärts flogen Beide; das erste Lied erscholl,
Die Lerche bringt dem Tage des Dankes frohen Zoll.
Sie singt vom süßen Frieden, von Freiheit und von Lust,
Von Einigkeit und Liebe, aus tiefbewegter Brust.

Der Adler horcht und flieget noch tiefer in den Wald,
Doch immer seinem Ohre es froh entgegenschallt:
„Sei uns gegrüßet, König, im schönen Morgenlicht,
Das Dir die güld'ne Krone um Deine Schläfe flicht!"

Da sah ergrimmt der Adler sich nach der Eule um:
„Sag' an, Du Lügentochter, was machet Dich so stumm?
Du hast mein Volk verleumdet, weil es den Morgen liebt,
Der Dir Dein stieres Auge mit einem Schleier trübt.

„Du streifest an die Aeste, die Dir im Wege sind,
Ich seh' es jetzo deutlich, Dich macht die Helle blind—
Und ich konnt' Dir vertrauen, Du finsterer Gesell?
Des Adlers Augen schauen mit seinem Volke hell!"

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

Am 3. Juli überbrachte Abdallah, der Scheik-ul-Islam (Schriftgelehrter), dem Gouverneur einen Fetwa oder Beschluß, durch den er, auf den Koran gestützt, den Beweis lieferte, daß die Niedermetzelung sämmtlicher Christen durch die heiligen Gebote des Propheten selbst befohlen sei. So suchte man durch die Religion

Digitized by Google

zu bemänteln, wozu Mordlust und Raubsucht drängten, denn namentlich war es auch letztere, die als eine Veranlassung zu den Metzeleien zu betrachten ist. Das türkische Gesetz verbietet den Christen Grunderwerb auf osmanischem Boden. Sie sind also gezwungen, ihr Vermögen theils in Baarvorräthen, theils in Papieren bei sich aufzubewahren. Zudem sind die Meisten Kaufleute, deren Reichthümer in ihren Magazinen stecken. Also welche Beute für die Schlächter!

Und wenn man mit Mr. Bank davon sprach und ihm seine Bedenken mittheilte, so lautete seine stereotype Antwort: „Bah, das ist dummes Zeug! . . . Man muß nicht Alles glauben! . . ."

So kam endlich der 9. Juli heran, jener entsetzliche blutige Tag, der noch vier andere, ebenso blutige in seinem Gefolge hatte, jener Tag, der für immer ein Schandfleck in der Geschichte eines ganzen Volkes sein wird, jener Tag, an dem Tausende als unschuldige Opfer fanatischer Verfolgung, niedriger Habgier und kannibalischer Mordlust unter den Yatagans entmenschter Horden fielen.

In allen Straßen ertönte das Klirren der Waffen, das Knattern der Schüsse, das Prasseln des Feuers, welches die Wohnungen friedlicher Menschen zerstörte. Das wilde Geheul der Schlächter, das Geschrei und Jammern der Verfolgten, das Röcheln der Sterbenden und Stöhnen der Verwundeten bildete ein gräßliches Concert, welches in tausend disharmonischen Tönen die Luft durchschnitt. Mit dem Rauche des Feuers, mit dem Pulverdampfe der Schüsse vermengte sich der weiße aufwirbelnde Kalkstaub der zusammenstürzenden Häuser, . . . überall Feuer, überall Schutt, überall Blut und Leichen, dazu das Toben und Fluchen der gleich gereizten Tigern durch die Straßen rasenden Mörder, das Flehen und Winseln der Weiber und Kinder, das Brüllen der ihr Leben, ihre Familie, ihre Habe vertheidigenden Christen! . . . Dies Alles war eine Scene, welche die Rache von ganz Europa herauf beschwören mußte, die aber von einem Mr. Patterson und Consorten nach Maßgabe ihrer schamlosen, egoistischen Politik im Hinblick auf die Drusen möglichst beschönigt wurde. Der russische Consul war es, an dem die Drusen zuerst ihre Wuth ausließen, sein Consulat das erste, welches sie angriffen. Mit dem Zerreißen seiner Flagge wurde das Signal zum gräßlichen Blutbade gegeben.

Einige Augenblicke später wurden alle Consulate, alle Christenwohnungen gleichzeitig überfallen. Nun begann die Schlächterei in entsetzlicher Weise und ein einziger furchtbarer Schrei war das Echo blutdürstigen Geheules der Drusen. Hier wurden ganze Häuser auf Einmal von mörderischen Banden überschwemmt, dann hörte man herzzerreißendes Jammern, gellende Schreie und dumpfes Brüllen . . . einige Schüsse krachten dazwischen . . . Leichen flogen aus den Fenstern auf die Straße, und wie in Cascaden rann das Blut über die Mauern herab! Dann erhob sich eine schwarze Rauchsäule zum Himmel empor . . . dem Rauche folgte die helle Flamme, und die Dämonen verließen die verwüstete Stätte, um anderwärts ihr höllisches Werk mit neuer Wuth zu beginnen. Einige Schritte weiter wurden mehrere Gebäude auf Einmal, ein ganzes Viertel zugleich cernirt: eine Hecke blanker Waffen, die drohenden Mündungen der Flinten und Pistolen verhinderten jede Flucht aus diesem eingeschlossenen, umzingelten Raum, der, an vier Ecken angezündet, bald zu einer einzigen, großen Feuermasse ward, in die diese Teufel Frauen, Kinder und Greise ohne Erbarmen zurückwarfen.

In den Straßen drängte, überstürzte, erdrückte sich das entsetzte, in wilde Flucht getriebene Volk, um Schutz zu suchen gegen die von allen Seiten drohende Gefahr; da erscheint plötzlich ein Trupp bis zur Raserei fanatisirter Drusen auf schnaubenden Pferden, weiße Burnusse flattern im Winde, blanke Schwerter blinken in der Sonne, und im unaufhaltsamen Strome schleudert die berittene Schaar Tod und Verderben unter die compacten Massen der wehrlosen Christen. Der holländische Consul fällt in die Hände der Wüthenden. Er wird getödtet, sein Körper in Stücke gehauen, und die Ungeheuer tragen triumphirend die einzelnen, noch zuckenden Theile durch die Straßen, und schleudern wie im Ballspiel die blutenden Glieder, die sie mit ihren Yatagans vom Rumpfe trennten, in die Luft. Ebenso wurde der Consul der nordamerikanischen Staaten in seinem eigenen Hause angegriffen. Er leistete heroischen Widerstand, aber von Zimmer zu

Digitized by Google

Zimmer gedrängt, angesichts des Todes, der seine treuen Diener, seine tapferen Landsleute trifft, findet er nur noch in der Flucht sein Heil, indem er schwer verwundet, blutend und erschöpft durch eine Hinterthüre in seinen Garten entwischt, wo es ihm noch mit genauer Noth gelingt, sich in dem Kellerraum eines Glashauses zu verbergen. Wenn aber auch alle ausländischen Consulate überfallen, geplündert, zerstört und niedergebrannt wurden, das englische Consulat wenigstens blieb großmüthig verschont! . . .

Als die Druſen vor der Thüre des Mſtr. Bank vorüberkamen, fragten ſie, wem dieſes Haus, welches ſie von türkiſchen Soldaten beſetzt fanden, gehöre.

„Dem engliſchen Conſul!" ſchrien ihnen die Türken entgegen, und der mörderiſche Haufe weicht zurück, „denn", ruft er, „er vertritt eine befreundete Nation!"

(Fortſetzung folgt)

Thiers, Geſchichte des Konſulats und Kaiſerreichs.

I.

Vor einigen Tagen iſt der XIX. Band dieſes berühmten Werkes erſchienen, von deſſen intereſſantem Inhalt wir uns beeilen einen gedrängten Auszug zu geben. Es iſt hier ſelbſtverſtändlich nicht der Ort, auch auf eine nähere Kritik des Buches einzugehen, deſſen allgemeiner Charakter ohnehin bekannt iſt.

Wir ſtehen vor dem Beginn der großen Ereigniſſe von 1815. Während ſich Louis XVIII. mit Oeſterreich verband, um Murat in Neapel zu entthronen und auf dieſe Weiſe in Italien auch die letzte Spur des großen Kaiſerreichs zu vertilgen, hatte das Geſchick der Bourbonen bereits beſchloſſen, daß dieſe ſelber noch vor Murat im Strudel der Revolutionen verſchwinden ſollten. Mit der gegen Ende Decembers erfolgten Vertagung der Kammern, die noch der einzige Vermittler zwiſchen Volk und Regierung geweſen waren, weil ſie verhinderten, daß dort die Aufregung und hier die Fehlgriffe alles Maß überſchritten, begannen Nation und Emigration ſich immer mehr von einander zu entfernen und von Tag zu Tag weiter greifende Unzufriedenheit einzutreten. Die Mittelklaſſe, anfangs den Bourbonen günſtig, war bald andern Sinnes geworden. Der Stolz der Gardes du corps in Paris, und in den Provinzen der Hochmuth der Emigranten, die Intoleranz des Klerus, die beſtändigen Drohungen gegen die Beſitzer von Nationalgütern, ſodann der in Folge der Einfuhr engliſcher Waaren erfolgte Ruin der Induſtrie, die der Reſtauration mit Unrecht in die Schuhe geſchobenen Territorialverluſte, endlich der wiedererwachende liberale Geiſt, den ſich die Bourbonen ſtatt zum Alliirten nur zum Feind zu machen verſtanden, hatten die Stimmung der Mittelklaſſe vollſtändig geändert, und in Betreff der übrigen verhielt ſich die Sache um Nichts beſſer. Die Armee von Grund aus feindlich, die Beamten der Dynaſtie verdächtig und ihr abgeneigt, das Landvolk durch die Agitation in Sache der Nationalgüter vollſtändig entfremdet, die Städter aus Luſt und Gewohnheit der Revolution geneigt — das war die Stimmung der verſchiedenen Volksklaſſen Frankreichs gegenüber den Bourbonen.

Unter allen die furchtbarſte aber war das Militär. Dieſes, anfangs durch die Bourbonen in der Perſon ſeiner Anführer geſchmeichelt, hatte bald herausgefunden, daß zwiſchen ihm und der Regierung ganz der nämliche Unterſchied beſtand, wie zwiſchen einer Partei, die das Vaterland vertheidigen, und einer anderen, die es hatte beſiegen helfen. Es war bereits der Ueberzeugung, daß nur von ihm noch die Exiſtenz der Regierung abhing, und daß dieſe zu beſtehen aufhöre, ſobald es der Armee beliebe. „Hinaus mit den Emigrirten!" das war in Paris die Loſung der militäriſchen Jugend. Die Offiziere außer Dienſt ſprachen ſie laut und unverhohlen aus, während die Andern ihnen ſtillſchweigend Beifall nickten. Was die Gemeinen betrifft, ſo waren die jüngern Soldaten, die in Folge der allgemeinen Deſertion von 1814 die Fahne verlaſſen hatten, durch alte, gediente erſetzt worden, über deren Geſinnung kein Zweifel blieb. Kurz, die ganze Armee von oben bis unten war Napoleon eben ſo ergeben, als den Bourbonen feindlich, und Marſchall Soult war auch nicht der Mann, der ihr eine andere Geſinnung hätte beibringen können. Im Gegentheil hatte Soult durch das eben ſo unkluge

Digitized by Google

als brutale Verfahren, das er gegen den beliebten General Exelmann einschlug, die Mißstimmung des Militärs bis zur Erbitterung und bis zur offenen Opposition gesteigert. Offiziere aller Grade, Generale, Obersten, Majore bis zum Unteroffizier herunter, die auf Halbsold gesetzt und in Paris in einer Zahl von mehreren Tausenden beisammen waren, wiederholten sich ohne Unterlaß, daß man die Emigrirten sammt den Bourbonen vor die Thür setzen müsse.

Doch waren sie nicht gesonnen, sogleich thätlich vorzugehen, obschon der Zahl nach stark genug, um einen Handstreich wagen zu können. Sie suchten vielmehr mit denjenigen ihrer Kameraden, die noch mit Befehlshaberstellen bekleidet waren, sich in's Vernehmen zu setzen, und hiebei wurden sie durch die Umstände wesentlich unterstützt. Denn gerade die unruhigsten Köpfe unter ihren Gefährten, wie der berühmte Lefebvre, Denoettes, die Gebrüder Lallemand und Drouet, bekleideten hohe militärische Posten ganz in nächster Nähe von Paris und konnten beim ersten Signal ihnen immerhin 15—20,000 Mann zuführen. Ferner hatte man den Marschall Davoust zu gewinnen gewußt. Dieser, ein ernster und gerader Charakter und ein warmer Verehrer der militärischen Disziplin, war zum Conspiranten von Natur wenig geeignet. Allein das Verfahren, das man von Seite der Restauration gegen ihn eingeschlagen hatte, indem er für eine der berühmtesten Kriegsthaten der neuern Zeit, für seine Vertheidigung Hamburgs, auf die Proscriptionsliste kam, hatte ihn tief verletzt, und wenn er sich auch den jungen Leuten gegenüber nicht gerade verpflichtete, so hatte er doch Sympathie genug gezeigt, um ihnen die Zuversicht einzuflößen, daß er sich nöthigenfalls zu ihrem Anführer hergeben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Zur Prüfung der Dachschiefer auf ihre Neigung zur Verwitterung ist folgendes Verfahren angegeben worden: Man wägt mehrere Stücke und läßt sie dann eine Viertelstunde im Wasser sieden. Diejenigen, welche hierbei am wenigsten Gewichtszunahme erleiden, also am wenigsten Wasser aufnehmen, verwittern am schwersten. Fallen die Schiefer beim Sieden auseinander, so taugen sie gar nichts.

Verschiedenes.

Ein Bauer sah eine Gemeinderechnung durch und bemerkte ganz oben das Wort „Transport" mit einer bedeutenden Summe. Er schüttelte den Kopf und blätterte weiter. Noch mehrmals stand oben das Wort mit einer immer größern Summe. Da warf er ärgerlich das Buch weg und rief aus: „Lauter Betrügerei! Nix isch bei uns transportirt worre, gar nix!"

Ein Schullehrer, welcher ohne Vorwissen seines Inspectors einen zweitägigen Urlaub genommen hatte, schickte diesem zur Beschwichtigung einige Würste. „Ein anderes Mal bitte ich Sie doch, Ihre Wünsche besser auszudrücken", schrieb der Inspector. Der Schullehrer las „Würste" statt Wünsche, und erwiederte: „Es sollte mir leid thun, wenn der Metzger die Därme nicht ordentlich geputzt hätte."

Ein Marionettentheaterdirector ward verklagt, in einer Posse die Sitte verletzt zu haben. „Ei nun", sagte er zu seiner Vertheidigung, „hier steht ja ausdrücklich in meinem Erlaubnißscheine: ' Kann ohne Anstand gegeben werden."

Richter, zum Angeklagten: „Haben Sie gedient?" Angeklagter: Ja, bei de Fußartollerie; ick habe den Studenten vierzig Jahre die Kononen jewichst." Richter: „Ich meine, ob Sie Soldat gewesen sind?" Angeklagter: Wui, sogar Uffzier bei de Kronleichter."

Auflösung des Zahlenräthsels in Nro. 113:

Fenster, Rest, Ferne, Rente, Sterne, Fest, See, Ernst, Ernte, Ente, Rest.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 115. Dienstag, den 24. September **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

Und Damaskus hatte einen Pascha, einen Mann, in dessen Händen das Obercommando ruhte, der über eine beträchtliche Macht verfügen konnte, der eine bedeutende Anzahl von Truppen befehligte; und dieser Pascha war Achmed, derselbe türkische General, der an der Seite der Franzosen bei Eupatoria kämpfte, dessen Brust mit dem Großkreuze der Ehrenlegion geschmückt ist! Und dieser Türke, dieser General, dieser Vertrauensmann der Pforte, um dessen mächtigen Schutz die Consuln baten, dessen Erbarmen die Christen beschworen, dieser Achmed-Pascha stachelte seine Soldaten an, die Drusen an Infamie zu überbieten. Achmed-Pascha that in Damaskus dasselbe, was Kurschid-Pascha in Deir-el-Kamar gethan.

Auch der Muphti zog durch die Straßen und feuerte den Fanatismus der Türken an; sein eigner Sohn war unter den Mördern; noch empörender, noch unglaublicher, noch schmachvoller für das ganze Menschengeschlecht aber war das Benehmen der Frauen, die auf ihren Terrassen standen und dem blutigen Schauspiele Beifall spendeten, die diesen haarsträubenden Schlächtereien wie einem Festspiele zusahen und bei jedem Christen, der vor ihren Augen niedergemetzelt wurde, ein lautes Freudengeschrei erhoben.

Und während diese elenden, bis zur Bestialität entarteten Creaturen ihrem blutdürstigen Instincte freien Lauf ließen, wurden jungen Frauen Hände, Füße und Brüste abgeschnitten, Matronen an ihren weißen Haaren durch die Straßen geschleift, und Mädchen und Kinder den größten Martern unterworfen. Das ganze Christenquartier, aus 3800 Häusern bestehend, bot nur mehr den Anblick eines einzigen großen Schutthaufens, einer chaotischen Verwüstung, der durch die ungeheuere Anhäufung der Leichen mephitische Dünste entstiegen.

Mehr als tausend Mädchen verschwanden an diesem entsetzlichen Tage aus Damaskus, und man weiß heute noch nicht, was aus ihnen geworden ist, d. h. in welche Harems man sie geschleppt hat. In einer Kirche empfingen zwanzig Priester am Altare knieend den Tod, während die Drusen zu obscönen Liedern die Melodien auf der Orgel spielten und die Heiligthümer profanirten. Welche Scenen fanden erst im Franziskanerkloster statt! Es war 3 Uhr; der Consul hatte den frommen Vätern sagen lassen, sie sollten augenblicklich ihr Haus verlassen und bei Abd-el-Kader Zuflucht nehmen.

„Bah," erwiderten sie, „was hätten wir zu fürchten? Wir haben den Muselmännern nur immer Gutes gethan, warum sollen sie uns dies mit Bösem vergelten? Wir haben ihre Kinder in unsern Klassen, die uns als ihre zweiten Väter betrachten. Wenn das Haus Abd-el-Kader's französisch ist, das unsere ist es auch. Wir bilden eine französische Pfarrei, und wer uns beleidigt, beleidigt Frankreich . . ."

Eine Stunde später, um 4 Uhr, stürzten sich die Türken auf das Kloster, zertrümmerten mit Aexten die eisenbeschlagene Thüre und überflutheten das ganze Gebäude. Die Geistlichen und mehr als hundert Christen, die von ersteren aufgenommen worden waren, flüchteten sich in die Kapelle und stellten sich um den Altar herum auf. Die Mörder verfolgten sie, und diejenigen, welche ihnen die Wege durch

Digitized by Google

das weitläufige Gebäude zeigten, waren die muſelmänniſchen Knaben ſelbſt, die Zöglinge und Schüler der frommen Väter! Ein Türke ſtieg in den Glockenthurm; es war ausgemacht worden, daß mit jedem Glockenſchlage ein Franziskaner getödtet werden ſollte. Der erſte Glockenſchlag ertönt: ein Dolch zuckt durch die Luft . . .

„Erſte Meſſe für Frankreich!“ ruft der Mörder, und ein Franziskaner ſtürzt getroffen nieder.

Ein zweiter Glockenſchlag . . .

„Zweite Meſſe für Napoleon!“ ruft ein Anderer und wieder fällt ein Mönch.

„Dritte Meſſe für das franzöſiſche Conſulat! . . . Vierte Meſſe für den Conſul! . . . Fünfte Meſſe für die franzöſiſche Nation . . .“ Und ſo geht es fort und fort, und mit jedem Ausrufe ſinkt ein neues Opfer in die ungeheure Blutlache, die bald ſtromweiſe über die Stufen des Altares herabfließt. Nur zwei Männer entkamen dieſer Schlächterei, der Kloſterkoch und der arabiſche Sprachlehrer Mikail-Muſſabecki. Letzterer iſt es, der dieſe ſchaudererregenden Scenen als Augenzeuge berichtete.

Ein ſchwer erkrankter Türke bittet ſich als letzte Freude aus, daß man ihm einen gefangenen Giaur gebunden an ſein Bett bringe. Man beeilt ſich, ſeinem Wunſche nachzukommen, und ſeine Söhne ſelbſt führen ihm einen Chriſten zu. Da ergreift der Kranke eine Piſtole, die er unter ſeinem Kopfkiſſen verborgen hielt, und ſchießt den Unglücklichen nieder. Der ſcheußliche Mörder ſtreckt ſich und ſinkt ſelbſt als eine Leiche auf ſeine Kiſſen zurück. Ohne Zweifel hat die Freude über ſeine Heldenthat, einen wehrloſen, gebundenen Menſchen ermordet zu haben, ſein Lebensende beſchleunigt! . . .

Ueberall war das Plündern und Schlachten mit wahrhaft teufliſcher Uebereinſtimmung organiſirt, nirgends ſtieß es auf ernſten Widerſtand; nur Abd-el-Kader, der unerſchrockene Emir, bot Alles auf, ſo viele Chriſten als möglich zu retten. Man meldete ihm, daß Achmed-Paſcha, der ſeine Abſichten kenne, fünftauſend Banditen abſenden wolle, um ihn anzugreifen.

„Gut,“ rief er, „wir wollen ſie empfangen!“ Dann ſich an Siddi-Kadur, ſeinen treuen Leutnant, wendend, gab er ſeine weiteren zweckentſprechenden Befehle.

In dieſem Augenblick kam Spartalis, der griechiſche Conſul. „Damaskus iſt verloren,“ ſagte der Emir zu ihm. „Wir werden ſterben müſſen, aber wenigſtens wollen wir nicht wie Weiber ſterben. Wir müſſen uns wehren, müſſen kämpfen, deßhalb, ihr Chriſten, bewaffnet euch und ſuchet euer Leben ſo theuer wie möglich zu verkaufen!“

An mehr als fünfhundert Männer wurden Waffen und Munition vertheilt. Inzwiſchen gingen aber die Metzeleien mit geſteigerter Wuth fort. Man band Frauen nackt an die Schweife wilder Pferde, die man durch die Straßen jagte, bis von den Unglücklichen alles Fleiſch vom Körper geriſſen war. Im Chriſtenhoſpitale, welches von den barmherzigen Schweſtern geſtiftet und unterhalten wurde, waren dreihundert Kranke, und alle dreihundert bis auf den letzten Mann wurden in ihren Betten ermordet. Einem unglücklichen Prieſter, der ebenfalls in die Hände dieſer Ungeheuer gefallen war, wurde mit dem Säbel aus der Kopfhaut eine Tonſur herausgeſchnitten. Dem gänzlich Entkleideten ſchnitten dann die Unmenſchen mit einem Kandjar auf Bruſt und Rücken die Zeichnung eines Meßgewandes in das Fleiſch, und auf ſo grauſame Weiſe tätowirt, überließen ſie ihn ſeinem Schickſal, bis er unter unſäglichen Schmerzen ſeinen Geiſt aushauchte. Gatten, Väter, Brüder und Söhne ſahen hier vor ihren Augen, ihn ihrer entſetzlichen Unfähigkeit, etwas dagegen zu thun, wie dieſe Ungeheuer, dieſe Dämonen, dieſe Scheuſale ohne Namen, ihre Frauen, Töchter, Schweſtern und Mütter mißhandelten, ſie ſahen die Mündungen der Flinten und Piſtolen auf die Brüſte ihrer theuern Angehörigen ſetzen, hörten die Hähne ſchnappen und die Schüſſe krachen, die denen das Leben nahmen, an welchen ihr eigenes Leben hing, und deren Blut in Strömen bis zu ihren Füßen floß, ohne daß ſie es hemmen, ohne daß ſie der barbariſchen Grauſamkeit dieſer Unmenſchen Einhalt zu thun vermochten. Nein, bei Gott! für das, was an jenen Tagen in Damaskus vorfiel, gibt es keinen Namen, keinen Ausdruck, keine Sprache!

Und Mr. Patterſon, der vortreffliche engliſche Krämer, der ohne Zweifel einer voraus-

Digitized by Google

gegangenen Warnung zufolge es vorgezogen hatte, einstweilen Damaskus zu verlassen, fuhr wahrscheinlich in seinem Egoismus fort, das unter den Maroniten angerichtete Blutbad zu leugnen, und gewiß, zur Stunde ist er einer von denen, die am lautesten ihre Stimme für die Revision der gegen die Drusenchefs anhängig gemachten Processe erheben, und die, von Humanität beseelt, den Mördern das Leben geschenkt wissen wollen. Mr. Patterson ist zuerst Kaufmann und dann erst Mensch, und bevor er die Leichen der hingemordeten Maroniten zählt, zählt er seine Pfunde, die er in seinem Koffer verschlossen hat. An wen soll der würdige Gentleman eher denken als an sich selbst? Welche Interessen sollen ihm näher liegen als die seines Handels? Zur leichteren Herstellung seiner Verbindungen in Indien ist es nöthig, daß die Drusen in ewiger Fehde mit den Maroniten leben, daß die Maroniten hingeschlachtet, daß sie geschwächt, daß sie in dem ruhigen Besitze ihrer Ländereien gestört, daß sie mit einem Wort an ihrem politischen Emporkommen gehindert werden. Mr. Patterson hat von jeher in dieser Weise die Angelegenheiten des Libanon beurtheilt; dafür ist er aber auch reich, macht vorzügliche Geschäfte und hält sich mit Recht für den praktischsten Mann der Welt.

(Fortsetzung folgt)

Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

(Fortsetzung.)

Zu gleicher Zeit hatte man auch im Civilstande große Namen zu gewinnen gesucht, um durch ihre Vermittlung mit Napoleon in Verbindung zu treten. Man wandte sich deßhalb zunächst an zwei Männer, die für Napoleons persönliche Vertraute galten, an Lavallette und Bassano. Aber Lavallette hatte von Napoleon während des letzten Feldzugs 16 Millionen Francs für künftige Fälle zur Aufbewahrung bekommen, und um sie als getreuer Diener seines Herrn bestens zu verbergen, hatte er sich selber versteckt und war nirgends zu finden. Den Häuptern des projektirten Unternehmens blieb daher Niemand anders übrig, als der treue und zugängliche Bassano. Allein auch hier war das Entgegenkommen nicht so warm, als man mochte erwartet haben. Bassano hatte seit Napoleons Abreise nach Elba von diesem keinerlei Mittheilung erhalten, und ebensowenig an ihn dergleichen zu richten gewagt. Denn die ehemaligen Diener Napoleons waren gewohnt, in Allem seine Initiative zu erwarten, und Napoleons Sturz hatte hierin Nichts geändert. Bassano fürchtete überdies, daß durch das ganze Projekt Napoleon nur compromittirt und einer noch härtern Gefangenschaft zugeführt werden könnte, und gab deßhalb eine im Ganzen ablehnende Antwort. Dies schreckte übrigens die hitzköpfigen jungen Generale durchaus nicht ab, zumal da sie eben von Seite der revolutionären Partei einen ebenso unerwarteten als erwünschten Zuwachs bekamen. Die Revolutionäre, die von Napoleons Sturz zuerst sich befriedigt fühlten, waren durch die rohen Drohungen, mit denen sie von den Royalisten fortwährend behelligt wurden, bald so erbittert worden, daß sie den gefallenen Kaiser beklagten und seine Rückkehr wünschten. An ihrer Spitze stand Fouché. Fouché, der beständig bemüht war, eine Rolle zu spielen, warf sich, da ihm unter den Bourbonen eine solche nicht wurde, den Bonapartisten in die Arme. Zwar war er nicht Bonapartist im Sinne der Uebrigen; seine Hauptidee lief vielmehr darauf hinaus, die Bourbonen zu stürzen, ohne aber Napoleon an ihre Stelle zu setzen. Bei gegenwärtiger Sachlage, pflegte er zu sagen, müsse man einen neuen liberalen Fürsten haben, der Europa nicht den Haß einflößte, dessen Gegenstand Napoleon war. Es seien also nur zwei Prinzen übrig, der Herzog von Orleans oder Napoleon II. unter der Regentschaft Marie Louisens.

Dies Raisonnement hält Thiers für von Grund aus verfehlt, weil es zur Voraussetzung die Ansicht habe, daß die Bourbonen überhaupt durch einen Andern als Napoleon hätten ersetzt werden können. Auch waren die jungen Generale schlechterdings nicht zu überreden, bei der ganzen Affaire an Jemand anders als ihren Kaiser zu denken. Da aber Fouché im nächsten Ziel, im Sturz der Bourbonen, mit ihnen einig war, so ließen sie ihn in seinen ferneren Berechnungen vor der Hand gewähren. Ja durch die Klugheit, mit welcher Fouché ihren Leidenschaften zu schmeicheln und

Digitized by Google

ihre Ungeduld bald zu fördern bald zu mäßigen wußte, wurde er in Kurzem ihr Rathgeber und Vertrauter und bald darauf ihr eigentliches Haupt.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Durch welches Mittel verhindert man das Selbstaussaugen der Kühe? Unter den verschiedenen Mitteln, die man schon gebraucht, ihnen diesen Fehler abzugewöhnen, ist allein folgendes Mittel bewährt gefunden worden. Man nimmt recht faule, stinkende Käse und zerdrückt sie in einem Schoppen mit starkem Weineſſig zu einem Brei. Mit dieser stinkenden Masse bestreicht man einige Mal das Euter und die Strichen der Kühe, welchen der Geruch so zuwider ist, daß sie es gewiß unterlassen, mit dem Maule dem Euter zu nahe zu kommen.

Verschiedenes.

Von dem berühmten Organisten und Componisten Bach erzählt man, daß er einst in eine Dorfkirche gekommen und hinter der Orgelbank dem Choralspiele des Schulmeisters achtsam zugesehen. Als der Letztere dies bemerkte und den gar simpel angethanen Mann fragte: ob er vielleicht auch Etwas von dieser Kunst verstehe? dieser aber: „ein Wenig!" antwortete, lud der Schulmeister ihn ein, den nächstfolgenden Choral zu spielen. Bach setzte sich auf die Orgelbank, und als das Vorspiel beginnen sollte, legte er sich mit beiden Armen auf die Claviatur und drückte, die Ellenbogen nach Außen gewendet, sämmtliche Claves zugleich nieder, so daß ein herz- und seelezerreißender wahrhaft entsetzlicher Schrei durch das Heiligthum auffuhr. Darauf aber fing er an, in einem so wundersamen alle Gemüther ergreifenden Präludium die furchtbare Dissonanz allmälig in die heilige Harmonie des reinen Accords aufzulösen, daß selbst der alte Organist entzückt war, den Gast umarmte und rief: „Bei Gott! entweder sind Sie Bach oder der Satan selbst!" — In tausend Dissonanzen wogt und wallet es, wie eine tiefe Gährung fort und fort durch das politische Leben der Zeit. Sämmtliche Tasten der Claviatur scheinen oft niedergedrückt zugleich, so schreien die schauervollen Mißtöne auf über ganze Länder, über die Erde. Will denn kein Bach kommen, der das wilde Gewirr löse? löse in die Harmonie, zu welcher Alles strebt in der ganzen Natur?

Für einen Deutschen ist es ein seltenes Schauspiel, die Londoner Freiwilligenschaaren ausrücken zu sehen, welche alle durch ein deutsches Lied, durch das Kücken'sche: „Wer will unter die Soldaten" zu ihren Drillplätzen geleitet werden. Wirklich hat dieses Lied nicht blos einen europäischen Ruf erlangt, sondern in der kurzen Zeit eine Reise um die Welt ausgeführt, da nicht nur die Milizen von Neuholland auch nach dieser Marschweise sich bewegen, sondern auch die Schaaren der Nordamerikaner unter diesem Gesange ins Treffen gegen die Vertheidiger des Sclaventhums ausrücken.

Charade.

Ein Silbenpaar zieht jährlich hin und her;
Bald ist's bei uns, bald über fernem Meer,
Und kommt's ins Land,
Weiß von Gewand,
Dann wehe den Schlangen und Kröten!
Nur stille Flucht
Dahin, wo Niemand sie sucht,
Kann sie retten von entsetzlichen Nöthen.
Die Dritte wird so schwer nicht scheinen;
Zwei Große wohnen drin mit ihren Kleinen
Sie wandeln ein, sie wandeln aus,
Wie Jeder pflegt im eignen Haus.
Das Ganze ist ein künstliches Geflecht,
Für die Bewohner eben recht.
Ihr denkt vielleicht
Schon etwas, dem das Räthsel gleicht.
Allein wir machen's nicht so leicht:
Wir steigen nicht, wir bleiben auf der Erde;
Wenn weit von uns der Storch entfliegt,
Und Schnee im öden Neste liegt,
Wird erst das Ganze lieb und werth;
Kein Podagrist es gern entbehrt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 116. Donnerstag, den 26. September **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

8.

Mehr als 20,000 Christen und über 5000 Juden hatten sich in einem einzigen Stadtviertel zusammengedrängt, in dem sie sich zu verbarrikadiren, zu vertheidigen und den Augenblick ihres Todes hinauszuschieben suchten. Die Druſen und Türken griffen von allen Seiten an. An der Spitze der Druſen befand sich Malun Khatun, der Scheik, mit blutigem Yatagan in der Hand seine Bande aneifernd, sie hetzend gegen die unglücklichen Maroniten, wie der Jäger seine Hunde dem verfolgten Hirsche nachhetzt. Die Druſen umschlossen diesen letzten Zufluchtsort der Christen von allen Seiten, aber nur Schritt für Schritt vermochten sie vorzudringen; nicht daß die Vertheidigung eine so hartnäckige gewesen wäre, nein, sondern weil es zu viele Opfer zu erwürgen gab! Die Druſen mordeten, die Türken zündeten die Häuser an, und alle plünderten, raubten und stahlen mit unersättlicher Gier. Osman-ben-Assah, der Aga, war nicht unter den Seinigen. Was war aus ihm geworden?... Niemand wußte es anzugeben, Niemand hatte ihn gesehen.

Das Blut floß allenthalben in Strömen. Eine Bande Druſen war in eine enge krumme Gasse eingedrungen, in der aus einem nach europäischem Style gebauten Hause herzzerreißendes Geschrei drang. Ueber dem Eingange dieses Hauses stand mit großen Buchstaben in französischer Sprache: Pensionat für junge Mädchen. Es war in der That ein Erziehungsinstitut, dem eine Französin als Directorin vorstand, und welches in Damaskus und der ganzen Umgegend sich eines so guten Rufes erfreute, daß mehr als 200 Familien aus den angesehensten Kreisen der europäischen Negocianten ihre Töchter demselben anvertraut hatten. Diese armen Kinder, der peinlichsten Angst zur Beute, erwarteten den Tod mit allen seinen Schrecken. Zwei katholische Priester waren unter ihnen und sprachen ihnen Muth zu. Einige Nonnen, einige jener frommen Schwestern der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe, die man überall finden kann, wo es Schmerzen zu lindern, Wunden zu verbinden, Kranke zu pflegen gibt, vereinigten ihre Ermahnungen und ihren Zuspruch mit dem der beiden Geistlichen, aber die fast bis zum Wahnsinne gebrachten Kinder rangen die Hände, rauften sich die Haare aus und schrieen und jammerten, daß ein Stein sich ihrer hätte erbarmen mögen.

Plötzlich wichen die Thüren den Angriffen von außen, und die blutdürstigen Dämone ergossen sich in das Pensionat wie ein Strom vernichtender Lava. Nun gab es für den Schrecken keine Grenze mehr und die gräulichsten, furchtbarsten Scenen begannen. Man sah jungen Mädchen mit einem Schlage die Köpfe vom Rumpfe trennen, sah andere an den Spitzen der Lanzen in die Luft schweben, sah wieder andere über die Terrassen hinab auf das blutige Pflaster der Straße fliegen. Die Druſen und Türken berauschten sich im Blute und überboten sich in wahrhaft teuflischer Grausamkeit. Eine Klosterfrau, ein Geistlicher und fünfzehn Mädchen, von welchen das älteste kaum sechzehn Jahre alt war, hatten sich in die Kapelle geflüchtet, und während die Nonne vor dem Altar auf den Knieen lag und die Barmherzigkeit des Allmächtigen anrief, hielt

Digitized by Google

der Geistliche ein silbernes Crucifix, welches er vom Tabernakel genommen, über die Häupter der vor Entsetzen gelähmten Kinder.

Der Anblick des Christusbildes verdoppelte die Frenesie der Mörder: sie drangen in Masse vor, um sich auf die barmherzige Schwester und auf die Mädchen zu stürzen. Einer von den Unmenschen schwang seinen Yatagan gegen das Kreuz, welches der Priester hoch emporhielt, der das De profundis angestimmt hatte. Aber in diesem Moment krachte ein Schuß, und der Gotteslästerer sank von einer Kugel durchbohrt zu Boden. Drei andere aus der Mitte der Würger stürzten nieder. Die blutige Klinge eines Yatagan beschrieb einen Zirkelhieb und sauste mit solcher Gewalt durch die Luft, daß sie gleichsam ein Schild zwischen den Schlächtern und den Opfern bildete.

Es war ein Mann, der plötzlich wie ein Phantom vor dem Altare aufgetaucht war und nun drohend den Drusen gegenüber stand. Die Kleider dieses Mannes waren zerrissen und von Blut durchnäßt, seine Augen rollten und schleuderten Blitze, sein Gesicht war glühend und seine Züge hatten den Ausdruck eines Gorgonenhauptes, vor dem die Drusen scheu zurückwichen. Eine kleine Thüre hinter dem Altar, durch die man aus der Kapelle in den Garten gelangte, erklärte diese plötzliche, anfangs unbegreifliche Erscheinung.

Mit einem einzigen Satze war dieser Mann zwischen die Drusen und die jungen Mädchen gesprungen, mit einem Pistolenschuß hatte er den Gotteslästerer niedergestreckt und mit seinem furchtbaren Yatagane die zunächststehenden Mörder theils schwer verwundet, theils zurückgedrängt. Die durch seine unerwartete Dazwischenkunft herbeigeführte Verblüffung der Drusen benützend, stürzte er sich auf die Elenden und schlug noch zwei von ihnen zu Boden. Aber endlich, wieder erholt von ihrem Schrecken, drangen jetzt die Wüthenden laut brüllend auf ihren einzelnen Gegner ein, der im nächsten Augenblicke umringt und von allen Seiten mit dem Tode bedroht war. Schon war der muthige Vertheidiger der Unschuld verloren, schon zuckten zehn blanke Yatagans über seinem Haupte. Da ertönte eine sonore Stimme durch die Kirche, die das Gebrüll der Mörder beherrschte.

„Halten Sie fest, Graf Villeneuve!" schrie die Stimme und gleichzeitig stauchte die Gestalt Abul Abbar's, des Pantherjägers, neben dem Grafen auf.

Aus dem Munde des jungen Cast vernahmen unsere Leser, daß Henri v. Villeneuve durch Abul Abbar gerettet und in Sicherheit gebracht worden war; sie werden sich daher nicht wundern, ihn, der seine Braut im Harem Malun Khatun's wußte und daher, noch kaum von seinen Wunden genesen, nach Damaskus geeilt war, plötzlich auf diesem neuen Schauplatze der Metzeleien gleich einem rettenden Engel erscheinen zu sehen.

„Halten Sie fest!" hatte Abul Abbar dem Grafen zugerufen und schon im nächsten Momente stürzten wieder zwei Drusen nieder, denen Abul mit dem Kolben seiner schweren Flinte die Hirnschalen zerschmettert hatte.

Der Kampf, der jetzt zwischen den beiden Männern und den Drusen begann, war einer von jenen, wie Ariost und Tasso sie beschreiben, ein Kampf unter Riesen, wie ihn nur allein die Phantasie eines Dichters zu träumen und zu schildern vermag. Es war einer jener furchtbaren, erbitterten, gräßlichen Kämpfe, in welchen der Mensch seine ganze Kraft, die ganze Gewandtheit, den ganzen Trotz aufbietet, mit dem ihn der Schöpfer begabte, ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf der Verzweiflung zwischen ungleicher Stärke, denn es waren gegen Abul und den Grafen mindestens zwanzig fanatisirte Banditen, die den Tod ihrer Kameraden rächen, die sich selbst gegen diese beiden Helden schützen wollten.

Bald blieben von der großen Ueberzahl von Drusen nur noch wenige übrig, und diese wenigen zogen sich feige zurück. Sie flohen. „Retten wir die Kinder!" rief der Graf.

Aber er hatte kaum Zeit, diesen Ausruf zu vollenden. Die einen Augenblick von den Drusen geräumte Kapelle ward auf's Neue von ihnen überfluthet und mit gotteslästerlichem Geschrei, Fluchen und Toben, mit Waffengeklirre und Flintenschüssen erfüllt.

Abul Abbar und der Graf stürzten sich den Eindringlichen entgegen; eine lufterschütternde Salve empfing sie . . . allein weder der Eine noch der Andere wurden getroffen, nur die armen am Altare zurückgebliebenen Mädchen stießen ein Jammergeschrei aus, und mehrere von ihnen wälzten sich in ihrem Blute. Auch

Digitized by Google

die barmherzige Schwester war von einer Kugel niedergeschmettert worden und hauchte, den Namen des Erlösers auf den Lippen, ihren Geist aus. Der Priester dagegen stand noch aufrecht und hielt noch immer sein Crucifix hoch empor, obwohl sein Arm aus zwei Wunden blutete.

(Fortsetzung folgt.)

Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

(Fortsetzung)

II.

Unterdessen war Bassano, durch den raschen Fortschritt, den das Unternehmen in Fouché's Händen gewann, befriedigt und beunruhigt zugleich. Er zitterte bei dem Gedanken, daß ein so ernstes Unternehmen versucht werden könnte, ohne daß Napoleon darüber verständigt wäre. Er fürchtete, daß es dessen Absichten durchkreuzen, ihn grausamen Maßnahmen aussetzen und am Ende, wenn es ohne ihn ausgeführt würde, nur Andern als ihm Nutzen bringen würde. Bassano wünschte daher, Napoleon von dem Stand der Dinge zu unterrichten, und indem er nach einem Mittel suchte, fand er es unversehens in der Dienstfertigkeit eines jungen Mannes, Namens Fleury de Chabulon. Fleury, ein Mann von Verstand, Feuer und Ehrgeiz, der sich zu Paris, wo er nichts war, gelangweilt fühlte, hatte den Entschluß gefaßt, nach Elba zu gehen und seinen müßigen aber thatenlustigen Arm dem exilirten Kaiser zu widmen. Er wünschte indeß eine Empfehlung zu finden, die geeignet war, ihm dort eine günstige Aufnahme zu verschaffen, und wandte sich an Bassano. Dieser hörte ihn zuerst mit Zurückhaltung an, vertraute ihm aber schließlich, als er von dessen Gesinnung überzeugt war, die Mission, dem Kaiser die wahre Lage Frankreichs mündlich und genau auseinanderzusetzen. Im Uebrigen hatte Fleury den gemessenen Auftrag, ja nichts zu sagen, was in einem oder dem andern Sinne den Kaiser zur Handlung drängen könnte. Fleury reiste im Januar ab, ging über Italien, konnte aber, da er unterwegs krank wurde, auf Elba nicht eher eintreffen, als im Laufe des Monats Februar.

Hier auf Elba hatte inzwischen Napoleon die Hoffnung, nach Frankreich wieder zurückzukehren, nicht einen Augenblick aufgegeben. Zwar hatte er über die dortigen Zustände keine genauen Berichte erhalten, weil er an hervorragende Persönlichkeiten seiner vormaligen Umgebung aus Besorgniß, sie zu compromittiren, nicht schreiben wollte, und diese, aus Besorgniß, *ihn* zu compromittiren, hatten dieselbe Zurückhaltung beobachtet. Dagegen hatte er mit großer Aufmerksamkeit die Journale gelesen und aus dem Wust der widerstreitenden Behauptungen die wahre Stimmung des Landes bald herausgefunden. Dies belebte seine Hoffnung so, daß er, als er eben wieder einen Pack Zeitungen durchblättert hatte, ausrief: „Nicht sechs Monate mehr werden sich die Bourbonen halten können."

Andererseits waren Umstände eingetreten, die ihn gewissermaßen zwangen, alsbald einen Entschluß zu fassen. Die bewilligten Gelder waren ihm nicht ausbezahlt worden, und er hätte sich demnächst in der Lage befunden, seine kleine aber ergebene Armee entlassen zu müssen. Zu gleicher Zeit waren von Wien aus sehr bedenkliche Nachrichten eingelaufen. Nicht seine Gemahlin war es, die ihn von dort aus auf dem Laufenden erhielt, sondern der treue und diensteifrige Meneval, der ihm durch Vermittlung der Madame de Brignole, einer edlen und der Sache Frankreichs ergebenen Genueserin, häufige Nachrichten über seinen Sohn und über den Congreß zukommen ließ. Mad. de Brignole selber aber hatte ihre Informationen von den ersten Persönlichkeiten Wiens, namentlich vom Herzog v. Dalberg, dem Minister Louis XVIII., ihrem Schwager. Mit großer Aufmerksamkeit und Unruhe verfolgte sie die Vorgänge und vernahm dabei, daß man vorhatte, Napoleon auf eine ferne Insel des atlantischen Ozeans zu bringen. Meneval hatte natürlich nicht ermangelt, Napoleon sofort davon in Kenntniß zu setzen. Er hatte dieser Neuigkeit zugleich die weitere beigefügt, daß die Trennung des Congresses und die Heimkehr der Souveräne bis spätestens zum 20. Februar zu erwarten sei.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Wie kann man den Hühnern den Pips auf eine leichte und sichere Weise vertreiben? Wenn ein Huhn anfängt, die Flügel sinken zu lassen, oder wenn es selbige nicht fest an seinen Körper anschließt, so muß man es gleich fangen und den Kopf desselben sorgfältig untersuchen. Daselbst wird man 2 oder 3 kleine Würmer finden, die anfänglich braun sind und in wenigen Tagen so groß werden, daß sie den Kopf anfressen, sich in die Runde ziehen und die Größe wie Kohl- oder Rübsamen bekommen. Dieses Ungeziefer ist die Ursache vom Pips. Um dasselbe zu tödten, braucht man nur einen Tropfen Fischthran auf den Kopf zu gießen, ihn einzureiben und zu vertheilen, daß der ganze Kopf davon befeuchtet werde. Die Würmer werden augenblicklich sterben, und auf diese Art werden die Hühner wieder gesund. Die Hühner heilen sich oft davon selbst, indem sie sich kratzen und den Wurm sich unter einander selbst abziehen; allein das sicherste Mittel ist der Fischthran.

Lebensphilosophie.

O fühlten doch die Kinder, daß für sie
An einer Stelle immer Rath und Trost —
Für ihren Kummer wahres Mitgefühl —
Für ihre Hoffnung der Erfahrung Leiten —
Für ihre Freuden frommer Mitgenuß
Zu finden ist, — es ist die Mutterbrust.

Wohl ist ein guter Spruch
Der: „Leben und leben lassen."
Und's bringt eher Segen als Fluch,
Etwas zu scharf nicht fassen.

Verschiedenes.

(Richtiger Unterschied.) Eines schönen Sommermorgens begaben sich zwei Bürger aus Stuttgart nach Canstadt, um, und zwar zum ersten Male in ihrem Leben, Sauerbrunnen zu trinken. Es waren starke wohlbeleibte Männer von einigen fünfzig Jahren. In Canstadt angelangt, sagte der Eine: „I han mi anderſch b'ſune: verſuach Du das Waſſer z'erſcht, i will da in dem Wirthshaus auf Di warte und derweil a paar Schöpple Affenthaler trinke." „'S iſcht recht", ſagte der Andere und ging nach dem Brunnen. Ein Stündchen ſpäter war er wieder zurück und trat in die Schenke ein, wo er ſich ſeinem Freunde gegenüber niederließ. Dunnerwetter! redete ihn dieſer, große Augen machend, an, wie ſchauſt Du denn aus? Biſt ja blaß wie a Quark! D'ran, entgegnete der Andere ſtöhnend und ſich den kalten Schweiß von der Stirne trocknend, iſcht das Malifiz Waſſer ſchuld dran, wos i trunke han. Nu wie viel haſcht denn davon trunke? So a ſechs Schöpple, und d'rauf iſch mer's ſo hundsvöttiſch worre. Ja des glaub' i! I Du Närrele Du, trinkt mer denn das Waſſer wie de Wein?

Aus einer gemiſchten Verſammlung zur Beantwortung der deutſchen Bekleidungsfrage. (Kladd.) Ein Herr vom Platze: Die Krinoline iſt die Anmaßung, die Aufgeblaſenheit, die Hohlheit, die Bemäntelung der Leere in der Richtigkeit, die Verhöhnung des Erhabenen und ihre Conſequenz der Feuertod. Darum weg mit den Krinolinen! — Eine Dame vom Platze: Der Frack iſt die Zuchtloſigkeit, die Unverſchämtheit, die Frechheit, die Lächerlichkeit, die Verhöhnung deutſcher Sitte und ſeine Conſequenz die Erkältung. Darum fort mit den Fräcken! — Der Herr: Die Krinoline iſt eine Erfindung der franzöſiſchen Kaiſerin und ein Bild der übertriebenſten Verſchwendung. Weg mit der Krinoline! — Die Dame: Der Frack iſt eine Erfindung der frechen Gräfin Dubarry, der Nachfolgerin der Pompadur, und ein Bild der unanſtändigſten Sparſamkeit. Fort mit dem Frack! Die Abſtimmung erfolgt, und es wird zum Beſchluß erhoben das Amendement: eng anliegende Turnerroben für die Damen und Umſchlagetücher (Plaids) für die Herren, wie ſolche auf den meiſten Univerſitäten bereits getragen werden.

Auflöſung der Charade in Nro. 115

Winterſchu.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neuſtadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 117. Samstag, den 28. September **1861.**

Es Herz.

I.

Es Herz bleibt all sei Lewelang
E Kind, mer sollt's nit meene;
Unn werd's em nor e bische bang,
Noh komm'em gleich die Threene.

Unn kommt em Ebbes in die Quer
— Wann's aach nor so duht scheine —
Als wann Mathee am Letschte wär,
Fangt's do gleich an ze greine.

Drum bleibt's e Kind bis an sei End,
Unn ich mahn's nit drum strose,
Denn hat sich's nor erscht satt geflennt,
Noh bringschte's leicht zum Schlose.

II.

Es Herz is wie e Roseschtock,
Wo hunnert Kneppcher hat;
Wann Eens dervunn verderwe ging, —
Jor das wär's ewig schad.

Drum guck, hascht de e Roseschtock,
En alle Dah hibsch an,
Dann weescht de, an die Kneppcher kommt
Leicht 's Ungeziwwer dran.

Unn wann mer das nit alle Dah
Ganz sauwer 'runner macht,
Noh freßt's Em vunn em Schtiehl ewegs
Die Kneppcher iwwer Nacht.

Unn's Herz — mit dem is grad e so —
Drum sahn ich: 's Herz behiet,
Sunscht is es um sei Blihe ball
Unn um dei Fräd geschieht.

III.

Es Herz is wie e Troppe Dau,
Wo Nachts vum Himmel fallt
Unn hängt am Gräsche uff der Au,
An hohe Beem im Wald.

An so 'me Troppe werschd egal
Nix arig Scheenes siehn,
Wann nit e warmer Sunnestrahl
Grad extra fallt eninn.

Noh awwer glänzt unn funkelt er
In alle Farwe scheen,
Unn schteif unn fescht druff schweret mer,
Es wär e Edelschteen.

Wann so in's Menscheherz die Lieb
Mit ehrem Schtraal net fallt,
Noh is es auße wiescht und trieb
Unn innewennig kalt.

Guckt awwer erscht die Lieb eninn,
Hernoh, do werd's erscht scheen,
Unn kann der wahrlich meh werth sinn,
Wie hunnert Edelschteen.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

An der Spitze der Druſen war dies Mal Malun Khatun. Als Henri ihn bemerkte, stieß er einen dumpfen Schrei aus und stürzte sich gegen ihn vor. Abul-Abbar, der nicht von der Seite des Grafen wich, that das Gleiche. Nunmehr aber von allen Seiten umzingelt, mußte dieses tollkühne Vordringen den beiden Männern verderblich werden, wenn nicht in diesem kritischen Momente, wo man bereits weder von dem Franzosen noch von dem Pantherjäger mehr etwas sah, in weiße Burnusse gehüllte Männer erschienen wären, die noch rechtzeitig den Bedrohten Hilfe brachten. Es waren etwa 20 Araber, die von einem Manne geführt wurden, dessen Pitagan in

der Scheide war und der nur durch den Ausdruck seines sonnverbrannten Gesichtes die Massen zu beherrschen schien.

„Allah schütze die Franken!" sagte der Mann mit durchdringender Stimme, während er wie segenspendend seine rechte Hand ausstreckte.

Die Araber stürzten wie Löwen auf den dichten Haufen der Druſen; bald waren Abul Abbar und der Graf wieder befreit, und zwar blutend, aber drohender denn je erhoben sich die beiden Helden und schwangen zu neuem Kampfe ihre Schwerter.

„Tod dem Giaur!" brüllte Malun Khatun.

„Tod! Tod!" lautete wie ein Echo aus den heiseren Kehlen der Druſen die Antwort auf diesen Ruf.

„Abd-el-Kader, rette die Kinder und den Geistlichen!" schrie Abul Abbar dem Manne zu, der an der Spitze seiner Leute so plötzlich erschienen war. „Wir werden den Rückzug decken." Es war in der That Abd-el-Kader, der gefürchtete Emir, der einstige Gefangene Frankreichs, der gekommen war, um den bedrohten Franzosen Hilfe zu bringen. Araber und Druſen sahen sich drohend an. Der Kampf begann auf's Neue; auf ein Zeichen des Emirs aber schleppten einige von seinen Leuten die Kinder, welche noch am Leben waren, und den Geistlichen zur Kirche hinaus, um sie in dem Palast ihres Herrn in Sicherheit zu bringen.

„Tod! Tod dem Emir!" schrie Malun Khatun, als er seine Leute wanken sah.

Neue Salven krachten. Ein fast undurchdringlicher Pulverrauch umhüllte die Kämpfenden, die mit unerhörter Erbitterung auf einander eindrangen, bis plötzlich eine Feuersäule gegen die Kuppel der Kapelle emporwirbelte und ihre schauerliche Röthe über diese Scene bestialischer Mordlust verbreitete. Die Druſen hatten den Baldachin des Altars angezündet; dies genügte, um in wenigen Augenblicken auch die ausgetrockneten Holztheile desſelben in Brand zu bringen, so daß sich das Feuer mit rasender Schnelligkeit über die ganze Kirche verbreitete.

Die Schüsse hörten jetzt auf, denn bald nach Ausbruch des Brandes befand sich kein lebendes Wesen mehr in der Kapelle. Abd-el Kader mit seinen Arabern, der Priester mit den jungen Mädchen, die von den mörderischen Streichen der Druſen nicht ereilt worden waren, sowie Henri und Abul Abbar hatten sich zurückgezogen, nachdem andererseits der Kampfplatz auch von den Mördern dem verheerenden Feuer überlassen worden war. Von den Druſen selbst lagen dies Mal mehr als zwanzig in ihrem Blute. Unter ihnen war auch Malun Khatun. Sein Körper lag unter der Schwelle der Kirche auf dem Gesichte und gab in dieser Lage um so mehr der Vermuthung Raum, daß der Scheik fliehend getödtet worden sei, als er die tödtliche Wunde in den Rücken erhalten hatte. In der Stadt selbst dauerte das Knallen des Gewehrfeuers, das entsetzliche Geschrei der Verwundeten, das Heulen der Blutorgie fort. Plötzlich ließ sich aber mitten unter dem Getöse der Hufschlag einer größeren Reiterabtheilung unterscheiden, die, wie es schien, von den armen Verfolgten mit einem Freudenschrei begrüßt wurde. Es waren die berittenen Araber Abd-el-Kader's, die rettend, was noch zu retten war, den Druſen ihre Opfer entrissen und wie eine Windsbraut durch die Straßen stürmten, um überall zu sein, wo es galt, der scheußlichen Metzelei Einhalt zu gebieten.

Ohne das kräftige Dazwischentreten, ohne die imponirende Haltung des tapferen Emirs würden zehntausend Christen mehr in Damaskus ermordet worden sein, denn mehr als zehntausend dieser Unglücklichen nahm Abd-el-Kader in seinen Schutz, indem er sie theils unter sicherer Bedeckung nach Beyrut schaffen ließ, theils aber auch in seinen eigenen Palast aufnahm, vor dem er siebenzehn Tage und siebenzehn Nächte in eigener Person Wache hielt.

9.

Im Oriente schreibt die Mode so gut ihre Gesetze vor, wie bei uns im Occidente, und wie es in Paris einen besonderen Tag für das Bois de Boulogne, in London einen für den Hyde-Park, in Wien einen für den Prater gibt, so haben die vornehmen türkischen Frauen einen besonderen Tag für den Besuch ihrer Bäder, die sie mit wahrer Leidenschaft lieben. Merkwürdig bleibt es, obwohl es vielleicht noch nicht Vielen aufgefallen ist, daß in allen Ländern und zu allen Zeiten die Frauen einen und denselben Tag in der Woche für ihr Hauptvergnügen, zu schauen und sich beschauen

Digitized by Google

zu lassen, gewählt haben, und daß dieser Tag der Freitag ist. Unsere Väter erinnern sich, daß unter der Restauration die Freitage für die Hauptpromenade in den Tuileriengärten bestimmt waren, wie zur Zeit der Freitag der schönste und belebteste Besuchtag des Bois de Boulogne ist. Ebenso ist im Oriente der Freitag der ein für alle Mal von der Elite der Frauenwelt festgesetzte Tag zur Erfüllung der selbst von der Religion vorgeschriebenen Pflicht des Badens, dessen damit verbundene Unterhaltungen diese Pflicht zu einer so angenehmen machen. Warum aber in allen Ländern und zu allen Zeiten gerade der Freitag? Warum haben die Frauen aller Nationen eine so besondere Vorliebe gerade für diesen Tag, den Tag der Venus, gegen den mancher Abergläubische ein so unbegründetes Vorurtheil hegt? Geschah es, weil der Freitag zu allen Zeiten von den Frauen so bevorzugt wurde, daß man ihn dies Veneris, Tag der Venus, nannte, oder ist es umgekehrt dieser Name, der ihn bei den Frauen so beliebt machte? Wir wollen die Beantwortung dieser Frage Gelehrteren überlassen und uns mit der Thatsache begnügen, daß der Freitag es ist, an welchem im Oriente wie im Occidente die Frauen ihre schönsten Toiletten hervorsuchen, um von denen in Europa auf der Promenade, von jenen in Asien in den Bädern zur Schau getragen zu werden, wo sie den ganzen Tag zubringen.

Wie denn überhaupt die Metzeleien der Christen in den Gebräuchen und Sitten der muselmännischen Bevölkerung nichts geändert hatten, so war auch das Blut in den Straßen von Damaskus noch nicht verlaufen, als am darauffolgenden Freitage nach Beendigung der Schlächtereien das Bad der Frauen von schönen Besucherinnen überfüllt war. Der letzte Saal namentlich, jener, in welchem man sich nach eingenommenem Bade zur erquickenden Siesta und fröhlichen Conversation versammelte, war zur Mittagsstunde von einem herrlichen Blumenflor reizender Sultaninnen besetzt und bot einen überaus entzückenden Anblick, der leider keinem männlichen Auge gegönnt war und daher auch von uns nicht geschildert werden könnte, wenn wir nicht mit dem Vorrecht des Erzählers überall einzudringen befugt wären.

(Fortsetzung folgt.)

Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

(Fortsetzung.)

Auf Napoleon machten diese Nachrichten einen tiefen Eindruck. Er erwog auf der Stelle, daß bei der so nahe bevorstehenden Trennung des Kongresses jener ihn betreffende Entschluß bereits gefaßt sein müsse, und einmal gefaßt, nicht mehr lange unausgeführt bleiben könne. Sodann hielt er eben jetzt die Gelegenheit, in Frankreich eine Revolution zu versuchen, für günstig. Denn hatten sich die Souveräne einmal getrennt, so war vorauszusehen, daß sie sich sobald nicht wieder zusammenfinden würden, und der schriftliche Verkehr zwischen den Kabinetten konnte nur langsam, unvollständig und fast wirkungslos sein. Den weiteren Grund zu einem sofortigen Entschluß brachte die Jahreszeit. Man befand sich eben in Mitte Februars, wo die langen Nächte anfangen langen Tagen zu weichen. Jene brauchte Napoleon, um aus Elba mit einer Flotille entkommen zu können, und dieser Umstand beschleunigte seine Entschließung nicht wenig. Da endlich zur selben Zeit auch Fleury de Chabulon seiner Botschaft sich entledigte, so war die Sache entschieden. Napoleon theilte übrigens sein Geheimniß vorderhand Niemanden mit, außer seiner Mutter. Diese energische Frau, ergriffen von seiner Zuversicht, aber doch zurückschaudernd vor dem Gedanken, daß ihr Sohn, seines großen Namens ungeachtet, an den Küsten Frankreichs den Tod eines gemeinen Missethäters sterben könne, schwankte einen Augenblick, faßte sich indeß bald und gab mit den Worten: „Der Gott, der dich in so vielen Schlachten bewahrt, wird dich auch dies Mal beschützen" unter Thränen ihre Zustimmung. Die nächsten Tage verflossen mit den nöthigen Vorbereitungen, die so geheimer und zugleich so unverdächtiger Natur waren, daß nicht nur der englische Commissär Campbell in Livorno, sondern auch Bertrand und Drouot, Napoleons nächste Umgebung, von ihrer Bestimmung keine Ahnung hatten. Noch am 26. Februar Morgens ließ Napoleon seine Soldaten bis Mittag ihre gewöhnliche Beschäftigung fortsetzen und dann ruhig die Menage nehmen. Nachmittags aber rief er sie plötzlich mit Waffen und Gepäck am Hafen zusammen,

Digitized by Google

erklärte ihnen, daß es jetzt in See gehe, und befahl mit der Einschiffung zu beginnen. Ein unermeßlicher Jubel und tausendfache „vive l'empereur“ folgten diesen Worten, denn obgleich Napoleon nicht gesagt hatte, daß das Ziel der Expedition Frankreich sei, so hatte doch Niemand den geringsten Zweifel daran. Keiner seiner Soldaten hatte jemals geglaubt, daß der Stern ihres großen Kaisers auf Elba untergehen werde, und nicht selten hatten sie ihn mit einer gewissen Vertraulichkeit zu fragen gewagt: „Sire! wann gehen wir nach Frankreich?“

Endlich, um 7 Uhr Abends war die Einschiffung beendigt; das kleine Geschwader — 7 Schiffe mit 1100 Mann und 4 Kanonen — stach in See und landete nach einigen glücklich überstandenen Hindernissen und Fährlichkeiten am Morgen des 1. März an der französischen Küste.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Auf welche Weise reinigt man Erbsen und Linsen von den meist in denselben befindlichen Würmern und Insekten? Die benannten Früchte werden, sobald sie eingesammelt sind, in kaltem Wasser abgewaschen und an der Sonne getrocknet. Alle in selbigem befindlichen Würmer eilen nun davon, und die zurückgebliebenen entwickeln sich nicht. Man giebt dieser Methode vor derjenigen den Vorzug, nach welcher die Erbsen in heißem Wasser gekocht oder in warmen Oefen getrocknet werden, wodurch man sie zur künftigen Aussaat unfähig macht und gleichwohl die darin befindlichen Würmer nicht tödtet.

Verschiedenes.

Unter dem Aequator wachsen noch Alpenkräuter bei einer Höhe von 15,000 Fuß, Alpenrosen bei 13,000, Nadelhölzer bei 11,000, Laubhölzer bei 9500, immergrüne Laubhölzer bei 7600, Myrten und Lorbeern bei 3800, Palmen und Bananen bei 1900 Fuß. Dieses Verhältniß mindert sich je weiter nach Norden und Süden immer mehr ab, bis endlich selbst in der Meereshöhe aller Pflanzenwuchs verschwindet.

Die Juristen nennen sich bekanntlich „der Rechte Beflissener;“ ein Klavierspieler, der dies vernahm, zeichnete sich, um sich einen gelehrten Anstrich zu geben, als „der Rechte und Linke Beflissener.“

Auf einer kleinen Bühne ward die „Jungfrau von Orleans“ gegeben. Als Dunois, welcher mit der Jungfrau auf vertrautem Fuße stand, bei der Stelle

Hier werf' ich meinen Ritterhandschuh hin —
Wer wagt's, sie eine Schuldige zu nennen!“

seinen Handschuh auf die Bretter warf, sprang plötzlich sein Pudel hinter den Coulissen hervor und apportirte seinem Herrn den Handschuh.

Warum haben Theologen oft einen gewaltigen Durst? — Sie gehören zum „Salz der Erde“, und Salz zieht stets Feuchtigkeit an.

„Was suchen Sie denn?“ fragte Jemand einen in den Straßen umherirrenden Bauer. — „Ach, Jemine“, erwiederte er, „ich suche schon seit zwei Stunden den Submissionsweg, wo die Fuhrarbeiten vergeben werden, und kann ihn nicht finden.“

Charade.

Es dient mein erstes Silbenpaar
Zum Sinnbild unschuldsvoller Triebe,
Und eh' die Post erfunden war,
War es der Bote scheuer Liebe.

Wer meine letzte Silb' erhält,
(Schnell kommt sie wie ein Ungewitter)
Sinkt plötzlich in die Unterwelt;
Doch macht sie auch zuweilen Ritter.

Das Ganze ist ein hohes Haus,
Das erste Silbenpaar zu schützen,
Dort fliegt es ein, dort fliegt es aus,
Dort sieht man es, sich schnäbelnd, sitzen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 118. Dienstag, den 1. October **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

So belauschen wir denn kraft unseres Privilegiums zwei junge Frauen, die auf den weichen Seidenpolstern eines Divans, malerisch in ihre weißen Bademäntel gehüllt, in der einen Ecke des Saales saßen und sich im eifrigen Gespräche unterhielten, dessen Gegenstand ein geheimnißvoller zu sein schien, denn beide sprachen mit leiser Stimme und ihre Blicke schweiften von Zeit zu Zeit über die sie umgebenden Gruppen, wie um sich zu versichern, daß kein indiecretes Ohr sie behorche. Die eine von beiden war Aeschuhna, die Sultanin des Exscheiks der Drusen, des im Kampfe gegen die Araber Abd-el-Kader's gefallenen Malun Khatun. Die Andere, fast ebenso blendend schön wie die Setti, etwas jünger als diese, aber überaus reizend, edel und vornehm in ihrer ganzen Erscheinung, war Fatime, eine der Töchter Abd-el-Kader's.

„Dein Vater, Fatime," sagte Aeschuhna sich zu ihrer liebenswürdigen Gefährtin hinwendend, „hat also die Maroniten gegen die Drusen in seinen Schutz genommen?"

„Ja," erwiderte Fatime, „mein Vater hat mehr als zehntausend Christen das Leben gerettet. Die Einen sind in seinem Serail, die Anderen in seinen Gärten, wo sie unter dem Schutze der Soldaten meines Vaters campiren."

„Dein Vater liebt also die Christen, Fatime?"

„Er liebt den Großherrn von Frankreich."

„Aber er war Frankreichs Gefangener. Warum liebt er den Sultan der Franzosen?"

„Hassan, der Lieblingslöwe meines Vaters, wurde auch einst von ihm gefangen: er brachte ihn gebunden in seinen Palast, und doch liebt Hassan den Emir und er ist Denen ergeben, die er liebt."

„Aber die Drusen werden deinen Vater tödtlich hassen."

„Was liegt daran? Mein Vater ist stark. Was vermag gegen ihn der Haß der Bösen?"

„Aber Osman-ben-Assah?"

„Osman kennt den Emir," unterbrach Fatime die Setti. „Und weil er ihn kennt, fürchtet er ihn und getraute sich bis jetzt weder dir, Aeschuhna, meine Freundin, noch dem verwundeten Franzosen und der Französin, die er in seinem Harem hat, etwas zu Leid zu thun. Er weiß, daß der Emir von ihm Zahn für Zahn und Auge für Auge fordern würde, und deßhalb schont er euch."

„Er warket zu!" sagte Aeschuhna entmuthigt. „O, wenn du wüßtest, Fatime, wie boshaft dieser Mensch ist! Ich bin überzeugt, daß er selbst es war, der Malun Khatun tödtete, um sich in den Besitz der Schätze seines Opfers zu setzen. Auch hat, wie du siehst, Fuad Pascha ihm alle Besitzungen, alle Reichthümer, ja selbst den Harem des Scheik als Belohnung für sein Benehmen während der Metzeleien übergeben, und ich selbst bin nun mit allen meinen Frauen in der Gewalt dieses Mannes. Dank deinem Vater wagt er es bis jetzt noch nicht, seiner Grausamkeit an dem Christen, an der Französin und an mir freien Lauf zu lassen, allein er hofft auf die Zukunft und ich, ich fürchte dieses Hoffen."

Es trat eine kurze Pause nach diesen Worten ein. Aeschuhna schien über Etwas nachzudenken.

„Höre," fuhr sie plötzlich fort, „willst du mich in einem Plane, den ich entworfen habe, unterstützen?"

Digitized by Google

„Ja, gerne, wenn ich es vermag," erwiderte Fatime.

„Aber vor Allem," unterbrach sich Aeschuhna, „was ist aus Abul Abbar und dem tapfern Franzosen geworden, der mit ihm kämpfte?"

„Man weiß es nicht."

„Sie wurden getödtet?"

„Niemand weiß es. Auf dein Verlangen hat ich meinen Vater, Nachforschungen anstellen zu lassen, aber bis jetzt waren alle umsonst. Man hat sie unter den Leichen der Maroniten nicht gefunden, auch sonst war aber keine Spur von ihnen zu entdecken. Wenn sie noch am Leben sind, so sind sie nicht mehr in Damaskus, oder sie halten sich gut verborgen."

„Wenn sie nicht umgekommen sind," sagte Aeschuhna, „so steht zu erwarten, daß sie auf irgend eine Weise in den Harem einzudringen versuchen werden, denn Abul Abbar liebt den gefangenen Christen, und der Franzose ist der Verlobte des schönen Mädchens aus Deir-el-Kamar, welches Osman-ben-Assah zu seiner Sclavin machen will."

„Aber deinen Plan," erinnerte Fatime die Setti, „du sprachst vorhin von einem Plane. Was hast du ausgesonnen? . . ."

„So höre," erwiderte Aeschuhna. „So lange dein Vater mit seinen treuen Arabern und mit seinem großen Einflusse, den er auf die hiesige Bevölkerung ausübt, in Damaskus bleiben wird, haben die Französin, Olivier und ich nichts zu besorgen, denn Osman-ben-Assah wird aus Furcht vor dem Emir sich gegen uns keine Gewaltthätigkeiten erlauben. Anders wird es aber werden, wenn dein Vater von hier fortzieht. Osman haßt mich, denn er weiß, daß Malun-Khatun durch mich seine Absichten auf die junge Französin erfuhr; er kennt auch die Liebe, die Allah mir für Olivier einflößte, und seine Rache wird demnach eine furchtbare sein. Nun hörte ich aber, daß dein Vater sich nach Beyrut begeben wolle, um die Soldaten zu empfangen, die Frankreich, wie es heißt, zum Schutze der Maroniten hierher sendet."

„So ist es. Er selbst sprach gestern in meinem Beisein davon."

„Man erzählt sich auch, daß die Drusen und Türken zahlreicher und drohender denn je sich in den Bergen erheben und daß sie nach Damaskus herabkommen wollen, um die Maroniten dem Schutze des Emirs zu entreißen."

„Auch von diesem Gerüchte war gestern bei meinem Vater die Rede," bestätigte Fatime.

„Nun gut; nehmen wir von beiden Fällen einen an: entweder geht dein Vater nach Beyrut, dann wird Osman-ben-Assah frei sein, zu handeln wie er will; oder die Drusen brechen mit Uebermacht aus ihren Bergen hervor, dann wird Abd-el-Kader gezwungen werden, seine Schützlinge aufzugeben, und Osman wird mit dem Tode Olivier's nicht länger säumen."

„Ich theile deine Besorgnisse," erwiderte die schöne Tochter des Emirs, „denn in der That, es kann so kommen, wie du sagst; allein was willst du dagegen thun?"

„Ich will mit Olivier und der Französin fliehen."

„Fliehen? . . . du willst den Harem deines Herrn verlassen?"

„Osman-ben-Assah ist mein Herr nicht! Ich erkenne ihn als solchen nicht an, und deßhalb will ich fliehen!"

„Aber wie willst du dies machen?"

„Mein Plan ist bereits entworfen und sein Gelingen steht kaum zu bezweifeln," flüsterte Aeschuhna ihrer jungen Freundin geheimnißvoll zu. „Nur bedürfen wir, wenn wir alle drei in Freiheit sind, eines sicheren Asyls."

„Mein Vater wird euch eines in seinem eigenen Hause bieten!" rief Fatime.

„Das wird er nicht," entgegnete Aeschuhna mit traurigem Kopfschütteln. „Du kennst unsere Gesetze, Fatime. Ein Rechtgläubiger kann nie bei sich eine Frau aufnehmen, die aus dem Harem eines anderen Rechtgläubigen entflohen ist. Um uns in seinem Palaste aufzunehmen, müßte dein Vater das Gesetz verletzen, der Emir Abd-el-Kader hält aber die Gebote des Korans."

„Das ist wahr," erwiderte Fatime entmuthigt zu Boden blickend; „was kann ich aber dann für dich thun?"

„Handle, ohne daß dein Vater etwas darum weiß."

„Wie?" fragte das junge Mädchen beunruhigt.

„Hast du unter deinen Sclaven nicht Leute, auf deren Hingebung du dich verlassen kannst?"

„Ja, gewiß. Ich habe Algerier darunter, die auf einen Wink für mich durch's Feuer gingen," versicherte Fatime.

Digitized by Google

„Dann laſſe durch ſie irgend ein verborgenes, entlegenes Zimmer im Serail deines Vaters herrichten, wo wir ein Unterkommen finden, ohne daß dein Vater etwas davon erfährt. Dort werden wir dann die Ankunft der franzöſiſchen Armee abwarten, wenn wir nicht etwa ſchon früher aus dem Paſchalik fliehen können .... Biſt du bereit, Fatime, uns dieſen Liebesdienſt zu erweiſen?“

(Fortſetzung folgt.)

Thiers, Geſchichte des Conſulats und Kaiſerreichs.

(Fortſetzung.)

III.

Hier lagen Napoleon zwei Wege offen. Der eine, breit und bequem, führte durch das Litoral der Provence nach Toulon, Marſeille, Avignon, Valence; der andere durch die Dauphiné über ſteile, noch mit Schnee und Eis bedeckte Gebirge und durch furchtbare Defileen, wo 50 entſchloſſene Männer eine ganze Armee hätten aufhalten können. An vielen Punkten war dieſer Weg gar nicht fahrbar und man mußte daher, falls man ihn vorzog, vor Allem auf die Artillerie verzichten. Aber die phyſiſchen Hinderniſſe dieſer Route wurden durch die moraliſchen der andern weit überwogen. Denn die Bevölkerung des Litorals war in Folge der Beſchädigungen, die Induſtrie und Handel durch Napoleons Kriege erlitten hatten, gegen dieſen erbittert, von wüthendem Royalismus beſeelt und möglicherweiſe im Stande, den Eifer des Militärs für ihn zu paralyſiren oder zurückzuhalten. Auch ſtieß man hier auf lauter Befehlshaber hohen Ranges, von denen, da ſie durch ihr eigenes Intereſſe ſowohl wie durch die Schwere ihrer Verantwortlichkeit an die Sache der Bourbonen gebunden waren, eine Begünſtigung des napoleoniſchen Wagniſſes nicht zu erwarten war. In der Dauphiné dagegen gab es nur kleine, ſchwachbeſetzte Garniſonen, mit untergeordneten Kommandanten. Die Bevölkerung, arbeitſam und kriegeriſch und größtentheils im Beſitz von Nationalgütern, war durch das Benehmen der Emigranten gereizt, Adel, Prieſtern und Bourbonen feind und für Napoleons militäriſchen Ruhm begeiſtert. Napoleon entſchied ſich daher für den Weg über die Berge, und jetzt begann jener unerhörte Marſch, wo nach den prophetiſchen Worten ſeiner Proclamation „der Adler fliegt von Thurm zu Thurm bis zum Dom von Notredame“, wo der verbannte Kaiſer an die Thore Frankreichs, um ſie zu öffnen, nur „mit der Tabatiere zu klopfen braucht“, wo er in wenigen Tagen ohne einen Tropfen Bluts, bloß durch die Größe ſeines Namens, ſein weites Reich zurückerobert.

Mit wahnſinnigem Enthuſiasmus ſtrömten Militär und Volk überall, wo er ſich zeigte, auf ihn zu, und ſein Marſch von Cannes nach Siſteron, von Siſteron nach La Mure, von La Mure nach Grenoble, von Grenoble nach Lyon war ein von Tag zu Tag immer großartigerer Triumphzug geworden. In Siſteron hatte ihn das Landvolk, das auf die Nachricht von ſeiner Ankunft in größter Eile und in hellen Haufen von den Bergen herabgeſtiegen war, mit begeiſterten „vive l'empereur!“ empfangen und mit Lebensmitteln und Pferden verſorgt. In La Mure waren die erſten Truppen, die man ihm entgegengeſchickt hatte, ſofort bei ſeinem Erſcheinen ſammt und ſonders mit Sack und Pack zu ihm übergegangen. Vor Grenoble traf er gerade in dem Augenblicke ein, wo das auf Befehl des Commandanten geſchloſſene Thor den vereinten Anſtrengungen der Städter von innen und des Landvolks von außen hatte weichen müſſen. In Lyon hatten Truppen und Volk mit unendlicher Begeiſterung alle gegen ihn aufgeworfenen Barrikaden und Schanzwerke ſogleich bei Ankunft ſeiner Avantgarde hinweggeräumt, und nur mit Mühe war Marſchall Macdonald den Händen ſeiner eigenen Offiziere entkommen, die ihn mit Gewalt der kaiſerlichen Sache zuführen wollten. Schon hier in Lyon betrachtete ſich Napoleon als Herrn des Thrones, decretirte die Auflöſung der Kammern, traf Adminiſtrativmaßregeln und marſchirte dann weiter nach Macon und Chalon, wo ſeine bloße Annäherung bereits dieſelbe Wirkung hervorbrachte, wie kurz vorher anderswo ſeine Gegenwart. Beide Städte waren auf die Nachricht von den Vorgängen in Grenoble und Lyon von einem wahren Fieber ergriffen worden. Sie verjagten auf der Stelle ihre Behörden, machten Revolution auf eigene Fauſt und empfingen Napoleon mit unerhörten Freudenbe-

zeigungen. Nach kurzem Aufenthalt nahm Napoleon seinen Marsch wieder auf und stand jetzt vor dem zweiten entscheidenden Wendepunkt seines Unternehmens, vor der möglichen Rencontre mit Ney.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die „Illustr. landw. Dorfzeitung" theilt über die zweckmäßigste Art der Oelkuchenfütterung Folgendes mit: Wenn man Oelkuchen in der Art verfüttert, daß man sie, längere Zeit in Wasser eingeweicht, dem Getränke zusetzt, so tritt bald Durchfall und Appetitlosigkeit in dem Falle ein, wenn die Oelkuchen in größerer Menge (täglich 5—7 Pfund per Ochse, 1 Pfd. per Kalb in einem Alter von 3—4 Monaten) verfüttert werden. Nach „Lehmanns Erfahrungen" liegt die Ursache darin, daß die Oelkuchen, im Wasser eingeweicht, Senföl entwickeln, welches, in größerer Menge genossen, die Verdauungsorgane überreizt und erschlafft. Diese krankhaften Zustände kann man vermeiden, wenn man die Oelkuchen als trockenes Pulver verfüttert.

Denksprüche.

Ueber dem holden Kinde der Natur, der duftenden Rose,
Beachtet man selten die Mutter, den Stock, aus deren Schooße
Die zeitliche Schöne sich rang, während die herrliche Blüthe;
Ach! so besieget die Schönheit sehr oft das Solide.

Verschiedenes.

Wie unterscheidet man die Stechfliege von der Stubenfliege? Ein süddeutscher Bauer tödtete Abends vor dem Schlafengehen einige Fliegen an den Wänden seiner Stube, andere aber ließ er in Ruhe. Einem Fremden, der an jenem Abend bei ihm zu Gaste war, antwortete er auf die Frage, warum er die Wahl treffe, Folgendes: Ich tödte blos die stechenden Fliegen, und die sitzen immer an der Wand mit dem Kopfe nach oben, dagegen die Stubenfliegen mit dem Kopfe nach unten.

Zu Blachford in Nordamerika besteht bereits eine Fabrik, welche die Milch in feste Form und somit in den Handel bringt. Dort gießt man 112 Pfund Milch, welcher man 28 Pfund Zucker und einen Theelöffel voll kohlensaures Natron beigibt, in ein Geschirr, welches man in ein anderes mit Wasser gefülltes Geschirr setzt, darunter Feuer macht und so lange dieses Wasserbad in gehöriger Hitze erhält, bis die Milch im ersten Geschirr in festen Zustand verwandelt wird. Diese feste Milch wird dann versendet und zum Gebrauch als Milch in Wasser aufgelöst.

Man hat berechnet, daß seit der Einführung der Krinoline die Taschendiebstähle in Paris jährlich um 175 pCt., in New-York um 140 pCt. und in London um 190 pCt. zugenommen haben. Die weit vom Körper abstehenden Kleidungsstücke erschweren das Gefühl, die Beobachtung und erleichtern dadurch in sehr erklärlicher Weise die Taschendiebstähle.

(Eine gute Seit des Sommers 1860.) Onkel: „Gott, wie das München herangewachsen, seit ich sie nicht mehr gesehen habe! Wie viele Sommer zählst du jetzt, liebe Nichte?" Minchen: „Zwanzig, lieber Onkel." Mutter: „Doch nicht, Minna, schon einundzwanzig!" Minchen: „Aber liebe Mutter, dieses Jahr hatten wir ja gar keinen Sommer!"

(Die Kleinen werden oft mit Unrecht zurückgesetzt.) — Bei einem Pächter meldete sich zur Ernte-Arbeit ein Mensch als Schnitter. — „Könnet Ihr einen Arbeiter brauchen?" fragte er. — „Ihr seid mir zu klein," erwiederte der Pächter. — „Laßt Ihr etwa Euer Korn oben abmähen?" fragte Jener, „unten kann ich es besser, als ein Großer."

Auflösung der Charade in Nro. 117:
Taubenschlag.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 119. Donnerstag, den 3. October **1861.**

An Frau Elise Billner.

(Am Erinnerungstage ihres fünfundzwanzigjährigen Wirkens.)

Mit Stolz pflegt man den Mann zu nennen,
Der für der Menschheit Wohl erglüht,
Dem Preis und Ehre zu erkennen,
Der edlen Herzens sich bemüht,
Für Staates Wohlfahrt und Gedeihen
Den Keim des Guten auszustreuen.

Dem, der mit unverdross'nem Muth
Für Recht, Gesetz und Wahrheit ringt,
Der für des Lebens höchstes Gut
Sein Dasein selbst zum Opfer bringt,
Der mit der Sehne letzter Kraft
Für Volkes Wohlfahrt ringt und schafft.

Dem Fürsten, der mit weiser Hand
Den sorgbeschwerten Scepter führt
Und das ihm heißvertraute Pfand
Mit Würde und mit Kraft regiert,
Der nimmer rastend Tag und Nacht
Für Volkes Wohlfahrt sorgt und wacht.

Dem Weisen, der durch Zeit und Raum
Auf seines Geistes Schwingen eilt,
Bald an der Sterne goldnem Saum,
Bald in der Tiefen Schachten weilt,
Die Wunder, die die Schöpfung füllen,
Dem Blick des Menschen zu enthüllen.

Ja, hoher Preis wird dem zum Lohn,
Der wirkend so durch's Leben schreitet,
Der sei's am Pflug, sei's auf dem Thron
Des Segens Fülle rings verbreitet.
Was er gethan, tilgt keine Zeit;
Sein Name strahlt in Ewigkeit.

Doch auch dem Weib gebühret Preis,
Das minder zwar begabt mit Kraft,
Jedoch im häuslich stillen Kreis
Nicht minder wirkt und Hehres schafft,
Das weder Sorg' noch Mühe scheut,
Wenn nur des Hauses Wohl gedeiht,

Das seines hehren Rufs bewußt
Sich ihm mit ganzer Seele weiht,
Das in des Kindes zarter Brust
Den Funken senkt der Göttlichkeit;
Ein Kleinod in das Herz ihm legt,
Das tausend gold'ne Früchte trägt.

O Kindes Herz, du reicher Born
Des Edlen, Schönen und des Guten,
Du all der Freuden Füllehorn,
Die segnend einst ins Leben fluthen,
Wenn sich im Grunde mild und zart
Die Weisheit mit der Tugend paart.

Dem Weibe Heil! Preis ihrer Hand,
Die dieses Kleinods sorgsam pflegt,
Die stets dem Guten zugewandt
Es liebewarm im Busen trägt,
Daß Leib und Seele wohl gedeih',
Der Vesta heil'ger Tempel sei.

Der Vesta, wo in hehrer Gluth
Die Tugend sprüht der Häuslichkeit;
Wo helle strahlt ein himmlisch Gut:
Das Lämpchen der Zufriedenheit;
Wo ewig drinnen früh und spät
Der Gotteshauch der Liebe weht.

Auch dir gebühret Ehr' und Preis,
Dir allverehrten edlen Frau,
Die du so viele Müh' und Fleiß
Gespendet deiner Rosenau,
Ein Pflanzwerk' du dir angebaut,
Auf das voll Huld der Himmel schaut.

Wohl fühlend, was der Jungfrau Busen,
Wie Sappho lehret, wahrhaft schmückt,
Hast von dem Rosenbeet der Musen

Digitized by Google

Der Knospen Fülle du gepflückt,
Hast sie gelegt an Mägdleins Brust
Und sie gepflegt mit süßer Lust.

Wie die Natur von Kunst geleitet
In reichen Formen sich ergießt,
Und wo des Himmels Strahl hingleitet,
In tausendfält'gen Wundern sprießt,
So seh'n wir deines Geistes Walten
In tausend Blüthen sich entfalten.

Der Biene gleich, die am Hymett
Zur Wabe schleppt den goldnen Saft,
Und nimmer rastend früh und spät
Für ihre Jungen ringt und schafft,
So sehen deines Geistes Schwingen
Wir stets für deine Lieben ringen.

Heil dir! Heil deinem edeln Streben!
Des Dankes Gluth, was du gethan!
O möchte Gottes Huld umschweben
Noch lange dich auf hehrer Bahn,
Des Segens Fülle und Gedeihen
Auf deinen Rosengarten streuen! —

Neustadt, 1. October 1861.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

Das junge Mädchen zauderte. Sie wußte und Aeschuhna selbst hatte sie ja auch daran erinnert, wie strenge, wie unerbittlich, wie furchtbar das Gesetz der Rechtgläubigen in Bezug der Frauen ist; sie kannte auch ihren Vater: wenn er tapfer, hingebend, edelmüthig war, so war er andererseits auch ein strenger Beobachter aller religiösen Gebote, und diese Gebote sprechen sich in der bestimmtesten Fassung und mit aller Schärfe gegen jeden, und sei es auch noch so unschuldigen Verkehr zwischen Männern und den Frauen anderer Männer aus, wonach leicht zu bemessen ist, zu welch' ungeheuerem Verbrechen der Koran die Begünstigung einer Flucht aus einem Harem stempelt.

Fatime besann sich demnach, ob sie ihrer Freundin die verlangte Hilfe zusagen sollte, denn sie hatte Angst, ihren Vater in den Augen seiner Glaubensgenossen zu compromittiren und seinen Zorn über sich ergehen lassen zu müssen, wenn er die Wahrheit erfahren würde.

Die Setti errieth, was im Geiste des jungen Mädchens vorging. Sie ergriff ihre Hände und drückte sie ängstlich. „Du willst nicht?" rief sie zitternd.

Fatime beugte ihre schöne Stirne, ohne eine Antwort zu geben. Es war ein harter Kampf zwischen Pflicht und Freundschaft, der in ihrem Innern vorging.

„Nun," rief Aeschuhna, die Hand des Mädchens fahren lassend, „wir werden zu sterben wissen!"

„Aeschuhna!" murmelte die Tochter des Emirs vorwurfsvoll. Dann, wie sich plötzlich zu einem gewagten Entschlusse ermannend, fügte sie mit banger Hast hinzu:

„Ich werde thun, was du von mir verlangt hast! Mein Vater soll nichts erfahren, und durch meine Vermittlung sollt ihr in seinem Hause ein sicheres Unterkommen finden. Wann darf ich dich erwarten?"

Aeschuhna schlang ihre schönen runden Arme um den zarten Hals ihrer Freundin und drückte sie mit dem Gefühle tiefster Dankbarkeit an ihre Brust.

„Ich liebe dich!" flüsterte sie mit weicher Stimme und thränenfeuchtem Auge, „ich liebe dich, Fatime, denn durch dich wird er gerettet! Heute Nacht, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, schicke einen von deinen Algeriern an die Baradabrücke oberhalb des Bazars. Mit Allah's Hilfe wird er uns um diese Zeit dort finden; mag es ihm dann gelingen, uns sicher in das Haus deines edeln Vaters zu geleiten! . . ."

Fatime gelobte der Setti, genau und sicher dieser Instruction gemäß zu handeln. Dann trennten sich die beiden Frauen, nicht ohne jene innere Angst, die sich beim Herannahen entscheidender Momente des menschlichen Gemüthes bemächtigt.

10.

Unweit von dem Frauenbade, in welchem wir unsere geneigten Leser der Unterredung zwischen Aeschuhna und der Tochter Abd-el-Kader's beiwohnen ließen, erhebt sich ein weitläufiges Gebäude, welches seiner inneren und äußeren Einrichtung gemäß mit einer großen Menagerie oder einem ungeheueren Vogelbauer verglichen werden könnte. Es ist dies der

Digitized by Google

Sclavenbazar, in welchem mit jener weißen und schwarzen Waare, die für die Harems bestimmt ist, ein einträglicher und schwungreicher Handel getrieben wird.

Rings um einen geräumigen Hof läuft ohne alle Symmetrie und Regelmäßigkeit eine Art hölzerner Logen mit engen Thüren, deren schmale Fenster mit starken Gittern von Eisenstäben versehen sind. Es sind dies die Käfige oder Gefängnisse für die unglücklichen Geschöpfe, welche hier zum Verkaufe ausgeboten werden.

Im Mittelpunkte des Hofes ragen hohe Palmen zum Himmel empor, unter deren Schatten die Verkäufer der Sclavinnen, Armenier, Türken und Druſen, ihre langen Pfeifen rauchend, ernst und gemessenen Schrittes auf und ab wandeln und unter sich den Cours der Waaren festsetzen, die sie mit unerschütterlichem Gleichmuthe trotz der so häufig in diesen Käfigen fließenden Thränen der Verzweiflung feilbieten. Der Sclavenbazar ist die Börse in Damaskus.

Da die Sclavinnen unter Tags aus ihren engen Behältern herausgenommen und an die frische Luft im Hofe gebracht werden, bilden sie unter sich Gruppen je nach der Anzahl der Verkäufer, in welchen man alle verschiedenen Typen der großen Adamsfamilie oder vielmehr der Töchter Eva's vereinigt findet.

Hier stößt man auf die herrlichsten Gesichter mit dem zartesten Teint, den feurigsten Augen, den üppigsten Haaren, auf Gestalten von wahrhaft plastischer Schönheit, von vollendetem Ebenmaße und anmuthigster Rundung der Formen, auf die edeln Töchter Georgiens und Circassiens, und unmittelbar daneben trifft man die abschreckende Häßlichkeit der afrikanischen Negerinnen mit ihren eingedrückten Nasen, ihren wulstigen Lippen und wolligen Haaren, die freilich nur zum Behufe der niedrigen Dienstverrichtungen in den Harems ihre Abnehmer finden.

Gleichsam um die Waare nur nach ihrem wirklichen Werthe auszubieten und es dem Käufer zu erleichtern, sich von ihrer Aechtheit zu überzeugen, bringt der Verkäufer seine Schönen gewöhnlich in einem mehr als einfachen Kostüm zum Markte, indem dasselbe in der Regel aus nichts Anderem besteht, als aus ihrer eigenen Haut. Seltsam genug, daß die Frauen fast nackt verkauft werden, einmal verkauft aber sich sorgfältig in ihre Schleier verhüllen müssen und von sich nichts mehr sehen lassen dürfen, als die Augen.

(Fortsetzung folgt)

Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

(Fortsetzung.)

Marschall Ney war sogleich bei der ersten Nachricht von Napoleons Landung durch den Telegraphen nach Paris berufen, von König und Hof auf das Schmeichelhafteste empfangen und dann in die Franche Comté geschickt worden, um sich von hier aus über Besançon und Lons-le-Saulnier in Napoleons Flanke zu werfen. Er hatte dem König tiefste Ergebenheit geschworen und im Uebermaß seines Loyalismus versprochen, Napoleon gefangen nach Paris zu bringen. Wer aber einige Tage danach gleichfalls unter Napoleons Fahne stand, das war Ney und sein Corps. Die Blätter, auf welchen Thiers die Gründe und Umstände dieses ebenso plötzlichen als blutig gesühnten Abfalls zu erklären sucht, sind vielleicht die gelungensten des vorliegenden Bandes.

Ney, der wegen seines Benehmens zu Fontainebleau von Napoleon nichts Gutes erwartete und zugleich überzeugt war, daß aus der Wiederherstellung des Kaiserthums ein neuer Krieg gegen Europa, wo nicht ein Bürgerkrieg, entspringen werde, hatte — so stellt Thiers es dar — jenes Versprechen in der loyalsten Gesinnung und mit dem aufrichtigsten Willen gegeben. In Besançon hatte er den Royalismus der Generale Lecourbe und Bourmont eifrigst zu ermuntern gesucht und war mit ihnen sodann zu den Truppen nach Lons-le-Saulnier abgereist. Hier aber erfuhr er bald, in welche Verwicklungen er sich gestürzt hatte. Gleich nach seiner Ankunft hatte er Revue gehalten und an die Truppen eine beredte Ansprache gerichtet; aber trotz des großen Einflusses, den er sonst auf sie auszuüben pflegte, war ein eisiges Stillschweigen die Antwort gewesen, und im Laufe des Tages meldeten ihm seine Adjutanten, daß die Stimmung von Stunde zu Stunde immer bedenklicher werde. Noch düsterer wurde die Situation am folgen-

Digitized by Google

den Tag. Alle Augenblicke kam Nachricht von Aufständen, die bald da bald dort ausgebrochen waren, und man sah sich von der Revolution bereits rings umschlossen. Zu Bourg, Saint-Amour, Macon und in der Hauptstadt der Bourgogne, in Dijon, hatten die Truppen und die Bürger gemeinschaftliche Sache gemacht, die royalistischen Behörden verjagt und die Trikolore entfaltet. Um Mitternacht meldete eine Depesche des Maire's von Chalons, daß ein Bataillon des 76. Regiments, welches von Besançon her die vom Marschall mit Ungeduld erwartete Artillerie eskortirte, revoltirt und den ganzen Artilleriepark dem Kaiser zugeführt habe. Gleich darauf waren ihm zwei Geschäftsleute zugeführt worden, die aus Lyon kamen und deren Bericht ihn in große Aufregung versetzte; sie erzählten, mit welcher Leichtigkeit in Lyon die Revolution vor sich ging und wie man Ursache habe zu glauben, daß diese Umwälzung auch in Paris bereits vollzogen sei.

Kaum hatten diese ausgeredet, da kamen zwei Offiziere mit einem Brief von Marschall Bertrand, worin ihn dieser von den Erfolgen des Kaisers benachrichtigte und auf die Verantwortlichkeit aufmerksam machte, die er Frankreich und dem Kaiser gegenüber auf sich nehme, falls er dessen siegreichen Lauf aufzuhalten und unnützes Blut zu vergießen suche. Dieser Brief war ohne Napoleons Zuthun geschrieben. Napoleon hatte vielmehr vom Tage seiner Landung an mit unvergleichlicher Kaltblütigkeit an Ney bloß Befehle abgehen lassen, wie wenn er nie aufgehört hätte Kaiser zu sein. Die beiden Ueberbringer des Briefes waren Ney persönlich bekannt und gaben mündlich zu den Berichten Bertrands einen traurigen Kommentar. Sie versicherten, zwischen Paris, Elba und Wien sei schon lange Alles abgekartet gewesen; zu Paris sei die ganze Armee zusammt dem Kriegsminister verschworen und habe die Bourbonen schon entweder verjagt, oder sei eben darüber; Napoleon habe sich durch den österreichischen General Kohler zu Porto ferrajo mit seinem Schwiegervater verständigt und die englischen Fahrzeuge hätten freiwillig Platz gemacht, um die kaiserliche Flotille durchzulassen. Die Mächte, der Bourbonen müde, seien entschlossen, Napoleon wieder anzunehmen, wenn er sich verpflichte, Frieden zu halten und den Vertrag vom 30. Mai zu beobachten. Dieß aber habe er feierlich versprochen, es sei also Alles im Reinen, und einer solchen Revolution widerstehen zu wollen sei eine Thorheit.

Napoleon hatte in der That bei seiner Umgebung den Schein zu verbreiten gewußt, als sei er wirklich mit Wien im Einverständniß. Auch hatte Fleury de Chabulon den Offizieren des Generalstabs Einiges von den Umtrieben in Paris erzählt, die indeß, wie wir sahen, in keiner Verbindung mit Elba standen. Aus diesen leichten Indicien hatte man das Gewebe von Lügen und Täuschungen gesponnen, womit man jetzt dem unglücklichen Marschall zu Leibe ging.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein Engländer besprach sich wegen eines Prozesses, von dem sein Vermögen abhing, mit seinem Advokaten. Dieser äußerte, der Prozeß würde wahrscheinlich verloren gehen, und zeigte ihm in einem Buche einen fast ähnlichen Fall. „Machen Sie die Richter hierauf nicht aufmerksam," sagte der Klient, „sie erinnern sich wahrscheinlich dieses Falles nicht." Unterdessen wurde der Advokat hinausgerufen, der Klient besann sich nicht lange, sondern schnitt das ihm unangenehme Blatt aus dem Buche und steckte es zu sich. Seine Sache kam vor und er gewann. Der Advokat wünschte ihm Glück. „O, mein Herr," sagte der Klient, „ich konnte nicht verlieren, denn ich habe besondere Sorgfalt angewendet, das Gesetz gegen mich gut in einem Sack verwahrt zu halten."

Welches ist der größte Mann in Deutschland? — Der Watzmann in den norischen Alpen, 9150 Fuß hoch.

Wie erkennt man in einer Schaar Gänse am schnellsten die weiblichen? — Diese thun zuerst den Schnabel auf.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 120. Samstag, den 5. October **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

Zur selben Stunde als Aeschuhna und Fatime sich im Bade befanden, war der Sclavenbazar außerordentlich belebt, denn der Sonnenuntergang stand nahe und die Siesta war vorüber.

Neben einer der vergitterten Logen, die den Hof umgaben, stand Osman-ben-Assah, der an Malun Khatun's Stelle neuernannte Scheik; er sprach mit einem der bedeutendsten Kaufleute des Bazars, mit Kassem-el-Kok, einem Manne von ebenso hohem Wuchs, als niedriger und serviler Physiognomie.

„In den zehn Beuteln, die ich dir vorgestern zustellen ließ," sagte Kassem, „waren 100,000 Piaster; 10,000 in jedem."

„Ganz recht; und deßhalb bist du mir noch zweimal so viel schuldig," erwiderte Osman.

„Nein!" sagte der Sclavenhändler phlegmatisch.

„Wie? Hab' ich dir nicht dreißig Christinnen geliefert, die du bereits nach deinen Depots im Innern geschickt hast?"

„Ich leugne es nicht."

„Nun, waren wir nicht übereingekommen, daß ich von dir für jede Christin 10,000 Piaster erhalten sollte?"

„Allerdings."

„Also, dreißig Christinnen macht 300,000 Piaster, und da du mir erst 100,000 gegeben hast, bist du mir noch zweimal so viel schuldig."

„Das heißt, ich wäre es, wenn ich die dreißig Christinnen unter den vorausgesetzten Bedingungen erhalten hätte. Aber von den dreißig sind zwölf gestorben: die einen in Folge ihrer Wunden, die anderen aus Gram und Verzweiflung, und von den achtzehn, die nun noch blieben, sind fünf so häßlich wie des Teufels Großmutter. Du hast mir also eigentlich nur dreizehn Christinnen verkauft, die ich allenfalls an den Mann bringen kann, was mit den häßlichen, die ich zusammen auf 10,000 Piaster rechne, 140,000 macht, von denen du einstweilen 100,000 auf Abschlag erhalten hast."

Osman-ben-Assah schleuderte einen wilden Blick auf den Kaufmann, der aber dabei ganz ruhig blieb.

„Du willst mich prellen!" murmelte er.

„Ich gebe dir mein Wort, daß zwölf Christinnen umgestanden sind," erwiderte Kassem.

„Das ist deine Schuld. Warum hast du es nicht verhindert?"

„Du gefällst mir," rief der Sclavenhändler lachend; „hatte die eine nicht eine Kopfwunde, daß man ein Ei hineinlegen konnte, sah die andere nicht aus wie eine tätowirte Indianerin, so hatten deine Leute sie mit ihren Messern zugerichtet? Von den andern, die der Wahnsinn tödtete, will ich gar nicht sprechen, aber mir scheint, daß z. B. das junge Mädchen, welches ihr auf einen Stuhl gebunden habt, um auf den Knieen der Kleinen ihrem eigenen Vater den Kopf abzuschlagen, bei einem nur einigermaßen nicht ganz verhärteten Gemüthe leicht darüber den Verstand verlieren konnte. Uebrigens," fügte Kassem hinzu, „bin ich weit entfernt, dir daraus einen Vorwurf machen zu wollen, denn warum soll man sich nicht hie und da mit einem Giaur einen solchen Spaß erlauben dürfen? Nur hinsichtlich unsers Handels sind wir, wie es scheint, verschiedener Ansicht, und da schlage ich dir nun vor, Fuad Pascha selbst zum Schiedsrichter zwischen uns zu wählen. Bist du damit einverstanden,

Digitized by Google

so gehen wir zu ihm und erzählen ihm die Sache."

Osman zuckte die Achseln.

„Spricht man nicht davon, daß die Franzosen nach Syrien kommen werden?" sagte er in unwilligem Tone. „Wenn sich das bestätigt, so muß Fuad Pascha sich das Ansehen geben, als beschütze er die Hunde, und er würde diesem Scheine dich und mich zum Opfer bringen. Nein, Kassem, Fuad Pascha kann unser Schiedsrichter nicht sein. Wir müssen uns selbst verständigen."

„Dann nimm die 140,000 Piaster an."

„Ich muß 200,000 haben."

„Warum?"

„Weil ich sie brauche."

Der Sclavenhändler sah Osman-ben-Assah an, aber es ließ sich aus der Physiognomie des Scheik nichts errathen.

„Ich bin dir nur die Zahlung für dreizehn Christinnen schuldig," sagte er, „und mehr gebe ich nicht. Wenn du aber 200,000 Piaster brauchst, so sollst du sie haben. Du weißt, daß ich dir gerne aus einer Verlegenheit helfe."

„Ich weiß es, Kassem," erwiderte Osman-ben-Assah besänftigt. „Deßhalb wende ich mich auch an dich. Du mußt mir einen Gefallen thun, denn ich werde Damaskus verlassen."

„Wie, du willst von hier fort?" rief der Kaufmann überrascht. „Fürchtest du denn wirklich die Ankunft der Franzosen?"

„Man erwartet sie von einem Tag zum andern in Beyrut."

„Ha, ich begreife, da willst du nun deine Schätze in Sicherheit bringen, denn du besorgst, daß Fuad Pascha gezwungen werden könnte, das zu thun, was die Christenhunde Gerechtigkeit nennen würden."

„Zwischen die Franzosen und Abd-el-Kader gestellt, wird Fuad Pascha gegen die Drusen und gegen die Söhne des Propheten in gleicher Weise einschreiten."

„Und wohin willst du dich zurückziehen?"

„Nach Mekka."

„Das trifft sich herrlich," entgegnete Kassem, „denn ich selbst werde morgen Damaskus verlassen, um mich nach Mekka zu begeben."

„Ich weiß es," sagte Osman-ben-Assah, indem er den Kaufmann scharf ansah. Es schien, als suche der Scheik ihn zu sondiren und seine Gedanken zu errathen, bevor er ihm seine eigenen Absichten mittheilen wollte.

Kassem-el-Kok rauchte ruhig seine Pfeife. Stets verschlossen und undurchdringlich, that er nichts, um eine vertrauliche Mittheilung herbeizuführen, ohne sich deßhalb den Anschein zu geben, als wolle er eine solche zurückweisen.

Endlich schien der Scheik einen raschen Entschluß zu fassen. „Wann geht deine Sclavenkarawane ab?" fragte er.

„Die Christinnen sind schon fort," erwiderte Kassem; „die Amerikanerinnen werden morgen folgen."

„Um welche Zeit?"

„Um zwei Uhr nach Mitternacht."

Es trat eine Pause in der Unterredung der beiden Männer ein.

(Fortsetzung folgt.)

Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

(Fortsetzung.)

Von diesem Augenblicke an betrachtete sich Ney als den Geprellten, als aufgegebene Stütze einer unhaltbaren Sache, und der Gedanke, allein hinzugehen und seine alten Waffenbrüder zu bekämpfen, um einen Hof zu vertheidigen, der ihm und seiner Frau so manche Demüthigungen hatte zu Theil werden lassen, und um Calamitäten zu vermeiden, an die er nicht mehr glaubte, indem ja Napoleon mit den Mächten einig schien, dünkte ihm eine so extravagante Idee, daß er sie sofort von sich wies. „Man muß", sagte er, „das Eine oder das Andere wollen. Der Marschall Ney kann sich nicht verbergen wie ein Feigling und die Verantwortlichkeit fliehen. Um das Uebel zu vermindern, gibt es kein anderes Mittel mehr, als sich auf der Stelle entschieden auszusprechen, um den Bürgerkrieg zu vermeiden und Frankreich Ruhe zu geben."

Am Morgen des folgenden Tags rief er also seine Truppen auf dem Marktplatz zusammen und verlas vor ihnen die berühmte Proclamation, die ihm später das Leben kostete. Eine unbeschreibliche Ueberraschung und dann ein Freudensturm, der dem Donner gleich alle Reihen durchlief, folgte seinen Worten. Hiermit war das letzte Hinderniß, welches Napo-

Digitized by Google

leons Marsch noch allenfalls hätte aufhalten können, beseitigt. Napoleon traf am 18. in Auxerre mit Ney zusammen, kam am 20. Morgens nach Fontainebleau und war Abends 9 Uhr desselben Tags in den Tuilerien.

Den wunderbaren Erfolg dieses Marsches auf Paris und die schweren Verwicklungen, die ihm folgten, hat Thiers durch ein einziges Wort erklärt. „Von Portoferrajo", sagt er, „bis Paris geleiteten Napoleon die Fehler der Bourbonen; von da an aber seine eigenen, nämlich diejenigen, die er während seiner vorigen Regierung aufgehäuft hatte, und gegen welche all sein Genie und all seine Reue ohnmächtig waren."

IV.

Kaum in den Tuilerieen angekommen, nahm Napoleon die energische Thätigkeit wieder auf, mit der er gewohnt war alle Hebel der Staatsmaschine in Bewegung zu setzen. Noch am selben Abend ging's an die Zusammensetzung des Ministeriums, und da die Personen, deren er bedurfte, sich eben zu seiner Begrüßung in den Salons der Tuilerien befanden, so war die Sache bald abgemacht. Decres, der Herzog von Gaeta und Mollien nahmen ohne Zögern ihre vormaligen Ministerien der Marine, der Finanzen und des Schatzamtes wieder ein, und für Davoust genügte ein Wort des Kaisers, um seine anfänglichen Bedenken gegen Uebernahme des Kriegsportefeuilles zu beseitigen. Fouché, der die Unverschämtheit hatte, zwei Ministerien, das des Aeußern und der Polizei zugleich zu beanspruchen, mußte sich mit letzterem begnügen und erhielt noch überdies durch die Ernennung seines Feindes, des Herzogs von Rovigo, zum Chef der Gendarmerie eine Beaufsichtigung. Nur die Ministerien des Aeußern und Innern blieben noch zu besetzen. Beides geschah in der Frühe des folgenden Tags. Jenes erhielt Caulaincourt, dieses Carnot. Nach beendigter Revue über die Pariser Nationalgarde schickte Napoleon noch desselben Tages ein Corps unter den Generalen Reille und Exelman zur Deckung der Nordgrenze gegen Lille und ein anderes unter Clausel nach Bordeaux, um dort die Royalisten zu Paaren zu treiben. In wenigen Tagen war die Herzogin von Angoulême aus Bordeaux vertrieben, ihr Gemahl, der Herzog, bei Montelimart zur Capitulation und Einschiffung genöthigt, Vitrolles, der zu Toulouse eine royalistische Regierung hatte errichten wollen, gefangen und der ganze Süden beruhigt worden. Zu gleicher Zeit traf Napoleon alle Maßregeln gegen Angriffe von Außen. Er befahl die Errichtung von 6 Armeecorps an der Grenze, die Reorganisation der kaiserlichen Garde, die Formation der 4. und 5. Bataillone, die Mobilisirung eines Theiles der Nationalgarde, die Wiederherstellung des großen Depots zu Versailles, den Ankauf von Pferden, die Befestigung von Paris und anderen Plätzen und die Herstellung von Bekleidungs- und Waffenfabriken. Alle diese Befehle waren am 25., 26. und 27. März direkt an die Chefs der Kriegsbureaux übersandt und die Maßnahmen zur Bewaffnung Frankreichs getroffen worden, bevor noch Marschall Davoust Zeit gehabt hatte, sich mit den Leuten und Geschäften seines Ministeriums bekannt zu machen. Ihm blieb nichts als die Ausführung.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Praktische Goldprobe. Das einfachste Mittel, ächtes Gold von einer goldähnlichen Legirung zu unterscheiden, besteht nach „Artus Vierteljahrschrift" darin, daß man einen gewöhnlichen Feuerstein so lange an dem zu prüfenden Gegenstand reibt, bis eine glänzende Metallfärbung auf ersterem zurückbleibt. Hierauf hält man ein brennendes, stark geschwefeltes Zündhölzchen an das Angeriebene: verschwindet es vom Feuersteine, so war der daran geriebene Gegenstand nicht von ächtem Golde.

Verschiedenes.

Folgendes sind die Namen der Commandirenden als die heldenmüthigen Feldherren der deutschen Armeen im siegreichen Kampfe gegen den Völkerunterjocher Napoleon, welche in der Befreiungshalle bei Kelheim mit goldenen Buchstaben auf großen Marmortafeln prangen werden: 1) Fürst Schwarzenberg, Feldmarschall (Oesterreich); 2) Fürst Blücher von Wahlstatt (Preußen); 3) Fürst Wrede, Feldmarschall (Bayern); 4) Graf Radetzky, Feldmarschall-Lieutenant (Oesterreich); 5) v. Scharn-

Digitized by Google

horst, Generallieutenant und Generalquartiermeister (Preußen); 6) Graf Gneisenau, General der Infanterie (Preußen); 7 Wilhelm, Kronprinz von Würtemberg; 8) Wilhelm, Herzog von Braunschweig; 9) Friedrich, Erbprinz von Hessen-Homburg, General der Kavallerie (Oesterreich); 10) Graf York von Wartenburg, General der Infanterie (Preußen); 11) Graf Bülow von Dennewitz, General der Infanterie (Preußen); 12) Graf Gyulai, Feldzeugmeister (Oesterreich); 13) Graf Kleist von Nollendorf, General der Infanterie (Preußen); 14) Graf Kolloredo, Feldzeugmeister (Oesterreich); 15) Graf Tauenzien von Wittenberg, General der Infanterie (Preußen); 16) v. Zieten, Generallieutenant (Preußen), und 17) Graf Bubna, Feldmarschall-Lieutenant (Oesterreich).

Zu den wirklichen und nächsten Angehörigen der Kaiserin Eugenie zählt der jetzige Herzog von Alba, welcher mit ihrer Schwester vermählt ist. Die alte Gräfin Montijo wußte derselben die beste Partie zu geben, die man in Spanien machen konnte. Ihre andere Tochter machte dann die beste Partie in Frankreich. Die Familie des Herzogs findet sich öfters zum Besuche in den Tuilerien ein oder begleitet die Kaiserin in die Bäder. Louis Napoleon pflegt dann eine Dame du Palais der letztern — die Palastdame erzählte es einmal gelegentlich selbst — in sein Cabinet rufen zu lassen, um ihr den Auftrag zu ertheilen: „d'acheter des joujous pour les enfants du duc d'Albe". — Zuerst fiel der Herzog von Alba durch sein kleines schwächliches Aussehen in Paris auf. Daher muß es zweifelsohne derselbe sein, von dem man von verschiedenen glaubwürdigen Seiten, darunter Damen und Herren aus Madrid selbst, den gewiß merkwürdigen Fact verbürgt, daß dieser noch lebende Herzog Alba — schon vor seiner Geburt begraben war. Als seine Mutter ihn unter dem Herzen trug, erkrankte sie schwer. Bald blieb keine Hoffnung mehr, die Herzogin zu retten. Sie starb auf einem ihrer Schlösser, entfernt von Madrid. Als Leiche ließ man ihr, wie dies in Spanien Sitte bei Vornehmen ist, alle Kostbarkeiten, welche sie zu tragen pflegte, und deren waren nicht wenige. So ward sie in der Familiengruft beigesetzt. In einer Nacht drangen Männer aus der Umgegend oder aus dem herzoglichen Hause selbst in die Todtengewölbe ein, den Sarg zu berauben. Am kleinen Finger der Herzogin steckte ein Diamant. Der Ring wollte nicht heruntergehen. Da sägten die Räuber den Finger ab. Von dem Schmerz geweckt, kommt die nur Scheintodte wieder in das Leben zurück. Sie richtet sich in ihren Grabtüchern auf im Sarge. Die Räuber fliehen vor dem Anblicke erschrocken, lassen aber das Grabgitter auf. Die Herzogin kehrt in ihr Schloß heim, wo man sie gleich einem Geiste empfängt. Als ihre Stunde nahte, genas sie eines Sohnes. Er soll von Kindheit an bis auf den heutigen Tag immer leichenblaß gewesen sein. Die Alabasterfarbe des gegenwärtigen Herzogs von Alba stimmt mit der Schilderung überein.

(Wer keinen Kopf hat, kann keinen verlieren.) Als dem König Friedrich der Criminalproceß seines Ministers von Horne vorgelegt wurde, und ihm dabei zu verstehen gegeben wurde, daß dieser das Leben verwirkt habe und den Kopf verlieren müsse, sagte der Monarch mit einer bewunderungswürdigen Gegenwart des Geistes: „Nein, den Kopf kann Horne nicht verlieren, denn er hat nie einen gehabt, man bringe ihn nach Spandau."

Jemand, der sich eines Andern Hut anprobirte, sagte zum Eigenthümer: „Wir haben einen Kopf." — „Entschuldigen Sie," gab dieser zur Antwort, „ich habe meinen Kopf für mich."

„Verfluchter Kerl!" schrie ein Heldenspieler, welcher so eben von der Toilette aufgestanden und sich im Spiegel besehen hatte, zum Friseur: „Kann Er mir denn gar keinen gescheidten Kopf machen?"

„Mein Herr, wir sind Kollegen!" sagte ein Wettläufer zu einem Theatersänger, der ihn mit Verachtung behandelte. „Wir Kollegen?" — „Ja wohl!" erwiederte jener, „Sie leben von der Halskehle und ich von den Knie-Kehlen!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 121. Dienstag, den 8. October **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

„Kassem," hub der Scheik nach einigen Secunden wieder an, „kann ich stets auf deine Treue zählen?"

„Immer, Scheik," erwiderte der Sclavenhändler.

„So werde ich dir morgen um 2 Uhr Nachts selbst drei Frauen bringen, die du mit deiner Karawane fortschaffen wirst. Zwei davon sind mein, und ich binde es dir auf die Seele, daß Niemand auch nur die Farbe ihrer Augenbrauen zu Gesicht bekommen darf. Die dritte soll dein sein; ich gebe sie dir unter der Bedingung, daß du sie in Mekka verkaufst. Schwörst du mir, über die beiden ersteren zu wachen und sie mir so lange aufzuheben, bis ich komme, um sie abzuholen?"

„Ich schwöre es auf den Koran!" sagte Kassem. „Sind die, welche du für dich behalten willst, Christinnen?"

„Die eine ja, die andere ist eine Jüdin."

„Und die, die du mir schenken willst?"

„Ist eine Türkin und bekennt sich zu Mahomeds Lehre."

„Nun gut, Scheik, es soll geschehen, wie du es wünschest."

„Dann will ich mich auch mit 140,000 Piaster für die dreißig Sclavinnen, die ich dir geliefert, begnügen."

„Dreizehn, Scheik; ich habe dir schon vorgezählt, daß ich nur dreizehn brauchen kann," protestirte Kassem gegen die Zahl dreißig.

„Nun, gleichviel! Der Handel ist also abgemacht. Ich quittire dir 140,000 Piaster, dagegen quittirst du mir den Empfang der zwei Frauen und einiger beladenen Kameele, die ich deiner Obhut anvertrauen will. Es ist dies nur eine kleine Formalität," fügte Osman-ben-Assah hinzu, um damit sein Mißtrauen weniger verletzend zu machen. „Die Sache hat weiter nichts zu bedeuten; aber du kennst ja meine Pünktlichkeit in Geschäften... Also morgen, zwei Stunden nach Mitternacht, und zwar hier am Platze."

Kassem verneigte sich zum Zeichen seines Einverständnisses, und Osman-ben-Assah entfernte sich mit jener ächt türkischen Gravität, die ein wahrer Moslem in keinem Augenblick des Lebens verleugnet. Er kehrte in sein Serail zurück, d. h. in den Palast, der wenige Tage vorher noch Malun Khatun's Eigenthum war. Dort angelangt, begab er sich in den Salon, in welchem wir den vorigen Scheik, umgeben von seinem Generalstabe, seine Pfeife rauchen sahen. Auch Osman-ben-Assah wußte seine neue Würde zu behaupten, und wie Malun Khatun hielt auch er darauf, einen glänzenden Hofstaat um sich versammelt zu sehen.

„Mansor!" rief er, ohne ein erläuterndes Wort hinzuzufügen, was übrigens auch unnöthig gewesen wäre, da ein Sclave, der seinen Herrn diesen Namen aussprechen hörte, augenblicklich fortsprang, um den Verlangten zu holen. Zwei Minuten später kam der Sclave wieder, und sich so tief verbeugend, daß er mit der Stirne den Boden berührte, sagte er: „Mansor kommt."

Fast im nämlichen Augenblick trat ein Druse von ungewöhnlicher Größe und einem wilden, unheimlichen Gesicht ein und verbeugte sich seinerseits vor dem Scheik, der sich inzwischen auf einem weichen Sammetpolster niedergelassen hatte.

Digitized by Google

„Manſor," ſprach Osman-ben-Aſſah den wild ausſehenden Mann an, nachdem er vorher ſeiner Umgebung einen Wink gegeben hatte, ſich bis jenſeits der Gehörsweite zurückzuziehen, „du wirſt bis morgen meine ſämmtlichen Kameele und die Sänften in Bereitſchaft ſetzen, denn wir reiſen."

„Gut, Scheik," erwiderte einfach der an blinden Gehorſam gewöhnte Diener.

„Noch im Laufe des heutigen Tages und die ganze Nacht hindurch wird unter meiner eigenen Aufſicht gepackt; du wählſt dazu aber nur ſechs ganz verläſſige Sclaven, auf deren unbedingte Verſchwiegenheit man zählen kann, denn ich will, daß meine Abreiſe geheim gehalten wird und daß man in der Stadt nicht eher meine Abreiſe erfährt, als bis ich längſt in den Bergen bin."

Manſor verbeugte ſich ſtillſchweigend, zum Zeichen, daß er verſtanden habe. Er hielt jede weitere Antwort für überflüſſig, denn er wußte, daß der Scheik von ſeiner Pünktlichkeit im Vollzuge erhaltener Befehle vollkommen überzeugt war.

„Zwei Sänften und die Hälfte meiner Kameele," fuhr Osman-ben-Aſſah fort, „ſchließen ſich der Karawane des Sclavenhändlers Kaſſem-el-Kok an, die Damaskus um 2 Uhr Nachts verlaſſen wird. Von den Frauen des Harems werden zwanzig, deren Namen ich dir noch angebe, mitgenommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die junge Franzöſin, die Tochter des Juwelenhändlers Eſau und die Setti Aeſchuhna darunter ſind. Dieſe drei reiſen mit Kaſſem-el-Kok, da ſie auf dieſe Weiſe weniger Gefahren ausgeſetzt ſind als bei mir, der jeden Augenblick von Maronitenbanden angegriffen und zu einem Kampfe auf Leben und Tod aufgefordert werden kann. Da ich die drei Frauen ſelbſt zu Kaſſem bringen will, um ihm nochmals mit aller Eindringlichkeit meine Inſtructionen ans Herz zu legen, ſo werden wir erſt eine Stunde ſpäter, alſo um drei Uhr Morgens, aufbrechen können. Ich hoffe von deinem Eifer, bis dahin Alles bereit zu finden."

„Manſor iſt tapfer wie ein Löwe, ſchlau wie ein Fuchs und treu wie ein Hund," erwiderte der Druſe, „und in Folge dieſer Eigenſchaften erwarb er ſich bisher das Vertrauen Osman-ben-Aſſahs, und dieſes Vertrauens wird ſich Manſor noch ferner würdig zeigen .... Doch erlaube, Herr, noch eine Frage: was ſoll mit dem Franzoſen geſchehen, der in deiner Gewalt iſt?"

„Er muß ſterben!" erwiderte Osman-ben-Aſſah mit kalter Entſchiedenheit.

„Wann?"

„Morgen, zwei Stunden nach Sonnenaufgang."

„Durch die ſeidene Schnur?" fragte lakoniſch Manſor.

„Nein. Er ſoll nach jener Todesart ſterben, die für die Chriſtenhunde die paſſendſte iſt. Ich ſelbſt und Aeſchuhna werden ſeiner Hinrichtung beiwohnen."

Trotz ſeiner abſoluten Fügſamkeit wagte diesmal Manſor eine kleine Bemerkung gegen den Ausſpruch des Scheik. „Abd-el-Kader iſt noch immer hier und er beſchützt die Chriſten", murmelte er; „auch ſagt man, daß in einigen Tagen die Franzoſen in Beyrut landen werden."

„Ich weiß es," erwiderte Osman-ben-Aſſah; „was brauche ich mich aber darum zu kümmern? Ich verlaſſe Damaskus, und ehe die Franzoſen hier ſind, liegt das Meer der Wüſte zwiſchen mir und ihnen. Und was Abd-el-Kader betrifft, ſo weiß er nicht, was in meinem Hauſe vorgeht ... Der Giaur ſtirbt morgen, es bleibt dabei, und um ſeine Todtenfeier würdig zu begehen, wirſt du Said-Abdul-Malek hierher beſcheiden."

Dieſer Name, den Osman-ben-Aſſah mit lauter Stimme ausſprach, wurde von den Druſen und Türken, die ſich bis an das äußerſte Ende des Saales zurückgezogen hatten, gehört, was ſich aus einem freudigen Gemurmel, einer halblaut kundgegebenen Befriedigung erkennen ließ.

Alle Anweſenden ſahen ſich unter einander an und aus ihren Blicken leuchtete eine tückiſche Freude, während der Name Said-Abdul-Malek und das Wort Giaur von Mund zu Mund ging.

Said-Abdul-Malek, früher Soldat unter Achmed Paſcha, jetzt Hauptſchlächter der Maroniten in Damaskus, hatte ſich während der Metzeleien einen Ruf erworben, der jenem etwa gleichkam, in welchem Maillard als Chef der Septembriſten im Jahre 1793 unter den Sansculotten ſtand. Nur hatte ſich Maillard damit begnügt, zu tödten und tödten

Digitized by Google

zu lassen, während Said-Abdul-Malek einen noch nicht dagewesenen Scharfsinn in Erfindung von Torturen entwickelte, womit er seine Opfer zu Tode marterte. Er besaß den Ruhm der Genialität als Folterer, und dieses Ungeheuer ließ Osman-ben-Assah rufen, um Olivier Cast seinen blutigen Händen zu überliefern.

(Fortsetzung folgt.)

Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

(Fortsetzung.)

Napoleon hatte wohlgethan, sich mit Allem, was den Krieg betraf, zu beeilen, denn jeder Tag brachte neue Anzeichen des unversöhnlichen Hasses, der Europa gegen ihn beseelte. Bereits am 13. März war er vom Wiener Congreß für vogelfrei erklärt worden, und kaum hatte Coulaincourt den Fuß in's Ministerium gesetzt, als die auswärtigen Gesandten kamen, um ihre Pässe zu verlangen. Alle Anstrengungen Coulaincourts waren vergeblich. Vincent, der österreichische Gesandte, den er auf jede mögliche Weise zu überzeugen suchte, daß Napoleon Frieden wolle, hörte ihn kaum an und war erst nach vielen Anstrengungen dahin zu bringen, daß er nur seinem Sekretär erlaubte, einen Brief Napoleons an seine Gemahlin und seinen Schwiegervater mitzunehmen. Er selber hatte die Bestellung entschieden verweigert. Napoleons Couriere, die den auswärtigen Friedensversicherungen und den französischen Agenten Verhaltungsmaßregeln zu überbringen hatten, waren sogleich an der Grenze angehalten, ihrer Depeschen beraubt und theils zurückgeschickt, theils festgehalten und mißhandelt worden. Da gewöhnliche Couriere nichts ausrichteten, so hatte Napoleon, der Frankreich zu beweisen wünschte, daß er, um Frieden zu erhalten, allen persönlichen Stolz geopfert habe, einen Botschafter hohen Ranges, den General Flahault mit einem eigenhändigen Brief an den Wiener Congreß geschickt, worin er feierlichst erklärte, die bestehenden Verträge beachten zu wollen. Flahault kam bis Stuttgart. Hier wurde er angehalten, seiner Depeschen entledigt und gleichfalls zurückgeschickt. Einem andern hohen Offizier, der als Parlamentär nach England kam, war es nicht besser ergangen.

Um dieses energische und rücksichtslose Verfahren, das die Höfe gegen Napoleon einschlugen, zu begreifen, genügt ein Blick auf die Vorgänge, deren Schauplatz seit der Nachricht von Napoleons Landung Wien gewesen war. Als Napoleon Elba verließ, war in Wien der Congreß noch keineswegs auseinandergegangen. Die militärischen Demonstrationen Murats, die verspätete Ankunft des Königs von Sachsen und der Widerstand, den dieser Fürst den Entscheidungen des Congresses entgegensetzte, hatten dessen Auflösung verzögert, und als die Nachricht von Napoleons Landung sich verbreitete, waren die Fürsten eben zu einer Festlichkeit beisammen. Hier wirkte sie wie ein Donnerschlag. Schrecken und Wuth hatten die Versammlung in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt, und nachdem zunächst Napoleon genügend verwünscht worden war, richtete sich der Unwille gegen Kaiser Alexander, der wegen des Unbedachts, mit dem er im Vertrage vom 11. April Napoleon die Insel Elba eingeräumt hatte, mit Vorwürfen überschüttet wurde. Sodann ging's über die Bourbonen her, deren Mißregierung Napoleon den Weg bahnte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Einfaches Mittel gegen Gift.) Gifte jeder Art, welche absichtlich oder zufällig verschluckt worden sind, können beinahe augenblicklich unschädlich gemacht werden durch bloßes Einnehmen von zwei Eßlöffeln voll süßen Oels.

Lesefrüchte.

Ein recht gesunder Menschenverstand —
Der wär' ein Segen für Leut' und Land.
Doch hat ihn der Dünkel, leider, verdorben,
Will Jeder schon meint, er hab' ihn erworben. —

Verschiedenes.

(Buchhalter oder Buchhalterinnen?) Ein Schweizer Geschäftsmann, der mit einem Handelshause in Neworleans in Verbindung stand, erzählt Folgendes: Ich hatte bei den jährlichen Conti Correnti meines ameri-

Digitized by Google

kanischen Geschäftsfreundes durch mehre Jahre immer diese und jene Nachlässigkeit zu rügen nöthig gehabt, worüber ich in dem vorletzten Jahre mich sogar brieflich beschwerte, weil es mich in meinem Bücherabschlusse mit Hinblick auf dieses Haus hinderte. Im verflossenen Jahre nun kam das Conto Corrente nicht nur sehr zierlich geschrieben, sondern auch ganz exact und fehlerlos an, worauf ich, als ich die Richtigkeit der Rechnung bestätigte, noch die lakonische Bemerkung machte, „dies Mal ganz richtig befunden". Mein amerikanischer Correspondent fügte seinem nächsten Schreiben die Bemerkung bei: „Wir haben uns im letzten Jahre entschlossen, in unserm Comptoir, so weit es das Cassen- und Rechnungswesen betrifft, lauter Damen, und zwar mit dem besten Erfolge, anzustellen." „Unsere Damen", fährt die Correspondenz fort, „sind darin verläßlicher, als unsere hierländischen Herren Buchhalter, halten mehr Ordnung, sind immer à jour in den Büchern und Notizen, und wenn sie auch langsamer arbeiten, was doch eigentlich unseren Geschäftsfreunden nicht schadet, so ersparen wir unseren Freunden und uns Rügen, Ausstellungen und dabei auch noch Geld!"

Der Präsident Buchanan empfing einmal eine Gesellschaft von 300 Zeitungs-Redacteurs aus dem Westen und Südwesten der Union, die in Begleitung von 100 Damen ihm ihre Aufwartung machten. Einer der Herren hielt eine Anrede, der Präsident antwortete und erzählte im Verlaufe seiner Erwiderung Folgendes: Während ich als Gesandter in England lebte, sagte eines Tages ein ausgezeichneter englischer Staatsmann zu mir: „Mr. Buchanan, aus Euren Zeitungen sollte man schließen, daß das amerikanische Volk immer den größten unter seinen Hallunken aussucht und zum Präsidenten macht." (Gelächter.) — O! sagte ich — es sieht wohl so aus, — wir haben so 'ne Manier mit einander zu reden — aber wir meinen's nicht immer ernst.

Nach der auf mannigfache Untersuchungen gestützten Behauptung anerkannter Physiker veranlaßt das Eintreten äußerer Luft in das Adersystem des Menschen so wie der Thiere einen augenblicklichen und schmerzlosen Tod.

Charade.

Wer meine Erste hat, erhält sie doch nicht immer;
Die ihre Diener sollten sein,
Die blendet oft des Golds, der falschen Ehre Schimmer,
Sie wissentlich und frevelnd zu entweih'n.
Es bringen zwar ihr ganzes Leben
Sie zu erforschen Viele hin,
Die Meisten aber, ach! nur um von ihr zu leben;
Es opfern Wen'ge ihr mit reinem Herz und Sinn.
Die Zweit' und Dritte dient, ein edles Thier zu nähren,
Das tausend Vortheil uns und tausend Freuden schafft,
Und dem wir doch so schlechten Lohn gewähren,
Wenn ihm das Alter raubt der Jugend Muth und Kraft.
Die Letzte ist ein kleines rundes Ding,
Woraus, wenn nicht der Hindu Sage trüget,
Durch Brama's Macht die Welt hervor einst g'ing.
Doch mußte dies, die Wahrheit zu gestehen,
Viel größer sein, als die wir täglich sehen:
Die bergen keine Welt, und wär' sie noch so klein;
Doch schlüpfen wirklich auch aus ihnen
Oft holde Wesen, die im Grünen
Sich dieser schönen Erde freun,
Die uns die schöne noch verschönen,
Indem sie Aug' und Ohr mit Farben und mit Tönen
Bezaubern und des Gaumes Lüsternheit
Befriedigen, ja selbst zu sanfter Wehmuth Thränen
Erwecken unser Herzensſehnen. —
Ein Fehler ist, der die Geselligkeit
Gewaltig stört, was alle Silben nennen,
Der selbst vermag der Freundschaft Bund zu trennen.
Wen dieser Fehler schändet, o den flieht
Ein Jeder, weil nur Flucht dem bösen Streit entzieht.
Er liebet Streit, doch nicht mit Gründen,
Man mag dadurch ihn zehn Mal überwinden.
Er ist der Held, der, auch besiegt,
Nie weicht, der nie — so meint er — unterliegt;
Er hat nach seinem Wahn die erste Silbe immer,
Sie Andern zugestehen, das will, das lernt er nimmer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 122. Donnerstag, den 10. October **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

11.

Es war Nacht geworden und Damaskus, still und friedlich, ruhte wie eine Stadt, deren Bewohner sich frei wissen von jeglicher Schuld. Damaskus schlief unter seinem Sternenhimmel, inmitten seiner bewunderungswürdigen Gefilde, unbekümmert um die rauchenden Trümmer, die sich in seinem Innern erhoben, unbekümmert um die verstümmelten Leichen, die noch in den Straßen lagen, und um deren Besitz sich ausgehungerte Hunde stritten.

Der Harem Malun Khatun's, nunmehr im Besitze des neuen Scheik, Osman-ben-Assah, lag in jenem leuchtenden Halbdunkel, welches den Nächten des Orients einen so magischen Reiz verleiht. Mitten im wolkenlosen Aether glänzte die silberne Sichel des Neumondes, und in ihrem milden Zauberlichte glich der Garten mit seinen riesigen Palmen, mit seinen Cactus- und Jasmingebüschen, mit seinen Bassins von glänzendem Marmor, seinen murmelnden Quellen und plätschernden Springbrunnen und mit seiner geschäftigen Bevölkerung glühender Leuchtkäfer und schillernder Nachtfalter einem Feenreiche, wo sich die Elfen zum fröhlichen Tanze zusammenfinden und das verliebte Geflüster der in den Blättern säuselnden Zephyre belauschen. Im hellen Mondscheine zeichneten sich die mit feinem Sande bestreuten Wege scharf ab und glichen da, wo sie durch blumige Wiesen führten, goldenen Bändern auf smaragdgrünem Grunde, dort aber, wo duftende Gesträuche sie begrenzten, verbargen sie sich im schattigen Dunkel und vollendeten durch ihre phantastischen Windungen dieses prachtvolle Kaleidoscop der Natur.

Ueber dem Garten sowohl, wie über den Gebäuden des Harems lag eine geheimnißvolle Stille, die nur aus der Ferne durch das Geheul der Schakale, jene schauerliche Musik, die unzertrennbar ist von allen herrlichen Nächten des Orients, unterbrochen wurde. Erst um Mitternacht ließ sich ein leises Knistern im Sande vernehmen: es glich dem Geräusche einer flüchtig dahineilenden Gazelle, und in der That waren es Tritte, verbunden mit dem Rauschen eines Kleides, die leicht und kaum den Boden berührend über die erleuchteten Wege dahinglitten, um sich im nächsten Augenblick unter den schattigen Alleen wieder zu verlieren. Es war die vorüberhuschende Gestalt einer Frau, die, kaum sichtbar geworden, in einem Kiosk verschwand, worauf wieder die frühere Stille eintrat, die dieser kurzen Erscheinung einen geisterhaften Charakter verlieh.

Wer war diese Frau? Was wollte sie zu dieser nächtlichen Stunde in dem isolirten Kiosk? Warum war sie so scheu, so behutsam, und doch dabei so hastig und entschlossen durch den Garten geeilt?

Werfen wir einen Blick durch die Fenster des luftigen Gebäudes, den uns die geöffneten Vorhänge gestatten, und wir sehen in dem vom Mondlicht übergossenen Raume die Unbekannte in heftiger Aufregung den verhüllenden Schleier abwerfen: eine jugendliche Gestalt in der reichen Tracht einer orientalischen Jüdin tritt aus der weißen Verpuppung hervor, und wir finden in ihr Noëmie, Osmanben-Assah's schöne Gefangene. Das junge Mädchen war von auffallender Blässe, die Züge des Gesichtes verriethen tiefen Gram,

Digitized by Google

um ihre Lippen spielte ein krankhaftes Lächeln, und unheimlich leuchteten ihre Augen in düsterer Gluth gleich der feurigen Pupille einer Löwin. Unverkennbar war Noëmie die Beute einer fieberhaften Aufregung, denn ihre Hände zitterten, und durch die geschlossenen Zähne zischte der kurze, heisere Athem, der sich der heftig wogenden Brust gewaltsam entrang.

Wer Noëmie in dieser einsamen Stunde der Nacht belauscht, wer sie beobachtet hätte, wie sie in hastigen Schritten den Raum durchmaß, der sie beengte; wie sie bald mitten im Zimmer stehen blieb und die krampfhaft geschlossene Faust drohend gegen den Himmel erhob, bald wieder an die Thüre und von dieser zurück an das Fenster eilte, um horchend einen forschenden Blick nach dem Garten zu werfen; wer das dumpfe Murmeln vernommen hätte, durch welches sie zuweilen ihre Gedanken laut werden ließ, der würde die Ueberzeugung gewonnen haben, daß in Noëmiens Seele ein heftiger Kampf vor sich ging, daß wilde Leidenschaft ihr Inneres verzehrte, und böse Entschlüsse um den Sieg mit ihrem Gewissen rangen.

„Noch ist es Zeit," flüsterte sie leise vor sich hin, „noch ist meine Absicht nicht zur That geworden; aber nur noch wenige Minuten, und unwiderruflich in seinen Folgen wird der verängnißvolle Schritt, den ich gethan! . . . Schweige, schweige, thörichtes Gewissen! Warum mahnst du zur Rückkehr von der nun einmal kühn betretenen Bahn? . . . Es ist Verrath, Noëmie, gräßlicher Verrath an heiliger, vertrauensvoller Freundschaft, den du im Schilde führst! . . . Zitterst du nicht vor dem Fluche deiner That? Ist kein Erbarmen mehr in deinem Busen, an dem sie so oft in inniger Schwesterliebe ruhte? . . . Erbarmen für sie, die Räuberin meines Glückes, für sie, die sich mit seiner Liebe brüstet, die nur nach Freiheit trachtet, um sein zu werden, unbekümmert um den giftigen Stachel wilder Eifersucht, der mein armes Herz zerfleischt? . . . Hinweg mit dir, du lächerliche Schwäche, hinweg du feiges Zaudern im Moment der Entscheidung! . . . Sie liebt ihn, ist dies nicht Grund genug für mich, auf ewig sie zu hassen? . . . Osman-ben-Assah möge kommen, er findet mich bereit, die Feindin zu verderben! . . ." Mit trotzigem Muthe jede Faser, an der noch Mitleid zuckte, aus ihrem Herzen reißend, stand Noëmie in ungeduldiger Erwartung am Eingang des Kiosk, als sie endlich leise Tritte näher kommen hörte, deren Geräusch sie mit einem Lächeln triumphirender Bosheit begrüßte. Im nächsten Moment öffnete sich die Thüre und Osman-ben-Assah trat ein. Er war es, den die Jüdin erwartet hatte.

„Die Tochter Israels trug Verlangen nach dem Sohn des Propheten," sagte er; „was ist es, womit der mächtige Scheik von Damaskus sich der schönen Noëmie gefällig zeigen kann?"

„Scheik," erwiderte Noëmie, „es steht in euern Büchern geschrieben: Zahn um Zahn und Aug um Auge, wenn es gilt, erlittenes Unrecht zu bestrafen. Hat dieser Spruch in ähnlicher Weise seine Geltung, wenn Verdienste zu belohnen sind? . . ."

„Wie meinst du dies?" fragte der Scheik.

„Ich meine, ob Osman-ben-Assah Willens ist, in ähnlicher Weise, wie er Böses mit Bösem vergilt, auch Gutes mit Gutem zu vergelten? Wird er den Dienst, den ich ihm zu leisten beabsichtige, in dem Maße belohnen, in dem er das Complott bestrafen wird, welches gegen ihn besteht?"

„Complott? Es besteht ein Complott gegen mich?" wiederholte Osman-ben-Assah in beunruhigender Ueberraschung. „Sprich, was ist es? . . . was weißt du davon? Wer sind die Vermessenen, die es wagen, gegen mich zu conspiriren? . . ."

„Wird es Osman-ben-Assah nicht natürlich finden," erwiderte Noëmie, „wenn ich vorher den Lohn ausspreche, den meine Enthüllungen bedingen?"

„Der Lohn hängt von der Wichtigkeit der Sache ab, die du mir mittheilen wirst," entgegnete der Scheik. „Ich kann im Voraus mich nicht binden," fügte er hinzu, indem er in seinem Geize nicht ohne Angst die Möglichkeit bedachte, daß Noëmie zu viel verlangen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

(Fortsetzung.)

Während dieser Tage der Aufregung — so fährt Thiers im gleichen Tone sehr naiv fort — fragte sich in Wien natürlich Niemand, ob Napoleon nicht durch das Unglück gebessert zurückgekommen und z. B. bereit sei, nicht allein den Tractat von Paris, sondern auch den von Wien anzuerkennen. Im Gegentheil, man hatte keinen andern Gedanken als an sofortigen Krieg auf Leben und Tod: Preußen, vermöge seines wieder erwachten, alten Hasses, Rußland aus Zorn, für seine Großmuth düpirt worden zu sein, England aus Furcht, seiner ungeheuern Vortheile verlustig zu gehen, endlich Oesterreich aus kalter Ueberzeugung, den Kampf nicht vermeiden zu können und aus Besorgniß, bei seinen Alliirten Mißtrauen zu erregen. Diese letzte Macht, obgleich sie nicht weniger zu verlieren hatte, als die andern, war in der That die einzige, die die Situation mit einiger Ruhe betrachtete. Die österreichischen Staatsmänner dachten, daß Napoleon, nach 11 Monaten bourbonischer Zwischenregierung zurückgekehrt und plötzlich mitten in Frankreichs aufgeregte Parteien versetzt, seine ganze Thätigkeit auf die Beschwichtigung der inneren Spaltungen beschränken müsse, daß man folglich der Nothwendigkeit werde überhoben sein, das furchtbare und zweifelhafte Mittel eines Krieges gegen ihn in Anwendung zu bringen. Aber dieser Kalkul entsprach nicht den brennenden Leidenschaften des Augenblickes. Er konnte Oesterreichs Absichten verdächtigen, und indem er z. B. Veranlassung gab zu glauben, daß Oesterreich die Regentschaft Marie Louisens wünsche, konnte er der europäischen Coalition schaden. Oesterreich hatte sich also ohne Leidenschaft, aber mit Festigkeit dem Projekt eines Vernichtungskrieges angeschlossen. Sofort dachten Kaiser Franz und Metternich vor Allem darauf, sich Marie Louisens zu bemächtigen und jeder Unbedachtsamkeit von deren Seite zuvorzukommen. Auf Schwierigkeiten stießen sie dabei nicht. Marie Louise war zwar durch die Nachricht von Napoleons Erfolgen für einen Augenblick lebhaft erregt und gewissermaßen von Neue ergriffen worden, hatte sich aber bald dem Willen ihres Vaters und den Einflüssen Neipergs gefügt, ihren Sohn trotz seiner kindlichen Klagen an Kaiser Franz übergeben und alle Briefe ausgeliefert, die ihr Napoleon auf was immer für einem Wege hatte zukommen lassen. Sodann war die Allianz einfach durch Erneuerung des Vertrags von Chaumont wiederhergestellt worden. Dieser Vertrag bestimmte, daß jede der 4 coalirten Mächte solange, bis das Ziel der Allianz vollständig erreicht sei, 150,000 Mann auf Kriegsfuß hielt, und daß England 6 Millionen Sterling Subsidien zahle. Da Lord Castlereagh eben abwesend war, so wurde England in Wien durch Wellington vertreten, und dieser, sich stützend auf seine großen Verdienste und auf seine Popularität in England, hatte nicht einen Augenblick die Verantwortlichkeit gescheut, den Vertrag, ohne zuvor Instruction eingeholt zu haben, auf eigne Faust zu unterzeichnen. Mochte man auch von seiner Handlungsweise denken, was man wollte, er war sicher, daß man ihn in England nicht desavouiren würde.

Hier war indeß seit einem Jahr eine wesentliche Veränderung eingetreten, und ohne ein Freund Napoleons oder Frankreichs geworden zu sein, hatte England doch nicht mehr die glühende Leidenschaftlichkeit, die es vor 11 Monaten beseelte. Seitdem der erste Siegesjubel verrauscht war, hatte es sich den Segnungen des Friedens überlassen und seine Phantasie mit großartigen commerciellen Perspectiven beschäftigt. Die 11 oder 12 Monate der Ruhe hatten ihm erlaubt, seine Waaren über die ganze Erde zu verbreiten und den Werth einer freien Communication, die seiner Industrie so förderlich ist, auf's Neue schätzen zu lernen. Andererseits war es zur Einsicht in den ganzen Umfang der Lasten gekommen, die der letzte Krieg ihm auferlegt hatte, und es konnte sich leicht überzeugen, daß seine Kosten seinen Nutzen aufwogen. Englands Schuld war auf's Dreifache gestiegen und absorbirte die Hälfte seiner Revenuen. Die „income tax", so verhaßt in Form und Wesen, war für seine Finanzen stehendes Bedürfniß geworden; sein „Commissariat" hatte in Spanien beträchtliche Schulden hinterlassen, und noch ganz neuerdings hatte man Schulden in Amerika contrahirt, deren Zahlung höchst dringlich war. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Um junge Schweine schnell zum Wachsen und Fettwerden zu bringen, säuert man nach den Mittheilungen des Landwirths Koch etwas Futter auf folgende Weise ein, und setzt ein paar Hände voll dem andern Futter zu: Man löst eine Hand voll gewöhnlichen Sauerteig in einem Gefäße mit warmem Wasser auf und setzt noch ein paar Hände voll schwarzes Mehl oder Schrot und 1 Schoppen gekochte und klargestampfte Kartoffeln zu, rührt Alles gut untereinander und läßt es die Nacht hindurch gähren. Am folgenden Morgen ist dieses Futter hinlänglich gesäuert und zum Einmengen fertig. Nach der letzten Mahlzeit wird jedesmal wieder auf vorgedachte Weise das Sauerfutter für den andern Tag bereitet, indem man jedesmal eine Hand voll von dem Sauerfutter als Gährungsstoff für das frisch zu bereitende Futter zurückläßt. Die Mastung wird noch mehr befördert, wenn man unter jede Mahlzeit eine Messerspitze voll Spiesglanz hinzusetzt.

Verschiedenes.

Quetelet hat nach dem ihm zu Gebote stehenden statistischen Material verschiedener Länder berechnet, daß durchschnittlich von 1000 heirathsfähigen Männern 88 wirklich heirathen.

Bei dem nach den Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg in der letzten Octoberwoche stattfindenden solennen Einzug des Königs und der Königin von Preußen in Berlin werden unter andern auch 112 Jungfrauen mit 10 Ehrenmüttern unter einer Ehrenpforte die Majestäten empfangen. Die Toilette ist in folgender Weise bestimmt. Die Ehrenmütter werden Kleider von weißem Rips und Kopfputz von Blumen und Federn tragen. Die Jungfrauen tragen eine weiße, ausgeschnittene Tarlatanrobe, eine weiße, seidene Schärpe mit Schleife, welche die weimarischen und preuß. Farben (grün-gelb und weiß-schwarz) führt, einen weißen oder rothen Rosenknospenkranz, weiße Atlasschuhe und weiße Glacehandschuhe ohne Besatz. — Die Schärpe wird von der rechten Schulter nach der linken Hüfte getragen, so daß die Schleife auf der Schulter befindlich ist. Schmucksachen, Ohrringe ausgenommen, dürfen nicht angelegt werden, doch erhält jede Theilnehmerin an Ort und Stelle ein Blumenbouquet.

Als König Friedrich Wilhelm VI. noch Kronprinz war, wurde er von einer Damengesellschaft erwartet. Herr von Kleewitz sucht den Kronprinz auf und meldet ihm das Verlangen der Damen. „Unterhalten Sie die Damen. Geben Sie ein Räthsel auf.“ — „Königliche Hoheit, sagen Sie mir eins. Will mir keines einfallen.“ — „Na, eine zweisilbige Charade: Mein erstes frißt das Vieh, mein zweites hab' ich nie, das Ganze ist eine Landplage.“ Herr von Kleewitz richtete es pünktlich aus und erntete ein schallendes Gelächter. Am folgenden Morgen ließ der König den Kronprinz rufen und machte ihm Vorwürfe, daß er einen alten treuen Diener des königlichen Hauses durch das Räthsel so beleidigt habe. — „Woher denn?“ — „Nun, die Auflösung ist Kleewitz.“ — Nein, die Auflösung ist Heuschreck.“

Fast in allen größeren Fabriketablissements in Frankreich treten gegenwärtig die Arbeiter zusammen, um mittelst kleiner täglicher Abzüge die Mittel zu schaffen, diejenigen unter ihren Genossen, welche dazu am geeignetsten scheinen, zur nächstjährigen Ausstellung nach London zu schicken. Wir sagen zu schicken, denn die Betreffenden reisen nicht blos auf allgemeine Kosten, sondern haben auch die Verpflichtung, nach ihrer Rückkehr ihren Absendern über die Erfahrungen zu berichten, welche sie dort in ihrer speciellen Thätigkeit gemacht haben.

Wenn eine Mücke die rothe Nase eines Trinkers sticht, so macht sie einen Kupferstich.

Auflösung der Charade in Nro. 121:
Rechthaberei.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 123. Samstag, den 12. October **1861.**

Wer ist ein deutscher Mann?

Wer ist ein deutscher Mann?
Wer Mensch zu sein vor Allem strebt,
Dem Guten und dem Schönen lebt;
Was recht ist, thut und Niemand scheut
Und handelt, wie's die Pflicht gebeut —
Ein Freund des Lichts, der Wahrheit ist,
Nicht sclavisch jede Fessel küßt,
Für's Recht nicht scheuet Acht und Bann:
Der ist ein deutscher Mann.

Wer ist ein deutscher Mann?
Wer seine Pflicht als Mensch erkennt,
Sich mehr nicht als ein And'rer nennt,
Der denkt: Was ist das arm, das reich?
Vor Gott sind wir ja Alle gleich —
Wer da ist Jedermannes Freund —
Der's mit der Menschheit redlich meint —
Der Wahrheit Banner trägt voran:
Der ist ein deutscher Mann.

Wer ist ein deutscher Mann?
Wer nimmermehr ein Opfer scheut,
Geht es für's Recht zum blut'gen Streit,
Der auch, wenn alle Hoffnung weicht,
Sich immerfort als Mann noch zeigt,
Deß Wahlspruch bleibt, wenn Alles bricht:
Vertrau' auf Gott und zage nicht!
Kein Schicksal muthlos machen kann:
Der ist ein deutscher Mann.

Wer ist ein deutscher Mann?
Wer steht für Deutschlands Sache ein,
Sei es am Belt, sei es am Rhein;
Die Flamme Zwietracht immer dämpft,
Obscurantismus kühn bekämpft,
Deß Wahlspruch heißt: Lieb'! Leben! Licht! —
Trotz Scheiterhaufen Wahrheit spricht,
Und fühlt der Lüge auf den Zahn,
Der ist ein deutscher Mann!

August Kurz.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

„Was ich als wohlverdienten Lohn von dir erbitte," sagte die schöne Jüdin, „kannst und wirst du leicht gewähren; es ist weder Geld noch Schmuck, wohl aber ist's der Güter höchstes, es ist die Freiheit!.... Und nun, Scheik, da du die Bedingung kennst, die ich an meine Mittheilungen knüpfe, so entscheide, und zwar entscheide schnell und ohne Zaudern, denn es entschwinden die Minuten, und nur ungesäumtes Handeln kann noch retten, was sonst verloren ist."

„Du machst die Sache dringend; wer bürgt mir aber dafür, daß deine Enthüllungen eines solchen Preises würdig sind?"

„Und wenn sie es aber wären?" rief Noëmie.

„So sollst du frei sein," betheuerte der Scheik; „ich schwöre es dir bei der Heiligkeit des Koran!"

„Wohlan denn," murmelte Noëmie mit zitternder Stimme, „du bist verrathen, . . . verrathen durch Aeschuhna, die in einer Stunde mit Victorinen und dem Franzosen Olivier Cast deinen Harem verlassen haben wird, wenn du nicht Vorkehrungen triffst, sie daran zu hindern."

„Unmöglich!" rief der Scheik. „Wie wären sie im Stande zu entfliehen? Sind nicht die Eunuchen auf ihren Posten, ist mein Palast nicht rings herum mit Mauern von beträchtl-

Digitized by Google

licher Höhe umgeben? ... Nein, nein, Noëmie, deiner Aussage fehlt die innere Wahrscheinlichkeit und sie ist deßhalb ohne Werth."

„Wenn ich dir aber versichere, Scheik, daß Aeschuhna in diesem Augenblicke mit Victorinen bei Olivier Cast ist, daß ich durch Victorine selbst von der beabsichtigten Flucht benachrichtigt und zur Theilnahme aufgefordert worden bin, und daß dieselbe in zwei Stunden zur Ausführung kommen soll! ... Glaubst du mir auch jetzt noch nicht? ... Höre, Scheik, der Gott Abrahams soll mich strafen, wenn ich dir die Unwahrheit sagte! Es ist so, wie ich angab, und nun bleibt es dir überlassen, ihr Unternehmen zu vereiteln."

„Beim Propheten, das will ich!" rief Osman-ben-Assah mit Energie, „und furchtbar soll ihr Loos sein, wenn ich mich von ihrer Absicht, zu entfliehen, überzeuge . . ."

„Um sie auf frischer That zu ertappen," erläuterte Noëmie, „stelle deine Leute außerhalb der südlichen Mauer deines Gartens an dem Punkte auf, wo die große Ceder steht. Dort ist, versteckt unter Jasmin und Granatgebüschen, ein kleines Pförtchen, durch welches die Flucht bewerkstelligt werden soll. Aber nun eile, Scheik, denn es ist höchste Zeit; und ich selbst muß mich an den verabredeten Platz begeben, um mich scheinbar bei dem Fluchtversuch zu betheiligen, der nun freilich durch meine Fürsorge mißlingen wird! ..."

Osman-ben-Assah, nur mit Mühe seine Wuth beherrschend, verließ beschleunigten Schrittes den Kiosk, um geräuschlos die nöthigen Maßregeln zu treffen, die Noëmiens Mittheilungen erheischten. Der perfide Verrath, zu dem die blinde Wuth der Eifersucht Victorinens Freundin verleitet hatte, war somit vollbracht, und ihres Triumphes gewiß eilte die Jüdin an den bestimmten Platz des Rendezvous, um dadurch den Verdacht, daß sie die Verrätherin gewesen, von sich abzuwälzen.

Unterdessen rüsteten sich, arglos und des glücklichen Erfolges sicher, Aeschuhna, Victorine und Olivier, die alle drei im Zimmer des letzteren versammelt waren, zur Flucht.

Olivier war noch schwach und angegriffen, aber die frohe Aussicht auf baldige Befreiung belebte seinen Muth und dieser ersetzte die körperliche Kraft, die ihm noch abging.

„Also dir, Aeschuhna," rief er, „dir werden wir die Freiheit und das Leben zu verdanken haben! ... Noch wenige Minuten, und wir sind gerettet."

„Wann aber," fügte Victorine hinzu, „werden wir Damaskus verlassen können?"

„In wenigen Tagen schon," erwiderte Aeschuhna, „denn Osman-ben-Assah wird selbst morgen von hier wegziehen."

„Und wohin begibt er sich? Will er vielleicht die Metzeleien in einer andern Stadt organisiren?"

„Nein; er flieht."

„Er flieht?" wiederholte Olivier erstaunt. „Wie ist dies möglich? Warum will er fliehen?"

„Weil man behauptet," sagte Aeschuhna, indem sie ihre Stimme dämpfte, „daß in wenigen Tagen französische Truppen in Beyrut landen werden."

„Französische Truppen?" rief Olivier auf's Freudigste überrascht.

„Wie, Aeschuhna, irrst du nicht? Geht wirklich das Gerücht, daß Frankreich den unglücklichen Christen in Syrien eine Armee zu Hilfe senden will?"

„Es ist, wie ich dir sage. Die Nachrichten lauten auf's Bestimmteste, und dies ist der Grund, warum Osman-ben-Assah flieht."

„Aber Aeschuhna, du bist ja ein Engel des Himmels!" rief Cast ganz außer sich vor Freude. „Welch frohe Botschaft verkündest du uns! ... O, nun hat kein Maronite mehr etwas zu fürchten, denn wo Frankreichs mächtiger Arm schützend hinreicht, da weicht für die Bedrohten jegliche Gefahr."

„Mag sein," erwiderte Aeschuhna zweifelhaft, „wenn Frankreichs Söhne den Fuß auf syrischen Boden setzen. Bis dahin aber liegen noch Tage, vielleicht sogar Wochen dazwischen und die Gefahr ist für euch Alle nur um so größer. Es ist daher keine Zeit zu verlieren, und wehe uns, wenn es uns nicht gelänge, noch heute Nacht aus dem Serail zu entkommen!"

„Es wird gelingen!" rief Olivier. „Doch was hält uns noch zurück, warum noch zögern? Laß uns eilen, Aeschuhna, diese Höhle blutgieriger Hyänen zu verlassen! ..."

„Ihr seid bereit? Wohlan, so kommt!" erwiderte die Setti, indem sie sich anschickte, als Führerin vorauszugehen.

„Halt!" gebot in diesem Augenblick Vic-

Digitized by Google

torine, „Sie wollen fort, Niemand von Ihnen scheint aber an eine andere Unglückliche zu denken, die hier in diesen Mauern schmachtet, und die allein zurückzulassen ein grausames Unrecht wäre ... Haben Sie Noëmie vergessen, Olivier?"

„Noëmie?" wiederholte der junge Mann unwillig. „Sie, die Ihnen Ihre Freundschaft mit leidenschaftlichem Hasse erwidert?"

„Aber ich, ich hasse sie nicht!" rief Victorine im hochherzigen Vergessen der ihr von Noëmie zugefügten Kränkung. „Noëmie ist leidend, sie ist unglücklich; sie ist die Gespielin meiner Kindheit, die Gefährtin meiner Jugend; sie wurde von meiner Mutter an meiner Seite auferzogen. Wäre es nicht ein Verbrechen, sie hier zurückzulassen, weil sie sich in einem Anfall von Wahnsinn gegen mich verfehlte? Nein, nein, Noëmie ist gut, ich liebe sie und werde sie nicht verlassen."

„Wo aber sie jetzt finden?" erwiderte Cast mit fieberhafter Ungeduld. „Sollen wir Gefahr laufen, das ganze Serail zu wecken?"

„Dafür ist gesorgt," murmelte Victorine zögernd, „Noëmie erwartet uns bereits an der geheimen Pforte, durch die wir fliehen wollen."

„Wie," rief Aeschuhna, „du hast ihr diesen Ausgang verrathen?... O Unglückliche, was hast du gethan!"

„Ich that, was ich nicht lassen konnte, was die Pflicht der Freundschaft, was Schwesterliebe mir gebot... Nachdem Aeschuhna mir heute Morgen das Geheimniß jener Thüre anvertraut hatte, eilte ich zu Noëmien. Ich vergaß den Haß, den sie mir zugeschworen, vergaß die bitteren Worte, die sie mir gesagt, und in heftigster Erregung schloß ich sie an meine Brust. Wir sind frei, rief ich, wir sind gerettet! — Frei, gerettet? wiederholte sie erbebend. — Ja, rief ich, und du sollst mit uns frei, mit uns gerettet werden, denn wenn du mich auch hassest, ich liebe dich! Noëmie's erste Bewegung war, als wolle sie mich von sich stoßen; dann aber siegte das bessere Gefühl in ihrem Herzen, und sie schloß mich enger noch an sich und weinte heiße Thränen an meinem Busen. O, sie ist gut! Nur Verwirrung ihres Geistes war es, wenn sie sich anders zeigte. Sie war wahnsinnig, ich wiederhole es!... Auch sagte ich ihr nun Alles und empfahl ihr an, sich zwei Stunden nach Mitternacht an jener Thüre einzufinden, durch die uns die Freiheit winkt. O, zürnen Sie mir nicht, Olivier, — vergib mir, Aeschuhna, wenn ich gefehlt; aber ich konnte an Noëmie nicht so treulos handeln, sie in der Gewalt Osman-ben-Assah's zu lassen, während wir uns retten."

(Fortsetzung folgt)

Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

(Fortsetzung.)

V.

Lafayette war nebst Carnot der geachtetste Mann der Revolution, und wenn es gelang, ihn dem Kaiserthum zuzuführen, so hatte Napoleon unter der liberalen Partei den beglaubigtsten Garanten gewonnen. Ihn zu befriedigen, war deßhalb von höchster Wichtigkeit, und General Dumas, Prinz Joseph und Benjamin Constant boten zu dem Zweck Alles auf, was in ihren Kräften stand. Lafayette hörte sie mit äußerster Zuvorkommenheit an und antwortete dann, daß er Alles glaube, was man wolle, nur müsse man die Kammern sogleich zusammenrufen. Dies war aber durchaus nicht nach Napoleons Sinn. Napoleon fürchtete, daß die Kammern beim ersten Kanonenschuß zwar nicht den Muth, aber doch die Kaltblütigkeit verlieren könnten. Sein scharfer Blick sah sogleich, daß sie, in gegenwärtigem Augenblick zusammenberufen, ein Tummelplatz aller möglichen Parteien würden, daß sie eines unglücklichen Tags, statt sich zu einigen und festzustehen, Gelegenheit zur Spaltung finden und ihm am Ende das Schwert, womit er Frankreich vertheidige, aus der Hand ringen könnten. Er wollte deßhalb die Einberufung auf 2 Monate verschieben, um während dieser Zeit die ersten Schläge gegen den Feind zu führen, und wenn nicht den Krieg, so doch den Feldzug zu entscheiden. War sodann sein Einfluß durch den Erfolg gesichert, so konnte die Einberufung der Kammern ohne Gefahr vor sich gehen. Napoleon widerstand daher einige Tage allen Bitten, womit er von Seite seines Bruders Joseph, Benjamin Constants und der konstitutionellen Partei angegangen ward, auf's Hartnäckigste. Da er aber sah,

Digitized by Google

daß das Mißtrauen von Tag zu Tag größer wurde und der Eifer der liberalen und der revolutionären Partei immer mehr erkaltete, so gab er endlich nach. Am 30. April wurde das Dekret ausgefertigt; man hielt einen Monat für hinreichend, um die Wahlen zu beendigen und die Repräsentanten zusammt ihren Wählern auf der großen Versammlung des Maifeldes vereinigen zu können.

Durch diese Maßnahmen, die dem Acte additionnel eine so schleunige und ernsthafte Ausführung gaben, mußte nothwendig die Opposition, wenigstens für eine Zeitlang, zum Stillschweigen kommen, und während die konstitutionelle Partei Napoleon für seine Opfer durch ihre warme Unterstützung belohnte, trat zugleich in den Provinzen eine Bewegung ein, die namentlich im Interesse des Widerstandes nach Außen für Napoleon von höchster Wichtigkeit war. Angesichts der Unruhen in der Vendée und beim Erscheinen britischer Kriegsfahrzeuge an der Küste hatten sich nämlich die 5 Departements der Bretagne aus eigenem Antrieb zu einer Art Alliance verbunden, worin sie sich gegen innere und äußere Gefahr zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichteten. Die konföderirten Corps sollten sich der Nationalgarde anreihen, den öffentlichen Behörden zu Diensten stehen und dieselben zugleich auf moralische Weise durch Berichtigung aller falschen Gerüchte unterstützen, womit man das Landvolk täuschen könnte. Dieser Gedanke, kaum gefaßt, fand in ganz Frankreich Anklang. Ueberall, in der Bourgogne, Franche-Comté, Dauphiné, im Lyonnais, in Lothringen, im Elsaß und selbst in Paris bildeten sich ähnliche Corps mit gleicher Tendenz. Napoleon, der sich freute, für die Vertheidigung des Vaterlands so kräftige Arme sich erheben zu sehen, die in der Bretagne die Chouans im Zaume halten und in Paris den Engländern, Preußen und Russen den Eintritt wehren konnten, unterstützte sie auf alle mögliche Weise, gab ihnen zuverlässige Offiziere und Waffen und suchte sie durch Revuen und Ansprachen zu begeistern.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Bei dem diesjährigen Octoberfeste in München fand sich ein wahrer Mammuth an Seltenheit — die 83 Jahre alte Viehmagd A. M. Wallner von Laufen in Oberbayern, welche 68 Jahre lang in einem Hause, bei einem Herrn völlig tadellos diente, und dafür mit einem Preise ausgezeichnet wurde.

In einem Münchener Blatt wird von einer Bauernhochzeit im Altbayerischen erzählt, bei der das Couvert mit sechszehn Gulden bezahlt worden und vor jedem Tanz der Tanzboden mit Champagner aufgespritzt wurde.

Der Ausdruck Ingenieur ist von dem lateinischen Worte ingenium abgeleitet und bedeutet außer dem Talent für Mechanik und Empfindungsgeist noch Muth, Verstand, Fähigkeiten und Genie.

Dreisylbige Charade.

Die erste Sylbe.

Wohl zittert Alles, wenn ich walte
Und Berg und Thal erdröhnen laut,
Und Städte beben, wenn ich schalte,
Und Vesten, mir zum Trotz gebaut.

Das letzte Paar.

Ich bin ein leichtes sanftes Wesen
Und bin so heimlich, traut und still,
Und das zu deuten auserlesen,
Was jedes Mädchen weiß und will.

Alle drei.

Doch möcht' es wieder, traun! erliegen,
Wenn wir, von starker Hand gepaart,
Uns wollten an die Schwäche schmiegen,
Wir, ein Gemächt ganz andrer Art.

Vermag doch selbst im Männerkreise
Jetzt selten Einer unsre Wucht;
Drum wird es nach beliebter Weise
Mit Poppe vor der Hand versucht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Krauzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 124. Dienstag, den 15. October **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

Victorine schwieg und stand gebeugt wie eine Schuldige vor ihren Richtern. Olivier Cast betrachtete sie mit tiefer Bewunderung und zollte ihrem Edelmuthe die aufrichtigste Sympathie.

„Sie sind ein Engel," sagte er mit tief bewegter Stimme; „wie könnte ich Sie tadeln? Barmherzigkeit, Hingebung und Vertrauen ist edlen Seelen angeboren. Gebe Gott, daß Noëmie sich Ihrer Freundschaft würdig zeigt!"...

„Vor Allem gebe Allah, daß sie uns nicht verräth!" rief Aeschuhna, wie von einer bösen Ahnung ergriffen. „Es war thöricht von mir, dem Mädchen mein Geheimniß anzuvertrauen. Bis jetzt hatte Niemand eine Ahnung von der geheimen Thüre in der Gartenmauer, die Malun Khatun und ich allein nur kannten. Wer weiß nun aber, ob zur Stunde, da wir davon sprechen, nicht Osman-ben-Affah, durch Noëmie unterrichtet, schon Vorkehrungen getroffen hat, uns die Auswege abzuschneiden?... Noëmie haßt dich, Victorine, denn das Gift der Eifersucht hat ihre Seele verdorben, und leicht ist sie fähig, uns alle ihrer blinden Leidenschaft zu opfern."

„Nein, nein, du irrst!" rief Victorine mit großer Wärme. „Noëmie mag ihre Fehler haben, allein zur Verrätherin wird sie nicht! Gebietet überdies nicht ihre eigene Rettung, daß sie schweige?... Nein, nein, ich bürge für sie; Noëmie ist einer schlechten Handlung niemals fähig. Es mag momentan die Eifersucht sie auf Abwege geführt haben, sie mag reizbarer geworden sein durch die furchtbare Katastrophe, die sie in Deir-el-Kamar erlebte, aber an Verrath denkt Noëmiens Seele nicht."

„In wenigen Minuten wird's sich zeigen," erwiederte Aeschuhna, „denn es ist nun Zeit, daß wir gehen."

Olivier und Victorine folgten der Aufforderung der Setti, und alle drei traten den verhängnißvollen Weg an, der sie zur Freiheit führen oder in's Verderben stürzen sollte. Nachdem sie mit äußerster Vorsicht die Räume durchschritten hatten, die das Zimmer Olivier's von jenem Ausgang trennten, durch den wir Aeschuhna mit Victorinen und Noëmien schon einmal nach ihrem ersten kurzen Besuche bei Olivier aus diesem Seitenbau des Palastes kommen sahen, traten sie in den Garten hinaus. Bevor sie sich jedoch weiter vor wagten, blieben sie einige Secunden unbeweglich stehen, um mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes leiseste Geräusch zu hören. Nichts regte sich, ja kaum daß ein Lüftchen die Blätter der Bäume bewegte: es war Alles still wie in einem weiten Grabe, selbst die schauerliche Musik der Schakale war verstummt, und nur das heftige Pochen ihrer eigenen Herzen ward den drei Fliehenden vernehmbar. Mit Umgehung aller lichten Stellen des Gartens schritten sie leise vorwärts, Aeschuhna voraus, ihr folgend Victorine, und nach dieser Olivier. Endlich zeigten sich die Umrisse eines gewaltigen Baumes; es war jene kolossale Ceder, an der nach Aeschuhna's Angabe sich der geheime Ausgang in der Gartenmauer befand und wohin Noëmie von Victorinen bestellt worden war, um sich ihnen anzuschließen. Nur noch einige Schritte, und sie erreichten das unter dichten Granatgebüschen versteckte Pförtchen, welches übrigens selbst dem schärfsten Auge verborgen geblieben und schwerlich aufzufinden

Digitized by Google

gewesen wäre, wenn Aeschuhna diese Lage nicht so genau gekannt hätte.

„Wo ist Noëmie?“ flüsterte Cast. „Sie sollte hier sein, es ist die Stunde.“

„Dort steht sie,“ erwiderte Aeschuhna, der die weiße Gestalt, welche jetzt plötzlich hinter dem Stamme der Ceder hervortrat, am ersten sichtbar wurde.

Victorine ergriff die Hand ihrer Freundin und drückte sie mit Wärme. Noëmie erwiderte diesen Druck aber nicht; ihre Hand war eisig kalt, und ein heftiger Schauer durchzitterte ihren Körper.

„Du bist krank? Was fehlt dir?“ fragte Victorine besorgt.

„Nichts, nichts,“ murmelte Noëmie. „Es geht vorüber, ängstige dich nicht.“ Noëmie brachte diese Worte nur mit äußerster Anstrengung hervor; sie war die Beute eines so heftigen Fiebers, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte.

Indessen zog Aeschuhna einen kleinen künstlich gearbeiteten Schlüssel hervor, und indem sie schweigend, nur durch einen gebieterischen Wink die Andern aufforderte, ihr in gleicher Weise zu folgen, bückte sie sich und schlüpfte, beinahe auf den Knieen rutschend, unter den verschlungenen Zweigen des Gebüsches durch, bis sie endlich ganz dicht an die Mauer gelangte.

Die Thüre blieb auch jetzt noch, wenigstens für Olivier, Victorine und Noëmie, unsichtbar, denn die bemoosten und verwitterten Steine der Mauer schienen sich ohne Unterbrechung fortzusetzen, und schon fragte sich Olivier, ob Aeschuhna sich nicht etwa geirrt und an eine unrechte Stelle gerathen sei, als diese ein kleines, wie durch einen Sprung abgelöstes Stück von einem der Quadern herausnahm, wodurch ein eisernes Plättchen sichtbar wurde, in welchem sich das Schlüsselloch befand. Zitternd, denn auch ihre Aufregung war eine namenlose, steckte Aeschuhna den Schlüssel hinein; ohne große Anstrengung gelang es ihr, den Mechanismus des Schlosses in Bewegung zu setzen, und im nächsten Momente drehte sich ein Theil der Mauer oder vielmehr eine mit dünnen Steinplatten künstlich belegte Thüre, die dadurch das täuschend ähnliche Aussehen gewann, als sei sie selbst ein Stück der Mauer, in ihren Angeln.

Die etwa zwei bis drei Schuh weite Oeffnung gewährte einen Blick ins Freie, der dem jungen Franzosen einen leisen Freudenschrei entlockte.

„Kommt, kommt!“ rief er der Setti und den beiden Mädchen zu; „Gott sei gelobt, es ist gelungen.“

Aber noch war das letzte Wort nicht ganz über seinen Lippen, als ein furchtbarer Schrei es gellend übertönte.

Zwanzig blanke Yatagane blitzten außerhalb der Mauer den Fluchtlingen entgegen, gleichzeitig stürzten hinter der Ceder fünf bis sechs Eunuchen hervor, und ehe Olivier nur daran denken konnte, sich und die Frauen zu vertheidigen, lag er zu Boden und sah sich mit Stricken festgebunden.

Gleiches Schicksal hatten Aeschuhna und Victorine. Nur Noëmie blieb frei, Noëmie, welche sich mit beiden Händen das Gesicht bedeckte, um das Gräßliche nicht zu sehen, das sie angestiftet hatte.

Olivier, in machtloser Wuth sich am Boden windend, schäumte und brüllte wie ein durch List gefangener Löwe. Sein Blick traf Noëmie und steigerte seine Wuth zur Raserei. „Fluch, Fluch, dreimal Fluch der schändlichen Schlange, die uns verrieth!“ schrie er. „Erbärmliche, feige Creatur, wie viel bekamst du für den elenden Verrath, den du an uns begingst?“

Noëmie erwachte aus ihrer Betäubung. „Sie liebt ihn, ihn, den ich liebe!“ rief sie. „Ich wollte nicht, daß sie sich wiedersehen! . . .“

„O, meine Ahnung!“ jammerte Aeschuhna.

„So lohnst du mein Vertrauen, so meine Schwesterliebe!“ klagte Victorine unter Thränen.

Noëmie stieß einen tiefen Seufzer aus. Es war Etwas wie Mitleid, das sich in ihrer Seele regte, . . . „und doch,“ rief eine Stimme in ihrem Innern, „doch würde ich es wieder thun, wenn es nochmals zu geschehen hätte! . . .“

Die Eunuchen ergriffen die Gefangenen und schleppten sie ins Serail zurück.

„Pah,“ sagte einer von ihnen mit satanischer Bosheit, „jetzt brüllt der Christenhund, morgen aber wird er singen, denn Seid-Abdul-Raleck ist diese Nacht im Serail eingetroffen! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs.

(Schluß.)

Während man so in Frankreich bemüht war, den Krieg national zu machen, suchte man eben dies von Seite der europäischen Höfe zu verhindern. Man wünschte Napoleon große innere Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und Metternich, der von Allem, was zu Paris vorging, sehr gut unterrichtet war, dachte deßhalb zunächst an Fouché. Der Eitelkeit und dem Ehrgeiz dieses Mannes zu schmeicheln erschien ihm als das sicherste Mittel, um in Frankreich Verwirrung anzurichten, und er schickte deßhalb einen geheimen Agenten, Namens Werner, um sich mit Fouché zu verständigen. Napoleon kam zwar bald dahinter, und ein Uebereinkommen mit Fouché kam nicht zu Stande. Nichtsdestoweniger blieben Metternichs Anstrengungen doch nicht ohne Frucht, weil sie Fouché die Gelegenheit verschafften, sich zu überzeugen, daß, wenn Napoleon beseitigt wäre, Alles ohne Krieg und Blutvergießen geordnet werden könne und zwar durch seine eigne Hand; denn in Wien war man bereit, Fouché als Instrument zu einer neuen Revolution zu gebrauchen. Ihm für das Jahr 1815 die Rolle zu zeigen, die Talleyrand 1814 gespielt hatte, das hieß seinen stärksten und gefährlichsten Leidenschaften schmeicheln, und ohne es zu wissen hatte der österreichische Minister im Schooße der französischen Regierung Uneinigkeit gesäet. Fouché war mehr als je von dem Gefühl seiner eignen Wichtigkeit durchdrungen und in der Idee bestärkt worden, Napoleon zu entfernen, um Marie Louise und sich selber an seine Stelle zu setzen. Ganz laut und ungescheut, und mit einer Unvorsichtigkeit, die sich nur aus der prekären Lage Napoleons erklären läßt, sagte er Jedem, der es hören wollte: wenn „dieser Mensch" — so nannte er Napoleon — noch einen Funken Patriotismus besäße, so würde er durch eine Abdication zu Gunsten seines Sohnes Europa entwaffnen und die Franzosen der Nothwendigkeit eines Vernichtungskrieges überheben. Man kann sich denken, welche Wirkung diese Reden hatten, zumal da sie aus dem Munde des Polizeiministers kamen, dem Jedermann die wenigste Achtung, aber die größte Wichtigkeit beilegte. Um sich übrigens Napoleon gegenüber sicher zu stellen und um seine Reden, wenn sie ihm zu Ohren kämen, entschuldigen zu können, wagte Fouché Napoleon einen Plan vorzulegen, der, wie er sagte, ganz vortrefflich sei, und der darauf hinauslief, daß der Kaiser den koalirten Souveränen seine eventuelle Abdankung zu Gunsten seines Sohnes anbieten solle. Von Napoleon mit Verachtung zurückgewiesen, setzte Fouché seine Machinationen nur um so ungestörter fort, und benützte namentlich die Vorgänge bei den Wahlen und in den bald darauf versammelten Kammern, überall, wo zwischen diesen und dem Kaiser eine, wenn auch nur vorübergehende Differenz eintrat, den Gerüchten Vorschub zu leisten, daß Napoleon immer noch der alte unverbesserliche Tyrann und die Constitution nichts weiter sei als eine pure Spiegelfechterei. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht.

Fouché's Umtriebe und die Eile, womit die Kammern jeden Anschein von Servilität zu vermeiden suchten, was sie immer weiter von Napoleon entfernte, verdüsterten dessen Stimmung mehr und mehr. Er fühlte, wie die abergläubische Verehrung, deren Gegenstand er seit 15 Jahren gewesen war und die bei seiner wunderbaren Rückkehr von Elba noch einmal aufgeleuchtet hatte, von Tag zu Tag rascher schwand. Er sah sich umgeben von Tadlern und Zweiflern, die seine kleinsten Handlungen richteten, ohne sie geprüft zu haben. Er hörte die Aeußerungen, die auf seine Kosten umliefen, und die oft der sonderbarsten und verletzendsten Art waren. Er durchschaute Fouché's Verräthereien, ohne sie hindern zu können. Alles dies machte ihm den Aufenthalt in Paris zuwider und er wünschte sich sobald als möglich an die Spitze seiner ergebenen Armee zu stellen. Endlich als er die Stunde der Schlachten herannahen sah, kehrte seine Lebhaftigkeit einigermaßen zurück, denn jetzt fand er unter seinen Füßen das Terrain wieder, auf dem er stets Meister gewesen war. Montags den 12. Juni reiste er ins Lager ab, nachdem er zuvor noch an Madame Bertrand die ahnungsvollen Abschiedsworte gerichtet hatte: „Wollen wir hoffen, Madame, daß wir nicht bald um Elba zu klagen haben."

Es nahte der Moment, wo er um Alles, auch um die schlimmsten Tage zu klagen hatte.

Digitized by Google

Hier schließt der 19. Band von Thiers' Geschichte.

Landwirthschaftliches.

Nach den Gewichtsermittelungen des Prof. Lambl ist das Nutzungsverhältniß durch Eierproduction bei kleinen Hühnerracen viel günstiger, als bei großen, und zwar um mehr als das doppelte, was bei der gegenwärtigen Sucht, nur große Hühner zu halten, berücksichtigt und dabei die im gleichen Verhältniß nothwendige Futtermenge in Anschlag gebracht werden möchte, weil bei übrigens gleichen Verhältnissen hiernach kleine Hühner billigere Eier erzeugen, als große.

Verschiedenes.

Wie man hört, hat die Berliner Hutmacherinnung beschlossen, bei der Einholung des Königs, nach der Rückkehr desselben von der Krönung einen großen Hut mit einem Durchmesser von 25 Fuß und darunter kleine Hüte in der Zahl der deutschen Staaten und in den verschiedenen Landesfarben derselben auf der Spitze einer Stange zu tragen. So wird man Deutschland — wenigstens symbolisch — unter einen preußischen Hut gebracht sehen!

Eine Nachricht, die lächerlich und komisch klingt, aber doch wahr und wichtig ist! Man hat in Paris eine aus Kautschuk gemachte neue Hose erfunden, die gestattet, in tiefem Wasser, also auch im Meere, zu marschiren. Eine Armee kann daher an seichteren Stellen, wo größere Schiffe nicht hinkommen, ausgeschifft werden und ohne alle Störung das Land an einer Stelle gewinnen, wo keine Vertheidigungsmaßregeln ergriffen worden sind. Die Proben, die man mit dieser Hose angestellt hat, sind vollkommen gelungen.

„Wenn Du gestern bei unserer kleinen Fête gewesen wärst," sagte Jemand zu seinem Freunde, „würdest Du über mich viel gelacht haben, und ich hatte auf Ehre nichts im Kopfe!" — „Ei, das will ich schon glauben," gab ihm der gute Freund zur Antwort.

Das Männerquartett, zu welchem bekanntlich in ganz Deutschland eine allgemein verbreitete Neigung vorhanden ist, hat schon so manche Sängergröße aus einem dunklen Dasein zur Berühmtheit befördert. So bestand vor längerer Zeit in Hamburg ein Doppelquartett, welches in der Regel am Sonntag eine Spazierfahrt auf das Land unternahm und unterwegs oder an einem Lustort seine Lieder ertönen ließ. — Eines Tages ereignete es sich, daß der erste Tenorist des einen Quartetts behindert war, an seinem Platze zu erscheinen. Man wollte Mendelssohn's berühmtes Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald" singen und war soeben im Begriff, darauf zu verzichten, als der Kutscher auf dem Bock, der die Herren wiederholt gefahren und ihren Gesängen mit Entzücken gelauscht hatte, versicherte, er sei im Stande auszuhelfen, er wisse das Quartett vom Zuhören aus dem Kopfe. Zweifelnd verstand man sich dazu, den fahrenden Ersatzmann eintreten zu lassen; aber schon nach den ersten Tönen hatte ein allgemeines Staunen die Sänger ergriffen: der Wagenführer sang den ersten Tenor so wunderbar schön, daß man sofort nach der Rückkehr in die Stadt die Gesanglehrerin Grandjeau mit der Bitte aufsuchte, dem jungen Kutscher einige Quartette beizubringen. Die Dame hatte indessen kaum den Klang der Stimme gehört, als sie erklärte, hier eine Sängergröße vor sich zu haben, welche für die Bühne geboren sei und ihr bald genug als ein Glanzstern angehören würde. Der junge Fuhrmann war bereit, der Meisterin zu folgen, er sagte dem Stall und den Pferden Valet und ergab sich mit unglaublichem Eifer dem neuen Beruf. Die Meisterin hat Wort gehalten, aus ihrem Schüler — Theodor Wachtel — ist eine Tenorgröße geworden, welcher jetzt überall gehuldigt wird.

Auflösung der dreisylbige Charade in Nro. 123:

Sturmhaube.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 125. Donnerstag, den 17. October **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

12.

Wird man je in Europa den wahren Charakter des türkischen Volkes begreifen? Wir bezweifeln es, und Alle die, welche den Geist des Orientalen kennen, werden uns beistimmen. Um diese Menschen mit ihren Fehlern und Vorzügen zu verstehen, muß man Gelegenheit gehabt haben, ihr inneres Leben zu studiren. Obenan steht vor Allem unwiderlegbar fest, daß es zwischen Mahomedanern und Christen keinen einzigen Berührungspunkt gibt und daß es sicherlich leichter gelänge, einen caledonischen Wilden nach unserer Weise zu civilisiren, als einen Bewohner von Damaskus oder Constantinopel.

Zwischen christlicher und mohamedanischer Religion besteht ein tiefer Gegensatz der Moral, der in unausbleiblicher Rückwirkung auf die Völker, die sich zu der einen und der anderen Religion bekennen, allmälig zwischen ihnen eine mehr sich ausgleichende Trennung in der Richtung ihrer Sitten und Gewohnheiten sowohl, wie ihrer Grundsätze und Anschauungen herbeigeführt hat. Während das Christenthum als ersten Grundsatz Vergebung und Vergessen erlittener Unbilden predigt, stellt der Islam in die Reihe der heiligsten Gesetze das Gebot der wiedervergeltenden Rache.

Die Großmuth, dieser schönste Juwel in der Krone christlicher Tugenden, ist den Türken nicht nur gänzlich unbekannt, sondern gilt in ihren Augen als ein Act der Schwäche, als ein Beweis verächtlicher Erbärmlichkeit.

Daher diese enorme Verschiedenheit in der Anschauungsweise und Beurtheilung der Handlungen, die hier als erhaben, dort als unwürdig, und umgekehrt hier als erniedrigend und schimpflich gelten, während sie dort als sittlich schön gepriesen werden.

Der Moslem verzeiht nie, dafür begreift er aber auch nicht, daß man ihm verzeihe. Die Großmuth des christlichen Siegers betrachtet er als ein Merkmal kleinlicher Schwäche, die er als guter Türke auszubeuten suchen wird.

„Zahn um Zahn, Aug um Aug," dies ist der rothe Faden, der sich durch die Lehrsätze des Propheten zieht; absolute Intoleranz der erste Grundsatz mahomedanischer Weisheit. Nur die Lehre des Propheten gilt für die Lehre wahrer Aufklärung. Alle, die sich nicht zu ihr bekennen, schmachten in der Finsterniß. Aus dieser religiösen Ueberzeugung des Moslem erwächst sein zügelloser Stolz, seine bis zur stupiden Brutalität getriebene Eigenliebe. Mögen unsere Leser uns gestatten, nur ein Beispiel unter tausenden von diesem Hochmuthe anzuführen, der ans Lächerliche grenzt.

Man erinnert sich an die Krimexpedition im Jahre 1854. Jedermann weiß und Niemand kann es leugnen, daß ohne die Gewalt der französisch-englischen Intervention die Türkei in ihrer Schwäche und Ohnmacht von dem russischen Colosse als ein Frühstück verschlungen worden wäre, daß also Frankreich vereint mit England damals das Reich des „kranken Mannes" rettete. Weiß man nun aber auch, mit welcher Münze die türkische Erkenntlichkeit lohnte? Von oben herab behauptet, sagt und verbreitet man in der ganzen europäischen und asiatischen Türkei, daß im Jahr 1854 die Giaurs auf Befehl des Großherrn gekommen seien, um die Moskowiter

Digitized by Google

in der Krim zu bekriegen; daß der Sultan, der absolute Herrscher über Land und Meer, er, der die Kronen an die Könige der Erde vertheilt, auf ein bloßes Zeichen von sich bewirkt habe, daß die Könige von Europa sich beeilt hätten, ihre Armeen nach Sebastopol zu schicken, damit nach dem Willen des Großherrn das Blut der Rechtgläubigen geschont bleibe und sich nur Hunde gegen Hunde stritten, die übrigens, fügte man hinzu, mit ihrer Hilfe den militärischen Operationen nur geschadet hätten, indem die Soldaten Mahomeds allein zehnmal schneller mit den Russen fertig geworden wären.

Man sieht, bis zu welchem Blödsinne der muselmännische Stolz führt, und kann sich nun leicht vorstellen, welche Wirkung die Nachricht von der französischen Intervention und der demnächst zu erwartenden Ankunft der Truppen in Syrien auf die türkische und drusische Bevölkerung machen mußte. Schrecken, verletzter Stolz und die durch eine in Aussicht stehende exemplarische Züchtigung tief gedemüthigte Eigenliebe brachten alle Gemüther in höchste Gährung, und während die den Metzeleien entkommenen Christen am Horizonte einen Strahl der Hoffnung dämmern sahen, suchten die in ihrer Angst bis zur Wuth gereizten Türken eine Entschädigung für ihre Furcht in der Verdoppelung ihrer Drohungen und in einer noch möglichst umfangreicheren Befriedigung ihrer grausamen Mordlust.

Nie zeigte sich der Erfindungsgeist im Gebiete scheußlicher Torturen fruchtbarer, als in den letzten Wochen, die der Landung der Expeditionstruppen vorangingen, und ohne den wirksamen Schutz Abd-el-Kader's würden in Damaskus die nach den Schlächtereien noch übrig gebliebenen Christen sicher bis auf den letzten Mann getödtet worden sein. —

Von den neuesten Vorgängen durch Aeschuhna benachrichtigt, hatte Olivier Cast, der den türkischen Charakter genau kannte, daher denn auch einen vollkommen klaren Blick in seine Lage. Einen Augenblick lang hatte er gehofft, daß Victorine und er dem Schicksale entrinnen würden, welches ihnen drohte, aber nach dem Ereignisse der vergangenen Nacht betrachtete er sich als rettungslos verloren und erwartete den Tod, indem er seine ganze Kraft zusammennahm, um demselben kühn ins Angesicht zu schauen.

Am frühen Morgen hatte sich Osman-ben-Assah zu Fuad Pascha, dem Gouverneur von Damaskus, begeben und längere Zeit im Serail des türkischen Generals aufgehalten. Als er von da in seinen Palast zurückkam, war er finsterer, unruhiger und wilder als sonst.

Mansor, der vertraute Diener des neuen Scheik, erwartete voll Ehrerbietung seinen Herrn im großen Saale. Er prüfte das Antlitz Osman-ben-Assah's, und langsam auf ihn zutretend, sagte er sodann: „Kummer liegt in den Zügen des Scheik!"

„Nicht Kummer ist's," erwiderte Osman-ben-Assah, „sondern Zorn; es ist die Wuth, die in meinem Innern kocht! Die Schiffe der Giaurs liegen im Hafen von Beyrut."

„Also hat Fuad Pascha sichere Nachricht davon erhalten?"

„Ja; heute Nacht brachte ein Courier die unheilvolle Botschaft. Die Christenhunde sind gestern ans Land gestiegen und schon ist ihre Vorhut auf dem Wege nach Damaskus."

Es folgte dieser Mittheilung eine peinliche Stille. Mansor schien nicht minder von dem Eindruck dieser Nachricht überwältigt, als sie den Scheik beunruhigte. Plötzlich erhob Osman-ben-Assah mit wildem Trotz das Haupt und fragte: „Ist Said-Abdul-Malek da?"

Mansor bejahte diese Frage.

„Ist Alles in Bereitschaft?"

„Man wartet nur auf deine weiteren Befehle," erwiderte der Vertraute.

„Dann bringe mir die Französin," befahl Osman-ben-Assah.

Mansor verbeugte sich und ging hinaus. Einige Augenblicke später kam er mit Victorinen zurück, die, in einen weiten Schleier gehüllt, sich nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte. Osman betrachtete sie einen Augenblick schweigend, dann machte er, ohne ein Wort an sie zu richten, seinem Diener ein Zeichen, ihm mit dem unglücklichen Kinde zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Alter der europäischen Kronen.

Die Sternztg. stellt im Hinblick auf die bevorstehende Krönung Wilhelms I. folgende nicht uninteressante Betrachtung an:

Digitized by Google

Als Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg 1701 die preußische Königkrone auf sein Haupt setzte, war diese jüngste der Kronen Europa's die 10te in der Altersfolge derselben, ungerechnet die von Karl dem Großen im Jahre 800 gestiftete römisch-deutsche Kaiserkrone, welche erhaben über allen schwebte.

Die älteste unter den damals noch existirenden christlichen Königs-Kronen war die von Egbert, durch Vereinigung der angelsächsischen Reiche, im Jahre 827 begründete englische; dieser folgten, auf Grund des 843 geschlossenen Vertrages zu Verdun: 2) die deutsche und 3) die französische.

Das bedeutungsvolle Jahr 1000 nach Christo brachte 3 neue Kronen: nämlich 4) die spanische, zufolge der Vereinigung der Theilkönigreiche Kastilien, Aragonien und Navarra; 5) die polnische und 6) die ungarische. Zu diesen gesellte sich bald auch noch 7) die dänische Krone (1015), 8) die schwedische, 9) die portugiesische (1139), und damit schien lange Zeit die Zahl der Planeten, die um die Kaiserkrone kreisten, geschlossen.

Erst 6 Jahrhunderte später hob mit der (10ten) Krone Preußens eine neue Schöpfungs-Aera an; in rascher Folge stiegen auf: 11) Sardinien — dessen thatkräftige Dynastie den Hohenzollern, gleichwie 3 Jahrhunderte früher in der Fürsten-, so jetzt in der Königswürde nacheilte — (1720), 12) Rußland (1721) und 13) die Krone beider Sizilien (1739), welcher das Verhängniß der ominösen Zahl 13 nicht erspart bleiben sollte.

Gleichwie aber Preußens Aufgang das 18., so eröffnete des heiligen römischen Reichs deutscher Nation Untergang das 19. Jahrhundert, und aus seinen Trümmern erheben sich 5 neue Kronen: 14) die österreichische (1804), 15) die bayrische, 16) die württembergische (1805), 17) die sächsische (1806) und 18) die hannövrische (1814). Diesen reihen sich endlich noch, als neueste Creationen, an die Kronen: 19) der Niederlande (1815), 20) Belgiens (1831) und 21) Griechenlands (1832).

Von jenen neun alten Königskronen, welchen die preußische sich i. J. 1701 als zehnte zugesellte, sind inzwischen drei in Abgang gekommen, die deutsche, die polnische und die ungarische, so daß nunmehr Preußen die siebente Anciennitätsstufe in dem europäischen Staatensystem einnimmt. Die Dynastien, die jene 6 aus der vorpreußischen Zeit allein noch übrigen Kronen trugen, sind alle in dem kurzen Zeitraum von kaum mehr als anderthalb Jahrhunderten bis auf eine abgegangen, und zwar hat in England die Dynastie inzwischen zwei Mal gewechselt, in Frankreich und Schweden sogar je drei Mal, in Spanien und Portugal je ein Mal: so daß also das jugendliche Königshaus der Hohenzollern nunmehr — nächst dem bereits im Abgang begriffenen dänischen — der älteste Kronenträger Europa's ist.

Gemeinnütziges.

Um ein vorzügliches Sauerkraut zu erhalten, schüttet man auf den Boden des Ständers einen Schoppen ächtes Oliven-Oel, welches durch das Kraut aufsteigt und für die Satzung empfänglich und außerordentlich weich und zart macht.

Denksprüche.

Es könnte dir von Gott
Kein' größ're Straf' geschehen,
Als wenn er Alles ließ'
Nach deinem Wunsche gehen.

Freund in der Noth,
Freund im Tod,
Freund hinterm Rücken,
Sind drei starke Brücken.

Verschiedenes.

Die prachtvollen Krönungsmäntel für den König und die Königin von Preußen sind in den Stickereiateliers des königlichen Hoflieferanten Gerson in Berlin jetzt vollendet. Der Schleppmantel des Königs ist sieben Ellen lang und etwa vier breit und durch und durch mit Hermelin gefüttert, der in breiter Borde um die Oberseite aus Purpursammt sich schlägt. Die Pellerine von Hermelin ist etwa eine Elle breit. Der Purpursammt ist auf der ganzen Fläche abwechselnd mit preußischen

Digitized by Google

schwarzen Adlern, deren Bewehrung in Farben ausgeführt ist, und goldenen Kronen gestickt. Der Mantel wird über der Brust durch schwere goldene Cordons und Quasten zusammengehalten. Aehnlich ist der Schleppmantel der Königin, nur etwas kürzer und die Pellerine oben ausgeschnitten.

Wieder ein Crinolinenunglück! In Hamburg blieb die Gattin des Schauspieldirectors Görner auf einer Treppe des Theaters in den Reifen ihrer Crinoline hängen, stürzte 13 Stufen hinunter, brach die Kinnlade und wurde am Knie und Rückgrat schwer verletzt.

Der Papst über Louis Napoleon. Die Köln. Ztg. veröffentlicht eine Reihe Briefe über die Geschichte der neuesten Zeit, angeblich nach ungedruckten Urkunden. Darin heißt es: „Im Jahre 1858 wurde ein Sohn aus vornehmem französischen Hause majorenn. Der Vater, ein eifriger Katholik, der Pius IX. persönlich kannte, wollte seinem Sohne bei dieser Gelegenheit den apostolischen Segen geben lassen und reiste mit ihm deßhalb nach Rom. Der heilige Vater empfing ihn, und nachdem er den Segen ertheilt hatte, begann er ein politisches Gespräch über Frankreich und seinen Kaiser. „Was halten Sie," fragte er unter Anderem seinen Gast, „von den christlichen Gefühlen des Kaisers Napoleon?" Der verlegene Mann suchte sich, so gut er konnte, herauszuwinden, indem er antwortete: es käme einem Christen nicht zu, an den religiösen Gefühlen eines anderen Christen zu zweifeln. „Ganz gut," erwiderte der Papst, „aber aufrichtig gestanden, was ist Ihre Meinung?" Auf diese Weise in die Enge getrieben, äußerte der französische Edelmann, er wisse selbst nicht, was er in diesem Punkte denken solle; Alles, was er Seiner Heiligkeit sagen könne, sei, daß der Kaiser neben einem Crucifix auch ein türkisches Amulet um den Hals trägt. „Welch ein abscheulicher Aberglaube!" rief der Papst aus, und das Gespräch schließend, sagte er: „Dieser Mensch ist das Thier der Apokalypse." Beiläufig bemerkt, soll der Talisman, von welchem hier die Rede ist, derselbe sein, der im Grabe Karl's des Großen aufgefunden wurde, und den, wenn ich nicht irre, die Stadt Aachen Napoleon I. zum Geschenk gemacht hat. Dieser gab ihn der Königin Hortense, von welcher Napoleon III. ihn geerbt hat.

Das Capital, welches für die Fabrikation und Leitung des Gases nur allein für London angelegt und im Betrieb ist, wird auf nicht weniger als 30 Millionen Pfund Sterling (circa 200 Millionen Thaler) geschätzt.

„So soll denn," sagte ein Mann zu seinem herrschsüchtigen Weibe, „weil Du es willst, Alles nach Deinem Kopfe gehen," und warf ihr einen eben aufgestellten Topf mit Kindsbrei an den Kopf.

In Rußland ist ein origineller Virtuose aufgetaucht, ein Herr Nagy- Jacob, der auf einer kleinen Schäferflöte Concerte gibt und durch sein meisterhaftes Spiel Alles in Erstaunen setzt. Seine Flöte ist ein ganz kleines Instrument von Hollunderholz mit 6 Löchern, jedoch ohne Klappe, aus welcher der Künstler Töne von unglaublicher Weiche und Stärke zu ziehen versteht. Der Künstler will Kunstreisen durch Deutschland, Frankreich und England unternehmen.

(Krankheit bessert.) „Ich bin nie krank gewesen," sagte ein böses Weib in Gegenwart ihres gebeugten Mannes. „Darum bist Du auch nie besser geworden, mein Schatz!" seufzte der Kreuzträger.

Silbenräthsel.

1 2 3 4 ist Jubel
Und 2 3 4 ist nicht zwei,
Und wie ist 3 4 heraus,
So ist auch 2 3 im Haus.
1 3 2 gilt nur als Frag',
4 3 2, daß ich nicht mag.
Wer aber forscht in der Still,
Fragt 1 2 4, den ich will.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 126. Samstag, den 19. October **1861.**

Sonst und Jetzt!

Wie hat sich der Erdball im Weltall' gedreht!
Von Morgens bis Abends, wenn's Betglöckchen geht,
Minnt er mit Frau Phöbus, die schleierlos ist,
Und die ihn dies Jährchen ganz trocken geküßt.

Amerika lag aus der Welt sonst, jetzt reist
Gar Mancher spazieren noch weiter ganz dreist.
Sonst wer nur nach Heidelberg kam in die Fremd',
Der hatt' schon sein Hütchen krakel aufgekrempt.

Sonst hat sich die Menschheit zu Fuß amüsirt,
Wenn ihnen kein Johann den Wagen geschmiert.
Jetzt geht's ohne Rosse conträr durch die Welt —
Der Herr fährt den Diener, das kostet kein Geld.

Ein Handschlag galt mehr sonst, als Quittungen jetzt,
Die oftmals das Tüpfel vom J schon verletzt.
Sonst war der Fallit auch zugleich ruinirt,
Und jetzt wird der reicher noch, welcher fallirt.

Sonst tranken die Deutschen wohl selber den Wein,
Der Herzen ermuthigt und Kräfte flößt ein.
Jetzt trinken sie Bier und der Wein wird credenzt, — —
Was üb'rig bleibt, wird dann mit Wasser ergänzt.

Aus Eichenholz war sonst die Freundschaft ein Stab,
Der wankende Greise gestützt bis zum Grab.
Ein Stäbchen für Nymphen ist Freundschaft jetzt nur,
Geschnitzt aus Int'ressen; verkehrte Natur!

Sonst freite man Töchter, bescheid'n und zart,
Den Ausschlag gab Liebe mit Güte gepaart;
Jetzt freit man die Mitgift, die Tochter geht drein,
Drum zieht auch Gott Mars bald im Eh'stande ein.

So hat sich der Erdball im Weltall' gedreht,
Ist er nicht ein launiger Wetterplanet?
Wir sind die Bewohner und kennen ihn kaum,
Er lauft ohne Zügel im endlosen Raum.

Frankeneck, im September 1861. H. Schlicher.

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

Im großen Hofe des Serails war eine Schaar Drusen versammelt. In ihrer Mitte stand ein Mann von herkulischer Gestalt. Das Gesicht dieses Mannes war von abschreckender Häßlichkeit, es hatte den Ausdruck dämonischer Wildheit: dieser Mann war Said-Abdul-Malek, der berüchtigte Christenschlächter. Neben ihm lagen auf dem Boden Stricke, eiserne Zangen, Halsringe mit spitzigen Dörnern und ein glühendes Kohlenbecken.

Vor diesem Hofe unter dem Marmorgewölbe eines Säulenganges blieb Osman-ben-Assah stehen. „Schau hin," sagte er zu Victorinen, „du siehst dort diesen Drusen: es ist Said-Abdul-Malek, der sich so vortrefflich darauf versteht, die Christenhunde zu martern. Er ist umgeben von seinen Henkersknechten und vor ihm liegen die Instrumente, deren er sich bedient, um einen Giaur langsam umzubringen. Alles ist bereit, es braucht nur der Verurtheilte herbeigebracht zu werden. Dieser Verurtheilte ist der Franzose, und Said freut sich darauf, ihn in Empfang zu nehmen. Ich wollte absichtlich dir diese Vorbereitungen zeigen, damit du nun zu ihm zurückkehren und ihm erzählen kannst, was du gesehen. Geh' also hin und sage ihm, was seiner wartet, doch füge bei, daß Osman-ben-Assah ihm das Leben schenken kann, daß er ihn zu sich rufen lassen werde, und daß sein Schicksal in seiner eigenen Antwort liege, die er mir geben wird."

Victorine war einer Ohnmacht nahe, als sie diese langsam und mit Berechnung ausgesprochenen Worte hörte. Mansor mußte

Digitized by Google

ſie unter den Armen ſtützen, damit ſie nicht umſank. Auf einen Wink des Scheik ſchleppte er ſie fort.

Osman-ben-Aſſah ſah ihr nach, bis ſie ſeinen Blicken entſchwunden war; dann begab er ſich in einen reizenden Kioſk, wo er ſich auf einen weichen Divan niederließ und aus den Händen eines Mohren den mit einer koſtbaren Bernſteinſpitze verſehenen Schlauch einer prachtvollen Narghile empfing.

Es verging über eine halbe Stunde, ohne daß der Scheik irgend eine Bewegung machte, ohne daß ein Wort über ſeine Lippen kam, ja ohne daß ein Gedanke ſeinen Geiſt zu beſchäftigen ſchien. Er blies mit ächt türkiſchem Wohlbehagen den bläulichen Rauch ſeiner Narghile in die Luft und verfolgte mit ſtierem Blicke die Wölkchen, die ſpiralförmig in die Höhe zogen und allmälig den Plafond wie mit einem Schleier umhüllten. Endlich, wie mit Gewalt ſich dieſer träumeriſchen Trägheit entreißend, die einen ſo ſcharfen Contraſt zu ſeiner inneren Stimmung bildete, ſtreckte der Scheik nach einem goldenen Hammer die Hand aus und ſchlug mit demſelben auf eine metallene Schallplatte, die in einem ſilbernen Geſtell von kunſtvoller Arbeit hängend, in ſeiner Nähe war und die Stelle unſerer Glocken vertrat.

Ohne Zweifel waren ſeine Befehle ſchon voraus gegeben, denn Niemand erſchien unmittelbar auf das Zeichen, ſondern erſt nach ungefähr zehn Minuten wurde die ſchwerſeidene Portiere des Eingangs geöffnet und Olivier Caſt — ſo gebunden, daß er gänzlich unfähig war, auch nur die leiſeſte Bewegung zu machen — von vier Männern hereingetragen, die ihn mit brutaler Gewalt vor den Divan hinwarfen, auf welchem Osman-ben-Aſſah mit untergeſchlagenen Beinen ſaß.

Olivier, deſſen Geſicht voll Ruhe, deſſen ganzes Weſen voll Muth und Entſchloſſenheit, deſſen Blick feſt und herausfordernd war, ſuchte eine weniger entwürdigende Lage anzunehmen, indem er ſich halb aufrichtete und auf ſeinen linken Ellenbogen ſtützte, während die Männer, die ihn gebracht hatten, ſich auf ein Zeichen des Scheik aus dem Kioſk entfernten. Der Türke wollte mit dem Chriſten, wie es ſchien, ohne Zeugen unterhandeln.

„Hund," begann Osman-ben-Aſſah, „du mußt ſterben."

„Ein Chriſt iſt immer bereit, vor ſeinem Gott zu erſcheinen," erwiderte Caſt, „denn dieſer Gott der Gnade nimmt alle Diejenigen auf, die ihm würdig dienen."

„Said-Abdul-Malek wird dich foltern," fuhr Osman fort.

„Er wird mir keinen Schrei entreißen."

„Dein Haus in Damaskus iſt niedergebrannt, und in deine Reichthümer und Schätze theilen ſich deine Feinde."

„Was kann mir daran liegen, da ich ſterben werde?"

„Dein Leichnam wird den Hunden vorgeworfen werden, die ihn zerreißen."

„Meine Seele kommt zu Gott. Was kümmert mich der Körper?"

Osman-ben-Aſſah's Stirne röthete ſich vor Zorn; die unerſchütterliche Ruhe des Opfers machte ihn wüthend. „Biſt du getödtet, ſo kommt die Franzöſin an die Reihe, dann Aeſchuha," ſagte er. „Nur die Jüdin allein erhält ihre Freiheit zurück und bleibt am Leben."

Olivier gab hierauf keine Antwort.

„Du kannſt aber dein Leben und das der beiden Frauen erkaufen," lenkte Osman-ben-Aſſah ein.

„Wie?" fragte Olivier, indem er den Kopf erhob, denn er begriff, daß die bisherigen Worte des Scheik nur in der Abſicht ausgeſprochen worden waren, ihn zur Annahme gewiſſer Bedingungen geneigter zu ſtimmen, von denen Osman ſeine Begnadigung abhängig machen werde.

„Deine Landsleute ſind in Beyrut angekommen," ſagte der Scheik.

„Sind ſie es ſchon?" rief Olivier mit leuchtendem Blicke. „O, dann zittert, ihr Türken und Druſen, denn Frankreichs tapfere Soldaten werden die Maroniten rächen und euer Blut wird fließen für das durch euch vergoſſene."

„Schweige, Hund!" herrſchte Osman-ben-Aſſah wild auffahrend den Gefangenen an, „oder ich laſſe dir die Zunge aus der Kehle reißen! Höre auf mich und ſprich dann, ob du dein elendes Leben retten willſt. Es hängt von dir ab, mit der Chriſtin frei und ungehindert Damaskus zu verlaſſen und dich in den Wiederbeſitz deines Vermögens zu ſetzen."

„Welchen ſchmachvollen Vorſchlag haſt du

Digitized by Google

mir zu machen?" fragte Olivier mit stolzem Blicke.

„Die Franzosen sind im Begriffe, nach Damaskus aufzubrechen," erwiderte der Scheik. „Das Land ist ihnen unbekannt, sie wissen die Wege über unsere Berge nicht."

„In jedem Maroniten finden sie einen Führer," entgegnete Olivier.

„Du selbst sollst ihren Führer machen," sagte Osman-ben-Assah mit Nachdruck.

„Ich?" rief Olivier erstaunt.

„Ja, du bist frei, wenn du nach Beyrut gehst und dich dem französischen General zum Führer anbietest, um ihn im Libanon . . . ."

„Elender!" unterbrach Olivier den Scheik, indem er mit solcher Heftigkeit auffuhr, daß die Stricke, mit welchen er gebunden war, sich lockerten und der Scheik unwillkürlich sich zurückbog, wie um einem plötzlichen Angriff auszuweichen. „Ich errathe deinen Gedanken. Du bringst mir eine feige Infamie in Vorschlag! . . . Ich soll mein Leben und mein Vermögen um den Preis eines niederträchtigen Verrathes an meinen Brüdern zurückerkaufen . . ."

„Die Giaur sollen in den Bergen zu Grunde gehen," sagte Osman. „Wenn du dich weigerst, uns zu dienen, so wirst du und die Christin unter unerhörten, noch nicht dagewesenen Martern sterben. Willigst du aber ein, so seid ihr beide noch zur Stunde frei, und mit Macht und Ansehen wird der Großherr deine Fügsamkeit belohnen. Ich schwöre es dir bei Allah und dem Propheten!"

„Laß mich zum Tode führen!" erwiderte Olivier.

Osman-ben-Assah erhob sich von seinem Divan. „Du willst nicht?" rief er.

Der junge Mann würdigte ihn nicht einmal einer Antwort.

„Du hast eine Stunde Bedenkzeit," sagte der Scheik. „Erkenne hierin meine Großmuth; fürchte aber meinen Zorn, wenn bis dahin dein Entschluß nicht anders lautet! . . ."

Mit dieser Drohung verließ Osman-ben-Assah den Kiosk, während die vier Männer wieder erschienen, um Olivier Cast in sein Gefängniß zurückzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bittgesuch.

An einem deutschen Hofe lebte der Secretär Hanke, ein eben so witziger als drolliger Mann, welcher wegen seines bescheidenen Gehaltes sich nicht selten in Geldverlegenheit befand, aber trotz vielfacher Sollicitationen doch nicht so glücklich war, eine Zulage zu erhalten. Da kam ihm der Einfall, sich in außergewöhnlicher Weise an den Kurfürsten selbst zu wenden, denn er wußte, daß dieser ein eben so leutseliger als heiterer Herr war, und so bat er den Leibkammerdiener, eine von ihm verfaßte Bittschrift unter die verschiedenen Eingaben zu legen, welche dem Kurfürsten alltäglich aus dem Ministerium zur Unterschrift überschickt wurden. Mit nicht geringem Erstaunen fand der Landesherr unter den Schriftstücken ein Gedicht, welches folgendermaßen lautete:

Erhab'ner Herr, ich bin Dein Secretarius,
Der sich das ganze Jahr erschrecklich plagen muß.
Ich rechne Tag und Nacht und quäle mich mit Brüchen,
Doch ist vom Monat noch die Hälfte nicht verstrichen,
So ist der größte Theil von meinem Schweiß verzehrt,
Indem die Frau und Magd fast täglich Geld begehrt.
Wo nehm' ich solches her? Ich fürchte mich zu borgen,
Und muß doch unbedingt das ganze Haus versorgen.
Ich theile fast mit Angst die Monatsgage ein,
Doch will das Tractement niemals zulänglich sein.

Für vierzig Thaler Holz, damit ich nicht erfriere,	40 Thlr.
Zwei Thaler wöchentlich zu Caffe, Wein und Biere,	104 „
Für Butter, Fleisch und Brod, für Semmel, Salz und Licht	
Setz' ich vier Thaler an, sie reichen häufig nicht.	208 „
Ein Thaler monatlich nur zum Gesindelohne,	12 „
An siebzig Thaler Zins, damit ich sicher wohne.	70 „
Handschuhe, Wäscherlohn, für Hemden, Strümpf' und Schuh',	
Cigarren, Schnupftabak, es langt weiß Gott kaum zu.	80 „
Vier Thaler dem Barbier und dann will auch der Schneider —	4 „
Den Monat rechne ich zwei Thaler nur auf Kleider	24 „
	542 Thlr.

Das Alles macht beinah' sechshundert Thaler aus
Und dennoch fehlt mir noch gar Mancherlei im Haus!
Was kostet nicht die Frau, was kosten Band und Spitzen?
Was Schuh' und Strümpfe, Tücher, Hüte, Mützen?
Was kostet nicht das Kleid, mit Spitzen ausgeziert,
Wenn man des Winters sie ein Mal zu Balle führt?
Und wenn man Sommerszeit in einen Garten fährt,
Da sind acht Groschen bald in Kuchen nur verzehrt.

Digitized by Google

Wie oft muß man nicht auch allhier zur Hochzeit geh'n,
Und viele Mal des Jahres zu Gevatter steh'n?
Und läßt man endlich gar den eig'nen Zuwachs taufen,
Muß man auch alsobald mit Geld zum Küster laufen.
Was kostet Kinderzeug, das theure Ammenlohn?
Und stirbt am Ende gar der neugebor'ne Sohn,
So wird man nimmermehr das Kind umsonst begraben,
Warum? die Kirche muß zuvor das Ihre haben.
Kurz: Alles kostet Geld, und ehe ich's gedacht,
Da ist schon wiederum die Casse leer gemacht!
Wie können so auf's Jahr sechshundert Thaler reichen?
D'rum laß, erhab'ner Herr, mein Bitten Dich erweichen,
Leg' hundert Thaler zu — denn krieg' ich nur ein Blatt,
Das Deine Gnadenhand selbst unterzeichnet hat,
So ist mein Wunsch erfüllt! — Ich sterb' in tiefem Dan'e
Erhab'ner Fürst und Herr,
Dein
treuergeb'ner Hanke.

Der Kurfürst lachte über den drolligen Kauz laut auf und Hanke erhielt zweihundert Thaler Gehaltszulage, jedoch mit der Weisung, sich nunmehr einzurichten.

Lebensphilosophie.

Dann endlich sehen wir Menschen ein, was uns gefrommt, wenn wir das Gute eingebüßt, das wir gehabt. —

Verschiedenes.

(Eine goldene Kanone.) Im Tower in London zeigt man eine Kanone, von der der Aufseher sagt, daß sie von Gold und anderem kostbaren Metall gemacht sei. Man sagt, daß die Juden 20,000 Pfund dafür geboten hätten, während 12 davon abgeschnittene Zoll, die nach Birmingham zum Schmelzen geschickt waren, einen Werth von 8000 Pfd. Sterl. ausmiesen. Die Inschrift der Kanone sagt aus, daß sie von Muhamed, dem Sohne des Hamzet Allah, gegossen und auf Befehl des Sultans Soliman, Sohn Selims, für einen Einfall in Indien im Jahre 937 der Hedschira (A. D. 1530) gemacht und bei der Einnahme von Aden im Januar 1839 erobert wurde durch die Expedition unter dem Commando des Kapitäns Smith, Commandeur des königlichen Schiffes „Volages".

Die Composition, welche der König von Preußen dem Generalmusikdirector Meyerbeer für die Krönungsfestlichkeiten in Königsberg aufgetragen hat, besteht in einem Krönungsmarsch, der von den Gardemusikchören, während der Zug sich aus dem Schlosse nach der Kirche und später aus der Kirche nach dem Schlosse zurückbewegt, geblasen werden wird. Das Programm des großen, von Meyerbeer geleiteten Concertes im Moskowitersaal wird fast durchdängig aus classischen Compositionen verewigter deutscher Meister bestehen. Zur Ausführung desselben nimmt Meyerbeer alle ersten Blaseinstrumente der k. Kapelle und zwei vollständige Quartette mit. An dem Concert wird auch der Domchor mitwirken. Bei dem nach der Einholung in Berlin am 24. October im weißen Saale des k. Schlosses stattfindenden, gleichfalls von Meyerbeer geleiteten Concert kommt ein von ihm componirter Krönungshymnus zur Aufführung.

Als die höchsten Gebäude der Erde sind zu nennen:

Die höchste Aegyptische Pyramide .	479 Fuß
Straßburger Münster	466 „
Stephansthurm in Wien vor der Abtragung	453 „
Schornstein der Tennant'schen chemischen Werke in Glasgow	450 „
Kuppel der Peterskirche in Rom . .	433 „
Michaeliskirche in Hamburg . . .	427 „
Landshuter Thurm	422 „
Antwerpener Thurm	393 „
Paulskirche in London	361 „
Mailänder Kathedrale	357 „
Pantheon in Paris	259 „

Ein Verwalter vom Lande ließ seinen Sohn in der Stadt studiren und bezahlte Kostgeld für ihn. Allein der Sohn bekam sehr sparsam zu essen und beklagte sich darüber bei dem Vater, indem er ihn bat, künftig mehr Geld für ihn zu schicken; denn für das Kostgeld bekomme er die Speisen nur zu kosten!

Auflösung des Silbenräthsels in Nro. 125:

Wein, ein, in, ei, wie, nie, wen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 127. Dienstag, den 22. October **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung.)

13.

Aeschnyna, Victorine, Olivier und Noëmie befanden sich gemeinschaftlich in einem großen Saale, dessen Eingänge von Drusen besetzt waren, die ein wachsames Auge auf die Gefangenen hatten. Die Setti überließ sich nach Art der türkischen Frauen dem lauten Ausbruche ihres Schmerzes: sie rang ihre schönen Hände und stieß unter herzzerreißendem Schluchzen die furchtbarsten Verwünschungen gegen Osman-ben-Assah aus, von dessen grausamer Bosheit sie sich die entsetzlichste Rache erwartete. Victorine und Olivier, beide ruhiger und in ihr Schicksal ergebener, standen unbeweglich neben einander. Der ganze Ausdruck ihrer inneren Bewegung waren bei Victorine stille Thränen, die über ihre bleichen Wangen rannen, und bei Olivier Cast stumme Seufzer, die mehr dem traurigen Loose Victorinens als seiner eigenen hilflosen Lage galten.

Für sich allein, in einer Ecke des Saales endlich, entfernt von denen, die sie schmählich verrathen, stand Noëmie, die zwar für sich selbst nichts zu befürchten hatte, die aber vom Scheik zurückgehalten wurde, um der martervollen Hinrichtung derer beizuwohnen, die durch ihre Perfidie auf's Neue in seine Gewalt gekommen waren. Es war dies eine dem Verbrechen der Jüdin angemessene Strafe, zu welcher Osman-ben-Assah sie deßhalb verurtheilte, um ihr zu zeigen, wie verächtlich sie sich selbst in seinen Augen gemacht habe. Auch zitterte Noëmie mehr noch als die durch ihren Verrath einem gräßlichen Tode überlieferten Opfer vor dem immer näher heranrückenden Augenblick der blutigen Execution, denn daß Olivier Cast lieber tausendmal den qualvollsten Tod erleiden, als auf den schimpflichen Vorschlag Osman-ben-Assah's eingehen und sich dadurch retten würde, davon war auch sie überzeugt.

„Muth, Muth, mein theures Kind!" flüsterte Olivier seiner Leidensgenossin zu, als er sah, daß die Thränen reichlicher als bisher über Victorinens Wangen flossen.

„Ich bin muthig," erwiderte das arme Mädchen, indem sie ihr Weinen zu unterdrücken suchte. „Ich denke an meinen ermordeten Vater, an meine niedergemetzelte Mutter, und die Gewißheit, sie bald wiederzusehen, stählt meine Seele gegen die Furcht vor dem Tode. Wenn ich weine, so sind es Thränen, die meinem armen Henri gelten. O möge er glücklich werden und mich vergessen, wenn er noch am Leben ist. Ich werde oben im Himmel für ihn beten!"

„Henri wird Sie nie vergessen!" rief Olivier voll Ueberzeugung. „Ihr liebes Bild wird stets in seinem Herzen leben. Er wird wachend und träumend an Sie denken, und wird die Elende verfluchen, die Sie den Henkern überlieferte. Henri ist ohne Zweifel in den Reihen unserer tapferen Soldaten, die nunmehr auf syrischem Boden stehen. Er wird uns rächen!"

Noëmie hörte diese Worte Oliviers, die ihr Herz wie ein giftiger Pfeil durchbohrten. „Er wird die Elende verfluchen, die Sie den Henkern überlieferte," wiederholte sie murmelnd. „Ja, ja, er wird mir fluchen, und doch that ich's aus Liebe nur für ihn! . . ." Sie ließ den Kopf sinken und sah stieren Blickes auf den Boden, ohne sich zu regen. Es war unmöglich zu errathen, was in ihrem Innern

Digitized by Google

vorging, denn der Ausdruck ihres Gesichtes änderte sich alle Augenblicke und ging bald von der tiefsten Trauer in aufblitzende Wuth, vom triumphirenden Lächeln befriedigten Hasses in einen schmerzhaften Zug bitterer Reue über. Ein entsetzlicher Kampf schien in ihrem Innern vor sich zu gehen, in dem abwechselnd bald die Leidenschaft der Eifersucht, bald die Stimme des Gewissens den Sieg errang, ein Kampf, der das Blut mit solcher Heftigkeit durch ihre Adern trieb, daß sich öfters ihr Gesicht wie mit Purpur übergoß, um im nächsten Momente wieder kreideweiß zu werden. Oefters durchschauerte ein eisiges Frösteln ihren Körper, es war, wenn sich ihre lebhafte Phantasie Victorine unter den Händen Said Abdul Nalek's dachte, . . . dann mach'e sie eine Bewegung, wie um sich zu der von ihr verrathenen Freundin hinüber zu stürzen und sich ihr zu Füßen zu werfen, aber immer durchzuckte, wie es schien, in solchen Momenten wieder ein von gehässiger Eifersucht eingegebener Gedanke ihren Geist und hemmte die Ausführung des von einem edleren Gefühle dictirten Schrittes; denn immer blieb sie wieder stehen und rührte sich nicht von der Stelle. Was immer indessen in Noëmien vorgehen mochte, es wurde weder von Olivier, noch von Victorinen oder Aeschuhna bemerkt, denn die drei Unglücklichen waren mit sich selbst beschäftigt und hatten für die Verrätherin nicht einmal einen Blick.

Olivier versuchte es, die Setti zu trösten und sie durch das erhabene Beispiel Victorinens aufzurichten; Aeschuhna aber hatte in ihrer Verzweiflung für Trostgründe kein Gehör.

„Sterben!" rief sie, indem sie Oliviers gefesselte Hände ergriff; „du sollst sterben, . . . du, den ich retten wollte! . . . Nein, nein, es ist unmöglich! Allah wird es nicht zugeben! . . . Aber hat Allah nicht auch zugegeben, daß wir dem schändlichen Verrathe erlagen?" fuhr sie plötzlich auf. „Hat er die höllische Bosheit einer nichtswürdigen Bübin verhindert, als sie uns in die Hände unserer Feinde lieferte? . . . O, Allah ist schwach!" rief sie, ganz außer sich, laut auf, „Allah ist mein Gott nicht mehr! . . . Gott der Christen, rette du ihn, und ich glaube an dich!" . . . Dann sich an Noëmie wendend, schrie sie dieser zu: „Elende Jüdin! Du hast uns verkauft. Wie viel hat Osman-ben-Assah dir für deine Infamie bezahlt?"

Noëmie schreckte zusammen. Es schien, als habe sie bisher noch nicht daran gedacht, daß man ihrer Handlungsweise das Motiv schnöder Gewinnsucht unterbreiten könne. Sie trat einige Schritte aus ihrer Ecke heraus und ging auf Victorinen und Olivier zu. „Glaubt ihr nicht," sagte sie, auf Aeschuhna deutend. „So empörend ist meine Handlungsweise nicht, als diese sie darstellt. Was ich gethan, geschah, weil ich den Grafen liebe und nicht wollte, daß Victorine mit ihm vereinigt werde."

„Und in diesem schmählichen Egoismus, glaubst du, liege ein Milderungsgrund für deine That?" rief Olivier. „Verblendete, in wilder Leidenschaft Bethörte, siehst du nicht ein, daß du mit einem Schlage nicht nur sie, die unbewußt deine Nebenbuhlerin war, sondern auch ihn, den du liebst, zu Grunde gerichtet hast? Henri wird Victorine rächen und rächend wird er im blutigen Kampfe fallen, mit einem Segensspruch für sie, mit einem Fluch für dich auf seinen Lippen!"

Noëmie bedeckte sich mit beiden Händen das Gesicht, wie um ihre Blicke dem entsetzlichen Bilde zu entziehen, welches Olivier im Geiste vor ihr entrollte. Dann wandte sie sich von ihm ab und sah auf Victorine. Diese schien voll Inbrunst zu beten, denn ihre Hände waren gefaltet und ihre Augen nach Oben gerichtet. Der Ausdruck stiller Resignation, der in den himmlisch sanften Zügen der Christin lag, brachte Noëmie in Verzweiflung.

„So fluche mir doch, . . . fluche auch du mir, wie er mir fluchen wird!" rief sie außer sich. „Ich bin ja die Ursache an deinem Tode, da ich dich hasse!"

Victorine senkte ihren Blick auf Noëmie und sah sie mit unaussprechlicher Wehmuth an. „Ich bedaure dich," sagte sie mit dem Tone eines Engels der Barmherzigkeit; „du mußt furchtbar leiden, . . . ich bete für dich."

„Du betest für mich?" rief die Jüdin.

„Ja, denn ich kann derjenigen nicht fluchen, die die Gespielin meiner Kindheit, die die Freundin meiner Jugend war, die ich meine Schwester nannte, und die meine arme Mutter gleich ihrer eigenen Tochter liebte. Ich kenne dein Herz, Noëmie, du warst sonst immer gut; um aber so schlecht werden zu können, mußte deine Seele vorher grausam gelitten haben!"

Digitized by Google

„Und du fluchst mir also nicht?“ rief die Jüdin nochmals.

„Nein,“ erwiederte Victorine. „Ich flehe zu Gott, daß er sich deiner erbarme, und daß auch er dir vergeben möge, wie ich dir vergebe.“

„Aber bedenke doch, daß ich die Ursache deines Todes bin!“ entgegnete Noëmie, auf deren Haupt Victorine durch ihre Milde glühende Kohlen sammelte.

„Christus hat seinen Henkern verziehen. Vergebung unsern Schuldigern ist die erste Pflicht meiner Religion. Ich kann nicht fluchen.“

„Aber ohne mich wärst du jetzt frei und bei dem, den du liebst.“

„Die Reue über deinen Verrath wird deine Seele grausamer foltern, als Said-Abdul-Malek meinen Leib. Du bist mehr zu beklagen als ich!“ ...

„Aber du wirst sterben und ich werde frei sein!“ rief Noëmie in namenloser Aufregung. Es war, als wolle sie um jeden Preis Victorine zu einem verdammenden Wort, wenigstens zu einem Vorwurf reizen. Allein die junge Französin blieb noch in ihrer Ruhe gleich, und als Noëmie sich daran erinnerte, daß Henri ja nichts von ihrem Verrathe wisse, daß er somit keine Ursache habe, sie zu verachten, sondern daß es ihr vielmehr gelingen werde, sich seine Sympathie durch die Liebe zu erwerben, die sie ihm zeigen wolle, da begnügte sich Victorine damit, der Abscheulichen ihre Hand zu entziehen und mit einem Blicke nach Oben zu murmeln: „Gottes Wille geschehe!... Sei glücklich mit ihm, wenn du es sein kannst; ich verzeihe dir!“ ...

„Engel der Barmherzigkeit!“ rief Olivier, in dessen Augen Thränen der Rührung standen, während Noëmie zurücktaumelte wie eine Gerichtete, denn in der unverdienten Vergebung Victorinens, in dieser unendlichen, wahrhaft himmlischen Großmuth des edlen Wesens lag für sie ein Vorwurf, niederschmetternder als der Fluch, den Aeschuhna und Olivier über sie ausgesprochen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanisches Kriegswesen.

Wie man in New-York Oberst wird und Regimenter bildet, das schildert der Correspondent einer westlichen amerikanischen Zeitung in folgender Art:

Wer Oberst werden will, kauft sich eine Militärmütze mit einem Ueberzug von Glanzleder und einen blauen Rock mit dem Adler auf den Schultern. Dann geht er in die Zeitungs-Office und macht ungefähr folgende Anzeige: Mitbürger! Herbei zur Rettung der Union! Oberst Schneppe, ein gedienter Militär, welcher in Baden, in der Pfalz und in Italien gekämpft hat und Zeugnisse von Garibaldi besitzt, will ein Regiment bilden, welches nur aus gedienten Offizieren bestehen soll. Fünfunddreißig Werbebureaus sind vorläufig eingerichtet worden, Verpflegung sofort u. s. w.

Nun sind die Regimenter gleich von Anfang complet; so fehlt dem Obersten fast immer nur ein Mann. Dieser eine Mann, der fehlt, ist nämlich ein Mann, der dem Obersten 20,000 Dollars leiht. Sobald dieser Mann da ist, ist auch das Regiment fertig. Dann werden Plakate gedruckt und angeschlagen und einige tüchtige Leute als Lockvögel zu Capitänen ernannt, worauf alle oder mehrere Compagnien gebildet werden. Jetzt geht die Compagne in den Zeitungen los. Da heißt es dann: „Unser wackerer Mitbürger, Herr Schneppe, welcher mit Auszeichnung in Europa für Freiheit und Recht gekämpft hat und bis jetzt Besitzer des so bekannten Salons zur Flora war, hat sich entschlossen, für das glorreiche Sternbanner fechten zu gehen. Wir machen alle unsere deutschen Mitbürger auf die vortreffliche Gelegenheit aufmerksam, ein Paar neue Hosen und Verpflegung zu bekommen. Der rühmlichst bekannte freundliche Wirth, Herr Schmalhans, wird die Beköstigung übernehmen.“ Nächstdem richtet eine patriotische Dame ein Gedicht an das Regiment und sendet ihr Product an eine Zeitung, welche unglücklich genug ist, dasselbe nicht abweisen zu können. Das Gedicht beginnt ungefähr so:

„So lebt denn wohl, Ihr tapfren Hermannssöhne,
Schon locken Euch des Hornes kräft'ge Töne,
Zieht hin, wie einst es that De Kalb,
Seid, was Ihr seid, durchaus nicht halb.“

und so geht das Gedicht in der „schmetternden Drommeten“ Weise durch sieben bis acht mühselige Verse wie ein lahmer Gaul im

Digitized by Google

Sande. Natürlich geht sofort jedem braven Deutschen das Herz stärker, der Muth übt in der Brust die Spannkraft, und das Regiment wird immer stärker, so stark, daß es gar nicht mehr bestehen könnte, wenn es noch stärker würde.

Zunächst kauft sich nun der Oberst eine Fahne für 50 Doll., die er sich auf einem Platz unter ungeheurem Zulauf schenken läßt. Kann er es noch „afforden", so kauft er sich noch einen Ehrendegen, gewöhnlich „Schwert" genannt, und mit der Inschrift: „Du sollst nicht tödten!" versehen. Reden werden gehalten, und der Oberst sagt regelmäßig: „Sie werden von einem Soldaten (der Mann war bis dahin Schneider) keine lange Rede erwarten. Aber das kann ich Ihnen versichern, daß ich stets ein guter Soldat sein werde und auf jede Art und Weise durch meine Anstrengung dahin zu wirken versuchen will, daß das Regiment dem großen General Kalb, welcher hierher eilte, keine Schande machen soll!"

Das Regiment ist jetzt fertig. Der Oberst kann ein [illegible] Benehmen annehmen und sogar seinen Offizieren zurufen: „Meine Herren, ich bitte mir Ruhe aus!"

Denksprüche.

Wer Andern Lehr' und Rath will geben,
Muß selbst am ersten darnach streben.

Wohlthaten, still und rein gegeben,
Sind Boten, die im Grabe leben,
Sind Blumen, die im Sturm' bestehn,
Sind Sternlein, die nicht untergehn.

Verschiedenes.

Es liegt ein Briefkouvert aus Nordamerika vor, das charakteristisch ist für die Privatleidenschaft und für die Art, wie solche sich äußert. Rechts: Adresse und Poststempel; links drei kolorirte Bildchen: 1) Jefferson Davis (der Südpräsident) am Galgen; 2) ein Käfig, darin seine drei Hauptgenossen (wahrscheinlich der General Beauregard u. s. w.) eingesperrt sind; 3) eine herabgerissene Fahne der Südkonföderirten, darauf Knaben umhertreten. Unter allen dreien die gemeinschaftliche Unterschrift: fate of traitors (Verräther-Loos).

Seit dem Bestehen der Gewerbefreiheit wurden in Wien neunundneunzig neue Kaffeehäuser eröffnet. Vor der Gewerbefreiheit waren in Wien hundert Kaffeehäuser, und das nunmehrige zweihundertste Kaffeehaus wird soeben in dem Hause neben dem Criminalgebäude in prachtvollster Weise eingerichtet.

Ein achtjähriger Kapellmeister. Das neueste Wunderkind, von dem die Blätter voll sind, ist der achtjährige Knabe des verstorbenen italienischen Maestro Ricci. Von diesem jungen Genie wurde am 18. August, dem Geburtstage des Kaisers von Oesterreich, in der Kathedrale St. Just zu Triest eine Messe aufgeführt, und nicht genug, daß er dieselbe ganz allein componirt und instrumentirt hatte, er stand auch selbst am Dirigentenpulte und schwang den Tactirstock mit einer Sicherheit, als wäre er schon ein ergrauter Practicus in derlei Dingen.

Zu einem Professor kam einst ein Fremder. „Wie heißen Sie?" — „Krieg," war die Antwort. — „Wie alt sind Sie?" — „30 Jahre." — „Ei, da habe ich ja die ganz unerwartete Ehre, den 30jährigen Krieg kennen zu lernen."

Zweisylbige Charade.

Der Muselmann darf nicht
Die Erste zu sich nehmen,
Der Christ wär' wohl ein Wicht,
Wenn er sich ihr wollt' schämen.

Die Zweite hat der Mann
Zur Stütze wie zur Zier.
Wer das nicht rathen kann,
Verdient es gleich von mir.

Das Ganze ist beliebt
Und gut gepflegt an Pfählen,
Weil es 'nen Stoff uns giebt,
Der Niemand sollte fehlen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 128. Donnerstag, den 24. October **1861.**

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Fortsetzung).

Es trat jetzt plötzlich eine förmliche Umkehr in Noëmiens Gesinnung ein. Sie, die kurz vorher noch alle Symptome unversöhnlichen Hasses gegen Victorine geäußert, sie, die nur der Rachsucht in ihrem Herzen Raum gegeben und die heiligsten Gefühle schwesterlicher Liebe mit Füßen getreten hatte, sie wurde jetzt plötzlich erfaßt von wahrer Verzweiflung, von namenloser Reue und Scham über ihre infame That, und hätte alle Schätze Indiens, ja ihr Leben freudig dafür hingegeben, wenn sie Geschehenes hätte ungeschehen machen können. Allein ihre Reue kam zu spät, denn wenige Augenblicke, nachdem Victorine sie zum letzten Male ihrer Vergebung versichert hatte, öffneten sich die schweren Seidenvorhänge der mittleren Saalthüre, und umgeben von einem zahlreichen und glänzenden Gefolge trat Osman-ben-Assah ein.

Bei seinem Anblick stieß Aeschuhna einen gellenden Schrei aus, Olivier und Victorine wandten ihre Augen ab, Noëmie aber verhüllte sich mit beiden Händen das Gesicht, denn mit dem Erscheinen Osman-ben-Assah's traten die Folgen ihrer That ihr erst in ihrer ganzen Entsetzlichkeit vor die Seele.

Der Scheik schritt bis in die Mitte des Saales vor und blieb stehen. Auf einen Wink von ihm nahmen zwei Druſen Olivier Cast in ihre Mitte und führten ihn vor seinen Richter. „Ich ließ dir eine Stunde Zeit, dich zu bedenken," sagte Osman. „Diese Stunde ist verflossen. So sprich jetzt! Bist du bereit, dem Großherrn gegen die Giaurs zu dienen?"

„Ich bin bereit zu sterben," entgegnete Olivier mit fester Stimme, „wenn deine Henker auf mich warten."

„Du weißt, daß dieses Mädchen dort zuerst vor deinen Augen sterben wird," gab Osman-ben-Assah dem jungen Manne zu bedenken, indem er auf Victorine deutete.

„Ich betrachte dies als eine Gnade," rief das muthige Kind. „Tausendmal lieber ist mir der Tod, als die Qual deines verruchten Anblicks! Du und die Deinigen, ihr habt mir Vater und Mutter getödtet, vollendet euer Werk, indem ihr nun auch mich ermordet! . . ."

„Bedenke, Christ," mahnte Osman-ben-Assah, dem der Muth des jungen Mädchens imponirte, „daß es sich hier nicht um einen einfachen, schnellen Tod handelt, sondern daß Said-Abdul-Malek euch richtet!"

„Verdoppele, verzehnfache meine Qualen," rief Olivier, der bei dem Gedanken an Victorine heftig zitterte, „aber schone wenigstens diesen schuldlosen Engel!" . . .

„Schone sie selbst und willige in das, was ich von dir begehre," entgegnete der Scheik.

„Niemals!" rief Olivier mit Energie.

„So geschehe, was du selbst nicht anders willst!" sagte Osman-ben-Assah mit eisiger Kälte. „Führt sie zum Tode," befahl er seinen Knechten, „und jener dort," fügte er hinzu, indem er auf die Jüdin deutete, „laßt Zeugin von dem blutigen Schauspiel sein, von welchem ihr verschont worden wäret, wenn sie als zweiter Judas die Freundin nicht verrathen hätte."

Es bedurfte an diese Blutmenschen keiner zweiten Aufforderung von Seiten des Scheiks, um seine Befehle in Vollzug gesetzt zu sehen. Zwei Druſen führten Olivier Cast, zwei

andere Victorine, wieder zwei Aeschuhna, und ein letztes Paar endlich Noëmie fort, die mehr getragen als geführt werden mußte, da sie, halb in Ohnmacht, kraftlos in sich selbst zusammengebrochen war.

Der Gang nach dem Hof war nur ein kurzer und schon nach wenigen Minuten erreichte man die Stätte, wo Said-Abdul-Nalek mit satanischem Eifer seine entsetzlichen Vorbereitungen zur gräßlichen Folter seiner Opfer traf. Es herrschte ein tiefes Schweigen in dieser Versammlung blutdürstiger Vampyre, denn selbst auf diese entmenschten Scheusale machten die fürchterlichen Marterwerkzeuge, die sich Said-Abdul-Nalek mit kalter Ruhe zurechtlegte, einen schauerlichen Eindruck.

„Du siehst, was eurer wartet," sagte Osman-ben-Assah zu Olivier. „Noch ein Mal frag' ich dich, . . . es ist zum letzten Male, . . . willst du thun, was ich von dir begehre?"

„Nein! nein! nein!" rief Olivier. „Ich kann, ich will es nicht! . . ."

„Nun denn, Said-Abdul-Nalek," befahl jetzt Osman-ben-Assah, „so beginne mit der Christin! . . ."

Schon schickten sich die beiden Drusen, die Victorine in ihrer Mitte hatten, an, sie dem Henker zuzuführen, als ein furchtbares Geschrei außerhalb des Hofes die Luft erschütterte. Gleichzeitig dröhnten gewaltige Schläge wie mit Aexten an das große Thor, welches auf die Straße führte und im nächsten Momente krachend in Trümmer stürzte. Zwei Männer drangen zuerst in den Hof. Bei ihrem Anblick schrie Olivier Cast laut auf, denn er erkannte in ihnen Henri und Abul-Abbar, die mit hochgeschwungenen Yataganen sich auf die ihnen zunächst stehenden Drusen stürzten.

Es herrschte unter letzteren eine maßlose Verwirrung, ein panischer Schrecken, ein förmlich paralysirendes Entsetzen, denn außer Henri und Abul-Abbar drang jetzt mit wildem Kriegsgeschrei eine Schaar wohlbewaffneter Männer in den Hof, die mit gefälltem Bajonnet Alles niederstießen, was ihnen in den Weg kam. Nur Said-Abdul-Nalek schien seine Kaltblütigkeit zu bewahren. Er sah, daß ihm seine Opfer entrissen wurden, und um wenigstens an einem seinen Blutdurst zu stillen, sprang er wie ein Tiger auf Victorine zu und holte zum wüthenden Stoße mit einem kurzen Dolche aus. Bevor aber noch die erhobene Waffe niedersank, hatte Noëmie, die über dem furchtbaren Lärmen wieder zu sich gekommen war und die Absicht des Henkers errieth, sich zwischen Victorine und Said-Abdul-Nalek geworfen, und ehe dieser sich's versah, fand sein Dolch ein anderes Ziel.

Noëmie hatte die von ihr verrathene Freundin mit ihrem Leibe gedeckt und statt ihrer den Todesstoß empfangen. „Meine Schuld ist gesühnt," murmelte sie und brach zusammen. „Gott meiner Väter, sei gelobt, daß ich sie retten konnte!"

Victorine, die kaum noch wußte, was geschehen war, stürzte sich auf Noëmie; bevor aber Said zu einem zweiten Stoße ausholen konnte, schmetterte ihn ein furchtbarer Schlag mit dem Kolben eines Gewehrs zu Boden.

„Der Dreißigste!" rief mit triumphirendem Tone der Mann, welcher den furchtbaren Schlag geführt hatte. Es war Abul-Abbar, der sich freute, seinen Schwur so treulich erfüllt zu haben.

Schon nach wenigen Minuten war der Kampf im Hofe zu Ende, denn es waren ja die siegreichen Waffen der Chasseurs d'Afrique, denen eine drusische Tapferkeit nicht viel zu schaffen machte. Henri v. Villeneuve und Abul-Abbar, der Pantherjäger, waren es, die diese rechtzeitige Hilfe im Augenblick der höchsten Gefahr ihren bedrohten Freunden gebracht hatten.

Gleich bei der Ankunft der Franzosen in Beyrut hatte sich Graf Villeneuve zu dem die Expedition commandirenden General Hautpoul, den er persönlich kannte, begeben und ihm seine Befürchtungen hinsichtlich seiner Braut Victorine und seines Freundes Olivier Cast mitgetheilt. Der edle General willigte ohne Bedenken ein, dem jungen Franzosen eine Abtheilung Freiwilliger mitzugeben, von welchen die meisten selbst schon unter Villeneuve, als er noch Capitän war, in Afrika gegen die Kabylen gekämpft hatten.

Durch Abul-Abbar auf den nächsten Wegen über die Berge nach Damaskus geführt, waren sie im entscheidenden Augenblick angekommen und hatten das Serail Osman-ben-Assah's erstürmt, nachdem Abul-Abbar durch befreundete Maroniten benachrichtigt worden war, daß

Digitized by Google

eben im Hofe des Palastes die Hinrichtung eines Franzosen und zweier Frauen vor sich gehe.

Namenlos, unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens zwischen denen, die einem gräßlichen Tode so nahe, und jenen, die als rettende Engel erschienen waren.

Abul-Abbar löste die Bande Olivier Cast's und machte sich das besondere Vergnügen, Osman-ben-Assah, der entwaffnet zwischen vier kräftigen Chasseurs stand, mit denselben Stricken zu binden, die eben noch dem armen Cast ins Fleisch geschnitten hatten.

Victorine lag bewußtlos in den Armen ihres Verlobten. So entsetzliche Gemüthserschütterungen, dieser plötzliche Uebergang von der höchsten Todesangst zur unerwarteten Rettung durch die Dazwischenkunft dessen, den sie selbst schon als todt beweint, war zu viel für die zarten Nerven eines jungen Mädchens. Aeschuhna ließ sie und auch die leblose Noëmie durch einige Sclavinnen des Harems in einen der zunächst gelegenen Säle des Palastes bringen, wohin Henri und Olivier Cast folgten. Nach Einreibung ihrer Schläfe mit flüchtigen Salzen erholte sich Victorine wieder, um sich nun ganz dem Wonnegefühl der Wiedervereinigung mit ihrem Henri hinzugeben, in der fortan für sie die beste Bürgschaft für ihr künftiges Glück lag.

(Schluß folgt.)

Amerikanische Studien nach der Natur.

Wie O. Ruppius der „Gartenlaube" schreibt, zerfallen die Dienstmädchen in Amerika in drei abgesonderte Species: amerikanische, irische und deutsche.

Das amerikanische Dienstmädchen stellt sich, als Amerikanerin, mit jedem andern weiblichen Wesen dieses Continents auf gleiche Höhe, vermiethet sich deßhalb nicht, sondern geht nur einen Contract ein, und verfügt völlig selbstständig über ihre Zeit, sobald sie mit der für sie bestimmten Arbeit zu Ende ist. Wo in Deutschland die Herrschaften Nachweise über gute Führung fordern, da verlangt sie Nachweise der verschiedensten Art, ehe sie „einen Platz" annimmt — wie viel Kinder vorhanden sind, wie oft Gesellschaft im Hause gegeben wird, ob auch sämmtliche Zimmer und Treppen mit Teppichen belegt sind*), wie lange frühere Dienstmädchen in der Familie gewesen sind. Als erste Bedingungen aber stellt sie, daß sie einen oder den andern „Freund", der sie besucht, im Besuchszimmer empfangen dürfe, und daß sie der Wäsche halber im Tragen und beliebigen Wechseln von weißem Unterzeuge nicht beschränkt sei. In ihrem ganzen Thun und Sein, selbst beim Fegen der Straße, strebt sie „Lady" zu sein: und sollte sie auch nur zwei baumwollene Hemden besitzen**), so müssen sie doch mit Spitzen besetzt und einem wenigstens vergoldeten Knopfe versehen sein; sollte sie auch die zerrissene Ferse der Strümpfe unter die Fußsohle ziehen, so würde sie doch nur weiße tragen, und hat sie sich auch noch keinen Cent zurücklegen können, so ist sie doch im Stande, sobald sie zu irgend einer Gesellschaft oder Landpartie eingeladen wird, äußerlich völlig als „Lady" aufzutreten. Das amerikanische Dienstmädchen hat durch den Segen der Freischulen meist eine allgemeine Schulbildung genossen, welche sie indessen durch eifriges allabendliches Lesen der städtischen Neuigkeiten und Mordgeschichten in der Zeitung gehoben zu haben meint; sie tritt deßhalb auch mit großer Sicherheit in die Conversation ihrer Herrschaft ein und würde ein Zurückweisen ihrer Theilnahme als eine unerträgliche Verletzung ihrer Menschenrechte betrachten. Ist sie hübsch, was unter dieser Species meist der Fall ist, so findet sie es nur natürlich, einmal die gleiche Stellung wie die ihrer jetzigen „Mistreß" einzunehmen.

Das irische Dienstmädchen beschränkt sich vor Annahme eines „Platzes" nur auf die Frage nach der Entfernung des Brunnens und des Holzgelasses, und ihre Hauptbedingungen sind: an jedem katholischen Fasttage freie Verfügung über die Butter und das Eingemachte; sowie neben den ihr gehörenden Abenden und Sonntagen Zeit für den Wochenbesuch der Kirche. Sie kann meist nicht lesen, sitzt aber dennoch an streng gebotenen Feiertagen, das Gebetbuch verkehrt in ihrer Hand,

---

*) Amerikanischer Styl in jedem bessern Hause und das Scheuern völlig ersparend.

**) In Amerika wird regelmäßig wöchentlich gewaschen.

Digitized by Google

stundenlang in ihrer Kammer. Ihre beiden Hauptleidenschaften sind schreiender Putz und ein heimlicher Schluck Whiskey, welcher letzteren Neigung nur durch eine öftere Untersuchung ihres Bettes, das meist als Flaschenkeller dient, gesteuert werden kann. Sie ist selten recht reinlich, meist näschig und entweder von einer eigenthümlichen Beschränktheit, oder versteckt und unzugänglich. Nur in Ausnahmsfällen kann sie sich über drei oder vier Monate an einem Orte halten.

Das deutsche Dienstmädchen gibt in Amerika den schlagendsten Beweis von der Gelehrigkeit und schnellen Auffassungsgabe ihrer Race. Sie darf nur drei Tage in ihrem ersten Dienste sein, so ist sie schon über die Gewohnheiten und Traditionen der Heimath hinweg, hat völlig den Satz begriffen: daß man in Amerika nicht Alles zu thun brauche, was die Herrschaft verlangt, und sieht am Sonntag ohne Gewissensscrupel die Hausfrau Köchin und Kindermädchen machen. Trotzdem ist das, was sie als Grundanlage mit herüber gebracht, Treue und leicht zu gewinnende Anhänglichkeit, die Gewohnheit scharfen Arbeitens und ein instinktmäßiges Respectsgefühl gegen die Brodherrschaft, noch nicht völlig auszurotten gewesen, und deutsche Dienstmädchen sind deßhalb trotz ihrer anfänglichen Schwerfälligkeit in Erlernung der englischen Sprache ein so gesuchter Artikel unter den Amerikanern, daß ihnen ein Lohn von 120 Doll. jährlich gern bezahlt wird. Das deutsche Dienstmädchen heirathet meist schnell aus ihrem Dienste weg, und unter der länger angesessenen deutschen Bürger-Aristokratie gibt es sogar verhältnißmäßig wenige Frauen, welche nach ihrem Eintritt in das neue Land nicht zuerst gedient hätten.

Gemeinnütziges.

Prüfung der Seife für den Hausgebrauch. Man nehme ein genau gewogenes Stück Seife, etwa 1/4 Pfund, schneide dasselbe in kleine Stückchen und lasse es in einem Schoppen Wasser mit einer Handvoll Kochsalz in einem Topfe am Feuer zergehen und etwas aufsieden. Scheidet sich die Seife nicht gern vom Wasser ab, so setzt man noch etwas Salz zu und läßt dann erkalten. Die oben abgeschiedene Seifenschicht nimmt man ab, trocknet und wiegt sie. Was an dem ursprünglichen Gewicht fehlt, ist der Seife fälschlich zugesetzt worden.

Lebensphilosophie.

Ein weiser Mann bauet nicht seine ganze Existenz auf das Dasein eines andern Wesens.

Es steht nicht immer in unserer Willkühr, geliebt, aber es hängt immer von uns ab, nicht verachtet zu werden.

Verschiedenes.

Die Crinoline hat wieder ein Opfer gefordert! Ein junges Mädchen, welches die Dampfschiffmaschine zur Entwässerung des Klostersees bei Eismar besichtigen wollte, wurde von derselben am Kleide erfaßt und war im Nu zu Tode gequetscht. Vater und Bräutigam sahen dem schauerlichen Vorgange zu.

(Kinderzucht.) Eine Zigeunerin gab ihrem Kinde eine Schale und befahl ihm, Essig zu holen. Bevor aber das Kind fortging, wurde es von der Mutter geprügelt. Ein Fremder, der vorüberging, fragte, warum die Kleine geschlagen werde? „Damit sie die Schale nicht zerbricht," war die Antwort. „Ich meine," versetzte der Fremde, „dazu hätte es noch Zeit, wenn sie die Schale zerbrochen hat." — „O nein," erwiederte die Mutter, „dann wär' es schon zu spät."

Ein fader Stutzer rühmte sich, er hätte gar vielen hübschen Frauen die Köpfe verdreht. „Ich zweifle gar nicht daran," erwiederte eine Dame, „ich selbst muß ja meinen Kopf wegwenden, bloß wenn ich Sie höre."

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 127:
Weinstock.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 129. Samstag, den 26. October **1861.**

Der Geist.

Im Pfälzerländel ist es nicht geheuer,
Es haust ein Geist darin, ein starker, neuer,
Viel stärker als schon manches Jahr. — Ihr lacht??
Es ist bewiesen, Freunde, ja bewiesen,
Daß er schon Männer, Männer wie die Riesen,
Zum katzenjämmerlichen Fall gebracht.

Am Haardtgebirg', so geht des Volkes Sage,
Hält' es zuerst gespuckt bei hellem Tage.
Der Geist soll Neckenden sehr unhold sein,
An ihnen seine ganze Macht ausüben,
Sie quer durch Straßen und durch Gassen schieben,
Im Weg' sie finden lassen jeden Stein.

Vom Vierunddreißiger sei er ein Sprosse,
Erstarkt an Mutter Brust, gepflegt im Schooße, —
Von Phöbus süßem Feuerkuß beseelt.
Noch ungetauft, dem Preßbett' erst entlaufen,
Dräng' mancher Christ darauf, ihn jetzt zu taufen,
Daß er nicht so die liebe Menschheit quält.

Doch rathen Viel', ihn ungetauft zu lassen;
Mit großen Geistern wäre nicht zu spassen.
Ein Gänsebad, sagt Doctor Eisenbart,
Sei Irrenden probat, nicht großen Geistern.
Das beste Mittel, letzt're zu bemeistern,
Sei ordnungsvolle feine Lebensart.

Frankeneck, im October 1861. — lr. —

Der Pantherjäger.

Eine Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien.

(Schluß.)

Weniger erfolgreich waren die Wiederbelebungsversuche, die Aeschuhna auch an Noëmie vornahm, und an welchen Victorine mit wahrhaft schwesterlicher Liebe theilnahm. Der Dolch Said-Abdul-Malek's hatte die Brust der schönen Jüdin durchbohrt und war so tief eingedrungen, daß an eine Rettung der Unglücklichen nicht gedacht werden konnte. Vergebens suchte man das Blut zu stillen, vergebens legte Aeschuhna mit der Geschicklichkeit, die in solchen Verrichtungen nicht selten türkischen Frauen eigen ist, einen Verband auf, vergebens war der Jammer Victorinens, die ihre Freundin, ihre Schwester aufrichtig beweinte: Noëmiens Puls ging immer langsamer, ihr Athem wurde immer schwächer, ihr letzter Lebensfunke schien am Erlöschen. In diesem entscheidenden Momente schlug Noëmie noch einmal die Augen auf: ihr matter Blick schweifte um die sie Umstehenden, und als sie Victorinen gewahrte, spielte ein freudiges, obwohl kaum merkliches Lächeln auf ihren Lippen. „Ich sterbe . . . für dich . . ." flüsterte sie mit kaum vernehmbarer Stimme . . . „du hast . . . vergeben. Vergebt auch ihr," fügte sie hinzu, indem ihr brechender Blick auf Olivier und Aeschuhna ruhte, . . . „dann sterbe ich . . . in Frieden!"

Olivier und Aeschuhna ergriffen ihre Hände und drückten sie leise zum Zeichen der Versöhnung. Ein letztes Aufleuchten ihres Blickes galt dem Grafen . . . „Sei glücklich mit Victorinen!" mit diesem Wunsche gab Noëmie den Geist auf, und ihre Seele flog versöhnt zu Gott.

Während diese ergreifende Scene im Innern des Palastes vor sich ging, schickte man sich im Hofe an, Alles, was von den Türken und Drusen im Kampfe mit den Franzosen nicht umgekommen war, unter sicherem Gewahrsam in die Serailgefängnisse Fuad Pascha's zu bringen, der sich durch die Ankunft der französischen Armee gezwungen sah, zum Beweise

Digitized by Google

seiner strengen Unparteilichkeit an Denjenigen ein abschreckendes Beispiel zu statuiren, gegen die sich die allgemeinen Klagen am lautesten erhoben.

Osman-ben-Assah war einer der Ersten, der von Fuad Pascha zur Sühne so vieler Verbrechen geopfert wurde. Er wurde, als auf frischer That ertappt, zwei Tage nach seiner Verhaftung erschossen. Noch mehrere drusische Chefs und türkische Offiziere theilten das Loos des Scheiks; was ist aber ihre gerechte Bestrafung gegen die in Deir-el-Kamar, in Zahle, in Damaskus und 150 andern Orten begangenen Gräuel? was ihr Tod gegen den Tod von 16,000 niedergemetzelten Christen? was die Gefangenschaft oder Verbannung Anderer gegen die Gefangenschaft von 3000 Frauen und Mädchen, die noch heute in den Harems der türkischen Großen schmachten?

Unter den vielen Neugierigen, die sich in den Hof gedrängt hatten, um sich von dem Resultate des Kampfes zu überzeugen, befanden sich auch zwei Männer in europäischen Anzügen, oder genauer gesagt in englischen, denn die von den Söhnen Albions adoptirte Mode ist so charakteristisch, der Ranking so vorherrschend und der Schnitt so bizarr, daß ein Engländer an seiner Kleidung eben so leicht unter Tausenden herauszufinden ist, wie ein Mohr unter Weißen. Es waren Mr. Patterson und Sir William, die, zufällig des Weges kommend, von dem Tumulte angezogen und durch das Beispiel Anderer verführt wurden, nachzusehen, was sich im Palaste des ihnen so sehr befreundeten Scheiks zugetragen hatte.

„Dah!" machte Sir William, als er die französischen Bajonnette blitzen sah, „so sind also wirklich schon französische Soldaten hier?... Es bestätigt sich also, daß Frankreich eine Armee nach Syrien schickte?"

„Es scheint so," erwiederte der würdige Mr. Patterson; „aber sie werden nicht lange hier bleiben. Ich stehe Ihnen dafür."

„Sie glauben?"

„Kann England es dulden?... Was wollen übrigens die Herren Franzosen beschützen? Die Maroniten etwa? Um die Drusen zu unterdrücken?... Aber die Maroniten sind die Elenden, die Feigen, die Räuber, Plünderer und Mörder, sie sind es, die immer herausfordern, und nicht die Drusen. Man verleumdet die Drusen, es ist daher unsere Pflicht, sie zu vertheidigen und ihnen unsere Freundschaft in jeder Weise zu bethätigen... Aber was muß ich sehen!" rief er überrascht, als er plötzlich den Scheik bemerkte, den man eben im Begriffe war, unter sicherer Bedeckung abzuführen. „Ist es möglich? Welch unerhörte Kühnheit, gegen einen hohen Beamten der Pforte so zu verfahren?"

„Pah!" erwiderte eine Stimme neben ihm, „Sie werden noch ganz andere Dinge erleben, mein bester Mr. Patterson, und Ihre Freunde, die rechtschaffenen Drusen, werden sich wundern, wie man mit ihnen umgehen wird."

Mr. Patterson sah sich um, wer so zu ihm sprach, und erkannte Abul-Abbar, den Pantherjäger, der vertraulich seine Hand auf seine Schulter legte. „Nicht wahr, mein ehrenwerther Sir, Sie staunen," sagte er mit Ironie. „Und doch dürften Sie froh sein, wenn die Franzosen um acht Tage früher gekommen wären, denn dann hätte man Ihnen Ihre Diamanten nicht gestohlen."

„Man hat sie nicht mir gestohlen, sondern dem Juden Esau," erwiderte Mr. Patterson, „und Esau wird mir Schadenersatz leisten."

„Hm, das bezweifle ich," meinte Abul-Abbar verschmitzt.

„Man wird ihn zwingen," rief der Engländer mit Eifer.

„Kann ich wieder nicht recht glauben," entgegnete Abul.

„Warum?"

„Weil er todt ist," rief der Pantherjäger lachend. „Ihre Freunde, die Drusen, haben ihn unterwegs, als er nach Damaskus gehen und dem Scheik eine große Summe in Diamanten bringen wollte, um seine Tochter Noëmie loszukaufen, erschlagen und beraubt, und wenn Sie nicht die Mittel besitzen, Mr. Patterson, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, so wird Ihr Gold wohl verloren sein."

Und ohne sich um die Goddams und verschiedene Flüche zu kümmern, die der ehrenwerthe Gentleman ihm für diese Mittheilung nachrief, entfernte sich Abul-Abbar von Mr. Patterson und begab sich zu einer Gruppe, die eben aus dem Innern des Palastes heraustrat, um diese traurige Stätte so vielen Jammers, die sie hier erlebt, auf immer zu verlassen. Es waren Victorine, Aeschuhna,

Digitized by Google

Henri und Olivier, die in einem französischen Hotel bis zu ihrer Abreise Unterkunft suchten. —

Einige Tage später lichtete die Artemise, ein französisches Dampfboot, die Anker. Es hatte zwei schwer geprüfte, aber nunmehr einer schönen Zukunft entgegensehende Paare an Bord. Henri mit Victorinen und Olivier mit Aeschuhna verließen auf immer diese blutgedüngte syrische Erde.

Ihrem Gelübde treu, war Aeschuhna entschlossen, in Frankreich die Taufe zu empfangen und dann in ein Kloster zu gehen; Olivier aber dachte im Stillen daran, sie wenigstens zur Hälfte an der Ausführung ihres Vorsatzes zu hindern und sich mit ihr, die ihm so viele hingebende Liebe bewiesen und die Rettung seines Lebens auf Gefahr ihres eigenen versucht hatte, seinen eigenen Herd zu gründen.

Alle vier standen jetzt auf dem Verdecke und blickten, ihre weißen Taschentücher schwenkend, zurück nach dem Gestade. Ihre Grüße galten dem zurückgebliebenen Freunde Abul-Abbar, dem braven Pantherjäger, der wehmüthigen Blickes dem allmälig immer kleiner werdenden Schiffe nachsah, bis es endlich ganz vom Horizonte verschwand.

Und sollen wir nun hierher das Wort Ende setzen? Wohl ist die von uns erzählte Episode aus den letzten Ereignissen in Syrien zu Ende, sind es aber auch die Metzeleien? So lange die französische Flotte in den Gewässern Beyruts liegt, wollen wir es hoffen, ja dürfen wir es erwarten. Aber können die französischen Schiffe hier ewig ankern? . . . Nein. Und was dann?

Eine Einladung, oder: Der versteht's.

In den jüngsten Tagen ist uns, und wohl auch Andern, eine lithographirte Einladung zur Betheiligung an der Frankfurter Lotterie zugegangen, deren Fassung uns in ihrem Schwindel eigenthümlich genug erscheint, um vor andern Anpreisungen der Art hervorgehoben und aus ihrem engeren Kreise in den weiteren unserer freundlichen Leser gezogen zu werden. Wir schicken dem Wortlaute nur die Bemerkung voraus, daß wir die Gewohnheit haben, dergleichen Briefe in den Papierkorb zu werfen, daher auf eine frühere Erwiederung unserer Seits von vornherein kein Bezug genommen werden konnte. Das, wie gesagt, lithographirte, also nicht für uns allein bestimmte Schreiben lautet also:

Geehrtester Herr! Zu einer früheren Lotterie erlaubte ich mir Ihnen ein Loos zu offeriren, welches Sie mir aber wieder zurück sandten, weil Sie damals zu einem Glücksversuch nicht geneigt waren.

Seitdem hat die Theilnahme an diesem Unternehmen so sehr zugenommen, daß ich seither wenig oder gar keine Loose disponibel hatte, um neue Anerbietungen damit zu machen.

Gestern erhielt ich zufälligerweise ½ Loos von einem meiner Herren Correspondenten Ihrer Gegend zurück und indem ich für dasselbe eine Verwendung suchte und meine Adressen-Verzeichniße nachsehen wollte, fiel aus dem alten Rücksendungs-Register Ihr früheres Schreiben hervor, worin Sie das zuletzt von mir erhaltene Loos an mich zurückschickten, gerade, als wenn ich dadurch aufgefordert werden sollte, das fragliche Loos Ihnen und niemand Anderem zu überlassen.

Dieser Andeutung folgend, offerire ich dasselbe also wirklich Ihnen, hoffend, einen Versuch damit recht glücklich für Sie ausfallen zu sehen. Ich bin durchaus nicht von Vorurtheilen befangen, vieljährige Erfahrungen haben mir aber gezeigt, daß der Zufall nirgends so sonderbar obwaltet, als gerade in diesem Geschäft und man sollte einen Wink, wie den vorstehend erwähnten, nie unbenutzt lassen, denn gerade in solchen besonderen Fällen treten glückliche Ereignisse am häufigsten ein. Deshalb ermangele ich nicht, Ihnen dieses Loos zur bevorstehenden 141ten hiesigen großen Klassen-Geldverloosung anzubieten und lade Sie eben so höflich als dringend ein, sich zur Annahme meines Antrages zu entschließen und mir den kleinen Betrag von fl. 3. umgehend einzusenden.

Indem ich Sie schließlich darauf aufmerksam mache, daß, sobald Sie die Güte gehabt haben werden, mir obigen kleinen Betrag franco zu übermachen, ich Ihnen das für Sie zurückgelegte Loos sogleich einsenden werde, empfehle ich mich Ihnen mit aller Hochachtung

A. K.

Gemeinnütziges.

Im Orient conservirt man Weintrauben auf folgende Weise: In großen thönernen Gefäßen werden die Trauben schichtenweise eingelegt und auf dieselben gestoßener Senfsamen gestreut und so das Gefäß vollgefüllt. Obenauf wird nun eingekochter Traubenmost gegossen und das Gefäß so luftdicht als möglich verschlossen. Die Trauben halten sich 4 — 6 Monate im besten Zustande. Will man dieselben genießen, so legt man sie vorher in kaltes Wasser, wodurch sie nicht nur vom Senfpulver befreit werden, sondern auch ihre frühere Frische wieder annehmen.

Lebensphilosophie.

Die Art, wie man Wohlthaten erzeugt, ist oft mehr werth, als die Handlung selbst. Keine Wohlthat ist größer, als die des Unterrichts und der Bildung.

Klage nie über Verfolgung und Feinde, wenn du nicht Lust hast, die Anzahl der letzteren zu vermehren.

Verschiedenes.

Eine amerikanische Zeitung theilt folgendes Gespräch mit, das ihr Redacteur kürzlich beim Dingen eines Dienstmädchens erlauschte: Eine Dame, welche ein „Mädchen für Alles" brauchte, ward in das Sprechzimmer gerufen, um eine Dienstsuchende zu sehen. Biddy (auf dem Sopha sitzend): Ich höre, Sie suchen ein Dienstmädchen. — Dame: Ja. — Biddy: Haben Sie kaltes und warmes Wasser bequem durch das ganze Haus geführt? — Dame: Ja. — Biddy: Ist Gas in der Küche? — Dame: Ja. — Biddy: Befinden sich Teppiche im Zimmer des Dienstmädchens? — Dame: Ja. — Biddy: Haben Sie einen Bedienten, der das Feuer anmacht und Schuhe wichst? — Dame: Das Dienstmädchen macht ihr Feuer selbst an und wichst die Schuhe. — Biddy: Dies ist recht fatal. Aber Ihr Haus gefällt mir sonst recht gut, die Küche sieht recht bequem aus, und ich denke, ich trete ein. Ich erwarte 9 Dollars Monatslohn, da ich nie für weniger arbeite. — Dame: Allein ich muß Ihnen eine Frage vorlegen: Können Sie Piano spielen? — Biddy: O nein, das weniger, Madame. — Dame: Ja, dann kann ich Sie nicht brauchen.

Baron Knigge, der Verfasser der Kunst mit Menschen umzugehen, wurde einmal von einer vornehmen Dame, die mit diesem feinem Buche hinsichtlich ihres Geschlechts höchst unzufrieden war, zur Rede gestellt. Knigge fertigte sie kühl, nüchtern und trocken ab. Dadurch gerieth sie dergestalt in Hitze, daß sie ihn zu einem Duell herausforderte. Der Baron lächelte, nickte, sagte zu, und Ort und Zeit wurden bestimmt. Die Dame war schon auf dem Kampfplatze, als der Baron ankam. Er ließ ihr die Ehre des ersten Schusses und sie, flammend vor Grimm, nahm diese Ehre an. Schon hält sie sich schußfertig, als der Baron ausruft: „Noch ein Wort, Gnädige!" Zugleich tritt er auf sie zu, zieht aus seinem Ueberrock einen Fuchsschweif hervor und klopft der Dame damit auf die schöne Hand, in welcher sie das Pistol hielt. Ein Schrei der Ueberraschung, des Entsetzens; das Pistol entfällt der kampfbereiten Hand, und die Eigenthümerin dieser schönen Hand fällt in Ohnmacht. Alles das war die Sache eines Augenblicks. Der Baron wünschte wohl zu speisen, ging seiner Wege und bewies, daß er auch die Kunst verstehe, mit Damen umzugehen, die duelliren wollen.

Als einer Dame gesagt wurde, daß das Unschlitt durch den Krieg entsetzlich vertheuert worden sei, fragte sie: „Haben sich denn die Armeen sogar bei Lichte geschlagen?"

Räthsel.

Alt liebt es der Mann
Jung liebt es das Kind.
Fehlt ihm aber Kopf,
Ist es nur ein Wind.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 130. Dienstag, den 29. October **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Aus der „Spinnstube" für 1862.)

I.

Wer einmal etwas vom siebenjährigen Kriege gelesen oder gehört hat, der weiß, daß die Schlacht von Zorndorf so recht eine Zornschlacht war, denn der Zorn Friedrichs und seiner Preußen über die höllische Bosheit, Rohheit und Schonungslosigkeit, womit die Russen gegen das Land und die Leute drin verfuhren, war eben so gerecht als gewaltig. Die Russen haben den Zorn gefühlt, und der Seydlitz hat die Münze, die der Zorn schlug, ausbezahlt bis auf Heller und Pfennig, nämlich auf dem absonderlichen Zahltisch — dem Rücken der Russen.

Das wisset Ihr schon, daß damals König Friedrich II. in einer Lage war, die man sich nicht wünschen mag und auch einem Anderen nicht. Es gehörte eben so ein großer Friedrich dazu, um nicht darinnen stecken zu bleiben. Der Feldzug, den der König in Mähren unternommen, war ohne erhebliche Früchte geblieben; man kann sagen: er war mißlungen. Sein Rückzug nach Böhmen war ein Meisterstück des Helden. Er wußte an der böhmisch-schlesischen Grenze bis in den Monat August 1758 sich zu halten, wie auch der Oesterreicher Daun sich anstellen mochte, ihn zu vertreiben. Auf den hatte es Friedrich gepackt, und ohne Zweifel würde er ihm das Kamisol am Leibe ausgeklopft haben, wäre nicht etwas passirt, das ihn auf andere Gesinnungen bringen mußte.

Unter dem Befehle des russischen Obergenerals, Grafen von Fermor, waren siebenzig Tausend Russen dem Könige in die Ande oder in den Nacken gekommen. Das war, bei meiner Treu'! kein Spaß. Nun waren die Russen damals noch wilde Gesellen, roh und unbändig; seit 1758 sind volle hundert Jahre vorbei, die doch geeignet waren, der Sonne der fortschreitenden Bildung und Erkenntniß Bahn zu brechen durch die Sumpfnebel, die auf Rußland lagen. Aber Anno 1758 ist es noch anders gewesen. —

Die Botschaften, welche Friedrich tagtäglich erhielt, waren lauter Hiobsbriefe. Wenn der Eine meldete: Die Russen sind in die Neumark eingefallen, so berichtete der Andere: Wenn sie auch gegen das eigentliche „Preußen" schonend verfahren, weil sie das einzusacken gedenken mögen, welche Zeche vor dem Wirthe gemacht scheint, so wüthen die Kosaken in den anderen Provinzen wie wahre Teufel. Das Volk verzweifelt, die Städte und Dörfer brennen, das Land ist verwüstet. Jeder dieser Berichte und Botschaften hatte aber denselben Schluß, den: Komm', Heldenkönig, und hilf und rette uns! — Das war ein Ruf der Landeskinder an den Landesvater.

Das fuhr dem König in die Knochen wie die reißende Gicht. Er stampfte mit dem Fuße, stieß den Krückstock an die Erde und schüttelte den Kopf, daß der lange Zopf von einem Schulterblatte auf das andere fuhr. In das große, zornsprühende Auge wagte vollends Keiner zu blicken, denn das hielt Keiner lange aus. Dabei maß er das Gemach von einem Ende bis zum anderen. Rings herum an den Wänden standen seine Generale und Feldherren. Plötzlich blieb er vor dem Seydlitz stehen, vor dem Dragoner, der statt eines Commandowortes sein Tabakspfeiflein in die Luft warf, und sagte: Die Russen stehen vor Küstrin. Weiß Er, was das heißt? —

Digitized by Google

Majestät, daß wir hinreiten und sie fortjagen sollen! sagte der Seydlitz.

Der König lächelte und sagte, mit der Hand dem schönen Seydlitz auf die Schulter klopfend: Da ist Er ganz meiner Meinung! Auf denn, meine Herren, wandte er sich zu den anderen Generalen, lassen Sie uns einmal rasch aufbrechen! Bereiten Sie Alles schnell vor! Adieu!

Damit waren die Herren gnädig entlassen, hatten ihre Befehle und wußten recht gut, was das Wörtlein „rasch" im Munde Friedrichs zu bedeuten hatte, denn da hatte es seine ursprüngliche Bedeutung verdreifacht.

Sie standen wirklich vor Küstrin, die Russen, und das Land rings war weithin eine Wüste und rauchende Brandstätte, überall das Zeugniß, daß die Kosaken dagewesen waren. Dem armen Küstrin ging's noch schlimmer. Fermor wollte es haben und der Commandant, der wackere Obrist Schack von Wuthenow, wollte es nicht geben. Da mußten die Kanonen den Schiedsrichter machen. Die flogen denn auch rasch heran und spieen ihre Kugeln, kalt und heiß, in die arme Stadt, die nur noch zwei Gebäude übrig behielt, die schöne Garnisonskirche und ein ganz kleines Häuslein am kurzen Damm und über der Kieperpforte. Unter den Ruinen hausten Einwohner und Soldaten, so gut es ging und soviel ihrer übrig waren; aber der brave Schack sagte: Kinder, lieber hier bei Wasser und Brod, als in der Gewalt der Unholde, und vor Allem und über Alles, dem Eide und dem Könige treu!

Allen Respekt! sagte der Gevatter und nahm sein grünes Sammtkäpplein ab. Allen Respekt!

Auch Schmiedjakob nahm das Käpplein ab und sagte: Das war Recht, Gevatter. Vor Einem der Art, in Summa, vor einem Ehrenmanne zieht man Hut und Käppel ab, denn so präsentirt der Bürger das Gewehr vor ihm! — Dann fuhr er fort: Dem Könige, nämlich dem alten Fritz, war's zu Muthe, als hörte er das, denn der marschirte einmal wieder, wie Allnichtsguts. Von Landshut bis an die Oder in eilf Tagen — bei schlechten Wegen, das ist ein Wort, und nicht Viele machen's ihm nach! Aber es galt auch, die Russen zu jagen, und die Landeskinder in den Regimentern sagten: Wartet nur, Ihr Moskowiter, wir fahren unter Euch, wie ein Gewitter, und Donner und Blitz soll Euch treffen! — Da ging's vorwärts, und Keiner wurde marode, wie der Franzos sagt, oder abständig, wie's uns mundgerecht ist.

Bei Marschnau und in Gorgast vereinigte der König sich mit den Truppen des Grafen Dohna, der gegen die Russen stand, aber zu schwach war. Bei der Musterung dachte der König daran, daß diese Soldaten bei Groß-Jägerndorf sich hatten schlagen lassen, und konnte den Aerger nicht verbeißen. Er sagte zu Dohna, da Alle sehr sauber und gut gekleidet aussahen: Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt! Ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber — sie beißen! Das mußte der General einstecken, wenn's auch kein angenehm Präsent war und kein Zuckerplätzlein! —

Eine ganz hübsche Anzahl hatte der König nun da beisammen; freilich nicht soviel wie die bärbeißigen Russen; aber, wie er sagte: Gute Bisser, die die Oesterreicher manchmal gebissen hatten, daß sie nach Gott schrieen. Es waren zusammen: vierzig Bataillone Infanterie und auch um achtzig Schwadronen Reiterei und Er und der Seydlitz! An Kanonen war auch kein Mangel, aber da war die Oderbrücke zu besetzen und Küstrin mußte auch seine Besatzung haben, und so blieben ihm denn gegen die überlegenen „Moskowiter" vier und dreißig Bataillone Fußgänger und drei und achtzig Schwadronen Reiter.

Der alte Fritz war aber gewohnt, erst Alles genau zu erforschen, ehe er anfing, und als das Alles zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, sagte er: Nun wollen wir an sie gehen! In Güstebiese umringten ihn eine Menge Menschen, welche ihm klagten, was sie durch die Russen erlitten. Es waren saubere Geschichten, die er da von den Unholden zu hören kriegte! —

Der König tröstete sie liebreich und sagte: Nun seid nur ruhig, Kinder, wir wollen sie schon kriegen! — Bei dieser Gelegenheit kam eine Frau zum Könige heran und legt die eine Hand auf des Pferdes Hals und schaut ihn freundlich an und fragt: Ihre Majestät, was macht denn mein Mann, der Unteroffizier Bindar bei dem — sie nannte den Namen — Regimente? — Ich kenne ihn

gitized by Google

wohl, sagte freundlich der König, er ist Gottlob noch gesund.

Na, ich danke; grüßen Sie ihn viel tausend Mal von mir, und dabei überreicht sie dem Könige einen Brodkuchen, den sie, wie sie sagte, für ihren lieben König gebacken habe. Friedrich nahm den Kuchen freundlich, dankte der guten Frau und versicherte: er solle ihm gut schmecken! Das zeigt, was er bei seinem Volke galt, und wie er zu ihm stand. Es war halt doch ein Extrastück von einem König in allen Fugen und Ecken!

(Fortsetzung folgt.)

Zu spät!

Schnee und Hagel schlug auf unbarmherzige Weise gegen die Fenster; der beißende Nordwind drang bis auf die Knochen. Schauernde Fußgänger sah man durch die Straßen eilen, die Regenschirme fest an sich haltend, um sie vor der Wuth des Sturmes zu retten. Kräftige Männer zogen die Mantelkrägen über die Ohren, schnellten mit den Fingern und stampften mit den Füßen, um dadurch den Umlauf des Blutes zu befördern; zarte Damen konnte man durch die geschlossenen Wagenfenster bis an das Kinn in kostbare Pelze gehüllt sehen. Es war ein Tag, an dem man Gott für Feuerung und Nahrung danken und schaudernd an die heimathlosen Armen denken mußte. Es war Danksagungsfest, — in ganz Neu-England ein Tag der Freude, Lustbarkeiten, glücklicher Erinnerungen. An den Fenstern vornehmer Wohnungen prangten schwere seidene Vorhänge, blühten die seltensten Blumen und sangen Vögel, wie in der Mitte des Sommers; wärmende Feuer boten dem kalten Winde Trotz; anmuthige Gestalten konnte man in die buntesten Farben des Herbstes gekleidet sehen.

In einer solchen Wohnung saß am lecker besetzten Tisch Mr. Glen mit Gattin und Familie, — Kindern und Enkeln. Der kleine hohe Stuhl, in welchem regelmäßig jedes Jahr ein neuer Sprößling saß, war sorglich an den Tisch gerückt mit seinem kleinen, gelockten Insassen im rothen Kleidchen und weißen Schürzchen, ein Bild kindlicher Glückseligkeit. Söhne und Töchter, in männlicher Schönheit und weiblicher Grazie, machten ein schönes Bild.

Ein Diener brachte ein Billet an Mr. Glen herein. Während er las, färbten sich seine Schläfe, aber ärgerlich den Kopf schüttelnd mit den Worten: „Es bedarf keiner Antwort," wandte er sich wieder zu den Freuden des Tisches. Das Billet kam von seiner jüngeren Tochter Ellen, welche einige Jahre vorher heimlich Herz und Hand einem jungen Manne geschenkt hatte. Mr. Glen hatte erklärt, „er wolle sie nicht mehr sehen." Seiner ganzen Familie war verboten, sie zu sehen oder zu sprechen. „Denkt an sie, als an eine Todte," sagte er, „und laßt mich ihren Namen nie hören."

Alles, was ihn an sie erinnern konnte, ließ er wegschaffen. Das Zimmer, welches sie bewohnt hatte, ward zugeschlossen. Es enthielt ihre Guitarre mit dem blauen Bande, das so oft um ihren schönen Hals gelegen, ihr Arbeitskästchen, Zeichnenmaterial, ein Sträußchen verwelkter Blumen, kleine, nette Pantöffelchen, schöne Kleider und den Spiegel, welcher so oft die zierliche Gestalt zurückgestrahlt hatte.

Ihr Vater hatte gesagt, sie sei „todt für ihn" und versuchte auch, so zu denken; und doch fuhr er über eine Stimme im Hause, oder eine bekannte Melodie, oder irgend einen leisen Schritt zusammen, und oft schaute ihn in seinen Träumen ein schmales, blasses Gesicht mit goldenen Flechten an und eine schwache, wohllautende Stimme bat um Verzeihung, aber die Morgensonne fand ihn wieder kälter, härter, unbeugsamer denn je!

Vergebens bat die treue Begleiterin seiner Jugend, durch deren Brauen sich Silberfäden zogen, mit der Liebe einer Mutter für ihr Kind. Vergebens machten die feuchten Augen eines Bruders oder einer Schwester ihre stumme Beredtsamkeit noch sprechender.

Und so hob er seine Tafel am Danksagungsfeste auf; — er hatte wirklich der Tochter letzte Bitte verweigert. Für ihn hatte die Speise ihren Geschmack verloren. — Er sah eine zitternde Gestalt und ein hageres Gesicht.

(Schluß folgt.)

Lebensphilosophie.

Je mehr Bedienten man hat, um desto schlechter wird man bedient.

Ein großer Mann wird oft durch kleine, sehr kleine Leute, deren Einfluß er verachtet, blos dadurch gestürzt, daß er bei dem ersten Angriffe Furchtsamkeit und Mangel an Zuversicht blicken läßt.

Verschiedenes.

Bei den großen Manövern am Rhein hatte ein General einige Regimenter so aufgestellt, daß sie alsbald durch das Feuer der feindlichen Artillerie aufgerieben sein würden. Der französische General Forey machte den neben ihm stehenden früheren Kriegsminister v. Bonin darauf mit den Worten aufmerksam: „Diese Regimenter sind verloren"; Bonin aber sagte alsbald: „Nein, nicht die Regimenter, sondern der General." Dieser mußte denn auch an demselben Tage den Abschied nehmen.

(König, Kaufmann oder Fleischer.) Malek, Vezir des Kalifen Mustad, erhielt in einer Schlacht den Sieg über die Griechen und nahm ihren Kaiser gefangen. Er ließ ihn in sein Zelt führen und fragte ihn, welche Behandlung er von seinem Sieger erwarte? „Wenn Du den Krieg als ein König führest, so schicke mich heim; führst Du ihn als ein Kaufmann, so verkaufe mich; führst Du ihn als ein Fleischer, so laß mich ermorden," antwortete der Kaiser. Der türkische Feldherr schickte den Kaiser ohne Ranzion zurück.

Der Mensch soll nur kriechen, da kommt man zu Etwas. Unter den Thieren haben nur zwei Wesen, die kriechen, eigene Häuser: die Schildkröte und die Schnecke.

Zu Evreux in Frankreich zeigte vor Kurzem ein junger Mann dem Gericht an, daß seine verlobte Braut ihm untreu geworden sei und klagte auf eine Entschädigung von 1500 Frcs. Er hatte eine förmliche Rechnung aufgesetzt, unter Anderm für verlorene Zeit: 8 Visiten bei der tugendsamen Jungfer Braut à 1½ Fr.; 6 Visiten von noch längerer Dauer à 2 Fr.; 4 Visiten von noch längerer Dauer à 4 Fr.; ferner die Kosten des Mittagsessens zu Ehren der Braut, wozu ein Maß Wein, 4 Flaschen Branntwein, Pfeffer, Käse, Zwiebel und sonstige nützliche Dinge angeschafft worden waren; zuletzt wurde noch eine Summe für abgelaufene Stiefel und eine andere für schlaflose Nächte verlangt. Er mußte sich im Ganzen mit 455 Fr. Schmerzengeld abfinden lassen.

Der Vatican, die aus einer Aneinanderreihung verschiedener Paläste bestehende Residenz des heiligen Vaters in Rom, soll 4422 Zimmer enthalten, also noch viermal mehr, als die neuen Parlamentshäuser in London.

Ein gesunder ausgewachsener Mann ist Morgens um einen halben Zoll schlanker und größer als Abends; der Grund hiervon ist die nach der gewöhnlichen Tagesanstrengung erfolgende Erschlaffung der Knorpeltheile.

Zu einem Meister kam ein Bauer, dessen Sohn bei jenem in der Lehre, aber Krankheits halber wieder nach Hause geschickt war. Der Meister ermahnte den Vater, er möchte dafür sorgen, daß sich der Knabe mehr pflegen könne, denn überall ständen jetzt bei ihm die Knochen heraus. „Ja," sagte der Bauer darauf, „ick weeß man gar nich, wo der Junge alle de Knochen hat hergekriegt."

Die Montags-Zeitung „Berlin" entwirft von „unserer Zukunft", nach Einführung der Heeres-Organisation, folgendes nicht eben rosiges Bild:

Bei diesem ew'gen Rüsten
Wird's bald mit uns so steh'n:
Ein Theil des Volks wird fechten,
Der and're fechten geh'n.

Auflösung des Räthsels in Nro. 129:

Most, Ost.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 131. Donnerstag, den 31. October **1861.**

Vivat der Einundsechziger!

(Nach bekannter Melodie.)

Brüder, laßt ein Lied uns singen
Von dem einundsechz'ger Wein!
Laßt uns hoch die Gläser schwingen,
Stimmt in meinen Jubel ein:
Solchen edlen Saft der Reben
Hat es nie — noch nie gegeben;
Darum schenket fröhlich ein
Aechten einundsechz'ger Wein!

Doktor Gall! du bist geschlagen
Nun durch Bachus Götterhand,
Die uns erst vor wenig Tagen
Diesen Nektar zugesandt.
Wo die Einundsechz'ger fließen,
Braucht man dich nicht zum Versüßen;
Darum trink' nur ganz allein
Deinen gallisirten Wein!

Edle fünfz'ger Potentaten,
Ziehet eure Scepter ein!
Sonst seid ihr gar schlimm berathen;
Denn nur Er darf König sein! —
Huldigt ihm als Kronvasallen,
Und wir lassen laut erschallen
In dem innigsten Verein:
„Hoch der einundsechz'ger Wein!

Deidesheim, den 28. October 1861. Karl Rohr.

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Am 24. August lagerte die Armee bei Darrmietzel und von da bis zur Neudammer Mühle. Bei der Mühle, zwischen Neudamm und Zorndorf, hielt der König und da fanden sich Hegemeister, Flurschützen und Förster ein, die zu Wegeweisern dienen sollten. Nachdem noch ein Spion berichtet hatte, leuchtete des Königs Angesicht. Er wandte sich an die Generäle und sagte: Adieu, meine Herren! Ich gratulire Ihnen, die Schlacht ist gewonnen!

Aber sie war's für's Erste doch noch nicht, denn es gab harte Sträuße und auch Püffe für die Preußen, und der junge Seydlitz zauderte mit seinen Klingen zu fegen, wie er es bei Roßbach gethan. Die Russen benutzten einen Fehler, den ein General gemacht, und warfen fünfzehn Bataillone über den Haufen und die Artillerie dazu. Das brachte aber dem linken Flügel der Preußen eine heillose Verwirrung. Das war ein Unglück, wie es die Preußen noch in keiner Schlacht erlebt. Viele sahen schon Alles als verloren an. —

Der König sah's und sah auch, daß Seydlitz nicht dreinfuhr. Er sandte einen Adjutanten und ließ ihm befehlen, drauf zu gehen.

Jetzt war's Zeit, und der Seydlitz fuhr drein, jagte die russische Reiterei in die Flucht und warf sich dann auf das Fußvolk. Bei dieser Gelegenheit kam ein Auftritt vor, dessen hier zu gedenken ist, da es der Anfang der Geschichte ist.

In dem Dragoner-Regimente des Generals Seydlitz war ein Rittmeister, ein Bürgerlicher, der Heumar hieß. Es war ein sehr tapferer Offizier, aber arm von Haus aus, der sich durch Verdienst heraufgeschwungen hatte. Der Seydlitz war ein herrlicher General, aber koscher, wie der Jüd sagt, war er nicht, sondern etwas lüderlich, was sein Unglück war. Der Rittmeister Heumar dagegen war ein Mann von den allerstrengsten sittlichen Grundsätzen und redete oft frischweg von der Leber. Er

Digitized by Google

tadelte einst des Generals Lebenswandel im Kreise vertrauter Offiziere — wie er meinte, — aber es war doch ein Judas drunter, so ein Ohrenbläser und Weiterträger, der sich bei dem General eine fette Suppe verdienen wollte. Der erzählte dem General von Seydlitz Alles haarklein, was der Heumar gesagt, und noch Einiges dazu, was er nicht gesagt hatte.

Seidlitz wies ihn derb ab, denn er war zu ehrlich, um solche Ohrenbläsereien anzuhören; aber — der Heumar hatte die Wahrheit gesagt, das konnte Seydlitz nicht in Abrede stellen, als er darüber nachdachte. Zwar besserte das ihn leider nicht, — aber es blieb etwas hängen und er warf einen Groll auf den Heumar. Der konnte nun nichts mehr zu Recht machen. Es ist schlimm, daß in solchen Fällen die Wahrheit doppelt zwickt.

Heute commandirte Heumar seine Schwadron — und ritt — irre geleitet von einem Kundschafter, in einen Sumpf. Die Pferde arbeiteten sich höchst mühsam durch und bedurften der Ruhe, ehe sie in den Kampf gingen. Hinter einem kleinen Hügel, der die Schwadron deckte, ließ Heumar Halt machen. Kinder, sagte er zu den Leuten, die ihm mit Leib und Seele zugethan waren, unsere Pferde müssen sich erholen. Sie sind auf den Tod erschöpft. — Ja, Herr Rittmeister, riefen die Leute. Ihr habt noch Brod, fuhr er fort, theilt's mit den guten Thieren. Wir wollen das, was wir versäumen, schon ordentlich nachholen!

Fluggs saßen die Reiter ab und gaben den Thieren Brod. Als sie eben wieder aufzäumten, sieht Seydlitz von Ferne die ruhende Schwadron. Er nimmt sein Fernrohr vor's Auge und ruft: Das ist der Rittmeister Heumar! Was Teufels macht der Kerl! Adjutant, ruft er. Dort schnell hin! Fragen Sie den Heumar, ob ich ihm und der Schwadron Schlafmützen schicken solle?! —

Der Adjutant fliegt fort. Er richtet den Befehl milder aus, als ihn Seydlitz vor seinem ganzen Stabe gegeben.

Heumar ist außer sich. Er erzählt kurz, warum er das gethan; dann sitzt die Schwadron auf und raset in die Russen hinein. Sie thun Wunder der Tapferkeit. Sie erobern eine ganze russische Batterie und bringen nach der gewonnenen Schlacht eine Fahne und hundert und fünfzig Gefangene zurück, sammt der eroberten Batterie.

Der Adjutant hatte berichtet, was Heumar gesagt, und Seydlitz hatte, tief beschämt, sein Unrecht erkannt. Er sowohl als der König waren Zeugen der Tapferkeit der Schwadron und ihres Führers, und der König ernannte den Heumar zum Obristlieutenant. Das wußte nur Seydlitz.

Als die Schlacht geendet ist, reitet die Schwadron mit ihrer Batterie und ihren Gefangenen auf und Rittmeister Heumar überreicht mit der linken Hand dem General die erbeutete Fahne.

Seydlitz nimmt sie und sagt: Herr Obristlieutenant, Sie haben Wunder der Tapferkeit gethan.

Ich bin Rittmeister, sagte trotzig Heumar, und bitte um meinen Abschied! Ohnehin bin ich zum Dienste untauglich. Mein Arm kann den Säbel nicht mehr führen.

Seydlitz sieht ihn betroffen an. Gott verhüte, daß Sie invalide werden, sagte er. Seine Majestät haben Sie zum Obristlieutenant ernannt.

Danke Ihrer Majestät. Schlafhauben taugen nicht zu Obristlieutenants.

Seydlitz erbleicht. Er reitet nahe an ihn heran und sagt: Ich habe Sie beleidigt. Jede Genugthuung zu leisten bin ich bereit.

Excellenz haben Sie gegeben, sagte der feste Heumar; ich bin zufrieden; aber ich fordere meinen Abschied hiermit unwiderruflich, und als Rittmeister!

Meine Herren, ruft in diesem Augenblicke Seydlitz seinem Gefolge zu: Ich habe dem Obristlieutenant Heumar das schwerste Unrecht angethan. Ich — habe ihm Genugthuung angeboten, aber er will seinen Abschied!

In diesem Augenblick sinkt Heumar der sich nur durch seine Willenskraft aufrecht erhalten, bewußtlos vom Pferde. Die Reiter fangen ihn auf. Er wird in ein fliegendes Lazareth gebracht. Dort wird, weil sich Brand in der Wunde am Ellnbogen zeigt, der Arm abgenommen. Die Heilung fordert indessen Ruhe und Zeit, und Heumar wird nach Berlin gebracht, wo seine Gattin und seine Tochter ihn in Pflege nehmen. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zu spät!

(Schluß.)

In dem oberen Zimmer eines zerfallenen schadhaften Gebäudes lag ein Mann im letzten Grade der Auszehrung. An der Seite seines Bettes saß ein liebliches, blasses Geschöpf, auf deren Gesicht mehr die Zeit Spuren zurückgelassen hatte. An ihren Knieen stand ein feiner Knabe von sechs Jahren, welcher bemüht war, mit seiner kleinen Hand die Thränen hinwegzuwischen, die schnell und schwer auf seine üppigen Locken fielen. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben drang der Wind, und das kleine Feuer auf dem Herde war fast erloschen; der hohle Husten des kranken Mannes hallte grauenhaft durch das wüste Zimmer, als er die ärmliche Bettbekleidung um seine abgezehrten Glieder zog.

„Weine nicht, Ellen," sagte er, „wenn ich gestorben bin, wird sich Dein Vater erweichen lassen."

„Nein, nein!" stöhnte seine Frau und legte ihre bleiche Wange an die seinige; „nein, nein! er muß sich unserer jetzt schon erbarmen."

Während sie sprach, wurde ihr ihres Vaters Weigerung überbracht.

„Ich sagte es," rief der Kranke seufzend und kehrte sein Gesicht der Wand zu.

Ellen stand einen Augenblick unbeweglich; dann rief sie ihr Kind zu sich, während ihr Gesicht aschenfahl wurde, strich die reichen Locken von seiner Stirne und ihn in ihren eigenen zerrissenen Mantel hüllend, sandte sie ihn in den Sturm hinaus, wie Noah die Taube aus der Arche.

Mr. Glen saß an seinem Tische, die Serviette mit seinen Fingern krampfhaft zusammendrehend, in Gedanken vertieft. Der fürchterlich tobende Sturm versinnbildlichte die widerstreitenden Gefühle in seiner Brust. Er sah nach der offenen Thüre und vor ihm stand ein kleines Geschöpf, in dessen lockigem Haare der zusammengetriebene Schnee noch hing, seine Wangen, von durchdringender Kälte geröthet, seine kleinen Finger und Zehen sahen blau und steif aus seiner dürftigen Kleidung.

„Wo ist mein Großvater?" fragte das Kind und sah unschuldig und unerschrocken in dem Kreise umher.

Mr. Glen starrte den Knaben wie festgebannt an. Das waren Ellen's Locken, ihre klaren, blauen Augen, ihre helle Stimme.

Das Kind ging auf ihn zu und legte das Händchen auf seines Großvaters Knie. Die Natur konnte sich nicht länger verleugnen, der alte Mann drückte Charley an seine Brust, wärmte seine erfrorenen Glieder und bot ihm Speise an.

„Nein, — nein!" rief das Kind und schlug die Speise aus. „Ich möchte Etwas für meine arme Mutter, sie hat so sehr Hunger — und Papa liegt am Sterben und —"

Der arme Knabe wurde so überwältigt von der Aufregung, daß er schluchzte, als wolle ihm das Herz brechen.

Einige Augenblicke später waren Mr. Glen und seine Frau mit Charley als Führer auf dem Wege zu ihrem leidenden Kinde. Ein Diener begleitete sie mit Lebensmitteln. Sie drangen durch die dunkle Allee, stiegen die steilen Treppen hinauf, von Charley, dessen Augen vor Freude funkelten, geführt. Die Thüre des elenden Zimmers weit aufreißend, rief er:

„Wache auf, Mama! wache auf, Papa! — hier ist Jemand, der Euch gesund macht."

„Gütiger Gott!" rief Mr. Glen aus, als seine Augen auf den leblosen Körpern seiner Tochter und deren Gatten ruhten; „wir kommen zu spät!"

Vergebens lauschte er auf ihre Athemzüge; Elend, Kummer, Kälte und Hunger hatten ihre Arbeit gethan.

Mit bitteren Thränen legten sie die Beiden zusammen in ein Grab. Sie konnten auch im Tode nicht getrennt werden.

Als der Frühling kam, waren die Thränen der kindlichen Liebe getrocknet. Charley ist jetzt der Sonnenstrahl in dem Hause des Großvaters Glen.

Denksprüche.

Daß wir zum Ziele nicht, das wir ersehnt, gelangen,
Verschuldet oft allein zu heftiges Verlangen.

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib' nicht auf dir selber ruhn,
Sondern folg' eines Meisters Sinn:
Mit ihm zu irren, ist dir Gewinn.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Die musikalische Welt Englands, mit Julius Benedict an ihrer Spitze, arbeitet jetzt eifrig daran, für die Industrieausstellung 1862 Concerte zu veranstalten, deren kolossale Proportionen die Aufführungen des Händelfestes von 1859 wo möglich noch übertreffen. In diesen wirkten bekanntlich 3200 Sänger und Instrumentalisten mit, und die Kosten betrugen 17,000 Pfd. St., der Reinertrag 1800 Pfd.

Die europäische Gastronomie hat einen schweren Verlust zu beklagen. Der berühmte Restaurant Very in Paris ist nicht mehr. Seine Localitäten im Palais-royal sind zu vermiethen. Seine Concurrenten machen jetzt unerhörte Anstrengungen, um die Aufmerksamkeit des Publikums zu fesseln. So z. B. legte einer derselben einen Eber mit Haut und Haaren vor seine Restauranthallen hin. Eine solche Reclame wiegt zwanzig Inserate auf und kann gewiß nicht leicht übersehen werden.

In Sachsen fängt man an, im Wirthshaus auf Bier zu abonniren. Restaurateur Müller in Chemnitz gibt Biercoupons in ganzen und halben Dutzenden an seine Gäste aus. Es sind dies Anweisungen auf je ein Glas bayerisches oder Lagerbier, von denen 6 Stück $^1/_{24}$ Eimer vorstellen und für den Gast neben der Bequemlichkeit beim Zahlen den Vortheil bieten, daß er jedes Glas Bier 1—2 Pfennige billiger erhält, als beim Einzelverkauf.

Die Königsberger Hartung'sche Zeitung berichtet folgenden ergötzlichen Vorfall, der sich während der Krönungstage ereignet hat. Ein Kaufmann in Königsberg, der während der Festlichkeiten besondere Vorsicht gegen Taschendiebe an den Tag legen wollte und deßhalb sehr wenig Geld zu sich steckte, merkte eines Tages das Verschwinden seines Taschenmessers. Er wußte jedoch nicht, ob ihm dasselbe gestohlen oder auf andere Weise abhanden gekommen war. Tags darauf führte ihn sein Weg am Deutschen Hause vorüber, woselbst eben die Equipagen eines Botschafters hielten. Hier trat ein Fremder an ihn mit den Worten: „Ich möchte Ihnen etwas vertrauen, wenn Sie mir Discretion auf Ehrenwort versprechen!" Der so Angeredete versicherte es. Darauf hub der Fremde an: „Gestern hat mein Helfershelfer Ihnen in die Tasche gefaßt, in der Erwartung, darin Geld zu finden; er hat sich geirrt, Ihnen aber das Taschenmesser fortgenommen. Da ich dasselbe nicht brauchen kann, so gebe ich Ihnen dasselbe zurück!" Und damit verschwand der Fremde in der versammelten Menge. Die Erzählung ist vollständig wahr: wir haben sie aus dem Munde des erstaunten Mannes selbst gehört.

Chemische Preisfrage. Welche Süßigkeit übt eine zusammenziehende Wirkung? — Der Kuß, indem er nicht allein die Lippen, sondern auch die Personen zusammenzieht.

Wenn ein Schornsteinfeger eine Mehlverkäuferin küßt, so hat er's ihr schwarz auf weiß gegeben, daß er sie gern hat.

Welcher Diebstahl ist kein Verbrechen? — Wenn Einer sich selbst wegstiehlt.

Räthsel.

Todeswaffe, ohne Gleichen,
Die das Opfer nie verfehlt,
Gleich' ich Heuchelein und Feigen,
Von Lucifers Geist beseelt.

Niemand kann mir droh'n Verderben,
Geb' ich ihm den Todesstoß,
Unvertheidigt muß er sterben;
So zu sterben, welch ein Loos!

Lebenslänglich schmerzet jede
Wunde in des Herzens Flur, —
Weil ich nicht das Leben tödte, —
Ehre, Recht und Wahrheit nur.

Dolch und Kugel, Gift und Degen
Tödten leichter wohl als ich.
Fluch ist mir des Himmels Segen,
Gnade hat kein Gott für mich.

J. — r. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 132. Samstag, den 2. November **1861.**

Friedhofs Mahnung am Tage Allerseelen.

Es hat der Friedhof heute
Geöffnet weit sein Thor,
Durch das manch' Todesbeute
Hinzog im Trauerchor.

Ein Zeuge unsrer Schmerzen
In mancher trüben Zeit,
Ruft er in unsre Herzen
Die ernste Mahnung heut':

I.

O du, der noch hienieden
Verweilst, o Erdensohn!
Denk' deren, die geschieden
Zu Gottes ew'gem Thron.

Vergiß sie nicht, die ferne
Gezogen himmelan,
Die einst als gute Sterne
Geglänzt auf deiner Bahn.

Zu ew'gen, bessern Loosen
Rief sie der Herr der Zeit,
Die einstens schöne Rosen
Auf deinen Pfad gestreut.

Vergiß sie nicht, die treue
Dir stets und liebevoll,
Weih' ihnen heut' auf's Neue
Der Liebe heil'gen Zoll.

Und hast du keine Kränze
Für's Grab auf Friedhofs Au',
In deinem Aug' doch glänze
Der milde Thränenthau!

Das stille Grab zu dir heut spricht:
Vergiß die lieben Todten nicht!

II.

Es eilt, im Flug getragen,
Dahin die Lebenszeit,
Ein Strom von Jahr und Tagen
Ins Meer der Ewigkeit.

Und ist einmal entschwunden
Der kleinste Augenblick,
Er wird nicht mehr gefunden,
Er kehrt nicht mehr zurück.

Laß nimmer drum erlahmen
Die Kraft, die in dir glüht;
Streu' aus des Guten Samen,
So lang das Leben blüht.

Und mußt du einst auch ziehen
In Grabes Nacht und Leid,
Wird, was du säetest, blühen
Für eine Ewigkeit!

Und spät noch werden grüßen
Viel Gute einst dein Grab,
Und reiche Thränen fließen
In deine Gruft hinab.

Sagt zweitens dir das Grab:
Benütz' die Zeit, die Gott dir gab.

III.

Der Eine strahlt im Leben
In Reichthum, Ehr' und Glanz,
Dem Andern mag es geben
Nur einen Dornenkranz.

Doch in des Friedhofs Halle
Im stillen Todtenreich,
Da macht die Menschen alle
Der Tod im Grabe gleich.

Am Stein nur magst du lesen,
Die Schrift nur macht es klar,
Wer „Millionär" gewesen,
Und wer ein „Bettler" war.

All' Reichthum, Glanz und Ehre
Und holze Erdenpracht,

Digitized by Google

Wie Armuth, Lebensleere
Schläft hier in gleicher Nacht.

Der Scepter eines Reiches,
Der dürft'ge Bettelstab:
Sie finden all' ein gleiches,
Ein ewig stilles Grab.

Es lehrt das Grab uns endlich heut':
Des Irdischen Vergänglichkeit!

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

II.

Der Krieg ging seinen unaufhaltsamen Gang fort. Seydlitz verfolgt seine Heldenlaufbahn. Dennoch ist es eine Thatsache, daß er heimlich froh war, den ihm zuwidergewordenen, trotzigen Heumar los zu sein und ihn nicht mehr alle Tage sehen zu müssen. Dem Könige mußte er berichten, daß Heumar die wohlverdiente Standeserhöhung als Obristlieutenant zurückgewiesen und seinen Abschied verlangt habe.

Der Trotz des Mannes beleidigte den König und erzürnte ihn auf's Heftigste. Wie das gekommen, erfuhr er nicht. Der Abschied erfolgte in kühlen Ausdrücken für den Rittmeister Heumar — ohne Pension! — Von da an erfuhr Niemand mehr etwas von dem wackern Manne. Der Krieg nahm endlich ein Ende, wie der Dichter mit den Worten sagt:

„Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn
Und machten endlich Friede."

Es war nach dem Frieden viel Zeit zerronnen. Seydlitz lag in Garnison. Seine Gemahlin, mit der er in sehr betrübten Verhältnissen lebte, vergnügte sich, abgesondert von ihrem Manne, in allerlei Lust und Kurzweil, wozu rauschende Bälle besonders gehörten. Die waren Seydlitz' Liebhaberei niemals gewesen. Er nahm daher auch niemals Antheil daran, sondern zog sich allein in sein Gemach zurück, wo er seine Pfeife zu rauchen pflegte, wenn er nicht hinausritt, mit seinem Regimente zu exerciren. Eines Tages war es wieder so. Der November war mit dem abscheulichsten Wetter gekommen. Der Himmel war in graue Wolken gehüllt, und ein Nebel, so dicht, daß man nicht drei Schritte weit sehen konnte, lag auf der Gegend. Dabei strich dann und wann ein eisiger Wind über das Land, wirbelte den dicken Nebel wild unter einander, aber vermochte nicht, ihn zu besiegen. Naßkalt war es draußen in hohem Grade. Seydlitz' Gemach war fast schmucklos. Karten und Schlachtpläne hingen an den Wänden, nebst allerlei Waffen. Ein einfacher Tisch stand in der Mitte, an der Wand ein Schreibepult.

Am Kamine lag ein hoher Haufen Buchenholz und ein lustiges Feuer brannte darin. In der Ecke stand ein Haufen langer Pfeifen, ein Kasten voll holländischer Thonpfeifen stand auf dem Tische und daneben ein großer Bleitopf voll Tabak. Zur linken Seite, dem Kamine nahe, stand ein Sessel, der sehr einfach und mit Rohr geflochten war. Darin saß Seydlitz und rauchte — und die Stube erfüllte eine bläuliche Wolke, die Frucht der zahlreichen Pfeifen, die der General, der sich sehr unwohl befand, geleert hatte.

Die ganze Bekleidung des Generals bestand in einem mit Pelz gefütterten, bis zu den Füßen reichenden Schlafrocke, der um die Hüften von einem Gürtel zusammengehalten war.

Die Dämmerung war heute früher als sonst eingetreten und eben so die Nacht. Kein anderes Licht, als das, welches vom flackernden Feuer des Kamins ausging, erleuchtete das Gemach. Die einzige Thätigkeit des Generals bestand darin, Holz von Zeit zu Zeit zuzulegen und Dampfwolken aus seiner Pfeife zu blasen, deren Ringeln er, so lange es hell war, gedankenlos nachzusehen schien.

Von den Zimmern seiner Gemahlin tönte eine rauschende Tanzmusik von Zeit zu Zeit zu ihm herüber. Sie machte auf den alleine dasitzenden General heute einen eigenthümlichen Eindruck — sie stimmte ihn weich und wehmüthig. Immer dicker wurden seine Dampfwolken. Immer lauter wurden die Töne der Tanzmusik, je stiller es auf den Straßen wurde. Immer mehr versank Seydlitz in seine Gedanken. — Endlich ging ihm die Pfeife aus,

Digitized by Google

ob er sie gleich weder aus der Hand, noch aus dem Munde nahm. —

Am Geiste des Generals gingen jetzt die Ereignisse des Krieges vorüber, mit ihrem mannichfaltigen Wechsel, Leiden und Freuden. Besonders war es die Schlacht bei Zorndorf, bei welcher seine Gedanken weilten.

Seine Stirne legte sich jetzt in tiefe Falten und er begann ein Selbstgespräch.

Heumar, sagte er halblaut. Warum doch immer das widerliche Bild dieses Menschen mir vor dem Auge stehen muß? — Es folgte ein minutenlanges Schweigen; dann fuhr er fort:

Warum war mir eigentlich der Mann so zuwider? — Er war ein tüchtiger Offizier, ein wackerer, tapferer Soldat! Die Schwadron hielt sich ausgezeichnet, und bei Zorndorf? — Ja, ich sagte damals aus vollem Herzen: sie habe Wunder der Tapferkeit gethan; aber der h illose Ausdruck mit den Schlafmützen! — Ob es ihm der Adjutant Reibnitz wohl grade so gesagt haben mag? — Es wäre dumm von ihm gewesen; — aber — ich hatte es so im Aerger befohlen. Im Aerger! Ja —, aber wäre der Offizier ein anderer gewesen — ich hätte es nicht gethan; ich hätte höchstens fragen lassen, warum er nicht am Kampfe Antheil nähme? Da bin ich wieder bei dem Grolle gegen den Heumar. — Und warum grollte ich ihm? — Hatte er nicht die Wahrheit gesagt? — O warum ging ich — damals nicht in mich? — Er hatte Recht, und der, der mir's hinterbrachte, war ein Verräther. Er hatte es, wie er meinte, im Bruderkreise gesagt. Was er, der streng sittliche Ehrenmann sagte, das haben doch die Andern gedacht? — Keiner konnte es als unwahr bezeichnen. Sie haben Alle Heumar zugestimmt — vielleicht der Ohrenbläser selbst. — Und — weil er dem wackern Heumar Feind war, verrieth er's. Und ich? — Statt es als eine ernste Lehre anzunehmen, zürnte dem Manne, der es treuer mit mir meinte, als ich selbst! — Warum nahm er aber auch meine Ehrenerklärung nicht an? — Seydlitz, was hättest Du gethan, wenn Du an seiner Stelle gewesen wärest? — Ja, ja, ich trage allein die Schuld! Ich jagte ihn tollkühn in's Gefecht, wo er den Arm verlor! Ich hatte ihn gequält, daß er es im Dienste nicht mehr aushalten konnte; er machte mir ja nichts mehr recht! — Ich, ja ich war die Ursache, daß er trotzig die Standeserhöhung zurückwies und — daß er ohne Pension entlassen wurde — denn ich mußte ja dem Könige sagen, daß er den Obristlieutenant ausgeschlagen. Und der König hält lange nach! —

Wo der Mann sein mag? Wie es ihm gehen mag? Vielleicht leidet er Noth? —

Seydlitz sprang auf und ging hastig die Stube auf und nieder. Vielleicht leidet er Noth? wiederholte er — und ich trage die Schuld? Herr, gehe deßwegen nicht mit mir in's Gericht! Ich habe ja genug zu büßen! — Er sank in den Sessel. Die Thonpfeife fiel zur Erde und brach klirrend in Stücke. — Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und saß so geraume Zeit da. Endlich erhob er sich wieder und klingelte.

Was befehlen Excellenz? fragte der Bediente.

Licht, erwiederte Seydlitz, und dann rufe den Adjutanten von Reibnitz.

(Fortsetzung folgt)

Der Schatten.

Ich wohnte eine Zeit lang in einem Hause in C—street und hatte seit mehreren Wochen einen großen, hagern Mann von anständigem Aeußern, aber von unbeschreiblich kummervoller Miene, in das neben dem meinigen belegene Zimmer aus- und eingehen sehen. Wenn wir uns begegneten, pflegte er entweder höflich den Kopf zu neigen oder mir den Gruß der Tageszeit zu bieten. Was mir am meisten an ihm auffiel, war der tiefe Gram in seinen Zügen, der ihn zu verzehren schien und mich fast abgestoßen haben würde, wenn nicht der sanfte Blick des Auges und ein freundliches Lächeln, wenn wir uns begegneten, versöhnend gewirkt hätten. Sie bewiesen, daß er Sinn für Geselligkeit und Verlangen nach menschlichem Mitgefühl hatte.

Eines Abends saß ich während der Dämmerung in meinem Zimmer und dachte an meine Lieben, theils abwesend, theils abgeschieden, als leise an die Thür gepocht wurde. Ich öffnete und mein Nachbar mit der gramvollen Miene stand vor mir; aber das gewinnende

Digitized by Google

Lächeln spielte um seine Züge, als er sagte: „Da Sie auch allein sind, so wollte ich Sie bitten, ein Glas Ungarwein mit mir zu kosten, den ich gestern gekauft habe."

Ich fragte zwar nichts nach Wein zu dieser Tageszeit, allein seine Ansprache war von der Art, daß ich die Einladung nicht ablehnen konnte, und begleitete ihn daher in sein Zimmer. Der Wein war mittelmäßig, und, wie ich bemerkte, nur der Vorwand, um meine Gesellschaft zu erlangen.

Anfangs sprachen wir von den Tagesbegebenheiten, doch bald ging mein Wirth zu geistigen und übernatürlichen Dingen über, wobei seine Züge und sein ganzes Wesen lebhafter wurden. Er hatte die Gewohnheit, starr vor sich hin zu blicken, und zwar in das Leere, wie es mir schien, und von Zeit zu Zeit ängstlich nach der linken Seite zu schauen und sich dann mehr nach der rechten seines Stuhles zu drängen. Endlich sagte er, meine Rede in der Mitte eines Satzes unterbrechend, mit vollkommen ernster Miene: „Bitte, sagen Sie mir, können Sie dort einen Schatten sehen?" Er deutete in gerader Richtung auf das Licht vor uns.

„Ich sehe nichts," war meine Antwort.

„Dort ist er jetzt verschwunden!" fuhr er fort; „aber sehen Sie ihn nicht an meiner Seite?"

„Nichts als Ihr Lehnstuhl und Sie ist mir sichtbar," erwiderte ich. „Lassen Sie sich von optischen Täuschungen plagen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Aber haben Sie nie Schatten zwischen sich und dem Lichte oder dem Feuer gesehen?"

„Nur, wenn wirklich ein Gegenstand die Lichtstrahlen unterbrach."

„Haben Sie auch nie einen Schatten ohne festen Gegenstand gesehen, einen Schatten, der von den Gesetzen des Lichtes unabhängig ist? Ich sehe einen solchen fortwährend zwischen mir und dem Feuerscheine; und zuweilen sogar starrt er mich im vollen Sonnenscheine an. Selbst in der dunkelsten Finsterniß, was das Sonderbarste ist, schwebt er mir vor."

„Das ist allerdings sonderbar!" bemerkte ich.

„Ja, ja, wie sehr hat Shakespeare Recht, wenn er sagt, daß es viele Dinge gibt, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt!"

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Wie rein christlich Friedr. Christoph Schlosser's, des in Heidelberg verstorbenen Geschichtschreibers, Standpunkt war, zeigt er am besten in einem Aufsatz in den Heidelberger Jahrbüchern vom Jahr 1844, Nr. 41, wo er sich an Protestanten und Katholiken wendet, und dessen Schluß hier folgt: „Referent ist dem in der Schrift dem menschlichen Leben bestimmten Ziel so nahe, daß er sich auf Lebenserfahrung berufen darf, wenn er sich glücklich preist, daß er biblisch, nicht theologisch, erzogen und unterrichtet ward. Er und Alle, die mit ihm den Geist der Schrift, nicht ihren Buchstaben, verehren, erwarten, an den Rand des Grabes gestellt, ohne ein jetzt wieder herrschendes Zagen und Zittern der Zerknirschten und Büßenden, den schöneren Tag, dessen Morgenröthe schon jetzt am Abend des irdischen Lebens ihre Seele erleuchtet. Sie fürchten kein Gericht, das durch Priesters Fluch verhängt, durch seinen Segen abgewendet werden kann; ihre Hoffnung ist die unendlich erbarmende Liebe dessen, der sie im Leben wunderbar geleitet hat und sie im Tode nicht verlassen wird. Sie fürchten kein Gericht, denn sie richten sich täglich selbst; sie beben vor keinem Richter, der sie fragt, wie viel Vaterunser sie gebetet, welche frömmelnden Worte sie gebraucht, und welche Dogmatik sie auswendig gelernt haben; sie harren mit Freude des nahenden Tages, wo diese sterbliche Hülle fällt, und ihr unsterblicher Geist, Licht von ätherischem Licht geboren, rein von irdischen Schlacken, die Wahrheit, um derentwillen sie im Leben hienieden einen harten Kampf bestanden haben, unmittelbar in Gott schauet."

Auflösung des Räthsels in Nro. 131:
Verleumdung.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 133. Dienstag, den 5. November **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

III.

Mit diesem Reibnitz verhielt es sich aber folgender Maßen:

Bei einem der großen Manöver, welche der König hielt, oder vielmehr bei einer großen Heerschau in Potsdam, welche der König in Person abhielt, bemerkte Seydlitz einen jungen Husarenkornet, der vortrefflich ritt. Er selbst war bekanntlich einer der besten, aber auch waghalsigsten Reiter. Daß er — als die Windmühle bei Ohlau sich im heftigsten Winde drehte, durch die Flügel derselben hindurchritt, ist bekannt. Damals war er schon ein ziemlich bejahrter Mann. In seiner Jugend war er in Gesellschaft des wilden Markgrafen von Schwedt oft durch Windmühlenflügel geritten und noch wildere Reiterstücklein hatten sie gemacht. Immer hielt er auf ein tüchtiges Reiten sehr viel, und ein junger Mann konnte sich nicht besser bei ihm empfehlen, denn dadurch, daß er ein waghalsiger Reiter war.

Wer ist der Husarenkornet dort, der so trefflich reitet? hatte er seinen Adjutanten gefragt. Erkundigen Sie sich einmal nach allen Richtungen nach ihm! —

Einige Stunden später rapportirte der Adjutant, er heiße von Reibnitz, sei sehr brav, sehr arm und von einer etwas heruntergekommenen Familie, die aber nichts desto weniger sehr ehrenwerth sei.

Das Alles empfahl ihn dem General. Bei nächster Audienz bei dem Könige erbat er sich den jungen von Reibnitz zum Adjutanten vom Könige.

Er ist ja Kornet! sagte der König.

Er verdiente schon lange Lieutenant zu sein, erwiederte Seydlitz. Wenn das ist, so soll er es werden! sagte mit dem vollesten Zutrauen der König. Weiß Er was, Seydlitz, sagte er, lasse Er ihm das Patent ausfertigen.

Taxfrei, Ew. Majestät? Er ist sehr arm? fragte Seydlitz und blickte den König fragend an.

Ja, ja, lachte der König. Ist Er nun fertig mit dem Reibnitz? —

Nein, Majestät; er muß sich ausrüsten und da fehlt's. Er muß zwei schöne Pferde haben, die kosten Geld und er hat keins!

So soll er das auch noch haben, sagte der König, aber nun denk' ich, ist's genug? — Gehe Er zu Anderem über, sonst wird der Kornet noch General!

Seydlitz lächelte und neigte sich dankend. Er sandte bald nachher nach Reibnitz. Der kam und war nicht wenig verlegen, als er vor Seydlitz trat, und als ihm dieser sagte und er hörte, was ihm Alles die Gnade des Königs gewährt, da gerieth er in ein maßloses Erstaunen. Reiten Sie zum Könige, lassen Sie sich melden und bedanken Sie sich bei ihm, sagte Seydlitz.

Der junge, bildschöne Reibnitz, dem das Herz von Freude bis zum Bersten voll war, flog dahin, und der König gab ihm Gehör. Er besah ihn wohlgefällig und sagte dann: Weiß Er was, Lieutenant Reibnitz, reite Er zurück zu dem General Seydlitz. Der hat Ihn in den April geschickt. Nicht bei mir, bei ihm muß Er sich bedanken. Er allein hat das Alles fertig gemacht. Glaub' Er mir's!

Reibnitz verbeugte sich und eilte, sich dem General zur Verfügung zu stellen. Als er ihm sagte, was der König bemerkt, lachte

Digitized by Google

Seydlitz und sagte: Der König will den Dank vom Halse haben! Das Beste ist, Sie haben's und sind's, Reibnitz, nun zerbrechen Sie sich den Kopf nicht, durch und von wem es kommt. Eilen Sie und rüsten Sie sich in Berlin aus. Lassen Sie sich mit den Pferden nicht betrügen, die Roßkämme taugen alle nichts, und wenn's Generäle wären! Betrügen ist ihr Handwerk! —

Nach einigen Tagen meldete sich der junge Mann zum Dienste. Seydlitz musterte seine Pferde, die trefflich ausgefallen waren.

Seydlitz sagte: Ich sehe, Sie verstehen sich auf die Pferde, das ist sehr gut, besonders für meinen Adjutanten, da ich nur ein Weniges davon verstehe. Ich werde mich auf Sie verlassen.

Aber, lachte Reibnitz, Ew. Excellenz haben neulich etwas von den Roßkämmen gesagt. —

Nun, das müssen Sie nicht so scharf nehmen. Es gibt keine Regel ohne Ausnahme!

Jahre waren seitdem verflossen. Reibnitz war als ein tapferer, einsichtsvoller Jüngling rasch zum Oberlieutenant gestiegen, aber Seydlitz' Adjutant geblieben. Er war seine rechte Hand. Er besorgte seine Privatgeschäfte. Er war sein Vertrauter, ja es war zwischen ihnen ein Verhältniß eingetreten, wie zwischen Vater und Sohn. Der Umgang mit dem in seinen Sitten sehr lockeren General hatte auf die Sitten des Adjutanten keinen Einfluß geübt. Sein Leben und Thun, als Mensch und Christ, war ebenso untadelig geblieben, als das als Soldat, Offizier und Adjutant.

Reibnitz hatte großen Einfluß auf den General, aber er benutzte ihn nur zum Guten, machte zugleich höchst selten Gebrauch davon und hütete sich vor der großen Gefahr eines vertrauten Adjutanten, den Fürredner und Schützer Anderer zu machen. Er äußerte sich über Personen nur, wenn ihn der General ausdrücklich dazu aufforderte, und sagte dann mit unbestechlicher Redlichkeit nur die Wahrheit. An sich selbst und seinen Vortheil dachte er nie, machte ihn auch nie geltend. Grade diese Uneigennützigkeit und Wahrheitsliebe, diese Bescheidenheit und Treue machte Seydlitz den jungen Mann ungemein theuer und werth.

Während er nach dem Selbstgespräche so stille da saß, hatten seine Gedanken die Richtung genommen, die zur That führte.

Es währte nicht lange, so brachte der Bediente Licht, schürte das Kaminfeuer und fragte:

Befehlen Ew. Excellenz das Abendbrod, ehe ich den Herrn Adjutanten rufe?

Bestelle Thee, sagte Seydlitz. Der Reibnitz soll ihn mit mir trinken! —

Reibnitz erschien, und gleich drauf trat der Bediente herein, ordnete den Theetisch, schob ihn nachher zum Kamine, fragte nach weiteren Befehlen und entfernte sich, als diese versagt wurden.

Reibnitz, hob der General an, nun legen Sie einmal den Adjutanten ab und betrachten Sie sich als den jüngeren Freund bei dem älteren. Gießen Sie den Thee ein, und wenn Sie Ihrem Appetite genügt haben, so zünden Sie sich eine Pfeife an.

Reibnitz blickte dankbar den General an und that, wie er gesagt. Seydlitz aß nichts. Er trank nur den Thee zu der Pfeife. Endlich brannte auch die Pfeife des Adjutanten. Im Gemache war eine behagliche Wärme. Der Bediente hatte frische Luft durch's Fenster eingelassen. Es war ungemein behaglich, und man empfand das heute besonders, da es draußen so unfreundlich war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatten.

(Fortsetzung.)

„Seit wann, frug ich weiter, werden Sie von diesem Schatten verfolgt?"

„Nach Jahren kann ich die Zeit nicht genau angeben. Anfangs wurde ich nur von peinlichen Empfindungen geplagt, die ich nicht zu unterdrücken vermochte. Sie wurden heftiger, bis nächtliche Träume daraus entstanden. Dann folgten, sobald ich meine Augen, auch ohne zu schlummern, schloß, Visionen bei Tage, und endlich zeigte sich mir in der Dämmerung ein schwacher, matter Schatten, der jetzt stärker und bestimmter geworden *ist* und mich keinen Augenblick verläßt."

„Scheint er Ihnen denn freundlich gesinnt zu sein?" fragte ich.

„Ja wohl, freundlich, und dennoch verursacht er mir Pein; er macht mich unaussprechlich elend und verzehrt mein Lebensmark. Schauen Sie mich an! Ich bin noch nicht

fünfzig Jahre alt! Sollte es Jemand glauben?"

„Können Sie nichts thun, um sich davon zu befreien?"

„Ich möchte mich nicht davon befreien. Er gehört zu mir, ist mein und muß mich verfolgen; ich könnte nicht ohne ihn leben!"

„Wie unerklärlich!"

„Für Sie, ja, aber nicht für mich. Sie sind noch jung; und obgleich ich auch noch nicht alt bin, habe ich doch viel erlebt und Erfahrungen gemacht, die nicht Jedem zu Theil werden."

„Gott behüte mich vor ihnen!" schwebte mir auf den Lippen; aber aus Rücksicht für den Unglücklichen unterdrückte ich die Worte.

„Dort, dort!" rief mein Gefährte plötzlich. „Können Sie auch jetzt den Schatten nicht sehen? Wie freundlich er mich anblickt, und welche Pein er mir dennoch bereitet!"

„Ich sehe nichts," entgegnete ich, „aber es ist mir auch unerklärlich, daß er Ihnen Pein bereiten kann, wenn er freundliche Gesinnungen für Sie ausdrückt."

„Und dennoch ist es so," versetzte mein Nachbar.

In seinem ganzen Wesen lag etwas so Geheimnißvolles, und die Unterhaltung hatte eine Wendung genommen, die mich dergestalt in Verlegenheit zu setzen begann, daß ich unter dem Vorwande, einen alten Freund besuchen zu müssen, von ihm Abschied nahm. —

Mehrere Wochen verstrichen, während deren ich meinen Nachbar nicht öfter sah als früher; allein, wenn wir uns begegneten, machte ich die Bemerkung, daß sein Gesicht immer hagerer und bleicher, das Auge immer unruhiger und sein Schritt immer schwächer wurde. Er näherte sich täglich mehr der Aehnlichkeit mit dem Schatten, welcher ihn verfolgte. Es konnte mich daher nicht in Verwunderung setzen, als ich ihn einige Tage ganz vermißte und endlich eine Einladung erhielt, ihn in seinem Zimmer zu besuchen. Er lag im Bett in halbsitzender Stellung.

„Ich bin dem Tode nahe," sagte er bei meinem Eintreten, „und habe Sie deßhalb zu mir bitten lassen, denn — ich habe Ihnen etwas zu entdecken — ich muß es entdecken! Der Schatten will mich nicht eher sterben lassen, als bis ich es gethan habe."

„Ist es denn Ihr Wunsch, zu sterben?" fragte ich.

„O, ich habe keine Wahl mehr zwischen Leben und Tod," erwiderte er, „ich muß sterben! Aber hart ist es, so lange mit dem Tode ringen zu müssen. Wollte Gott, es wäre erst vorüber!"

„Also leiden Sie viel?"

„Ja, viel und ohne Unterbrechung."

„Läßt sich denn kein Mittel der Erleichterung für Sie finden?"

„Nein; ich glaube, selbst nicht im Tode. Wie kummervoll der Schatten mich bei diesen Worten anblickt! Jetzt können Sie ihn doch sehen?"

„Nein."

„O ich wünschte, Sie könnten ihn sehen."

„Wie sieht er denn aus?"

„Wie er aussieht? — Nun, es ist ein Weib! Und — soll ich es Ihnen sagen? Es ist — meine Frau!"

„Ihre Frau? — Sie wollen sagen, der Geist Ihrer Frau?"

„Nein, nein, nicht ihr Geist! Sie ist nicht todt."

Erstaunt schwieg ich. Er blickte mich einige Secunden starr an und sagte darauf: „Lassen Sie mich Ihnen Alles gestehen. Ich war noch jung, als sie, die noch mein Weib ist, mein Herz gewann. Eine nähere Beschreibung ist unnöthig; sie war ein edles und in jeder Beziehung braves Mädchen. Ich sah, daß sie mich liebte, und bat um ihre Hand. Wie deutlich erinnere ich mich noch jener Scene! — und dasselbe thut ihr Schatten. Sehen Sie nur, Alles, was sie damals that, wiederholt der Schatten jetzt! Sie nähert sich mir, — legt den Arm um meinen Nacken und umschlingt mich, während ich den Kopf zu ihr niederbeuge! — Sie küßt mich so zärtlich und legt ihre Wange an meine Brust! — Sie spricht nicht; auch damals sprach sie nicht. — O wie schön war die Art und Weise, in der sie gestand, mein Weib werden zu wollen! — Aber der Kuß, obgleich so zärtlich wie früher, erstickt mich jetzt, und ihr Kopf liegt auf meiner Brust so schwer, daß er die Pulsschläge meines Herzens stocken läßt!" Er athmete mühsam und langsam, und versuchte seine Lage zu verändern. Endlich fuhr er fort: „Ich war unendlich glücklich, als der Tag kam, an dem Mary und ich verbunden wurden. Wie reizend erschien sie mir,

Digitized by Google

als sie in ihrem weißen Gewande an meiner Seite stand und mit mir die heiligen Gelübde ablegte. Ich schwur, sie zu lieben. Ja, ich liebte sie damals — und liebe sie jetzt! — Und dennoch — wie oft war meine Brust von Haß gegen sie erfüllt! Ich gelobte, sie zu beschützen und in Ehren zu halten! — Liegt Ehre in Schimpfnamen? und Schutz in Drohungen und Schlägen? O Gott, ich versprach in Gesundheit und Krankheit für sie zu sorgen. Wie habe ich für sie gesorgt? und wo? Sie hat nie ihr Gelübde gebrochen. Die innigste, aufopferndste Liebe hat sie an mich verschwendet und ist mir in Wohl und Weh nur zu treu geblieben! Selbst als sie, von mir getrennt, in Gefängnißmauern schmachtete, folgte mir ihr Schatten! Jetzt widerholen ihre Lippen die Worte des heiligen, bindenden Gelübdes. Sie streckt die Hand aus, um den Ring zu empfangen; aber siehe, der Ring ist bereits an ihrem Finger! Er ist das Zeichen, daß sie mein Weib ist! Das Bündniß ist nie gelöst worden, — wird es nicht durch alle Ewigkeit bestehen?"

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Könnte Verstand man impfen den Sterblichen oder die Klugheit,
Stünde der Vater dem Sohn nimmer an Trefflichkeit nach,
Folgend dem heilsamen Wort des Belehrenden. Aber die Lehre
Wandelt ein schlechtes Gemüth nie in ein treffliches um.

Verschiedenes.

(Ein trefflicher Schütze.) Ein junger Mann in Nordamerika, Namens Mike D., machte mit seinem Freunde Georg G. die Wette, daß er ihm auf 50 Schritt Distanz mit einer Kugel durch die Hosen in der Kniegegend schießen wolle, ohne das Bein zu verletzen. Die verhängnißvolle Wette wurde angenommen und der Schuß gelang vollkommen. Wir möchten unser Bein zu solchen Geschichten nicht herhalten.

(Eine Frau als Capitän.) Ein Blatt aus Memphis meldet, daß eine der Louisiana Compagnien in der Schlacht bei Bull's Run ihren Capitän verlor, und daß die Compagnie einstimmig die Frau des Gefallenen an seinen Platz erwählte. Die Frau passirte auch wirklich am 11. September in voller Uniform durch Memphis, um den Befehl der Compagnie zu übernehmen.

„Morgenstunde hat Gold im Munde." „Ach, wenn sie es nur ein Mal ausspuckte!" seufzte ein armer Schlucker.

Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 6.

Zwei Aepfel trag' ich an dem Kopf,
Sie sind mir ohne Werth,
Man nennt mich deßhalb: armen Tropf,
Ich hab's schon manchmal g'hört.

1 3 2 5.

Ich ziere dein Zimmer, bin nur der Schein;
Das Wesen kann nah oder ferne sein.

2 3 6 5.

Ich ergötze dein Ohr, erfreue dein Herz;
Auch heilte ich schon manchen Schmerz.

2 3 4 5 6.

Mich find'st du in der Allee;
Ich liefere guten Thee.

6 3 5.

Wer mich mißbraucht, der lästert Gott;
Er ernt't auch hier schon Schand und Spott.

1 6 3 4.

Reise, wohin du willst, wir zwei
Bleiben dir, unserm Herrn, stets getreu.

2 6 3 1.

Ich bin der schönste Bau auf Erden,
Doch muß der Würmer Beut' ich werden.

Sch. J. S.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 134. Donnerstag, den 7. November **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Reibnitz, sagte der General und legte sich in seinem Sessel zurück, wenn man so verlassen und alleine ist, wie ich, so kommen einem allerlei Gedanken, und es sind meist die dummen Streiche, die man in seinem Leben gemacht hat, die oft mehr als dumme — die unrechte Streiche waren und Andern zum Nachtheile gereichten.

So ist es mir heute bei dem abscheulichen Wetter gegangen, wo mir alle Lust schwand, auszureiten, da habe ich viel an einen Mann denken müssen, dessen Sie sich vielleicht auch noch erinnern. Entsinnen Sie sich des Namens Heumar noch?

O gewiß, Excellenz, von Zorndorf her! sagte Reibnitz.

Seydlitz seufzte. Nicht wahr, fuhr er fort, Sie waren es, dem ich auftrug, den Rittmeister zu fragen, ob ich ihm und seiner Schwadron Schlafmützen senden sollte? —

Ja wohl, Excellenz, erwiederte Reibnitz etwas verlegen.

Verdammt sei das Wort! rief Seydlitz und stampfte mit dem Fuße auf. Ich gäbe, Gott weiß was, drum, wenn ich es nicht gesagt hätte! Aber Reibnitz, eine Gewissensfrage an Sie, antworten Sie ohne Hehl, haben Sie ungemildert, gerade so, wie ich es gesagt, die Ordre ausgerichtet? Sagten Sie wörtlich: ich ließe fragen, ob ich ihm und der Schwadron Schlafmützen senden sollte? —

Reibnitz wurde feuerroth.

Excellenz, hob er nach einigem Schweigen an, zürnen Sie mir nicht, wenn ich gestehe, daß ich — den Ausdruck nicht gebrauchte, sondern, soviel ich mich erinnere, nur sagte, Excellenz beföhlen, sofort einzuhauen. — Erlauben mir aber Excellenz, daß ich diese Willkür dadurch rechtfertige, daß Heumar mir sehr lieb und werth war, weil ich ihn als streng sittlichen Menschen, von warmer Religiösität, als Mann von strengem Dienste und untadeliger Tapferkeit kannte. Ich konnte es nicht über's Herz bringen, ihm das herbe, höhnende Wort zu sagen! Aber er merkte es doch!

Seydlitz warf seine Pfeife in die Luft, daß sie klirrend zur Erde fiel, sprang auf, umhalste seinen Reibnitz und küßte ihn, der vor Verlegenheit sich nicht zu fassen wußte.

Lohn's Ihnen Gott, rief Seydlitz, daß Sie das thaten! Es hat es vielleicht nie gehört? fragte er.

Ich glaube, daß er es später erfahren hat, erwiederte Reibnitz, denn ich sprach ihn ja, als ich ihm den Abschied brachte. Er äußerte aber damals nichts davon —

Was äußerte er? rief Seydlitz, als der Adjutant ein wenig stockte. Reden Sie offen! Sagen Sie Alles!

Zu Befehl, Excellenz, sprach Reibnitz. Nun, er äußerte, das sei die Frucht eines ehrlich, aber kühn ausgesprochenen Tadels Eurer Excellenz! Ein Verräther habe es hinterbracht.

Das war Alles?

Alles! sagte Reibnitz. Kein bitteres Wort kam über seine Lippe. Ja, er setzte noch hinzu, Sie seien ein edler Mann, und er zweifle nicht, daß, wenn nicht ein ohrenblaseriger Hallunke ihn verleumdet habe, er und Eure Excellenz einander näher gekommen seien. Da aber bei Eurer Excellenz einmal ein Groll in der Seele gewurzelt habe, so habe er voraus-

Digitized by Google

gesehen, daß das keine ersprießlichen Früchte habe tragen können.

Seydlitz hatte sich wieder gesetzt und Reibnitz reichte ihm eine holländische Pfeife, die er ihm gestopft.

Reibnitz, Reibnitz! rief der General aus, und man hörte es an dem Tone, daß die Worte aus dem Tiefinnersten seiner Seele kamen — der Heumar ist einer der Edelsten, die mir im Leben begegnet sind; aber er hat feurige Kohlen auf meinem Haupte gesammelt, die brennen unerträglich! Ich weiß, ich fühle es mit seinem ganzen Gewichte, daß ich allein Schuld an all seinem Unglücke bin. Wo mag er sein? Es ist noch Zeit, es wieder gut zu machen, und ich will es, so wahr ich hoffe, daß Gott mir barmherzig sein wird! Wissen Sie etwas von ihm, von seinen Schicksalen?

Leider muß ich mit Nein antworten, sagte Reibnitz. Meine Dienstverhältnisse gestatteten nicht, daß ich mich mit Nachforschungen nach ihm beschäftigte.

Gott, mein Gott! rief Seydlitz aus, Sie wissen nicht, wie es mich auf dem Gewissen brennt, seit ich mir klar bewußt worden bin, daß ich die Schuld an dem Unglücke des Ehrenmannes trage! Wissen Sie denn nicht, woher er war?

Doch, Excellenz, erwiederte Reibnitz, ich weiß, daß er aus Berlin und der Sohn eines armen Sprachlehrers war, der sich dort mit dem Unterrichte in der französischen Sprache ernährte. Ihm gab Heumar Alles, was er erübrigen konnte. Der alte Mann starb, und da erst, als er Rittmeister geworden war, verheirathete sich Heumar. Das ist Alles, was ich weiß.

Sagen Sie mir, haben Sie Verbindungen in Berlin? —

Keine, Excellenz, erwiederte der Adjutant.

Vielleicht lebt der edle Mensch in Berlin im Elende! Wie alt kann er wohl jetzt sein? Sollte er noch leben? Helfen Sie mir, Reibnitz, ich finde sonst keine Ruhe mehr!

Er kann jetzt nahezu sechzig Jahre haben, wenn er noch lebt, sagte Reibnitz bewegt. Man könnte ja, setzte er hinzu, auf der Generalstaatskasse nachfragen. —

Stille, Reibnitz, rief der General, Sie stoßen einen Dolch nach dem andern in mein Herz! Das ist ja das Schreckliche, daß er keine Pension bezog! daß ich, zornig über seinen starrköpfigen Trotz, ihm keine erwirkte, sondern durch die Erzählung der Thatsachen, ohne meinen Antheil daran, selbst den König gegen ihn erzürnte. Aber hören Sie, in Berlin muß er stecken, wenn er, was Gott in Gnaden geben wolle, noch lebt. Man sagt, die Berliner Kinder kennten nichts Höheres, als Berlin, und wenn irgend das Sprüchwort seine Anwendung fände: „Wo das Häslein geheckt ist, da ist es gern", so wär's bei Einem, der in Berlin zu Hause wäre. Er muß gefunden werden; die Bürde muß von meinem Herzen herunter. Aber wie? Das ist die Frage. Rathen Sie, lieber Reibnitz, helfen Sie! Sie sehen, mit mir geht's zu Ende. Ich fühle das. Darum thut Eile Noth. Sagen Sie mir nichts zum Troste. Ich kenne meine Lage! Wissen Sie was, Reibnitz, ich meine, es wäre am besten, wenn Sie — Sie nach Berlin gingen. Ich gebe Ihnen einen unbegrenzten Urlaub, alle Mittel, deren Sie bedürfen. Nur das Eine will ich, schaffen Sie mir Nachrichten von Heumar!

Ich stehe zu Befehl, erwiederte Reibnitz. Eurer Excellenz Ruhe ist mir Alles werth. Nichts soll mir zu schwer sein, und ich *will* ihn suchen in Berlin, wenn's Noth ist, von Haus zu Hause, bis ich ihn habe.

Ich kenne Ihre Liebe und Treue, sagte gerührt der General; aber ich glaube, daß es Ihnen so viele Mühe nicht kosten wird. Die Polizei ist gut eingerichtet, die wird Ihnen schon aufspüren helfen. Geld sollen und dürfen Sie dabei nicht scheuen. Also Sie sind entschlossen?

Unbedingt! rief Reibnitz. Soll ich schon morgen abreisen?

Nein, lieber Reibnitz, sagte der General. Sie müssen ja doch allerlei Verkehrungen treffen. Thun Sie das morgen mit Ruhe und Besonnenheit, und nehmen Sie Ihre Galauniform mit, denn Sie sollen zum König. Ich werde morgen die nöthigen Briefe schreiben. Kommen Sie morgen, wenn Sie Alles vorbereitet haben, um sechs Uhr zu mir und trinken Sie den Thee mit mir, wir besprechen dann noch einmal Alles. Namentlich müssen Sie die Geschichte, die ich mit Heumar hatte, genau kennen. Ich werde sie Ihnen mit aller Ausführlichkeit und aller Offenheit erzählen.

Digitized by Google

In diesem Augenblicke hallte ein Kanonenschuß durch die Nacht. Es war das Zeichen, daß jeder Soldat und Offizier heim mußte. Drüben verstummte die Tanzmusik und Seydlitz reichte seinem Adjutanten die Hand und sagte: Gute Nacht, lieber Reibnitz! Sie haben schon einen Theil der Last von meiner Seele gewälzt. Gebe Gott, daß Sie es ganz können! Gute Nacht!

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatten.

(Fortsetzung)

Eine Zeit lang nach unserer Verbindung, fuhr der Sterbende fort, waren wir recht glücklich; aber ich gerieth auf Irrwege und wurde ihr — untreu. Endlich erfuhr sie es und ihr Herz brach fast. Ach! besser wäre es für sie gewesen zu sterben, als so fortzuleben, wie ich sie zwang zu leben. Sie weinte bitterlich, als meine Untreue ihr zu Ohren kam, und flehte mich an, von diesen schlechten Wegen abzulassen; aber ich wollte nicht hören und stieß sie von mir. Dann folgten Vorwürfe und mein Zorn stieg. Ich wurde heftig und fügte ihr noch mehr Leid zu. Mißhandlung folgte auf Mißhandlung, bis ich sie endlich um des Unrechts willen haßte, dessen ich mich gegen sie schuldig gemacht hatte. Sie begann mich zu fürchten und Schutz vor mir zu suchen, — vor mir, der geschworen hatte, sie lebenslang zu beschützen. Dann erwachte auch in mir Furcht; denn sie kannte das schreckliche Geheimniß meiner Vergehungen und konnte es in einem unglücklichen Augenblicke veröffentlichen. Was sollte ich thun? Was konnte ich thun? Was würden Sie gethan haben?"

„Mich gedemüthigt, mich vor ihr in den Staub geworfen und ihre, sowie Gottes Vergebung angerufen haben!" erwiderte ich augenblicklich.

„Ja, Sie hätten es vielleicht gethan, und es wäre besser gewesen," fuhr er fort; „aber ich konnte nicht. Mein Gemüth war zu unfügsam, alle Reue und Demüthigung war mir zu fern und mein Gefühl zu sehr unter der Sclaverei der Selbstsucht und Leidenschaftlichkeit. Ich beschloß, mich von ihr gänzlich zu befreien, und selbst von aller Furcht vor ihr. Das Leben wagte ich ihr nicht zu nehmen, dazu fehlte mir der Muth, denn die Ermordeten reden auch und schreien laut um Rache. Ich ließ sie deßhalb leben, aber machte ihr Dasein schlimmer, als der Tod ist. Als sie über die Mißhandlungen von meiner Seite klagte, sagte ich, sie sei wahnsinnig, und Viele glaubten die schlaue Erfindung; und mit großen Summen bestach ich die Aerzte, sie für geisteskrank zu erklären. Dann riß ich sie aus der Häuslichkeit, die ihr theuer war, und von ihren Kindern weg und ließ sie in Bedlam einsperren; in der Hoffnung, daß sie dort wirklich wahnsinnig werde, und daß ich vor der Welt gerechtfertigt und sicher vor ihr sein würde. Gerechtfertigt vor der Welt! Ja, sie schwieg, aber mit athemloser Angst las ich in allen Gesichtern den umherschleichenden dunkeln Verdacht. Sicher vor meiner Frau! Nie empfand ich mehr Furcht vor ihr, — die Furcht, daß sie entfliehen und die grausame Behandlung, der ich sie unterworfen hatte, offenkundig machen möchte. Was aber das Schlimmste war, ich konnte sie keinen Augenblick aus meinen Gedanken verdrängen. Nacht und Tag stand sie unaufhörlich vor mir.

„Wenn ich mein Haus betrat, so war mein erster Gedanke: Sie ist nicht da; sie wird mir hier nie wieder begegnen! — Wenn ich mich an den Tisch setzte, sah ich vor mir ihren leeren Platz; und wo war sie, die ihn einst gefüllt hatte? Ich konnte nicht essen und ging in mein Zimmer. Dort standen die Stühle noch gerade eben so, wie sie dieselben gestellt hatte. Niemand durfte sie berühren, denn sie konnte ihnen nie wieder diesen Platz geben. Ich hörte meine Kinder nach ihrer Mutter rufen und mich anflehen, die Verlorene zurückzubringen. Wie konnte ich ihren Klageruf durch Liebkosungen stillen und sie ihre Liebe zu mir ausdrücken hören, da mein Bewußtsein mir sagte, daß ich aus Selbstsucht sie mutterlos gemacht hatte und ihren Haß verdiente? Ihre Gegenwart wurde mir unerträglich, und ich eilte fort, sie Miethlingen überlassend. Auf der Straße schien jeder mir entgegen Kommende zu fragen: „Wo ist deine Frau?" und in Geschäften war ich zerstreut und dachte nur an sie, um derentwillen ich einst mit allen Kräften nach Er-

Digitized by Google

folg gerungen hatte. Während der Nacht ruhte keine Wange an der meinigen; und wenn sich nach langen Qualen endlich ein unruhiger Schlummer auf meine Augenlider niedersenkte, so träumte ich von der Unglücklichen, die auf dem elenden Strohlager in der Zelle eines Irrenhauses hoffnungslose Thränen weinte. Ich hatte geglaubt, meine Frau an einen Ort zu bringen, wo sie mich nicht mehr beunruhigen könnte; allein ich hatte jetzt keinen Augenblick mehr Ruhe. Unaufhörlich war ihre Stimme in meinem Ohr, bald Worte der Liebe flüsternd, und bald gerechte Klagen, oder Bitten um Erlösung aus diesem lebendigen Grabe. Wollte diese Stimme nie verstummen? und konnte ich meine Ohren nie gegen sie verschließen? Nein, nie. Ich habe sie von jener Zeit an fortwährend gehört, höre sie noch jetzt und werde sie in alle Ewigkeit hören. Sie war immer sanft und wohlklingend, und ist noch in diesem Augenblick so; aber dennoch zerreißt sie meine Nerven schmerzhafter, als der ärgste Mißton."

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Der verstorbene Exkönig der Franzosen, Louis Philipp, hatte von seinem Vater, dem Herzog Egalite, einen kostbaren Ring ererbt, an welchen sich die rührendsten Traditionen der Familie Orleans knüpften. Dieser Ring zierte die Hand des Herzogs, ehe er die Guillotine bestieg; er hatte ihn seinen Wächtern zu verbergen gewußt und ließ ihn durch ein Mädchen, Namens Juliette Goudchaux, seiner Familie übermitteln. Als der Herzog nicht mehr war, trug der Schulmeister von Reichenau, der nachmalige Herzog von Orleans und König der Franzosen, das Kleinod als Erinnerungszeichen an seiner Hand. Als der Erbthron zusammenbrach und die Charte vom Jahre 1830 in Fetzen zerrissen war, blieb der Ring immer noch an der Hand des Exkönigs, der ihn vor seinem Tode dem Grafen von Paris übermittelte. Dem Grafen von Paris war dieser Ring viel zu groß und er konnte ihn nicht am Finger tragen: er schickte ihn demnach dem Familienjuwelier nach Paris, um ihn seiner Hand anzupassen. Nicht sobald hatten die Orleanisten es erfahren, daß der Ring in Paris angekommen sei, als der Juwelier unerwartet zahlreiche Besuche in seinem Etablissement erhielt, welche diese orleanistische Reliquie betrachteten und still verehrten, mitunter jedoch Worte fallen ließen, welche die Polizei nicht immer gern hört. Die Wallfahrt zum Ringe in der Rue Montmartre wurde eingestellt, denn zwei Polizisten bewachten die Straße und notirten Jedermann, der in dem Goldarbeiter-Etablissement ein- und ausging. Niemand litt darunter mehr als der Goldarbeiter Jacques, der mit einem Mal die meisten seiner Kunden verlor, die sich fürchteten, in den Geruch des Orleanismus zu gerathen, wenn sie das Etablissement besuchen würden. Als der Ring bereits die Rückreise nach London angetreten hatte, blieben die Kunden des Mr. Jacques noch immer aus, so daß dieser sich genöthigt sah, seine Zahlungen einzustellen. Er kam unter Anklage wegen betrügerischen Bankerotts, wurde aber freigesprochen und darbte in tiefer Entbehrung. Der Graf von Paris hatte nicht sobald von dem Schicksal des unglücklichen Mannes erfahren, als er beschloß, das Opfer des orleanistischen Familienringes zu erlösen. Er übersendete dem Manne eine namhafte Summe und verwendete sich für ihn bei der Königin Victoria von England, welche bei ihm den Hochzeitsschmuck der Prinzessin Alice bestellte. Tausende von Menschen strömen nun vor das Schaufenster des Juweliers, um die reichen Brillanten zu bewundern, die bestimmt sind, das Haupt der dereinstigen lieblichen Fürstin zu schmücken, und preisen den menschenfreundlichen Sinn eines jungen Prinzen, der in der eigenen schweren Situation ein Herz für die Leiden Anderer bewahrt hat.

Was entsteht, wenn zwei Liebende sich umarmen? — Eine Armseligkeit.

Auflösung des Zahlenräthsels in Nro. 133:
Blinde, Bild, Lied, Linde, Eid, Bein, Leib.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 135. Samstag, den 9. November **1861.**

Glosse über „Vivat der Einundsechziger."

„Solchen edlen Saft der Reben
„Hat es nie — noch nie gegeben;
„Darum schenket fröhlich ein
„Rechten einundsech'ger Wein."
Karl Rohr.

Freund! du wirst mir wohl erlauben,
Diese Worte zu glossiren,
Trotz daß dieses Jahr den Trauben
Alle Ehre mag gebühren.
Glücklich ist der Mann zu preisen,
Hat er viel vom Federweißen,
Und er soll im Lied erheben
„Solchen edlen Saft der Reben."

Singen hast du leicht, dein Keller
Birgt den edlen Feuerwein, —
Ich, ein Sänger ohne Heller,
Kann mich dessen nicht erfreu'n;
Denn vor Frost und auch vor Staaren
Thut der Himmel mich stets wahren,
Und so wenig für mein Leben
„Hat es nie — noch nie gegeben."

Denn der Weinpreis in den Schenken
Und das Bier mit vielem Schaum —
Gaben Anlaß zum Bedenken;
Und es hängt am Weidenbaum
Meine Harf', die eingetragen,
Wenn ich sie zum Lied geschlagen,
Und dein Ruf bringt mir nur Pein:
„Darum schenket fröhlich ein."

Send' ein Krüglein mir vom Weine,
Der dein Herz so froh gemacht,
Daß erweckt werd' auch das meine
Und zum Liede angefacht;
Dann als neuer Kronvasalle
Künd' ich gern mit hellem Schalle:
„Schenkt, so ihr ihn habt, euch ein
„Rechten einundsech'ger Wein."

Neustadt. J. H.

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

IV.

Am folgenden Tage hatte Seydlitz viel zu beschicken. Als Alles, was der Dienst erheischte, abgewickelt war, befahl er dem Bedienten, Jedermann abzuweisen, indem er ungestört bleiben wolle.

Er ging zu seinem Schreibpulte, zog eine Schieblade heraus und nahm eine Rolle Goldstücke hervor, die er sorgfältig zählte, dann wieder rollte und zur Seite legte. Dann nahm er eine zweite und verfuhr gleichmäßig. Als auch diese wieder gerollt war, sagte er, sie links hinlegend: Ich denke, daß Reibnitz damit mehr als genug haben soll, um nöthigenfalls vier Wochen in Berlin auf gutem Fuße leben zu können. Er soll nicht knickern. Ich will es nicht. Er soll als mein Adjutant auftreten, wie es seine Stellung erheischt. Punktum! das ist für Reisegeld. — Er legte noch eine kleine Rolle dazu. Dann nahm er die andere, größere Rolle und legte sie zur rechten Seite. Die ist für Heumar. Täuscht mich meine Ahnung nicht, so findet er ihn im Elende. Da soll er gleich helfen. Die Pension vom König muß und wird nachkommen. —

Aber wie soll er's ihm beibringen? Ja, der Trotzkopf wird vom Elende noch nicht gebrochen sein! Es ist ein eiserner, gußeiserner

Digitized by Google

Menſch, der Heumar. Gott weiß es, ob er ihm beikommen wird? Nun, der Reibnitz iſt ein gewiegter, gewandter Menſch. Der mag es rund machen. Es wird ihm ja gelingen! — Vorſchreiben läßt ſich da nichts.

Wie mir's heute ſo wohl iſt! Ich meine, die halbe Laſt ſei von der Seele gewälzt. Wenn's erſt ganz gelungen iſt, wie wird mir's dann ſo leicht und wohl ſein! Aber halt: jetzt muß ich ſchreiben! Wie ſoll ich's nur anfangen, um dem König das Alles zu ſagen? —

Er ſtützte den Kopf eine Weile in die Hand und murmelte halblaut vor ſich hin. —

So! rief er dann freudig aus, ſo iſt's gut, griff zu der Feder, legte ſich das Papier zurecht und begann eifrig zu ſchreiben.

Der Brief wurde lang. Er legte ſeinem Könige ein treues Bekenntniß ſeiner Schuld gegen Heumar ab; er ſagte dem Könige, er ſtehe mit einem Fuße im Grabe und wolle nicht vor ſeinen Richter jenſeits treten, mit dieſer Schuld belaſtet, er habe außerdem genug Schuld auf ſeiner Seele, um, was er vor Menſchen und in Gefahren nie gethan, vor Gott zu zittern. Er flehte, nachdem er das Alles geſchrieben, den König an, das, was er an Heumar verſchuldet, endlich wieder gut zu machen. Er forderte eine für jene Zeit anſehnliche Penſion und ihre Nachzahlung vom Tage der Schlacht bei Zorndorf, nach welcher der Heumar ſeinen Abſchied, durch ihn ſelbſt dazu genöthigt, gefordert habe, nachdem er eine Batterie, eine feindliche Fahne und eine bedeutende Anzahl Gefangener gemacht. Ueber Heumar's Lage werde ihm ſein treuer, tapferer Adjutant, der ihm treu ſei, wie ein leiblicher Sohn, und den er Seiner Majeſtät beſonderer Gnade empfehle, berichten, denn er eile in ſeinem Auftrage nach Berlin, denſelben zu erforſchen.

Als dieſer Brief an den König beendet war, leuchtete Seydlitz' großes Auge in freudigem Glanze. Er las ihn noch einmal, nickte mit dem Kopfe, legte das Blatt zu, ſiegelte und ſchrieb die Aufſchrift.

Gottlob! rief er aus. Ich bin zufrieden. Er iſt mir beſſer gelungen, als ich gedacht. Man ſollte doch immer beim Briefſchreiben friſchweg das Herz reden laſſen! Das wird immer am beſten. Alles das Gekünſtel, Gedrechſel, das Ueberlegen und vorher Aufſetzen iſt keinen Schuß Pulver werth! Mit dieſen Worten ſchob er den Brief bei Seite und ſagte: Nun wollte ich, Reibnitz käme! Aber es iſt noch zu frühe am Tage, er hat noch Vieles zu beſchicken.

Er ſtopfte ſich eine Pfeife, ſetzte ſich in den Seſſel, warf Holz auf das Kaminfeuer und blies die blauen Wölkchen mit heiterer Miene in die Luft.

Der Brief an ſeinen König war ihm wirklich überaus gut gelungen. Ohne es abſichtlich zu wollen, hatte Seydlitz geredet wie Einer, der eine ſchwere Schuld bekennt. Er hatte geredet wie Einer, der ſeine Todesſtunde nahe weiß. Er hatte dem Könige geſagt, er habe nie für ſich etwas erbeten, ſeines Königs Gnade habe ihm reichlicher gelohnt, als er es je verdient; hier aber gelte es, ſein Herz zu entlaſten, und da müſſe er ſeinen erhabenen, gnädigen König und Herrn zum erſten Male in ſeinem langen Leben um eine Gnade anflehen. Was er Heumar thue, das thue er ihm.

Solch' ein Brief, auf den das Abendroth eines dem Könige geweiheten Lebens fiel, mußte einſchlagen.

Es war fünf Uhr geworden, als der Bediente den Adjutanten von Reibnitz meldete.

Er ſoll gleich kommen, ſagte Seydlitz. Bringe du dann Licht und den Thee. Niemand wird weiter vorgelaſſen; hörſt du?

Der Diener verbeugte ſich zum Zeichen, daß dem Befehle des gnädigen Herrn genügt werden würde, und bald darauf trat Reibnitz ein.

Schön, daß Sie kommen, ſagte der General mit freudigem Tone. Es iſt mir ſchon ſo froh und leicht um das Herz, als ſei Alles gelungen, wie ich es mir denke und wie ich es hoffe. Setzen Sie ſich, lieber Reibnitz, ich habe noch Allerlei mit Ihnen abzuwickeln.

Vor allen Dingen muß ich Ihnen ſagen, daß ich unter Ihren Pferden keines kenne, mit dem Sie würdig, als mein Adjutant, in Berlin erſcheinen können!

Reibnitz erſchrack. Seine Kaſſe war gar nicht in dem Zuſtande, eine bedeutende Summe für ein ſchönes Pferd ausgeben zu können.

O, ſagte er, ich meine doch, Excellenz, mein Brauner —

Ach was! rief Seydlitz aus. Das iſt eine alte Mähre, der es ſchon etwa fünfzehn Jahre gedenkt, ſeit ſie das Geſtüt verlaſſen hat.

Digitized by Google

Aber — bemerkte Reibnitz, dessen Verlegenheit mit jedem Augenblicke wuchs, wo soll ich in diesem Augenblicke ein ausgezeichnetes Pferd hernehmen, wenn auch — mein — Geldbeutel die Mittel hätte, wie sie ihm denn aber in Wahrheit abgehen. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Schatten.

(Schluß.)

„Lebt Ihre Frau noch?" fragte ich.

„Ja, und es scheint fast, als wenn sie nie sterben wolle," erwiderte er. „Ich habe oft gedacht, daß, wenn sie stürbe, ich endlich Ruhe finden, ihre Stimme nicht mehr hören und von ihrem Schatten befreit werden würde; aber dann überschleicht mich wieder die Furcht, daß der Schatten zu einem wirklichen Gespenste werden könne."

„Haben Sie sie nie im Irrenhause besucht?"

„Ja; sie kam mir entgegengeeilt, hing sich an meinen Hals und küßte mich noch zärtlicher als früher. Ungeachtet aller Mißhandlungen, die sie von mir erduldet, liebte sie mich auch jetzt noch, hätte mir gern Alles verziehen und wäre willig mit mir zurückgekehrt. Allein ich fürchtete für meinen guten Namen, denn die Gefahr war jetzt sogar noch größer als früher. Das letzte Unrecht, statt die vorangegangenen Mißhandlungen zu verdecken, hatte sie nur noch unverzeihlicher gemacht. So schlecht ich war, bemitleidete ich doch mein armes Weib; aber es schien mir unmöglich, ihr die Freiheit wieder zu geben und sie zu ihren Kindern zurückkehren zu lassen. Ich verhärtete deßhalb mein Herz und ließ sie, wo sie war; aber sie verließ mich nicht. Von jener Zeit an verfolgte sie mich wie die Schuld — wie eine strafende Gerechtigkeit. Ich entfernte meine Kinder von mir, um nicht ihre Züge in denen der Kinder zu erkennen; aber ich mußte sie um so deutlicher sehen. Mein Haus war für mich ein Spukhaus, und ich verließ es; aber der Spuk folgte mir. Ich versuchte sie im Gewühle der Menschen zu verlieren, aber sie wollte nicht von mir weichen. Ich ging in die heitersten Gesellschaften, allein der Schatten war stets an meiner Seite, auf dem Ball wie im Concerte. Endlich trat ich weite Reisen an und besuchte ferne Gegenden; auch dort war sie bei mir und wollte sich weder vergessen lassen noch zurückbleiben. Ihre Gegenwart wirkte wie ein Zauber, unter dem Alles verdorrt; das Neue verlor seine Frische und die Schönheit ihren Reiz. Was mir sonst gefiel, gefällt mir jetzt nicht mehr. Nichts hat Werth für mich, als was Aehnlichkeit mit ihr an sich trägt."

„Wo sind Ihre Kinder?" fragte ich.

„Das eine ist todt," antwortete er, „und das andere befindet sich bei einem Verwandten. Der Schatten bewacht es und macht es glücklich. Während des Spieles habe ich ihn über dem Kinde schweben sehen und es nur um so fröhlicher lachen hören, während meine Thränen desto schneller strömten, und mein Herz von Neuem brach. Dort, dort, — sehen Sie! Der Schatten weint! O wenn Sie ihn nur sehen könnten! Er ist so schön!"

„Sonderbar scheint es mir," bemerkte ich, „daß Sie bei solchen Empfindungen nie versucht haben, das fürchterliche Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen, dessen Sie sich schuldig bekennen."

„Ich habe es versucht," antwortete er, „aber erst, als ich zu Grunde gerichtet, mein Geschäft gesunken, mein guter Ruf verloren war, und alle Freunde mich verlassen hatten. Als ich nichts mehr verlieren konnte und die Zukunft mir also gleichgiltig war, aber immer noch von der Stimme geplagt und vom Schatten verfolgt wurde, suchte ich mein Weib, entschlossen, so viel wieder gut zu machen, als noch möglich sei, und ihr wenigstens die Freiheit zurückzugeben und sie wieder in meine Arme aufzunehmen. Aber ach, es war zu spät! Lange Jahre der Haft, Vernachlässigung und die stete Umgebung der Wahnsinnigen und Rasenden hatten ihr Werk gethan, langsam, aber sicher den Verstand zerstört und sie ihren Gefährten gleich gemacht. Jetzt war sie wirklich irrsinnig, und was ich früher gewünscht hatte, vollendete nun mein Elend. Mit wildem Lachen kam sie mir entgegen geeilt und begann ein lautes, sinnloses Gespräch. Welche Veränderung! Ich konnte sie nicht ertragen und entfernte mich wieder. Seitdem habe ich sie nicht gesehen; aber der Schatten ist unverändert, — immer derselbe, und immer

Digitized by Google

bei mir. Glauben Sie nicht, daß er mich auch nach dem Tode verfolgen wird?'

Ich gab keine Antwort.

„Einst schrieb ein Mann," fuhr er fort, „auf seinem Todtenbette das Wort „Reue" nieder, um auszudrücken, was er empfinde; ich aber könnte „Wiedervergeltung" tausend Mal schreiben, ohne nur ein schwaches Bild von dem zu geben, was ich ausgestanden habe. Mein armes, mißhandeltes Weib hat nicht das erlitten, was ich, der die Unthat begangen, erlitten habe. Aber es ist so recht; die Sünde muß immer am schwersten auf das Haupt des Sünders fallen. Der Schatten — die Stimme —"

Der Unglückliche schloß die Augen. „Der Tod kommt, — Mary — vergib — küsse —" stöhnte er gebrochen, streckte die Arme aus, als wolle er irgend einen Gegenstand umschlingen, und sank auf das Kissen zurück. — Er war todt!

Denksprüche.

Wer nur den Menschen im Menschen erblickt, der wird mit dem Niedern
Gern verkehren, als wär' Alles auf Erden sich gleich;
Aber — er thu' es nur dann, wenn dieser den Niedrigen wieder
Aehnlich behandelt, denn sonst hat's der Gesell' nicht verdient.

Sei standhaft und gib nach, wie Fug und Zeit begehren:
Ein Weiser kann zur Noth die Sitten wohl verkehren.

Landwirthschaftliches.

Das Eierlegen der Hühner im Winter zu befördern. Der landwirthschaftliche Anzeiger für Westphalen hat im vorigen Herbste folgendes Mittel empfohlen, um das Eierlegen der Hühner im Winter zu befördern. Man bringe im November 1½ Fuß hoch Pferdemist in den Hühnerstall und überdecke denselben mit etwas Stroh. Dadurch wird die nöthige Wärme in dem Stalle hergestellt, und die Resultate sind sehr befriedigend.

Die Olmützer „N. Zeit" erzählt folgende Anekdote als Factum: In einer Stadt Schlesiens hatte der Eigenthümer des Gasthauses „Zum römischen Kaiser" auch noch ein zweites Besitzthum, „Zur Zufriedenheit" genannt. Dessen Sohn beabsichtigte die Tochter eines Schullehrers zu ehelichen, wozu er die Einwilligung seines Vaters und als Ausstattung die Besitzung „Zur Zufriedenheit" erhielt. Um auch die behördliche Genehmigung zu erlangen, begab sich der Bräutigam zu dem Bürgermeister. „Wer sind Sie?" herrscht dieser den Eintretenden an. „Ich bin der Sohn des römischen Kaisers und bitte um Bewilligung zur Ehe." „Was verschafft Ihnen das zur Erhaltung einer Familie nothwendige Einkommen?" „Die Zufriedenheit" war die Antwort. Einem solchen Bräutigam und mit dieser Ausstattung konnte die Bewilligung zur Ehe wohl nicht versagt werden.

Zwei ehrsame Philister zanken sich in einer Kneipe. Der jüngere will den ältern belehren, daß er im Irrthum sei; der aber spricht in gerechter Indignation: „Was Sie sind, das bin ich schon lange gewesen, Sie Rindvieh, Sie."

Am Morgen des Krönungstages in Königsberg tritt ein alter Invalide an die Pforte des Schloßhofes. Da er keine Eintrittskarte besitzt, so ruft ihm die Wache ein lautes: „Zurück!" zu. Der alte Graubart richtet sich aber hoch auf und ruft: „Zurück? — Heute ist der 18. October; vor 48 Jahren hieß es an diesem Tage: Vorwärts!" — Und vorwärts schreitet der Alte und betritt unangefochten den Schloßhof.

Räthsel.

Willst du den im flachen Lande ziehen,
Mußt du das zu thun, dich ernst bemühen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 136. Dienstag, den 12. November **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Aha! lachte Seydlitz, ich habe mir doch so etwas gedacht! Die jungen Herren haben nie Geld — und wenn die Alten nicht sorgten? Na, weiß wohl, Reibnitz, daß Sie kein Windbeutel und Verschwender sind; weiß wohl, daß Sie, als treuer Sohn, für eine brave, alte Mutter sorgen. Sie wissen, wie ich das achte und ehre, und müssen mir einen Scherz zu Gute halten. Für einen tüchtigen Gaul ist gesorgt. Mein Apfelschimmel kann sich vor dem Könige sehen lassen. Den nehmen Sie, als ein Zeichen meiner Liebe, von mir an und reiten ihn in Berlin. Schicken Sie morgen mit dem grauenden Tage Ihren Peter. Das Pferd wird fix und fertig, gesattelt und gezäumt, zur Abreise fertig sein, wie Sie selber! —

Der Apfelschimmel war ein Araber vom reinsten Blute, ein Thier von der seltensten Schönheit, des Generals besonderer Liebling. Er hatte ein ungeheures Geld gekostet und wurde allgemein bewundert.

Reibnitz war starr vor Erstaunen. Er wollte reden, danken —

Stille, Reibnitz, rief der General. Die Sache ist abgemacht. Ich befehle Ihnen, zu schweigen! Ohnehin habe ich Sie zu belehren, was Sie zu thun haben. Passen Sie ja genau auf! Diese Rolle enthält die nöthigen Gelder für Ihren Aufenthalt in Berlin. Er kann ja leicht sich bis zu vier Wochen ausdehnen. Sie müssen mir auch in Ihrem äußeren Auftreten Ehre machen. Sie wissen, das gehört dazu, und die Berliner haben gar feine Näschen und rümpfen sie gerne und fix, wenn sie meinen, Das oder Jenes könnte besser, glänzender sein. Diese kleinere Rolle ist Ihr Reisegeld, und diese hier, auf die ich „Heumar" geschrieben habe, ist — für ihn. Wie Sie es anfangen, es ihm in die Hände zu spielen, das muß ich Ihrem Scharfsinne, Ihrer Klugheit und Gewandtheit überlassen. Ich weiß, es ist die schwerste Ihrer Aufgaben, denn Heumar ist ein Trotzkopf und Einer, den man fein anfassen muß. Ach, ich ahne, er wird es nöthig haben; ich fürchte, Sie werden ihn — ach, mein Gott, wenn Sie ihn nur noch am Leben treffen — im Elende finden! Haben Sie ihn aber entdeckt, dann bitten Sie, als mein Adjutant, in meinem Namen, um eine Audienz bei Seiner Majestät und überreichen diesen Brief. Sie warten, bis ihn der König gelesen, geben über Heumar Auskunft und nöthigenfalls über mich, wobei Sie dem Könige sagen können, „ich pfiffe auf dem letzten Loche" — und das Weitere wird sich finden. Also morgen mit dem grauenden Tage reisen Sie ab? —

Zu Befehl, Excellenz, sagte der Adjutant.

Sie können sich denken, wie ich auf Nachrichten erpicht bin — und Sie werden mir, sobald Sie Heumar entdeckt haben, gleich berichten und dann — alle Tage — nicht wahr? —

Es wird mir Pflicht und Freude sein! sagte mit dem Ausdrucke der vollsten Wahrheit der Adjutant.

Seydlitz lächelte ihm zu, klopfte ihm leise auf die Schulter und sagte: Sie sind lässig im Dienste, Reibnitz, der Thee wird kalt!

Das hatte Reibnitz vergessen. Er beeilte sich nun, den General zu bedienen, da er einmal beim Thee die Stelle der Hausfrau ver-

Digitized by Google

treten mußte, die nie zu Seydlitz auf sein Gemach kam, und er seit lange her im Scherze mit diesem Geschäfte betraut worden war. Darauf wurden Pfeifen angezündet, wie es immer zu geschehen pflegte, wenn Reibnitz außer dem Dienste mit dem Generale zusammen kam, der im Dienste strenge auf das hielt, was die Unterordnung forderte.

Niemand kannte Seydlitz so genau, als der junge Reibnitz; er kannte alle seine Besonderheiten, seine Launen, seine Fehler, aber auch seine Tugenden, seine guten Gemüthseigenschaften. Niemand wußte ihn so zu behandeln, wie er. Daher kam denn auch das ungetrübte, schon Jahre dauernde Verhältniß; daher die wahrhaft väterliche Zuneigung des Generals zu ihm, das allerinnigste Vertrauen und die Rückhaltlosigkeit, womit sich Seydlitz gegen ihn benahm.

Das aber sprach nicht allein für Reibnitz: er war ein streng sittlicher Mensch, tadellos und unbescholten in allen Fugen; ernst, gemessen, verschwiegen, uneigennützig im höchsten Grade, sparsam und eingezogen. Von seinem geringen Gehalte unterhielt er seine betagte Mutter. So kannte ihn der General, so die sämmtlichen Offiziere, die gerade ihn am liebsten als Adjutanten haben mochten, da er, obwohl er nie ihre leichtfertigen Händel und muthwilligen Streiche theilte, sie auch wohl einmal tadelte, nie solche dem General hinterbrachte, vielmehr gerne die Hand bot, Einen oder den Anderen aus einer schlimmen Lage zu retten, wobei eine ernste Mahnung und Strafpredigt freilich immer in den Kauf genommen werden mußte. Er war zu ehrenwerth, als daß man das nicht gerne hingenommen hätte oder nur ihm hätte darüber gram werden können, wie denn, wenn ihn der General beschenkte oder ehrte, niemals der Neid ihm das mißgönnt hatte, was er, wohlverdient, empfing.

Ehe der Tag graute, war der Adjutant auf dem Wege nach Berlin, auf dem ihn die besten Wünsche des Generals begleiteten. Der Nebel war verschwunden. Ein scharfer Ostwind blies über das Land und durchschauerte den jungen Offizier, der, tüchtig eingehüllt, dahin ritt, einstweilen im gestreckten Schritte, um beim Beginn der Reise die Thiere nicht zu sehr anzustrengen.

Peter, sein treuer Reitknecht, führte links ein bepacktes Saumroß, rechts den Apfelschimmel, der vorsichtig in Decken gehüllt war, obgleich er sich an das nordische Klima mit seiner, der Heimath fremden, Kälte schon hinlänglich zu gewöhnen Gelegenheit hatte.

Der Blick seines neuen Herrn wandte sich oft nach ihm zurück, obgleich nichts von ihm zu sehen war. Nur das gesunde, frische, muthige Schnurren und Schnaufen vernahm er mit immer neuer Freude. Als aber nun der Tag kam und die hellen Ränder des Horizontes oder Gesichtskreises sich zeigten, dann die Goldfarbe an dem Ostrande desselben sich heller färbte und dies mäßige Licht es gestattete, die Dinge zu unterscheiden, da labte sich Blick und Herz an den herrlichen Formen des wahrhaft königlichen Thieres, das gar nicht gehen zu können schien, sondern fortwährend in schiefer Richtung hüpfte und tanzte und dabei jede Bewegung malerisch erscheinen ließ. Manchmal meinte der bescheidene Reibnitz, es sei doch zu schön und kostbar für ihn, und es schien ihm, als habe er es nur für den General zu hüten, — bis dann wieder die frohe Gewißheit des Besitzes ihn mit neuer Lust durchglühte. Er ritt dann zu dem edlen Thier, das auf den Namen „Hafiz" hörte, und reichte ihm Zucker, den er zu diesem Zwecke in der Manteltasche führte. Dann wieder ließ er sich mit seinem Peter in eine, die Schönheiten seines Hafiz rühmende, Unterhaltung ein, und jedes begeisterte Wort des Reitknechts, der eben ein so großer Pferdenarr war, als sein Gebieter, that seinem Herzen wohl und der lächelnde Blick ruhte auf Hafiz, um seine volle Bestätigung sogleich zu finden. —

(Fortsetzung folgt)

Der Goldklumpen.

Eine wahre Geschichte.

(Mitgetheilt von Dr. D.)

Nachfolgende Erzählung ist ein treues Bild unserer gegenwärtigen materialistischen Zeit. Sie zeigt uns deutlich, wie sehr die große Menge nur nach Besitz und Vermögen strebt, wie bei diesem blinden Jagen ganze Familien oft total ruinirt werden, die dann, um der „Schande des Herunterkommens" zu entgehen,

Digitized by Google

in den Urwäldern Amerikas Erſatz für ihre verlornen Güter zu finden hoffen. Sie zeigt uns aber auch, wie derjenige, der ſich nicht begnügt mit ſeinem beſcheidenen Theil, durch ſolch unſelig Streben nach Mehr aus allen Angeln der ſocialen und Familienverhältniſſe gewaltſam herausgeworfen wird, phyſiſchen und moraliſchen Schiffbruch leidet und ſo kläglich untergeht.

Da meine Mittheilungen ſich durchweg theils auf ſelbſterlebte Facta, theils auf authentiſche Berichte gründen, ſo kann ich die feſte Verſicherung geben, daß reine und ſtrenge Wahrheit meine Feder leiten wird. Vielen die noch am Leben ſind und die Begebenheit mit mir erlebt haben, wird ſie als Beitrag zur Geſchichte des Betrugs und der Verirrungen des menſchlichen Geiſtes nur zu ſehr noch im Gedächtniſſe ſein. Ueber die Seltſamkeit der Mittel wird man ſtaunen, welche der Ehrgeiz, gepaart mit Liſt und Schalkheit, aufbot, um zu täuſchen und zu — beſitzen.

Es war im Jahr 183 .... im Nachſommer, als ich mit meinem Freunde Eduard v. Hauber von Heidelberg aus, woſelbſt wir unſre Studien machten, den Plan faßte, das Elſaß zu bereiſen und zugleich einem nahen Verwandten, dem damaligen Major Baron v. Grammont, jetzt Ambaſſadeur in Rom, welcher mit ſeinem Regimente in Straßburg in Garniſon lag, einen Beſuch abzuſtatten. Unmittelbar nach dem Schluß der Vorleſungen für das Sommerſemeſter traten wir unſere Reiſe an. Da ich ohnehin in Karlsruhe noch Wechſel einzukaſſiren hatte, ſo nahmen wir unſern Weg über dieſe Stadt. Nachdem wir unſre Geſchäfte abgemacht, gingen wir bei Knielingen über den Rhein und betraten bei dem Dörfchen Wörth den rheinpfälziſchen Boden. Der Tag war ziemlich heiß, nichtsdeſtoweniger blieben wir unſerm Vorſatze, nur Fußtouren zu machen, getreu. Eine gut unterhaltene Chauſſee führte uns durch den herrlichen Bienwald, in welchem wir außer dem Langenberg, einer Anzahl Förſterswohnungen, ſonſt kein Dorf paſſirten. In Neulauterburg, hart an der bayeriſchen Landesgrenze und blos durch die Wieslauter von dem franzöſiſchen Garniſonsorte Lauterburg geſchieden, verkündeten uns die „bons jours,“ daß hier die deutſche Zunge aufhört zu ſprechen.

In Lauterburg angekommen, machte der Magen ſeine Rechte geltend. Wir nahmen im „Engel“ einige Erfriſchungen, welche in einem recht gut zubereiteten Fiſche von ziemlichem Umfange und in einer Flaſche Bordeaux beſtanden, und ſetzten dann unſern Weg in dem Lande, wo man franzöſiſch ſpricht, aber noch Alles „ditſch“ iſt, weiter fort. Eine Kunſtſtraße hatten wir zwar nicht, aber doch paſſabeln Feldweg. Mehrere Dörfchen, deren Namen mir entfallen ſind, hatten wir bereits hinter uns, als wir gegen Abend ein großes und wohlhabendes Bauerndorf, Namens Wahlheim, erreichten. Wir logirten im „Ochſen“.

Der Wirth, ein langer, hagerer Fünfziger, der bei jedem ſeiner geſprochenen Sätze ein ſonderbares, aber doch gutmüthiges Lächeln ausſtieß, war ſehr leutſelig und ſchien ſich auf ſeine Gäſte nicht wenig einzubilden. Obgleich er viele Taglöhner im Hauſe hatte, die ſämmtlich mit Einernten von Feldfrüchten beſchäftigt waren, ſo wich er doch keinen Augenblick von unſrer Seite. Nachdem wir ein kleines Abendbrod und ein Glas Wein eingenommen hatten, gingen wir aus, um das Dorf zu beſehen. Unſer Wirth begleitete uns. Gleich vor dem Hauſe ſtießen wir auf einen Schwarm von Kindern, welche der Feuerſpritze nachliefen. Mit letzterer wurden Verſuche angeſtellt, um ſich über ihre Brauchbarkeit zu vergewiſſern.

Kaum ſind wir einige Schritte gegangen, als dieſe Kinder ſich um einen großen ſchlanken Mann von etwas gebeugter Statur ſchaarten, der, die Tabakspfeife in der rechten, die Kappe in der linken Hand haltend, dem Bürgermeiſter eine Beſchwerde mit großem Pathos vortrug. Dieſer letztere, ein corpulenter Mann von mittlerer Größe und echter Dorfſchulze, hatte ein ziemlich vornehmes Ausſehen. Er ſtand unter ſeinem Thore, ſtemmte den linken Fuß über den rechten, lehnte ſich dabei mit dem Rücken an die maſſive Thorſäule und hörte dem Ankläger aufmerkſam zu. Dicke Rauchwolken dampfte er aus ſeinem großen ungariſchen Meerſchaumkopfe und ſpuckte dabei bald rechts, bald links. Außer den erwähnten Kindern vermehrten ſich die Zuhörer der Erwachſenen, man möchte faſt ſagen, lawinenartig. Denn gerade bei des Schulzen Wohnung kreuzt ein ſehr frequenter Feldpfad die Haupt-

Digitized by Google

straße und führt von da nach dem bevölkertsten Theile des Dorfes, und weil es gegen 7 Uhr des Abends war und die Feldarbeiter um diese Zeit heimkehrten, so gesellten sich alle zu den Neugierigen. Uns selbst schien dieser Menschenauflauf auffällig, indessen sagten wir nichts. Nur unser Wirth wechselte im Vorbeigehen einige Worte mit dem Schulzen, aus denen wir entnehmen konnten, daß er mit demselben, als dessen Nachbar, sehr gut stand und ihm die Geschichte auch bekannt sei.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Um die Ameisen aus den Gärten zu vertreiben, wendet man in Frankreich vielfach den Guano an. Man streut denselben auf die Nester, wodurch die Eier verdorren, und die Ameisen entweder sterben oder eiligst den Bau verlassen.

Denksprüche.

Mensch, du forschest nach Wahrheit und suchst sie immer in Fernen;
Prüfe dich selbst und schau', prüfe die Dinge um dich:
Nicht nach fernen Orakeln — sie täuschen und irren dich immer —
Das bedeutende Wort liegt zu den Füßen dir oft.

Harter Stein auf harten Stein
Gibt keine Mauer,
Welcher Mörtel mittenein
Macht erst die Dauer.

Verschiedenes.

Auf einem Balle, der zum Besten der deutschen Flotte abgehalten wurde, sagte ein Herr von gutem Gedächtniß zu seiner Tänzerin: Ach was, mir ist eine flotte Deutsche weit lieber, als eine deutsche Flotte. Gute Geister begegnen sich, erwiderte die Tänzerin, mir ist ein deutscher Freier auch lieber, als ein freier Deutscher.

Die „Würzburger Stechäpfel" bringen nachstehenden vorläufigen Todtenzettel. Am 31. December d. J. wird gestorben werden an einem, der Sterbenden schon vor längeren Jahren verordneten Todesurtheil: Frau Lotto, geb. Schwindelina. Sie ward erzogen in Italien und siedelte in einer üblen Stunde nach Bayern über, wo sie vom Schweiße der Leichtgläubigen sich und Andere nährte. Sie hat in ihrem Leben so Viele gestimmt und verstimmt, daß die öffentliche Stimmung endlich über sie abstimmte. Obgleich einstimmig ihr Fortleben gewünscht wurde, vermochte diese Einstimmigkeit gegen alle andern Stimmen nicht durchzubringen. Es weinen ihr viele Schwestern nach, die ihr Theuerstes in ihr verloren und klagend sich zuflüstern: „Lott' is todt!" Ihr Verlust ist so unberechenbar wie ihr Gewinn, und ihr Auszug aus dem irdischen Leben war der einzige bestimmte Auszug, bei dem das ganze Land gewonnen hat. Ruhe ihren Zetteln!

Eine in einem Bezirksgericht erschienene Bauersfrau war in Verlegenheit, wie sie den betreffenden Beamten, dem sie vorgeführt wurde, zu tituliren habe, hörte aber gleichzeitig, daß derselbe von einigen der anwesenden Herren mit „Herr College" angeredet wurde. Als die Reihe an sie kam und der betreffende Beamte nach ihrem Begehr frug, leitete sie ihre Rede ebenfalls zur Ergötzung des ganzen Gerichts mit „Herr College" ein.

Mehrere Fürstinnen zusammen genommen hatten wohl nicht eine solche Garderobe, als Elisabeth, Tante Peters des Dritten. Man fand in ihrem Nachlasse 15,000 und einige hundert, theils einmal theils niemals getragene Kleider; zwei große Kisten mit seidenen Strümpfen; zwei andere mit Bändern; einige tausend Paar Schuhe und Pantoffeln, und einige hundert Stücke reicher französischer Stoffe.

Auflösung des Räthsels in Nro. 135:
Der Graben, das Graben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 137. Donnerstag, den 14. November **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Der Gevatter und Fritz lächelten.

Man sollte meinen, sagte der Gevatter, es wäre doch kaum möglich, so geckig mit einem Pferde zu sein? —

Schmiedjakob sah ihn ärgerlich an.

Das begreifst du nicht? rief er aus. Gibt's ein schöneres, klügeres, ich möchte sagen, verständigeres Thier, als so ein Pferd? Das macht, du hast noch keines gesehen, das über des Fritz hübsche Ackergäule hinausreicht! Nein, ich finde, was die Geschichte erzählt, vollkommen wahr, und nehm's dem Offizier nicht übel, daß er geckig mit dem Hafiz war. Ich erinnere mich noch recht gut, wie ich an Leib und Seele zappelte, als ich des Napoleon milchweißen Schimmel sah, den er aus Aegypten mitgebracht, und den der treue Mammelucke Rustan am kostbaren Zaume führte. Man meinte, das Thier wüßte es, daß nur ein Kaiser es reiten dürfe, so stolz trug es sein Köpfchen. Oder, als ich in Spanien die andalusischen Prachtpferde erblickte, die der Marschall Suchet — mausete oder mitgehen hieß! — Das waren Thiere, die mich kapitalgeckig hätten machen können. Darum begreife ich recht leicht, daß ein Pferdenarr ein recht verständiger Mensch sein kann, und nehme es dem Reibnitz nicht übel; denn in dem Buche, aus dem ich die Geschichte nahm, die ich Euch gerade vorlese, steht es geschrieben, daß er ein blutarmer Schelm war, der noch nicht viele schöne Pferde besessen. Da ist's ja um so natürlicher. Ueberdies — frag' ich, was hat so ein Reiteroffizier im Frieden und in der Garnison, wo er so ein Schlaraffenleben führt, zu thun, wenn er nicht schöne Pferde hat und darüber mit seinen Genossen plaudert? Du lieber Gott, er gähnt, wenn er aufsteht und an den langen Tag denkt; er gähnt Mittags im Gedanken an die Langweile, die er Morgens ausgestanden; er gähnt Abends, wenn er an die langweilige Gesellschaft denkt, die ihn erwartet, und gähnt, wenn er zu Bette geht, vor entsetzlicher Uebermüdung vom Nichtsthun des langen Tages. Wenn er nicht seine Pferde hätte, müßte er am Ueberfluß der Zeit sterben.

Freilich, sagte der Gevatter, es kommt Alles darauf an, wie man so eine Sache ansieht. Vergiß aber deine Rede nicht und mach's nicht, wie das Kathrinchen, dem eben wieder der Faden gebrochen ist!

Weil ich über die Beschreibung des Gähnens der Offiziere in der Garnison zum Gähnen kam, sagte die Berufene. Kehret zum Reibnitz zurück, Schmiedjakobsvetter!

Weibsart! sagte schelmisch lachend der Alte. So ein junger hübscher Offizier zieht sie mehr an, als Alles!

Das thut's auch, sagte schnippig das Kathrinchen, und der Schmiedjakob nahm seinen Geschichtsfaden wieder auf.

Der Adjutant war glücklich zu preisen, daß er diese Unterhaltung hatte, denn die Gegend war langweilig, durch die er ritt, und mit seinem Peter war außerhalb des Pferdestalles und noch etwa einem Reitergefecht nichts zu wollen. Es war eine ehrliche pommerische Haut, aber etwas dumm und viereckig, zum Pferdeknechte geboren und bestimmt. Daher hörte drüber hinaus Alles auf. Auf ihn konnte sich der Adjutant unbedingt in allen Fugen verlassen. Das war das Beste, und diese Treue wußte Reibnitz zu schätzen.

Er mußte kurze Tagereisen machen wegen der immer schneidender werdenden Kälte, aber er machte sie auch schon aus Rücksicht auf seinen theueren Hafiz, der geschont werden mußte.

So kam er denn endlich in Berlin an.

Als er das Reisegeld stürzte, wie der Kaufmann das Nachrechnen bezeichnet, so fand er, daß er, ob er gleich nicht geknausert hatte, dennoch nur ein Viertel des Ganzen gebraucht. Bei diesem Ergebniß überstrahlte eine selige Freude sein Gesicht. Er setzte sich nieder, schrieb an die theuere Mutter einen langen Brief und legte eine Anzahl der „Füchse," wie man die Goldstücke nennt, in den Brief, und Peter, der mittlerweile seine vier Pferde mit liebender Sorgfalt abgefertigt hatte, trug ihn eben noch zur Post. Und ich weiß Einen, sagte Schmiedjakob, der sich nach dieser Handlung kindlicher Liebe freudig zu Bette legte, und nachdem er für die theuere Mutter, den General und das Gelingen seines Auftrags gebetet, in den sanften Schlaf sank, wie er nur bei einem guten Gewissen möglich ist. Ich denke, wir versuchen's auch einmal, schloß der Alte, stand auf und sagte, indem er in seine Kammer ging: Gute Nacht! —

V.

Gestern Abend hast du einen trefflichen Abbruchspunkt gewählt, sagte der Gevatter am folgenden Abend zum Schmiedjakob. Ja, rief Kathrinchen, mir hat er's zum Schabernack gethan, weil ich gähnte, als er von der Pferdeliebhaberei sprach — Narrheit, darf ich nicht sagen! —

Schmiedjakob schmunzelte. Heute mach' ich's gut, falls du nicht wieder gähnst. —

Das ist Eure Sache. Leset Ihr frisch drauf los, dann fällt mir's nicht ein, aber das Offiziersgarnisonsgähnen wirkte doch gar zu mächtig. Ihr beschriebt's zu kräftig. Ich bitte aber, beginnet auch gleich!

Ja, ja, erwiederte der Alte und nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf, den er sich im Buche bezeichnet hatte.

Frisch und fröhlich erwachte vom gesunden Schlafe der Adjutant am anderen Morgen. Die Fenster waren indessen bis oben hin mit seltsamen Eisblumen bedeckt, die das Kaminfeuer, welches Peter angemacht, gar nicht zum Schmelzen bringen wollte.

(Fortsetzung folgt)

Der Goldklumpen.

Eine wahre Geschichte.

(Mitgetheilt von Dr. D.)

(Fortsetzung)

„Der Goldklumpen wird angeklagt", sagte der Wirth zu uns.

„Goldklumpen", wiederholte ich, „war der Mann vielleicht in Amerika"? Nein, versetzte er, diesen Abend will ich Ihnen die ganze Geschichte erzählen.

Wir durchwanderten das Dorf in die Kreuz und Quere. Das Merkwürdigste, was uns unser freundlicher Ochsenwirth zu erzählen vermochte, war, daß die große Kirche (das Dorf zählt deren drei) in den neunziger Jahren von den Revolutionsgenerälen als Heu- und Strohmagazin benützt wurde und einer dieser Feldherrn den ganzen Bau sammt seinem genannten Inhalte anzünden wollte, woran er nur durch das fußfällige Flehen und Bitten des damaligen Geistlichen abgehalten wurde. Unter diesem Gespräche kamen wir wieder mit der „Nachtglocke" in unserm Logis an.

Unmittelbar nach dem Nachtessen sagte unser Wirth zu seinem Sohne: Fritz, gehe zum Herrn Vetter und sage ihm, er möge diesen Abend ein wenig zu uns herüber kommen, wir hätten nobeln Besuch und er sei freundlichst eingeladen.

Wirklich ließ der Schulze nicht lange auf sich warten. Wir saßen dann kaum hinter unserer Flasche Wein, als unser Wirth gleich anfing, daß wir beide uns um die Geschichte des Goldklumpen sehr interessirten. „Die will ich Ihnen brühwarm erzählen, meine Herren", erwiederte unser leutseliger Schultheiß. Er stopfte seine lange Pfeife, rauchte sie an und begann dann folgendermaßen:

„Unser Goldklumpen stammt aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie und heißt eigentlich Jakob Stang. Seine Verwandten befinden sich alle in guten Verhältnissen. Allein zum Bauernstande schien er wenig Neigung gehabt zu haben, weßhalb er sich ein Kurzwaarengeschäft in großartigem Maßstabe anlegte. Anfangs staunte man über dies kühne Unternehmen des jungen Mannes, da man ihm gar keine Routine zutraute, solchem Geschäfte vorzustehen, und eine Vorbildung ihm hiezu auch gänzlich mangelte.

Digitized by Google

Noch mehr verbrach man sich den Kopf, woher dieser Parvenü die Mittel zu seinem Unternehmen schöpfe. Ausgestreute Gerüchte über bedeutenden Gewinn in der Frankfurter Lotterie fanden indessen um so mehr Glauben, als er ein sehr günstig gelegenes Haus ankaufte und seinen Laden nicht unbedeutend vergrößerte. Er stieg so von einer Staffel zur andern empor und schien als großer Kaufmann in glänzenden Verhältnissen zu leben. Sein Laden wurde auch stark von Käufern besucht, und wie man hört, hat er sich eines raschen Absatzes seiner Waaren zu erfreuen. Besonders ist es ein alter Oheim, wir wollen ihn Schäfer nennen, der ihn bei seinen Plänen und Unternehmungen sehr leitet. Dieser Schäfer ist ein Mann, der es mit den guten Sitten nicht so genau nimmt und Manches, dessen man ihn in dieser Beziehung beschuldigt, ist so zu sagen ein öffentliches Geheimniß; er ist wohl reich an Jahren, aber arm an edlen Handlungen, eine Achtung genießt er deßhalb nicht, er ist auch keine werth.

Während nun so unser Kaufmann den reichen Herren spielte, klopfte er hie und da bei den wohlhabendsten Bürgern des Ortes um eine Ehehälfte an. Allein es wollte nicht gehen. Dies Frühjahr nun nahm er einen Tagner, denselben, der diesen Abend, wie Sie im Vorbeigehen bemerkt haben werden, mir seine Beschwerde wegen dem wirklichen Goldklumpen vortrug, und ging mit diesem in einen ihm gehörigen Weinberg, um die nöthige Bearbeitung vorzunehmen. Sie hatten einen Krug Wein mitgenommen. Am Grundstück angekommen, ging Stang voran der Grenzfurche entlang, blieb den Boden etwas prüfend stehen und sagte dann: Kunz, (so hieß der Tagner) grabe in der Furche hier ein Loch, wir wollen den Krug hineinlegen, damit der Wein frischer bleibt.

Wie gesagt, gethan. Da stieß Kunz während des Grabens plötzlich auf einen alten rostigen Eisenhafen. Dieser Gegenstand steigerte die Neugierde des Stang bis zum Superlativ. Indessen grub der Arbeiter den interessanten Hafen völlig aus. Allein noch bevor er ihn aus der Tiefe hob, nahm der von nicht zu beschreibender Neugierde gequälte Stang den noch schwach mit Grund bedeckten Deckel hinweg, um zu sehen, was er bedecke. Ein länglich runder, gelb aussehender Gegenstand von der doppelten Größe eines Gänseeies lag im Hafen.

Nebenbei muß ich Ihnen bemerken, daß nach der Meinung der Schatzgräber und Schatzheber man kein Wort reden darf, weil bei dem kleinsten während der Arbeit laut gesprochenen Wörtchen der Schatz sieben Klafter tief in den Boden versinkt und erst nach weiteren sieben Jahren wieder an die Oberfläche kommt.

Di se Vorsichtsmaßregel scheint auch unser Stang genau beobachtet zu haben, denn ohne eine Silbe zu sprechen, faßte er schnell den goldgelben Gegenstand, betrachtete ihn mit äußerst neugierigen Blicken, seine Augen strahlten vor Freude und Staunen, dabei schaute er fortwährend ängstlich herum, ob Niemand in der Nähe sei, zog hierauf sein Taschentuch hervor und wickelte diesen kostbaren Fund sorgfältig hinein.

Hebe den Hafen heraus, sagte er jetzt zu Kunz. Er that's. Vor ihnen stand ein alter Eisenhafen auf drei kurzen Füßen; er mochte einen Fuß Durchmesser im Gevierte haben. Boden und Deckel waren gewölbt, ersterer nach unten, letzterer nach oben. Außerdem hatte er noch eine nach beiden Seiten bewegliche Hänge.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Reich und güterbegabt verdient nur Jener zu heißen,
Welcher die Gaben des Glücks weislich zu brauchen versteht;
Aber wer selber sich quält und ewig nur zählet und rechnet,
Haufen auf Haufen nur thürmt, Schätze zu Schätzen gesellt,
Diesen vergleich' ich der Biene, die immer auf Waben des Wachses
Emsig schaffet, indeß andre des Honigs sich freu'n.

Auf dieser Welt ein Gast, mußt du für Willen nehmen,
Was dir der Wirth beschieden hat;
Nicht allzu eitel sein, noch dich zu blöde schämen,
Sonst gehst du fort und — wirst nicht satt.

Digitized by Google

Verschiedenes.

(Ein chinesischer Taschenspieler.) Es ist bekannt, daß die ostindischen und chinesischen Taschenspieler hinsichtlich ihrer Geschicklichkeit die europäischen bei weitem übertreffen. Der Marsch des französischen und englischen Expeditionscorps auf Peking und die Besetzung eines Theils der Hauptstadt des Reichs der Mitte von Seiten der Letzteren hat neue Beweise für die Wahrheit der obigen Behauptung geliefert. Ein Augenzeuge theilt der „Times" über die Kunststücke eines chinesischen Taschenspielers, die er in Peking zu sehen die Gelegenheit hatte, Folgendes mit: „Der Gaukler sprach zuerst etwa fünf Minuten mit einer sehr großen Zungengeläufigkeit gegen seine Zuschauer und augenscheinlich sagte er etwas sehr Witziges, denn die Umstehenden lachten herzlich. In der Mitte seiner Anrede wurde er indessen plötzlich von einem Anfall des Erstickens heimgesucht, und nach einem angestrengten Versuch, Etwas aus seiner Gurgel hervorzuziehen, brachte er ein kleines Stück Bambusrohr wie einen Lissaboner Zahnstocher heraus, dann ein anderes und noch eins; hierauf schneuzte er sich, und nun kamen solche aus seinen Nasenlöchern, dann aus seinen Augen heraus, bis er deren 37 vor sich liegen hatte, indem er zu gleicher Zeit aus jeder Oeffnung ein Stück halb hervortreten ließ. Zuletzt warf er sie auf einen Haufen auf die Erde, damit ein Jeder sie nach seinem Belieben untersuchen möge. Hierauf nahm er drei Glaskugeln, von denen jede einen Zoll im Durchmesser haben mochte, und stellte sie einzeln zwischen seine Lippen, zog sie dann in seinen Mund und verschluckte zuerst eine rothe, dann eine blaue und zuletzt eine weiße. Hierauf erfolgte ein kleines Zwischenspiel von Zahnstochern und Plaudern, worauf er ernst in dem Kreise herumging, während welchen Ganges er vier Mal stehen blieb, sich schüttelte und in die Höhe sprang, wobei man das Klappern der Glaskugeln in seinem Innern jedes Mal deutlich hörte Nachdem er seinen Rundgang vollendet hatte, spuckte er die Glaskugeln in derselben Reihenfolge, wie er sie verschluckt hatte — die rothe zuerst, die weiße zuletzt — auf die Erde. Nun nahm er noch zwei andere Kugeln, die eine von polirtem Stahl, die andere von Glas, von denen jede die Größe eines Hühnereies hatte. Zunächst ließ er sie auf die Erde fallen, damit die Zuschauer sich davon überzeugen sollten, daß sie solid seien, dann nahm er sie zwischen seine Lippen und verschluckte eine nach der anderen, was ihm jedoch Schwierigkeiten machte, denn die Gurgel schwoll an, wenn sich eine der Kugeln hindurchdrängte. Hierauf folgte wieder Zahnstochern und Plaudern, während er zwei Degen vorbereitete, deren Klingen einen Zoll breit und zwanzig Zoll lang und von feinpolirtem Stahl waren, schlug sie dann gegen einander, um zu zeigen, daß sie fest seien, und nun stieß er sie gleichzeitig in seine Gurgel hinab, bis sie mit einem hörbaren Klang auf die Kugeln stießen. Als er die Degen wieder aus der Gurgel hervorgezogen hatte, legte er seine Hände auf seinen Rücken und nach einigen scheinbar schmerzlichen Versuchen stieg jede der beiden Kugeln in seinem Schlunde heraus und fiel aus seinem Munde mit einem schweren Schlag auf die Erde.

Lacon schnitt sich seinen Bart nie ab. Als er um die Ursache gefragt wurde, antwortete er: „Je länger der Bart wird, desto sichtbarer wird er mir und zeigt mir an, daß ich ein Mann bin und mich mit jedem Tage des Mannes würdig zeigen solle."

Zweisilbige Charade.

Man sieht die Erste bei Tafel oft stehen,
Doch dient sie als Kellner uns nicht.
Auch kann man dieselbe am Walde stets seh'n,
Im Erbrecht ist sie von Gewicht.

Die Zweite erblickt man gar häufig am Stabe,
Sie ist es, die Jeden belehrt;
Mit Unmuth ergreift sie der fröhliche Knabe,
Weil sie in der Freude ihn stört.

Durchschaut ihr das Ganze — dem steten Gedächtniß
An ferne Geliebten geweiht —
Dann mahnt euch der Freundschaft schönes Vermächtniß
An fröhlich entschwundene Zeit.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 138. Samstag, den 16. November **1861.**

Wem gilt dein Lied?

Die Lerche singt so hell, so rein
Am frischen, jungen Tag;
Wie muß ihr Herz so fröhlich sein,
Man hört's am lauten Schlag!

Sie schwingt sich wirbelnd in die Luft
Und singt den Frühling ein;
Berauscht von süßem Blüthenduft
Durchirrt sie Flur und Hain.

O Vöglein, bitt'! wem gilt dein Sang,
Der zu den Wolken dringt,
Sich deiner zarten Brust entrang
Und in den Lüften klingt?

„Ich sing' zu meines Schöpfers Ehr'
„Und preise seine Macht;
„O, könnte ich doch singen mehr,
„Ich sänge Tag und Nacht!

„Ich säng' mein ganzes Leben lang,
„Dächt' an was And'res nicht;
„Aus dankerfülltem Liebesdrang
„Wär' jeder Ton — Gedicht.

„Doch auch für dich, sein Ebenbild,
„Tönt meiner Stimme Klang;
„Er mahne dich so lind und mild:
„„Wo bleibet dein Gesang?""

„O sing' auch du in Liebeslust
„Ein Loblied unserm Herrn.
„Den vollsten Ton aus deiner Brust
„Weih' ihn dem Schöpfer gern!

„Es wird die diese Erde dann
„Ein irdisch Paradies.
„Wer singen und wer beten kann,
„Der Herr noch nie verließ."

Deidesheim, im September 1861. Karl Rohr.

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Rasch fuhr Reibnitz in die schöne Uniform, die Peter schon zurecht gelegt. Harnisch und Sarras, wie sie den graden, langen Säbel nennen, glänzten in hellster Pracht. Nach dem einfachen Warmbier, welches er genoß, legte er Alles an und ging dann hinab. Peter führte den wunderschönen Hafiz vor, bestieg den Braunen, den sonst Seidlitz geritten, und rasch ging es nach den Linden, denn dort wohnte sein ehemaliger Obrist und der Commandant von Berlin, bei dem er sich zu melden hatte, während er dem Obristen seine Ehrerbietung bezeugen und bei ihm Erkundigungen einziehen wollte. Das ging ziemlich schnell vorüber — aber der Obrist, der wohl den Heumar gekannt, wußte nicht das Mindeste über ihn. So ging es bei vier, fünf Bekannten, die er noch an diesem Tage besuchte. Man war allgemein der Meinung, Heumar halte sich in Berlin nicht auf. Das drückte Reibnitz' Hoffnungen sehr herab. Selbst den Commandanten von Berlin, der Seydlitz persönlich befreundet war, hatte er gefragt, aber auch er wußte nicht, ob Heumar noch lebe, viel weniger, daß er in Berlin sich aufhalte.

Die Polizei wollte er erst in Anspruch nehmen, wenn alle Stränge gerissen sein würden. So lief er denn in den nächsten Tagen

Digitized by Google

Berlin auf und ab. Er ritt über die Linden und ließ seine Blicke schweifen; er ging in die Comödie und sah sich überall um; er durchstreifte den Thiergarten — sein Hafiz fand überall die lauteste Bewunderung, aber — er fand den Gesuchten nicht.

Da blieb eben nur die Polizei übrig. Sie war damals noch nicht so langarmig und vielaugig, nicht so feinnasig und pfiffig wie heute — und Namen wie Duncker und Stieber glänzten noch nicht als Sterne erster Größe! sagte der Schmiedjakob unterbrechend.

Der Mann, der an der Spitze stand, konnte Reibnitz nur sagen, daß er den Namen Heumar gar nicht kenne; er wolle, versicherte er, alle erdenklichen Nachforschungen eintreten lassen, damit festgestellt werden könne, ob der Gesuchte in Berlin sei oder — was er eher glaube — nicht. —

Da war denn eben so wenig die Kehr zu finden, als anderwärts, und der Muth begann dem Adjutanten mehr und mehr zu entsinken.

Er berichtete genauestens über alle Schritte, die er gethan, seinem Generale und fügte verheißener Maßen an jedem Abende einen ebenso trostlosen Bericht zu den früheren. Als er wieder bei der Polizei nachfragte, rühmte der Director, wie er alle seine Mannschaft auf die Beine gebracht und in Thätigkeit gesetzt habe, ohne doch nur die geringste Spur von dem Manne entdecken zu können.

Vierzehn Tage war er nun in Berlin, ohne seinem Zweck und Ziele um einen Zoll näher gekommen zu sein. Es war ihm des Bemerkenswerthen Vieles zu Gesichte bekommen. Kunstkammern und dergleichen hatte er sehr fleißig besucht und alles Sehenswerthe besichtigt. Das Alles trat aber in den Hintergrund vor der Aufgabe, die ihn nach Berlin gebracht — nur Eins nicht, das gar oft seine Gedanken und Gefühle beherrschte.

Eines Tages, da er in den Gassen und Gäßchen des alten Berlins und Cölns an der Spree schon lange herumgeschlendert war und überall seine Augen auf Entdeckungen ausgehen ließ, blieben sie auf einem Punkte haften. —

Es begegnete ihm nämlich ein Mädchen von einer Schönheit, wie er sie niemals zuvor gesehen. Was ihn aber überdies so sehr anzog, war des noch sehr jungen Mädchens Sittigkeit, Zucht und Bescheidenheit. Sie war ganz einfach und anspruchlos, ja ärmlich gekleidet, und dennoch kleidete sie Alles so gut.

Reibnitz war ganz hingerissen von dem Anblicke des Mädchens, die das durchaus nicht bemerkte oder beachtete. Er verfolgte sie mit seinen Blicken, bis er sie in einem der entferntesten Gäßchen, in der Thüre eines unscheinbaren Häuschens verschwinden sah, aus welcher Thüre er einige Augenblicke später eine Anzahl munterer Knaben herausspringen sah. Reibnitz hielt einen derselben an.

Wer wohnt in dem Häuschen, aus welchem Ihr kamet? fragte er.

Der Knabe entwand sich seiner Hand, sah ihn schelmisch an und rief: He! Wer wird da wohnen? Unser Lehrer und andere Leute! —

Wer ist denn Euer Lehrer? fragte er weiter. Der kleine Strick aber lachte laut auf, rief: Fragen Sie ihn selber! und lief davon. Die Anderen lachten in hellem Haufen mit und liefen eiligst davon, wie der Gefragte. —

Reibnitz stampfte vor Aerger den Boden.

Sie sind doch nicht mit Unrecht verrufen, diese Berliner Jungen! sagte er, und indem er sich Straße und Richtung merkte, wandte er sich der Gegend zu, wo die Linden sich hinziehen und das rechte Berliner Leben sich bewegt.

Er schritt in seinen Gedanken dahin, und diese Gedanken waren bei dem Mädchen, das einen so außerordentlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, wie nie ein anderes. Wenn's hoch kam, war sie siebzehn Jahre alt, und ihre ganze Weise verrieth Verstand und Bildung, wie Unschuld des Herzens und Reinheit der Seele. Sie stand lebendig vor seiner Seele, er sah nichts als dies liebliche Bild. So ganz versunken war er, daß er es nicht wahrnahm, daß ein alter Herr, in bürgerlicher Kleidung zwar, aber mit dem ganzen Ausdrucke und der Haltung eines alten Soldaten, stehen blieb und ihm nachsah, dann zweifelnd den Kopf schüttelte, sich umwandte und ihm folgte, so schnell, als das hohe Alter zuließ, das er auf seinen Schultern als schwere Bürde trug. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Goldklumpen.

Eine wahre Geschichte.

(Mitgetheilt von Dr. D.)

(Fortsetzung)

„Eiskalt lief es mir aber über den Rücken," so fuhr Kunz in seiner Erzählung diesen Abend weiter fort, „als ich in die Vertiefung sah, in der der Hafen gestanden — ein mürber Todtenschädel nebst mehreren Knochen lagen darin, so daß derselbe unmittelbar auf dieser räthselhaften Unterlage gestanden hatte. Stang stierte bedenklich und stumm diese vielsagenden Todtengebeine an. Endlich sagte er zu mir: Hör', Kunz, sage Niemanden Etwas von dem, was wir hier gefunden haben, ich gebe Dir für Deinen Antheil einen halben Morgen Acker und laß Dir einen neuen Wagen fix und fertig machen, so daß Du nur Deine beiden Kühe hineinzuspannen brauchst. Ich versprach es. Und wirklich hat er mir bald darauf das neue Fuhrwerk in einem Werthe von mindestens 60—70 fl. gegeben. Allein von dem halben Morgen Acker will er nichts mehr wissen."

„Ich bin deßhalb gekommen, Herr Bürgermeister, sagte er zu mir sodann, um Ihnen Anzeige davon zu machen und Sie zu fragen, welche Mittel und Wege ich einzuschlagen habe, um zu meinem mir versprochenen halben Morgen Acker zu kommen."

Ich fragte Kunzen, was er glaube, daß dieser Fund gewesen sein mag, und er erwiederte ferner: „Ich glaube steif und fest, es ist pures Gold gewesen. Zudem habe ich ihn mit seinem Oheim Schäfer in seinem Char-à-banc nach Straßburg fahren sehen, wahrscheinlich um es zu verwerthen. Ich gab deßhalb Acht, ob bei ihrer Rückkunft nichts Auffallendes zu bemerken sei. Und wirklich kamen sie bei Tag und Dunkel an; ich sah durch das kleine Hofthor, daß sie einen schweren Koffer vom Wagen hoben, und als sie ihn von der untern auf die obere Hausthürtreppe heben wollten, brach die eiserne Habe, an der Schäfer hielt. Aus dem harten Fall vermuthete ich eine ungeheure schwere Last und das kann nur Geld gewesen sein, welches sie für den Klumpen Gold erhalten hatten."

Ich will Ihm sagen, Kunz, gab ich zur Antwort, beim Auffinden solcher werthvollen Schätze spricht das Gesetz: „Die eine Hälfte ist dem Finder und die andere dem Eigenthümer." Mehr kann ich Ihm nicht sagen. Da Er und ich nicht bestimmt wissen, was es war und welchen Werth es hat, so wird es schwer halten, eine Klage einzuleiten, und weil überdies keine Zeugen da sind, welche darüber etwas Genaues constatiren können. Ebensowenig wird uns dieser Stang klaren Wein in der Sache einschenken. Ich will indeß die ganze Geschichte dem Herrn Präfecten vortragen, worauf Kunz wieder nach Hause ging.

Dies, meine Herren, fuhr der gesprächige Schulze fort, ist die ganze Geschichte des Kurzwaarenhändlers J. Stang, den unsere Spaßvögel bereits „Goldklumpen" getauft haben. Ich selbst bin begierig, wie er seine Rolle, die er seither so riesengroß begonnen, in der Folge noch fortspielen wird, und mit mir ist es das ganze Dorf, denn er ist der einzige Gegenstand aller Unterhaltung, nicht allein hier, sondern auch in der ganzen Umgegend.

Die ganze Familie, entgegnete der Ochsenwirth, ist von jeher als sehr superklug bekannt und besonders dieser Jakob Stang ist der schlitzöhrigste von allen, darum will mir auch der großartige Fund nicht so recht natürlich erscheinen und ich meinestheils halte das Ganze für ein noch nie dagewesenes Abenteuer.

Meine Herren, fiel plötzlich mein Freund Eduard v. Hauber ein, ich selbst halte den ganzen Vorfall für sehr barok, wenn nicht gar ein Verbrechen damit in Verbindung steht. Wie kam denn der Todtenschädel unter den Eisenhafen? Ist Ihnen nicht bekannt, wie im Jahr 1812 und 1813 unter des ersten Napoleons Herrschaft so viele Garde d'honneurs gerade in dieser Gegend bis hinunter nach Mainz spurlos verschwunden sind? Wer weiß, in welcher Verbindung das gefundene Gold mit dem darunter ruhenden Schädel steht?

Die ganze Gesellschaft sah auf den jungen Mann mit starren Augen und stummen Geberden.

Die lautlose Pause unterbrach ich mit der Schlußbemerkung, daß wir für dies Mal die abenteuerliche Goldgeschichte auf sich beruhen

Digitized by Google

lassen wollen, und daß sich die dunkeln Seiten derselben mit der Zeit schon von selbst aufklären werden. „Sollte ich in der Folge je Gelegenheit haben", fuhr ich fort, „mich um den Verlauf dieser interessanten, weitläufigen Geschichte zu erkundigen, so werde ich es nicht versäumen."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Nach Verlauf von 1900 Jahren hat der französische Naturforscher Guyon die Ursache ermittelt, weßhalb die Soldaten Cäsar's, die aus einer warmen Quelle bei Utica — jetzt Bu Chater bei Tunis — tranken, krank geworden sind. Damals wurden die Lybier der Vergiftung der Brunnen beschuldigt und erst jetzt wird ihnen eine späte Ehrenrettung zu Theil, indem Guyon durch eine Analyse des Wassers gefunden hat, daß der Brunen arsenikhaltig ist. Der giftige Belsatz ist so gering, daß die daran gewöhnten Eingeborenen keinen Nachtheil davon verspüren, so wenig heute wie vor Jahrtausenden; Fremde aber, welche dieses Wasser plötzlich und in großer Menge genießen, können allerdings nachtheilige Wirkungen empfinden.

(Blutumlauf.) Nach den neuesten Berechnungen von Vierordt genügen 23 bis 31 Pulsschläge oder einzelne Zusammenziehungen des Herzens, um einen ganzen Blutumlauf zu vollenden; es geschieht dies in ungefähr 24 Secunden. Jedes einzelne Blutheilchen gelangt während dieser Zeit vom Herzen aus durch die ganze Blutbahn des Körpers und wieder zurück. Diese Umlaufszeit ist natürlich je nach dem Alter und der Größe um so kürzer. Auch die Zahl der Puls- oder Herzschläge ist nach Alter, Größe, Geschlecht, Temperament u. s. w. verschieden. Während das Herz des Ungeborenen 140—150 Mal in der Minute schlägt, schlägt das Herz des Neugeborenen 130—140 Mal, bei Kindern von 2—3 Jahren etwa 100 Mal. Bei Erwachsenen beträgt die Zahl der Schläge etwa 70—75, wobei jedoch der Puls der Frau etwa 10—14 Mal mehr in der Minute schlägt, als der des Mannes. Im Allgemeinen ist die Zahl der Pulsschläge um so geringer, je bedeutender die Körpergröße ist. Dasselbe ist auch bei den Thieren der Fall: so hat das Pferd 40, der Hund 100—120, ein junges Eichhörnchen 430 Pulsschläge in der Minute.

Es war ein ungeheurer Morast, als wir von einem Hochzeitschmause nach Hause gingen. Ich konnte gehn und stehn; mit meinem Freunde, dem Amtschreiber, war es ganz anders. — Wir gingen ganz langsam und sprachen über die mannigfaltigen Schicksale des Lebens. — „Ich weiß mich in jede Lage zu fügen," sprach mein Amtschreiber, stolperte und — lag im Rinnstein.

Aus Württemberg, 27. Octbr. Den Freunden und Feinden des Lotto's folgende historische Notiz. Nach der Aufhebung des Lotto's für Würzburg und Bamberg durch den ebenso erleuchteten als thatkräftigen Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal wurde daselbst folgender Leichenzettel verbreitet: „Im Jahre 1786 den 27. December verschied zu Würzburg Madame Lotto im zwanzigsten Jahre ihres Alters. Sie gebar 340 Mal und jedes Mal 90 Kinder, wovon die 5 ersten (die Gewinne) glücklich, die übrigen 85 aber unglücklich zur Welt kamen. Der Zustand ihrer Krankheit bestand darin: sie hatte, da übrigens Alles frisch und gesund bei Oeffnung ihres Leichnams gefunden wurde, einen hitzigen Magen, denn sie verzehrte Aecker, Wiesen, Weinberge, Häuser, Uhren, Betten, Vieh und alle möglichen Kleidungen; daher kam, daß sie in ihrer letzten Kindbette erstickte. Bamberg wünscht ihr ewige Ruhe, Würzburg leuchtet ihr; ihre Exequien werden in Holland gehalten."

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro 137:

Stammbuch.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 139. Dienstag, den 19. November **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Reibnitz wandte sich endlich dem Greise wieder entgegen, und jetzt, wo dieser seine Gesichtszüge vollständig sah, blieb er stehen, sah dem Adjutanten mit der lächelndsten, freundlichsten Miene in die Augen, und reckte ihm seine Hand entgegen und sagte: Irret sich mein altes Auge nicht, so ist es meines längst vorangegangenen Freundes Sohn, dem ich meine Hand entgegenreiche!

Reibnitz, zu dessen ehrenwerthen Eigenschaften es gehörte, dem Alter die vollste und aufrichtigste Ehrerbietung zu erweisen, trat schnell herzu, grüßte ehrfurchtvollst und erwiederte, die Hand des Greises fassend: Ich würde mich glücklich schätzen, einen Freund meines seligen Vaters so unerwartet und unvermuthet zu finden. Ich heiße Reibnitz.

Ach, sagte der Greis, und drückte inniger die Hand des jungen Mannes, so hab' ich mich nicht getäuscht! August, meines Reibnitz Ebenbild, kommen Sie an mein Herz!

Er zog Reibnitz an seine Brust, und die Thränen, die in des Greises Augen traten, gaben Zeugniß von dem, was in seinem Herzen vorging.

Reibnitz war tief bewegt. Er hatte von seinem Vater nur noch ein dunkles, unsicheres Bild in seiner Seele, denn er war noch ein Knäblein von etwa sechs Jahren, als er starb. Wie mußte der Greis ihn lieb haben und gehabt haben, der nach mehr denn zwanzig Jahren in den Zügen des Sohnes den Vater wieder gefunden hatte! —

Der Greis zog den Adjutanten mit sich fort durch einige auf die Linden mündende Straßen, und dann traten sie in ein freundliches Haus, wo eine betagte Frau dem Gatten und dem Fremden entgegen kam.

Da, Caroline, rief der Greis, hast du meinen unvergeßlichen Reibnitz wieder, wie er leibt und lebt. Sieh' ihn nur an; es ist der kleine August, den du so oft auf deinen Knieen geschaukelt, der mit seiner trefflichen Mutter in den Jahren des Krieges ganz für uns verschwunden war!

Die alte Frau ergriff nun auch seine Hand mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit, und die freundlichen Alten zogen ihn in das Gemach.

Hier stellte es sich denn heraus, daß der alte Flemming ein Jugendfreund seines Vaters gewesen war, und dieser lange Zeit mit ihm in demselben Regimente gedient, in den Friedensjahren mit ihm in engster Freundschaft zusammen gelebt und dem Frühvollendeten die Augen zugedrückt hatte. Im ersten schlesischen Kriege war dann Flemming mit in's Feld gerückt, während die Wittwe seines Freundes ihren Wohnort mehrmals veränderte, und er sowohl, als seine Gattin sie ganz aus den Augen verloren hatte.

Jetzt erinnerte sich Reibnitz dieses Namens. Seine Mutter hatte ihn stets mit Liebe genannt.

Wie den eigenen Sohn nahmen die beiden kinderlosen Gatten den Sohn des Freundes und der Freundin auf, und August, der so lange Zeit das Familienleben hatte entbehren müssen, genoß es hier einmal wieder mit vollen Zügen. Ihm war unaussprechlich wohl bei den lieben Alten. Er hörte da, wie ihm eine nie rostende Jugendliebe Züge aus dem Leben seines Vaters schilderte, die ihn den Verlust eines solchen Vaters nur noch mehr

Digitized by Google

betrauern ließ. Er mußte von der lieben Mutter, ihren und seinen Schicksalen den innigst Theilnehmenden erzählen, und so fand ein Austausch der Mittheilungen statt, welche gegenseitig erfreuten und die Herzen recht warm aneinander schlossen.

Bei dem lieben Paare zu wohnen, wie sie es wünschten und forderten, das ging nun freilich nicht an, aber so oft als möglich bei ihnen zu sein, das gelobte Reibnitz mit Herz und Mund, und hielt es getreulich.

Immer hieß ihn die aufrichtigste Liebe willkommen; immer blieb diese Liebe sich gleich. Er hatte seit Jahren ein solches befriedigendes Behagen nicht gefühlt, als wenn er bei diesen lieben Menschen war.

Der alte Flemming hatte als Husar noch den ersten schlesischen Krieg mitgemacht, war aber verwundet worden und trat, dienstunfähig, als Major aus den Reihen der Truppen des großen Königs und Helden, an dem er mit einer begeisterten Liebe hing. Gerne erzählte der Alte von seinen Kriegsfahrten, und da er gut erzählte, so hing Reibnitz' Auge an seinem Munde und die Stunden hatten mächtige Flügel in seiner Gesellschaft.

Dennoch lag oft eine Wolke auf des jungen Mannes Zügen, und diese Wolke galt den stets erfolglosen Bemühungen, Heumar aufzufinden. Seydlitz war ebenso unglücklich, als Reibnitz, und seine Briefe sprachen dies oft mit rührenden Klagen aus.

Der alte Flemming hatte im Erzählen von Reibnitz' Vater und seinen eigenen Lebenswegen gar nicht daran gedacht, zu fragen, was denn eigentlich ihn nach Berlin geführt und ihn dort festhalte. Eines Tages aber gab es sich ganz ungezwungen, diese Frage zu stellen.

Einem so wackeren Manne gegenüber durfte Reibnitz kein Geheimniß aus den Triebfedern machen, welche Seydlitz bestimmt, ihn nach Berlin zu senden, und eben so wenig aus seinen fruchtlosen Bestrebungen, den Mann zu entdecken. Reibnitz hatte, ohne es zu wollen, den Namen bei seiner Erzählung nicht genannt.

Flemming schüttelte den Kopf. Das ist ja eine ganz eigene Geschichte, sagte er; aber lieber, junger Freund, haben Sie absichtlich den Namen des Gesuchten verschwiegen und dürfen Sie ihn vielleicht nicht nennen? —

Wie? rief Reibnitz aufspringend. Habe ich wirklich den Namen nicht genannt? O gewiß darf ich ihn nennen. Er heißt Heumar, einst Rittmeister in meinem Regimente und seit der Schlacht von Zorndorf blessirt und verabschiedet!

Heumar! rief der alte Flemming, der finstere, menschenfeindliche, brave, arme Heumar! Nun, dann sei es Gott gedankt, daß ich Sie zu ihm führen kann! Ich kenne ihn. Er lebt in drückender Armuth, aber in jener stolzen Armuth, die auch aus eines Freundes Hand keine Unterstützung annimmt. Er ertheilt Unterricht und erwirbt sich damit sein kümmerliches Stücklein Brod. Er ist von der Welt vergessen, weil er sie von sich zurück stößt, und dieser finstere Sinn ist noch finsterer geworden gegen die Menschenwelt, seit ihm der Tod sein vortreffliches Weib entriß. Der gute Gott aber hat ihm einen milden Engel für sein Alter in einer liebenswürdigen Tochter geschenkt, die ganz für den Vater lebt und für die allein er die liebevolle Freundlichkeit hat, die ein Grundzug seiner Seele ist und die nur die harten und schweren Erfahrungen seines Lebens zurückgedrängt haben. —

Reibnitz war außer sich vor Freude und Glück, daß er nun endlich seinen Vielgesuchten finden sollte. Er horchte mit großer Spannung den Worten Flemming's, und als dieser seiner Tochter gedachte, da übergoß, ohne daß es der Greis beachtete, eine tiefe Gluth sein Angesicht und die Frage bewegte gewaltig sein Herz: Sollte Sie es sein, die ich gesehen?

Von jetzt an war aber auch nur Heumar der Gegenstand ihrer Unterredung, ihrer Berathungen.

Reibnitz sagte Flemming, daß er eine ansehnliche Summe von Seydlitz in Händen habe, um sie Heumar zufließen zu lassen, und bat ihn, ihm doch Weg und Steg zu zeigen, wie er, bei der schroffen Seite, die der Mann der Außenwelt zukehre, dies bewerkstelligen könne?

Lassen Sie mir Zeit, hatte Flemming gesagt; ich hoffe, mit Gottes Hülfe den richtigen Weg zu finden! Ich will selbst mit mir zu Rathe gehen! Morgen kommen Sie ja zu uns. Da wollen wir Rath gefunden haben!

(Fortsetzung folgt.)

Der Goldklumpen.

Eine wahre Geschichte.

(Mitgetheilt von Dr. D.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Da es schon tief in der Nacht war, so wechselten wir nur noch wenig Worte, sagten dann unserm leutseligen Schultheißen Adieu und ließen uns von dem aufmerksamen Ochsenwirthen eine wohlbestellte Lagerstätte anweisen.

Des andern Morgens zahlten wir eine mäßige Zeche und ließen Wahlheim hinter uns. Schon gegen zehn Uhr erblickten wir das majestätische Münster, dessen schmucklose Spitze sich in dem nebeligten Blau zu verlieren schien. Um 12 Uhr erreichten wir das liebe Straßburg, das uns in seinem ganzen Sinn und Wesen so deutsch vorkam, wie unsere mitteldeutsche Vaterstadt.

Da einige Tage zuvor Major v. Grammont, dem unser Besuch besonders gelten sollte, mit seinem Regimente nach Besançon verlegt worden war, so nahmen wir unser Logis im Hotel zur Blume, und fanden in Herrn Dörr einen recht zuvorkommenden und billigen Gastgeber.

Wir hielten uns in dieser alten freien Reichsstadt acht volle Tage auf. Natürlich besuchten wir schon am ersten Tage die größte Merkwürdigkeit der Stadt, das berühmte Münster mit seinem 440 Pariser Fuß hohen Thurme. Unvergleichlich und nicht zu beschreiben ist und bleibt der Eindruck, den der Besucher von diesem erhabenen Meisterwerke der altdeutschen Baukunst aus empfindet. Von der „Platte" (höher hinauf erhielten wir keine Erlaubniß, da vier Tage zuvor ein Lebensmüder sich heruntergestürzt) lag im Osten vor uns der langgestreckte Schwarzwald mit seinen „finstern Tannen". Wie ein Silberfaden schlängelte sich der blaue Rhein durch die üppigsten Fluren, den Saum der Westgrenze bildeten die in mannigfacher Gruppirung sich nach Norden windenden Vogesen. Der immense Horizont bot unsern Blicken eine Menge Städte und Dörfer dar, des bunten Gewühls der Stadt zu unsern Füßen nicht zu gedenken.

Von den übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt, die wir sämmtlich, manche mehrmals, besuchten, will ich kurz nur noch erwähnen: das weltberühmte, mit allegorischen Figuren geschmückte Uhrwerk des Münsters, die Thomaskirche mit dem herrlichen aus carrarischem Marmor verfertigten Denkmal des Marschalls v. Sachsen, den bischöflichen Palast, die Münze, das Zeughaus, die Kanonengießerei, das Guttenberg- und Kleberdenkmal. Großartig sind die Festungswerke, welche auf ihren Wällen herrliche Spaziergänge bieten. Die Stadt selbst ist unregelmäßig und altmodisch gebaut. Sie zählte damals gegen 50,000 Einwohner. Ausflüge machten wir nach dem nahen Kehl, nach dem Schiller'schen Savern (Gang nach dem Eisenhammer) und nach dem durch Göthe berühmt gewordenen sechs Stunden abseits gelegenen Sesenheim.

Unser Aufenthalt hätte sich in dem freundlichen Straßburg jedenfalls verlängert, allein eine traurige Nachricht von bedenklicher Erkrankung meiner ältern Schwester mahnte uns, unsre Rückreise zu beschleunigen. Vier Tage später waren wir im Kreise der Unsrigen. Die Freude war um so größer, als von der Stunde meiner Ankunft an sich der Krankheitszustand der Schwester täglich günstiger gestaltete.

Die trockene Prosa des praktischen Lebens hatte im Laufe der Jahre die ganze abenteuerliche Geschichte, die ich in Wahlheim erfahren, meinem Gedächtnisse fast ganz entrückt. Durch einen unerwarteten Zufall jedoch wurde sie in mein Bewußtsein wieder zurückgerufen.

Seit einer Reihe von Jahren besuchte ich regelmäßig die Versammlungen der Naturforscher und Aerzte. So war ich auch dieses Jahr nach Speyer am Rhein gekommen, um mich in der Sphäre der Koryphäen der medicinischen, naturhistorischen und geognostischen Wissenschaft zu bewegen. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in dieser Kaiserstadt ersah ich aus der Liste bei dem ersten Geschäftsführer Dr. Heine, daß auch ein Arzt Dr. N. aus Wahlheim angemeldet sei. Wie ein Blitz trat jene Goldgeschichte vor meine Seele und zugleich die Neugierde zu wissen, wie der Parve ü J. Stang seine Rolle weiter gespielt hat. Dr. N., dachte ich, kann dir darüber Aufschluß geben.

Am folgenden Tage traf ich ihn im „Wittelsbacher Hof". Natürlich war mein zweites Wort: Was macht Ihr Goldklumpen?

Digitized by Google

Laut fing dieser an zu lachen und sagte: „Der sitzt hinter Schloß und Riegel. Aber sagen Sie, woher kennen Sie diesen Glücksritter?"

Ich theilte ihm kurz die oben erwähnte Erzählung des Schulzen bei dem Ochsenwirth mit und bat ihn dann, mir gefälligst mitzutheilen, wie es diesem gemachten Herrn ferner gegangen sei.

Dr. N. begann: „Die ganze Goldgeschichte ist weiter nichts, als ein großartiger Betrug und hatte den Zweck, ihm zu einer reichen Frau zu verhelfen. Jener gefundene Eisenhafen mit dem vermeintlichen Gold war nur ein präparirter Schatz, Todtenschädel und Knochen sollten blos täuschen, die reiche Versprechung an Kunz hingegen die Menge im Glauben an den enormen Werth des Goldes stärken und durch die halbe Erfüllung des Versprechens sollte Kunz zur öffentlichen Klage veranlaßt werden, damit der fingirte Reichthum an die große Glocke käme. Allein unsere reichen Bauern lassen sich so leicht keinen Sand in die Augen streuen. So kam's, daß er sich zuletzt eine Ehehälfte außerhalb des Dorfes suchen mußte. Diese Parthie fiel aber nicht nach Wunsch aus, d. h. durch die Mitgift konnte sein Saldo nicht ausgeglichen werden. Da sein Credit sich durch diesen letzten Wurf nicht oder nur unbedeutend hob, so wurde er bald darauf fallit. Das ist eben das Ende Aller, die ihren Reichthum auf solche oder ähnliche Weise forciren wollen.

Von nun an sank er von Stufe zu Stufe. Sein Laden und sein erst vor kurzer Zeit gekauftes Haus wurden von seinen Gläubigern verauctionirt. Seine Eltern und nächsten Anverwandten erlitten durch übernommene Bürgschaft bedeutende materielle Verluste, ihr schönes Vermögen schmolz zusammen; bald darauf wanderten sie fast sämmtlich nach Amerika aus. Er selbst führte von nun an ein unstetes Leben. Mit seiner Frau steigerte sich die Uneinigkeit zu dem Grade, daß ihre Ehe gerichtlich geschieden wurde. Und als gar seine Finger die Gesetze über das Mein und Dein verletzten, so kam er vollends an den Ort, in dem man aufhört, freiwillig über sein Selbst zu verfügen. Nach öffentlichen Blättern mußte auch dort seine Strafe verschärft und verlängert werden, da er sich eines gewaltthätigen Angriffs auf einen seiner Aufseher schuldig machte.

„Der Schulze und der Ochsenwirth sind schon lange todt, der alte Schäfer hingegen lebt noch; allein seine „schönen Tage von Aranjuez sind vorüber", er hat sich längst überlebt und ist jetzt sammt seinem Rufe ganz außer Cours.

„Aus der ganzen Verirrungsgeschichte des unglücklichen Stang kann man eben sehen, wohin es führt, wenn der Mensch mit seinem Stand und seinen Verhältnissen nicht mehr zufrieden ist. Stang war, ehe er Großhändler wurde, ein ganz unbescholtener Charakter und von Jedermann äßtimirt; allein sobald er sich die Stangen des Eigendünkels, des Hochmuths und der Selbstüberschätzung in den Kopf setzte, beherrschten diese ihn total; bei seinem blinden Jagen nach Reichthum verlor er alle Besinnung und fiel endlich so als Opfer dieses unseligen Strebens. Wohl darum dem, der genügsam, bescheiden und unverdrossen sich in dem Geleise fortbewegt, in das Geburt und Verhältnisse ihn setzen." —

„Sie haben vollkommen Recht," erwiederte ich. Unwillkürlich erinnerte ich mich der Worte des Dichters:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

Verschiedenes.

Lalande beschäftigte sich während der Dauer der ganzen Revolution mit seiner Astronomie, und als er sich überzeugte, daß er der Wuth Robespierre's entgangen sei, sagte er: „Das habe ich meinen guten Sternen zu danken."

Charade.

Wo das Paar der vordern Silben weinet,
Da verstummt der Dritten froher Scherz.
Nur des Ganzen Zauber gießt vereinet
Wonn' und Wehmuth ins bewegte Herz,
Wenn es zu der Tugend Lichtgestalt
Dunkler Mächte grauses Walten malt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 140. Donnerstag, den 21. November **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Seit der Zeit, die Reibnitz in Berlin zubrachte, war er noch nicht glücklicher nach seinem Gasthofe geeilt, als heute. Er wußte, welchen Stein er durch seinen Brief von Seydlitz' Seele wälze. Er sah im Geiste, wie Freudenthränen seine großen blauen Augen füllten, und wie sie sich dankend gen Himmel erhöben. Darum setzte er sich sogleich nieder und schrieb ihm. In dem Briefe erzählte er das Zusammentreffen mit dem alten Major Flemming, das sich so recht als eine jener wunderbaren Fügungen des Herrn erwies, und theilte dann die Umstände mit, welche ihm Flemming von Heumar erzählt und wie sie morgen über den Weg berathen wollten, auf dem ihm das von Seydlitz anvertraute Geld zuzuwenden sein dürfte. Ob das ein naher, kurzer, leichter Weg oder ein weiter sein würde, könne er noch nicht sagen, überhaupt stehe er jetzt, nach nahezu vier Wochen, endlich am Anfange dessen, was er zu vollenden habe. —

Ich muß, sagte Schmiedjacob, meiner Geschichte vorgreifen. Einige Tage später kam ein Brief vom General an. — Darin redete er so recht aus dem Herzen und man sah aus jedem Worte, wie dies Herz vor Freude überquoll, daß der Gesuchte noch lebe und er gut machen könne, was er übel gemacht. Er verlängerte den Urlaub seines Abgesandten um vier Wochen und sandte einen Wechsel auf ein Handelshaus in Berlin, der im Betrage ganz dieselbe Summe enthielt, welche Reibnitz von ihm empfangen und die er kaum angebrochen hatte. Daß der Urlaub verlängert worden, war Reibnitz die froheste Nachricht, denn — er hatte nun eher Hoffnung, das Mädchen wiederzusehen, das wachend und im Traume vor seiner Seele stand.

VI.

Als Reibnitz am andern Morgen zeitig zu Flemming kam, erwartete ihn der Greis mit heiterer Miene. Der Dichter hat Recht, rief er ihm zu, daß nämlich

„Ueber Weiberlist
Nichts geht auf Erden, wie ihr wißt!"

Als ich nämlich gestern mit meiner lieben Alten über die Sache sprach, meinte sie auch, dem Heumar sei entsetzlich böse beizukommen. Gäbe oder brächte es ihm Jemand, so wiese er es mit aller Härte und Schroffheit zurück; aber sie meine, wenn eine unbekannte Hand ihm schriebe und ihm sagte, daß sich ein ehrlicher Mensch erinnere, ihm das Geld schuldig zu sein aus besseren Tagen; er habe es aber nicht zurückgeben können; nun sei endlich die Stunde gekommen, daß er es mit Freuden zurück rstatte und sein Gewissen entlaste — es sei nämlich sein Beuteantheil an der Fahne und Batterie aus der Schlacht von Zorndorf, den er — unterschlagen habe und ihm vorenthalten. Das habe ihn gedrückt und er habe es doch nicht abwälzen können!

Lieber August, das ist der einzige Weg, jenseits dessen unser Witz am Ende ist.

Ja, aber, sagte Reibnitz bedenklich, wenn er damals aber das Geld erhalten hätte?

Nein, rief Flemming, das hat er nicht! Ich weiß es aus seinem eigenen Munde; er äußerte sich einmal bitter gegen mich über die Unredlichkeit in der Militärverwaltung und erwähnte gerade dieses Umstandes zum Beweise.

Digitized by Google

Ich kenne die Ordnung in solchen Dingen und vermuthe wirklich, daß ein unredlicher Mann, der Seydlitz' Abneigung gegen Heumar kannte und dessen Abschiedsforderung wußte, sich den Umstand zu Nutze machte.

Dann danke ich Ihnen herzlichst für den Weg, den Sie mir eröffnet! sagte Reibnitz. Nun aber habe ich noch ein Bedenken. Wie viel würde nämlich in einem Falle, wie der uns vorliegende, der Betrag des sogenannten „Prisengeldes" sein? — Es muß klappen, sonst laufen wir wieder Gefahr, daß er die Sache zweideutig findet, die Lunte riecht und das Geld öffentlich am Ende zurückweist. Es ist ihm, wie Sie und Seydlitz ihn geschildert haben, so etwas zuzutrauen.

Da haben Sie wieder Recht, entgegnete Flemming. Wissen Sie, was ich thun will? Ich gehe zu einem Rathe von der Intendantur der Armee, der weiß Bescheid. Während der Zeit holen Sie das Geld und zählen es. Damit denk' ich, kommen wir bald zurechte!

Während Reibnitz nach seinem Gasthofe eilte, legte der alte Herr seinen Schlafrock ab, kleidete sich an und ging seinem Ziele zu.

In einer jener kleinen, engen Gassen, welche in der Richtung gegen den Kreuzberg damals noch ausliefen, und nahe dem Ende der Häuserreihe, also unfern der alten Stadtmauer von Berlin, stand ein einstöckiges Häuslein, klein, unansehnlich, mit niedriger Stube und kleinen Fenstern. Es war eins aus einer Reihe von etwa zwanzig, die ein reicher Wucherer auf einem der Stadt um ein Billiges abgekauften Grundstücke erbaut hatte, um sie an arme Leute um hohen Preis zu vermiethen. — Es erwies sich bei ihm, wie bei allen seines Gleichen, daß wer auf die Noth der Armuth zu speculiren schlecht genug ist, niemals eine falsche Rechnung macht. Der himmelschreiende Wucher gelang dem reichen Räuber und Diebe, und es kam keine strafende Hand über ihn, weil er den Schein des Rechts zu wahren wußte, weil die Armen froh waren, Wohnungen zu finden und darum Keiner über den Wucherer Klage führte.

In diesem Häuschen wohnte Heumar seit vielen Jahren; in diesem Häuschen hatte er, trotz der drückendsten Armuth, seine glücklichsten Jahre verlebt. Er gab Unterricht, da es in diesem Artikel damals in Berlin sehr unangenehm aussah und die Leute froh waren, ihre Jungens für ein Billiges unterrichtet zu kriegen. Seine Frau nähte, strickte, wusch, bügelte und gab einer Anzahl Mädchen Unterricht in diesen und andern weiblichen Haushaltungskünsten. So konnten sie die Miethe bestreiten und ihre sehr geringen Bedürfnisse befriedigen. Alles ging gut; aber vor zwei Jahren war sein geliebtes Weib nach einem langen Krankenlager gestorben. Sie war seiner Seele Seele. Mit ihr wäre auch der letzte Schimmer der Lebensfreude erblichen, wenn ihm nicht Hannchen, das einzige Kind der glücklichsten Ehe, geblieben wäre. Zu dem am Herzen nagenden, nie rastenden Wurme des Schmerzes kam das Herzeleid der Kosten des Doctors und der Apotheke. Die beiden hatten ein Einsehen und borgten auf Jahre hinaus; nicht so der Hausbesitzer, dessen Miethe seit jenen Unglückstagen ebenfalls aufgelaufen und noch nicht bezahlt war. Auf Barmherzigkeit und Milde war einmal gar nicht zu rechnen. Unaufhörlich drängte er, und in den jüngsten Tagen rückte er mit der Drohung hervor, Heumar ohne Weiteres auf die Straße zu setzen und sein Häuschen an andere Leute zu vermiethen, die nur auf sein Wort warteten.

Bei einem solchen Menschen zu bitten und zu betteln, verstand Heumar nicht. Hannchen that's hinter des Vaters Rücken und erwirkte noch einmal einen Ausstand von drei Wochen. Sie arbeitete ganze Nächte durch, ohne daß es der Vater ahnte; er rauchte seit Monaten schon keine Pfeife Tabak mehr, und doch war nur ein Theil errungen. Den brachte ihm Hannchen an jenem Tage, da Reibnitz sie sah. Obgleich Reibnitz meinte, sie habe ihn gar nicht bemerkt, so ist doch so ein Mädchenauge nicht so da. Sie hatte wohl den Eindruck bemerkt, den sie auf ihn gemacht; sie hatte auch ihn zwar flüchtig, aber genugsam betrachtet, um zu wissen, er sei ein schöner Mann, der nicht jenes kecke, unanständige Wesen habe, was andere Officiere in Berlin sich zu Schulden kommen ließen. Dennoch eilte sie, aus seinen Augen zu kommen. Hätte sie nur dem Vater eine frohe Botschaft bringen können! Leider gab der Wucherer nur vierzehn Tage Frist für den Rest des Geldes. Der Kummer legte sich wieder mit aller Schwere auf die bedrängten Herzen, denn

Digitized by Google

es war eine Unmöglichkeit, in vierzehn Tagen zu erschwingen, was noch an der Summe fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Neustadt, den 14. November 1861

Gestern, beim Besuche eines Freundes, fand ich unter dessen Musikalien ein altes Buch, betitelt:

„Versuchung einer Anweisung die Flöte trawersieve zu spielen; mit verschiedenen zur Beförderung des guten Geschmacks in der praktischen Musik dienlichen Anmerkungen begleitet, von Johann Joachim Quantzens, Königl. Preußischer Kammermusikus."

Bei Durchblätterung dieses Buches kam mir ein Hauptstück zu Gesicht: „Wie ein Musikus und eine Musik zu beurtheilen sei."

Ich dachte sogleich an den Verfasser der kritischen Artikel des pfälzischen Kuriers über das Beck'sche Concert.

Da sich der Herr Verfasser jener Artikel als großer Kenner und Freund der Musik qualificirt, aus seiner Schreibart aber zu entnehmen ist, daß er noch wenig Studien in der Musik gemacht hat, so diene ihm hiermit, was Quantzens in seinem XVIII. Hauptstück: „Wie ein Musikus und eine Musik zu beurtheilen sei", sagt, zur Belehrung.

§ 9 heißt es: „Ich glaube, daß mir nun ein Jeder einräumen wird, daß zu richtiger und billiger Beurtheilung eines musikalischen Stücks nicht wenig Einsicht, sondern fast der höchste Grad der musikalischen Wissenschaft erfordert werde; daß weit mehr dazu gehöre, als nur selbst etwas singen oder spielen zu können; daß man folglich, wenn man beurtheilen will, sorgfältig um die Kenntniß derjenigen Regeln bemüht sein müsse, welche die Vernunft, der gute Geschmack und die Kunst an die Hand geben.

Es wird mir weiter hoffentlich Niemand abstreiten wollen, daß, weil nicht ein Jeder, der sich doch nicht selten zu einem Beurtheiler der Musik aufwirft, mit dieser Erkenntniß ausgerüstet ist, folglich dadurch der Musik, den Tonkünstlern und den Liebhabern der Musik, welche dadurch in einer beständigen Ungewißheit erhalten werden, großer Nachtheil erwachsen müsse."

§ 16: „Um die Composition und die Ausführung einer Musik im Ganzen richtig zu beurtheilen, wird nicht nur erfordert, daß man einen vollkommen guten Geschmack besitze und die Regeln der Setzkunst verstehe, sondern man muß auch von der Art und Eigenschaft eines jeden Stücks, es sei im Geschmack dieser oder jener Nation, zu dieser oder jener Absicht verfertigt, eine hinlängliche Einsicht haben, damit man nicht eine Sache mit der andern verwirre. Die Absichten, worin jedes Stück gesetzt worden, können sehr verschieden sein, weßwegen ein Stück zu einer Absicht gut, zu einer andern aber schlecht sein kann."

Weitere Belehrungen findet der Herr Kritiker in dem ganzen oben angeführten Hauptstück.

Ein nicht großer Kenner der Musik, aber ein wahrer Freund derselben.

Landwirthschaftliches.

Die Würzburger Gemeinnützige Wochenschrift theilt mit: Ein Fehler, der bei der Obstbaumzucht zu häufig begangen wird, ist das Begießen der Bäume unmittelbar am Stamme. Jeder Baum bildet unten am Stamme einen Hügel, damit das Wasser ablaufen kann; außerdem ist aber auch der Stamm gegen Regen durch das Laubdach der Krone geschützt. Daher findet man im natürlichen Zustande die Erde am Stamme und namentlich unter demselben stets besonders trocken. Das widernatürliche Begießen am Stamm bewirkt, daß zuerst die feineren, von dem Wurzelkopfe nach unten gehenden Wurzeln schimmeln und absterben. Die Krankheit verbreitet sich allmählig weiter und nimmt oft einen tödtlichen Ausgang. Muß man die Bäume begießen, so richtet man sich am besten nach dem Umfange der Krone und bleibt mindestens die Hälfte eines Halbmessers derselben vom Stamme entfernt.

Denksprüche.

Oft reizt uns nicht sowohl Geschmack als Eitelkeit,
Mit Leuten von Verdienst beständig umzugehen,
Man hält für Unbescheidenheit,

Digitized by Google

Den schlichten Handwerksmann in seinem Haus zu sehen.
Hiegegen ein Verstand, der reif, erleucht und gut,
Weiß, wenn ein Narr gleich thöricht spricht und thut,
Aus dem Gespräch doch Nutzen auszusaugen,
Wie die Gelehrten thun mit Büchern, die nichts taugen
Der Weise wird des Lernens nimmer satt
Und merkt, was er, nach seinen Pflichten,
Für Gutes in das Werk zu richten,
Für Böses zu vermeiden hat.

Mensch, genieße dein Leben, als müssest morgen du weggehn;
Schone dein Leben, als ob ewig du weiltest hier.

Verschiedenes.

(Das kleinste Land.) Es saßen einmal irgendwo drei muntere Gesellen beisammen, welche darum stritten, wer das kleinste Vaterland habe; und von dieser Frage nämlich sollte es abhängen, wer von den Dreien zechfrei ausginge

Der Erste: In seiner Heimath habe man einmal in den Zeitungen ausgeschrieben, daß man den vierten Mann zu einem Carré suche, um das Contingent vollzählig zu machen.

Der Zweite: In seiner Heimath konnte man dem großen Zollverein weder aus politischen noch aus Handelsgründen beitreten, sondern in der Hauptstadt hätte man gern eine ausgiebige lange Kegelbahn haben wollen, und die hätte dann natürlich nicht über eine Mauthgrenze hinweglaufen dürfen.

Der Dritte: In seiner Heimath hat man Alles behaglich, nur müsse man vorsichtig sein im Billardspielen, denn wenn man die üble Gewohnheit habe, die Bälle zu sprengen, so habe man jedesmal einen Paß nöthig, um dem versprengten Ball nachsetzen zu können.

Aus Bonn wird berichtet: „Nach mehrjährigen Versuchen ist es einem unserer Mitbürger gelungen, auf neue Art Leder, sowohl Ober- als auch Sohlleder in eigenthümlicher Weise herzustellen. Es ist nicht die sogenannte Schnellgerberei, sondern die angegebenen Sorten werden in der Hälfte der Zeit, welche die bisher übliche Methode in Anspruch nimmt, ohne Eichenlohe fabricirt. Die Gerbungskosten sollen sich um etwa die Hälfte niedriger stellen, als bei dem bisherigen Verfahren. Die Proben, welche wir zu sehen Gelegenheit hatten, sehen schön aus und sollen nach den Aussagen verschiedener hiesiger Fachmänner sehr zu empfehlen sein. In Rücksicht der Verarbeitung hatten wir Gelegenheit, das günstigste Resultat zu vernehmen."

(Höherer Kunstsinn.) Man erinnert sich, daß vor einigen Jahren eine gewisse Julia Pastrana, eine unglückliche Zwittergestalt, in den meisten europäischen Hauptstädten für Geld gezeigt wurde. Pastrana fand in Rußland einen Gatten und starb im ersten Wochenbett. Ein kunstsinniger Amerikaner hat unlängst von der Ausstellungscommission in London einen gewissen Raum verlangt, um die einbalsamirten Leichen Pastrana's und ihres Säuglings — wir wissen nicht unter welcher Rubrik — auszustellen.

Ein junger Bursche, der noch nicht gedient hatte, vermiethet sich als Lakai. Er stand in der Meinung, wenn ihm ein Teller von der Tafel gereicht würde, so hieße dies so viel, er sollte dasjenige aufessen, was darauf geblieben sei. Er aß also tapfer darauf los, als er aber völlig gesättigt war, wollte er nun auch keinen Teller mehr wegnehmen und dankte mit den Worten: „Behalten Sie nur, ich kann nicht mehr."

In Folge gemachter Erfahrungen, daß zu starke Beimischungen von Blei zu zinnernen Gefäßen für Speisen und Getränke der Gesundheit schädlich werden können, hat die französische Regierung bei der Fabrikation von Zinnwaaren nur einen Zusatz von 18 Proc. Blei gestattet.

Auflösung der Charade in Nro 139:
Trauerspiel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 141. Samstag, den 23. November **1861.**

Die Frauen.

Hast Du leidend, o Freund, gelegen,
Fern vom lieben heimischen Hause
Still in der Klause,
Wo gleichmüthige Fremde Dich pflegen?
Ach, wie sehnt aus der Großstadt Gebrause
Heim sich das Herz, wo des Mütterleins Segen
Lieblich wie Maiduft waltet im Hause!

Wo sie mit milden balsamischen Worten
Oder mit stummen Blicken Dich fragte:
Was Dir behagte.
Wo sie trüber Gedanken Horden,
Die Dich in Traumes Gefängniß morden,
Durch ihr traulich Geplauder verjagte,
Daß Dir Dein Lager fast lieb geworden.

Ach, wie wäre das irdische Leben,
Reich an Schmerzen und schweren Plagen,
Nur zu ertragen,
Wenn Ihr, denen das himmlische Streben,
Liebend die Leiden uns wegzufragen,
Gott als die herrlichste Gabe gegeben,
Wenn Ihr uns fehltet in kranken Tagen?

Ihr macht jeglich Gebreste erträglich,
Nehmet auf Euch die Hälfte der Schmerzen;
Heitere Kerzen
Zündet Ihr an im Dunkel, wo kläglich
Wimmern noch Hoffnung duldende Herzen;
Tröstung spendet Ihr nächtlich und täglich,
Daß wir die bittersten Leiden verschmerzen.

Himmlische Aerzte, was wären die festern
Männerherzen in Leidenstagen,
Hülft Ihr nicht tragen,
Heut im Lieben und Dulden wie gestern?
Braucht nicht im Kloster der Welt zu entsagen,
Alle seid Ihr barmherzige Schwestern,
Freundliche Engel in schmerzlichen Tagen.

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Da saß eines Morgens der arme Heumar in seinem Lehnstuhle, dem einzigen Geräthe, das aus schöneren Tagen ihm geblieben war. Sein Auge blickte betend zum Himmel. — Da klopfte es in raschen Schlägen an die Thüre und im schnellen Tritte seines Berufes trat der Postbote nahe an Heumar heran.

Herr Heumar, nicht wahr? fragte er.

Ja, erwiederte etwas betroffen der Angeredete.

Bringe ohne Zweifel willkommene Botschaft. Hier diesen Brief und diese Geldrolle. Alles frei.

Der Postbote nahm sein Buch hervor. Schreiben Sie gefälligst den Empfang hier ein! sagte er.

Halt! rief Heumar. Woher ist's?

Aus Berlin! war die Antwort.

Von wem? fragte Heumar und er lief roth an.

Herr, sagte der Postbote, sind Sie bei Trost? Wie kann ich wissen, wer die Gelder sendet? Darf ich Briefe erbrechen? — Machen Sie es kurz und schreiben Sie den Empfang ein. Unser Eins hat keine Zeit, sich mit müßigem, unsinnigem Gerede abzugeben!

Heumar mochte zur Einsicht gekommen sein, daß der Postbote, wie grob auch seine Rede war, dennoch im Rechte sei. Er stand auf, nahm seine Feder und schrieb den Empfang ein. Als er aber die Angabe der sehr hohen Summe sah, erschrack er und sagte: Sollte es nicht ein Irrthum sein?

Da kümmere und scheere ich mich den

Digitized by Google

Henker drum! rief der Postbote. Auf der Adresse steht Ihr Name, Ihr Stand, Rittmeister außer Dienst, die Nummer Ihres Hauses, der Name der Straße — mehr bedarf es nicht. Wenn Sie das Geld nicht wollen, werfen Sie's gefälligst zum Fenster hinaus, da werden wohl Leute sein, denen, es zu nehmen, keine Scrupel erwachsen.

Damit warf der Postbote die Thüre zu, in dem Bewußtsein, daß er seinem Stande keine Unehre gemacht.

Es war übrigens ein Glück, daß er sich schnellfüßig aus dem Staube gemacht, denn Heumar war ein Brausekopf und das spanische Rohr war schon in seiner Hand, das wohl eine genauere Bekanntschaft mit seinem Rücken würde gemacht haben, als ihm erwünscht gewesen wäre.

Grobes, ungehobeltes Volk! rief er aus und maß einige Male die Stube. Da fiel sein Blick auf die Rolle, die er im Aerger ganz vergessen hatte. Jetzt nahm er den Brief, erbrach ihn und las.

Sein Gesicht entfärbte sich.

Also doch so und Seydlitz trägt die Schuld nicht? Vergib, Herr, daß ich es ihm zur Last legte! O Herr, Herr, ich danke Dir für Deine Hülfe in der Stunde der Noth! Vergib dem, der mich drum betrog!

Dann rannte er an die Thüre, und: Hannchen! Hannchen! rief er fast jauchzend gegen die Thüre des Kämmerleins, wo Hannchen sich mit häuslichen Arbeiten beschäftigte und die Thränen einmal ungehemmt laufen ließ, die sie den Vater nie sehen lassen durfte. Dieser Ton in des Vaters Stimme war ihr so fremd, so neu, daß sie fast erschrack. Sie vergaß ihre Thränen zu trocknen und eilte herbei.

Der Vater sah sie lächelnd an, doch plötzlich wurde er ernst.

Thränen? sagte er, die Hand liebevoll unter ihr Kinn legend und ihr in's Auge sehend. Kind, du bist für solche Thränen zu jung! Gott sei Preis in Ewigkeit! Sie sind getrocknet! Sieh einmal hier! Lies den Brief und sieh' die hohe Geldsumme, die uns allem Jammer enthebt, der uns drückte — seit — o Gott, hätte sie es doch erlebt! Und er deckte seine Augen mit seiner Hand und weinte fast laut.

Hannchen fiel ihm um den Hals und lange standen sie so und ihre Thränen mischten sich.

VII.

Abend war's geworden. Der Schnee fiel in dünnen, hagelartigen Körnern vom grauen Himmel, aber so dicht, so heftig, daß er schnell den Boden bedeckte. Diese Hagelkörner nahmen dann die Form gewöhnlicher Schneeflocken an und es schien, als solle noch in dieser Nacht die Erde das flockige Winterkleid anlegen.

Reibnitz schlug seinen weißen, weiten Mantel um sich und schritt kaum hörbaren Trittes jenes Gäßchen hinauf, zu jenem Häuschen, wo er das Mädchen, dessen er gar nicht vergessen konnte, verschwinden gesehen.

Die Stube war erleuchtet; kein Laden geschlossen; man konnte von Außen Alles überblicken, was in der kleinen Stube vorging.

Das Mädchen saß am Tische vor einer Oellampe, und in dem Sessel saß der Vater und rauchte eine Pfeife mit dem Ausdrucke des Behagens, wie er nur bei einem Raucher wahrzunehmen ist, der, obwohl an den Genuß des Rauchens gewohnt, ihn lange entbehren mußte.

Lange stand Reibnitz da und es wurde ihm zur vollen Gewißheit, daß es Heumar und seine Tochter seien, die er hier vor sich habe.

Eine Bewegung des Mädchens gegen das Fenster scheuchte den Beobachter von dannen, der sich im Schatten verbarg und von ihrem Blicke unentdeckt blieb.

Auf dem kürzesten Wege eilte er zu Flemming. Er war, da er an Seydlitz geschrieben, gestern nicht bei dem alten, lieben Paare gewesen. Er wußte noch nicht einmal, wie Heumar das Geld auf- und angenommen.

Der Postbote, dem der alte Flemming ein gutes Trinkgeld verheißen, wenn er Alles wohl besorge und ihm hintennach berichte, hatte das bis auf die wörtlichen Grobheiten gethan, die er jedoch, durch stete Uebung abgestumpft, gar nicht mehr für Das hielt, was sie waren, und der gute Flemming erwartete seinen jungen Freund mit der Ungeduld, die allemal bei lebhaften Naturen dann eintritt, wenn sie etwas auf dem Herzen haben, dessen Bedeutung und Wichtigkeit sie kennen. Der Postbote hatte noch mehr gethan; er hatte, nachdem er

by Google

die Thüre geschlossen, Posto davor genommen, war dann dem ersten, neben der Thüre sich befindenden Fensterlein näher gerückt und hatte so Alles, was geschah, genau kennen gelernt und dies dem freigebigen Alten mitgetheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Mußbach, den 12. November.

Der seit einem Jahre hier bestehende Gesang-Verein wurde dieser Tage von den hiesigen Jungfrauen mit einer prachtvollen, von Herrn Lauterer in Speyer gefertigten Fahne in den Landesfarben beschenkt, und darauf hin Sonntags den 10. ds. Mts. das Fest der Fahnenweihe gefeiert. —

Wenn ein solcher Vorgang auch nur für den Heimathsort ein Ereigniß genannt werden kann, so glauben wir doch, daß eine kurze Erzählung schon deßhalb für das größere Publikum einiges Interesse haben dürfte, weil der deutsche Männergesang eine Nationalangelegenheit geworden, und im vorliegenden Falle die wahre Gesinnung unserer ländlichen Bevölkerung offen und entschieden an den Tag getreten ist. —

Nach beendigtem Nachmittags-Gottesdienste versammelten sich die Vereinsmitglieder, der Gesang-Verein der Nachbargemeinde Gimmeldingen, der hiezu eingeladene Turnrath des hiesigen Turnvereins und die Gemeindebehörden auf dem Rathhause, während die in die Landesfarben gekleideten zahlreichen Jungfrauen das Vereinslocal zu ihrem Sammelplatze hatten. Von letzterem aus setzte sich der Zug, voran die Musik, dann in langer Reihe die Mädchen, umgeben von den activen Mitgliedern des Gesang-Vereins, der Gimmeldinger Gesang-Verein mit seiner Fahne, der Turnrath, die Gemeindebehörden und die passiven Mitglieder, in Bewegung und begab sich auf einen beim Dorfe gelegenen, großen freien Platz, „an die Schießmauer," woselbst der feierliche Act vor sich gehen sollte. —

Eine der Jungfrauen überreichte mit kurzer Anrede die Fahne, worauf der Dirigent, Lehrer Schneider, die enthüllte Fahne „dem deutschen Liede" weihte. Dieselbe wurde nun dem vorher erwählten Fahnenträger übergeben, der seinen Dank aussprach und die Geberinen hoch leben ließ. In seiner jetzt folgenden Festrede nahm Lehrer Schneider unter Andern auch Bezug auf den Geburtstag Schiller's, der gesungen habe: „Ehret die Frauen! Sie flechten und weben himmlische Rosen in's irdische Leben," und knüpfte daran die erfreuliche Mittheilung, daß man sich bei dem großen Nürnberger Gesangfeste über einen deutschen Sängergruß geeinigt habe. Nichts war natürlicher, nachdem der deutsche Männergesang eine nationale Bedeutung gewonnen hat, als der Wunsch, sowie die Bergleute sich mit: Glück auf! die Turner mit: Gut Heil! brüderlich grüßen, für die Sangesgenossen einen ähnlichen kurzen und kernhaften Gruß zu finden. Un der ward gefunden. Der greise Sängervater Methfessel hat sich für den Gruß: Grüß Gott! entschieden, und fortan ist dies der Gruß der deutschen Sänger.

Grüß Gott! rufen auch wir uns zu und gedenken dabei unseres Banners und der holden Geberinnen; wir gedenken aber auch, daß wir nie vergessen dürfen: Gott allein die Ehre! Den deutschen Gesang-Vereinen aber, besonders auch denen, welche neben dem Gesang die Turnerei treiben, reichen wir in Eintracht und Liebe die Bruderhand und rufen ihnen begeistert zu, daß es an den Ufern der Seine widerhallt: Deutschland über Alles!" Hier folgte ein stürmisches Hoch! welches Sprecher dem deutschen Vaterlande ausbrachte. —

Daran schloß sich eine Ansprache des Schriftführers und 2ten Dirigenten, Lehrers Rust, in welcher derselbe, an die Farben der Fahne, die da Treue und Unschuld bedeuten, anknüpfend, des engeren Vaterlandes, wie seines allgeliebten Fürsten, des Königs Maximilian, und dessen vielverehrter Familie gedachte und dabei herzliche Worte an die Geberinen richtete.

Er schloß mit Anführung einiger Strophen aus einem Gedichte, welches den in der Gemeinde in segensreichem Andenken stehenden Lehrer Hirleman zum Verfasser hat. Sie lauten:

„Brüder in dem Rhein'schen Kreise,
„Schwört der Treue heil'gen Eid!
„Schwört, nach deutscher Väter Weise,
„Liebe und Ergebenheit,
„Die in keiner Brust ersterbe,

„Stark im Glück, wie in Gefahr,
„Von dem Sohn auf Enkel erbe:
„Schwört dem hochgeliebten Paar'!

„Schreibt, von deutschem Sinn getrieben,
„Tief in eure Herzen ein:
„„Gott und seinen König lieben,
„„Muß des Bayern Wahlspruch sein!""
„Ja, kein Zeitsturm, keine Leiden,
„Keines Schicksals Ungemach
„Soll je unsre Herzen scheiden
„Von dem Hause Wittelsbach!"

Dem Hause Wittelsbach, insbesondere dem ruhmgekrönten Haupte desselben, galt ein vom Redner ausgebrachtes dreifaches, stürmisches Hoch! —

Patriotische Gesänge verherrlichten die Handlung. Nach Beendigung derselben bewegte sich der Zug in das Dorf zurück durch die mit Kränzen und Fahnen, mitunter auch schwarzrothgoldenen, reichgeschmückten Straßen in das Vereinslocal, woselbst unter Mitwirkung der wohlgeschulten Gimmeldinger ein Gesang-Concert gegeben wurde, nach dessen erster Abtheilung Turner J. Wiedemann in begeisterten Worten die verschiedenen Vereine zur Eintracht mahnte. —

Ein festlicher Ball, der seine Gäste bis tief in die Nacht hinein traulich zusammenhielt, beschloß die Feier, welche sämmtlichen Theilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Nicht unerwähnt dürfen wir die sinnige Art lassen, wie ein Vereins-Mitglied, Tüncher K. Meinhardt, das Local mit passenden Transparenten geziert hatte.

Das ganze Fest trug das Gepräge ächten Frohsinns und ließ eben so unverkennbar die unerschütterliche Liebe und Treue zum Landesherrn, wie die allgemeine Hingebung und Begeisterung für das große, deutsche Vaterland erkennen. —

Auch hier hätte der Moniteur zu berichten gehabt: „Es herrscht unter diesen Landleuten ein außerordentlich schlechter Geist!"

Wir aber freuten uns innig der wohlgebildeten und kräftigen Gestalten der Jugend beiderlei Geschlechts und konnten uns des Gedankens nicht erwehren: Wenn sich zu einer solchen Fülle körperlicher Kraft solche Begeisterung gesellt, wie unsere Vereine sie sämmtlich offenbaren, dann hat das deutsche Vaterland auch den schlimmsten Nachbar nicht zu fürchten! —

Landwirthschaftliches.

Das Abstoßen der Hörner kommt beim Rindvieh nicht selten vor, am meisten jedoch bei den Kühen, deren Hörner minder fest sitzen, als dies bei den Ochsen der Fall ist. In der Regel wird der sogenannte Kern des Hornes, der knochige Zapfen, auf dem das Horn sitzt, nicht mit abbrechen. In diesem Falle thut ein Pechpflaster, welches nach der Entfernung des Hornes um den Zapfen gewickelt wird, die besten Dienste. Die Heilung erfolgt verhältnißmäßig sehr rasch. Es bildet sich um den Zapfen ein neues Horn. Wenn dieses auch nur ganz kurz bleibt, so ist das betreffende Thier doch nicht in dem Grade entstellt, als bei gänzlichem Mangel eines Hornes.

Buchstabenräthsel.

Mit R an Mineralien übe
Zerstörend aus ich meine Macht.
Und, wie ein altes Sprüchwort sagt,
Nie kann ich schaden alter Liebe.

P machet mich zur Dienerin,
Die Jeder darf zum Dienst begehren,
Sowohl die Damen wie die Herren,
Und Alle lohnen mein Bemüh'n.

Mit S kann mir kein Mensch entsagen,
Nicht die geringste Creatur.
Geh' ich 12 Stunden nicht mein' Spur,
Fängt mein Empfänger an zu klagen.

Mit M bin Damen Liebling ich,
Darf ihren Rosenmund berühren,
Was sie dem Herrn oft nicht gewähren,
Obgleich er längst die Flagge strich.

Und doch sind mir die Herrn gewogen,
Weil ich der Wahrheit Quelle bin,
Mit harter Haut werd ich umzogen,
Und oben kommt ein Pfeifchen hin.

F. — — fr —

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 142. Dienstag, den 26. November **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Reibnitz hörte mit Lust, daß die Kriegslist, die sie angewendet, nicht nur vortrefflich gelungen, sondern noch mehr, daß auf die Weise selbst Seydlitz von dem unwürdigen Verdachte der Schuld an der Nichtbezahlung der Prisengelder gereinigt und die Gabe eine entsetzliche Noth gebrochen und geheilt. Der junge Mann und der Greis drückten sich im Bewußtsein einer, wenn auch auf seltsamem Wege gespendeten, großen Wohlthat und ihrem Segen die Hand; Beide aber huldigten der weiblichen List, die ihnen diesen Weg bezeichnet, der, bei der Eigenthümlichkeit des Mannes, fast nur allein zum Ziele führen konnte.

Eine Schwierigkeit wäre denn mit Gottes Hülfe besiegt! sagte Flemming; aber meinen Sie nicht, lieber August, es wäre jetzt gerechtfertigt, meiner lieben Frau Sitz und Stimme in unserem Kriegsrathe zuzuerkennen? Sie hat sich bewährt durch ihr letztes Einschreiten — wenn ich nicht Manövre sagen will!

Gewiß! rief Reibnitz, rückte den Sessel an den Tisch, in dem gewöhnlich die vortreffliche Frau zu sitzen pflegte; dann eilte er zu dem alterthümlichen Sopha, wo sie mit herzlichem Lachen der Verhandlung zugehört, reichte ihr seinen Arm dar und führte sie als „verehrte Frau Collegin" zu dem Sessel, wo dann freilich der Ernst, bei ohnedem freudiger Herzensstimmung, lange nicht auf die Beine kommen konnte und wollte.

Endlich kam man denn doch so weit, die Sache in Berathung zu nehmen, namentlich, was jetzt zu thun sei? Flemming meinte, die Zeit zur Audienz bei Seiner Majestät sei gekommen, damit stimmten die beiden Anderen ein, und Reibnitz eilte heim, um, da er nicht wußte, wann der König ihn annehmen würde, mit Sack und Pack nach Sanssouci, wo der König wohnte, zu übersiedeln, bis nach empfangener Audienz.

Dort angekommen, ließ er durch den Generaladjutanten Seydlitz' Brief überreichen und wurde auf den folgenden Morgen zur Vorstellung vor Seine Majestät beschieden.

Als er in voller Galla-Uniform in's Schloß trat, wurde er in ein Gemach geführt, wo der König in voller Uniform am Kamine saß und eifrig in einem Buche las.

Der schöne Windhund sprang auf, als der diensthuende Kammerherr eintrat und den Namen des Adjutanten nannte. Als der König den Namen „Seydlitz" hörte, erhob er sich rasch und richtete die durchdringenden Augen auf Reibnitz, den er vom Kopf bis zu den Zehen musterte. Der Hund hatte nicht geknurrt. Er schmiegte sich vielmehr an Reibnitz' Seite und der König bemerkte dies wohlgefällig.

Nach einigen Augenblicken, in denen Reibnitz die Blicke des Königs ruhig und ernst ausgehalten, winkte der König dem Kammerherrn und dieser entfernte sich sogleich.

Der König trat wieder zum Ruhesessel, legte sein Buch auf das Gesimse des Kamins und sagte:

Er ist also der Adjutant des Generals von Seydlitz? — Wie heißt Er? —

August von Reibnitz! erwiederte der Adjutant mit der Kürze, welche der König am Soldaten besonders liebte.

Setze Er sich! sprach der König, auf einen Stuhl deutend, der ihm gegenüber stand.

Digitized by Google

Er ist wohl schon lange Adjutant bei Seydlitz?

Schon ein Jahr vor der Schlacht bei Zorndorf war ich, durch Eurer Majestät Gnade, Adjutant und bin es seitdem geblieben.

Er hat ja einen absonderlichen Kalender? sagte nicht ohne ein, jedoch kaum bemerkbares Lächeln der König.

Halten zu Gnaden, Majestät, erwiederte Reibnitz; es ist so Soldatennatur, vor und nach einem großen Siege zu zählen und das Datum zu bestimmen.

Der König wiegte den Kopf, sah dann plötzlich Reibnitz an, und fragte: War Er damals dabei?

Ich freue mich und bin mein Lebtag stolz auf diese Ehre! erwiederte lebhaft der Adjutant.

Dann ist Er auch wohl mit dem Vorgange bekannt, der sich damals zwischen dem General von Seydlitz und dem Rittmeister Heumar zutrug?

Reibnitz bejahte.

So erzähle Er mir Alles ausführlich; aber lüge Er nicht zu Gunsten seines Generals! Sei Er unparteiisch und vergesse Er nicht, daß ich die Geschichte in ihren Hauptzügen genau kenne, nur nicht in den hier wichtigen Einzelheiten.

Reibnitz hob damit an, einige Reibungen zwischen Seydlitz und Heumar zu erwähnen, welche in Seydlitz' Hitzköpfigkeit und Heumar's Starrköpfigkeit ihre Grundursachen hatten; dann gedachte er des Tadels Heumar's über Seydlitz' Leben und Thun und des Hinterbringens durch einen Ohrenzeugen. — Er war in seinen Ausdrücken sehr gemäßigt.

Weiß Er, wie der Schurke heißt? fuhr der König auf.

Er ist todt, Majestät, sagte Reibnitz.

Nun, so hat Er Recht, den Namen nicht zu nennen! sprach Friedrich. Fahr' Er fort!

Reibnitz kam nun auf die Schlacht bei Zorndorf und schilderte die Lage der Schlacht und des Kampfes in dem Augenblick, wo ihn der General zu Heumar entsendet. Er trug kein Bedenken, den Befehl Seydlitz' in seiner ganzen beleidigenden Härte zu wiederholen.

Das war zu hart, das verdiente Heumar nicht! rief der König, der mit großer Lebhaftigkeit den Worten des Adjutanten folgte. Es muß so gewesen sein, setzte er hinzu, sonst hätten die Folgen nicht so schwer sein können!

Ich habe mir erlaubt, es zu mildern, sagte Reibnitz, und Seine Excellenz haben es hintennach, als der Zorn verraucht war, gutgeheißen.

Der König nickte mit dem Kopfe und sagte: Was war aber Grund des unstatthaften Benehmens Heumar's? —

Jetzt begann Reibnitz mit aller Wärme die Gründe zu entwickeln.

Dafür hätte Seydlitz ihm Dank wissen sollen! sagte der König — und fuhr fort: Wäre der Seydlitz bibelfest, so hätte er wissen müssen, daß es heißt: der Zorn thut nicht, was vor Gott Recht ist. Was aber geschah nun weiter?

Als ich, fuhr Reibnitz fort, meine Ordre ausgerichtet, befahl Heumar sogleich: Aufsitzen! Und nun stürmte er in den Feind, eroberte eine Batterie, eine feindliche Fahne und machte eine große Zahl Gefangene —

Richtig, fiel der König ein, das schreibt mir Seydlitz. — Weiter!

Als er das Eroberte überreicht, fuhr Reibnitz fort, verlangte er seinen Abschied. Seydlitz, der sein Unrecht eingesehen, nahm seine Beleidigung zurück, bat ihn um Verzeihung, bot ihm jede Genugthuung an — aber Heumar blieb auf seinem Kopfe. Er erhielt seinen Abschied, ohne Rangerhöhung, ohne Pension —

Ist richtig, sagte der König, und von da an beginnt die Schuld des Generals Seydlitz; denn auf seine Darstellung, ich habe mir nämlich Alles vorlegen lassen — ist Heumar entlassen worden. Das Alles ist so, aber nun geht erst das an, was Er mir berichten soll! —

Reibnitz hob nun an, wie das Alleinsein und die Ahnung eines nicht mehr fernen Todes den General an das Unrecht gegen Heumar erinnert und er — im Gewissen keine Ruhe mehr, ihn nach Berlin gesendet, Heumar aufzusuchen. Nach unsäglichen Mühen sei ihm das endlich geglückt. Nun erzählte er, wie er ihn im Elende und in der Armuth, aber ehrenhaft und tadellos, gefunden; wie er sich durch Unterricht kümmlich mit einer Tochter ernähre und gerade jetzt unter den drückendsten Umständen seufze. Er stellte auf die ergreifendste Weise diese Lage des armen, so ehrenwerthen Mannes dar und schwieg dann.

(Fortsetzung folgt.)

Eine hübſche Belohnung.

Es werden jeden Tag in dieſer ſublunariſchen Welt Ehen geſchloſſen, und was ſeit Jahrtauſenden geſchehen iſt, wird ſicher auch in der Zukunft nicht unterlaſſen werden. Gerade aber deßhalb, weil der Abſchluß einer Ehe etwas Alltägliches iſt, haben ſicher gar viele unſerer Leſer noch nicht daran gedacht, daß die Ehe eine rein literariſche Einrichtung iſt, die für die Romanſchreiber erfunden worden zu ſein ſcheint, wie der Fluß für die Fiſche. Je mehr Ehen, deſto mehr Romane.

Selbſt in unſern Tagen und bis in die hohe Finanzwelt iſt die Hochzeit ein zu Ende geführter Roman oder ein beginnendes Drama. Man kennt die Schätze der Wahrheit und des Intereſſes gar nicht, welche eine Einladung zu einer Hochzeit oder zu einer Beerdigung in ſich einſchließen. Und doch iſt das die Angelegenheit der Tagesgeſchichte. Dieſelbe würde für den, welcher ſie ſchreibt, ſo wie für den, welcher ſie lieſt, weit anziehender ſein, wenn er anſtatt der einfachen Anzeige, daß Fräulein ** ſich mit Herrn X. vermählt habe, den Roman mittheilen könnte, welcher durch eine Vermählung gekrönt worden iſt. Unglücklicherweiſe hegt man gegen die Indiscretion der Berichterſtatter der Tagesneuigkeiten ein großes Mißtrauen, und höchſt ſelten ſchenkt Jemand denſelben ſein Vertrauen. Nicht einmal die Civilregiſter ſtehen denſelben zur Einſicht zu Gebote und die Eheverkündigungen in der Kirche und die Eheanzeigen, die ſich in den Mairien angeheftet finden, woraus ſie ihre Nachrichten ſchöpfen, ſind bekanntlich nichts weniger als geſchwätzig.

Der Verborgenheit, worin ich lebe, verdanke ich das Glück, daß die Romane von ein paar Vermählungen, die in den Zeitungen ganz trocken gemeldet wurden, mir bekannt geworden ſind, und von demſelben Privilegium geſchützt, will ich den einen derſelben hier verrathen.

Der junge Graf von S. las eines Tages an einer der Säulen in Paris, welche die Schamhaftigkeit der Engländer mit vollem Recht empören, die folgende Anzeige.

„Fünfzig Franken Belohnung.

Zwiſchen dem Boulevard des Italiens und der Place de la Concorde iſt ein goldenes Armband verloren worden. Man liefere es rue Drouot Nr. — ab.“

Der Graf, welcher die Geheimniſſe des Pariſer Lebens recht gut kannte, wußte, daß Anzeigen dieſer Art oft Reclamen ſind. Er langweilte ſich eben, trat in das Magazin eines Schmuckhändlers, kaufte ein hübſches Armband und ging damit nach dem bezeichneten Hauſe in der Straße Drouot, um mit der Belohnung ein wenig zu plaudern.

Eine Kammerfrau empfing ihn.

— Iſt Madame zu Hauſe?

— Ja, mein Herr; wen ſoll ich derſelben melden?

— Hat Ihre Madame ein Armband verloren?

— Ja, mein Herr.

— Iſt es wahr?

— Ich kann Ihnen die Beſchreibung geben.

— Von Ihrer Gebieterin?

— Von dem Armband, mein Herr.

— Nun gut, ſo melden Sie das Armband; doch vorher führen Sich mich in irgend ein Zimmer. Sehen Sie nicht, daß Sie mich antichambriren laſſen?

Indem der Graf das ſagte, trat er durch eine halb geöffnete Thür und befand ſich in einem koſtbaren Boudoir.

— Madame empfängt hier nicht, mein Herr.

— Niemand?

— Niemand.

— Nie?

— Nie.

— Sind Sie deſſen gewiß? ſollte ich mich getäuſcht haben? Wie alt iſt Ihre Gebieterin?

— Mein Herr, das iſt eine Frage....

— Iſt ſie braun oder blond?

— Aber, mein Herr, Sie kennen Sie alſo gar nicht?

— Ich habe ſie nie geſehen, aber ich wette, ſie iſt alt, häßlich und dumm.

— Oh, was das anbelangt....

— Sie geſtehen es nicht, aber ich wette fünfzig Franken, daß ich richtig gerathen habe.

— Ich will wohl, mein Herr.... Doch nein, Sie können die Madame nicht ſehen; ich habe Befehl, das Armband ſelbſt in Empfang zu nehmen und die Belohnung dafür auszuzahlen.

— Wer es auch sein möge, der es zurückbringt?

— Ja, mein Herr.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die Krankheit immergrüner Topfgewächse, z. B. der Orangen, Myrten, Camellien, welche in dem Ausscheiden eines zähen, süßen Saftes auf den Blättern besteht, läßt sich leicht und sicher dadurch heben, daß man die Erde dünn mit Guano bestreut und mit Regenwasser begießt; nach kurzer Zeit wird das Ausschwitzen des Saftes aufhören und die Blätter werden, von den Adern ausgehend, ihr dunkles Grün wieder erhalten, auch die frischen Triebe kräftige Blätter bringen.

Denksprüche.

Die Tugend, die, so fromm sie wandelt,
Aus stolzem Selbstbewußt des innern Werthes handelt,
Verdient nicht, noch bekömmt den Preis:
Sie ist's nicht mehr, sobald sie's weiß.

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög' dem eine gebratene Taube in's Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Verschiedenes.

Varnhagen von Ense erzählt in seinen „Tagebüchern" folgende köstliche Anekdote. Eine Sängerin war aus Hannover contractbrüchig davongegangen und hatte ein Entschuldigungsschreiben hinterlassen, daß sie es an einem so langweiligen Orte nicht aushalten könnte. Darauf bemerkte der König: „Denkt denn das Luder, daß ich mich hier amüsire?"

(Zeitungswesen.) Der gegenwärtige Besitzer der in Newyork erscheinenden „Sun" baut jetzt eine mit Dampf betriebene Buchdruck-Schnellpresse, die in der Stunde 4000 auf beiden Seiten bedruckte Abzüge liefert. Das von einer Welle ablaufende endlose Papier wird geschnitten, die gedruckten Bogen werden von der Maschine in derselben Zeit getrocknet, gefalzt und zur vollständigen Versendung bereit hergestellt.

Das isländische Moos, dessen Heimath das schottische Hochland und besonders Island ist, bildet für die Bewohner des letztern ein wichtiges Nahrungsmittel und dient ihnen als Ersatz für Waizenmehl. Das Moos wird gewaschen, in der Sonne getrocknet und zu Pulver in starke Säcke gestampft. Es bedarf später nur des Durchsiebens, um es für den häuslichen Gebrauch geeignet zu machen.

Kürzlich brachte ein Pariser Blatt eine Schilderung Lamartine's von Guizot. Der Exminister behandelt seinen erbittertsten Gegner sehr glimpflich. Lamartine hielt jeden Posten unter seiner Würde, außer den Vorsitz des Ministerraths; dabei wollte er die auswärtigen Angelegenheiten leiten. „Stellen Sie sich vor," sagte er eines Abends zu seinen Gästen, „heute kömmt Villemain zu mir und bietet mir ein Portefeuille an, und wissen Sie, was für eines? Das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts! Mir!" Als Unterrichtsminister würde er wo möglich noch schlechter bestanden sein, denn als Chef des auswärtigen Departements. Lamartine's geistiges Vermögen ist wie ein Feenschloß auf Sand gebaut. Er fühlt und denkt und urtheilt nur mit der Phantasie; daher seine ungeheuere, fast bewußtlose Verschwendung. Eines Tages will Lamartine sich bekehren: das Fahren kostet viel Geld, er will fortan zu Fuß gehen und schickt zum Parapluiefabrikanten, der ihm zwei Dutzend Schirme zur Auswahl schickt. Sie werden im Vorzimmer niedergelegt. Abends war große Gesellschaft bei ihm; als sie auseinanderging, fiel ein starker Regen. „Freund, nehmen Sie doch einen Parapluie," sagte er zu jedem Scheidenden. Zuletzt blieb Herrn v. Lamartine nur eines übrig.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro 141:
Rost, Post, Kost, Most.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 143. Donnerstag, den 28. November **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Der König stand auf und ging einige Male das Gemach auf und nieder. Plötzlich blieb er vor Reibnitz stehen, der sich erhoben hatte.

War Er selbst bei dem Heumar? fragte er.

Das durfte ich nicht, denn der Mann ist leider durch sein Schicksal innerlich verbittert. Ein alter Freund meines seligen Vaters half mir bei meinen Erkundigungen. Er kannte Heumar.

Es ist dem verdienten Manne, der im Kampfe dienstunfähig wurde, schweres Unrecht geschehen, und das wieder gut zu machen, ist meine Pflicht und wird geschehen. Schreib Er das dem Seydlitz. So sprach der König. Aber, fuhr er fort, nun berichte Er mir, wie es um Seydlitz steht.

Das that Reibnitz.

Der König hörte ihm mit großer Theilnahme zu und man sah es an seinen Mienen, wie er innerlich bewegt war. Wiederum schritt er im Gemache auf und nieder und blieb dann abermals vor Reibnitz stehen.

Es thut mir leid um ihn, sagte er, denn solch einen Reiterführer werde ich nicht wiederfinden! Sag' Er ihm das; sag' Er ihm, daß es mir eine heilige Pflicht sein wird, sein Gewissen zu entlasten und von der Unruhe zu befreien. Bleib' Er noch so lange hier, bis ich das gethan habe. Melde Er sich dann noch einmal um eine Audienz. Adieu! Reibnitz war gnädig entlassen und eilte mit dem seligen Bewußtsein heim, seines geliebten Generals Herz erquicken zu können. Er schrieb die ganze Unterredung mit dem Könige an Seydlitz und kehrte dann in der Nacht noch nach Berlin zurück.

Ihn zog das Herz. Er fühlte, daß er Heumar's Tochter liebe, daß er, sollte er sich je vermählen, nur mit ihr den Bund für das Leben schließen müsse.

Wie er ihr aber nahe treten solle, das wußte er nicht. Da fiel ihm ein, daß er wohl am besten thue, dem ehrlichen alten Flemming geradezu sein Herz auszuschütten. Das wurde, je länger er es sich überlegte, desto klarer und gewisser.

So kam er denn bei strenger Kälte spät in der Nacht in Berlin an. Er konnte nicht mehr zu Flemming gehen und verschob es daher auf den morgenden Tag. Innig aber dankte er Gott, ehe er sich zur Ruhe legte, für das Gelingen seiner Aufgabe und — flehete, wenn es des Herrn Wille sein sollte, ihm seines Herzens Wunsch zu gewähren. —

Als indessen Reibnitz am anderen Morgen erwachte, fühlte er sich unwohl. Sein Kopf brannte so heftig und der Schmerz schien ihn versprengen zu wollen. Vergebens versuchte er es, aufzustehen. Er mußte im Bette verharren.

Peter erschrack heftig, als er seinen Herrn in der allerheftigsten Fieberhitze fand. Er wollte sogleich nach einem Arzte laufen; aber Reibnitz glaubte, in einer heftigen Erkältung sein Uebel suchen zu müssen, und ließ es nicht zu. Er traute auf seine jugendfrische, unverdorbene Natur und ihre Kraft, die sich selber einen Ausweg suchen würde.

Dennoch war er bereits vier Tage nicht aus dem Bette gekommen, als endlich Schweiß ausbrach, dem er ungehemmten Verlauf ließ. Darauf wurde es allmälig besser und drei Tage später konnte er zuerst wieder außer

Digitized by Google

dem Bette sein. Jetzt sandte er Peter erst zu Flemming.

Mit dem Reitknechte kam der rührige Alte. Recht ernst las er Reibnitz den Text über sein Schweigen und daß er keinen Arzt angenommen habe. Er glaubte ihn noch in Sanssouci. Das ist aber einmal herrlich abgelaufen! rief er endlich.

Wie so denn? fragte erstaunt Reibnitz.

Flemming zog ein Blatt heraus und las ihm vor: Ihro Majestät haben in Gnaden geruht, den Rittmeister außer Dienst, Carl Friedrich Heumar, für die in der Schlacht von Zorndorf bewiesene Tapferkeit zum Obrist-Lieutenant zu ernennen, ihm eine Pension von achthundert Thalern zu verleihen, welche ihm vom Tage der Schlacht von Zorndorf nachzuzahlen ist."

Reibnitz faltete seine Hände und sagte: Gott segne den gerechten König! — Dann wandte er sich an Flemming mit der Frage: Weiß es Heumar? —

Hören Sie mich, sagte der Alte: Unter den Linden, wo ich ehegestern spazieren ging, zeigt mir ein alter Officier dies Blatt und fragt: Wer ist der Heumar? — Ich sage ihm das, erbitte mir aber das eben erst ausgegebene, noch drucknasse Blatt und eile in das abscheuliche Winkelgäßchen, wo er wohnt, und trete frischweg ein.

Flemming! ruft er überrascht, aber nicht unfreundlich, wie kommen Sie zu dem von der Welt Vergessenen?

Weil er die Welt, zu der ich mich auch rechnen muß, von sich stieß, sagte ich, suchte sie ihn nicht mehr auf. Freunde haben Sie nie ganz aus dem Auge gelassen, fuhr ich fort, und Freunde haben den Beruf, frohe Botschaften zu überbringen!

Frohe Botschaften bringen Sie mir? fragte er nicht ohne Bewegung. Welche könnten das sein?

Haben Sie so mit dem Leben abgeschlossen, daß es Ihnen keine Freude mehr bringen könnte? fragte ich. Heumar, Sie sind ungerecht! fuhr ich fort. Mir hat der Herr die Vaterfreude versagt, Ihnen gab er ein theures Kind. Wenn auch das, was ich Ihnen mit theilnehmendem Herzen mitzutheilen habe, für Sie keine Bedeutung mehr hätte, für Sie, als Menschen, so muß es Sie als Vater doch erfreuen! Da lesen Sie!

Er reichte ihm das Blatt.

Er las. Mit jedem Worte, das sein Blick verschlang, wurde er bleicher; es zuckte wunderbar über sein Gesicht, die Augen wurden roth, dann feucht — dann rollten zwei dicke Thränen über die Wangen.

Spät, aber nicht zu spät! sagte ich und faßte seine Hand. Heumar, sagte ich, ich schätze mich wahrlich glücklich, der Bringer dieser Botschaft zu sein!

Er stand still da. Seine Lippe zuckte unaufhörlich, als wolle er reden und könne doch nicht. Ich ließ ihm Zeit. Endlich erholte er sich.

Ich danke Ihnen, Flemming! sagte er. Sie waren mir immer eine Freund. Auch Sie habe ich in meiner Verbitterung von mir gestoßen. Vergeben Sie mir!

Das, lieber August, fuhr der alte redliche Flemming fort, hatte ich nicht erwartet. Es war, als ob die königliche Gnade der Sonne gleich gewirkt, nämlich die Eisrinde seines Herzens aufgethaut hätte.

Noch saßen wir da, als mehrere Pferde das Gäßchen herauf galoppirten und an der Thüre hielten. Es war ein königlicher Adjutant, der eintrat und mit herzlichen Glückwünschen Patent und Cabinetsordre in seine Hand legte.

Heumar sprach seinen Dank aus und erbat sich die Gnade, Seiner Majestät persönlich danken zu dürfen.

Der königliche Bote verhieß das auszuwirken und entfernte sich.

Flemming! rief Heumar aus; helfen Sie mir doch auf die Fährte! Woher kommt das Alles? — Woher jetzt, nach Jahren, so spät?

Nicht zu spät! wiederholte ich. Sie und Ihr Kind können sich noch des Glückes freuen, das Ihnen so reich zu Theil wird; aber wenn es Ihnen darum zu thun ist, den wahren Zusammenhang zu ergründen, so haben Sie sich zum Glücke an den Rechten gewendet, denn außer Seiner Majestät und dem Adjutanten von Reibnitz kann Ihnen in Berlin Niemand die volle, ganze Wahrheit sagen als ich!

Reibnitz? wiederholte Heumar. Der Name klingt mir wie eine Erinnerung aus vergangenen Tagen. War das nicht der blutjunge Adjutant des Generals Seydlitz, der mir den unangenehmen Gruß des Generals brachte, der Ursache an allem meinem Unglücke war?

Es ist so, erwiederte ich. Reibnitz hat mit schwerem Herzen das ausgerichtet, was der General befohlen. Ich glaube das, sagte Heumar, denn er hat das Bittere verzuckert, so viel es zu verzuckern war. Aber wie kommt der zu Ihnen und zu dieser Sache? —

(Fortsetzung folgt.)

Eine hübsche Belohnung.

(Fortsetzung.)

Jetzt fing unser junger Graf an, ernstlich zu glauben, daß er sich getäuscht habe; er blickte um sich her, und als ein Mann, der sich auf ein Boudoir verstand, urtheilte er, daß er sich bei einer vornehmen Dame befinde. Hierauf richtete er an die Kammerfrau die Frage:

— Ist Ihre Gebieterin vermählt?

— Nein, mein Herr.

— Ach! Sie ist also noch ein Fräulein.

— Nein, mein Herr. Ich wette um fünfzig Franken, daß sie Wittwe ist.

— Seit langer Zeit?

— Ihre Trauer geht morgen zu Ende.

Jung, hübsch, geistreich und Wittwe, dachte der Graf, und bei weitem nicht so leicht zugänglich, wie ich anfangs vermuthete, wenn ich nach ihrer Kammerzofe urtheilen kann. Ich werde sie sehen. Er zog eine Karte aus seinem Portefeuille.

— Führen Sie mich in den Empfangssaal und melden Sie den Herrn Grafen von S. in wichtigen Angelegenheiten.

Die Kammerzofe nahm die Visitenkarte und versicherte sich, daß sie recht gehört habe.

— Herr Graf, sagte sie, wetten Sie noch immer um hundert Franken?

— Es bleibt dabei.

Einen Augenblick später trat Madame C. in den Saal. Der Graf hatte verloren; Madame C. war keine 25 Jahre alt und nie trug eine anbetungswürdigere Blondine eine kokettere Trauer. Ihre ganze reizende Person athmete nur Grazie und vornehmes Wesen. Es war kein Irrthum mehr möglich; sie war eine vornehme Dame.

— Madame, sagte der Graf nach einer kurzen Betrachtung voller Verlegenheit zu ihr, Sie sehen mich noch weit erstaunter, als Sie es selbst sind, mich vor Ihnen zu finden. Ich vermuthete das nicht.

— Man hat mir gemeldet, mein Herr, daß wichtige Angelegenheiten . . . .

— Das wäre sehr schade. Ich kenne nicht einmal Ihren Namen, Madame, ich bin zu Ihnen gekommen, ohne zu wissen, wohin ich ging, und Sie sind es sicher nicht . . .

— Aber dann, mein Herr, aus welchem Grunde?

— Erlauben Sie mir, Ihnen das Geständniß später . . . ein ander Mal zu machen.

— Ein ander Mal! sagte Madame C., indem sie sich erhob.

— Glauben Sie an den Zufall, Madame?

Madame C., die eben nach dem Glockenzuge ging, blieb stehen und betrachtete den Grafen, welcher sitzen geblieben war. Sie konnte sich des Lächelns nicht enthalten und antwortete:

— Nein, mein Herr.

— Ich eben so wenig. Es ist also Gott, der mich hierher geführt hat. Bedenken Sie das, Madame, ehe Sie mich fortjagen. Wollen Sie sich nicht gefälligst setzen?

— Es scheint mir, mein Herr, als machten Sie die Honneurs bei mir. Mag es darum sein, ich setze mich und will Sie anhören.

— Ich habe in Wahrheit nichts zu sagen. Ich würde versucht sein, mit Ihnen von mir selbst zu reden, damit Sie mich besser kennen lernten und dann einwilligten, mich wieder zu sehen; ich würde mich aber weit geschmeichelter fühlen, wenn Sie mir diese Gunst aus Vertrauen bewilligten. Jeder Andere an meiner Stelle würde mit Ihnen von Ihnen selbst sprechen und Sie in einer angenehmen Art beleidigen, indem er Ihnen wiederholte, was zu hören Sie überdrüssig sein werden. Es ist ganz gewiß, Madame, daß Sie bewundernswerth schön sind . . . Oh, beruhigen Sie sich, ich werde nicht weiter gehen. Ich glaube nicht, daß ich Sie liebe; denn ich sehe Sie zum ersten Mal. Aber ich fürchte sehr, daß es nicht viel anders ist. Glauben Sie an das Blitzeinschlagen in der Liebe?

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Die italienische Biene soll sich, nach Dzierzon, ebenso durch eine schönere Farbe wie durch größere Fruchtbarkeit und Thätigkeit vor den deutschen Bienen auszeichnen. Nach vielen Bemühungen ist es Dzierzon endlich gelungen, der italienischen Biene auch unter den deutschen Bienenzüchtern Freunde zu erwerben. Dzierzon hat sich von der Wahrheit dessen, was Herr von Baldenstein bei Chur in der Schweiz über den größeren Fleiß und höheren Ertrag dieser Bienenart in der „Bienenzeitung" berichtet hat, überzeugt. Da andere Stöcke am 12 März kaum hervorzukommen und kleine Ausflüge zu machen wagten, trug dieser Stock zu seiner größten Verwunderung schon häufig Höschen von der Größe einer Haselnuß. Dzierzon erklärt diese paradoxe Erscheinung auf die Art, daß die Bienen der südlichen Länder, die oft empfindlich kühle Nächte haben, angewiesen sind, in der frühen Jahres- und Tageszeit fleißig zu sein, indem später bei größerer Hitze die Säfte eintrocknen. Daß die italienischen Bienen, weil der Hitze gewohnt, auch in schwülen Tagen, da die heimischen müßig vorliegen, gleichmäßig fortfahren werden, steht zu erwarten und ist durch Beobachtungen bereits erwiesen.

Denksprüche.

Es ist kein Stolz so erdentoll, wie der auf deines Beutels Last,
Speis' alle Bettler heut' und sieh', was für das Geld du morgen hast.

Wenn ein Geiziger gestorben, hebt sein Schatz erst an zu leben:
Jeder will bei diesem Kinde willig einen Pathen geben.

Verschiedenes.

In den Tagebüchern Varnhagens v. Ense findet sich eine charakteristische Anecdote von Scharnhorst, die der Verfasser Krauseneck nacherzählt: Sie ritten beide in der Schlacht von Groß-Göschen neben einander, den Feind näher zu beschauen. Da traf eine Kanonenkugel das Pferd Scharnhorst's, riß ihm das Hintertheil weg, und Roß und Reiter lagen am Boden; Scharnhorst aber war unversehrt, raffte sich gelassen aus dem Staub empor und sagte gleich zu Krauseneck: „Da sehen Sie, Krauseneck, wie gut meine Vorsicht ist! Ich bin gleich vom Pferde los, denn von jeher gilt mir als Regel, vor dem Feinde stets bügellos zu reiten." Und nun bestieg er ein anderes Pferd, und es war, als wäre gar nichts vorgefallen.

Seit neun Jahren besteht in London eine Schuhreiniger-Gesellschaft, von Menschenfreunden gestiftet, um verlassenen elternlosen Knaben Beschäftigung zu geben. Die Gesellschaft hat in diesen neun Jahren 11,950 Pfund St. eingenommen, und im letzten mit Anfang October schließenden Geschäftsjahre 4548 Pfd., den Lohn für 1,119,320 Paar gewichster Stiefeln.

Eine brave Frau ist wie eine Buchdruckerwalze, aus Syrup und Leim zusammengesetzt. Sie soll süß sein wie Syrup und an ihrem Gatten hängen wie Leim.

In Frankfurt ist ein neues großartiges Gebäude, der „Saalbau", soeben seiner Bestimmung übergeben worden. Es enthält einen großen 150 Fuß langen und 57 Fuß breiten Concertsaal, der mit der Gallerie circa 2500 Menschen faßt, außerdem mehrere Nebensäle und sonstige Räumlichkeiten und ist zur Abhaltung von Concerten, Bällen und großen Festlichkeiten bestimmt. Fabrikant Haag in Augsburg hat die Luftheizung und die Ventilation zur großen Zufriedenheit der Unternehmer eingerichtet.

Räthsel.

Nichts, Menschen, ist mir gleich.
Ich herrschte lang' vor euch.
Ihr könnt mich nie verstehn.
Mich kann Gott selbst nicht sehn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 144. Samstag, den 30. November **1861.**

Das Lied.

Was ist auf dieser dunklen Erde
Des Menschen bester Wanderstab?
Was steht im Glück an seiner Seite?
Was senkt den Todten in das Grab?

Das ist des Liedes Zaubersegen
Und wird's zu allen Zeiten sein —
Denn mit des Liedes Klängen singet
Die Mutter schon den Knaben ein.

Und tritt der Jüngling in das Leben,
Und schmilzt sein Herz vor Liebeslust,
Dann bricht mit Seligkeit und Thränen
Das Lied zugleich aus seiner Brust.

Und muß der Mann zum Schwerte greifen
Für Weib und Kind und Vaterland —
Dann schallt das Lied gleich Wetterschlägen
Und zündet der Begeist'rung Brand.

Und schließt ein Pilger seine Reise,
Dann weht das Lied wie Abendluft,
Und des Gesanges Zauber tröstet,
Die da verzweifeln an der Gruft.

D'rum pflegt das Lied, das mild der Himmel
Dem Sohn der dunklen Erde gab —
Es bietet ja den besten Segen
Vom Mutterbusen bis zum Grab.

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Sie begreifen, lieber August, daß ich Alles ihm mittheilte. Sie hatten es mir nicht verboten und ich dachte, es wäre denn doch hier, wie überall und immer, die Wahrheit das Beste, wenn sie auch vielleicht hin und wieder eine schöne Täuschung zerstören sollte.

Ich danke Ihnen dafür! rief Reibnitz; aber ich bitte, fahren Sie fort! Sie können es sich gar nicht denken, wie wichtig mir das ist, was Sie mir da erzählen.

Als ich dann nun Alles beendet hatte, — manche Querfrage mußte ich ihm natürlich beantworten, — stand er auf. Lieber Flemming, hob er an, ich bin Ihnen unendlich verbunden für das, was Sie mir gesagt; aber wo ist der Adjutant von Reibnitz? Ich muß ihn sprechen! O ich sage Ihnen, ich möchte Seydlitz jetzt um den Hals fallen und ihm abbitten, daß ich ihm so lange gegrollt; daß ich ihm sogar eine Unredlichkeit, eine Unterschlagung zugetraut. (Sie wissen, Reibnitz, das betraf eben die Prisengelder!) Ich danke Gott, daß ich ihn, wie ich ihn nach der Schlacht bei Zorndorf verkannt, als einen edeln Mann kennen lerne. Sie haben Recht, lieber Flemming, es ist spät, aber noch nicht zu spät! In diesem Augenblicke wird die Thüre aufgerissen, und ein engelschönes Mädchen stürzt fast athemlos herein. Sie sieht mich gar nicht, so voll ist ihr Herz. Vater, theurer Vater, was ist denn geschehen? Es sollen ja hohe Offiziere bei dir gewesen sein? Gott im Himmel, was soll das Alles? Ich sterbe fast vor Angst, Sorge, Freude — weil ich nicht weiß, was ich im Herzen hegen darf? —

Nun, Hannchen, du siehst in deiner Aufregung nicht, daß uns ein alter Freund, als Bote einer großen Freude, besucht hat? — Er faßte sie bei der Hand und führte sie zu mir. In holdseliger Verwirrung begrüßte sie mich. Ich sage Ihnen, August, ich sah sie zuletzt als Kind; jetzt stand sie als blühende

Digitized by Google

Jungfrau vor mir. Ich traute meinen alten Augen nicht; aber ein schöneres Mädchen habe ich meiner Lebtage nicht gesehen!

Ich faßte ihre kleine schneeweiße Hand und sagte: So will ich denn aber auch dem lieben Vater vorgreifen und Ihnen sagen, daß Seine Majestät der König Ihren lieben Vater zum Obristlieutenant ernannt und eine Pension von 800 Thalern bewilligt hat, die ihm vom Tage der Schlacht von Zorndorf nachbezahlt werden soll!

Lieber August, es ist mir in meinem langen Leben ein solcher Ausdruck nicht vorgekommen, wie ich ihn in diesem Augenblicke in diesem wunderholden Gesichtchen sah. Staunen, Zweifel — Freude — ich weiß es nicht, was Alles noch darinnen sich aussprach. Nur einen Augenblick sah sie mich an, dann fuhr sie herum, sah in das lächelnde Gesicht ihres Vaters und rief: Ist's wahr? —

Ja, mein Kind, es ist eine volle Wahrheit, sagte er.

Da fiel sie an seine Brust und der Zwiespalt der Gefühle, die ihr Herz bestürmt hatten, löste sich in einen Thränenstrom auf.

Hannchen, sagte Heumar, die Seligen im Himmel sind nicht so von uns geschieden, daß sie nicht wüßten, was uns begegnet. Sie, um die wir trauern, bis wir sie wiedersehen, freuet sich mit uns, wie sie einst mit uns gedarbt hat!

Dabei rollten auch seine Thränen heftig über die tiefgefurchte Wange herab.

Lieber August, ich schäme mich nicht, es Ihnen zu gestehen, daß die Thränen in Anderer Augen mich allemal völlig wehrlos machten und mich völlig hinrissen; aber gar die Thränen im Auge eines Mannes, den das Schicksal gehärtet hat, wie der Stahl gehärtet wird, haben eine Gewalt über mich, daß ich nicht widerstehen kann. Auch ich mußte mit ihnen weinen!

Jetzt riß mich Heumar stürmisch an seine Brust und rief überwältigt aus: Wer sich mit uns freut und mit uns weint, der gehört uns an, der gehört an unser Herz!

Ich habe einen Augenblick von solcher Bedeutung kaum jemals erlebt. — Das aber steht fest fuhr Flemming fort, indem er sich die wieder in der Erinnerung feucht gewordenen Augen trocknete, daß seit dem Empfange des von Ihnen unter falscher Firma ihm zugespielten Geldes, und seit dem Empfange dieser letzten Freudenbotschaft Heumar ein anderer Mensch geworden ist. Die Erstarrung ist von ihm gewichen. Er hat Leben gekriegt. Das Gefühl ist aus den eisernen Banden frei. Er lebt, er freut sich wieder. Das ist ein Wunder, das ihn innerlich wieder in das rechte, bisher verschobene Gleichgewicht gebracht hat.

Keine Arznei der Erde, und wenn es ein wirklicher Wunderbalsam gewesen wäre, hätte Reibnitz schneller zur vollen Genesung führen können, als die Mittheilungen des guten, alten Flemming, der übrigens die unermeßliche Dankbarkeit so wenig begriff, die ihm Reibnitz zollte, als die ausgelassene Freude, daß er Heumar persönlich wiedersehen sollte, den er seit Zorndorf nicht mehr gesehen hatte — doch das Räthsel sollte sich bald für ihn lösen.

VIII.

Bei dem Scheiden warnte zwar der vorsorgliche Flemming seinen jungen Freund, daß er, da es bedeutend kalt war und der Ostwind durch die Straßen Berlins pfiff mit einer Schärfe, wie man sagt, wie ein Scheermesser, noch auszugehen, da das nachtheilig werden könne, und er versprach es auch; aber —!

Am anderen Mittage hatte der alte Herr kaum sein Mittagsschläfchen gehalten, da hörte er einen bespornten Tritt auf der Hausflur.

Ich glaube gar, der August kommt! sagte er zu seiner Frau. Es ist doch ganz entsetzlich mit dem jungen Volke heutzutage. Haben in Summa nicht warten gelernt! So brummte er noch, als August von Reibnitz eintrat.

Der Alte wollte ihm eine Strafpredigt halten; allein Reibnitz faßte seine beiden Hände und bat ihn, er möge nicht grollen; er habe ja auch einmal gefühlt, was Liebe sei!

(Fortsetzung folgt.)

Eine hübsche Belohnung.

(Fortsetzung.)

— Sie verlangen — erwiederte die schöne Wittwe ausweichend — ein förmliches Glaubensbekenntniß von mir. Für einen Mann, der nichts zu sagen hat, bewundere ich, wie die

Digitized by Google

Gegenstände Ihnen zuströmen. Erlauben Sie mir, mein Herr, mich zu erheben und mich zurückzuziehen?

— Nein, Madame, nein, und weil es Ihnen gefällig ist, auf diesen Ton einzugehen, so erkläre ich Ihnen, daß Sie nicht von hier fortgehen werden, ehe ich die Ermächtigung von von Ihnen erhalten habe, Sie wieder zu sehen. Sie haben kein Recht, mir das zu verweigern.

— Sie werden gestehen, daß ich noch weniger berechtigt bin, es Ihnen zu bewilligen.

— Wäre es auch nur, um den Grund zu erfahren, der mich hierher führte, nicht zu Ihnen, Madame, aber hierher.

— Ich wünsche ihn gar nicht kennen zu lernen, weil er, wie es scheint, nicht zu gestehen ist. Hoffen Sie denn, mir bei einem zweiten Besuch von Ihrer Person eine ziemlich vortheilhafte Meinung zurückzulassen, daß ich dieses Geständniß, das Sie heute mir nicht zu machen wagen, dann entschuldige?

— Daran hatte ich nicht gedacht; doch in der That, das muß eine Anmaßung sein und ich schäme mich derselben.

— Es gefällt mir zu glauben, daß Ihr Anspruch gegründet ist; aber es liegt wenig daran, mich dessen zu vergewissern. Klingeln Sie gefälligst, ich bitte Sie.

— Haben Sie Ihr Armband wiedergefunden, Madame?

— Sie haben es vielleicht?

— Ich glaubte es, ehe ich Sie gesehen habe, und das ist das Geständniß, das zu machen mir so viel kostete.

— Ich begreife es ganz und gar nicht.

— Um so besser! Alles ist mir vergeben. Wenn ich es finde, wird es mir dann erlaubt sein, es Ihnen zu bringen und es Ihnen selbst zu überreichen?

— Ja, mein Herr, warum nicht?

— Aber es ist eine Gunst.

— Glauben Sie? Ich hatte nicht daran gedacht; dann verweigere ich sie.

— Zwingen Sie mich nicht, sie auf meinen Knieen von Ihnen zu erbitten.

— Nun! Weßhalb?

— Hier kniee ich mit gefalteten Händen.

— Die Erlaubniß, welche ich Ihnen bewillige, ist demnach keine Gunst mehr, sondern eine Gnade.

— Oh, der Unterschied ist klein.

— Damit Sie dadurch nicht eitel werden, so erinnere ich Sie daran, daß eine Belohnung dafür versprochen worden ist. Wenn ich einwillige, mein Armband aus Ihrer Hand zu empfangen, so verstehe ich dabei, daß Sie aus der meinigen die Belohnung annehmen.

— Ich rechnete darauf, Madame. Es ist daher nutzlos, daß ich schelle; ich werde mich selbst führen.

Madame C. blieb lange Zeit tête-à-tête mit dem Armsessel, in welchem der Graf gesessen hatte. Man hat nie erfahren, welche Gedanken damals ihren Geist beschäftigten. Vielleicht sagte sie sich: Der Graf von S. ist noch keine dreißig Jahre alt; er führt stolz einen großen Namen und einen edeln Kopf; seine schwarzen, milden und doch feuerigen Augen offenbaren eine schöne Seele; es hängt nur von mir ab, von ihm mich lieben zu lassen, wenn das nicht bereits der Fall ist. Wer weiß? Welch' ein wunderbares Zusammentreffen!

— Nun, Herr Graf? sagte die Kammerfrau, als sie ihm die Thüre öffnete.

— Nehmen Sie, antwortete ihr der Graf, indem er ihr ein Hundert-Franken-Billet in die Hand drückte. Sie haben gewonnen.

— Ich wette noch, daß der Herr Graf das Armband meiner Gebieterin nicht hat.

— Sie scheinen an dem Hazardspiel Gefallen zu finden. Ich wette nicht, aber ich verspreche Ihnen ein zweites Exemplar von diesem Papier, wenn Sie mir das Armband Ihrer Gebieterin in dem Falle überreichen wollen, wenn irgend Jemand es vor mir bringen sollte.

— Sehr gern, denn ich glaube nicht, daß der Herr Graf die Absicht hat, es zu behalten. Hier ist es. Ein Commissionär hat es eben gebracht. Während der Herr Graf hundert Franken verloren, indem Sie mit der Madame plauderten, verloren Sie noch hundert in dem Vorzimmer.

Ich würde das zweideutige Vergnügen, das zu suchen ich gekommen war, noch theurer bezahlt haben, dachte der Graf. Das Glück ist, wie es scheint, weniger kostspielig als das Vergnügen.

Am folgenden Tage . . . Aber ehe ich fortfahre, muß ich erklären, daß es mir unmöglich erschienen ist, eine Geschichte ohne Intrigue,

ohne Bewegung, ohne überraschende Ereignisse mit Interesse einfach zu erzählen. Dieser kleine Roman, in dem nur drei Personen spielen, eignet sich ganz vorzüglich für die Aufführung eines Sprichworts. Ein Sprichwort läßt sich aber in einem Feuilleton nicht improvisiren, daher beschränke ich mich darauf, die Scenen, wie sie sich ereigneten, gewissenhaft ohne weitere Anmaßung vorzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Man bewahrt jetzt in Frankreich den Waizen in tiefen Löchern auf, die mit Ziegeln ausgemauert und deren Wände mit dünnem Eisenblech ausgefüttert sind. Waizen, der 25½ Monate in solch einem Behälter gelegen, erwies sich ganz gut, auch nicht im Mindesten verdorben, nur hatte das Gewicht etwas abgenommen. Das Kriegs-Departement hat diese Methode des Aufbewahrens eingeführt.

Denksprüche.

„Immer denk' ich: mein Wunsch ist erreicht,
Und gleich geht's wieder anders her!"
Zerstückle das Leben, du machst dir's leicht,
Vereinige es und du machst dir's schwer.

Was willst du lange vigiliren,
Dich mit der Welt herumviriren?
Nur Heiterkeit und grader Sinn
Verschafft dir endlichen Gewinn.

Verschiedenes.

Die nordamerikanischen Zeitungen üben mitunter eine sehr drastische Weise, ihre Leser an das Zahlen zu mahnen. Da sehen wir für diejenigen, welche aus dem Leserkreise geschieden sind, eine Hanfschlinge in eine Kolumme gedruckt und unter demselben figuriren die Namen derselben als „Verräther". Daneben ist ein Galgen beigefügt, unter welchem die Namen jener zappeln, die am Ende des Jahres nicht bezahlt haben. — Diese Prozedur drohte erst unlängst wieder der Redakteur des „Morgenstern", Moritz Löw, seinen „freundlichen" Lesern an.

(Horace Vernet und der Gemäldekenner.) Ein reicher Emporkömmling kam eines Tags zu Horace Vernet und gab dem berühmten Meister den Auftrag, ihm eine Landschaft zu malen mit einer Höhle und einem heiligen Hieronymus darin. Vernet malte also die Landschaft und den heiligen Hieronymus am Eingang einer Höhle. Als er sein Bild ablieferte, sagte der Besteller, der nichts von Perspektive verstand: „Die Landschaft und die Höhle sind sehr gut gerathen, aber der heilige Hieronymus ist ja nicht in der Höhle." — „Aha, ich verstehe Sie und werde es abändern," versetzte Vernet, nahm das Bild mit und malte den Schatten tiefer, so daß der Heilige entfernter in der Höhle zu sitzen schien. Als er das Bild dem Käufer wieder brachte, nahm dieser es, meinte aber, der Heilige scheine ihm noch nicht ganz in der Höhle zu sein. Vernet übermalte also die Figur ganz und brachte das Bild nun zu seinem Besteller, welcher davon ganz befriedigt schien. So oft dieser Herr nun Fremde bei sich sah, denen er das Gemälde zeigte, pflegte er zu sagen: „Hier sehen Sie ein Bild von Vernet, einen heiligen Hieronymus in der Höhle!" — „Aber wir können ja den Heiligen nicht sehen!" erwiederten die Besucher. — „Verzeihen Sie, meine Herren," sagte der Besitzer; „er ist drinnen; ich habe ihn selber am Eingang stehen sehen und später noch weiter nach innen, und ich weiß daher ganz gewiß, daß er darin ist."

(Lakonisch.) Eine junge Französin schrieb an ihren abwesenden Mann folgenden Brief:

„Ich schreibe Dir, weil ich nichts zu thun habe, und schließe meinen Brief, weil ich nichts zu schreiben habe."

Auflösung des Räthsels in Nro. 143:

Nichts.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 145. Dienstag, den 3. December **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Liebe? rief lachend Flemming. Segeln Sie unter dieser Flagge? Freilich, da ist des Wartens nicht lange, das weiß ich wohl; aber wie hängt das mit Heumar zusammen? Ich will doch nicht hoffen, daß meine Schilderung des wunderhübschen Hannchens Feuer an die Pulvertonne Ihres Herzens gebracht hat! —

Ja und nein, wie Sie wollen! sagte lachend Reibnitz. Er erzählte nun, wie es ihm mit dem Mädchen gegangen, wie er so lange ihr heimlich nachgespürt, bis er gewußt, wo sie wohne, und zu seiner unaussprechlichen Freude habe er dann die Gewißheit gewonnen, daß sie Heumar's Kind sei. Das müsse er bekennen, fuhr er fort, daß er ohne dies liebenswürdige Wesen nicht leben möchte. Er habe keinen höheren Wunsch, als sie als Gattin heimzuführen. Freilich sei seine Stellung als Premierlieutenant dazu nicht angethan, sich zu vermählen, aber er dürfe doch sich verloben; freilich habe er kein Vermögen, aber dann, wenn er heirathen könne, müsse die theuere Mutter zu ihnen kommen, und dann fließe das, was er ihr zu geben die heilige Pflicht habe, wieder großentheils in seine eigene Haushaltung zurück, daß es eben doch gehe. Nun wolle er den Vater Flemming bitten, ihn bei Heumar baldmöglichst einzuführen; vielleicht lächle ihm das Glück, daß er vor seiner Abreise noch zu einer beglückenden Gewißheit komme. Und wenn Vater Flemming ihm hier und da mit gutem Gewissen ein Fürwörtlein gönnen könne, würde er ihn noch viel lieber haben, als er ihn schon habe!

Die beiden guten Alten lachten herzlich, und Frau Flemming sagte, ihr Mann habe ihr von dem schönen Kinde so viel erzählt, daß sie einestheils habe anfangen wollen, eifersüchtig zu werden, doch halbwegs umgekehrt sei und dem Verlangen Raum gegeben habe, das engelgleiche Mädchen doch auch kennen zu lernen. Nun habe Augusts Begeisterung vollends den Ausschlag gegeben. Sie müsse darum bitten, daß man sie bei dem Besuche mitnehme.

Hören Sie, Reibnitz, sagte Flemming, ich stimme unbedingt dafür, daß meine Frau uns begleite. Solche alte Frauen sind nämlich schlau und pfiffig auf der einen, auf der anderen Seite haben sie ein gutmüthiges Kuppeltalent, von dem sich Unsereiner nichts träumen läßt. Die bringt Ihre Angelegenheit in einer Stunde weiter, als Sie und ich in einem halben Jahre.

Scherz folgte auf Scherz, und in der heitersten Stimmung traten sie zu Dreien dann den Weg an, der freilich für die gute Mutter Flemming, welche Reibnitz führte, ein recht weiter und beschwerlicher war, und in eine Stadtgegend führte, von deren Dasein sie sich nie hätte träumen lassen. So erreichten sie Heumar's Haus. Hannchen, welche durch's Fenster Reibnitz erblickte, war wie mit Gluth übergossen, und Frau Flemming, die mit weiblichem Scharfsinne das gesehen und richtig gedeutet hatte, wußte mit so sicherem Takte das in's Gleichgewicht zu bringen, daß sich das liebliche Mädchen schnell fand.

Die Männer standen mit stürmenden Gefühlen einander gegenüber. Endlich sagte, sich beherrschend, Heumar: Zwei Mal standen wir einander gegenüber, junger Mann. Ein Mal senkten Sie, ohne es zu wollen, einen giftigen Pfeil in meine Brust, und jetzt kommen Sie

Digitized by Google

und ziehen ihn heraus, und gießen Wein und Oel in die Wunde. Damals habe ich Ihnen nicht gegrollt, jetzt drücke ich Ihnen mit redlichem Danke die Hand!

Reibnitz lehnte Letzteres von sich ab, aber es blieb doch, wie es eben war. Einige Stunden blieben sie, und gerne gab beim Scheiden Heumar die Erlaubniß, daß er, so lange er noch in Berlin sei, oft wiederkommen dürfe. Er hatte ihm auch so viel zu erzählen, daß Heumar gar nicht müde wurde, zu fragen und zuzuhören. Was Hauptzweck für Reibnitz war, den alten Haß zu beseitigen, den Heumar gegen Seydlitz gehegt, das gelang vollständig. Mit jeder Stunde wich dieser alte, häßliche Groll und machte einem mitleidvollen Wohlwollen Platz.

Als sie endlich schieden und Frau Flemming an Reibnitz' Arm dahin ging, sagte sie zu ihm: Nun habe ich einmal Grund und Boden geprüft. Nein, das ist eine Perle, das Mädchen! Reibnitz, ich preise Sie glücklich, wenn Sie sie heimführen!

Das ist ein Weg, der sich im räthselhaftesten Dunkel verliert! sagte er.

Wer sagt das? fragte Frau Flemming. Ich sage Ihnen, das schuldlose Herzchen hat wohl gemerkt, daß der schöne Dragoneroffizier nach ihr geblickt, und sie hat ihn auch betrachtet. Das ist gewiß. Und das ist ebenso gewiß, daß von dem Wohlgefallen zum Liebhaben nicht viel Tagreisen sind. Seien Sie froh, wenn Sie sich des Vaters so sicher wissen, als der Tochter! Das sagte die treffliche Frau im vollen Ernste. Daß sie Grund dazu hatte, daß das arglose, schuldlose Mädchen sie in ihr Herz schauen ließ, ohne daß sie es ahnete, unterlag nicht dem geringsten Zweifel.

Auch Heumar hatte Reibnitz achten und lieben gelernt in der kurzen Zeit. Sein scharfer Blick erkannte schnell die Tüchtigkeit der Gesinnung in dem jungen Manne, der sich frei und rein gehalten von dem, was mit Grund an Seydlitz und vielen anderen in der dortigen Garnison lebenden Offizieren zu verdammen war.

Heumar sprach sich Abends darüber aus, und Hannchen horchte mit Entzücken dem Lobe des jungen Mannes, das von ihres Vaters Lippen floß, die karg waren im Spenden des Lobes.

Reibnitz kam oft und öfter zu Heumar. Hannchen konnte die Stunde seines Kommens kaum erwarten.

Heumar konnte nicht lange im Zweifel bleiben, wie es um die beiden jungen Herzen stand. Es beglückte ihn der Gedanke, vielleicht sein Kind an die treue, männlich feste Brust dieses Mannes zu legen, den er so liebgewonnen und den er so aufrichtig hochachtete.

Flemming war ebenso glücklich in dem Gedanken, hier ein Ziel herbeizuführen; aber Reibnitz kam ihm zuvor. Wie es dem redlichen jungen Manne geziemt, trat er zu Heumar und bekannte ihm seine Liebe zu Hannchen, und bat, falls sie ihm wohlwolle, um ihre Hand. Zwar, sagte er, könne er, als Premierlieutenant, nicht daran denken, sogleich sich zu verheirathen; indessen hoffe er, sein Aufrücken im Range würde ja doch nicht mehr allzulange auf sich warten lassen. Heumar zog ihn an sein Herz und gab ihm seine Einwilligung, wenn ihm Hannchen ihr Herz und ihre Hand schenken wolle.

Da riß sich der Glückliche los und eilte hinaus, wo das erglühende Mädchen stand, ahnend, was die Männer verhandelten. Lange indessen dauerte es nicht, da führte er sie herein zum Vater, und sie sank vor ihm nieder auf die Kniee, blickte ihn durch Thränen an, und Reibnitz kniete an ihrer Seite und bat: Segnen Sie uns, wir sind in Liebe vereint!

Da übermannte das Gefühl den starken, eisenfesten Heumar, und er legte die Linke auf ihre Häupter und segnete sie — denn die Rechte hatte er ja nach der Schlacht bei Zorndorf in die Erde gelegt, sammt dem abgenommenen Arme. —

Flemming brummte, als am anderen Tage ein Wagen vorfuhr, und Reibnitz, Hannchen und ihr Vater ausstiegen, und er Hannchen als seine Braut vorstellte.

Mit herzlichem Lachen schabte ihm seine Frau ein Rübchen und sagte: Die jungen Leute erobern Alles im Fluge. Bis du, Alter, mit deiner Freiwerberei nachkommst, wirst du zur Hochzeit geladen!

Um Flemming zu versöhnen, wurde dann feierliche Verlobung gehalten, und Alles war wieder gut, obgleich seine Frau es sich gar nicht nehmen ließ, ihn weidlich zu necken.

Ausgemacht wurde denn nun auch, daß

Digitized by Google

Heumar eine Wohnung nicht weit von Flemming's beziehe, damit die wackere Frau Flemming Hannchen noch recht tüchtig in den Haushaltungsgeschäften mache. Reibnitz hatte der Mutter Alles berichtet und sie um seinen Segen gebeten. Frau Flemming, ihre alte Freundin, legte einen Brief bei, worin denn des Lobes von Hannchen nicht wenig stand, und bald traf der Mutter Segen ein, den die Verlobten im nächsten Frühling sich persönlich bei ihr holen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine hübsche Belohnung.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage blieb der Graf, welcher gewiß war, empfangen zu werden, zu Hause, betrachtete das Armband und träumte von den Folgen, welche dieses Zusammentreffen möglicher Weise haben könne. Am Tage nachher ließ er der Madame C. wissen, daß er ihr Armband gefunden habe; er rechnete auf eine Einladung. Mehrere Tage vergingen, ohne daß eine Antwort einlief; endlich überreichte ein Mann ihm einen Brief ohne Unterschrift, worin der Herr Graf gebeten wurde, dem Ueberbringer gegen die versprochenen 50 Franken das Armband, das er gefunden, zu übergeben.

Er antwortete in einem sehr sorgfältig geschriebenen Briefe, so habe die Uebereinkunft nicht gelautet und er werde sofort seinem Briefe folgen. Er sagte sich mit vollem Rechte, unter den Bedingungen, worin er mit Madame C. geblieben, müßte die Abwesenheit von acht Tagen ihm mehr genutzt haben, als wenn er ihr in dieser Zeit jeden Tag einen Besuch gemacht hätte.

In der That nahm Madame C. ihn nicht kalt, wohl aber etwas launisch auf; sie beklagte sich, daß er gewagt habe, einen Gegenstand, von dem er wußte, daß er ihr gehöre, so lange zu behalten.

— Es war mir angenehm, Madame, antwortete er, Etwas von Ihnen in Händen zu haben; und dann hoffte ich, Sie würden ein größeres Verlangen zeigen . . . Ihr Armband wiederzusehen. Es ist nicht schön, es kann in Ihren Augen nur den Werth haben, den es in den meinigen hatte.

— Welchen Werth, wenn es Ihnen gefällig ist?

— Den eines Andenkens.

— Vielleicht.

— Könnten Sie sich wohl zu dem Opfer entschließen, nicht sich davon zu trennen, wohl aber es nicht mehr zu tragen?

— Die Gegenwart bietet mir keinen Grund, mit den Erinnerungen der Vergangenheit zu brechen.

— Wenn ich Sie nun um dieses Opfer bäte, Madame?

— Sie? und mit welchem Rechte, ich bitte Sie?

— Oh, von dem Rechte ist dabei keine Frage; aber unter dem Titel einer Vorauszahlung auf die Möglichkeit der Zukunft.

— Ich erwarte noch immer mein Armband, mein Herr.

— Hier ist es.

— Und hier ist die Belohnung.

— Sie fordern, daß ich sie nehmen soll?

— Lautet unsere Uebereinkunft nicht so?

— Vor acht Tagen; doch seitdem . . .

— Seitdem hat sich nichts geändert. Und jetzt, mein Herr . . ., fügte Madame C. hinzu, indem sie ihm eine tiefe Verneigung machte.

— Bedenken Sie, rief der Graf, daß mir kein Vorwand mehr übrig bleibt, um Ihnen einen Besuch zu machen!

— Nun wohl!

— Und daß Alles beendigt ist?

— Nun wohl!

— Nein, Madame, das ist nicht möglich. Diese Strenge habe ich nicht verdient. Sie wissen recht gut, daß ich sie nicht zu ertragen vermöchte.

— Ihre Belohnung liegt auf dem Tische, mein Herr; zwingen Sie mich nicht, sie Ihnen zuzusenden.

Madame C. grüßte von Neuem und zog sich zurück. Einen Augenblick nachher erschien die Kammerfrau, welche die Thür für den Grafen offen ließ.

— Ich wette um die fünfzig Franken hier, sagte sie, daß der Herr Graf so nicht fortgehen wird.

— Gehen Sie und verschließen Sie die Eingangsthür mit Geräusch und kommen Sie zurück.

Digitized by Google

— Der Herr Graf setzt mich vielleicht der Gefahr aus, meine Stelle zu verlieren.

— Hat Ihre Gebieterin während dieser acht Tage nie von mir gesprochen?

— Die Madame hat mich jeden Tag gefragt, ob der Herr Graf nicht gekommen sei.

— Und wenn Sie ihr Nein antworteten?

— So schien Madame verdrießlich zu sein, ohne Zweifel wegen des Armbandes.

— So führen Sie meine Befehle aus und fürchten Sie nichts.

(Schluß folgt.)

Antwort

an Herrn Johann Joachim Quantzens, Königlich preußischer Kammermusikus, zufällig entdeckt unter alten Büchern — und weil in dem fraglichen musikalischen Streite doch der „Koch" schon einmal citirt, hier um so mehr am Platze:

Der Koch und der Herr.

Es schalt ein Herr bei einem Schmaus
Auf seinen Koch, daß er ein Essen
Nicht gar genug gekocht, das Salz daran vergessen,
Und kurz! nicht recht gemacht. Eil fuhr der Koch heraus:
Ihr Gnaden irren sich; ich habe nichts verbrochen,
Ich weiß wohl, wie ich kochen soll.
Nichts weißt du, schrie der Herr; der Koch ward endlich toll
Und sprach: er sollt es besser kochen.
Hiermit sprang er als wie ein Pfeil
Zur Thür hinaus, das war sein Heil,
Des Hausherrn Hand war schon zur Antwort ausgestrecket:

Seht, sprach der Herr, den klugen Schluß,
Damit ich sagen kann, was gut und übel schmecket,
Folgt es, daß ich ein Koch sein muß?

M. G. Lichtwer.

Verschiedenes.

Die Aufführung der Gluck'schen „Iphigenia in Aulis" auf der Mannheimer Hofbühne ist nach den bisherigen Bestimmungen auf den 8. December festgesetzt. Verdi's „Troubadour" wird gegen Weihnachten in Scene gehen. Cherubini's großartiges Tonwerk: „Medea" soll ebenfalls noch im Laufe der nächsten Monate zur Aufführung kommen.

Der berühmte liberale Geschichtschreiber Schlosser hat im Jahre 1848 zur Erbauung einer deutschen Flotte nichts beigesteuert. Er wies die Sammler mit den Worten ab: Ich habe nicht 60 Jahre meines Lebens Völker- und Staatengeschichte studirt, um mir schließlich einzubilden, daß man durch milde Gaben eine Flotte schaffen könne.

(Gasbeleuchtung.) Bezüglich eines vor Kurzem in England ertheilten Patentes ist vorgeschlagen worden, in der Nähe des Gasbrenners ein Gefäß mit Steinöl (coal raphta) anzubringen, durch oder über welches das Gas streicht; dem Gase wird dadurch Gelegenheit geboten, sich mit flüchtigem Kohlenwasserstoff zu bereichern, welcher im Steinöle enthalten ist, und seine Leuchtkraft dadurch zu vermehren. Die während der Zeit eines Monats angestellten Versuche haben ergeben, daß die Brenner, welche nicht mit dem Apparat versehen waren, im Durchschnitt 4,39 Kubikfuß Gas per Stunde consumirten, während die Brenner mit dem Apparate bei gleicher Leuchtkraft nur 2,09 Kubikfuß verbrauchten.

Die sicherste Art, von einem Livreediener eine grobe Antwort zu erhalten, ist, wenn man ihn höflich anredet.

Logogryph.

Du fahst mich an Schuhen und Zangen und Flöten,
Doch bin ich nur Schiffen und Vögeln vonnöthen.
Drei Zeichen hinweg, und du trägst mich an dir,
Nur sprichst du nicht gern in Gesellschaft von mir.
Ein Zeichen hinweg, und der Frömmste der Todten,
Der Erste, wird blutend zur Schau dir geboten.
Ein Zeichen hinweg, und die Herzen empört
Ein Götze, der schwelgende Priester genährt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 146. Donnerstag, den 5. December **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Wie aber immer im Leben das Leid der Freude und dem Glücke so nahe steht, so nahte raschen Schrittes des Urlaubs Ende und die Scheidestunde, an welche die Glücklichen mit Schmerzen dachten.

Vorher meldete sich Reibnitz in Sanssouci zur Audienz bei'm Könige. Der König nahm ihn an und fragte ihn heiteren Antlitzes: Was sagt Seydlitz zu dem, was für Heumar geschehen ist?

Excellenz legen den Dank ihres Herzens Eurer königlichen Majestät zu Füßen! erwiederte Reibnitz.

Und Er kehrt nun zu Seydlitz zurück? fragte der König.

Zu Befehl, Eure Majestät, war Reibnitz' Antwort, doch setzte er hinzu: Wollen Eure Majestät mich eines Allerhöchsten Auftrags an Seine Excellenz vielleicht würdigen?

Ja, sagte der König, grüße Er Seydlitz von mir, sage Er ihm, ich hoffte bald bessere Nachrichten über seine Gesundheit zu erhalten. Endlich aber sag' Er ihm, ich schickte ihm seinen Adjutanten als Rittmeister heim, wolle ihm aber gestatten, die Treue eines Sohnes unverkürzt, wie bisher, auszuüben!

Reibnitz erbleichte vor freudigem Schrecken. Er wollte danken, aber der König sagte: Schon gut, schon gut, Rittmeister von Reibnitz. Bei der Frühlingsheerschau sehen wir uns wieder! Er gab das Zeichen der Entlassung und Reibnitz eilte im Fluge nach Berlin zurück, wo vier Herzen sich mit ihm seines Glückes freuten und den König segneten.

IX.

Der König hatte vom Frühlingsmanöver geredet, aber er kam nicht, und Seydlitz siechte langsam hin; indessen war eine unendlich große Veränderung in ihm vorgegangen, seit Reibnitz von Berlin zurückgekehrt war. Alle seine Wünsche waren erfüllt.

Reibnitz traf ihn sehr leidend. Er konnte das Zimmer nicht mehr verlassen, und zu einem Exerciren des Regiments kam es nicht mehr. Mit offenen Armen empfing er ihn, als er, zurückgekehrt, bei ihm eintrat.

Ach, sagte der General, die letzte Dampfwolke wegblasend, Sie kommen mir wie ein Engel des Friedens! Sie können sich gar nicht denken, wie Ihre ersten Briefe, die so hoffnungslos waren, mich beugten! Man las es zwischen den Zeilen, wie unglücklich Sie sich fühlten, mir solche hoffnungsleere Briefe schreiben zu müssen.

Excellenz dürfen das glauben, sagte Reibnitz.

Weiß es ja, fuhr er fort, seine abgemagerte Hand auf die lebenswarme seines jungen Freundes legend. Und wenn ich es nicht gewußt hätte, der Jubel in dem ersten Briefe, nachdem Sie den alten Flemming gefunden, und durch ihn Heumar, hätte es beurkundet, ohne Brief und Siegel besonders zu bedürfen, wie man sagt. Nun, die alten Flemming's müssen aber auch köstliche Menschen sein?

Excellenz, rief Reibnitz aus, ein Paar, wie es die Tauben nicht feiner hätten zusammenlesen können! Goldtreu, grundehrlich, kindlichtreuherzig und liebevoll — ich sage, ich habe nie ein Greisenpaar gefunden, das liebenswürdiger wäre, als dieses.

Glaub's, sagte Seydlitz. Ich erinnere mich des alten Flemming nicht, aber, als ich Ihren

Digitized by Google

Brief empfing, habe ich den alten Major Rodenberg rufen lassen, der bei Bölling Husaren mit ihm mußte gedient haben, und habe ihn gefragt nach dem alten Rittmeister. Sie wissen, der ist wortkarg und macht's kurz. Der Flemming, sagte er, wie Pulver, Excellenz, wie Pulver! Hieb drein, daß es Fetzen gab, und die „Weißjacken," diese Oesterreicher, mußten's tüchtig fühlen. Courage, wie ein Teufel! Ich möcht' den alten Kameraden einmal wieder sehen! — Das sagte er, und ich glaube, daß dieser Bericht dem Flemming ein Zeugniß gibt, das Etwas gilt. Außerdem ist es ihm eine warme Empfehlung, daß er Heumar's Freund ist, und Ihres Vaters Freund war! —

Als Reibnitz die häusliche Lage Heumar's schilderte, traten Thränen in Seydlitz' Augen. Er bedeckte sie mit seinen Händen und saß lange Zeit stille da, seufzte tief auf und sagte dann: Das drückt mich schwer!

Excellenz haben aber doch alles Weh weggetilgt und Frieden und Freude dem Ehrenmann wiedergegeben! sagte tröstend Reibnitz.

Aber spät, spät, sehr spät! sagte Seydlitz mit tiefem Gefühle.

Ich erlaube mir, Eure Excellenz an das Wort des alten Flemming zu erinnern: „Doch nicht zu spät!" bemerkte Reibnitz.

Ja, ja, erwiederte Seydlitz, das ist der Strohhalm des Ertrinkenden.

Er ist ja so glücklich, sagte Reibnitz.

Seydlitz schwieg. Er sah lange an den Boden. Endlich hob er sein Auge wieder zu Reibnitz: Hat Ihnen das Herz nicht gepocht, als Sie vor dem Könige standen?

Obgleich die Majestät sehr gnädig war, sagte Reibnitz, so darf ich es doch nicht leugnen, daß das Herz furchtbar pochte. Es ist eine kuriose Geschichte, daß unsere Vorstellungen von der Stellung und Macht der Fürsten, ohne daß wir es wollen, über uns eine gewaltige Macht ausüben.

Das ist die Majestät von Gottes Gnaden! bemerkte Seydlitz. Es ist keine Frage, es liegt ein Etwas darin, das uns niedergestellte Leute überwältigt, ohne daß wir uns darüber genau Rechenschaft geben können. Ich sage Ihnen, lieber Reibnitz, ich habe so oft mit dem Könige geredet, gekämpft, gespeist, wo er in Wahrheit sich seiner königlichen Stellung ganz entkleidete; aber es ist mir immer wieder so gewesen, wie Ihnen. Nun ist auch dieser König eine Ausnahme selbst von der Königsregel. Der liebe Herrgott hat ihm ein appartes Königssiegel auf die Stirne gedrückt, und in die großen Augen hineingelegt eine Verbriefung, daß er ein geborner König ist, womit ich etwas Anderes ausdrücken will, als die Russen mit ihrem „Im Purpur geboren," nämlich eine von Gott gegebene Königsanlage, Königstalent, ja Königsgenie würde ich sagen, wenn das Wort bräuchlich wäre.

Warum nicht, Excellenz? sagte Reibnitz. Es drückt ja eben die ganze Fülle der reichsten Geistes- und Seelenkräfte aus, welche des Herrn Gnade ihm vor anderen Königen gegeben hat. Sieht er Einen an mit seinen Adleraugen, so könnten einem gewöhnlichen Menschenkinde schier die Gedanken vergehen oder confus werden. Man meint, er schaue Einen durch und durch, und diese Augen werden einen Löwen wahrlich in die Flucht gucken. Mit dem besten Gewissen von der Welt wackelt Einem das Herz.

Aber — nahm Seydlitz das Wort wieder, Sie haben mir gesagt, wie überaus gnädig der König sich über mich äußerte, doch von Ihnen selbst haben Sie mir Nichts gesagt?

Ich muß immer zuletzt kommen, sagte der Adjutant, und wenn Excellenz erlauben, sage ich die Worte, welche Seine Majestät bei der zweiten Audienz zu mir sagte. Er sprach: Grüße Er Seydlitz von mir; sage Er ihm, ich hoffte bald bessere Nachrichten über seine Gesundheit zu erhalten. Endlich aber sag' Er ihm, ich schickte ihm seinen Adjutanten als Rittmeister heim, wolle ihm aber gestatten, die Treue eines Sohnes unverkürzt, wie bisher, auszuüben!

Das war wieder so ein Königszug von der Extrasorte! rief der General aus. Bravo! Ich gratulire! Aber, Herr Rittmeister, damit wären Sie dem Adjutanten-Kreise entrückt?

O nein, Excellenz, der König gestattete allergnädigst, daß ich Ihr Adjutant bleibe, bis Sie mich nicht mehr wollen!

Seydlitz zog Reibnitz an sich und umarmte ihn. So sei's, so bleibe es! sagte er mit einer innigen Rührung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine hübsche Belohnung.

(Schluß.)

Als die Kammerfrau zurückkam, machte der Graf ihr ein Zeichen, Schweigen zu beobachten, näherte sich leise einer Etagere, ergriff Porzellan von alten Severs und ließ es fallen. Die Kammerfrau stieß einen Schrei aus. Madame C. lief herbei. Der Graf verbarg sich hinter einem Vorhange.

— Eine Gruppe von hundert Franken! rief Madame C. lebhaft erzürnt. Ich werde sie Ihnen von Ihrem Lohne abziehen.

Die Kammerfrau blieb sprachlos, sie wagte weder sich von dem Verdachte zu reinigen, noch den Grafen anzuklagen. Er wird für mich bezahlen, dachte sie.

— Was hat Ihnen der Herr Graf gesagt, als er fortging?

— Nichts, Madame.

— Was für eine Miene hatte er?

— Er war tief betrübt.

— Gehen Sie, lassen Sie mich allein, Sie sind ungeschickt; konnten Sie ihn nicht zurückhalten?

— Sie ist mir aus den Händen geschlüpft, als ich es am wenigsten vermuthete.

— Wer denn?

— Die Porzellangruppe.

— Es handelt sich auch wohl darum! murmelte Madame C., indem sie sich auf das Sopha warf.

Der Graf, dem sie den Rücken zukehrte, kam aus seinem Versteck hervor und fing an, die Porzellanscherben aufzulesen.

— Bringen Sie mir diese Scherben, sagte Madame C.

Der Graf wagte nicht, voranzuschreiten.

— Nun?

Der Graf faßte alle Scherben in seine beiden Hände zusammen und niederknieend streckte er sie von fern der Madame C. entgegen, die sich umdrehte.

— Er! . . . Sie! rief sie.

— Ich habe Sie wiedersehen wollen, Madame, und ich bin es, der dieses Porzellan mit Vorsatz zerbrochen hat.

— Aber wo kommen Sie denn her?

— Aus Ihrem eiligen Fortgehen habe ich geschlossen, daß Sie zornig waren; ich hatte Furcht und versteckte mich hinter diesen Vorhang. Oh, Sie haben einen sehr heftigen Character.

— Und Sie sehr gewaltsame und verrätherische Hilfsmittel.

— Sie sehen es, ich flehe um Vergebung.

— Stehen Sie auf!

Der Graf steckte die Trümmer des Porzellans in seine Taschen.

— Was machen Sie denn?

— Ich verzweifle nicht daran, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen; lassen Sie mir diesen Vorwand, wieder kommen zu dürfen.

— Liegt Ihnen daran so viel?

— Welchen Beweis soll ich Ihnen dafür geben?

— Oh, suchen Sie nicht danach; Sie wären im Stande, meine ganze Etagere zu zerbrechen, um mich zu überzeugen. Ich liebe das zusammengekittete Porzellan nicht.

— Dann, Madame, bleibt mir nichts übrig, als Ihnen den Preis dieser Gruppe zu bezahlen.

— Herr Graf!

— Ich habe Ihre fünfzig Franken angenommen. Weil Sie die Annahme des Preises verweigern, so gebe ich sie Ihnen zurück.

— Das ist mir lieber. Und dennoch gehören sie Ihnen; es ist Ihre Belohnung.

— Ich bedaure, Ihr Armband zurückgebracht zu haben; es stand mir frei, es zu behalten.

— Wenn Ihnen daran so viel liegt, so nehmen Sie es zurück.

— Sie werden es nie wiedersehen.

— Ich bringe es zum Opfer.

— Das heißt, Madame, Sie brechen mit den Erinnerungen der Vergangenheit?

— Das habe ich nicht gesagt.

— Ich muß aber gestehen, daß ich bis zum äußersten Punkte lächerlich bin. Sollen Sie denn rathen? Es scheint mir, daß ich Ihnen nicht gesagt habe, daß ich Sie liebe, Madame.

— Nein, mein Herr.

— Ich habe Ihnen eben so wenig gesagt, daß mein lebhaftester Wunsch, mein Ehrgeiz, mein Glück sein würde, nicht blos Sie oft zu sehen, sondern Sie nie zu verlassen, mein Leben in Ihrer Nähe, mit Ihnen zu verbringen.

Digitized by

— Nein, mein Herr, von alle dem haben Sie mir nichts gesagt.

— Und wenn ich es Ihnen gesagt hätte?

— Vielleicht hätten Sie dann nicht nöthig gehabt, so viele Vorwände zu suchen, und mein Porzellan wäre nicht zerbrochen worden.

Bei diesen Worten verdunkelten sich die Augen des Grafen; das Wort erstarb in seinem Munde, das Glück machte ihn sprachlos. Als er wieder deutlich sehen und sprechen konnte, war er allein. Die Kammerfrau trat ein.

— Sie haben wieder gewonnen, sagte der Graf zu ihr; ich bin im Spiele entschieden unglücklich.

— Ja aber . . .

— Nun?

— Die Sprichwörter haben immer Recht.

Unser Graf, der im Spiele so unglücklich war, hatte wirklich Glück in der Liebe; denn die Zeitungen kündigten bald darauf die Vermählung des Grafen von S. mit Madame C. an.

Gemeinnütziges.

Ein franz. Chemiker hat ein Mittel erfunden, Spitzen, Tüll, Mousselines und alle übrige leichte Stoffe unverbrennlich zu machen. Sein Geheimniß besteht darin, mit dem gewöhnlichen Quantum Stärke noch halb mal so viel Kreide zu vermischen, und mit dieser Mischung den betreffenden Stoff zu stärken. Die zugefügte Kreide soll das Aussehen, die Qualität und die Weiße des Stoffes in Nichts beeinträchtigen. Wenn sich dieses Mittel bewährt, so wird sich dessen Verbreitung, in Folge der so häufig vorkommenden Unglücksfälle durch Feuer, nicht genug empfehlen lassen.

Denksprüche.

Wer das kann, was er will, ist ein glückseliger Mann,
Doch weis' und groß ist der, der das will, was er kann.

Wenn die Zeit auf Leuten lag mit ihrem Drucke,
Wälzt sie auf die nächsten sich mit einem Rucke.
Sag's den Schadenfrohen, um sie zu erwecken:
Was geschmeckt wir haben, krieget ihr zu schmecken.

Verschiedenes.

Unter den chinesischen Delicatessen, welche in Schanghai den Offizieren der Novara-Expedition bei einem echt nationalen Diner vorgesetzt wurden, befanden sich auch gedämpfte Frösche, gebratene Seidenwürmer, Haifisch-Flossen, Reh- und Büffalo-Sehnen, Bambuswurzeln, Seegras und halb ausgebrütete Küchlein.

In England ist ein Patent auf eine Vorrichtung genommen worden, die das Anhalten durchgehender Pferde bezweckt. Dieselbe wird am Stirnbande angebracht; ein Zügel geht durch die Ringe zweier Federn, welche an jeder Kinnbacke befestigt sind, und drückt, wenn er angezogen wird, zwei am Zaume befestigte Polsterchen so gegen bestimmte Stellen über den Nasenlöchern, daß wenn diese geschlossen werden, sie dem Pferde den Athem benehmen und es zum Stehen bringen.

Hans — er war österreichischer Grenadier in Mainz — hatte nie gelogen und Abends im rothen Löwen war Tanz. — Schatz, ich komm'! hatte er gesagt. Und er wollte auch, aber vorher wurde exercirt, und weil Hans seinen Schatz im Kopf und den Dreiviertelact in den Beinen hatte, ging's schlecht genug. Hans ward übergelegt und empfing vollwichtige Fünfundzwanzig. Mit dem Tanzen war's vorbei. Er stellte sich in der Kaserne dicht an den eiskalten Ofen, um sich ein Bischen zu verkühlen, und schrieb dann als ehrlicher Kerl: Schatz, ich kann nicht kommen — von wegen, ich bin dienstlich verhintert worden. Dein getr. Hans.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 145:

Schnabel, Nabel, Abel, Bel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 147. Samstag, den 7. December **1861.**

Eine Fußparthie

über

Ludwigshöhe nach Gleisweiler.

Wer geht auf die Villa bei Regen und Wind?
Es ist kein Vater und auch kein Kind,
Ein Pärchen ist's von Speyer am Rhein,
Ein Brüderlein schlank und sein Schwesterlein fein.
Sie schreiten so stumm und so traurig einher,
Was macht wohl den Armen das Herz so schwer?
Es ist das Gewölke, das schauerlich dräut
Und Regen entsendet von Zeit zu Zeit.
Es jagen die Wolken wie rasend dahin
Und immer düsterer sieht man sie zieh'n;
Es ächzen die Bäume, vom Sturme erfaßt,
Fort zieht es die Beiden in ängstlicher Hast.
Und weiter schreitet das Pärchen fürbaß
Trotz Sturm und Regen — es ist kein Spaß;
Links lassen sie liegen den breiten Weg
Und lenken ein in den Waldessteg.
So eilen sie weiter dem Pfade entlang,
Da wird es dem Brüderlein plötzlich bang.
Es führte der Pfad, statt in die Höhe, hinab,
Sie eilen zurück nun in ängstlichem Trab.
Bald haben den rechten Weg sie erreicht,
Auf welchem das Pärchen weiter schleicht
Und drauf an der Villa gelangte an,
Die Beide mit Muße sich nun besah'n;
Sie schauten dann in die Ferne hinaus,
Da trat aus den Wolken Frau Sonne heraus
Und enthüllte ein Bild in herrlichster Pracht',
Daß ihnen vor Freude das Herz gelacht.
Sie schauten und schauten lange Zeit
Und staunten über die Herrlichkeit
Die sich entfaltet vor ihrem Aug',
Wie hingewebt durch zaub'rischen Hauch.
Da schweifte das Aug' in die Ferne hin,
Ueber goldene Aehren und üppiges Grün,
Ueber liebliche Thäler und sonnige Höh'n,
Ueber Hundert von Dörfern, reizend und schön;
Da prangte die Erde in herrlichstem Flor,
Da zwitscherten Vögel in lustigem Chor,
Da dehnten sich weithin die üppigsten Gau'n,
Wie nirgends das Auge sie schöner kann schau'n.
In stummem Entzücken ging weiter das Paar
Das mit seinem Schicksal versöhnt wieder war.
Es schlug einen andern Weg nun ein,
Gen Weyher zu durch einen lieblichen Hain;
Die Sonne strahlte noch immer mild,
War auch der Himmel in Wolken gehüllt.
Es athmete frei wieder nun unser Paar
Und glaubte vorüber schon alle Gefahr.
Doch blickten sie hin und wieder sich um,
Ob Niemand verweil' in der Nähe herum,
Da Keines von Beiden sich recht kannte aus
Und lange von Weyher nichts guckte heraus;
Dann steuerten sie aber muthig d'rauf los,
Und wahrlich! die Freude da über war groß,
Als plötzlich das Nest ihnen lag vor der Nas'
Mit seinen Palästen und herrlicher Straß';
Da aber umdunkelte abermals sich
Der Himmel — es regnete fürchterlich;
Jetzt wußten die Armen nichts Beff'res zu thun,
Als unter dem Rathhause auszuruh'n,
An welchem — wer hätt' dies von Weyher gedacht,
Die schönsten Arkaden sind angebracht.
Hier weilten sie wohl eine halbe Stund',
Da ward es den Beiden doch endlich zu bunt.
Wir gehen, so tönt's wie aus einem Mund,
Und sollten dabei wir auch gehen zu Grund.
Und schwärzer und schwärzer gestaltet sich
Das Gewölke, das über die Berge strich,
Der Wind bläst aus vollen Backen sie an,
Der Regen macht nässer und nässer die Bahn.
Die Armen, sie eilen, vom Schrecken erfaßt,
Gen Burrweiler zu in ängstlicher Hast;
Es rast und wüthet der Sturm immer mehr,
Gerade als ob der Welt Ende nah' wär'.

Digitized by Google

O Marie, o Marie, o eile geschwind!
So hört man verwehen die Worte im Wind;
Der Bruder spannt eben den Regenschirm auf,
Der Sturm aber wirft sich mit Ungestüm d'rauf,
Entreißt ihm denselben und nimmt ihm vom Schopf,
Das Hütchen, das bisher bedeckt ihm den Kopf.
O Heinrich, o Heinrich! mit uns ist es aus,
Wir kommen lebendig wohl nicht mehr nach Haus.
O eile, Mariechen, o eile geschwind!
So tönt es dann wieder durch Wetter und Wind.
Schon liegt unter ihnen die Burrweiler Mühl',
Ach! treibt denn der T..... schon wieder sein Spiel?
Sie eilen und eilen und kommen nicht d'ran
Und sehen sich wieder auf irriger Bahn,
O Gott, hab' Erbarmen und end'ge die Pein,
O wolle uns Beiden doch gnädig sein!
So hört man sie flehen, sie eilen zurück
Und finden den richtigen Weg jetzt zum Glück.
Nun haben sie bald auch die Mühle erreicht,
Und ihnen wird wieder um's Herze so leicht
Bald langten sie drauf auch in Burrweiler an,
Von wo sie dann endlich — gemäß ihrem Plan —
Nach Gleisweiler kamen mit Mühe und Noth,
Gar elend zerzauset und — beinahe todt.

Sp. den 10. August 1861. H. Gilardone.

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Fortsetzung.)

Mit nicht geringerer Theilnahme und freudigster Erregung vernahm Seydlitz seines jungen Freundes Verlobung mit der Tochter Heumar's. Aus der Frage aber, ob er sich bald vermählen werde, leuchtete eine Besorgniß des Generals hervor, es werde dann Reibnitz sich seiner in seinem täglich hülfloser werdenden Zustande nicht mehr so warm annehmen, als in ledigen Tagen. Reibnitz hatte Heumar die Bitte nicht abschlagen dürfen, mit seiner Vermählung bei Hannchens Jugend noch zu warten, und selbst Frau Flemming wußte dieser Bitte des Vaters noch Bedenken über der jungen Braut noch fehlende Kenntnisse in der Führung eines größeren Hauswesens zuzufügen, und so war denn beschlossen worden, daß die Vermählung noch um ein Jahr verschoben würde. Das konnte Reibnitz dem Leidenden sagen, und das tröstete ihn.

Der Winter ging herum mit manchen Sorgen und schweren Stunden für den Kranken und den ihn redlich pflegenden Reibnitz. Selbst bis zum folgenden Herbste zog sich das fortschreitende Leiden hin.

Reibnitz durfte sich nicht einmal so lange entfernen, daß er, wie es ihm als heiliger Wunsch am Herzen lag, der Muter seine theuere Braut bringen konnte. Er opferte auch willig diesen Wunsch, dessen großes Opfer Seydlitz würdigte.

Der Herbst kam und das Manöver oder die königliche Heerschau. Reibnitz wurde vom Könige ausgezeichnet. Er mußte über das Befinden des Generals berichten und den König begleiten, als er Seydlitz persönlich besuchte. Es war ein ergreifender Augenblick. Seydlitz bis zu Thränen über seines Königs Gnade gerührt, der König tief bewegt.

Seydlitz empfahl ihm seinen treuen Reibnitz und der König versprach, seiner zu gedenken.

Indessen nahm jetzt bald die Krankheit einen Gang, der das Ende nahe erscheinen ließ. Seydlitz fühlte das. Er beschenkte Reibnitz ungemein reichlich. Er vermachte ihm alle seine Pferde und Waffen. Dies war eine seiner letzten Handlungen.

Reibnitz war an seiner Seite bis zum letzten Seufzer. Er betete laut an seinem Bette, und als er seine Seele ausgehaucht, drückte er ihm das starre Auge zu.

Er trug bei dem Leichenbegängniß die Orden des Verstorbenen. Er begleitete die Leiche nach dem Gute Minkowsky, wo Seydlitz am Fuße zweier alter, ehrwürdiger Eichen im Garten eingesenkt wurde. Das Denkmal fand erst später dort seine Stätte.

Die Ueberreichung der Orden wurde vom Regimente Reibnitz übertragen. Er eilte nach Berlin, wohin ihn auch noch ein tieferer Zug des Herzens rief.

Wie glücklich war das Wiedersehen des jungen Paares! Welche Stunden voll Freude waren ihnen in dem engen Kreise, den der Vater und Flemming's bildeten, aufgespart! Reibnitz hatte sich einen längeren Urlaub erwirkt.

Dem Könige die Orden zu überreichen, ging er nach Sanssouci. Der König empfing ihn sehr gnädig. Mit großer Bewegung blickte

Digitized by Google

er auf die Orden, mit denen er die Brust des Tapfern geschmückt.

Setz' Er sich, befahl der König, und erzähle Er mir ohne alle Schminke von den letzten Stunden des Generals.

Reibnitz gehorchte im vollen Sinne des Wortes.

Friedrichs Kopf sank auf die Brust. Die beiden Hände ruheten auf dem Krückstocke.

So saß der König noch, als Reibnitz geendet hatte.

Er hat dem Helden große Opfer gebracht, sagte der König, dafür danke ich Ihm! Ich weiß, daß Ihm dies Opfer um so größer war, als Er seine Vermählung hinausschieben mußte. Der König schwieg und sah Reibnitz erwartend an.

Verlegen sagte Reibnitz: Er habe sich erdreisten wollen, Seine Majestät um die Gestattung der Vermählung mit der Tochter Heumar's zu bitten.

Gratulire! sagte freundlich der König und gab das Zeichen der Entlassung.

Friedrich II. hatte die Gewohnheit, verdienten und von ihm geschätzten Offizieren je und dann Geldgeschenke zu machen.

Am folgenden Tage saßen die fünf in Liebe verbundenen Menschen bei Flemming's zusammen, als ein königlicher Kammerherr eintrat und, nach Begrüßung der Gesellschaft, auf Reibnitz zutrat. „Ihro Majestät," sagte er, „lassen Ihnen, Herr Rittmeister, Allerhöchstihren gnädigen Gruß entbieten und haben mich zu beauftragen geruht, einen Beitrag zur Ausstattung des künftigen Haushalts in Ihre Hand zu legen und den Glückwunsch Ihrer Majestät zuzufügen." Ohne irgend eine Aeußerung des Dankes des erstaunten Bräutigams abzuwarten, empfahl sich der Kammerherr, nachdem er auch seine Glückwünsche kurz dargebracht hatte, und entfernte sich schnell.

Nun, sagte Flemming, Ihr Zwei macht ja so lange Gesichter, als ob Euch ein maßloses Elend begegnet sei, und ich sehe doch nichts als Freude, wohin ich blicke, und königliche und kammerherrliche Glückwünsche obendrein. Es wäre, scheint's mir, gescheidter, einmal zu sehen, was in dem Päcklein ist; denn ich vermuthe, daß die königlichen Glückwünsche eine goldene Grundlage haben!

Lächelnd eilte Reibnitz zu seiner schönen Braut. Hannchen, sagte er, es ist dein; denn, was die Ausstattung und das Hauswesen betrifft, so ist das deine Sache.

Hannchen wollte in ihrer verschämten Weise das schwere Päckchen auch nicht nehmen und erröthete höchlich über ihres Bräutigams Worte; allein Frau Flemming machte dem doch ein Ende.

Ich sehe schon, sagte sie, daß ich hier einmal Mutterstelle vertreten muß! — Sie nahm's, löste das königliche Siegel und zählte in Gold zweitausend Thaler vor den erstaunten Blicken auf. Von des Königs eigener Hand lag ein Zettel mit den Worten dabei: „Dem treuen Krankenpfleger!"

Also wieder ein Segen von Seydlitz! sagte Reibnitz und trat in das Nebengemach, wo er lange allein blieb.

(Schluß folgt.)

Naivetät oder Unverstand.

Es ist schon häufig bemerkt worden, daß sehr verdiente höhere Offiziere mit der Musik im Allgemeinen, besonders aber mit ihrer Regimentsmusik fortwährend auf gespanntem Fuße leben. Wenn sie überhaupt kein musikalisches Ohr, keinen Sinn für Musik haben, so ist dagegen nichts zu sagen, denn nicht Jeder kann begabt sein wie der Andere. Wenn die Herren aber trotzdem sich ein Urtheil über musikalische Leistungen oder Handgriffe zutrauen oder anmaßen, so werden oft höchst komische Anekdoten fertig. Die Zahl derselben hat auch Ed. Hoefer in seinem „Deutschen Herzen", wie er eine Sammlung von Skizzen, Sagen und Geschichten benennt, um einige vermehrt. Es muß hierbei bemerkt werden, daß solche Anekdoten fast sämmtlich aus einer vergangenen Zeit herrühren, wo man eben eine allgemeine Bildung noch nicht für nothwendig für Offizier-Aspiranten hielt. General G., ein wunderlicher Kauz, der die höchste Gutmüthigkeit mit der derbsten Grobheit und selbst mit der heitersten Tyrannei verband, in dem sich überhaupt die seltsamsten Gegensätze vereinigten, hatte als Major sein Bataillon für eine bevorstehende Musterung einzuüben. Trotz aller Mühe kam er nicht damit zu Stande, denn die Soldaten machten Fehler über Fehler.

Digitized by Google

Der Major war außer sich vor Wuth und donnerte und fluchte auf die entsetzlichste Weise. Plötzlich schwieg er und fixirte nun das ihm gegenüberstehende Musikcorps mit seinen scharfen blauen Augen. Als die Reihen vorüber waren, commandirte er ein barsches Halt! wendete sich an seine Adjutanten und sprach mit finsterer Miene: „Ich sehe schon, woran das liegt. Die Musik ist Schuld, daß heute nichts gehen will; sie hat weder Takt noch Ordnung im Leibe. Bestellen Sie mir die Kerls zu heute Nachmittag 4 Uhr, daß sie allein bei mir nacheexerciren. Kreuzdonner, ich will es ihnen beibringen!" Und Nachmittags, als er die armen Musiker unzählige Male zurückgejagt und auf's Neue hatte beginnen lassen, stürzte er plötzlich auf den Capellmeister los und schrie: „Herr, zum Donnerwetter, wie soll das auch gehen? Halt Er seine Leute in Takt und Ordnung. Das geht ja auf das Allerlüderlichste. Da fährt der Eine mit der Posaune heraus, der Andere hinein, Einer setzt das Horn ab, der Andere setzt es erst ans Maul. Donnerwetter, Herr! ich will mir ausgebeten haben, daß es damit anders wird. Rechter Fuß vor — Posaunen heraus! Linker Fuß vor — Posaunen hinein! A tempo, Herr, so ist's und so soll's sein. Könnt nach Hause gehen und euch bessern!"

Ein ander Mal wurde ihm mitgetheilt, daß sein Musikcorps bei mehreren Nachtmusiken mitgewirkt und unter andern Stücken auch die Marseillaise gespielt habe. Man darf hierbei nicht vergessen, daß diese Begebenheit sich etwa im Jahre 1811, also zur Zeit des nationalen Franzosenhasses zutrug. Man machte den Commandeur darauf aufmerksam, daß dieses Musikstück für einen Militärmusiker nicht sehr passend sei und ihm am Ende Unannehmlichkeiten daraus entspringen könnten. G., ein Patriot vom reinsten Wasser, ließ sofort den Capellmeister zu sich citiren und warf ihm mit Millionen Flüchen seine Unthat vor. Der Mann entschuldigte sich damit: er habe die Erlaubniß, mit seinem Musikcorps erforderlichen Falls zur Verstärkung der Stadtcapelle mitzuwirken, sei dann aber dem städtischen Capellmeister untergeordnet und habe so gut wie jeder andere Musiker nichts Anderes zu thun, als seine Stimme zu blasen. Es könne möglich sein, daß er auch zur Aufführung der Marseillaise mitgewirkt habe, doch wisse er es nicht gewiß, denn auf seinem Notenblatte sei nichts davon bemerkt gewesen, und übrigens habe er sich nur um die ihm vorgeschriebenen Noten zu kümmern. „Herr," fuhr der Major heraus und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch: „ich will Ihm nur soviel sagen, laß Er mich das nie wieder hören. Als braver Soldat und in solcher Zeit darf er nicht einmal französische Noten blasen! Vergeß Er das in Zukunft nicht!" Und damit entließ er den Betroffenen.

Verschiedenes.

Ein Deutscher, der seine letzten Lebensjahre in Paris zugebracht, hat sein Vermögen „denjenigen, die ihm Vergnügen gemacht," testamentarisch hinterlassen. Zu den so Beschenkten gehören einige Romanschriftsteller, Feuilletonisten, dramatische Autoren und Componisten.

Weiber gleichen den Metallen, sagte ein ärgerlicher Ehegatte zu seiner Frau: je rostiger sie werden, desto mehr wollen sie geputzt sein.

Wenn die Katze Flügel hätte, gäbe es keine Vögel mehr in der Luft; — wenn Jeder bekäme, was er sich wünscht, wer würde dann noch etwas haben?

Charade.

Vom Ersten wird ein Strom genannt,
Den schon am alten Tiberstrand
Oft in ihr thatenvolles Buch
Mit größern Lettern Klio trug.
In Staaten war das Zweite stets,
Nach einem strengen Urgesetz,
Wie Kato sprach und Haller sang,
Nicht fern vom Sittenuntergang.
Das Ganze donnert in das Ohr
Des Wandrers, wie ein Weltenchor;
Doch steht es nicht als König da:
Denn dies verbeut Amerika.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 148. Dienstag, den 10. December **1861.**

Spät, doch nicht zu spät.

Eine Geschichte aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges.

(Schluß.)

X.

Es mochten wohl vier bis fünf Wochen nach den im vorigen Kapitel beschriebenen Ereignissen sein, da fuhr an dem Thore des Hofes vor dem Schlosse von Minkowsky eine Karosse vor.

Das Schloß Minkowsky lag da so stille, als ob sich kein Leben in seinen Räumen regte. Alle Läden waren geschlossen, ebenso alle Thüren. Kein lebendes Wesen zeigte sich irgendwo.

Wie unheimlich! flüsterte eine wunderschöne junge Frau einem Dragonerrittmeister vom Regimente Seydlitz zu, der zuerst aus der Karosse ausgestiegen war und eine alte Frau aus derselben auf die liebreichste Weise heraushob, dann einem Obristlieutenant, der einen Arm verloren hatte, heraushalf und zuletzt das junge Weibchen heraushob.

Du hast Recht, Hannchen, flüsterte er zurück. Hier ist Alles leer und todt, seit er starb.

Der Dragonerrittmeister wußte indessen hier Bescheid. Er reichte den Frauen den Arm, ließ das Schloß rechts liegen und ging einem eisernen Thore zu, das innerhalb des grasbewachsenen Schloßhofes lag. Es war offen und sogleich traten sie in die wohlgepflegten Sandwege des Schloßparkes.

Jetzt eilte aus der Ferne der Gärtner herzu. Als er näher kam, wurde sein Gesicht freundlich.

Willkommen, Herr Rittmeister! sagte er, und Reibnitz reichte ihm seine Hand und sagte: Guten Tag, lieber Jakob! Hilf sorgen, daß die Pferde Futter und Wasser bekommen, und lasse uns allein!

Wohl, Herr Rittmeister, sagte der Gärtner und begab sich in den Schloßhof.

Während dessen führte Reibnitz seine Begleitung, die aus seiner jungen Frau, seiner Mutter und seinem Schwiegervater bestand, durch die Schattengänge des Parkes zu einem schönen, freien Rasenplatze, auf welchem in der Mitte zwei mächtige Eichen standen.

Zwischen diesen lag ein Grabhügel. Immergrün umgab den Fuß des Grabhügels, der ganz mit frisch erblühten Blumen bedeckt war.

Als sie sich dem Grabe näherten, entblößten beide Männer das Haupt und rings um das einsame Grab knieten alle Viere, falteten ihre Hände, senkten die Häupter und beteten in lautloser Stille.

Der Wind säuselte leise durch die Zweige der beiden Eichen und von dem Grasplatze stieg eine Lerche zum Himmel, ihr melodieenreiches Lied erhebend.

Als die vier Menschen aufstanden, glänzten Thränen in ihren Augen. Kein Mund hatte ein Wort.

Reibnitz pflückte ein Zweiglein Immergrün, und sie gingen stille wieder dem Schloßhofe zu.

Die Pferde waren gefüttert und getränkt. Die Karosse wurde gedreht und sie stiegen ein. Reibnitz war der Letzte.

Er trat zum Gärtner, drückte ihm ein Goldstück in die Hand und sagte: Du hast es schön gepflegt; ich danke dir!

Die Karosse rollte dahin.

Jakob, der alte, treue Leibdiener Seydlitz', stand lange da und sah ihnen nach. Dann sagte er: Die Treue ist doch in der Welt noch nicht ausgestorben! Wenn es aber dem

Reibnitz übel in der Welt gehen sollte, so müßte ich an des Herrn Gerechtigkeit zweifeln!

Etwa ein halbes Jahr später wurde auf dem Grabe ein eirunder Sockelbau errichtet, darauf kam ein schlafender Löwe und eine Urne von schwarzem Marmor zu stehen. Als Alles fertig war, wandte sich Jakob an Reibnitz, der stille und ernst wider einer der Eichen lehnte, und sagte: Nun will ich meine Blumen drum herumpflanzen, und Epheu an die Urne, und wenn das dran herumrankt, ist es ein Sinnbild der Treue, und ich weiß, an wen ich dabei denke!

Philadelphia.

Vor Kurzem ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß gegenwärtig nahezu 60,000 Deutsche unter dem Heere der bundestreuen nordamerikanischen Freistaaten für deren bessere Sache gegen die Eidbrüchigkeit des sclavenzüchterischen Südens mitkämpfen, und daß zu dieser bedeutenden Zahl deutscher Krieger der Bundesstaat Pennsylvanien allein 30,000 Mann gestellt habe. Dies veranlaßt uns, unsere Leser zu einer gemeinsamen Wanderung durch Philadelphia, die nach Abstammung, Sitte und gesellschaftlichem Ton ihrer Bewohner deutschartigste Stadt der Vereinigten Staaten in jenem gleichfalls die meisten deutschen Einwohner zählenden Bundesstaate, einzuladen. Als kundigen Führer bietet sich uns hiefür ein englischer Tourist, Hr. Kay, mit seinem inhaltsreichen Reisewerke an, von dem in diesem Jahr eine deutsche Uebersetzung erschienen ist. Dieselbe wird von Hrn. W. Heine eingeleitet, der, gleichfalls Kenner von Land und Leuten durch mehrjährigen Augenschein, jenem englischen Werke ein sehr günstiges Zeugniß ausstellt. Obgleich nun aber sein Verfasser nach dem, wie es scheint, wohlbegründeten Urtheile Heine's alle Classen der dortigen Bevölkerung und alle Verhältnisse derselben auf treffliche Weise schildert, so berührt er doch einen für unser Deutschland sehr wichtigen Theil des amerikanischen Lebens fast gar nicht: die Auswanderung und die weitere Entwicklung des deutschen Charakters unter dortigen günstigen Verhältnissen. Dafür tritt nun Heine selbst ein, indem er sich hierüber also äußert: Man gebe nur dem Deutschen freien Spielraum für seine Thätigkeit, Gelegenheit, seine Urtheilskraft zu üben, und er ist nichts weniger als schwerfällig. Ich habe schwäbische Bauern gesehen von den „Fildern" in der Nähe von Stuttgart — Westfalen, die durch 10 Generationen weiter Nichts gethan haben, als Pumpernickel gegessen und Schinken geräuchert — Pommern, deren Imagination sich nicht über das Mästen von Spickgänsen erstreckte, und welche jetzt staatliche und Gemeindeangelegenheiten in Amerika mit mehr gesundem, scharfem Verstande betrachten und beleuchten, als wären sie Geheimeräthe, und dabei hatten sie sich schöne, herrliche Farmen mit guten, bequemen Wohnungen, Ställen und Vorrathshäusern in Illinois, Wisconsin, Missouri, Iowa oder Minnesota erschaffen, so daß nur ein Kurzsichtiger ihnen gesunden Verstand, Lebenskraft und Tüchtigkeit absprechen kann. Doch hören wir jetzt Einiges von dem lehrreichen Berichte unseres Touristen über das mehr im thatsächlichen als politischen Sinne*) als Pennsylvaniens Hauptstadt geltende Philadelphia. Diese Stadt zeichnet sich vielleicht mehr als jede andere des Festlandes durch geradezu amerikanische Eigenthümlichkeit aus. In ihr macht sich nämlich überall dieselbe Symmetrie der Umrisse, dieselbe Regelmäßigkeit der Anlage bemerklich. Lange, gerade Straßen, jede ein treues Abbild der übrigen, die sich in rechten Winkeln durchkreuzen, einige kleine, mit Bäumen gut bepflanzte Plätze werden dem Leser genügen, um sich eine ziemlich genaue Vorstellung von der Stadt zu machen. Derselbe brennend rothe Backstein, wie in New-York ein wesentlicher Bestandtheil der Bauart, verwundet auch hier allenthalben das Auge und wird nur da und dort durch ein Marmorgebäude oder durch eine marmorartig gemeiselte und gemalte Terrasse abgelöst. Die meisten Straßen sind auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, deren Blätter sich oft über der Straße mit einander verbinden und die Häuser nicht selten gänzlich verbergen. Dazu sind sie ungeachtet des zur Ausbreitung genügenden Raumes fast durchgängig eng: eine Anlage, welche von dem

*) Nominelle Hauptstadt Pennsylvaniens ist vielmehr Harrisburg.

Digitized by Google

weisen Stadtgründer Penn herstammt und nebst jener Beschattung durch Bäume zur Sommerszeit den Aufenthalt in dieser Stadt wesentlich erleichtert, welche für die heißeste in der Union gilt. Wirklich stieg während meines zweiten Aufenthalts daselbst der Thermometer zwei Tage hinter einander im Schatten auf 104° Fahrenheit (= 32°R.), so daß an einem Tage gegen 30 Menschen, fast lauter Arbeiter, durch den Sonnenstich getödtet wurden, auch Pferde allenthalben in den Straßen todt niederstürzten. Gegen diese furchtbare Hitze sind die Fenster aller Privatwohnungen mit Jalousien, ja viele sogar mit festen Läden versehen, so daß die Straßen von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends ein vollkommen ödes Ansehen haben. Wer es vermag, vertauscht zudem noch den Bodenteppich mit einer Binsenmatte und die schwerfälligen Polsterstühle mit leichten Rohrsesseln. — Die zahlreichen öffentlichen Gebäude treten in architektonischer Hinsicht zum Theil ziemlich anspruchsvoll auf. Das interessanteste Gebäude ist die alte, ganz aus Marmor erbaute Staatenbank, welche die Form eines griechischen Tempels mit schönem, massivem Portal trägt. Bescheidener in baulicher Hinsicht sind die Ansprüche des alten Staatenhauses. Es ist eines der wenigen Ueberbleibsel aus den Zeiten der Colonienstiftung, und im kleinen Zimmer links in seinem Erdgeschoß wurde 1776 vom ersten Nationalcongreß die denkwürdige Unabhängigkeitserklärung besprochen und aufgesetzt. Das schönste Gebäude der ganzen Stadt ist der Marmorpalast, Girard-College genannt, das Resultat der großartigen Stiftung eines reichen Bankiers für Erziehung armer Waisenkinder; allein die Vollstrecker des Testaments haben durch dessen Erbauung die Bestimmungen von jenem dermaßen überschritten und ihre Hülfsquellen erschöpft, daß der Hauptzweck des Erblassers so gut wie verfehlt ist. — Die Lage Philadelphias ist hinsichtlich der mit einer großen Stadt verbundenen Zwecke bewundernswürdig gut gewählt. Es liegt nämlich zwischen den Flüssen Delaware und Schuylkill, über 1 Meile oberhalb der Einmündung des letztern in den ersteren und 30 Meilen von der Delawarebay, ist für Schiffe der tiefsten Gangart und der schwersten Lasten zugänglich und verbindet so alle Vortheile eines Seehafens mit der Sicherheit einer Stadt im Binnenlande. Die größte Länge nimmt jetzt die Stadt in der Richtung von einem Fluß zum andern ein, und wo der breite Zwischenraum am dichtesten bebaut ist, da findet auch der hauptsächlichste Geschäftsverkehr statt. Dem Schuylkill verdankt die Stadt einen unerschöpflichen Ueberfluß an frischem Wasser, das zu städtischen, häuslichen oder persönlichen Zwecken verschwenderisch benützt wird. Jeder Tag beginnt mit einer allgemeinen Abwaschung. Eines Morgens von Süden zeitig dort angekommen, fand ich alle Straßen unter Wasser, das nach allen Richtungen dermaßen umherspritzte und lief, daß man ihm nur mit großer Mühe ausweichen konnte. Neben Fenstern, Thüren und Thürpfosten wurde auch das Backsteinpflaster gesäubert und sah bald darauf, durch die Sonne getrocknet, so sauber und frisch aus, als wenn es so eben erst gelegt worden wäre. Der Markt namentlich, aus einer langen Reihe schmaler Schuppen bestehend, die sich im Mittelpunkte der allein sehr breiten Marktstraße hinziehen, ist deßhalb wegen seiner Reinlichkeit weit und breit berühmt.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Vergilbte Wäsche wieder weiß zu machen.) Man weicht die vergilbte Wäsche in sauer gewordene Buttermilch und läßt sie darin einige Zeit liegen, und zwar gröbere länger als feine. Alsdann wäscht man sie mit Seife in lauwarmem Wasser, spült sie in kaltem nach und trocknet sie. Hilft dies Verfahren nicht das erste Mal, so wiederholt man es. Bei sehr feiner Wäsche darf die Milch nicht zu sauer sein.

Denksprüche.

Wer sich dem Unbestand des Glückes anvertrauet,
Hat Schlösser in die Luft, sein Haus auf Sand gebauet;
Der Hoheit folgt Gefahr stets auf dem Fuße nach,
Es trifft des Wetters Strahl am ersten hohe Fichten,
Der Winde Stürmen pflegt viel eher zu vernichten
Der Könige Pallast, als eines Schäfers Dach.

Wie selten findet man, daß Glück und Reichthum grünet,
Wo Ehr' und Tugend wohnt! Es ist an Wunders Statt,
Wenn Einer das erlangt, was er mit Recht verdienet,
Und Einer das verdient, was er erlanget hat.

Verschiedenes.

Eine galante Schauspielerin verließ das Theater, um einen Mann, der ein bürgerliches Amt bekleidete, zu heirathen. „Wie kommen Sie zu diesem Schritt?" fragte sie Jemand. — „Mein Gott, man muß doch auf ein honettes Ende bedacht sein," antwortete sie. — „Wie leben Sie denn in Ihrer Ehe?" — „O, sehr glücklich, mein Mann ist so sanft wie ein Lamm." — „Ha ha! das ist das Lamm, das der Welt Sünden trägt."

Ein treuer Rehbock! Aus dem Tyroler Reviere des Herzogs von Koburg wird folgende Jagdgeschichte, die sich auf einer der letzten Jagden zugetragen, erzählt: Die Gaisen und Zicklein gingen in ihrer Dummheit, in ihrem Leichtsinn, oder weil sie wußten, daß es auf sie nicht abgesehen sei, gemüthlich den gewiesten Weg. Indeß kam mit ihnen doch auch ein und der andere Gemsbock todesmuthig dahergegangen und opferte sein Leben der Kunst und dem Vergnügen der Jäger. Unter denselben gab einer ein erbauliches Beispiel treuer Liebe, für welche er auch seinen Lohn erhielt, indem ihm das Leben geschenkt wurde. Eine starke, alte Gais kam dem Herzoge und wurde, nachdem sie für schußmäßig erkannt war, von der sichern Kugel des Jägers niedergestreckt. Bald nachher kam ein Bock, und als dieser die verendete Gais erblickte, blieb er stehen, betrachtete mitleidig die Todte und that sich endlich dabei nieder, als wollte er seine Gefährtin auch im Tode nicht verlassen. Eine ähnliche Geschichte, doch aus früherer Zeit und von einem Hirsch, wurde Abends im Casino erzählt. Ein angeschossener Hirsch ging flüchtig und traf auf der Flucht einen Kameraden, bei dem er ermüdet stehen blieb. Als nun derselbe an dem Flüchtlinge die Wunde bemerkte, leckte er mitleidig den daraus träufelnden Schweiß weg und suchte den ermüdeten und verwundeten Kameraden durch vorsichtiges Streicheln mit den Geweihen zu weiterer Flucht zu animiren.

Wie enorm der Schätzungswerth für Vermögen in unserer Zeit gestiegen ist, beweist unter Anderm, daß auch Pitt bei Einführung der damaligen Eigenthumssteuer es für unnütz und chimärisch hielt, Vermögen über eine Million Pfund Sterling zu besteuern, und jetzt sterben alltäglich Leute, deren Erben sich über Pitt's Kurzsichtigkeit ins Fäustchen lachen. „Eine Pflaume" (plum, d. h. ein Vermögen von etwa 100,000 Pf. Sterling) hat aufgehört das höchste Ziel auch nur eines Londoner Spießbürgers zu sein. Indessen ist ein Jahreseinkommen von 50,000 Pf. Sterling auch jetzt noch sehr selten. Nur 57 solche Goldfasanen sind in den Listen der englischen Einkommensteuer aufgeführt; aber wiewohl dies handgreiflich zu wenig ist, so läßt sich doch zweifeln, ob es ein Tausend so reicher Leute in der Welt gibt. In Frankreich, Italien und Deutschland wird man ihrer nur wenige finden, eine beträchtliche Anzahl in Rußland und vielleicht dreißig in Amerika. Wenn amerikanische Unionsblätter von fünfzehn Capitalisten reden, die den ganzen Krieg bezahlen könnten, so ist das eine demokratische Uebertreibung. In Indien gibt es vielleicht zehn Privateinkommen von solchem Belang, eben so viele in Südamerika, und im türkischen Orient mögen einzelne Paschas und armenische Wucherer so viel zusammengeschunden haben. Im Ganzen genommen wird — trotz der enormen Zunahme des Reichthums in der Welt und der ihr entsprechenden Entwerthung des Geldes — ein Mann mit jährlich 50,000 Pf. Sterling Einkünften sich als la crême de la crême der Plutokratie betrachten können.

Auflösung der Charade in Nro. 147:
Rheinfall.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 149. Donnerstag, den 12. December **1861.**

Das unterlassene Testament.

Aus den Erlebnissen eines alten Sachwalters.

Mein Nachbar in X. war ein pensionirter Beamter mit einem hübschen Vermögen; er lebte mit seiner Ehehälfte, da er kinderlos war, sorgenlos und mit behaglichem Genuß des Lebens; denn wenn schon die Jahres- und Tagesordnung mit einer für jeden Dritten höchst peinlichen Genauigkeit und Gleichförmigkeit inne gehalten wurde, so war doch diese Regelmäßigkeit so eng mit der Natur des in der Handhabung eines strengen und pünktlichen Dienstes ergrauten Mannes verwachsen, daß ohne sie ein Lebensgenuß für ihn nicht möglich war. Es fehlte meinem Nachbar auch nicht die höhere Weihe des Lebens; denn unter einem trockenen und etwas kurz angebundenen Aeußern trug er ein warmes und fühlendes Herz in seiner Brust, und war der unverschuldeten Armuth im Stillen ein trostreicher Berather und Helfer; namentlich erstreckte sich seine Fürsorge auf Waisenkinder, die er in seiner Eigenschaft als Mitglied des Armenvereins des Orts mit großem Takt in braven Familien unterzubringen wußte. Die Unterbringung in einem Waisenhause mit seiner äußerlichen Ordnung und Regelmäßigkeit wäre ihm vielleicht noch erwünschter gewesen; zum Glück gab es aber ein solches in der Stadt nicht.

Oft pflegte ihm ein Freund zu rathen, die Armenbehörde wohl auch an's Herz zu legen, daß er, der kinderlose und wohlhabende Mann, sich doch selbst ein Kind annehmen möge; das lehnte er aber stets ab. Er sah wohl ein, daß seine Frau hierzu nicht tauge; denn obwohl gutherzig, war sie doch kränklich, alternd und eigensinnig, daher zur Kindererziehung durchaus ungeeignet; so blieb also unser Ehepaar im altgewohnten, einsamen Gleise.

Dieses harmlose Leben sollte durch ein schlimmes Mißgeschick unterbrochen werden. Es brach ein bösartiger Typhus in der Stadt aus und raffte auch meines Nachbars Frau weg. Zugleich mit andern Opfern wurde der Seuche auch eine ganze Familie zur Beute; es war dies meines Nachbars Amtsnachfolger mit Weib und drei Kindern. Verschont von dieser Familie blieb nur ein 14jähriges Mädchen, ein frisches, munteres, sanftes Wesen, Namens Clara. Dessen nahm sich eine wohlhabende Familie an, während mein Nachbar die Stelle seiner Hausfrau durch eine alte Wirthschafterin zu ersetzen suchte. Es erwies sich aber bald, daß sie sich in die starren Eigenthümlichkeiten des alten Herrn nicht finden konnte; sie ward entlassen, eine andere angenommen, und diese mußte einer Dritten weichen, welche ebenfalls nicht einschlug. Mein Nachbar, durch den Tod der Gattin ohnehin tief gebeugt, gerieth dadurch in die allerbedenklichste Stimmung und ward, obwohl sonst trotz seiner Sechzig ein noch rüstiger Mann, völlig lebensmüde. In solcher Lage hielt ich es für meine Pflicht, dem Armen mit Rath und That beizustehen; ich begriff wohl, daß eine alte Person mit ihren eingewurzelten Gewohnheiten sich in die Eigenheiten des Nachbars nie finden werde, wußte aber auch, daß eine junge ihm in keiner Weise bequem war, und ich lenkte daher seine Aufmerksamkeit auf die ihm von seinem Umgange mit ihrer Familie her wohlbekannte und lieb gewordene Clara, welche in der Familie, die sich ihrer angenommen, eine mehr dienende Stellung einnahm und nicht eine solche Thätigkeit entfalten konnte, als sie ihrer Bildung entsprach. Ich schlug ihm vor,

Digitized by Google

sie als Pflegetochter in sein Haus zu nehmen und damit nicht nur die Leere seines Herzens auszufüllen, sondern sich auch zugleich eine Sorgerin für sein Hauswesen zu schaffen. Er ging auf diesen Plan ein, auch Clara, die schon als Kind viel in seinem Hause verkehrte und manch' Liebes und Gutes da genossen hatte, folgte gern seinem Rufe; sie nannte ihn Vater, er sie Tochter; er sorgte aber auch für sie als ein Vater und ließ es an Nichts fehlen, was zur Weiterbildung ihres Geistes und Herzens dienen konnte; sie liebte ihn wie eine Tochter und wußte sich ihm anzuschmiegen und in seine Eigenheiten zu schicken, daß daraus ein Verhältniß erwuchs, wie es reiner und schöner nicht gedacht werden konnte. Um seiner Tochter eine unschuldige Freude nicht zu verderben, geschah nicht selten das früher Unerhörte, daß er die seit einem Menschenalter mit der größten Pünktlichkeit innegehaltene Speise-, Spazier- oder Ruhestunde verrückte. Wenn er sich dabei ertappte, pflegte er selbst darüber zu lächeln und kopfschüttelnd zu sagen: „Ich hätte doch nimmer geglaubt, daß ich auf meine alten Tage noch so ein lüderlicher Kerl werden würde."

Es konnte sich über den glänzenden Erfolg, den mein Rath gehabt hatte, Niemand mehr freuen, als ich, wenn mein Nachbar mir oft mit Dank und Stolz von seiner Tochter erzählte. Bei einer solchen Gelegenheit lenkte ich denn auch das Gespräch auf das künftige Schicksal Clara's, was ja doch größtentheils in seiner Hand liege, und welches möglichst sicher zu stellen seine Pflicht, dazu aber eine förmliche Adoption der beste Weg sei.

„Nein," sagte er, „von Adoption will ich nichts wissen, das ist mir wie eine Spielerei, das kann uns nicht näher bringen, als wir uns schon sind; seinen ehrlichen Namen mag das Kind behalten, so lange sie Jungfrau bleibt, denn sie hat ihn von einem würdigen Vater geerbt; wenn sie heirathet, verliert sie ihren wahren und meinen Namen; beerben soll sie mich ohnehin."

Ich erwiederte, daß es aber dazu eines Testamentes bedürfe, und daß es gut wäre, daran bei Zeiten zu denken.

Er sagte: „Ei, bin ich denn plötzlich so alt und schwach geworden, daß ich schon mein Testament machen muß?" in so bestimmtem Tone, daß ich abbrechen mußte; auch später, so oft ich auch davon anfing, konnte ich ihn nicht bewegen, mit mir über diesen Gegenstand zu verhandeln; denn kurz, fast finster ging er auf etwas Anderes über. Clara selbst hatte einen viel zu feinen Takt und zartes Gemüth, als daß sie je hätte diese Saite berühren können.

Der Grund zu diesem Eigensinne des Alten war vielleicht weniger die Todesfurcht, welche Viele bei dem Gedanken an testamentarische Verfügungen beschleicht und sie davon abhält; es schien vielmehr ein anderes Gefühl die Triebfeder zu sein: das war die Sorge, es könnten sich etwa in die Liebe und Anhänglichkeit seiner Tochter, die sie ihm frei und uneigennützig entgegentrug, eigennützige Motive mischen und so seine reine Freude an ihr trüben, denn er fürchtete, eine Testamentserrichtung bleibe nicht verschwiegen; er hatte auch bisher seiner Clara sorgfältig verheimlicht, daß er außer seiner Pension noch ansehnliche Zinsen einnahm. So mußte ich denn die Sache gehen lassen und zunehmender Altersschwäche oder eintretendem Siechthum anheimgeben, eine Sinnesänderung meines Nachbars herbeizuführen.

Inzwischen war Clara zur stattlichen Jungfrau erblüht, und es konnte nicht fehlen, daß manche junge Männer sich zu ihr hingezogen fühlten und ihr auf Bällen oder sonst Aufmerksamkeiten erwiesen. So oft solches geschah, war unschwer zu bemerken, daß düstere Wolken meines Nachbars Stirn umzogen, und wie wir denn in offenem und vertrautem Verkehre mit einander standen, so unterließ ich nicht, ihm meine Verwunderung hierüber zu erkennen zu geben. Er räumte ein, daß diese Mißstimmung eine Schwäche von ihm sei, und entschuldigte sich damit, daß es ihm zu schwer auf's Herz falle, wenn er denke, Clara werde ihn verlassen und in eines andern Mannes, ihres künftigen Gatten, Haus folgen; er werde sich aber nöthigenfalls darein fügen und sei weit entfernt, seiner Clara irgend welchen Zwang anzuthun. Diese war indeß zu feinfühlend, als daß ihr der Seelenzustand ihres Pflegevaters bei solchen Gelegenheiten hatte entgehen können, und sie nahm daher, um ihn nicht zu kränken, alle Huldigungen mit Gleichgültigkeit, ja mit Kälte auf. Dies wurde

Digitized by Google

ihr so lange auch nicht schwer, als ihr Herz frei blieb.

Da tauchte am geselligen Horizonte unserer Stadt ein junger Mann, Namens Adolf, auf, der Sohn eines Fabrikherrn, von angenehmem Aeußern, der seit seinem Austritte aus der Schule in der Ferne gelebt, viele Länder bereist hatte und durch dies Alles, sowie durch das seiner Erscheinung anhängende Fremdartige die junge Märchenwelt mehr oder weniger bezauberte. Obwohl fast gegen Jede freundlich und artig, gab er doch Keiner einen Vorzug, so sehr man ihm auch entgegen kam. Was mich hierbei interessirte, war die nicht zu verkennende Thatsache, daß Clara nicht gleichgültig gegen ihn war.

(Schluß folgt.)

Philadelphia.

(Schluß.)

Nirgends stellt Philadelphia jene ungestüme Thätigkeit zur Schau, wie man sie in New-York findet; es verbirgt aber dessen unerachtet unter der Oberfläche eines gesetzten, ordentlichen Aussehens ein gutes Theil Fröhlichkeit. Mit ihren prunkenderen Nachbarn verglichen, sind seine Bewohner in Anzug und Benehmen bescheiden, und dieses verbindet Anmuth mit Ruhe, jener Eleganz mit Einfachheit. Die Philadelphische Schöne sieht man nur in die reichsten Stoffe gekleidet, allein sie trägt dieselben so, als ob sie die strengeren Anzüge ihrer Voreltern stets vor Augen hätte. Zwar verwerfen sie die Mode nicht, erweisen ihr aber auch nicht jene fanatische Verehrung, welche ihren New-Yorker Schwestern eigen ist. Die Quäkerstadt zählt 160 Kirchen; die Zahl der selten zugleich geöffneten Theater ist im Verhältniß zur Bevölkerung klein. Die Philadelphier lieben Musik, und eine gute Operngesellschaft wird freundlich von ihnen aufgenommen; auch dem Ballet sind sie nicht abgeneigt, doch artet ihr Enthusiasmus dafür nicht in Uebermaß aus. Die Stadt zeichnet sich ebensosehr durch Manufakturen, als durch literarische Institute, wie eine Universität, Akademien der Naturwissenschaften und schönen Künste, eine philosophische Gesellschaft, Franklins Stiftung und viele Bibliotheken aus, und man muß es ihren Bewohnern nachrühmen, daß die Mehrzahl dieser Anstalten für Geistesbildung wohl unterhalten wird. Im Sommer stehen den Einwohnern auch viele angenehme Ausflüge in die Umgegend zu Gebot. So gehen von 10 zu 10 Minuten Dampffähren ab, welche die Stadt mit dem Newjersey-Ufer des Delaware verbinden und an schönen Sommertagen Hunderte von Gästen nach den schmucken Theegärten von Camden hinübertragen, einer Art Vorstadt von Philadelphia. Ja, viele Geschäftsleute des lezteren haben jenes zu ihrem Wohnort erwählt, um in Newjersey der Besteurung des überlasteten Pennsylvaniens zu entgehen. Endlich sind die Stadt und Umgegend reich an milden Stiftungen, von denen außer der oben schon genannten noch mehrere im großartigsten Maßstabe errichtet sind, ja eine derselben bildet auf dem rechten Ufer des Schuylkill an der Straße nach Baltimore eine förmliche kleine Stadt. — Den zweiten Theil seines Reisewerkes eröffnet Kay mit einer sehr eingehenden Charakteristik der amerikanischen Gesellschaft, aus der wir hier nur noch Weniges über die in Philadelphia anreihen wollen. Nirgends in Nordamerika sind die gesellschaftlichen Schranken so deutlich gezogen oder so schwer zu übersteigen, als in dieser Stadt, und die hiesige feine Welt ist in ihren Nachforschungen weit genauer, als ihre Nachbarn in Boston, New-York und Baltimore, ehe sie dem Fremden, der an ihre Pforte klopft, zu näherem Verkehre Einlaß gewährt. Eine Empfehlung hat hier keinen andern Erfolg, als dem Neuangekommenen eine Gelegenheit zur Prüfung zu geben, und fällt diese nicht zu seinen Gunsten aus, so ist jede Empfehlung werthlos. Hat er aber die Probe wohl bestanden, so wird ihm für jeden Aufschub vollkommener Ersaz gewährt; denn in der pennsylvanischen Hauptstadt besizt man Bildung, ohne pedantisch zu sein, und ist lebhaft, ohne den Vorwurf des Lärmenden auf sich zu ziehen. In Boston besteht der Mittelpunkt, um welchen sich die Gesellschaft dreht, aus dem literarischen Cirkel der Stadt, welcher, jedoch nicht frei von einer gewissen gelehrten Affektation, Personen und Familien von allen Graden des Reichthums umfaßt. In New-York dominirt da-

Digitized by Google

für der Handelsgeist über alles Andere und drückt der Gesellschaft der Stadt sein bestimmtes Gepräge auf. Dagegen erfreut sich die Gesellschaft in Philadelphia aller Vortheile einer großen Gemeinde, in welcher der Handelsgeist nicht alles Andere überwiegt, die Literatur dagegen weniger als ein Geschäft, wie in Boston, dieser Nachbarin von Cambridge, der berühmtesten Universität Nordamerika's, sondern vielmehr wie eine Zierde betrachtet und gefördert wird. Im gewöhnlichen Verkehr unter einander besitzen die Philadelphier eine Ungezwungenheit des Benehmens, die wahrhaft bezaubernd ist, denn sie sind vertraulich, ohne unhöflich zu werden. Hat daher der Fremde nur einmal die Schranke der Förmlichkeit überstiegen, worauf er beim ersten Eintreten stößt, so wird er sich auch des freundlichen, wohlthuenden Geistes bewußt, der in den städtischen Kreisen herrscht. So bildet endlich auch das Philadelphische Leben den besten Gegensaz zu den sozialen Verfeinerungen Europa's; denn es liegt ihm eine Wärme und Herzlichkeit zu Grunde, die sich mit den Erfordernissen europäischer Etikette nicht immer in Uebereinstimmung bringen läßt.

Gemeinnütziges.

Um rohes Holzwerk vor den zerstörenden Einflüssen der Luft und des Wassers wohlfeil und dauernd zu schützen, genügt ein aus einer Mischung von Gastheer und gelbem Ocker bestehender Anstrich, der durch seine grüne Farbe den Gegenständen auch äußerlich ein angenehmes Ansehen gibt.

Denksprüche.

Gott ist von keinem Raum, von keiner Zeit umzirkt,
Denn Gott ist da und dann, wo er und wann er wirkt.
Und Gott wirkt überall, und Gott wirkt immerfort;
Immer ist seine Zeit und Ueberall sein Ort.
Er ist der Mittelpunkt, der Umkreis ist er auch,
Weltend' und Anfang ist sein Wechseleinaushauch.

Verschiedenes

Wenn man in der Pfalz fragt, wie weit nach Paris sei, so erhält man fast überall die Antwort: 100 Stund. Diese Antwort trifft aber weit neben das Ziel. Die Entfernung beträgt nach der Bahn von Landau 576, von Neustadt 595, von Speyer 621 von Ludwigshafen 624 Kilometer; von Neustadt also nahezu 60 Myriameter.

Da der Kilometer 0,135 geographische Meilen oder 0,27 geogr. Stunden beträgt, so ist die Entfernung Neustadt's von Paris 80,325 geogr. Meilen oder etwas über 160 geogr. Stunden. (100 Kilometer = 27 Stunden, 1 Myriameter oder 10 Kilometer = 2 7/10 Stunden.) Nach Nancy sind von Ludwigshafen 271, nach Chalons 452, nach Epernay 482, nach Reims 511, nach Rouen 758 und nach Havre 850 Kilometer. Die letzte Entfernung beträgt 229½ Stunde. Von Neustadt nach Landau sind 19, nach Speyer 26 nach Ludwigshafen 29, nach Worms 51, nach Mainz 95, nach Bingen 127, nach Kaiserslautern 33 Kilometer. Die Entfernung von Kreuznach nach Saarbrücken beträgt 39 Kilometer.

Charade.

Was auf der ersten Silbe steht,
Ist schön und häßlich, wie sich's schickt,
Bald klug gleich einer Universität,
Bald wie ein Bedlam auch verrückt;
Die Silbe selbst thut nichts dabei,
So unentbehrlich sie auch sei.
Zwei neue Silben schließen sich
An jene von ganz andrer Art,
Sie dienen zwar zu Hieb und Stich,
Doch wird man auch durch sie bewahrt;
Sie kommen aus der Erde Schoos
Und bringen wieder auch hinein;
Es ist des jetz'gen Säkels Loos,
Durch sie gar streng regiert zu sein.
Das Ganze ziert den Ehrenmann,
Der sein Organ nicht bänd'gen kann.
Und wenn sich's hinterm Ohr erhebt,
Nach fremder Leute Gütern strebt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 150. Samstag, den 14. December **1861.**

Steter Kreislauf.

Greife nur mit vollen Händen
In das Leben frisch hinein,
Nimmer wird der Kreislauf enden
Hehrer Freuden, tiefer Pein.
Nach der Krankheit folgt Genesung,
Folgt Gesundheit oder Tod.
Leben blüht aus der Verwesung
Hoffnungsfrisch und Morgenroth.

Matt am Stabe schwankt das Alter,
Und das Herz, das müde, bricht,
Doch der Geist schwingt sich, ein Falter,
Kühn hinauf zum Sonnenlicht
Und es kommen und vergehen
Die Geschlechter fort und fort,
Untergang und Auferstehen
Ist das große Losungswort!

Weste, die uns Kühlung brachten,
Lufthauch, der in Blumen wühlt,
Hat vielleicht in heißen Schlachten
Cäsar's Heldenstirn gekühlt.
Halt' es nicht für eitle Träume,
Wenn du hörst, daß jenes Laub
Riesenhafter Palmenbäume
Einhüllt Alexanders Staub.

Auf den Gräbern unserer Väter
Steh'n wir; Wellen sind's im Meer,
Und es spannt der blaue Aether
Seinen Lichtkranz um uns her.
In dem reichen Weltgetriebe
— Scheint's auch unverständlich dir —
Schwingt die Allmacht und die Liebe
Unvergänglich das Panier.

Thor, du willst die Räder halten,
Die sich unablässig dreh'n?
Ewig wechseln die Gestalten,
Neu in Formen zu erstehn.
Reicht zum Bunde euch die Hände,
Ewig ist kein leerer Schall,
Ohne Anfang, ohne Ende
Ist das grenzenlose All.

Das unterlassene Testament.

Aus den Erlebnissen eines alten Sachwalters.

(Schluß.)

Gerade in dieser Zeit hatte mein Nachbar unerwartet um meinen Rath darüber gefragt, wie man auf möglichst verborgene Weise sein Testament machen und wie es namentlich seiner Clara verheimlicht werden könne; denn er werde doch immer älter, und er wünsche Clara sein Vermögen nach seinem Tode zuzuwenden, da er nur ganz entfernte, dazu noch sehr reiche Verwandte habe. Ich zeigte ihm hierzu den schicklichsten Weg, da er aber, während ich doch in allen Rechtsgeschäften sein Beistand war, wieder eine ziemliche Zeit verfließen ließ, ohne auf die Testamentserrichtung zurückzukommen, so lenkte ich das Gespräch darauf. Er erwiderte: „Sie haben doch wohl bemerkt, wie der junge Adolf meiner Clara in die Augen gestochen hat? Ich habe auch nichts gegen ihn einzuwenden, aber wie gleichgültig ist er gegen sie! Er wird gewiß erfahren, daß ich jetzt mein Testament gemacht habe, und denken, daß ich ihn damit ködern will, meine Clara zu heirathen; denn er ist Kaufmann und speculativ; so würde ich meinen unschätzbaren Schatz verhandeln, wie eine Waare.“ Von dieser Idee war er auch nicht abzubringen. Inzwischen hatten sich Adolf und Clara zwar auf verborgene, mir jedoch bekannt gewordene Weise

Digitized by Google

genähert. Es war zwischen ihnen zu Erklärungen gekommen; Clara konnte sich jedoch theils aus Zärtlichkeit für ihren Pflegevater, theils weil dieser ja dem Gespräche über Adolf geflissentlich auswich, nicht entschließen, sich ihrem Pflegevater zu entdecken, und verschob dadurch die Entscheidung von einer Zeit zur andern, während Adolf, bei dem abgemessenen Wesen, das mein Nachbar gerade gegen ihn beobachtete, ohne vorgängige Sondirung Seiten Clara's in Bezug auf ihres Pflegevaters Gesinnungen sich nicht vorwärts wagte.

So verging zwischen Schwanken und Hoffen wohl ein halbes Jahr, als plötzlich Adolf abbrach und, weniger seiner Neigung folgend, als dem Drängen seines Vaters nachgebend, sich mit einem reichen Mädchen verlobte. Adolf's Vater hatte gewünscht, daß sein Geschäft einst auf seinen Sohn übergehen möchte; da er aber noch mehrere jüngere Kinder hatte, so war dies nicht wohl möglich, wenn Adolf nicht eine reiche Partie machte. Gegen Clara's Person hatte er nicht das Geringste einzuwenden, auch auf sofortige Mitgift wollte er verzichten, nur das sollte sicher sein, daß sie ihren Pflegevater einst beerbe; diese Garantie sei aber nicht da.

Bei Clara's sanftem Wesen äußerte diese Wendung ihres Schicksals sich zwar nicht in leidenschaftlicher Weise: aber ein innerer Gram zehrte sichtlich an ihr, und sie zog sich von aller Welt zurück. Auch ihr Pflegevater war selten sichtbar. Was damals zwischen ihnen Beiden vorgegangen sein mochte, habe ich nie erfahren können. Plötzlich eines Morgens kam athemlos und in voller Hast meines Nachbars alter Diener mit der Botschaft zu mir, sein Herr sei plötzlich bewußtlos umgefallen, zwar wieder zu sich gekommen, aber ganz schwach; er verlange nach mir. Ich eilte hinüber und fand ihn mit verstellten Zügen im Bette liegend; mit der einen Hand hatte er krampfhaft die seiner Pflegetochter gefaßt, welche schluchzend an seinem Bette stand, die andere drückte er gegen die Brust, als wolle er einen tiefen Schmerz niederkämpfen. Die Sprache war fast verschwunden. Doch lispelte er mir zu: „Testament machen, Testament machen, Alles meiner Clara." Ich sandte sofort nach dem Gerichte, während ich in kürzester Form diese seine Willensmeinung zu Papier brachte. Ich las ihm dieses vor und fragte nochmals, ob das so sein letzter Wille sei, den er auch nachher vor der Deputation des Gerichtes anerkennen wolle. Er antwortete hastig: „Ja, ja, ja," darauf ließ ich ihn das Papier unterschreiben; es gelang, zwar in ungewöhnlich großen, zitterigen Zügen, aber doch deutlich war sein Name zu lesen. Es fehlte nur noch, daß das Testament dem Gerichte übergeben werde. Ich stand in der gespanntesten Erwartung am Fenster und schaute auf die fast noch menschenleere Straße, um nach den Gerichtspersonen zu sehen; jede Minute, die verging, erschien mir eine Stunde; der Kranke stöhnte ängstlich und preßte wiederholt zwischen seinen bleichen Lippen die Frage hervor: „kommt denn Niemand?" und drückte die Hand seiner Tochter an Mund und Herz. Ich sah, daß wir einen Sterbenden vor uns hatten, auch der inzwischen erschienene Arzt bestätigte dies, aber keine Gerichtsperson erschien. Endlich, endlich unten am Ende der Straße erscheint der Richter mit einem Actuar; sie gehen rasch; aber rascher noch breitet der Tod seine Schatten über das Gesicht des Sterbenden; doch sein Auge drückt noch Bewußtsein aus, mich bald ängstlich fragend, bald seine Tochter anblickend. Wenn er nur noch so lange lebte, daß er die Frage des Richters, ob dies sein letzter Wille sei, was er vor sich liegen hatte, zu beantworten vermochte! so dachte ich um der armen Clara willen in meinem Innern. Ja, es ist Hoffnung dazu! Die Gerichtspersonen erscheinen am Hause, sie treten ein, man hört sie deutlich die Treppe herauf eilen; die Thüre öffnet sich, der Kranke hört's, er will sein Haupt erheben, da zuckt es noch einmal über sein Antlitz, er stirbt, ehe das Gericht in's Zimmer tritt. Das Testament war nicht gemacht!

Clara war wieder eine arme Waise; verwaist von dem, dem sie ihr Lebensglück geopfert hatte. In tiefstem Schmerze noch verloren saß sie, als ihr Pflegevater kaum begraben war, in ihrem einsamen Zimmer, da erschien der unbekannte theilnahmlose Vetter des Vorstorbenen, welcher mit kaum verhehlter Freude das ziemlich bedeutende Vermögen in Empfang nahm. Ich suchte ihn unter Eröffnung alles dessen, was vorgefallen war, zu bewegen, der armen Clara wenigstens so

ed by Google

viel auszusetzen, daß sie nothdürftig leben könne. Er bot ihr darauf ein Geschenk von hundert Thalern an, womit er nach seiner Meinung etwas Besonderes zu thun glaubte. Sie lehnte dies aber in gerechtem Stolze ab, verließ Stadt und Haus und ward Diaconissin.

Es existirt ein alter Aberglaube, daß der Tod nahe vor der Thüre stehe, sobald man sein Testament mache. Wie viel Beeinträchtigungen, Streit und Unglück diese von Vielen geglaubte Albernheit schon zur Folge gehabt, davon wissen am besten die Gerichte und Sachwalter zu erzählen. Wenn nun mein Nachbar auch nicht zu diesen Abergläubischen gehörte, so lag doch der tiefeingewurzelte Widerwille gegen das „Testamentmachen" auch bei ihm vor und vernichtete schließlich seinen Lieblingswunsch, die treue Pflegerin seines Alters vor Sorge und Noth zu schützen. Tausend ähnliche Fälle lassen sich noch anführen, und nicht dringend genug kann es jedem Besitzenden an das Herz gelegt werden, in Zeiten der Gesundheit und des Wohlbefindens über die Verwendung seines Eigenthums zu bestimmen, d. h. sein Testament zu machen.

Die atmosphärische Briefpost in London.

So viel wir wissen, ist bis zum gegenwirtigen Jahr 1861 noch kein menschliches Wesen je durch eine Röhre geblasen worden, obgleich gar manche ihren Weg durch Röhren auf viele andere Weise bewirkt haben: der ältere Brunel z. B. durch seine dicke Röhre, de Themse-Tunnel, unter Umständen großer un mannichfaltiger Schwierigkeit, und sein Sn, der Brunel des Broad Gauge und des Gut Eastern, durch die Röhre, die den Namen Box Tunnel trägt. Robert Stephenson war einer der Ersten, welche durch die mächtige Röhre der Britannia-Brücke über den Menai gingen; der Prinz von Wales ritt durch die noch mächtigere Röhre, welche die Victoria-Brücke in Montreal bildet; Wasserwerkarbeiter und Gaswerkarbeiter müssen oft durch eiserne Röhren von genügendem Durchmesser hindurchkriechen; Sir William Herschels Familie ging durch die Röhre seines majestätischen reflektirenden Teleskops in Slough. Diese und andere Beispiele sind uns Allen mehr oder minder bekannt; allein durch eine Röhre geblasen zu werden, das ist etwas ganz Anderes. Wir sprechen von der „Pneumatic Dispatch Tube", einer Röhre, die vielleicht eines Tags unsere Briefe und Pakete und, so viel wir sagen können, alle andern Waaren mit Ausnahme des Fleisches, das, wie bekannt, nicht „geblasen" werden darf, vom einen Ende der Hauptstadt zum andern befördert. Diejenigen, welche diesen Gegenstand als eine Sache mechanischer Wissenschaft betrachten, wissen, daß man mit comprimirter und expandirter Luft, als Bewegungskräften, in früheren Jahren vielfache Versuche angestellt hat. Der heutige Pneumatic Dispatch-Plan ist nicht neu; er ist nur eine Verbesserung dessen, was lange zuvor schon die spekulativen Fähigkeiten scharfsinniger Männer in Anspruch genommen hatte. In einem Bezirk, welcher dereinst einen Theil der Battersea Fields bildete, jetzt aber ein neu angelegtes Werft und ein Kai ist und der Vauxhall Waterworks Company gehört, ist zeitweilig eine ungefähr eine Viertelmeile lange schlangenförmige Röhre gelegt. Sie befindet sich meist an der Oberfläche des Bodens, aber in einigen Theilen entweder oberhalb derselben auf Stützen oder wenig unterhalb derselben eingegraben; es sind eine oder zwei scharfe Kurven in der Röhre, und fast eben so steile Steigungen wie die von Holborn Hill. An einem Ende ist ein kleiner Zug eiserner Wagen, am andern Ende ein Maschinenhaus mit einer Dampfmaschine und einer Luftpumpe. Die Röhre ist ungefähr 30 Zoll im innern Durchmesser und hat im Querschnitt eine einigermaßen einem Bienenkorb ähnliche Form. Sie besteht aus einzelnen Stücken, welche so zusammengenietet sind, daß sie von einem Ende bis zum andern luftdicht ist. So ist die Röhre beschaffen. Die Wagen haben einige Aehnlichkeit mit Wiegen, sie besitzen einen Querdurchschnitt genau wie der der Röhre, aber etwas kleiner, und sind oben offen, ausgenommen an und nahe den beiden Enden. Jeder Wagen ist ungefähr 7 Fuß lang und sehr stark aus Eisen gemacht; 4 Räder lassen ihn auf einer Miniatureisenbahn innerhalb der Röhre laufen. Hier haben wir also eine Eisenbahn innerhalb einer Röhre und einen Zug von 2 oder 3 Wagen, um sich darauf

fortzubewegen. Am andern Ende der Röhre ist ein kleines zeitweiliges Maschinenhaus mit Maschinerie. Eine Dampfmaschine bringt eine sehr große vertikale Scheibe, oder ein mehr als 20 Fuß im Durchmesser haltendes Rad in sehr schnelle Drehung. Die Scheibe ist aus Eisenblech gebildet und wie zwei riesenhafte Uhrgläser gestaltet, deren concave Flächen nach innen gekehrt sind, und welche an ihren Rändern bis auf etwa einen Zoll zusammentreffen; die hohle Achse dieser Scheibe steht mit dem einen Ende der Röhre in Verbindung. Wenn die Scheibe in ihrer reißend schnellen Umdrehung begriffen ist, wird die Luft mit Gewalt zwischen den beiden Oberflächen durch die Centrifugalkraft herausgetrieben, was eine Aufsaugung hervorbringt, durch welche eine große Luftmasse der Röhre entzogen wird. Wäre das entfernte Ende der Röhre ganz geschlossen, so würde diese Aufsaugung ihren Fortgang haben, bis fast ein Vacuum erzeugt wäre; wäre es aber nur durch einen eisernen Wagen geschlossen, der ringsherum einen kleinen Rand läßt, so würde das Vacuum ein sehr partielles sein. So partiell es indessen ist, so ist das Vacuum doch hinreichend, um die allerschnellste Fortbewegung des Wagens durch die Röhre hindurch hervorzubringen. Da die verdünnte Luft vorn und die gewöhnliche Atmosphäre hinten ist, so wird der Wagen mit einer von der Differenz der beiden Luftarten abhängenden Kraft vorwärts getrieben, und diese Kraft ist weit beträchtlicher, als man vermuthen möchte. Ein Zug von zwei Wagen, deren jeder 700 oder 800 Pfd. wiegt, wird in 30 oder 40 Sekunden durch die eine Viertelmeile lange Röhre getrieben, eine Geschwindigkeit, welche gleich ist einer solchen von 20—30 (engl.) Meilen in der Stunde. Wer diese Versuchsstation in Augenschein nehmen will, dem zeigt man, wie diese mit mehreren Ctrn. in Säcke gefüllter Steine, welche Waaren oder Pakete vorstellen sollen, beladenen Wagen durch die Röhre geschossen werden, und immer und immer wieder kann man sehen, daß die furchtbare Masse eine Viertelmeile entlang in dem Bruchtheil einer Minute fortgetrieben wird.

(Schluß folgt)

Denksprüche.

Was ist das, was die Welt nennt mit dem Namen gut?
Fast immer ist es das, was Jeder will und thut.

Verbannung immer ist die allerkleinste Reise,
Verbannung aus dem Bann geweihter Zauberkreise.
Wie fest der Zauberbann ist um dein Haus gezogen,
Das merkst du dann erst, wann du bist heraus gezogen.
Mit der Entfernung nimmt nicht ab, nimmt zu der Zug
Und zieht in deinen Kreis zurück dich bald genug.

Verschiedenes.

Der Kaiser des himmlischen Reichs -- seinen chinesischen Namen haben wir vergessen -- hat sich an der Chartreuse den Tod angetrunken. Der unter dem Namen Chartreuse bekannte Liqueur wird von den Mönchen der großen Karthause bei Grenoble zubereitet. Sie benutzen dazu wildwachsende Pflanzen, welche in dem Bereiche ihres hoch auf einem Felsen gelegenen Klosters vorkommen. Es gibt drei verschiedene Qualitäten Chartreuse, die gelbe, die grüne und die weiße; die weiße ist die stärkste und theuerste: die Flasche wird mit 10 Frs. bezahlt. Das herrliche Getränk hat ein Aroma, das man bei den feinsten Liqueuren von den Antillen vergebens suchen würde, und ist, mäßig genossen, der Gesundheit zuträglich. Früher verkauften die Patres ihr duftendes Fabrikat, das wie flüssiger Sammt über die Zunge rieselt, nur an Reisende, die das Kloster besuchten. Er fand raſch Beifall und wurde bald so allgemein gesucht, daß er nunmehr in Paris öffentlich verkauft wird.

Der edelste Sieg über die Lästerungen, sagt Franklin, wird dadurch erfochten, wenn man davon keine Kunde nimmt, oder dazu lächelt.

Auflösung der Charade in Nro. 149:
Halseisen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 151. Dienstag, den 17. December **1861.**

Sag's deiner Frau.

(Eine Alltagsgeschichte.)

„Es meiner Frau sagen?" sprach Walter halb lachend, halb ängstlich vor sich hin. „Warum nicht gar. Das würde mir viel helfen! Was versteht sie vom Geschäft, von Geldsachen und von Handelsvortheilen? Nein, nein; da ist nichts zu hoffen."

Und Walter schüttelte mit ungeduldiger Miene ein Journalblatt, in welchem der Herausgeber den Geschäftsleuten empfahl, ihren Frauen nichts zu verheimlichen, wenn sie in eine bedrängte Lage kämen. „Sprecht ohne Rückhalt mit ihnen über eure Angelegenheiten", stand da zu lesen. „Unterrichtet sie genau von euren Verhältnissen und theilt ihnen eure Verlegenheiten, wie auch die Pläne mit, durch die ihr euch aus denselben herauszuwinden hofft. Glaubt mir, in zehn Fällen werden sie euch neun Mal an die Hand gehen können. Frauen haben einen scharfen Blick. Sie kommen auf einem schnelleren Wege, als dem des Nachdenkens, zu einer Entscheidung und verstehen sich darauf, schwierige Fragen zu lösen, ehe ihr selbst sie in ihrer ganzen Ausdehnung erfaßt habt. Haltet daher vor euren Frauen nichts geheim, wenn ihr in Bedrängniß seid. Je besser sie unterrichtet sind, desto klarer werden sie in der Sache sehen."

„In der Theorie recht schön", sagte Walter, indem er das Papier auf den Tisch warf und sich in seinem Stuhl zurücklehnte; „aber auf meinen Fall paßt sie nicht. Es Lieschen sagen? Ich möchte mich nur selbst sehen, wie ich das anbrächte! Man muß in der That scharf in der Klemme stecken, wenn man heimgehen und über Geschäftssachen sich bei einer Frau Raths erholen soll."

Walter ließ den Gegenstand fallen. Aber die Unruhe, die auf seinem Geiste lastete, wollte nicht weichen. Sein Geschäft war im letzten Jahre gar nicht gut gegangen. Ein flauer Verkehr und böse Schuldner hatten ihn sehr zurückgebracht, so daß er nicht sah, wie er sich in nächster Zeit forthelfen sollte. Wenn es nicht besser ging, als die letzten sechs Monate, so durfte er nicht hoffen, seinen Verbindlichkeiten nachkommen zu können.

„Ich muß mehr Capital haben; das ist klar", sagte er vor sich hin. „Das kriege ich durch einen Associe. Compagnie-Geschäfte sind freilich nicht nach meinem Geschmack; denn es hält schwer, zwei Köpfe unter einen Hut zu bringen, und wenn man gar mit einem Schelm zu thun hat, so geht vollends Alles hinterrücks. Aber ich sehe nicht, wie ich anders aus dieser Klemme herauskomme. Mein eigenes Capital reicht nicht aus für den Umfang meines Geschäfts; es muß also mehr her, und Lorenz, der gern auf meinen Plan einginge, sagt, er habe über zwölftausend Gulden zu verfügen. Der Mann gefällt mir zwar nicht recht, denn er geht mir allzu viel seinem Vergnügen nach; aber ich brauche ja nur sein Geld und nicht seine Geschäftshülfe; er kann daher, wenn er will, mein stiller Associe sein. Ich will ihn doch heute Abend aufsuchen und die Sache mit ihm besprechen. Wenn er zwölftausend Gulden einzulegen vermag, so wird die Geschichte sich arrangiren lassen."

Walter trug sich fortwährend mit diesem Gedanken, bis er Abends den Laden schloß und nach Haus zurückkehrte. Nachdem er sein Abendbrod eingenommen hatte, schickte er sich zum Ausgehen an. Als er seinen Ueberrock herunterlangte, schien ihm eine Stimme in's Ohr zu flüstern:

Digitized by Google

„Sag's deiner Frau. Sprich mit ihr darüber.“

Aber er wies den Gedanken mit Unwillen zurück und fuhr in die Aermel.

„Wo willst Du hin, Walter?“ fragte ihn seine Frau, die eben aus der Küche hereinkam.

„Ein bischen hinaus“, versetzte er. „In einer halben Stunde bin ich wieder zurück.“

„Wo hinaus?“

„Sag's ihr, Walter; sprich mit ihr davon“, klang es wieder in seinen Ohren.

„Unsinn! Was versteht sie vom Geschäft? Sie kann mir doch nicht helfen“, lautete trotzig seine innerliche Antwort.

„Sag's deiner Frau!“ dröhnte es fort und fort, als wollte die Warnung kein Ende nehmen.

„Darfst Du mir nicht sagen, wohin Du gehst?“ fuhr Frau Walter fort. „Hast Du Geheimnisse vor mir?“

„Oh, 's ist nur wegen einer Geschäftsangelegenheit. Ich will Lorenz aufsuchen.“

„Den Rudolph Lorenz?“

„Ja.“

„Sag's deiner Frau“, klang es fast laut in seinem Ohr.

„Was hast Du mit ihm zu schaffen?“

„Sag's ihr!“

Walter stand unschlüssig. Was nützte es, wenn er es ihr sagte?

„Sprich, Walter. Du bist in letzter Zeit immer so wortkarg gewesen. Es ist Dir doch hoffentlich nichts Widerwärtiges zugestoßen?“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und schmiegte sich liebevoll an ihn an.

„Nichts Besonderes“, versetzte er in ausweichender Weise. „Der Handel ist in letzter Zeit gedrückt gewesen.“

„So? Das thut mir leid. Aber warum sagst Du mir nichts davon?“

„Was hätte es genützt, wenn ich Dir das Herz schwer gemacht hätte?“

„Das hätte sehr viel nützen können. Wenn das Geschäft des Mannes flau geht, muß die Frau ihr Augenmerk auf die Ausgaben richten; aber wenn sie nichts davon weiß, so treibt sie den Haushalt vielleicht in einer Weise fort, die sich nicht mit den Verhältnissen verträgt. Ich bin der Meinung, daß Männer ihre Frauen stets unterrichten sollten, wenn in den Geschäftsgang eine Stockung kömmt.“

„Wirklich?“

„Ei freilich. Und welchen bessern Grund könnte ich Dir dafür namhaft machen, als den bereits angegebenen? Wenn eine kluge Frau weiß, daß weniger eingeht, so wird sie auch die Ausgaben danach zu regeln bemüht sein. Komm, Lieber; zieh Deinen Rock aus, nimm Platz und laß uns die Sache weiter besprechen, ehe Du zu Lorenz gehst.“

Walter ließ sich von seiner Frau aus dem Ueberrock helfen, der sofort wieder am Kleiderrechen versorgt wurde.

„So, Walter; sprich jetzt frisch vom Herzen weg und halte mit nichts zurück. Laß mich das, was Dich drückt, in seiner vollen Ausdehnung wissen.“

„Nun, die Sache ist für den Augenblick so arg nicht; ich bin nur wegen der Zukunft bekümmert. Es drohen schlimme Zeiten, und denen möchte ich vorbeugen, Lieschen.“

„Das ist klug und löblich“, entgegnete seine Frau. „Aber sag' mir jetzt, warum Du Herrn Lorenz besuchen willst.“

Walter senkte den Blick zu Boden und blieb eine Weile stumm sitzen. Dann sah er auf und sprach:

„Die Sache verhält sich so, Lieschen: ich muß mehr Capital in's Geschäft haben. Ohne mehr Mittel geht's nicht. Nun kann Lorenz, wie er versichert, zwölf tausend Gulden einlegen, und ich glaube, er wird sich gern mit mir associiren. Wenigstens hat er mich dies schon einige Male merken lassen.“

„Und in dieser Absicht willst Du ihn besuchen?“

„Ja.“

„Thu' es nicht, Walter“, versetzte seine Frau mit Nachdruck.

„Warum nicht?“ fragte Walter.

„Weil er kein Mensch für Dich ist, und wenn er noch einmal so viel einlegen könnte.“

„Dies ist keine Antwort auf mein Warum.“

„Aber wenn ich Dir sage, daß seine Frau eine Verschwenderin ist?“

„Was weißt Du von ihr?“

„Nur was ich gesehen habe. Ich bin zwei oder drei Mal bei ihr gewesen und mußte da wohl wahrnehmen, in welchem Styl ihr Haus möblirt ist; im Vergleich mit unserer Einrichtung sieht es dort palastartig aus. Und wie sie sich kleidet! Sie braucht für Putz und Kleider allein ein kleines Vermögen. Nein,

by Google

nein, Walter, verlaß Dich darauf, Herr Lorenz ist nicht Dein Mann. Mit seinen zwölftausend Gulden ist er fertig, ehe zwei Jahre herum sind."

(Schluß folgt.)

Die atmosphärische Briefpost in London.

(Schluß.)

Sollte ein abenteuerlustiger Mann einen persönlicheren Versuch mit dieser außergewöhnlichen Reiseart machen wollen, so werden die HH. Latimer Clark und Rammill, die Genii loci, nichts dawider einzuwenden haben, sondern vielmehr Alles aufbieten, um es ihm so behaglich als möglich zu machen. Einer der Wagen wird seiner mit Steinen gefüllten Säcke entleert, und eine saubere Matratze an deren Stelle gelegt. Der Reisende legt sich in seine eiserne Wiege und wird mit einem wollenen Tuche bedeckt, um seine Kleider vor Staub zu schützen. Man ertheilt ihm ernste Ermahnungen, seinen Kopf nicht in die Höhe zu heben, damit er keiner Gefahr ausgesetzt werde. Er harrt nun ruhig und voller Spannung auf die Bewegung, um zu sehen, welcher Art das Leben sein müßte, wenn man durch eine eiserne Röhre reise, und ob er am andern Ende wie ein Schuß aus einer Armstrongkanone herauskommen werde. Der Wärter stößt den Wagen oder die Wiege in die Mündung der Röhre, und dann ist Alles Dunkelheit, und überdies, an einem Augusttag, Alles sehr heiß. Sogleich, als ob eine unsichtbare Hand hinten stoße, fängt die Wiege an, sich zu bewegen, und dann folgt ein Brummen und Summen und Zischen und Rasseln und Rumpeln, das er nicht zu schildern vermöchte, selbst wenn er der Sprache noch so sehr Meister wäre. Ab fährt er nun, den Abhang hinunter, welcher Holborn Hill vorstellen, den Abhang hinauf, der ein Bild von Skinner Street geben soll, und um Winkel von verschiedenen Graden herum. Da er weiß, daß die Spitze seiner Nase nicht sehr fern ist von dem Obertheil der Röhre, so bleibt er ruhig und vorsichtig, das Beste hoffend und voller Zuversicht, daß seine dunkle Wanderung durch unendlichen Raum da und dort in Tageslicht und fester Erde endigen werde. Endlich hört er einen Schlag; er weiß noch nicht, was dies ist, allein es ist das Aufspringen einer Klappe oder Thüre am ferneren Ende der Röhre — und er schießt hinaus in das Licht des Tages, gesund und wohlbehalten, obgleich ein wenig verwirrt über diese sehr sonderbare Reise. Die Anordnungen sind so genau gemacht, daß der Wagen nur sehr wenige Fuß von der Mündung der Röhre zum Stehen kommt; wäre dies nicht der Fall, so würde Wagen, Mann und Alles kopflings in die Themse geschleudert werden. — Diese große Röhre ist das Muster derjenigen, die man unterhalb einiger der Straßen Londons zu legen gedenkt. Wir haben die Postleute zur Ablieferung der Briefe, die Eisenbahnkarren und die Packetablieferungskarren zur Ablieferung der Packete, und den Telegraphen zur Ablieferung der Botschaften; allein es scheint uns noch Etwas zu fehlen, das mehr ist als Alles dies. Eine schnelle Beförderung von Briefsäcken zwischen St. Martin's le Grand und den verschiedenen Centraldistriktsbureaus wird ebenso als ein großes Bedürfniß gefühlt, wie zwischen dem Hauptbureau und mehreren Eisenbahn-Endstationen. Allein dies ist nur ein Theil des Dienstes, den die Pneumatic Dispatch Company zu leisten gedenkt. Es sind jezt mehrere Jahre, seit die Elektrische Telegraphencompagnie eine Röhre legen ließ von ihren Stationen in Cornhill und an der Stockbörse nach der Station in Lothbury. Anstatt die Mühe zu haben, die Botschaften abzuschreiben und sie durch Menschenhand befördern zu lassen, wurden die Papierschnitzel selbst in die Röhre gelegt und in etwa 30 Sekunden hindurchgeblasen. Der Plan entsprach so gut, daß seitdem andere Röhren gelegt worden sind, und die 4 Stationen in Cornhill, Stockbörse, Mincing Lane und Lothbury stehen nun in Verbindung mit einer Centralstation in Moorgate Street, an welche Papierstreifen geblasen werden mit Botschaften, die nach allen Theilen der Welt versendet werden sollen. Es ist ein kleiner Anfang, aber er ist vielverheißend. Die Depeschen werden in einen kleinen, mit Filz umhüllten Cylinder gelegt, und dieser Cylinder stellt offenbar den eisernen Wagen des größeren Apparats dar. Die Röhren sind klein; allein die für die Brief-

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 153. Samstag, den 21. December **1861.**

Advent.

Es ist gewißlich wahr:
Ihr Ende findet jede Pein.
Verschlang die Nacht jedweden Schein,
Den Tag sie doch gebar.
Streut auch mit vollen Händen
Das Unglück seine Saat,
Es muß sich einmal wenden
Zur Lust früh oder spat.

Es ist gewißlich wahr:
Und wär' er noch so schwach und fern,
Es winket uns ein Hoffnungsstern
In Trübsal und Gefahr.
Die Sonne muß sich heben,
Da sie am tiefsten kam,
Zur Lust und neuem Leben
Im Frühling wundersam.

Es ist gewißlich wahr:
Hat dich bestrickt ein Herzeleid,
Du freust dich doch zur Weihnachtzeit,
Da scheint ein Licht so klar.
Es dringt in dein Gemüthe,
Es mahnt dich, ach! so treu,
Und der verheißne Friede,
Er wird dir wahrlich neu.

Tanne und Pappel.

(Ein Wintermärchen.)

Die Tanne und die Pappel standen beisammen am Bache, als nächste Nachbarinnen. Wenn nun Alles ringsum still war im Felde und nur der Abendwind die Blätter und Halme rührte, da flüsterten die beiden Nachbarinnen ganz vertraulich mit einander und vertrauten sich gegenseitig ihre innersten Geheimnisse an. Nur wußte die Pappel gewöhnlich zu vielerlei, sprach geringschätzend von Andern und nur von sich immer das Beste und hörte manchmal den ganzen Tag nicht auf, der gutmüthigen Nachbarin Tanne vorzupappeln; denn die Pappel war etwas eitel und eingebildet, hörte sich überaus gerne reden und that dabei so herablassend gegen die Tanne, als ob sich's die zur größten Ehre schätzen müßte, mit ihr sich unterhalten zu dürfen. Sie dünkte sich eben viel erhabener, als die Nachbarin.

So sagte sie einmal, indem sie etwas verächtlich die Tanne ansah:

„Hört, Nachbarin Tanne! Ihr seid doch recht bemitleidenswerth! Jetzt in der schönen Sommerszeit, wo Alles in grüner Blättertracht im Sonnenschein steht, habt Ihr noch immer Euer rauhes, dunkles Winterkleid an. Seht nur mich an, wie freundlich lachend, leicht und schön ich gekleidet bin. Ich darf mich sehen lassen. Habe aber auch eine schöne, stattliche Figur." —

„Ja, ja, Ihr seid sehr lange, Frau Base!" sagte die Tanne dazwischen und machte eine höfliche Verbeugung, da gerade der Wind ihren Wipfel bewegte.

Obgleich nun die Pappel das sehr gnädig aufnahm, sagte sie doch:

„Ich bitt' Euch, neigt Euch nicht zu sehr zu mir herüber. Ihr könntet mir leicht mit Euerm rauhen Kleid mein schönes Sommergewand verletzen, wenn Ihr nicht in gehöriger Entfernung bleibt." —

Da zog sich die gute Tanne wieder zurück und stand da wie gewöhnlich, wenn auch etwas gekränkt durch die eitle Nachbarin. Die merkte es gar nicht, was die Tanne leise vor sich hinseufzte, und sprach lustig weiter:

„Ich bin eine feine Dame, meiner Ab-

Digitized by Google

stammung nach eine Ausländerin und von edelm Anstande, — ich kann mich in Eure deutsche Art nicht recht finden. Wie meint Ihr, Tanne, wir passen doch eigentlich nicht für einander!"

„Ja, manchmal kommt mir's auch so vor," sagte die Tanne bescheiden zurückweichend, denn der Wind wehte von der Pappelseite her.

Die Pappel aber fuhr fort:

„Sieh', Du bist von recht gemeinem Stamme und scheinst auch nur auf der Welt zu sein, um zu dulden und zu ertragen. Was steht Dir noch für ein Loos bevor? Wenn der Winter kommt, hacken sie Dich vielleicht um, damit Du Ihre Zimmer erwärmest. Oder sie machen Dich gar zum Maste eines schmutzigen Kauffahrteischiffes, oder vielleicht macht man aus Dir eine Wiege, einen Sarg und wirft Dich in die Grube. Arme, arme Tanne! Ich dagegen bleibe stehen und prange!"

So pappelte die Pappel. Und die Tanne dachte einen Augenblick lang: „Ja, Pappelbase, — Du bleibst stehen und prangest, weil Du zu nichts Besserem zu gebrauchen bist!" Aber ihr bescheidener Sinn ertrug nicht lange diesen Gedanken und sie seufzte recht sehr, denn sie fing nach und nach an, selbst an ihr Elend zu glauben. Als das die Pappel merkte, rückte sie der armen Nachbarin noch andere Uebel für deren Zukunft vor und pappelte immer schadenfroher, je mehr der Wind durch ihre Blätter strich, und plauderte viel eitles Wesen in ihrem Hochmuthe. Da dachte denn doch die Tanne:

„Pappel nur zu, Pappelbase, da das Pappeln einmal in Deiner Natur liegt. Ich will des Weiteren harren. —"

Und von nun an ertrug sie von der stolzen Nachbarin alles Plaudern geduldig.

Siehe da, der Herbst kam mit der Zeit und der Wind strich kühler über die Haberstoppeln. Das machte der Tanne in ihrem rauhen Kleide nichts, denn sie war das schon so gewöhnt. Aber die Pappel! O weh! Die hätt' jetzt gern mit den Kindern, die unten saßen, gesungen:

„Wind, Wind, weit hinweg, — Sonn', Sonn', daher!"

Aber wenn's Abend ward und die grauen Nebel kamen, da ging es ihr noch übler. Die eitle, zimperliche Pappel fühlte sich bald unwohl in ihrem leichten Sommerkleide. Und als der Herbstwind immer kecker daher blies, da ward sie gar ärgerlich und krittlich und schien zuletzt noch die Gelbsucht bekommen zu haben. Ihr hübsches Aeußere war dahin und sie sah nach und nach aus wie geschminkt, denn das Laub färbte sich roth und bleich und fiel schon allmälig ab. Wäre die Nachbarin Tanne nicht gewesen, so würde es noch schneller mit ihrer Schönheit vorbei gewesen sein, doch jene gedachte der alten Freundschaft und hielt so viel wie möglich den rauhen Wind von der zarten Nachbarin ab. Aber sie konnte sie doch nicht völlig schützen. Die Zierde, der Schmuck der Pappel, die zarten, grünen Blätter waren welk geworden und fielen nach und nach völlig ab, und eines Tages stand die vorher so stolze Pappel traurig und verlassen da, all ihrer Schönheit beraubt, neben ihrer früher so verachteten Freundin.

Jetzt hat doch die Pappel ihr Unrecht eingesehen, meinst Du?

O nein!

Verdrießlich, neidisch, wie es nur eine Pappelbase von ihrer Sorte sein kann, sah sie jetzt auf die Tanne hin, die unangefochten von dem Wetter in ihrem grünen Gewande da stand und recht gut ausschaute. Selbst die Winterstürme thaten ihr nichts, die die Pappel wohl ganz zu Boden gerissen hätten, wenn die gute Nachbarin nicht gewesen wäre. Bald schneite es und wurde empfindlich kalt. Das brachte der stolzen Pappel viel Leid, während die Tanne es dagegen leicht ertrug. Ja, der Winter verlieh ihr erst neue Reize, indem der Winterreif ihre Nadeln überhauchte, als wären sie überzuckert oder als sei die ganze Tanne ein blühender Apfelbaum im Maien. Und die Sonne und der Mond schauten herunter und gossen ihr Licht über die Tanne, daß es blitzte, wie von Millionen Diamanten.

Und die Leute, die vorübergingen, sagten:

„Ei, welch' schöner Baum! Wie sieht die Tanne prächtig aus!"

Da verging die Pappel fast vor Neid und Aerger, denn die Tanne stand gar schön und herrlich da, ohne daß diese selbst es nur wußte. Und sie war so gut und bescheiden wie früher und bemitleidete die herabgekommene Pappel, — ja sie hätte ihr gerne die Hälfte ihres

gitized by Google

Schmuckes gegeben, wenn es nur angegangen wäre.

So war es bis tief in den Advent hinein. Da kam eines Tages ein Mann daher mit der Axt in der Hand. Der blieb vor den beiden Bäumen stehen — und schaute sie an.

„Die Pappel da taugt zu nichts, — aber die Tanne — welch' schöne Zweige sie hat!"

Und damit hieb er zum Schrecken der Tanne ihr einen Ast ab, den er sofort heimtrug in sein Häuslein, das im Felde stand. Da war die Tanne ganz außer sich vor Trauer bei all' ihrem Winterschmuck, wie eine Mutter, welcher durch den Tod ihr Kind entrissen wurde. Der Schmerz durchschauerte sie und die Reifperlen rollten über die Nadeln zu Boden, gleich gefrorenen Thränen.

„Jetzt hat sie doch auch ihr Leid! Hm! Hm!" sagte da die Pappel innerlich befriedigt, da sie die Tanne so traurig sah. „Jetzt trag' ich das meinige noch einmal so leicht, da diese Tanne nun auch traurig sein muß."

Es hatte die Pappel bereits schon alle Freundschaftsdienste der Nachbarin vergessen und diese stand recht betrübt, und wenn der Wind durch ihre Aeste wehte, da hörte man sie seufzen und klagen.

So seufzte und klagte sie bis in die Nacht hinein und schwankte mit ihrem Haupte bald nach dieser Seite, bald nach jener und der Schmerz beugte sie fast zu Boden, da der Wintersturm wehte. Sie sah über das öde Schneefeld hin, das die Sterne beleuchteten. Es war aber am heiligen Abend und ein helles Glöcklein tönte mit einem Mal durch die stille Nacht und wenn man dahin sah, woher es erscholl, da schaute man durch ein hellerleuchtetes Fenster in die Stube des Häuschens im Felde. Und darinnen sah man viele Lichtlein blitzen und schimmern und in ihrem Glanze einen Tannenast zum schönsten Christbaum herausgeputzt, prangend in traulicher Schönheit und Zierde. Denn aus seinen grünen Nadeln winkten goldene Nüsse und rothe Aepfel, und kleine Engelsfiguren von Flittergold saßen auf den Zweigen. Aber die Kinder des Hauses standen da, heiligen Schauers und unsäglicher Freude voll und schauten auf den Christbaum und es däuchte ihnen, sie sähen in den Himmel selbst hinein. Drauf hüpften sie lachend umher und sangen fromme Weihnachtsweisen und es klang wunderbar hell durch's Fenster auf das stille Feld in der Nacht hinaus, bis dahin, wo die Tanne mit der neidischen Nachbarin stand.

Und war die Tanne noch so betrübt?

O nein!

Die schüttelte es jetzt vor lauter Seligkeit und Freude und sie konnte sich gar nicht satt sehen an der Herrlichkeit und Pracht, in welcher der kleine Tannenzweig stand. Wenn eine Mutter im Traume ihr verstorbenes Kind als Engel im Himmel sieht mit allem Schmucke des Herrn angethan, da weint sie nicht mehr, sondern kann wohl fröhlichen Herzens werden. Gerade so war es der Tanne, da sie das Christbäumchen sah, und sie konnte wohl getröstet sein. Die Pappel aber wollte vor Aerger vergehen und schwieg ganz still und ich weiß nicht, ob sie je wieder ein Wörtlein mit der Tanne gesprochen hat. —

Photographische Leiden.

Von keinem Menschen wird so „viel für's Geld" verlangt, wie von ihm, an keiner Arbeit findet man so viel auszusetzen, als an der seinigen, und doch kann er nicht mehr thun, als vorzügliche Apparate liefern und die Zeit der Sitzung genau abwägen, gerade die strengste Pflichterfüllung aber wird oft für ihn zu der Klippe, an welcher er scheitert. Der Photograph hat mit der schlimmsten Schattenseite im Menschen zu kämpfen: mit der Eitelkeit; je häßlicher ein Gesicht, je größer ist die Vorstellung, welcher dasselbe als Maske dient, von seiner Schönheit, und das Publikum sieht sich enttäuscht und erschreckt der Wahrheit gegenüber, welche die Maschine auf das Papier bringt. Hier liegt die Kluft zwischen Photographie und Malerei: die Wiedergabe der vergeistigten, idealen Wesenheit der Züge ist der Triumph der Kunst, sie gibt auch ohne Farbe die Seele des Menschen in ihren Schöpfungen wieder; die Photographie dagegen gibt ein getreues Abbild des materiellen Gesichts, mehr kann sie nicht leisten. Was durch die sogenannte Retouche geschieht, ist selten eine Verbesserung. Das aber begreift die Menge nicht, sie will nicht nur gute, sondern auch schöne Bilder haben, und da dies

Digitized by Google

selbstverständlich nur selten möglich ist, so macht man den armen Photographen zum Sündenbock für die getäuschte Hoffnung. Alte Weiber wollen jung, schielende Männer grad-blickend, Corpulente schlank, Spindeldürre gewichtig erscheinen. Der erste Gang zweier Verlobten gehört dem Photographen. In ihrem Leben fühlte sich die Braut nicht so selbstbewußt, so selig als heute, wo sie am Arme ihres Zukünftigen „abgenommen" werden soll; alle Freuden, alle Schmerzen, ja selbst der Umstand, daß sie längst zum „alten Register" gehört, sind vergessen in dem Augenblick, wo die Sitzung beginnt. Sie legt ihr Gesicht in die schönsten Falten, schlägt die Augen zum Himmel auf, und eben soll die Maschine zu arbeiten beginnen, da ruft sie schnell: Ach Gott, sieht man auch den Ringfinger meiner linken Hand?" — „Ja wohl — ruft der ängstliche Photograph — bitte nur still zu sitzen." Jetzt ist's geschehen. Mit stürmischer Ungeduld wird das Resultat erwartet, der Photograph zeigt die Glasplatte und hält einen dunklen Stoff dagegen, damit das negative Bild positiv erscheint. Da prangt das Gesicht der holdseligen Jungfrau in dem Sonntagsgewande, welches sie ihm angelegt und welches von dem Alltagsgesichte natürlich sehr verschieden ist. „Gott, das soll ich sein?" ruft sie aus. Der Photograph meint, das Bild sei vortrefflich, auf dem Papier mache sich das Alles anders. Man tröstet sich und geht, aber man holt bald das fertige Bild ab und ist nun erst recht untröstlich. „Ach, wenn ich so aussähe, hättest Du mich gewiß nicht gewählt, Gottlieb." „Ja, ein wenig ernst siehst Du aus", meint er — „und ich mache ein Gesicht, als ob mir eine ganze Flotte untergegangen wäre!" Und nun beginnt der Handel. Vergebens versichert der Photograph, daß er feste Preise habe; aber man findet sich ja auch nicht ähnlich, man wünscht wenigstens eine Ermäßigung für den Rahmen und findet das Bild schließlich erbärmlich und unbrauchbar, wenn der Photograph Nichts herabläßt. — Doch seine herrlichsten Genüsse bietet ihm erst die Photographie der lieben Kinder; versucht es nur, ihn glauben zu machen, daß „solchen das Himmelreich!" er wird Euch eines Besseren belehren. Mit der ganzen Fülle des Mutterstolzes kommt eine junge Frau mit drei Sprößlingen; alle sollen auf einem möglichst billigen Bilde zu Papa's Geburtstage „abgenommen" werden, aber das ist kein leichtes Spiel. Wilhelm ist vernünftig, der versteht es schon, aber Ernst versteht keinen Spaß, und Editha ist furchtbar eigensinnig und fürchtet sich vor der — Kanonenmündung an dem Kasten. Die Scene beginnt mit einem Zank der kleinen Trabanten; Mutter bringt sie endlich mit Hülfe einiger Püffe für die Herren Jungen und einiger Süßigkeiten für Editha bis zur Maschine. Endlich sind sie gruppirt. „Paßt auf, Kinder," ruft der Photograph, dem der Angstschweiß von der Stirne träuft, „da kommt ein Vögelchen herausgeflogen, steht ganz still!" jetzt soll die Arbeit beginnen; „ganz still stehen!" ruft der Photograph — „nur noch einen Augenblick!" „Wo kommt denn der Vogel?" ruft der verständige Wilhelm, und alle Mühe war vergebens. Noch zwei, drei Mal wird das Experiment wiederholt: ein Mal springt Ernst von der Stellage, das andere Mal zeigt Editha dem ungeduldigen Photographen die Zunge, endlich kommt ein Bild zu Stande. Als es aber die Mutter in Empfang nehmen soll, weigert sie die Bezahlung. „Das sollen meine drei Engel sein? Die sehen ja aus wie die Paviane!" Der Photograph indeß erkennt in diesem Ausspruche das höchste Lob für die Vortrefflichkeit seiner Maschine und sucht den beleidigten Mutterstolz zu beruhigen.

Logogryph.

Wißt, daß ich von Paris bis Wien,
Ja, bis in ferne Länder bin
Berühmt im Bücherdrucke bin.
Nehmt ihr mein letztes Zeichen hin,
So werd' ich eine Königin.
Nehmt ihr mein erstes Zeichen hin,
Steht rückwärts eine Sängerin.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 152. Donnerstag, den 19. December **1861.**

Sag's deiner Frau.

(Schluß.)

„Ei, Lieschen, Du sprichst recht rund heraus", erwiderte Walter mit einem tiefen Athemzug, „und nach dem, was Du mir sagst, fürchte ich selbst auch, daß Lorenz kein Mann für mich ist. Aber was kann ich thun?" fügte er kleinlaut bei. „Ich muß mehr Capital haben, oder —" er hielt inne.

„Oder was?" Seine Frau sah ihn fest an, ohne durch einen Zug Angst oder Schwäche zu verrathen.

„Es könnte zum Bankerott kommen."

„Es thut mir sehr leid, daß ich Dich so reden hören muß", versetzte die Frau mit einem leichten Beben in ihrer Stimme; „aber gleichwohl ist es mir lieb, daß ich es weiß. Der neue Teppich in's Besuchzimmer wird jetzt natürlich nicht gekauft."

„Oh, was dies betrifft — der Aufwand dafür kann keinen großen Unterschied machen", sagte Walter. „Das Besuchzimmer sieht so schäbig aus, und ich weiß, daß Dein Herz an dem neuen Teppich hängt."

„Wenn auch keinen großen, so macht's dennoch einen Unterschied", entgegnete die Frau entschlossen. „Beim Ueberladen reicht der letzte Strohhalm aus, das Zusammenbrechen des Kameels zu bewirken. Walter soll nicht durch die unnöthigen Ausgaben seiner Frau bankerott werden. Ich möchte den neuen Teppich jetzt nicht mehr, und wenn er mir für den halben Preis geboten würde."

„Lieschen, Du bist eine treue, brave Frau", sagte Walter, in der Gluth neuerwachter Bewunderung ihr einen Kuß auf die Wange drückend.

„Ich hoffe, dies stets zu sein", versetzte Frau Walter, „und werde mich immer willig finden lassen, meinen Mann zu unterstützen, sei es durch Sparen oder durch eigene Arbeit. Doch sprechen wir jetzt mehr von Deinen Angelegenheiten und laß mich Deine Bedrängniß näher kennen. Mußt Du die zwölftausend Gulden auf Einmal haben?"

„O nein, nein; so schlimm steht's nicht. Ich habe nur die Zukunft, die Zeit in's Auge gefaßt, für die ich Deckungsmittel bereit halten muß. Was das Geschäft selbst betrifft, so brauche ich keinen Associe. Ich bin kein Freund von Compagnon-Geschäften, da sie gern Widerwärtigkeiten und selbst Gefahren im Gefolge haben. Ich hatte nur das Geld im Auge, nicht den Mann."

„Wenn Du Dich mit Herrn Lorenz einließest, so dürfte Dir der Mann eine theure Zubuße zu dem Gelde werden. Dies ist wenigstens meine Meinung von ihm. Es freut mich übrigens, zu hören, daß Du von keiner unmittelbaren Gefahr bedroht bist. Läßt sich denn nicht vorbeugen?"

„Du meinst durch Beschränkung der Ausgaben?"

„Ja."

Walter schüttelte den Kopf.

„Verzage nicht zu früh", sagte seine Frau. „Wir wollen einen Ueberschlag machen über den Haus- und Ladenverbrauch. Angenommen, es könnten zweitausend Gulden im Jahre erspart werden, würde das nichts ausmachen?"

„Oh, wenn dies möglich wäre — aber es geht nicht — so würde es im Verlaufe recht viel ausmachen, obschon damit der zunächst drohenden Bedrängniß nicht abzuhelfen ist."

„Gesetzt, es ließen sich innerhalb der nächsten zwei Monate außer dem Ladenertrag tausend Gulden beischaffen?"

Digitized by Google

„Für diese Zeit wäre damit auszureichen. Aber woher sollen die tausend Gulden kommen, Lieschen?"

„Verzweifelte Krankheiten fordern verzweifelte Mittel", entgegnete die Frau in entschiedener Weise. „Wir wollen von unserm Hausrath alles nur irgend Entbehrliche verkaufen und das Geld in Dein Geschäft stecken. Es lassen sich daraus immerhin zwei-, vielleicht dreitausend Gulden erzielen. Mein Piano allein ist fünfhundert werth. Wir können das Haus auf ein Jahr oder zwei vermiethen, und immer wieder einziehen, wenn es besser geht."

„So weit wollen wir's noch nicht treiben, Lieschen", sagte Walter.

„Aber Etwas muß geschehen. Die Krankheit ist im Anzuge und mein erstes Rezept wird wenigstens ihre Hauptwucht brechen. Ich habe noch eine andere Zuflucht, die mir eben einfällt. Wir können zu meiner Mutter ziehen, die immer gewollt hat, daß wir bei ihr bleiben sollen. Wir kommen dann mit der Hälfte von dem aus, was uns bisher die Haushaltung gekostet hat. Schwester Anna entschädigen wir dafür, daß sie die beiden Kinder in ihre Obhut nimmt, und ich helfe Dir im Laden; damit ersparen wir den ersten Commis."

„Lieschen, bist Du bei Sinnen?!"

„Ja wohl, Walter, vollkommen, und wirst Dich davon überzeugen, ehe Du um ein Jahr älter bist, wenn Du mich machen lässest. Warum sollst Du Salair für eine Arbeit ausgeben, die ich eben so gut verrichten kann? Stelle mich an Müllers Platz, und es bleiben Dir jährlich reine zwölfhundert Gulden in der Tasche."

„Daran ist nicht zu denken, Lieschen. Wir wollen noch eine Weile warten."

„Aber wir müssen daran denken und dürfen auch nicht länger zuwarten", entgegnete die kleine Frau mit Bestimmtheit. „Mit dem Rechten muß man nicht lange zögern. Wird uns mein Plan nicht sichern?"

„Das freilich; aber —"

„So handeln wir danach und lassen uns durch keine weiteren Aber beirren. Oder —" sie blickte ihn etwas boshaft an — „willst Du vielleicht vorher mit Herrn Lorenz Rücksprache nehmen?"

„Zum Geier mit diesem Herrn Lorenz!" rief Walter.

„Recht so; und da wir seine Hilfe nicht brauchen, so wollen wir uns selbst helfen. Ich habe immer sagen hören, Selbsthilfe sei die beste und zuverlässigste. Wir können offen gegen einander sein und dürfen uns wechselseitig trauen; bei andern Leuten ist dies nicht immer der Fall. Wann wollen wir die Auction abhalten?"

„Nicht so schnell, Lieschen; nicht so schnell. Ueber die Auction sind wir noch nicht im Reinen. Man hat sichern Verlust dabei. In Versteigerungen wird kaum der halbe Ankaufpreis des Hausrathes erzielt."

„Immerhin Gewinn genug, wenn sie uns vor dem Bankerott bewahrt. Und Du sagst ja, daß wir damit bedroht seien?"

„Ich denke, es geht auch ohne dies", versetzte Walter. „Wie die Sachen stehen, gefällt mir allerdings Dein Vorschlag, an Müllers Stelle zu treten, nicht übel; denn dadurch würden immerhin jährlich zwölfhundert Gulden erspart."

„Wie kann ich Dir aber in dem Laden helfen, wenn ich die Haushaltung fortzuführen habe?" versetzte Frau Walter. „Das Haus muß mir also zuerst abgenommen werden."

„Glaubst Du nicht, daß Anna sich bewegen ließe, auf einige Monate zu uns zu ziehen? Wir können dann den Versuch weiter in Erwägung nehmen."

„Aber das Geld, Walter, das Geld, das der Hausrath einbringen wird! Darauf müssen wir zuerst sehen. Wir brauchen das Geld jetzt."

„Freilich."

„Dann muß es bei der Auction sein Verbleiben haben. Halbe Maßregeln helfen nicht, sondern verderben im Gegentheil Alles. Ich weiß, die Mutter läßt Anna nicht fort; es ist also unnütz, sich weiter mit diesem Gedanken zu plagen. Die Auction, Walter, die Auction — verlaß Dich darauf, sie ist das beste Abhilfemittel. Hast Du nur erst zwei- und dreitausend Gulden wieder in Händen, so wirst Du Dich gleich als einen anderen Mann fühlen — sie geben Dir auf's Neue Muth, Vertrauen und Thatkraft."

„Du magst Recht haben, Lieschen; aber der Gedanke an diese Auction, von der Du so leicht sprichst, will mir nicht hinunter."

„Wie bist Du so hasenherzig und fürchtest

Dich, zu thun, was Dir die Klugheit als das Rechte bezeichnet!"

„Ich war es, Lieschen, bin's aber nicht mehr. Mit einer so muthigen Frau, wie Du bist, an der Seite, brauche ich die ganze Welt nicht zu fürchten."

Eine Woche später fand die Versteigerung statt. Als der Auctionator die Rechnung abschloß, konnte er gegen fünfundzwanzighundert Gulden abliefern, die gerade zu rechter Zeit einliefen, so daß der bekümmerte Walter sich wieder leicht wie ein Vogel fühlen konnte. Acht Tage darauf trat Frau Walter als erster Commis und Cassirer in den Laden ihres Mannes ein. Anfangs gab es zwar verschiedentliche Zeichen von Rebellion unter dem übrigen Dienstpersonal; aber Lieschen hatte einen scharfen sicheren Blick, und ihr Selbstvertrauen machte allmälig einen solchen Eindruck, daß schon ihre Gegenwart die widerspenstigen Geister bezwang. Ihr Tact und ihre Thatkraft übten auch bald einen vortheilhaften Einfluß auf das Geschäft, und nach Ablauf eines halben Jahres standen die Einnahmen höher als je.

Ehe Frau Walter an der Handlung selbstthätigen Antheil nahm, war ihr Mann fast die Hälfte der Geschäftsstunden außer Haus, um die benöthigten Geldmittel aufzutreiben; jetzt hatte er stets die zur Deckung erforderlichen Baarmittel und konnte sonach auch seinem Geschäfte eine größere Aufmerksamkeit zuwenden. Dieses nahm dadurch natürlich einen Aufschwung und warf unter dem neuen System immer ansehnlichere Beträge ab, so daß nach Verfluß des ersten Jahres (um uns Walters eigenen Ausdruck zu bedienen) „Alles recht war." Nicht dasselbe konnte ein Nachbar von sich rühmen, der, um mehr Capital zu erhalten, den Herrn Lorenz zum Associe angenommen. Statt zwölftausend Gulden beizubringen, hatte dieser „Capitalist" nur dreitausend Gulden beschaffen können, dafür aber vor Ablauf des Jahres sechs- oder siebentausend Gulden aus dem Geschäft gezogen und für noch viel höhere Summen Wechsel auf die Firma ausgestellt. Eine unausbleibliche Folge dieses Gebahrens war der Bankerott des Hauses.

Als Walter von diesem Ausgang hörte, bemerkte er mit einem Achselzucken:

„Mein Nachbar dauert mich; aber er hätte vorher mit seiner Frau darüber sprechen sollen."

„Ueber was?" fragte ihn die Person, an welche er diese Bemerkung gerichtet hatte.

„Darüber, daß er mehr Capital brauche und den Lorenz zum Associe annehmen wolle."

„Was hätte ihm dies nützen können?"

„Es würde ihn vielleicht, wie mich, vor dem Verderben bewahrt haben."

„Wie Sie, Walter? Sie sind geheimnißvoll."

„Ja, wie mich. Mit dürren Worten: Vor einem Jahre fehlte es mir an Geld in meinem Geschäfte, und ich dachte an eine Verbindung mit Lorenz. Ich theilte es meiner Frau mit, und sie sagte: „Thu's nicht." Ich folgte ihr, denn sie begründete ihre Warnung damit, daß sie mir über die Verschwendung seiner Frau die Augen öffnete. Ich theilte ihr sodann meine Verlegenheit mit, und ihr klarer Kopf zeigte mir den Weg, wie ich mich herausarbeiten sollte. Vorher hatte ich freilich nur eine geringe Meinung von ihrer Einsicht in Geschäftssachen; jetzt aber möchte ich jedem Geschäftsmanne, der sich in einer Klemme befindet, zurufen: „Sag's Deiner Frau!"

Gemeinnütziges.

Einer Vorlesung des Herrn Prof. Carl Vogt über nützliche, verkannte und verleumdete Thiere entnehmen wir Folgendes über die Fledermaus: „Was hat man nicht aus den unschuldigen Flatterern gemacht, die dem jüdischen Gesetzgeber schon für eine unreine und verfluchte Bestie galten, und welchen die Griechen die Flügel ihrer Harpyien, die Christen diejenigen des Teufels entlehnten! Ein allgemeiner Schreck bemächtigt sich jeder Gesellschaft, in deren Nähe solch' ein armes Thier sich verirrt, vielleicht angezogen durch den Lichtschimmer, bei welchem man in der Abendfrische eines heißen Sommerabends tafelt. Die Nähe schon gilt den Abergläubischen für ein böses Anzeichen, und die muthigen unter den Damen entschuldigen ihren Schreck mit der Behauptung, das Thier könne ihnen leicht in die Haare gerathen — freilich wohl ist das zu fürchten, wenn Insecten darin zu suchen sind. Es ist wahr, sie sind weder schön,

Digitized by Google

noch liebenswürdig, diese Flatterer der Nacht. Die nackten, schwärzlichen dünnen Flügelhäute, die zwischen den verlängerten Fingern ausgespannt sind, wie der Taffet eines Regenschirmes zwischen seinen Stäben; die häßlichen Krallen an den Hinterfüßen; die mausfahle Farbe des Leibes; die nackten Anhänge, womit Nasen und Ohren oft auf die bizarreste Weise verunstaltet sind; das unheimliche Huschen und Flattern ohne bestimmte Richtung um Büsche und Bäume; das geräuschlose Erscheinen und Verschwinden in der Stille der Nacht, und selbst der scharfe, quiekende Schrei, den nicht alle Ohren vernehmen können, so bedeutend ist die Höhe des Tones — alle diese Eigenschaften sind nicht dazu angethan, die Liebe des Menschen dem Gethier zu erwerben. Aber nicht umsonst haben wir eine Menge Arten dieser fliegenden Säugethiere in unserer Gegend; Arten, deren jede ihre eigene Lebens- und Flugweise hat. Die einen, wie die Hufeisennasen, die empfänglich gegen die Kälte sind, erscheinen spät und fliegen langsam und niedrig bei trockenem und heißem Wetter, während sie gerne in Höhlen und Ruinen den Tag verbringen; — die andern, wie die großöhrige Fledermaus, ziehen Bäume, Wälder und Gebüsche vor; — die Bartfledermaus verfolgt lieber die Insecten, welche über den Gewässern schweben, während die Zwergfledermaus einer Schwalbe gleich die Lüfte durchschneidet und, wie die Speckmaus, die Wohnungen der Menschen und namentlich die warmen, schützenden Kamine allen übrigen Aufenthaltsorten vorzieht. Nur deßhalb, weil sie zum Lieblingsaufenthalte Kamine wählt, trägt diese Art den Namen Speckmaus und den irrigen Ruf, als fresse sie dem Bauer den Speck und die Würste im Rauchkamine. Im Winter, wo Speck und Salzfleisch im Rauche hängen, hängt das im Winterschlafe erstarrte Thier friedlich daneben und fühlt weder Hunger, noch Durst. Mit den scharfen Hackenkrallen der Hinterfüße hat es sich irgendwo angeklammert, Kopf und Leib in den weiten Mantel der Flügel gehüllt, und so harrt es, vollkommen erstarrt und bewegungslos, der erwärmenden Sonne des Frühlings entgegen, die auch die Insectenwelt wieder zum Leben erweckt. Dann sucht es seine Nahrung, und ein Dutzend wohlgenährter Maikäfer ist nicht zu viel für eine Speckmaus, oder 60 bis 70 Stubenfliegen für eine Ohrfledermaus zu einer einzigen Abendmahlzeit. Lasse man sie also ruhig gewähren, denn selbst in der Gefangenschaft nehmen sie nur lebende Insecten und höchstens ein bischen Milch, und wer seine Stube oder Küche von Fliegen reinigen will, kann nicht besser thun, als Tags über ein Rothkehlchen und Nachts über eine Fledermaus zu halten. Im Freien aber sind die Fledermäuse die unersättlichen Kammerjäger, die sich mit Vertilgung der Mai- und Mistkäfer und namentlich jener schädlichen Nachtfalter beschäftigen, die als Spinner, Spanner, Wickler und Motten uns so empfindlichen Schaden zufügen. Der Ringelspinner, der Goldschwanz, die Obstglucke, deren Raupen unsere Bäume verwüsten und schon so manche reiche Obsternte vernichtet haben, sind Leckerbissen für diese harmlosen Thiere, die unseren Feinden nachstellen, während wir im süßen Schlummer von den Aepfeln und Birnen träumen können, deren Erhaltung sie uns sichern. Lasse man sich also nicht irre machen durch Erzählungen von Vampyren und ähnlichen gespenstischen Spuckgestalten — in südlichen Gegenden mag es Fledermäuse geben, die Blut saugen und Vieh und Menschen bis zur Entkräftung abzapfen — wir leben aber nicht unter den Wendekreisen, und unsere einheimischen Arten dürsten nur nach dem kalten weißen Blute schwirrender Insecten, nicht nach dem warmen rothen Blute lebender Menschen. Auch saugen die Fledermäuse keine Milch aus den Eutern der Kühe und Ziegen, noch bringen sie, wie man an manchen Orten glaubt, den Kindern Läuse oder den Erwachsenen Krätze — sie werden freilich von eigenthümlichen Schmarotzerinsecten, sogenannten Lausfliegen, geplagt, die aber eben so wenig auf den Menschen übergehen, als die Tauben- oder Hühnerläuse, von welchen die Ställe dieser Vögel wimmeln.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 151:

Schleier, Schleie, Leier, Eier.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 154. Dienstag, den 24. December **1861.**

Christnacht.

Im kalten Bettchen liegt das Kind
Und schaut betrübt heraus,
Und außen tobt ein arger Wind,
Es zittert schier das Haus. —
Am Bettchen sitzt die Mutter dort,
Weint still in sich hinein,
Denn ach! kein zärtlich Liebeswort
Kann Trost dem Kinde sein. —

Lieb' Mütterchen! Du weinest so,
Dich friert, Du bist so kalt;
O! sag', wo ist der Vater, wo?
Kömmt er nicht wieder bald? —
Sieh! drüben in dem großen Haus
Zog schon der Christ jetzt ein —
Kömmt er denn nicht zu uns heraus
Mit seinem gold'nen Schein?

O! nein, mein armes, gutes Kind,
Er ging an uns vorbei,
Weiß nicht, wie elend als wir sind,
Wie elend alle zwei! —
Und auch Dein Vater kömmt nicht mehr —
Dein Väterchen ist todt.
Nichts kömmt in unsre Stube her,
Nichts anders, als die Noth!

Lieb' Mütterchen! Du sagtest oft:
Das liebe Jesulein,
Auf das ich heut' umsonst gehofft,
Soll dort im Himmel sein.
Dann ist der Vater ja bei ihm;
O! laß mich heut' noch fort —
Du liebste Mutter! komm und nimm
Mich hin an jenen Ort! —

Dort schimmert mir ein schöner Baum,
Dort ist es nicht so kalt;
Ich sah den Vater heut' im Traum,
Er sagt', ich käme bald! —
Und daß Dich nicht so arg mehr friert,
Du gutes Mütterlein,
So leg' Dich, bis es Morgen wird,
Für mich in's Bettchen h'rein! — —

Die Mutter weint, das Knäbchen schweigt,
Es ist so still umher;
Eh' sich die Nacht zu Ende neigt,
Ist schon das Bettchen leer;
Denn heim zum Vater ging das Kind,
Nach welchem es begehrt.
Dort, wo die schönen Sterne sind,
Ward ihm der Christ bescheert —! —

Weihnachtfrühfrier.

Wie lange diese Nacht währt!
„Noch nicht Morgen?"
„Nein," sagt das matte Licht der Nachtlampe und weist, indem die Uhr elf schlägt, nach dem leeren, frisch aufgemacht stehenden, großen Himmelbett der Eltern hin. Die Eisblumen am Fenster, die sich immer dichter mit wunderbar verschlungenen Ranken und Blättern überziehen, gestatten dem Sterne, der mit so eigenem Funkeln vom Himmel sieht, kaum noch den Einblick ins Zimmer. Draußen aber knistert der Schnee unter dem Tritte des Wächters, oder kreischt laut vor Entsetzen über die frevelhafte Entweihung, wenn ein verspäteter Frachtschlitten die Gleise befährt, die der Frost nicht für irdische Fuhren so spiegelblank geputzt.

Horch! Schon wieder dies geheimnißvolle Regen! Und immer lebendiger wird es. Bald ist es wie behutsame Gewichtigkeit einer Männersohle, die sich Mühe gibt, leise zu treten, bald wie Rauschen von Frauengewändern;

Digitized

baldzknacken verrätherische Treppenstufen, bald klingt es wie klappende Schrankthüren oder wie Schiebladen, die auf- und zugehen, bald wie ein Flüstern und Räuspern im Flurgange; jetzt stößt es an, wie wenn große schwere Kisten getragen werden, oder es fällt gar zu Boden und rollt die Diele entlang, ganz so wie ein Schachteldeckel. Dabei steht das Himmelbett noch immer unberührt, Vater und Mutter sind also auch jetzt noch nicht schlafen gegangen.

„Wenn die Auguste Rademacher doch Recht hätte! Wenn es doch die Eltern selbst wären, und nicht der Engel die Bescherung brächte!"

Furchtbarer junger Zweifler im Ausschiebebettstellchen, vermessener kleiner Fibelfaust, verzehre dich nicht in vergeblichem Grübeln über das Unfaßbare, von dem wir einmal nichts wissen sollen und nichts wissen können. Wenn dir der Friede deiner Seele lieb ist, lege dich ruhig wieder hin und schlummere den Schlummer gläubiger Unschuld wie dein Schwesterchen, dem das große Geheimniß der Nacht keine andere Unruhe verursacht, als daß es wie ein Fragezeichen sein Beinchen zwanglos über das Deckbett streckt.

Mitternacht ist vorüber, vom Thurme haben Choralklänge die alte Himmelsbotschaft verkündet: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Der Nachtlampe Docht fängt an zu verkohlen, das Oel wird knapp, und das Wasser, auf dem dieses schwimmt, ist ein schlechter Feuerwerker; prasselnd, zischend, spritzend fährt das Flämmchen noch einmal auf, gerade hell genug, erkennen zu lassen, daß nun auf den Stühlen an dem Himmelbett Kleider liegen; dann ist Alles finster und still.

„Noch immer nicht Morgen?"

„Noch lange nicht. Soll ich dir meine Hand geben? Willst du ein Schlückchen Wasser? — So, nun lege dich auf die andere Seite und schlafe weiter."

„Auch jetzt noch nicht?"

„Nein. Schlafe nur ganz ruhig, du wirst schon geweckt werden."

Die Sonne wußte recht gut, weßhalb sie gestern Abend so frühzeitig in die entlegenste Südwestecke hinabsank, sie hat einen weiten Weg unten um die ganze Erde herum, ehe sie wieder aufsteigt im Osten. Der Zeit aber ist das ganz recht, sie will wieder einbringen, was in den übergeschäftigen letzten Tagen an rennender Hast zu viel geschah, oder will sie gar im demüthigen Gefühl ihrer Endlichkeit ganz und gar vom Posten gehen und der Ewigkeit selbst die Ehrenwache bei den hochheiligen Mysterien überlassen?

Dennoch schwingt der Pendel, die Zeiger rücken, der Glockenhammer hebt sich, wenn die schleichenden Stunden endlich vollbracht sind.

Der Hahn wird unruhig auf seiner Latte, obwohl er weder selbst Bescherung erwartet, noch für seine Familie heimlich aufgebaut hat. Er krähte schon mehrmals und läßt sich nicht lange irre dadurch führen, daß noch Mond und Sterne scheinen, er hat die Uhr im Kopfe. Die Hofthüre wird geöffnet, der Widerhall des Hauses erwacht vom Scharren des Kehrbesens, benutzt aber, verschlafen wie es Alle sind, nach den vielen Störungen in der Nacht jede kleine Pause, abermals einzunicken zur köstlichen Nachtruhe.

Es poltert im Ofen, Kleider werden geklopft, der wache Morgen schreitet immer dreister einher, dringt immer weiter vor in das Gebiet der Träume und ruft endlich, das blendende Licht in der Hand: „Kinder, steht auf!"

Endlich, endlich ist es Morgen, Morgen, der aber doch immer noch Nacht ist, der einzige Morgen des ganzen Jahres, an dem auch die kleinsten der kleinen Leute bei Lichte aufstehen — dies allein schon ein Ereigniß, eine That, ein Wunder und Glück — das reine Märchen!

Nicht selten müssen sehr kräftige Erweckungsmittel angewandt werden, um die fesselnde Kraft der „himmlisch" warmen Bettchen zu überwinden. Heute fährt das gesammte Aufgebot der Kinderbeine beim ersten Anruf zugleich heraus — wie ein Bein, und die Schnelligkeit des Ankleidens wird nur von der fröhlichen Verwirrung, die sie erzeugt, übertroffen.

Endlich trotz aller Confusion fertig gekleidet, fügen sich die Kleinen, die doch sonst nicht genöthigt zu werden brauchen, nur der kategorisch festgehaltenen Weisung, erst noch ruhig zu frühstücken.

Welch ein Zauber für die Kindesseele, eben wieder erstanden aus dem Schlummer, rein und klar wie der sternhelle Morgen, in der

Digitized by Google

ganzen unberührten Frische eines neuen Tageslebens, an dem noch keine prosaische Erinnerung der Gewöhnlichkeit haftet, das noch kein, wenn auch nur in unbewußter Trübung des Behagens nachwirkender, schnellvergessener Streit, keine paradiesaustreibende Unart entstellte — der höchsten Freude des Jahres entgegenzugehen! Welch ein Zauber in dieser Verschmelzung der Reize aller Tageszeiten und der entgegengesetztesten Stimmungen, in dieser Nachtdunkel, strahlendes Kerzenlicht und Morgenweihe, Entzücken und Andacht in Eins verwebenden, zeitlos ideellen Wunderwelt! Welch ein Zauber. wenn beim wohlbekannten Klange des Silberglöckchens die Thürflügel aufgehen, von unsichtbarer Hand bewegt, als wären es wirklich geflügelte Thüren, und die stürmisch Herbeigeeilten, geblendet von all dem Glanze, nun doch im ersten Augenblick wie erstarrt auf der Schwelle stehen bleiben, bis der Eltern ermunternder Zuruf zum Nähertreten auffordert — welch ein Zauber, wenn nach der süßen Betäubung erster allgemeiner Freude die jubelnde Besitzergreifung der köstlichen Gaben folgt, wenn ein Jeder gerade das findet, was er „sich am meisten gewünscht": — die Mädchen ihre Puppen, die sie gar nicht mehr aus dem Arme lassen, die Knaben Trommeln und Trompetchen, deren lustiger Schall dem Feste so wesentlich ist wie der Glockenklang des Frühgottesdienstes — welch ein Zauber, wenn den Zweigen des Christbaumes jener eigenthümlich würzige Duft entströmt, der, mit keinem andern Wohlgeruch vergleichbar, noch in der Erinnerung so magisch wirkt, daß die Kinder schon wochenlang vor dem nächsten Feste jeden verlöschenden Wachsstock, von Wonneschauern der Vorahnung durchrieselt, begrüßen: ‚Es riecht nach Weihnachten!" Welch ein Zauber, wenn endlich die letzten herabgebrannten Lichtchen im Tannengrün zwischen den zurückgeschlagenen Fenstervorhängen noch die Rosen des Osthimmels aufglühen sehen, den goldigen Alpenschnee der Morgenwolken über den Häusern, die wallenden Rauchsäulen purpurdurchleuchtet, nicht als stiegen sie aus Schornsteinröhren empor, von Feuerstätten, auf denen klafterweise gekaufte Birken- und Kiefernkloben gebrannt werden, sondern wie Opferdampf flammender Cederscheite, der auf seinen Schwingen die Andacht heiliger Beter emporträgt. — Und dann von der Höhe dieses Morgens die Aussicht, nicht wie bei der Abendfeier auf das immer zu frühe Zubettgestecktwerden, sondern auf einen ganzen langen Tag, dessen frommes Gebet festlicher Muße die Spiel- und Naschfreuden zu einer Gewissenspflicht macht!

Geschwisterliebe unter Vögeln.

Herr Legationsrath Lichtenberg in Gotha war Augenzeuge folgender Begebenheit: Ein weißliches Canarienweibchen, erzählt derselbe, brütete in einer angestellten Hecke drei Junge aus, zwei gelbe und ein graues. Drei Tage nach dieser Ausbrütung fing es zu meiner Verwunderung von Neuem an, Eier zu legen, mußte aber darüber seinen Geist aufgeben. Der Vater, ein schöner hochgelber Canarienhahn, nahm sich nun zwar der Fütterung seiner Jungen ernstlich an, reichte aber dem grauen niemals etwas in den Schnabel, sondern stieß es, so begierig es ihn aufsperrte und so kläglich es auch schrie, immer zurück, biß auf dasselbe und überließ es gleichsam mit Vorsatz dem traurigen Schicksal der Verhungerung. Die beiden gelben Jungen wurden immer gut von ihm genährt und wuchsen zusehends. Durch ihren Wachsthum nahmen sie nun in dem Nestchen mehreren Raum ein, durch ihre erhaltenen Kräfte hoben sie sich munter in die Höhe: das arme, verlassene graue aber mußte immer unter ihnen liegen. Man versuchte, indem man nun die gelben Jungen einen ganzen Tag lang aus der Hecke entfernte, den Alten etwa zum Mitleid zu bewegen. Aber auch das konnte seinen Haß und Zorn gegen dies Junge nicht mildern. Er war unempfindlich gegen dessen kläglichste Töne und flog nun nicht einmal auf das Nest. Man brachte die gelben zur Erwärmung des abgezehrten grauen wieder in das Nest und hielt es für ein wahres Wunder, daß es ohne Nahrung sein schwaches Leben doch noch so fortsetzen konnte. Endlich entwickelte sich das Räthsel. Man wurde gewahr, daß seine gelben Geschwister ein besser Herz und mehr Erbarmung als der Vater hatten; sie nahmen sich des elenden Verhungerten an und reichten ihm aus ihren eigenen Hälsen einige Mal des

Digitized by Google

Tages Speise. Sie gewöhnten sich endlich immer mehr daran, dasselbe, so oft ihnen der Alte ihre Mahlzeit gebracht hatte, ordentlich zu füttern. Durch diese Fürsorge zogen sie es völlig groß, es wurde gut befiedert, lernte fliegen, für sich fressen und endlich als ein Männchen auch schlagen. Ob nun bloß die Farbe des Jungen so viel Eindruck machte und dem Hahne verhaßt war, weil sie sich so weit von seiner eigenen Farbe unterschied, oder ob er wirklich den eifersüchtigen Gedanken dabei hegte, daß sein Weibchen ihm nicht treu gewesen, daß es nicht sein ächtes Junges sei, dies sind wohl eben so schwer zu beantwortende Fragen, als wie diese: Haben denn wohl die kleinen, gelben, jungen Canarienvögel eine Art eines wahren inneren Mitleids über die Noth ihres verlassenen grauen Bruders gehabt; haben sie eingesehen, daß die Gefahr des Todes beim Kleinen vom Mangel der Nahrung herkam und daß sie es nur dadurch würden lebendig erhalten können, wenn sie aus ihren Kröpfen Etwas herausheben und ihm in den Schlund stecken würden, oder merkten sie vielleicht, daß ihr Nestbruder gleich ruhiger wurde und sie nicht so sehr mit seinem ungestümen Schreien und Aufsperren plagte, wenn der Alte bei übereilter hitziger Fütterung Manches verlor, was dann von ungefähr in seinen aufstehenden Schnabel fiel?

Gemeinnütziges.

Mittel gegen den Magenkrampf. Als solches empfiehlt Dr. Gall in Trier aus eigener Erfahrung (nachdem er 36 Jahre von diesem Uebel ungemein viel gelitten und alle ärztliche Behandlung ohne Erfolg geblieben), bei jedem Krampfanfall eine Messerspitze bis einen Theelöffel voll gepulvertes doppelt kohlensaures Natron (einer der beiden Bestandtheile des bekannten Brausepulvers) mit Wasser zu verschlucken. Dr. Gall versichert, daß dieses Mittel, selbst im Uebermaß gebraucht, keine schädliche Wirkung hervorbringe, und wenn es auch das Leiden nicht für immer zu heilen vermöge, doch zeitig genommen, den Krampf nicht zum Ausbruch kommen lasse und den Schmerz augenblicklich lindere.

Denksprüche.

Auf's Unglück sei gefaßt, denn morgen kann es kommen,
Gefaßt wie auf den Gast, der sein will aufgenommen.
Doch wie es kommen kann, so kann's auch außen bleiben,
Und niemal sollst du selbst dein Ungemach betreiben.
Sei nur darauf gefaßt, nie sei darum beklommen,
Mag nun der leid'ge Gast ausbleiben oder kommen.

Wird ein Gelehrter nicht die Kunst zu Werke legen,
So wird er eben sein wie Wolken ohne Regen.

Verschiedenes.

In Berlin hat ein Mitglied des Renz'schen Circus, der durch seine kühnen Trapezsprünge bekannte Gymnastiker Delacroi, ein geborener Brasilianer, kauf eine schreckliche Weise geendet. Die Nachricht von dem Tode einer Schwester scheint bei ihm temporären Wahnsinn hervorgerufen zu haben. Er mußte von der Vorstellung nach Hause und zu Bett gebracht werden, benutzte jedoch gegen Morgen den Schlaf oder eine augenblickliche Unaufmerksamkeit seiner Wächter und stürzte sich aus seiner im dritten Stock belegenen Wohnung mit einem Sprung durch die Scheiben des geschlossenen Fensters hinunter auf die Straße. Er verletzte sich bei dem Sturz der Art, daß er bald darauf in der Charite starb.

Aus der Parketerlefabrik Interlaken geht nächstens ein ganzes hölzernes Haus mit allen seinen Bestandtheilen, Fensterscheiben und Schlosserarbeit ausgenommen, nach Konstantinopel ab. Es ist von Mustapha Pascha, Bruder des Vicekönigs von Aegypten, bestellt worden, wiegt 1600 Ctr. und soll auf ca. 100,000 Fr. zu stehen kommen. Nur der Transport und die Aufstellung kosten bei 20,000 Fr. Einige Oberländer Arbeiter begleiten dasselbe.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 153:

Didot, Dido, Todi.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 155. Donnerstag, den 26. December **1861.**

Weihnachtsabend.

Nacht hüllt die Erde kaum in ihren Schleier
Und weckt die Sterne an dem Firmament,
So kündet schon die hohe Christus-Feier
Der Flamme Schein, der an den Kerzen brennt;
An Kerzen von Millionen Weihnachtsbäumen,
Die heute prangen in geschmückten Räumen,
Gekrönt mit reichen Sachen bunter Art,
Um die der Kinder Kreis sich jubelnd schaart.

Und überall, gleichviel in welchen Zungen,
Wo Christi Name freudig wiederhallt,
Wo seine Glaubenslehre hingedrungen,
Erfreut sich dieses Festes Jung und Alt,
Denn heut', vor mehr als achtzehnhundert Jahren,
Als noch in Geistesnacht die Völker waren,
Wie es aus der Legende uns erhellt,
Sah er zum ersten Mal das Licht der Welt.

Und als er später dann mit seinem Geiste
Das Volk geführt auf eine neue Bahn,
Sein strahlend Licht die Erde bald umkreiste,
Verschwand des Aberglaubens finstrer Wahn.
Ob aber Alle, die nach ihm sich nennen,
Auch Duldsamkeit, Versöhnung, Liebe kennen,
Wie er in seiner reinen Lehre spricht? —
O nein, so weit sind noch die Menschen nicht!

Denn wo, statt Sanftmuth und Versöhnungstriebe,
Verfolgungssucht im Volke noch besteht;
Und wo man, statt der wahren Menschenliebe,
Noch Haß und Zwietracht in die Herzen sät;
Wo Mißgunst nur sich regt bei fremdem Glücke
Und Schadenfreude bei dem Mißgeschicke,
Da ist das Volk von seinem Geist noch fern,
Denn es kennt nur die Schale, nicht den Kern.

Wenn aber einst die Menschen nicht mehr hassen
Und dem verzeih'n, der anders denkt als sie;
Wenn Alle liebend sich im Geist umfassen,
In Eintracht und in Seelenharmonie;
Wenn es ein Hirt nur gibt und eine Heerde,
Und uns zum Himmel wird die schöne Erde;
Dann leuchtet — bleibt es nicht ein leerer Traum —
Der Christenheit der schönste Weihnachtsbaum!

Beethoven und die Mondschrinsonate.

Beethoven wurde 1770 zu Bonn in einem Hause der Rheingasse geboren und wohnte später in einer Gasse unweit des Römerplatzes. Schon mit dreizehn Jahren componirte er, und ehe er zwanzig Jahre alt war, hatte er schon weit und breit stille Verehrer, die das Genie des unerreichten Tonsetzers erkannten und ahnten. Aber ehe er Bonn verließ, um 1792 mit dem Charakter eines Hoforganisten nach Wien zu gehen, lebte er in der drückendsten Armuth. Es fehlte ihm oft am Unentbehrlichsten, und aus einer gewissen Scham, auch aus frühzeitig ihn überkommener Misanthropie pflegte er nur Nachts seine Spaziergänge zu machen. Bei Tag saß er an dem alten Klavier, von dem er sich trotz aller Noth nicht zu trennen vermochte, und phantasirte oder er schrieb Gedanken nieder. Er hatte auch zuweilen Augenblicke von Glückseligkeit, denn er besaß noch sein Gehör und konnte sich an den Tönen der Musik ergötzen. Auf seinen nächtlichen Promenaden pflegte ihn gemeinhin ein Musikus zu begleiten, der einzige intime Freund Beethovens in jener Zeit und ein Verehrer desselben. Der Musikus hat lange gelebt, länger als Beethoven. Aus seinen Mittheilungen ist die interessante Geschichte des Ursprungs der Mondscheinsonate (Cis-Moll) bekannt geworden.

Digitized by Google

An einem wundervollen Winterabende holte der Musikus seinen jungen Freund zu der gewöhnlichen Promenade ab. Der Vollmond schien in das ärmliche Zimmer Beethovens, der am offenen Fenster saß, das Gesicht in beide Hände gestützt und bei der starken Kälte am ganzen Leibe zitternd.

„Nun Ludwig," redete ihn der Musikus an und schreckte durch einen leichten Schlag auf die Schulter den in Träumerei verlorenen Jüngling auf. „Was ist Dir? Weßhalb wieder so niedergeschlagen?"

Beethoven stand auf und entgegnete heftig:

„Ich hasse die Welt, ja ich hasse mich selbst! Niemand versteht und kümmert sich um mich. Mein Gott! das ist unerträglich und ich wünschte, es wäre vorbei mit mir, aus für immer! Ich möchte ruhig in den Fluthen des Rheins da drüben schlummern und wahrhaftig! es kostet mir Mühe, der Versuchung zu widerstehen."

Dabei zeigte er nach dem spiegelglatten, gefrornen Wasser des Rheins, der im vollen Mondlichte wie Silber glänzte. Sein Begleiter ließ ungestört dies übervolle Herz sich entladen, und lange wechselten Beide, auch als sie durch die Straßen der Stadt schritten, kein Wort mit einander.

Plötzlich in der Nähe des Koblenzerthores, vor einem alten, winzigen Hause, hielt Beethoven seinen Gang auf.

„Horch!" sagte er; „was ist da für Musik?"

Er horchte aufmerksam auf die schrillen Töne eines altersschwachen Flügels. Es war eine klagende Melodie, die aus dem Zimmer zur Erde tönte, mit unendlicher Innigkeit auf einem schlechten Instrument gespielt.

Beethovens Auge leuchtete auf.

„Das ist von mir!" rief er dem gleichfalls lauschenden Musikus zu. „Hörst Du? das ist meine F-Dur-Symphonie, und vortrefflich, vortrefflich gespielt!"

Er horchte von Neuem — plötzlich brach das Spiel ab und es wurde ganz still im Zimmer. Nach einer Weile hörte man erst durch die Fensterläden ein erstickendes Schluchzen und eine Mädchenstimme sagen:

„Ich kann nicht fortfahren! ich kann diesen Abend nicht weiter spielen, Franz!"

„Und weßhalb nicht, Schwester?"

„Ich weiß es selbst nicht. Aber das war so schön, so aufregend, daß ich nicht mehr kann. Ach was gäbe ich nicht, wenn ich einmal einem Concerte beiwohnen könnte!"

„Das kostet Geld," entgegnete die Stimme eines jungen Mannes. „Wir sind arm, sehr arm, und es wird immer schlechter, nun der Krieg vor der Thür ist. Laß also die Gedanken — es thut nicht gut."

„Wahr, wahr, Franz! Und doch, warum soll ich nicht, da ich einmal schöne Musik hören möchte?"

Es klang wie eine Klage, wie Resignation.

Beethoven blickte mit seinen schönen, seelenvollen, jetzt leuchtenden Augen den Musikus an.

„Gehen wir hinein," murmelte er. „Ich werde ihr etwas vorspielen, um ihren Wunsch zu erfüllen."

In sichtlicher Erregung ging er durch die dunkle Hausflur und suchte die Thür zu dem Zimmer, aus dem er soeben den sonderlichen Dialog vernommen. Die Thür war nicht verschlossen und Beethoven wartete keine Antwort auf sein hastiges Klopfen ab, sondern er trat mit seinem Begleiter schnell in das Zimmer. Es war ein Gemach von ärmlicher Einrichtung, sehr schwach durch einen brennenden Lichtstumpf erhellt. Ein junger Mann saß an einem rauhen Holztisch und arbeitete an einem Stiefel; unstreitig — die Werkzeuge lehrten es — war er Schuhmacher. Unweit von ihm im Schatten saß ein junges Mädchen, den Arm auf den alten Flügel gestützt, traurig und erregt. Eine Fülle herrlich blonder Haare fiel auf ihre Schultern herab; ihre ganze Erscheinung hatte etwas Poetisches.

(Schluß folgt.)

Das Haberfeldtreiben.

Von diesem geheimnißvollen alterthümlichen Brauch haben wir neuerdings eine ganze Reihe interessanter Schilderungen erhalten. Die folgende ist aus Ludwig Steub's reizendem Buch: „Das bayrische Hochland" genommen. Der blutige Vorfall in Tegernsee hat uns an die Worte des alten Bauern erinnert, den Steub bedauern läßt, daß „in den Bund, der früher nur verheirathete Ehemänner zugelassen, sich nun auch junge Burschen eindrängten, denen man lieber selber treiben

sollte". Jener Vorfall ist noch nicht genügend aufgeklärt. Hat der Gendarm, dem sein Diensteifer das Leben kostete, wirklich, wie es in einigen Berichten heißt, muthwillig, ohne dringende Noth von seiner Waffe Gebrauch gemacht, so erscheint die Gegenwehr in einem milderen Lichte. Steht aber den Thätern diese Entschuldigung nicht zur Seite, so haben wir es mit einem brutalen Verbrechen zu thun, das die Uebung des alten und guten Gebrauchs schändet und ein Symptom der Entartung ist. Ein Sittengericht, das mit Mord und Todtschlag auftritt, hat sich selbst gerichtet und verwirkt den Schutz der öffentlichen Meinung, unter dem es sich bisher gegen die pedantischen Eingriffe der Bureaukratie aufrecht erhalten konnte.

Wir lassen nun den Bericht unseres Gewährsmanns folgen:

„Das Land zwischen der Mangfall, der Isar und dem Inn ist der Sitz einer sehr seltsamen alten Gepflogenheit. Hier nämlich und nur hier, in einem ziemlich engen Kreise, *) kommt noch die Sitte des Haberfeldtreibens vor. Diese läßt sich beschreiben, wie folgt:

„Wenn Jemand im Gau, sei es Mann oder Frau, sich eines Lebenswandels befleißigt, der öffentliches Aergerniß gibt, auch auf vorausgehende Drohbriefe keine Besserung merkbar wird, so kann es sich leicht zutragen, daß ein Haberfeld getrieben wird. Im Dunkel der dunkelsten Nacht entsteht dann plötzlich um den Hof ein sehr lautes, unheimliches Leben. Hundert und zweihundert berußte, vermummte, zum Theil bewaffnete Unholde sind im Nu zur Stelle, wie wenn sie aus der Erde gewachsen wären. Zu gleicher Zeit wird in der ganzen Nachbarschaft auf allen Höfen angesagt, dem und dem werde Haberfeld getrieben, man solle sich ruhig verhalten und auf das Vieh im Stalle Acht geben, damit es an dem Lärmen nicht erwilde. Fuhrwerke werden angehalten, Neugierige aber, die aus der Nähe herbeieilen, keineswegs verscheucht, sondern nur angewiesen, sich nicht unter die Wissenden zu mengen — denn ein Haberfeld ohne Zuhörer würde eigentlich seines Zweckes fehl gehen. Hierauf beginnt das Verlesen der Treiber im Namen Kaiser Karls des Großen im Untersberge. Jeder der Gesellen hat einen nom de guerre — der Herr Landrichter von Miesbach, der Herr Pfarrer von Gmund (der indessen bei dem jüngsten Haberfeldtreiben bekanntlich zu den „Getriebenen" gehörte), der Herr Postmeister von Aibling und viele andere Honoratioren der Gegend werden immer mit Namen aufgerufen und antworten immer mit „Hier," obgleich sie wahrscheinlich um diese Zeit schon lange zu Hause im süßen Schlummer liegen. Auch der „bayerische Hiesel" ist immer dabei. Wenn einer der Theilnehmer, der zur Stelle sein sollte, fehlt, so geht die ganze Gesellschaft unverrichteter Dinge auseinander. Jedesmal aber, behaupten verläßige Leute, sei eine Person mehr da, als gerufen worden, und diese sei der Gottseibeiuns.

„Sofort wird der, dem die Aufmerksamkeit gewidmet ist, herausgerufen und erscheint, gewöhnlich im Hemde. Bis auf den heutigen Tag hat's noch nie Jemand gewagt, sich zu sträuben oder Widerstand zu leisten. Hierauf beginnt eine Vorlesung, die einer der Vermummten als „Gesandter Kaiser Karls" bei unheimlicher Fackelbeleuchtung hält und zwar mit so erhobener Stimme, daß die Worte weithin schallen und auch andern Zuhörern verständlich sind. Es sind Knittelverse der derbsten Art, welche die Sünden und Laster des Uebelthäters beschreiben und verurtheilen. Bei jedem Verse, der getroffen, brechen die schauerlichen Gesellen in ein furchtbares Hohngelächter aus und veranstalten mit den Instrumenten, die sie bei sich führen, mit Pfannen, Peitschen, Rathschen, Glocken, Trommeln u. s. w. einen entsetzlichen Lärm. Am Ende folgt eine Mahnung, sich zu bessern, und eine Andeutung, bei welchem Sünder, falls nicht bald eine Aenderung eintrete, das nächste Gericht gehalten werde. Hierauf ergeht ein feierlicher Aufruf an Kaiser Karl, das Protokoll zu unterschreiben, dann zum Schluß ein betäubendes Tutti sämmtlicher Instrumente und endlich wird mit einem schrillen Pfiff die ganze Rotte aufgelöst. Im nächsten Augenblicke sind Alle verschwunden, wie wenn sie nie dagewesen wären.

„Wer eigentlich diese Vehme zu fürchten habe, ist schwer zu bestimmen. Geschlechtliche Sünden sind es allerdings, die mitunter zur

*) In neuester Zeit hat man eine Nachahmung in Niederbayern versucht.

Digitized by Google

Rüge kommen, doch nie bei ledigen Laien, wenigstens jetzt nicht mehr; außerdem wird Geiz, Wucher, Betrug und andere Niederträchtigkeit, die sich den Gerichten zu entziehen weiß, durch jene schwarzen Schöffen bestraft. Ueberhaupt findet das alte Sprichwort von den großen Dieben, welche man laufen läßt, während man die kleinen hängt, bei diesen Richtern keine Anwendung — sie gehen im Gegentheil mit Vorliebe auf die Reichen, die Angesehenen und die scheinbar Ehrwürdigen los. Wurde doch schon beim Pfarrer zu Irschenberg, dem Nachfolger St. Marins und Anians, und selbst vor einem berühmten Schlosse in der Nachbarschaft „getrieben." Strenge Satzung ist, daß nie ein Schaden unvergütet bleiben darf. Wird in der Hast ein Zaun oder Fenster zerbrochen, so findet sich auch immer, in Papier gewickelt, die Entschädigung an Ort und Stelle. Als die Gemeinde zu Gmund wegen eines dort gehaltenen Treibens in eine Strafe von 50 fl. verurtheilt worden, erhielt sie diese Summe, noch ehe sie dieselbe erlegt hatte, von unbekannter Hand auf geheimnißvolle Weise zugestellt.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Herr Kinsky hat schon seit einigen Jahren comparative Versuche in Gang gesetzt, durch welche ermittelt werden soll, in welchem Stadium der Mast sich die Oelkuchen am wirksamsten erweisen. Die Versuche sind nun geschlossen und haben zu dem Resultate geführt, daß die Oelkuchen gegen das Ende der Mast um die Hälfte weniger Fleisch erzeugen, als in der Mitte derselben.

Denksprüche.

Auf das schnöde Geld.

Du Vater der Begier, du steter Menschenkränker,
Du Stifter Angst und Noth, du Gift- und Gallenschenker:
Der, welcher dich nicht hat, der klaget sich fast toll,
Und welcher dich besitzt, ist Furcht und Sorgen voll.

Willst du das Leben dir adeln, so denke der edelen Todten
Nimmer, als wären sie todt; wolle sie lebend: sie sind's.

Verschiedenes.

Bezüglich der (dritten diesjährigen) Sonnenfinsterniß, welche am Nachmittag des 31. Dec. eintreten wird, sagt Mädler in Augsburg: „Es liegt etwas Poetisches darin, daß der letzte Tag des scheidenden Jahres mit einer totalen Finsterniß der untergehenden Sonne schließt. Noch romantischer wird die Szene dadurch, daß der Punkt, wo dies in aller Strenge stattfindet, mitten in dem gefeierten Arkadien liegt." — Die für die ganze westliche Hälfte Europa's sichtbare Finsterniß, von welcher auf der östlichen Halbkugel vorzugsweise der erste und auf der westlichen der letzte Theil der Erscheinungen sich zeigen wird, erreicht in Augsburg die Mitte um 2 Uhr 45 Min. und hat dann die Größe von 7½ Zoll, während sie in Berlin nur zu 6⅔ Zoll, in Frankfurt a. M. zu 7 Zoll, in Wien zu 8 und in Rom zu 9½ Zoll erscheint.

Laut der neuesten Schätzung bewegen sich in Wien täglich bei 7000 Fuhrwerke; davon entfallen etwa 3000 auf Fiaker, Einspänner, Stellwagen und kleinere Fuhrwerke, 2000 auf Privatequipagen, der Rest auf schweres Fuhrwerk.

Ein Grazer Kaufmann kündigt Briefpapier zum Verkaufe an, auf welches das Bildniß des Bestellers, wenn dieser es wünscht, photographirt wird. Nach einigen Probeexemplaren zu schließen, nimmt sich solches Briefpapier mit Photographien recht hübsch aus und dürfte sich bald weiterer Verbreitung erfreuen.

Räthsel.

Deine Kinder und meine
Schlangen allerlei Weine,
Ohne berauscht zu sein,
Sammt dem Fäßchen hinein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 156. Samstag, den 28. December **1861.**

Beethoven und die Mondscheinsonate.

(Schluß.)

Als die beiden jungen Männer eintraten, erhoben sich die Geschwister mit sichtlicher Erschreckenheit.

Beethoven entschuldigte sich sofort.

„Verzeihung," sagte er, jetzt etwas verlegen, „ich hörte hier Musik, und da ich selbst Musiker bin . . . . ."

Er zögerte, weiter zu sprechen, denn er bemerkte, daß das junge Mädchen erröthete.

„Auch, ich gestehe es gern," fuhr er fort, „vernahm ich einzelne Worte. Sie wünschen einmal Musik zu hören ... Nun was meinen Sie, soll ich Ihnen etwas vorspielen?"

Das Mädchen sowohl als der Schuhmacher waren durch das Anerbieten so betroffen, daß sie keine augenblickliche Entgegnung fanden. Franz, der Schuster, ließ nur durch einen halb mißtrauischen, halb ironischen Zug um den Mund errathen, was er dachte. Endlich antwortete er:

„Ich danke Ihnen. Unser Flügel ist zu schlecht, als daß jemand Anderer denn meine Schwester darauf spielen könnte. Auch haben wir keine Noten."

„Wie? Keine Noten?" rief Beethoven in Extase und ohne die Ironie des jungen Mannes zu beachten. „Und Sie, mein Fräulein ....."

Er konnte nicht weiter sprechen, denn nachdem er einige Schritte gegen das junge Mädchen gemacht, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß es blind war.

„Verzeihung! Verzeihung!" stammelte er. „Ich konnte nicht glauben, daß Sie aus dem Gedächtniß spielen."

„Und doch ist's so," entgegnete sie sanft; „ich habe diese Composition öfter von einer Dame in Bingen spielen hören, bei der ich einige Zeit verlebte."

„Und haben Sie noch andere Musik gehört?"

„Niemals, außer der auf den Straßen."

Beethoven erwiederte nichts weiter. Er setzte sich ungenirt an den Flügel und ließ einige Akkorde vernehmen. Die Akkorde schwollen mehr und mehr zu symphonischen Weisen an und das Klavier schien unter den Händen des Meisters die ursprüngliche, reine Harmonie wieder zu finden. Beethoven vertiefte sich allmälig tiefer in sein Spiel, das kühner und kühner den herrlichsten Phantasien Ausdruck gab, bald stürmisch wie Verzweiflung tönte, bald klagend, hinsterbend, sich auflösend in den zartesten Tönen.

Unwillkürlich erlagen Alle dem süßen Bann dieses phantastischen Spiels. Der Schuhmacher sah erstaunt auf den Fremdling; die Schwester war wie in Andacht versunken und hatte die Hände gegen ihre Brust gedrückt, als wenn sie den Schlag des Herzens dämpfen wolle. Selbst der Musikus lauschte entzückt dem Spiel des Freundes. Es schien, als wähne jener von einem lieblichen Traume umfangen zu sein und Angst zu haben, daraus zu erwachen.

Plötzlich flackerte der Lichtstumpf roth und knisternd auf, dann erlosch er. Tiefe Dunkelheit herrschte in dem Zimmer; aber Beethoven hielt deßhalb sein Spiel keinen Augenblick an: er war in andern Regionen, im lichten Gebiet der Poesie.

Der Schuhmacher war leise auf den Zehen vom Tisch zum Fenster geschlichen, um die Läden zu öffnen und durch den einfallenden Mondschein das Gemach zu erhellen. Voll und prächtig strömte das Silberlicht herein und gerade auf die Tasten des Flügels. Dieser Umstand schien den Ideengang Beethoven's zu

Digitized by Google

unterbrechen; denn er hörte auf, neigte seinen Kopf herab, legte seine Hände auf die Kniee und versank in tiefes Sinnen.

Franz trat endlich auf ihn zu und sagte zu ihm mit einem Ausdruck von Bewunderung, der sehr gegen seine frühere Ironie abstach:

„Wer sind Sie?"

Beethoven erhob sein Haupt und ließ einen Blick der Zerstreutheit über den Frager gleiten. Dann lächelte er mit seinem einzigen Lächeln.

„Hören Sie!" antwortete er und sogleich spielte er ein paar Passagen der F-Dur-Symphonie.

Ein Schrei des Entzückens tönte von den Lippen des Mädchens, das auf ihn zustürzte und rief:

„Sie sind Beethoven! O noch ein Mal! O spielen Sie noch ein Mal!"

Der Tondichter neigte bejahend sein Haupt und sagte:

„Ich werde eine Sonate improvisiren."

Und er betrachtete einige Augenblicke den gestirnten, blau durch das Silberlicht herniederblickenden Himmel; dann legten sich seine Finger auf die Tasten und er begann seine Phantasie. Tief, traurig und doch unendlich lieblich entstieg die Harmonie dem Instrumente; es schien, als webten die Mondstrahlen auf dem Klavier sich mit den Tönen in Eins. Eine Passage von leichter, fast übermüthiger Färbung folgte, wie ein Tanz neckischer Elfen um Mitternacht auf dem Rasen oder auf einem öden Eiland inmitten der brennenden See. Auszitterten, ausklagten dann die Töne, ängstlich, beängstigend — ein schriller, geisterhafter Akkord, dann sprang Beethoven auf, ergriff seinen Hut und sagte Adieu.

„Und kommen Sie wieder?" fragten die Geschwister zusammen.

Beethoven betrachtete fast zärtlich das blinde Mädchen.

„Ja, ja," erwiederte er hastig, „ich werde wiederkommen, ich komme wieder!"

Schon war er aus der Thür.

„Nun rasch nach Hause," sagte er auf der Straße zu dem ihm folgenden Musikus; „nur schnell, damit ich die Sonate niederschreiben kann, ehe sie meinem Gedächtniß entschwindet."

In wenigen Minuten war er wieder in seinem kalten, armseligen Zimmer; und wie er gekommen, noch den Hut auf dem Kopf, schrieb er die Sonate Cis-Moll, die Mondscheinsonate. Es war Morgen, als er sie fertig hatte und sein Bett aufsuchte.

Den Schuhmacher aber und seine erblindete Schwester besuchte er trotz seines Versprechens nicht wieder.

Das Haberfeldtreiben.

(Schluß.)

„Dieses Haberfeldtreiben ist in früherer Zeit natürlich auch verboten gewesen; doch ist damit keineswegs gesagt, daß das Verbot auch gehalten worden sei. In jenen Jahren, da man die Maibäume wieder erlaubte, erschien aber eine Verordnung, welche zu verstehen gab, daß man diese alte Uebung, wenn sie sich innerhalb der Grenzen des Anstandes halte, gleichwohl bis auf Weiteres unbehelligt lassen dürfe. Diese Uebung fing nun wieder recht fröhlich zu blühen an; allein so denkwürdig sie sein mag, so ist sie denn doch, wie Jeder zugestehen muß, so sehr im Widerspruch mit dem Geiste unserer Zeit, daß es nicht auffallen darf, wenn die Bekränzten ihrer sehr bald wieder überdrüssig waren. So erfolgten denn leichte, schwere und schwerere Ahndungen und zuletzt wurde jeder Gemeinde, in der ein Trieb vorgekommen, ein Fähnlein Strafbayern eingelegt.

„Die Geschichte dieses Haberfeldtreibens liegt eigentlich noch ganz im Dunkeln. Wie sich von selbst versteht, wird man dabei an den westphälischen Hofschulzen bei Immermann erinnert; aber daß ein Zusammenhang mit der alten Vehme stattfinde, ist doch bloß eine Vermuthung. Selbst Schmeller bringt nichts Aelteres bei, als eine Anspielung aus einem Buche, das um den Anfang dieses Jahrhunderts erschienen, und außerdem nur die Vermuthung oder Behauptung, der Brauch sei früher auf die dem Kloster Scheiern gehörige Hofmark Fischbachau beschränkt gewesen und erst in neuerer Zeit weiter ausgedehnt, vielleicht auch von den dortigen Benediktinern als ein wirksamer Pastoralbehelf, wenn nicht eingeführt, doch begünstigt worden. Ueber die Entstehung des Namens sagt jenes Buch: „Es war an vielen Orten Bayerns die Gewohnheit, daß, wenn ein Mädchen zu Fall

Digitized by Google

kam, sie des Abends von den Burschen des Dorfes unter unzähligen Geißelhieben in ein Haberfeld und von da wieder nach Hause getrieben wurde. Der Verführer mußte selbst mitmachen.“ Und doch ist es schwer zu glauben, daß diese brandmarkende Buße zunächst und hauptsächlich nur als Zuchtruthe für hinfällige Mädchen gegolten habe. Dies setzt viel strengere Sitten voraus, als sie jetzo sind, und es fehlen alle Belege, daß sie früher in dieser Gegend viel anders waren.

„Wie dem auch sei, das Interessanteste an dem Institute ist gerade dasjenige, was man nicht weiß. Alle polizeilichen Untersuchungen der neueren Zeit haben über dasselbe nicht mehr zu Tage gefördert, als was man sich vorher schon erzählte. Es scheint, daß hochheilig gehaltene Eide die Wissenden zum Schweigen verpflichten. Ob dieser Staat im Staate monarchisch, ob er republikanisch regiert werde, ist unbekannt; ebenso — wo und wie die Berathungen gehalten werden, die doch dem Akte vorausgehen müssen. Daß die Vorbereitungen immer mit trefflicher Berechnung angeordnet sind, geht schon daraus hervor, daß die Treiber, deren fernstgelegene leicht fünf oder sechs Stunden bis an Ort und Stelle zu gehen haben, dort doch stets in derselben Minute eintreffen. Man will sogar wissen, daß die Bundesgenossen immer aus möglichster Ferne berufen werden, auf daß sie weder an Stimme noch an Gestalt zu erkennen seien. Sonst geht die Sage, es seien in dem Gau zwölf Haberfeldmeister und der Eintritt in die heimliche Gesellschaft sei mit einer Erlage von drei Gulden verbunden, allein ich weiß nicht, wie viel hievon zu halten. Was die Geistlichkeit betrifft, so schwärmte sie früher für das Institut und nannte es eine wahre Tugendschule — seitdem es aber auch ihresgleichen getroffen, hat sie sich eine ganz andere Meinung beigelegt.

„Seitdem habe ich über diese Sache mit einem Landmann gesprochen, der sehr gut unterrichtet, ja einer der Wissenden schien. Er bestätigte im Ganzen das oben Mitgetheilte, aber an die phantastischen Züge von Kaiser Karl u. s. w. wollte er sich nicht erinnern. Er meinte, das Treiben werde in der Regel auf den Jahrmärkten zu Miesbach ausgemacht und verabredet. Da setzen sich, sagte er, die Vertrauten im Wirthshaus zusammen, und nach kurzer Berathung ist das Strafgericht beschlossen. Die Namen der Hauptleute und der Theilnehmer seien übrigens unter den Bauern gar kein Geheimniß. Auf meine Bemerkung, daß dann, da die Behörden gar nichts herausgebracht, wohl mancher falsche Eid geschworen worden, lachte er und meinte, es sei abgeschmackt, über solche Sachen Eide abzunehmen. Das Haberfeld sei ein ganz guter Brauch — nur Schade, daß in den Bund, der früher nur verheirathete Ehrenmänner zugelassen, sich nun auch junge Bursche eindrängten, denen man lieber selber treiben sollte — es sei nur unbedeutender Schaden entstanden und der entstandene immer reichlich vergütet worden — es habe nie Einen betroffen, der es nicht in die Haut hinein verdient. Darum sei es auch einerseits barbarisch gewesen, die Gemeinden mit so schwerer und langer Einquartierung zu bestrafen, anderseits ein schöner Charakterzug, daß gleichwohl Niemand zum Verräther geworden. Er schloß mit den seltsamen Worten: Die Treiber halten bei alle dem doch noch immer zusammen und wenn es einmal das Vaterland gilt, wird man schon sehen, daß sie die rechten Leute sind! — Ich will dabei doch auch erwähnen, daß Herr Pfarrer Grafinger, der Geschichtschreiber von Aibling, selbst den unglücklichen, aber rühmenswerthen Bauernaufstand von 1705 mit Sicherheit als ein Werk „des seit uralten Zeiten bestehenden Haberfeldbundes“ betrachtet. — Später habe ich ferner erfahren, es sei nicht richtig, wenn man behaupte, daß nie Jemand Widerstand zu leisten gewagt. Es seien vielmehr einst beim Wirthshaus zu Weihern mehrere scharfe Schüsse gewechselt worden. Man hat mitunter wohl auch schon ledigen Bauerntöchtern getrieben, und zwar, wenn sie sich in standeswidrige Liebschaften mit den verhaßten Jägern eingelassen.“

Gemeinnütziges.

(Gegen Rheumatismus.) Wer an Rheumatismus (Fluß) leidet, dem rathen wir, beim Schlafengehen sich stets auf die Seite zu legen, auf der er von rheumatischen Schmerzen geplagt wird, und in dieser Lage möglichst die

Digitized by Google

ganze Nacht über zu verbleiben, natürlich gehörig zugedeckt. Wer dieses einfache und gewiß billige Mittel unausgesetzt befolgt, dem können wir aus eigner Erfahrung versichern, daß er bald von diesem so schmerzlichen Uebel befreit sein wird und nicht nöthig hat, weder Goldbergische Ketten zu tragen, noch Kostgänger in der lateinischen Küche (Apotheke) zu sein. —

Denksprüche.

Die Baarschaft, die zu sehr an kargen Fäusten klebt,
Nur ihrem Hüter lacht, der stets nach Mehrerm strebt;
Der Reichthum, der vertheilt so Vielen nützen würde,
Und aufgethürmtes Gold sind eine todte Bürde,
Bis sie ein Menschenfreund, den nicht ihr Schein ergötzt,
Zu Vieler Glück beseelt und in Bewegung setzt.

Unter die Menschen vertheilt, nicht unter die Zeiten, das Schicksal
Seine Geschenke; dem Greis blüht wie dem Jüngling die Welt.
Dem nur welket im einsamen Herbst auch die Blume des Herzens,
Welchem der Frühling nie Reise des Geistes verhieß.

Verschiedenes.

In Wien werden jährlich 2600 Stück Klaviere im Werthe von 800,000 fl. erzeugt. Der Absatz derselben im Auslande hatte während der Kriegejahre abgenommen, ist aber gegenwärtig wieder im Steigen begriffen. Die gesammte Klavierproduction von Europa und Amerika repräsentirt jährlich einen Werth von 30 Mill. Gulden.

Woher kommt der Ausdruck Fidibus? Unter Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte sich das Tabakscollegium gebildet, in welchem nicht nur geraucht, sondern oftmals höchst Ergötzliches zum Besten gegeben wurde. Eines Abends, als die Pfeifen sämmtlicher Herren ausgegangen waren, verfiel der König auf den Einfall, demjenigen unter ihnen ein Lob zu ertheilen, welcher es verstände, seine Pfeife schnell wieder in Brand zu setzen. So mancher Vorschlag wurde gemacht, aber keiner war praktisch. Endlich nahm Gundling, der Hofnarr, einen Streifen Papier, faltete ihn zusammen, steckte damit seine Pfeife an und hielt das brennende Stück Papier seinem Nachbar unter die Nase mit den Worten: „Vide bos (Siehe, Ochse!)" — Der König klatschte Beifall und Gundling wurde als „Allumeur des pipes" anerkannt. Aus den Wörtern Vide bos corrümpirte man später Fidibus mit der im Scherz gebrauchten Mehrzahl Fidibi; richtiger wäre allerdings Videte boves (Sehet, Ochsen!).

In Augsburg hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche statt des leidigen Lottespiels das Geld auf eine sichere und jedenfalls gewinnbringende Weise anlegt. Die Mitglieder zahlen monatlich einen Beitrag von mindestens 30 Kreuzern ein, und die Vorstände kaufen hiefür Anlehensloose. Da nun diese fort steigen und mitunter sehr bedeutende Gewinnste bieten, so ist das eingelegte Geld nicht nur sicher, sondern es kann auch den Theilhabern ansehnlichen Gewinn bringen.

Jagdglück. In Odernheim in Rheinhessen kam kürzlich bei einem Treibjagen der gewiß sehr seltene Fall vor, daß ein Schütze Namens Klenk aus Framersheim drei Hasen auf einen Schuß geschossen hat, was vielleicht Viele für Jägerlatein halten mögen. Wer es nicht glaubt, mag sich an den dortigen Bürgermeister wenden, der auf der Jagd zugegen war.

Die „Weser Ztg." erzählt folgende Anecdote: „Bei einem der vielen Hoffeste redete ein Prinz einen Kammerherrn an, indem er auf die Menge der Orden deutete, welche dieser auf seiner Brust trug: „Nicht wahr, lauter Erinnerungen an glücklich überstandene Diners und Soupers?" — „Allerdings, königliche Hoheit!" entgegnete der piquirte Kammerherr, „man muß aber auch am Hofe einen guten Magen haben."

Auflösung des Räthsels in Nro. 155:
Die Traubenbeeren.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 157. Dienstag, den 31. December **1861.**

Rückblick.

Ein Knaben-Antlitz hab' ich heut' gesehen,
So frisch, so ferngesund, so unentweiht,
Daß mir es war, als ob mich Frühlingswehen
Zurückversetzt in meine Jugendzeit;
Daß, was seit Langem mir nicht mehr geschehen,
Des Heimweh's unbestimmte Bangigkeit
Mein Herz ergriff und in den dunklen Tiefen
Gedanken wachrief, die vergessen schliefen.

Wohl viel zu sinnen gibt's und viel zu denken,
Wenn in ein edles Frauen-Angesicht
Wir still und ungestört den Blick versenken, —
Kein Zug, der nicht zu unserm Geiste spricht;
Kein Ausdruck, dem Beachtung wir zu schenken
Versagen dürfen, — jeder gibt uns Licht;
Wir lesen wie in einem Buch, — beschrieben
Zur Hälfte erst, zur Hälfte weiß geblieben.

So forschen wir mit innigem Vergnügen,
Ob auch die Schrift, kaum sichtbar noch und schwach,
In einer Jungfrau halb erschloss'nen Zügen
Dem holden Räthsel ihres Innern nach;
Es spiegelt ab mit ruhigem Genügen
Ihr Auge, wie ein reiner, klarer Bach,
Den Himmel, der halb Nacht noch, halb entzündet,
Der warmen Sonne Nahen uns verkündet.

So lassen gern wir uns're Blicke rasten
Auf eines Greises faltenreicher Stirn, —
Der Sturm zersplitterte die stolzen Masten,
Des Ankers Kette riß wie mürber Zwirn, —
Das Meer verschlang der Ladung reiche Lasten, —
Nichts bringt der Schiffer heim nach langem Irr'n,
Als was geborgen er auf nackten Planken,
Sich und die Fracht erfahrener Gedanken.

Doch auf der frischen Wange eines Knaben
Verweilt der Blick mit anderem Gefühl;
Nicht Weisheits-Sprüche sind dort eingegraben,
Nicht ruht die Schönheit dort auf weichem Pfühl, —
Kein Buch ist's, das wir offen vor uns haben,
Nicht süße Sinnenkost, — fast winterkühl
So weht's uns Männer an aus Knabenmienen,
Als ob wir uns verjüngt im Geist erschienen.

Und sinnend überschau'n wir in Gedanken
Die Strecke Weg's, die wir zurückgelegt;
Da gab es Stellen, wo wir fast versanken,
Umsonst war Sumpf und Abgrund eingehägt;
Kein g'rades Wandern war's, ein Suchen, Schwanken,
Wie sich ein Blinder tastend fortbewegt, —
Zur Rechten bald und bald zur Linken wieder
Und ohne Unterlaß bergauf, — bergnieder.

Durchfröstelt hier vom kalten Winterhauche,
Dort von der Sonne glühem Blick versengt,
Hier aus der Wolke übervollem Schlauche,
Mit Regen, Schnee und Schloßen-Sturm bedrängt,
Dort über Stege, die vom Nebelhauche
Mit giftigem und dichtem Schleier verhängt, —
So ging es zwischen Wollen und Erschlaffen,
So zwischen Fallen und Empor-sich-raffen.

Und von den Gästen, die wir eingelassen,
Legt unsrer Züge Ausdruck Zeugniß ab, —
Verachtung, Grollen, Unmuth, bitt'res Hassen, —
Ja, bis zum Lebensüberdruß hinab
Was je verstand, von uns Besitz zu fassen,
Wem jemals unser Herz nur Obdach gab, —
Es grub die Kunde, daß es da gewesen,
In Zeichen ein, die immerdar zu lesen.

So trägt des Mannes Antlitz seine Präge;
Denn auch die bessern Gäste, ob sie nun
Entlassen schon und wieder auf dem Wege,
Ob sie im Hause sich noch gütlich thun,
Ob sie im hübsch gesäuberten Gehäge
Für lange Zeit noch Willens, auszuruh'n, —
Auch sie verkünden in der Züge Falten,
Daß sie im Herzen einmal Rast gehalten.

Digitized by Google

Wie anders diese blühend frische Wange,
Wie anders dieser Blick, so licht und hell,
Der Stimme Ton von glockenreinem Klange,
Das Plaudern selbst ein sprudelnd klarer Quell,
Behend und wach, ob ruhend, ob im Gange,
Ein lebensfroher, lustiger Gesell —
Und mehr als Alles: unentweihter Reinheit —,
Frei von dem kranken Hauche der Gemeinheit!

So waren wir! — Ob auf der Lebensreise
Manch' köstlich Gut uns nicht verloren ging? —
Ob auf dem Weg vom Knaben bis zum Greise
Uns nur das allgemeine Loos empfing? —
Wer weiß! — — Hinab die Wange stiehlt sich leise
Ein heller Tropfen, der am Auge hing —,
Mög' sich, so oft wir frische Jugend schauen,
Die Manneszeele läutern und erbauen!

Der Gorilla.

Seitdem vor etwa zehn Jahren das Hippopotamus mit seiner „Hippopotamissus" Tausende und aber Tausende von Besuchern in den Londoner zoologischen Garten gezogen, hat kein Vierfüßler ein ähnliches Glück gemacht bei dem englischen Publikum, als der „Gorilla". Er ist in kürzester Frist der Löwe des Tages geworden, in welcher Eigenschaft wir ihn im „Punsch" abgebildet und durch verschiedene Gedichte und Wortspiele gefeiert finden. Seltsamerweise werden indessen alle diese Aufmerksamkeiten nur einem Bilde und verschiedenen Skeletten bezeigt, und hat das Thier selbst noch kein Weißer von Angesicht zu Angesicht erblickt, mit alleiniger Ausnahme des Mannes, dessen soeben erschienenes Reisewerk: „Explorations and Adventures in Equatorial Africa" das allgemeinste Aufsehen erregt. Der Verfasser ist ein Amerikaner, Paul Du Chaillu, von französischer Herkunft, wie schon sein Name verräth, dessen Vater als Kaufmann an der afrikanischen Küste etablirt gewesen, und der selbst im Jahre 1856 dorthin zurückkehrte und in den nächsten vier Jahren bis 1859 verschiedene Ausflüge in das Innere unternahm und Gegenden besuchte, in die bislang noch nie ein Weißer gekommen war. Wie sein Körper frühzeitig an das Klima gewöhnt worden, so besaß er auch durch seine Kenntniß der in jenen Gegenden gesprochenen Negerdialekte einen großen Vortheil vor vielen andern Reisenden, da zumal im Verkehr mit Negern ein Dolmetsch wenig zuverlässig ist.

Nach diesen Vorbemerkungen mögen hier zunächst einige Notizen über den Gorilla folgen. Nachdem verschiedene Reisende von den Zeiten des Karthagers Hanno an die abenteuerlichen Erzählungen von einer menschenähnlichen Affenart mit nach Hause gebracht und man später den Chimpansen dafür gehalten, setzte erst 1847 ein zufällig aufgefundener Schädel eines Gorilla die Existenz einer ganz neuen Spezies außer allen Zweifel. Die von Missionären nach Amerika gesendeten Skelette wurden von Dr. Wymann und Dr. Savage in dem „Boston Journal of Natural History" beschrieben und dem Thiere der von Hanno zuerst gegebene Name beigelegt. Aber noch hatte kein Weißer ihn lebend gesehen, viel weniger ihn gejagt, und dieser Umstand, sowie die fabelhaften Erzählungen der Neger, weckten in Du Chaillu den Wunsch, ihn in seinem Vaterlande aufzusuchen. „Während keine Beschreibung das Schreckliche seines Aussehens, die Wildheit seines Angriffs oder die dämonische Bosheit seiner Natur übertreffen kann, beruht es doch auf Fabel, wenn von ihm erzählt wird, daß er, in Bäumen am Wege versteckt, die Vorübergehenden mit seinen Krallen zu sich hinaufziehe und sie erdrossele; daß er den Elephanten angreife und mit Stöcken zu Tode peitsche; daß er Frauen aus den Dörfern entführe, sich ein Nest auf den Bäumen baue und auf dessen Dache sitze, und heerdenweise zusammenlebe."

Der Gorilla lebt in den einsamsten und dunkelsten Theilen des dichten afrikanischen Jungles, doch auf den mit großen Felsblöcken übersäeten Ebenen. Es ist ein nomadisches Thier und hält sich selten zwei Tage hinter einander an ein und demselben Orte auf; dazu nöthigt ihn schon die Rücksicht auf seinen Unterhalt, da er sehr viel, wenn auch nur Vegetabilien, gewisse Beeren, Blätter, Zuckerrohr und das Mark von einzelnen Bäumen frißt. Er schläft auf der Erde, meist unter Bäumen (weßhalb manche Stellen des Rückens haarlos sind), welche nur von den Jungen zum Schutze vor wilden Thieren erstiegen werden. Er lebt nicht in Heerden zusammen; meistens ist ein Männchen in der Nähe des Weibchens; sie sind sehr scheu und wissen

Digitized by Google

dem Jäger sehr wohl auszuweichen, so daß Tage verstreichen, ohne daß man einen erblickt, obschon sie in nächster Nähe sind. Werden sie aber überrascht, so eilt das Weibchen wohl mit lautem Geschrei davon, das Männchen dagegen bleibt ruhig sitzen. Langsam und mit wüthenden Geberden erhebt er sich, blickt mit scheußlich boshaften Augen den Gegner an, beginnt seine mächtige Brust mit den Armen zu schlagen, hebt den Kopf empor und stößt ein furchtbares Gebrüll aus. Dies beginnt mit einem lauten Bellen, wie von einem wüthenden Hunde, worauf ein gedehntes, aus tiefer Kehle kommendes, rollendes Brüllen über eine Minute lang erfolgt, das wie ein dumpfer Donner klingt. Du Chaillu behauptet, dies sogar auf eine Entfernung von 3 englischen Meilen gehört zu haben. Dann nähert er sich langsam; da seine Hinterbeine den gewaltigen Körper nicht recht zu stützen vermögen, so ist sein Gang mehr ein Watscheln, wobei er die langen Arme hin- und herschwenkt und zugleich durch Aufziehen der Lippen die langen Fangzähne und die mächtigen Kinnladen zeigt. Ein erfahrener Jäger wartet ruhig, bis das Thier auf vierzehn bis achtzehn Schritte herangekommen ist; erst dann feuert er, denn im Falle, daß er fehlt, ist er unrettbar verloren. An Fortlaufen ist nicht zu denken, und ein Schlag von jener gewaltigen Tatze mit ihren Nägeln — und der Leib ist aufgeschlitzt, der Brustkasten zerschlagen oder der Schädel zerschmettert; die Wucht seiner muskulösen Arme ist furchtbar und die Kraft seiner Zähne so gewaltig, daß er mit einem Bisse eine Flinte, die er einem Neger weggerissen, vollständig verbogen hatte.

Gewöhnlich geht der Gorilla indessen auf allen Vieren, wobei durch die Länge der Arme Kopf und Brust bedeutend in die Höhe treten. Er setzt die Hinterbeine weit nach vorne, und da er stets Arm und Bein derselben Seite zugleich bewegt, so entsteht dadurch ein eigenthümliches Watscheln; gleichwohl läuft er sehr rasch. Auf der Flucht springt das Junge der Mutter um den Hals und hält sich mit den Beinen fest.

Das Thier ist äußerst bösartig und scheint völlig unbezähmbar zu sein; selbst bei solchen, die ganz jung gefangen worden, waren alle Versuche, sie mit Gewalt oder Güte zu zähmen, ganz erfolglos, und in der Regel starben sie schon nach kurzer Zeit. Ein Junges, das etwa drei Jahre alt und nur 2½ Fuß groß war, konnte von vier starken Männern kaum gehalten werden, und biß selbst dann noch wüthend um sich und verwundete einen der Männer; mehrfach durchbrach es einen Käfig von starkem Bambus, rief durch seine Flucht einen panischen Schrecken in der Ansiedlung hervor und vermochte nur mit großer Mühe wieder eingefangen zu werden. Es legte eine solche Bosheit an den Tag, daß es in demselben Augenblicke, wo es die Hand nach der dargereichten Speise ausstreckte und den Geber unverwandt ansah, mit der Tatze des Hinterbeines einen heftigen Schlag nach demselben auszuführen pflegte. Sein Tod erfolgte nicht durch Krankheit, sondern durch beständige Aufregung, in die es durch die Haft und den Anblick seiner menschlichen Hüter versetzt wurde.

Daß der Gorilla sich beim Angriffe irgend welcher Waffen bediene, gehört in das Reich der Fabeln; er bedarf derselben auch nicht, da seine Arme vollständig ausreichen, mit denen er Baumstämme von 6 Zoll Durchmesser abzubrechen vermag. An Größe sind die ausgewachsenen Gorilla's sehr verschieden; unter den mitgebrachten Exemplaren befinden sich welche von 5 Fuß 2 Zoll bis zu 5 Fuß 8 Zoll, doch gibt es noch größere. Das Weibchen ist viel kleiner, weniger stark und von leichterem Bau; ein von Chaillu geschossenes Weibchen maß 4 Fuß 6 Zoll.

Die Haut des Gorilla ist ein dunkles Schwarz, doch tritt sie nur im Gesichte, auf der Brust und an den Flächen der Hand zu Tage, sonst ist er überall mit eisengrauem Haar bedeckt, das an den Armen dunkler und viel länger, bisweilen über 2 Zoll lang ist. Den Kopf bedeckt bis zum Nacken ein kurzes röthlichbraunes Haar. Die Brust ist blos und nur bei Jungen mit dünnem Haar bewachsen. Die Augen liegen tief eingesunken und die gewaltige hervorstehende knochige Stirn verleiht dem Ausdrucke des ganzen Gesichts etwas ungemein Wildes. Das Maul ist weit, die Lippen scharf geschnitten, doch ohne alles Roth, die Kinnlade stark und mit mächtigen Zähnen besetzt, die er nebst dem rothen Innern des Rachens dem Gegner zeigt. Der Hals

Digitized by Google

fehlt fast ganz, so daß der Kopf in den Schultern zu stecken scheint; Augenbrauen und Augenwimpern sind dünn, die Augen weit auseinander, die mit den Augen fast in gleicher Linie liegenden Ohren etwas kleiner, im übrigen den menschlichen sehr ähnlich, die Nase flach, doch etwas vorspringend durch ein Nasenbein, was ihm die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen verleiht.

Der Körper ist etwas gebeugt, die Brust mächtig (bei einigen maß sie 62 Zoll), die Schultern äußerst breit, die Arme sehr lang und bis zu den Knieen hinabhängend (bei einem alten Thiere betrug die Entfernung von einer Hand zur andern 9 Fuß), während die Beine verhältnißmäßig kurz sind. Die Hände sind von gewaltiger Größe, stark, kurz und dick; der Umfang des Mittelfingers am ersten Gelenk beträgt oft 6 Zoll, die Haut ist dick und schwielig und oben mit Haar bedeckt, das auf den Fingern ganz dünn und spärlich wird, die Nägel kurz, dick und stark abgenützt, die ganze Hand fast eben so breit wie lang. Der Fuß ist verhältnißmäßig breiter als beim Menschen und, verschieden von sonstigen Affen, länger als die Hand, von dunkelschwarzer Farbe, schwielig, zum Klettern wenig geeignet, während die dicken und beweglichen Zehen zum Packen und Festhalten vortrefflich sind.

Das wären so ziemlich die Hauptmerkmale des Gorilla, der nach den sorgfältigen Untersuchungen von Dr. Wyman in Boston, Professor Duvernoy und St. Hilaire in Paris und Professor Richard Owen in London in seinem Körperbau die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen hat.

Das Fleisch ist dunkelroth und zäh und wird von den Negern im Innern gern gegessen. Gleichwohl jagen sie den Gorilla nur selten, weil er nur mit Flinten geschossen werden kann, die im Innern selten sind, und weil die Jagd mit zu großen Gefahren verbunden ist.

Ein Beispiel davon erzählt Dr. Chaillu aus seiner eigenen Erfahrung.

„Unsere kleine Jagdgesellschaft hatte sich etwa eine Stunde getrennt, als Gumbo (mein schwarzer Begleiter) und ich in großer Entfernung von uns einen Schuß hörten und gleich darauf einen zweiten. Wir waren schon auf dem Wege dahin und hofften einen Gorilla getödtet zu finden, als der Wald von dem furchtbarsten Gebrüll zu ertönen begann. Voller Furcht eilten wir vorwärts: da lag der arme Bursche, der allein gegangen war, in einer Blutlache auf der Erde; seine Eingeweide quollen zu dem aufgerissenen Bauche hervor. Neben ihm lag seine Flinte mit gebrochenem Schaft und zerbogenem Lauf, der deutlich die Spuren von den Zähnen des Gorilla an sich trug. Nachdem wir den Verwundeten (er starb am folgenden Tage) durch etwas Brandy wieder zu sich gebracht hatten, erzählte er sein Abenteuer. Er hatte sich plötzlich dem Gorilla gegenüber gesehen, der sehr wüthend war und sofort auf ihn losging; da es an einer sehr dunklen Stelle des Waldes war, schoß er auf eine Entfernung von nur 24 Fuß fehl, streifte das Thier nur leicht, und ehe er wieder zu laden und anzulegen vermochte, war er zu Boden geworfen und mit einem Schlage verstümmelt. Nachdem der Gorilla seine Wuth noch an der Flinte ausgelassen, verschwand er im Dunkel des Waldes, und alle Nachforschungen in der Gegend waren vergebens. Wir trugen den armen Burschen ins Lager, wo er den Hergang noch einmal erzählen mußte, und seine Landsleute erklärten sofort, es sei kein gewöhnlicher Gorilla gewesen, sondern ein böser Mensch, der in einen Gorilla verwandelt sei. Solch einem Wesen könne Niemand entkommen, sagten sie, und es könne selbst von den muthigsten Jägern nicht getödtet werden. Diese fatalistische Anschauungsweise und Vorstellung von einer Seelenwanderung wird fast stets in ähnlichen Fällen vorgebracht, wahrscheinlich um den Muth ihrer Jäger aufrechtzuerhalten, auf die ein solcher Unfall einen sehr niederschlagenden Eindruck macht."

Denksprüche.

Schlag' deinen Feind vielmehr mit Langmuth, als mit Streiten,
Die höchste Tugend ist Geduld zu allen Zeiten.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google